STIMMEN AUS MARIA-LAACH

Digitized by Google

0902
.83?

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Monatschrift.

Sechster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

0902
.882
Bd. 6-7
1874

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Gegen die Freimaurer. (P. G. Schneemann S. J.) 1. 238

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität. XIV. Quesnel und die Bulle Unigenitus. (P. R. Bauer S. J.) 17. 147

Der Gott in der Philosophie des Unbewußten. (P. T. Pesch S. J.) . . 34

In welchen Bischöfen erkennt das katholische Volk seine Hirten? (P. Th. Granderath S. J.) 53

Kirchenmusikalische Briefe. V. (P. Th. Schmid S. J.) 71

Die Atomisirung der Gesellschaft durch den Liberalismus. (P. Pachtler S. J.) 105. 201

Die Sündfluthsage der alten Chaldäer. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . 117

Patriotische Briefe. I. II. III. (P. H. J. v. Fugger S. J.) . 133. 311. 497

Bibel und Chronologie. I. II. (P. J. Knabenbauer S. J.) . . 164. 358

Drei Briefe des P. Friedrich von Spee aus der Gesellschaft Jesu . . 177. 268

Die sociale Frage und die kirchlich-politische Krisis der Gegenwart. (P. Th. Meyer S. J.) 217

Die Ehe als Vertrag. I. II. (P. B. Rive S. J.) 258. 324

Gehirn und Seele. (P. T. Pesch S. J.) 297

Zur neuesten Geschichte der italienischen Freimaurerei. (P. M. Pachtler S. J.) 340

Das ökumenische Patriarchat. (P. D. Rattinger S. J.) . . . 373. 571

Die Papstwahl. (P. Th. Granderath S. J.) 401

Die „großartigen Zeugnisse“ für die Descendenztheorie. I. II. (P. H. Kemp S. J.) 415. 544

Der hl. Cyprian und die „Altkatholiken“ seiner Zeit. I. II. (P. Fl. Rieß S. J.) 433. 529

Die Thätigkeit des menschlichen Gehirns. I. II. (P. T. Pesch S. J.) 447. 511

Matthias Zelhorst. I. II. (P. J. B. Diel S. J.) 463. 562

Recensionen.

1) Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung. — 2) Neue Evangelische Kirchenzeitung. — 3) Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland. (P. J. Knabenbauer S. J.) 85

507245

Digitized by Google

Seite

Handbücher der Literaturgeſchichte:

1) **W. Lindemann**, Geſchichte der deutſchen Literatur. (P. J. Helten S. J.) 188

2) **B. Hüppe**, Geſchichte der deutſchen National-Literatur. (P. J. Helten S. J.) 476

Dr. **Val. Thalhofer**, Dr. Fr. Xav. Reithmayr's Lehrbuch der bibliſchen Hermeneutik. (P. R. Cornely S. J.) 277

M. Joſ. Scheeben, Handbuch der katholiſchen Dogmatik. (P. K. Wiedenmann S. J.) 281

G. Hanſemann, Eduard v. Hartmann's Philoſophie des Unbewußten für das Bewußtſein weiterer Kreiſe. — Dr. **R. Seydel**, Widerlegung des Materialismus und der mechaniſchen Weltanſicht. (T. P.) . . . 290

P. C. A. Kreutzwald, de canonica iuris consuetudinarii praescriptione inauguralis. (P. Th. Granderath S. J.) 385

Dr. **F. J. Holzwarth**, Briefe über das heilige Meßopfer. (T. P.) . . 388

L. C. Buſinger, das Leben unſers lieben Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus und ſeiner jungfräulichen Mutter Maria. (P. J. Knabenbauer S. J.) 392

W. E. Freiherr v. Ketteler, Kann ein Jeſuit von ſeinen Oberen zu einer Sünde verpflichtet werden? (P. R. Cornely S. J.) . . . 482

E. E. Estcourt, The Question of Anglican Ordinations. (P. B. Winkler S. J.) 486

F. X. Kraus, Lehrbuch der Kirchengeſchichte für Studierende. — Dr. **Heinrich Brück**, Lehrbuch der Kirchengeſchichte für akademiſche Vorleſungen und zum Selbſtſtudium. (P. R. Bauer S. J.) 489

Dr. **K. Schrödl**, Geſchichte der Päpſte und der römiſchen Kirche in der Urzeit des Chriſtenthums oder den drei erſten Jahrhunderten. (P. Fl. Rieß S. J.) 585

Ph. Hartmann, Repertorium Rituum. (P. A. Lehmkuhl S. J.) . . 587

Miscellen.

Katholiſches Vereinsleben in Belgien S. 100. Literariſches S. 101. 294. 592. Curioſa S. 103. Judaica S. 103. Confeſſionsloſe Schule und Schandliteratur S. 197. Vorbilder für den „modernen Culturfortſchritt" S. 198. Die lutheriſche Kirche in Schweden und die Miſſion S. 199. Profeſſor Agaſſiz und die amerikaniſchen confeſſionsloſen Staatsſchulen S. 293. Ein ruſſiſches Urtheil über den National-Liberalismus S. 398. Wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zugeht S. 398. Ueber die Partikel vom hl. Kreuzholze S. 495. Die neudeutſche Flagge und die proteſtantiſche Miſſion. S. 495. Statiſtiſches S. 496. Zur Kennzeichnung der modern-deutſchen Culturwiſſenſchaft S. 591.

Digitized by Google

Gegen die Freimaurer.

I.

Die Gleichartigkeit des Kampfes, der jetzt in den verschiedensten Ländern gegen die katholische Kirche entbrannt ist, weist auf eine einheitliche Ursache hin, und bei näherer Untersuchung stellt sich als solche auch dem blödesten Auge die Freimaurerei dar. Bei diesem Kampfe darf kein Christ gleichgültig bleiben. „Es ist," wie der große Katholiken-Congreß von Mecheln am 6. September 1867 erklärte, „die Pflicht aller Katholiken, energisch die Freimaurerei zu bekämpfen und ihre gegen die Kirche und die Gesellschaft geschmiedeten geheimen Pläne zu enthüllen." Diese Worte geben zugleich die wirksamste und leichteste Kampfesweise gegen die Loge an: die Offenbarung ihres Geheimnisses. Nach der Erklärung des „Großen Orient" von Frankreich ist „Verschwiegenheit für die Freimaurerei die Bedingung ihrer Gründung, die Garantie ihrer Existenz." „Die Dauer unseres Bundes," bemerkt in gleichem Sinne der belgische Bruder Defrenne[1], „hängt von der strengen Bewahrung unseres Geheimnisses ab." Denn „die Öffentlichkeit," wie der Repräsentant des mexikanischen Groß-Orientes, Hermann von Uslar, ausgesprochen hat, „muß den Tod der Maurerei nothwendigerweise herbeiführen."[2] Ebenso erklärt die preußische Groß-Loge zu den drei Weltkugeln: „Reißen wir die Mauer (der Verschwiegenheit) nieder ..., dann hört der Orden allmählich auf und verschwindet in dem großen Menschenleben wie der Wassertropfen im Meere."[3] Womöglich

[1] Bei der Eröffnung der Loge du travail in Brüssel. Ein Auszug aus dem „Verbalproceß" dieses Festes findet sich bei Reut, la francmaçonnerie soumise au grand jour de la publicité. II édit. Gand 1866. I, 127.

[2] Freimaurer-Zeitung 19. August 1865.

[3] Johannis-Rundschreiben in der Freimaurer-Zeitung 19. August 1865, S. 258. Ähnlich lautet ein Johannes-Rundschreiben der Großloge von Hamburg (1863).

Digitized by Google

noch strenger halten es mit dem Geheimniß die englischen und amerikanischen Logen. In diesem Punkte stimmen also die Freimaurer der verschiedensten Systeme und Länder überein. Als in Frankreich verlautete, man wolle an die Großlogen der Welt einen Vorschlag zur Unterdrückung der „geheimen Formalitäten" machen, rief eine der angesehensten maurerischen Zeitschriften, le monde maçonnique, voll Entrüstung aus, daß „die Logen ohne Zweifel einmüthig diesen Vorschlag verwerfen würden, da derselbe auf nichts weniger ziele, als gänzlich die Freimaurerei zu zerstören." Daher erklärt sich „der furchtbare Eid", welcher „die Bauhütte wie mit unzerbrechlicher, undurchdringlicher Mauer umgeben" soll[1]. Anderseits waren deßhalb die katholischen Publicisten der neuern Zeit darauf bedacht, das geheime Treiben der Loge durch Geständnisse und Aktenstücke der Freimaurer vor aller Welt offen zu legen, und der heilige Vater billigte auf das Höchste solches Bemühen[2]. Weil ich nun fern von Deutschlands Grenzen eine reiche, die englischen, französischen, belgischen, italienischen und deutschen Logen betreffende Bibliothek fand, will ich gleichfalls einen kleinen Beitrag zur Charakteristik jenes geheimen Bundes liefern, und zwar werde ich hierbei insbesondere die neuere Logenpresse Deutschlands berücksichtigen.

Eine Charakteristik der Freimaurerei ist nicht leicht. Abgesehen vom Nimbus des Geheimnisses, worin dieselbe sich einhüllt, von dem fabelhaften Lug und Trug, der in ihr herrscht, bildet sie in Wahrheit das

---

Wegen des „hie und da sich zeigenden Verlangens nach Veröffentlichung der Maurerei" heißt es dort ganz wehmüthig: „Neben der Nektarschale (aus der wir trinken) steht der Wermuthsbecher."

[1] Freimaurer-Zeitung 9. August 1873, S. 254.

[2] Breve an Neut vom 6. Dezember 1865, l. c. pag. XI. Neut gab unter dem oben citirten Titel zwei dicke Bände authentischer Aktenstücke über die Freimaurerei heraus. Gratis sandte er dieselben an alle maurerischen Zeitungen Belgiens; sie schwiegen. Er forderte die Logen auf, eines seiner Documente, wenn sie könnten, zu dementiren; sie schwiegen. Von deutschen hierhin gehörigen Schriften sind besonders zu nennen die beiden vortrefflichen Broschüren von Alban Stolz: „Mörtel für Freimaurer" und „Akazienzweig für Freimaurer"; ferner das anonyme Werk: „Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar" (Herder, Freiburg, 1873), wovon die Kölnische Volkszeitung urtheilte, daß es wohl das beste Werk sein möchte, welches bisher in Deutschland über die Freimaurerei erschienen wäre. Mit großer Sachkenntniß sind auch die ausgezeichneten Artikel der „Periodischen Blätter" über „Die innere Unwahrheit der Freimaurerei" geschrieben. Niemand hat aber überzeugender die Verwerflichkeit der maurerischen Geheimnißkrämerei dargethan, als der hochwürdigste Bischof von Mainz in seiner Broschüre: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?"

Digitized by Google

neue Babylon, das Reich der Verwirrung, ein buntes Gewimmel von Systemen, die gegen einander kämpfen und alle behaupten, das wahre, „gerechte und vollkommene" Maurerthum zu besitzen. Niemand halte das für eine ultramontane Verleumdung. Hat nicht das Organ der schweizerischen Großloge Alpina, die „Union Maç. Suisse", noch in diesem Jahre von der Freimaurerei erklärt, daß „das Institut eher dem babylonischen Thurmbau als einer ernsten, überlegten Arbeit gleiche"? [1] Die wahre Natur dieses Babels läßt sich nur aus seinem Antagonismus gegen die von Christus auf Petrus gegründete katholische Kirche erklären.

„Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Wenige Worte! Und doch umfassen sie die Geschichte aller kommenden Jahrhunderte: den Aufbau und Sieg der Kirche auf dem Felsen Petri und des in ihm fortlebenden römischen Papstthums, sowie das ewige, aber fruchtlose Anstürmen der finstern Mächte gegen den Gottesbau. Dieselben Worte zeigen uns zugleich, daß höhere als bloß menschliche Faktoren in der Weltgeschichte thätig sind. Ist die felsenfeste Einheit und Dauer der katholischen Kirche rein unerklärlich durch die bloße Thätigkeit des armen Fischers und ohne die Mitwirkung des Herrn, so läßt sich auch der ewige Kampf gegen die Kirche aus bloß menschlicher Kraft und Leidenschaft nicht begreifen; derselbe läßt sich nicht verstehen, ohne daß man „die Pforten der Hölle", welche „von Anbeginn" gegen Gott und sein Gesetz sich empörten und alle Kreaturen in diese Empörung stets zu verwickeln suchten (Gen. 3, 1. Apocal. 12, 9), mit in Betracht zieht. Das war auch die Ansicht der heiligen Apostel (Ephes. 6, 12. 1 Petr. 5, 8. Apoc. 12 ff. u. a. a. O.), das die Ansicht der heiligen Väter, insbesondere des hl. Augustin, der unter dem Bilde der beiden Reiche, der Stadt Gottes und der Stadt Satans, „Babylon's, das Verwirrung bedeutet" [2], diesen steten Kampf darstellte.

Christus stiftete ein Reich, wenngleich ein Reich „nicht von dieser Welt". Er hat nicht nur Sittengebote, sondern auch Glaubenswahrheiten, nicht nur die Liebe, sondern auch den Glauben als Gesetz allen Menschen vorgeschrieben. „Wer nicht glaubt, wird verdammt." Und

---

[1] Die „Freimaurer-Zeitung" referirt in ihrer Nummer vom 12. Juli 1871 mit Wohlgefallen den Aufsatz des schweizerischen Großlogen-Organs.

[2] De civitate Dei. l. 17. c. 16. Edit. Bened. VII. 479.

Digitized by Google

weil ein Gesetz ohne eine lebendige Autorität, die es verkündet und über seine Ausführung wacht, zu einem Spielballe der Einzelnen und der Parteien wird, so stellte er in der hierarchischen Kirche eine solche Autorität auf. „Wer die Kirche nicht hört, der sei anzusehen als ein Heide und öffentlicher Sünder."

Von jeher hat die finstere Macht des Bösen gegen Gott und sein Gesetz revoltirt. Daher mußte sie, als Gott zu ihrer Bezwingung unter Menschengestalt auf Erden erschien und in seiner Kirche ein unbedingt verpflichtendes Gesetz sammt lebenskräftiger Autorität aufstellte, sich mit nie ruhendem Hasse gegen dasselbe kehren. Sie suchte bei der Gründung und ersten Ausbreitung der Kirche durch rohe Gewalt und die blutigsten Verfolgungen von der Annahme des christlichen „Gesetzes" abzuhalten. Wäre Christus mit der Ehre zufrieden gewesen, welche man in Rom den Göttern der unterjochten Völker gewährte und Tiberius ihm wirklich gegeben haben soll, die „Pforten der Hölle" hätten daselbst eben so wenig gegen seinen Cult, als gegen den Cult der Nationalgötzen gekämpft. Aber daß er jede seiner Offenbarung widerstrebende Religion als gottlos verwarf, alle Menschen unter Strafe der ewigen Verdammniß verpflichtete, alle seine Lehren anzunehmen und in seine Kirche einzutreten: diese Ausschließlichkeit verdroß, und die höllischen Mächte suchten durch unmenschliche Grausamkeit von der Annahme des Joches Christi abzuschrecken.

Der Versuch mißlang. Ein anderer wurde von der finstern Macht geplant. „Als sie," sagt der hl. Augustinus, „sah, daß das Menschengeschlecht zum Namen seines Erlösers lief, erregte sie die Häresien, welche unter christlichem Namen der christlichen Lehre widerstehen sollten, als ob dieselben in der Stadt Gottes unterschiedslos, ohne irgend welche Strafe, verbleiben könnten, gleichwie die Stadt der Verwirrung unterschiedslos die widersprechendsten Systeme in ihrer Mitte duldete." Auch dieser Versuch mißlang. Die Kirche schied die Häresien unbarmherzig aus, und einmal vom Lebensbaume abgeschnitten, hatten diese Zweige keine Kraft mehr, sich auszubreiten. Selbst als man jenes Element zu Hilfe rief, das immerdar am meisten der Einheit der verschiedensten Völker unter einem geistlichen Oberhaupte widerstrebt, Nationalhaß und Nationaleifersucht, als gottlose Fürsten ihre ganze Macht zur Unterstützung der Häresien aufboten, konnte man es nicht zu einem allgemeinen Abfall, sondern nur zu Nationalkirchen bringen. Die Masse der christlichen Völker blieb der katholischen Kirche treu. Der gewaltige,

Digitized by

von Christus selbst gepflanzte Baum lebte fort, auch nachdem die Zweige abgehauen waren; ja, er schien sich dadurch verjüngt zu haben, so zahlreich waren die neuen Sprossen, die er trieb, so herrlich die neuen Früchte, die er zeitigte.

Wiederum wurde von „den Pforten der Hölle" ein Versuch gemacht. Das Gewürm, welches sich in einem der abgehauenen Zweige entwickelt hatte, sollte den Baum und all' seine Äste bevölkern, sich darin einbohren, und überall dieselbe Auflösung verursachen. Äußerlich ließ man so den Baum unversehrt, keinen weiteren Zweig hieb man ihm ab; doch er wäre beim Gelingen des Versuches bald dahin gesiecht und auch ohne Axt zum Sturze gekommen. Enthüllen wir ohne Bild den Plan der finstern Mächte! Der Deismus, zu dem sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts der englische Protestantismus entwickelt hatte, sollte, ohne daß man äußerlich das Kirchenthum vernichtete, auf die katholische wie alle anderen Religionsgesellschaften übertragen werden, damit so diese gottlose Freigeisterei an der Stelle des Christenthums die Religion der ganzen Welt würde. Hierzu verschwor man sich durch fürchterliche Eide, und dieser Bund ist die Freimaurerei. Sie gab vor, keine der bestehenden Religionen schädigen zu wollen; Katholiken wie Protestanten könnten in ihren Kirchen bleiben, doch sollten alle verständigen und ehrlichen Leute in den verschiedensten Religionen und Ländern einzig auf Grundlage der menschlichen Natur und der aus ihr hervorgehenden Religion und Bruderliebe einen großen Bund zur Erreichung der höchsten menschlichen Zwecke bilden. So war eine deistische Naturreligion Grundlage des Freimaurerbundes, der in alle Kirchen eindringen und alle deren Mitglieder aufsaugen sollte.

Die Freimaurerei wird von ihren eigenen Anhängern gern als Vollendung der Reformation gepriesen. In der That bekundet sie einen Fortschritt im Kampfe gegen die Kirche. Leugnete die Reformation einige Glaubenslehren, so stellt die Freimaurerei die Verbindlichkeit aller Dogmen in Frage, hebt mithin das ganze christliche Glaubensgesetz auf. Denn zum Wesen eines Gesetzes gehört, daß es verpflichtet. Der Protestantismus hat die Autorität der katholischen Kirche geleugnet, aber ein anderes „reformirtes" Kirchenthum dafür einrichten wollen. Die Freimaurerei leugnet die Verpflichtung, der Kirche Christi irgendwie anzugehören und stellt statt der Kirche einen andern „Tempel" auf. Sie ist ein vollkommener Abfall vom Christenthum und sucht, durch schreckliche Eide verbunden, in diesen Abfall die ganze Menschheit zu verstricken.

Digitized by Google

Damit wollen wir nicht sagen, daß die einzelnen Freimaurer mit Erkenntniß dieses Zweckes beigetreten sind. Das sei ferne! Viele, vielleicht die meisten kennen nicht die letzten Ziele des Bundes, sind durch den unglaublichen Trug, der dort nach eigenem Geständnisse herrscht, getäuscht worden.

Um Alles der Ordnung nach zu beweisen, wollen wir zeigen, daß das heutige Freimaurerthum eine Frucht des englischen Deismus ist, daß Deismus und was sich daraus entwickelt, die Religion der Loge ist, und letztere sich bemüht, hierzu die ganze Menschheit zu verführen.

Über das Alter der Freimaurerei herrschen verschiedene Ansichten. Während die Einen dasselbe bis zum Salomonischen Tempelbau, dem Bau der Pyramiden oder gar zur Arche Noe zurückdatiren, wird gegenwärtig immer allgemeiner von freimaurerischen Geschichtsforschern behauptet, daß der Ursprung der heutigen Freimaurerei nicht über den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreiche. Wir brauchen uns in diesen häuslichen Zwist gar nicht zu mischen; soviel steht fest, daß das Logenwesen, selbst wenn es das höchste Alter beanspruchen dürfte, sich im Beginn des 18. Jahrhunderts in England reorganisirt und erst seit dieser Zeit den mächtigen Einfluß, welchen es gegenwärtig übt, erlangt hat. Gerade damals griff in England gewaltig Freigeisterei und Unglaube um sich. „Mit dem 18. Jahrhundert," schreibt Döllinger, „trat in England ein so weit und tief greifender Verfall der Religion ein, gelangte eine so indifferentistische Gesinnung zur Herrschaft,... daß Fremde, wie Montesquieu, den Eindruck empfingen, es gebe da keine Religion mehr." (Kirche und Kirchen S. 80.) In diese Zeit fällt nun die Gründung der ersten Groß-Loge in London und die Umbildung der dortigen alten Steinmetzen-Logen (Gilden) in das sogenannte symbolische Freimaurerthum, welches unter den der Werkmaurerei entlehnten Symbolen angeblich die Menschheit zu ihren höchsten Zielen führen will. Seit der Reformation, die den Kirchenbau und alle auf denselben bezüglichen Künste auf das Schwerste schädigte, waren auch die Steinmetzengilden immer mehr verfallen. Sie suchten sich durch Aufnahme von angesehenen Nichtmaurern zu helfen, die an Einfluß zuletzt so überwogen, daß die Werkmaurerei ganz zurücktrat. Die ersten Constitutionen der so veränderten Maurerloge wurden von Anderson 1723 herausgegeben, und sie kennzeichnen hinreichend den Geist, der die umgestaltete Brüderschaft beim Ausbau des Tempels der Menschheit beseelte. Weil

Digitized by

die neu organisirte Freimaurerei auf demselben religiös-sittlichen Gebiete operirte, worauf gerade damals der heftigste Geisteskampf zwischen Christenthum und ungläubigem Deismus entbrannt war, so mußte sie nothwendigerweise Partei nehmen. Was hat sie nun gethan? Hat sie die christliche Kirche vertheidigt? Davon ist keine Rede in den Constitutionen, vielmehr ward dort Alles ausgemerzt, was darauf Bezug hatte; anderseits enthalten sie dieselben Formeln, deren sich damals der Deismus bediente.

In den ältesten Urkunden der englischen Freimaurer- (Steinmetzen-) Logen, welche dem Constitutionsbuche Anderson's zu Grunde liegen, wird Liebe zu Gott und der Kirche, sowie Vermeidung der Ketzerei als erste aller Pflichten hingestellt. So heißt es in der sogenannten Halliwell'schen Urkunde (deutsch von H. Marggraff, Leipzig 1842): „Punkt 1. Die, welche die Kunst können und üben, Gott und die Kirche sollen lieben." Ferner in Cooke's Urkunde: „Die erste Pflicht ist, daß ihr treue Männer seid gegen Gott und die heilige Kirche, und daß ihr keine Irrlehre und Ketzerei heget." Diese Bestimmungen wurden in die veränderten Constitutionen von 1723 nicht mit hinübergenommen, obwohl Anderson andere aufnahm, die nur für Werkmaurer Sinn und Bedeutung haben. Anstatt der ersten Worte, daß die, welche die Kunst können, Gott und die Kirche lieben, heißt es nur: „Wenn (der Maurer) die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch ein irreligöser Wüstling sein." Natürlich, die Liebe Gottes findet im Deismus keinen Platz. Nach diesem System kann sich der Mensch Gottes entschlagen, wenn er denselben auch in der Theorie bestehen läßt. Ebendeßhalb nennt Anderson Gott den „großen Weltbaumeister", ein Ausdruck, der, wie Bruder Stentz (die Hiram-Sage) und nach ihm die Latomia (J. 1873, S. 166, 167) bemerkt, „vollkommen sich mit dem Begriffe deckt, welchen der damalige Deismus sich von Gott machte, der von der Welt nicht bloß verschieden, sondern auch geschieden ist, und dessen Weltganzes einmal geschaffen, seinen geregelten Gang, ohne weitere Einwirkung Gottes den unerschaffenen Naturgesetzen gemäß fortsetzt."

Deisten lieben nicht die Kirche. Es kommt auch im Constitutionsbuch keine Silbe von der Kirche, geschweige von Liebe der Kirche und Meidung der Ketzerei, vor. Wir lesen dort: „Es wird jetzt für dienlicher erachtet, die Maurer allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen, das ist: gute und treue Männer zu sein oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen (denominations) oder Überzeugungen sie unterschieden sein mögen" ..... „Wir sind als Maurer bloß von der oben erwähnten allgemeinen Religion (of the catholic religion)." Hier wird im Gegensatz zu den besonderen Meinungen, Denominationen, Überzeugungen (wozu offenbar auch das Christenthum gerechnet wird) förmlich als Religion der Freimaurer jene allgemeine Religion erklärt, die außer dem natürlichen (von Jedem nach vollem Belieben zu deutenden) Sittengesetze nur das dem Menschengeschlecht gemeinsame Minimum von natürlicher Religion enthält und bloß eine „stumpfsinnige" Leugnung Gottes ausschließt. Das ist aber nichts anders als der Deismus. Diese „allgemeine Religion" wird in den ältesten Freimaurer-Urkunden wohl auch die noachische genannt. „Die Maurer," heißt

Digitized by Google

es in einer an Anderſon 1738 gerichteten Zuſchrift des „Bruder Euklides“ [1], „ſind wahre Noachiten und, weil aller anderer Unterſchied nur von geſtern her iſt, erheiſchen ſie keine andern Denominationen, wenn der neue Bruder nur ein guter ehrlicher Mann iſt.“ Weiter kann die Verachtung des Chriſtenthums doch wohl nicht getrieben werden, als daß es von geſtern her datirt wird. Damit harmonirt, daß die Freimaurerei die Zeitrechnung der chriſtlichen Völker verſchmäht und die Jahre mit Erſchaffung der Welt zu zählen beginnt. Könnte über ihren deiſtiſchen Urſprung noch ein Zweifel walten, ſo würde derſelbe durch eine Vergleichung der obigen aus den Conſtitutionen angeführten Worte mit einer Behauptung Shaftesbury's gehoben. Dieſer, einer der erklärteſten deiſtiſchen Freigeiſter, ſtellte, wie Latomia (l. c.) aus der gedachten Schrift von Stentz anführt, zuerſt den Satz auf: „Alle Verſtändigen ſeien von derſelben Religion,“ und beantwortete die Frage, was das für eine Religion ſei, durch den Ausſpruch: „Von dieſer Religion ſprechen verſtändige Männer nur unter ſich.“ „Und dieſer Ausſpruch,“ fügen Stentz und Latomia bei, „wurde bei der Neubildung der Freimaurerbruderſchaft in den „alten Pflichten“ an die Spitze geſtellt und ſomit geſagt: öffentlich dieſe Religion, als die alle Menſchen vereinende, hinzuſtellen.“ Die Worte Shaftesbury's geben zugleich den Grund an, warum die Deiſten für Pflege und Verbreitung ihrer Freigeiſterei die alten Steinmetzen-Logen aufſuchten. Sie genoſſen dort für ihren Bund von vornherein nicht nur große Privilegien, ſondern vor Allem auch den Schutz des Zunftgeheimniſſes, unter deſſen Deckmantel „die Logen zu ſolchen vertrauten Geſprächen verſtändiger Männer wohl geeignet“ [2] waren. Um den Zuſammenhang zwiſchen Deismus und Freimaurerei zu zeigen, macht endlich Bruder Findel noch auf eine Stelle bei Toland, dem Patriarchen des engliſchen Deismus, aufmerkſam (Geſchichte der Freimaurerei S. 130 f.).

Weitläufige Beweiſe für den Zuſammenhang der Maurerei mit dem Deismus ſind unnöthig. Immer mehr wird auch von freimaureriſcher Seite die geſchichtliche Wahrheit zugeſtanden, welche Bruder Findel, der vorzüglichſte unter den gegenwärtigen maureriſchen Geſchichtsforſchern, mit den Worten ausſpricht: „Der letzte und jedenfalls entſcheidendſte Factor für die Umbildung des Maſonenthums war die geiſtige Bewegung, die wir unter dem Namen des engliſchen Deismus kennen, eine Richtung, welche die Offenbarungstheorie und alle Dogmen kühn verwarf und unter dem ſiegreichen Banner der Vernunft und der Kritik Alles mit ſich fortriß.“ (l. c.) Ebendasſelbe bewies Bruder Stentz in ſeiner jüngſt erſchienenen Schrift: „Die Hiram-Sage“, worüber die Latomia (l. c.) urtheilt: „Wir ſind . . . einverſtanden, namentlich mit dem Abſchnitte, in welchem der intellektuelle Zuſammenhang des Deismus mit der Entwicklungsgeſchichte der Brüderſchaft dargelegt wird.“ Dieſelbe

[1] Man findet dieſen Brief im Anhange verſchiedener Ausgaben des Conſtitutionenbuches von Anderſon.

[2] Bruder Stichling, „Bauhütte“, J. 1865, S. 177.

Digitized by Google

Anschauung kehrt denn auch oft in kleineren freimaurerischen Artikeln und Logenreden wieder [1].

Wären die Londoner Logen Steinmetzengilden geblieben, oder hätten sie sich in ein Casino, eine Handelsgesellschaft, einen musikalischen Verein umgewandelt, so würde man allerdings begreifen können, daß sie festgesetzt: wir verfolgen keinen religiösen Zweck und wollen uns darum auch nicht mit Religion befassen. Aber die Freimaurerei gibt vor, die Menschheit zu ihren höchsten Zielen führen, den Tempel der Menschheit nach dem vom allgemeinen Weltbaumeister entworfenen Plane vollenden zu wollen. Sie verfolgt angeblich denselben Zweck, den auch das Christenthum sich vorgesetzt hat; aber sie will diesen Zweck erreichen *ohne das Christenthum* auf Grund einer „allgemeinen Religion", die nichts anders ist als der Deismus. Sie erklärt mithin *thatsächlich*, zur Erreichung jenes erhabenen sittlich-religiösen Zweckes sei es ganz gleichgültig, welchem Glauben man angehöre, das Christenthum dazu ebenso unnütz wie jede andere „besondere Meinung", es käme hierfür nur auf „Ehre und Rechtschaffenheit" an; ja, gerade wegen dieses Indifferentismus nennen die Constitutionen die Freimaurerei „den Mittelpunkt zur Vereinigung aller Menschen". Der Widerspruch dieser maurerischen Grundregel mit dem Christenthum tritt in die Augen. Denn dieses stellt sich als den von Gott selbst gesetzten und *allen* Menschen strenge befohlenen Weg zu jenem höchsten sittlich-religiösen Ziele hin. Mag also die Loge noch so sehr betheuern, jeder Christ könne bei seiner Religion bleiben, mag sie auch Christus und Christenthum mit Lobsprüchen überhäufen, es ist das nur ein schlechter Deckmantel für den Indifferentismus, den sie grundsätzlich aufstellt, durch den sie die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit des Christenthums leugnet und sich als Abfall vom christlichen Gesetze kennzeichnet. Die nordamerikanischen Kolonien mochten noch so sehr die englischen Institutionen bewundern, dadurch, daß sie deren Verbindlichkeit und Gesetzeskraft für sich bestritten und aufhoben, fielen sie im Jahre 1776 vom Mutterlande ab. In ähnlicher Weise ist die Freimaurerei ein Abfall vom Christenthum.

Weil die Freimaurerei angeblich sittlich-religiöse Zwecke verfolgt, so wird ihre Denkungsart gern von den Logenmännern Religion oder gar „die Religion der Religionen" [2] genannt. Anderson's Constitutionenbuch

[1] Latomia 1868, SS. 15, 142 u. a. O. „Bauhütte", J. 1865, S. 177.

[2] So Br. von Trentowsky in dem gleich anzuführenden „Programm zur Reform."

Digitized by

ſelbſt gab dazu Veranlaſſung, indem es behauptete, daß die Maurer als ſolche von „der allgemeinen Religion" ſeien. Über den „religiös-ſittlichen Charakter" der Loge ſtimmen denn auch die radikalſten mit den ſogenannten „chriſtlichen" Freimaurern überein, Bruder Findler mit der von ihm ſo heftig angefochtenen „Großen Landesloge von Deutſchland" [1]. Demgemäß entlehnt man in der Loge gern Benennungen von der Religion. Da wird geſprochen von Tempel, Heiligthum, heiliger Gemeinde, Kirche der Humanität, Weihe, Taufe, Altar, Todtenfeier, Ritual. Das Ceremoniell iſt bis in's Kleinſte ausgebildet und wird nicht ſelten mit lächerlicher Ängſtlichkeit ausgeführt. Die Loge will offenbar denen, welche gegen die poſitiven Religionen gleichgültig ſind oder als Maurer gleichgültig geworden und etwas „Höheres" [2] als die Kirche ſuchen, einen Erſatz bieten. „Es gibt keine Religion," ruft ein belgiſcher Logenredner bei der Einweihung der Loge: L'espérance in Brüſſel (1848), „welche der Aufgeklärte umfaſſen könnte, und dennoch iſt der Menſch weſentlich religiös, er empfindet das Bedürfniß eines würdigen Cultus. Nun wohl, die Maurerei ſei für uns dieſe Religion, nach der unſer Herz verlangt." In dieſem Beſtreben iſt die Loge ſelbſt von Nachäffung religiöſer Geheimniſſe nicht frei, wie der Tempelweihe [3], der Confirmation, des Abendmahles, insbeſondere aber der Taufe [4].

Auch in Deutſchland kommt dergleichen vor. So berichtet „die Freimaurer-Zeitung" unterm 27. Dezember 1863 von Hildesheim: „Heute fand die Taufe des jüngſten Söhnchens des hochw. Stuhlmeiſters, Bruders Menge, ſtatt, bei welcher die beiden Logen, „Pforte zum Tempel des Lichtes" und „zum ſtillen Tempel", ver-

[1] Findel, die Schule der Hierarchie und des Abſolutismus in Preußen, Leipzig 1870. S. 22.

[2] Dieſe Redensart kommt ſehr häufig in der maureriſchen Literatur vor.

[3] In den letzten Tagen Septembers fand in Philadelphia eine großartige maureriſche Tempelweihe ſtatt mit „Gebet", „Segnung", Pſalmengeſang und Proceſſion. Während das dem Chriſtenthum Eigenthümliche ängſtlich ferngehalten wurde, nahmen die „Großcapläne" der Loge dabei keinen Anſtand, die Libationen der Alten zu erneuern. Nach dem Public Ledger Supplement von Philadelphia (27. Sept.), worin die Feierlichkeit ausführlich beſchrieben iſt, ſtreute der „Großcaplan", Br. Maclaughlin, Korn in der Loge, ein anderer „Großcaplan" ſprengte Wein herum, ein dritter goß Öl aus. Der „Philadelphia Democrat" getraute ſich jedoch nicht, dieſe Ceremonien den Profanen kund zu thun, und erwähnte nur eine „Einſegnung von Brod, Wein und Öl."

[4] Reut hat in ſeinem großen Werke (I. 114 ff.) Mehreres hierüber aus freimaureriſchen Documenten mitgetheilt. Ebenſo P. Gautrelet: La francmaçonnerie et la révolution, S. 452—468, aus des Freimaurers Dubreuil Hist. de la francmaçonnerie II. S. 133 ff.

Digitized by Google

treten durch deren dep. Meister vom Stuhl, die Brüder Deichmann und Grebe II, als Gevattern fungirten und dem Täufling den Namen Johannes Baptista gaben." Die Latomia wirft sogar deutschen Mitgliedern höherer Grade vor, was ich in Bezug auf Maurer anderer Länder nicht gefunden habe, daß „sie sich nicht entblöden, das Passahlamm zu essen."[1] Wenn übrigens in Deutschland die Logen-Taufe weniger im Schwange ist, so rührt dieß daher, weil die Sitte dort noch nicht völlig mit dem Christenthum abgehaust hat. Anders in Amerika. Dorther berichtet die „Bauhütte" (24. März 1866): „In unserer Loge finden sich eben so wenig wie in den übrigen amerikanischen Logen Mitglieder, welche mit irgend einer kirchlichen Gemeinschaft in Verbindung stehen. Diese Brüder ziehen es vor, ihren neugebornen Kindern bei unsern jährlichen Johannis- und Familienfesten einen Namen in Gegenwart der Brüder und Schwestern zu geben, anstatt sie durch einen von einer christlichen Sekte Angestellten mit Wasser besprengen und die Erbsünde aus ihnen heraustreiben zu lassen." Auf solche Weise bietet die Loge Ersatz für Christenthum und Taufe.

Wenn nun die Freimaurerei ein „Tempel", ein „Heiligthum", eine „Kirche der Humanität" ist, was für eine Religion wird darin ausgeübt? Darauf antwortet Bruder Stichling: „Die Freimaurerlogen hatten auch ihre Geheimlehre, die Vernunftreligion, die Lehre der englischen Deisten" (l. c.). Wie wahr diese Antwort sei, erhellt genugsam aus dem Gesagten. Aber beim Deismus bleibt man nicht stehen. Männer, die vom Christenthum zum Deismus abgefallen sind, gehen gewöhnlich weiter. Vom Deismus schreitet man zum Materialismus und zum offenen oder zu dem durch pantheistische Form verhüllten Atheismus. Die Logenformel des „Weltbaumeisters" hindert nicht daran. „Die Freimaurerei," sagt Bruder von Trentowsky in seinem „Programm zur Reform" vom 4. April 1865, „verehrt in allen ihren Tempeln und Bauhütten Gott, den sie in ihrer Baukunstsprache „Großer Baumeister aller Welten" nennt, läßt aber den Begriff Jedem frei. Ihr Weltbaumeister ist und bleibt das höchste Wesen, welches man verstehen kann, wie man will, welches ebenso ein Christ, ein Jude, ein Mohammedaner, ein Heide wie ein Monotheist, Deist, Pantheist[2], ja sogar ein Atheist, der doch irgend einen Urgrund für den ersten und letzten Grund der Dinge angibt, anerkennen muß."[3] Gerade so urtheilten der französische und der belgische Großorient bei dem langwierigen und heftigen Streite, den die maurerischen Atheisten in Betreff der genannten, sie genirenden Formel

---

[1] Jahrg. 1868, S. 174.

[2] In ähnlicher Weise Bruder von Spengler in einem Karlsbader Maurer-Kränzchen. Freimaurer-Zeitung, 4. Sept. 1871.

[3] In diesem Falle ist er kein „stumpfsinniger" Atheist, genügt also den freimaurerischen Constitutionen.

machten. Damit hat jedoch dieser Zwist nicht aufgehört. Die maurerische Presse beschäftigt sich in Frankreich fortwährend mit dieser Frage. So enthält, um aus der großen Masse das erste beste Blatt herauszugreifen, die Pariser Revue, die Chaîne d'union (1. März 1872), einen beschwichtigenden Artikel des Inhaltes, daß ein Jeder unter den Wörtern: Gott und Unsterblichkeit, denken könne, was er wolle. Nichtsdestoweniger brachte dieselbe Nummer eine Logenrede des Bruders Vincent, der sich durch das bloße Wort genirt fühlte und erklärte: „Ich bin auf der Seite derer, die das Wort Natur an die Stelle des Wortes Gott setzen. Unsere Gedanken sind nur Secretionen des Gehirnes." Auch die italienische Freimaurerei hat „die Pflichten gegen Gott" aus ihren Constitutionen entfernt. Sollte der Leser aber sich darüber wundern, wie ein Atheist noch von Gott und Religion sprechen könne, so höre er Strauß, der seine Gefühle und die der consequenten Männer der modernen Cultur also beschreibt: „Wir fordern aber für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme des alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös."

Pantheismus ist nicht nur zulässig in der Loge, sondern ihr ausschweifender Cult der „Menschheit" mußte schließlich zur pantheistischen Vergötterung dieser Menschheit führen. Besonders findet das in Italien statt, wo der Großmeister Mazzini solche Ideen emsig ausbreitete und förderte. Im gleichen Sinne wirkte die pantheistische Richtung der deutschen Philosophie, so daß auch die deutsche Loge sich nicht fern davon hielt. Man ging soweit, den Cult der Humanität als die alleinseligmachende Religion hinzustellen. So stimmt die Latomia (J. 1868, S. 167) völlig den an drei Aspiranten gerichteten Worten eines Stuhlmeisters bei: „Das reinste Menschliche ist das hohe Göttliche und das einzig Christliche. Ihre zu den verschiedenen Kirchen gehörenden Formeln lassen Sie in der profanen Welt zurück, wenn Sie unsern Tempel betreten; aber es begleite Sie immer in denselben das Gefühl für das Heilige in dem Menschen, diese einzige und allein beseligende Religion."

Aus dem Gesagten kann man schließen, daß in der Loge auch der Glaube an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele nicht fest steht. Die Latomia gesteht das in ihrem letzten Jahrgang (XIX, 151) mit folgenden Worten zu: „Ob in Deutschland der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode als Requisit einer Aufnahme verlangt wird, lassen wir dahingestellt." Ungleich weiter geht die „Bauhütte", das „Organ des Ver-

Digitized by Google

eines der deutschen Freimaurer"; sie veröffentlicht (Nr. 20, 18. Mai 1872) eine Logenrede, worin Br. Goll der Loge Leopold zur Treue im Or. Karlsruhe zu beweisen sucht, daß „die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Unsterblichkeitsglaubens die Sittlichkeit durchaus nicht gefährdet"; daß sie vielmehr „eine Sittlichkeit erzeugt, die strenger und erhabener ist, als jene der Asceten in den ersten Jahrhunderten des Christenthums"; daß „bis auf den heutigen Tag in solchen Ländern und Gegenden, wo der Glaube an Fegfeuer und Hölle noch am festesten wurzelt, es um die Sittlichkeit am allerübelsten bestellt" ist. Der Leser wird hieraus begreifen, warum deutsche Freimaurer sich eifrigst bemühen, wie früher die Vorlesungen Vogt's zu begünstigen, so jetzt v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" zu verbreiten, welche den „Ochsen" und das „Schwein" um ihr „behagliches" Leben beneidet [1].

So herrscht in der Loge die höchste Freigeisterei, welche in alle denkbaren Meinungen auseinander fließt und nur im Kampfe wider die Verpflichtung des christlichen Gesetzes und des Kirchenthums übereinstimmt. In solchen Abfall von Christus und seiner Kirche sucht aber die Maurerei, da sie ein universelles, die ganze Menschheit umfassendes Ziel verfolgt, alle Menschen zu verwickeln. Einestheils gründet sie zu diesem Behufe immer neue Logen, anderntheils sollen deren Mitglieder die in denselben empfangenen Ideen draußen nach Kräften verbreiten. Darum heißt Artikel 7 der „Statuten der italienischen Freimaurerei", welche auf der Mailänder Generalversammlung am 5. Mai 1864 angenommen wurden: „Als eine Hauptbestrebung stellt der Bund sich die Aufgabe, alle freien Menschen in eine große Familie zu vereinigen, welche nach und nach alle auf blinden Glauben und theokratische Autorität gegründeten Secten, sowie alle abergläubischen, unduldsamen und untereinander feindlichen Religionsgebräuche zu ersetzen hat, um den wahren und einzigen Tempel der Humanität zu bauen." In der italienischen Maurersprache bedeutet blinder Glaube, theokratische Autorität u. s. w. das katholische Christenthum; die Hauptaufgabe der Maurerei ist, dieses in der ganzen Welt zu ersetzen durch die „einzig wahre" Religion der reinen Humanität, die keine besondere Benennungen mehr zuläßt und weder christlich, noch jüdisch, noch mohammedanisch, noch heidnisch sein will. Leider ist diese Aufgabe in den letzten 150 Jahren der Loge nur allzu sehr gelungen. „In immer weitere Kreise," sagt Erd-

[1] S. 712. Siehe hierüber das 9. und 10. Heft, J. 1873, dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

mann in seiner „Geschichte der Philosophie“ (II. 129 ff.), „drang der Deismus dadurch, daß er die eigentliche Religion der Freimaurerei wurde.“ Wo die Logen sich frei entwickeln und blühen, da grassirt auch der Unglaube. Man denke nur an die französische Revolution, man sehe nur auf das heutige Nordamerika. Im letzteren Lande gibt es über 20 Millionen, die gar nicht mehr dem Christenthum oder einer anderen Denomination angehören, und wie die oben mitgetheilte Correspondenz bekräftigt, bestehen die Logen aus solchen Menschen. So darf es uns nicht wundern, wenn die Maurer der Zuversicht leben, daß, um mich eines Ausdruckes des Br. Merzdorf, Redakteurs der Latomia, zu bedienen, „das Gestirn der Maurerei die ganze Welt erleuchten und ihre Lehre zur Religion aller Völker“ werde. Doch die gegen Christus und seine Kirche gerichtete Verschwörung wird nicht gelingen, die Pforten der Hölle werden das Himmelreich nicht überwältigen.

Wenn wir hier von einer Verschwörung gegen das Christenthum reden, so verstehen wir darunter nicht eine förmliche Abschwörung desselben, die von den Eintretenden verlangt würde. Nein; es wird vielmehr denselben betheuert, jeder könne bei seinem Glauben bleiben. Der ungläubige deistische Indifferentismus wird verhüllt unter den Floskeln von brüderlicher Liebe und Toleranz gegen Andersgläubige, unter nichtssagenden Ceremonien, Banketen, prunkenden Reden von Licht und Freiheit, unter Spenden für Arme. Was in der Loge am verderblichsten wirkt, das ist der Geist, der die Körperschaft beseelt. Die Eintretenden sehen denselben nicht, und doch tritt er überall an sie heran. Wie derselbe beschaffen ist, lehrt uns die Klage der „Freimaurer-Zeitung“ (3. Juni 1865): „Die Schwachen fürchten schon mit ihrer Anhänglichkeit am Christenthum einen Mangel an Bildung, einen stillen Wahnsinn zu verrathen.“ Dieser Geist ist wirksamer und weniger abstoßend, als wenn eine förmliche Abschwörung des Christenthums verlangt würde. Dennoch ist der Bund eine Verschwörung wegen der Eide, durch welche er zusammen gehalten wird.

In den Constitutionen des sogen. schwedischen Systems heißt es, daß, wenn ein Bruder, wie immer, den Verschwiegenheitseid bricht, derselbe „schuldig und rechtsfällig werde, das Urtheil zu erleiden, dem er bei Leistung jenes Eides sich selbst unterworfen, und den unbekannten und heimlichen Vollstreckern jenes Urtheils überantwortet werde, unsicher vor ihren rächenden Händen in allen Orten des Erdballes, woselbst sich

Digitized by Google

rechtschaffene und echte Brüder befinden und ihre Arbeit führen." Die betreffende Stelle des Eides der Verschwiegenheit und des Gehorsams lautet aber: „Im Falle ich im geringsten Maße dieses mein Gelübde brechen sollte, so will ich, daß mein Hals abgehauen, mein Herz, meine Zunge, und meine Eingeweide ausgerissen und Alles in den Abgrund des Meeres geworfen, daß mein Körper verbrannt und seine Asche in die Luft umhergestreut werde. Das verspreche und gelobe ich aufrichtig und wahrhaftig, so wahr mir Gott helfe an Leib und Seele." Die Latomia (J. 1872, XXVIII, 46) bemerkt zu der ausgehobenen Stelle der Constitutionen: „daß eine Gesellschaft, und wenn selbst die höchsten Spitzen des Staates die höchsten Würdenträger derselben sind, würdig ist, ausgerottet zu werden, wenn sie sich anmaßt, einen Staat im Staate zu etabliren." Die genannte Constitution harmonirt aber ganz und gar mit dem Eide, der thatsächlich innerhalb des Staates eine geheime Macht mit höchster Criminaljustiz aufstellt und also, weil „ein solcher Staat im Staate" allen Grundsätzen der Moral und des Rechtes widerspricht, mit Anrufung des unendlich heiligen Gottes die Befugniß zum Morden gibt. Das schwedische System ist, wie die Latomia wiederholt betheuert (J. 1860, S. 79. J. 1872, S. 17. 26. J. 1873, S. 94), wesentlich noch gegenwärtig in den Logen der „Gr. Landesloge von Deutschland" in Kraft, die den vierten Theil aller deutschen Maurer umfaßt. Der genannte Eid stimmt ferner völlig mit dem Schwure überein, der in den französischen Logen bis in die neuesten Zeiten üblich war, und von Bruder Rebold mitgetheilt wird. Nach Versicherung dieses Geschichtschreibers wird diese Schwurformel heutzutage noch in den Logen des Suprême Conseil angewandt und ist in den Logen des Grand Orient bis zum Jahre 1853 aufrecht gehalten worden.[1] Ein ähnlicher Eid wird nach dem „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei" (von Zille und Schletter ad vocem „Eid") gegenwärtig in Schweden, England und besonders in Amerika geleistet. Von italienischen Maurern wurde er in neuerer Zeit nicht nur geschworen, sondern mehrfach exequirt. Möglich, daß er jetzt dort nicht mehr allgemein gefordert wird. In Italien sowohl als in Frankreich glaubt ein großer Theil der Brüder nicht mehr an Gott, muß es darum für absurd halten, Gott zum Zeugen anzurufen. In Deutschland wurde der genannte Eid schon vor geraumer Zeit von vielen

[1] Rebold, Histoire des trois Grandes-Loges de France. 1864. pag. 263.

Digitized by Google

Logen abgeschafft. Übrigens ist dieser von dem bekannten Dichter und Freimaurer Voß mit Recht als „scheußlich" bezeichnete Schwur gerade der ursprüngliche Maurereid, welcher schon in den 1730 von Prichard gemachten Enthüllungen vorkommt; und die weitläufige von Anderson versuchte Vertheidigung desselben beweist klar, daß er wirklich schon damals geleistet ward. In der englischen Formel wird das Gurgelabschneiden u. s. w. geradezu als Strafe hingestellt: all this under no less penalty. Symbol dieser Strafgerechtigkeit war das sogenannte „Staatsschwert", womit bereits einer der ersten Großmeister (Norfolk) die Londoner Großloge beschenkte (Latomia XIX, 143). Nach Allem wird man das Urtheil, welches die Latomia über das schwedische System fällte: es müsse „ausgerottet" werden, auf den ganzen Freimaurerbund anwenden; denn derselbe hat jenen scheußlichen Eid von Anfange an, lange Zeit allgemein, gegenwärtig noch in der bei Weitem größeren Zahl seiner Logen, aufrecht gehalten. Übrigens wird der genannte Eid auch dadurch, daß man den das Gurgelabschneiden betreffenden Passus wegläßt, noch nicht erlaubt. Denn er wird auf Unbekanntes, zum Eintritt in einen Bund, dessen Zweck, Mittel und Wesen man nicht genau kennt, geleistet, und dem Schwörenden mangelt die zum gerechten Eide nothwendige Gewißheit von der Erlaubtheit des zu Beschwörenden. In den Fällen, in welchen aber ein Eid unerlaubt ist, darf auch kein Versprechen an Eides Statt abgelegt werden. Die Logen also, welche den erwähnten Passus aus dem Eide weglassen oder auch bloß mit einem Gelöbniß an Eides Statt sich zufrieden geben, behalten dennoch die Makel der Geheimbünde[1]. Mit dem Hochgrad-Wesen riß noch ein anderes Verderbniß ein, nämlich die unsinnige Vervielfältigung der Schwüre[2]. Und wenn heutzutage die Heiligkeit des Eides immer geringer geachtet wird, so trägt die Loge zum guten Theil die Schuld daran: sie hauptsächlich hat die den Volksglauben zerfressende Freigeisterei genährt, sie jene unsittlichen Eide verlangt, sie das Schwören gemein gemacht.

Aber wird man fragen: wie ist es möglich, daß so viele sonst

---

[1] Es ist possierlich zu sehen, wie die Brüder sich ermüden, um zu zeigen, daß ihr Verein kein Geheimbund sei. Wir werden später hierauf zurückkommen.

[2] Über diese Vervielfältigung der Eide siehe „Allgemeines Handbuch d. F. M." ad vocem „Eid". Nach dem System der Gr. Landesloge werden nach Zahl der 9 Grade 9 Eide geschworen. Findel, Schule der Hierarchie S. 48. Es gibt aber Systeme mit 33, ja mit 90 Graden.

Digitized by Google

rechtschaffene Männer solche Eide geschworen und solchem das Christenthum unterwühlenden Bunde beigetreten sind? Wir könnten noch andere Fragen aufwerfen, welche die unglaubliche Macht der Täuschung in der Loge betreffen. Für alles dieses wird man schwerlich eine andere genügende Lösung finden, als Christi Wort: haec est potestas tenebrarum.

G. Schneemann S. J.

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XIV.

Quesnel und die Bulle Unigenitus. 1671—1717.

Die Einführung der gallikanischen Grundsätze auf dem Wege der Gesetzgebung hatte durch den Widerruf des Königs und des Clerus ein klägliches Ende erreicht. Im Hintergrunde stand aber eine Partei, die viel großartigere Pläne hegte und eine gründlichere Umwälzung der Kirche anstrebte, als die Artikel von 1682 dieselbe in Aussicht stellten. Leider befanden sich die Gallikaner mit den Jansenisten auch sonst sehr oft auf gleichem Wege und dienten den letztern unbewußt als Handlanger. Die Sucht, die Verehrung der Heiligen und ihre Festtage zu vermindern, war beiden gemein, beide fanden, das Vertrauen und die Andacht zur Mutter Gottes sei in der katholischen Kirche zu übertrieben, beide wollten das Ansehen des Papstes beschränken, weil das „ehrwürdige Alterthum" nach ihrem Vorgeben viel engere Grenzen der Papstgewalt gekannt habe[1]. Es ist überhaupt ein charakteristischer Zug aller Benergler des Papstthums, daß sie fast ohne Ausnahme einen unwiderstehlichen Drang empfinden, dem katholischen Volke die Liebe zur Mutter Gottes zu verkümmern, ihm die Freude an ihr, die Hoffnung auf sie zu verbittern. Die liturgischen Stümpereien, mit denen die Gallikaner und Jansenisten am Ende des 17. und durch das ganze 18. Jahrhundert Frankreich in die Wette bescheerten, sind ein trauriger, aber beredter Beweis dieser Thatsache.

[1] Guéranger, Instit. liturgiques. II. 81.

Digitized by Google

So lange die Jansenisten Hoffnung hegten, den Papst für sich zu gewinnen, ereignete sich das Wunder, daß man sie auf seiner Seite für Recht und Wahrheit, gegen die Regalien und gegen die Declaration von 1682 auftreten sah. Innocenz XI. hatte nämlich 65 Sätze im Jahre 1679 verurtheilt, die aus den sogenannten probabilistischen Theologen gezogen waren, was nach jansenistischer Ansicht eine Schlappe für die Jesuiten war. Seitdem nämlich Pascal in seinen Provincialbriefen die doppelte Unwahrheit popularisirt hatte, die Jesuiten seien die Erfinder und einzigen Vertheidiger des Probabilismus, dieser aber sei eine Fundgrube aller Schlechtigkeit, galten die Namen Probabilisten, Jesuiten, denen man, um das Kleeblatt voll zu machen, auch noch den der Molinisten beigesellte, als gleichbedeutende Wörter. Es entstand darum großer Jubel im Lager der Jansenisten, wo man sich zu der Idee verrannte, Innocenz XI. gehöre zur Zunft Jansenius. Dieser Dienst war es aber werth, dafür dem Papste gegen einen König beizustehen, der die Jansenisten fast instinctmäßig haßte. — Die Sympathieen für den Papst verschwanden indessen bald, nachdem Alexander VIII. 31 rigoristische Thesen der Jansenisten-Moral im Jahre 1690 verdammte. Es hatte der Partei nichts geholfen, daß selbst der Secretär und Freund des Papstes, Sergardi, sich eifrig bemühte, die Provincialbriefe zu verbreiten [1]. Am meisten schmerzte sie die Verdammung des Satzes: „Wenn Jemand im hl. Augustin eine Lehre deutlich ausgesprochen findet, so kann er sie annehmen, ohne um die päpstlichen Bullen sich bekümmern zu müssen." Nun hieß es, diese Censur sei ein Scandal des römischen Hofes, eine Schmach für das hl. Officium und ein Schandfleck in dem Pontificate Alexanders VIII. [2]

Die Unehrlichkeit, mit welcher der sogenannte clementinische Friede (vgl. diese Monatschrift 1873, IV. 282) geschlossen und von den Jansenisten ausgebeutet worden, hatte der Secte Muße verschafft, ihr tödtliches Gift allenthalben zu verbreiten. — Gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts war es die Universität Löwen in dem benachbarten Belgien, auf welcher der Jansenismus oder, wie der verfänglichere und beliebtere Ausdruck lautete, der „Augustinianismus" eifrig gehegt und den

[1] Valery, Correspondance de Mabillon. II. 241.

[2] Second entretien d'un Abbé et d'un Jésuite de Flandre 1693. Verfasser dieser Schrift ist Gerberon, der zwei Jahre früher geschrieben hatte: La morale relachée, fortement soutenue par Mr. l'Archev. de Malines, justement condamnée par le Pape Innocent XI. 1691.

Digitized by

jungen Clerikern eingeprägt wurde; lehrte ja damals Van Espen an dieser Hochschule. Selbst der Statthalter Belgiens, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern (1692—1706), war der Partei gewogen und beklagte die entschiedenere Haltung des Erzbischofs von Mecheln, Humbert von Präcipiano. Gleiche Gesinnungen hegte sein leichtfertiger Bruder, der Kurfürst von Köln, der ganz in den Händen seines Günstlings, des Baron von Kark, lag; dieser selbst war dem Quesnel ganz ergeben und verstand den geheimen Groll zu benutzen, den der Kurfürst gegen die Jesuiten trug, weil sie im spanischen Erbfolgekrieg mehr kaiserlich und reichsfreundlich, als bayerisch dachten. Mit tiefem Kummer theilte Fenelon, der Erzbischof von Cambray, die Lage der Dinge 1705 in einem geheimen Memorandum dem Papste Clemens XI. mit, und sah die katholische Sache in höchster Gefahr, wenn in dem künftigen Frieden die belgischen Niederlande, wie es damals projectirt war, dem Max Emanuel übertragen würden. Das Hauptbollwerk kirchlicher Rebellion bereitete sich aber in Holland vor, wo die frondirenden Jansenisten in Schaaren sich sammelten, um von hier aus durch ihre Schriftstellerei die öffentliche Meinung zu vergiften. In Wien war es öffentliches Geheimniß, daß der Fürst Salm, Erzieher und später Rathgeber des Kaisers Joseph I., der Jansenistenseuche allen Vorschub leiste, und darum ist es kein vermessenes Urtheil, das mehr als schroffe Benehmen dieses Monarchen gegen den Papst zum Theil auf Rechnung seines Erziehers zu schreiben. Auch nach Spanien wurde die heillose Secte durch sogenannte Gelehrte verschiedener Ordensstände eingeschleppt, und in Rom sogar hatte der Cardinal Casanate, der Gründer der casanatischen Bibliothek, der Meinung allmählich Bahn gebrochen, um gelehrt zu werden, müsse man jansenistische Farbe tragen; andere Cardinäle und hochstehende Geistliche hatten der entmuthigten Partei Winke zukommen lassen, den päpstlichen Decreten sich ja nicht bedingungslos zu unterwerfen.

In Frankreich liebäugelte eine Reihe Bischöfe mit der jansenistischen Fraction, vorläufig zwar im Stillen, aber bereit, offener hervorzutreten, sobald die Wetterzeichen am Hofe sich ändern sollten. Die meisten Ordensstände kränkelten an demselben Übel, und namentlich waren es fast immer die talentvolleren Mitglieder, welche dem Strome des modernen Zeitgeistes unterlagen. Wir wollen die einzelnen Orden nicht aufzählen; zwei jedoch, die es den andern zuvorthaten, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Mauriner hatten sich frühzeitig durch die Art ihrer sonst sehr verdienstlichen positiven Studien vielfach zu weit

Digitized by Google

nach links reißen lassen, indem viele sprudelnde Talente und hervorragende Namen nicht den gesunden Tact und die Mäßigung eines Mabillon besaßen; darum fand der Jansenismus besonders in der Folge in zahlreichen Gliedern dieses Ordens eine kräftige Stütze, so daß Clemens XI. mit den Cardinälen die Unterdrückung der ganzen Congregation ernstlich vorhatte. Noch mehr hatte sich der Oppositionsgeist und liberalisirendes Wesen bei den französischen Oratorianern ausgebildet, um so verderblicher, als sie durch ihre Schulen und als Gewissensräthe der hohen Damenwelt großen Einfluß besaßen. Kein Orden hat sich so tief im Jansenismus verstrickt, keiner so viele und fanatische Jansenistenführer geliefert, wie das alte Oratorium; alle Anstrengungen mehrerer Ordensobern, das beinahe mit der Gründung eingesogene Gift wieder los zu werden, führten zu keinem genügenden und gedeihlichen Resultat. Ein Glück war es, daß die Saint-Sulpicianer, unter deren Leitung so viele Seminarien standen, von diesem Gifte sich frei hielten [1].

Vorerst hatte die Secte ihr Augenmerk auf die Verpestung der christlichen Frömmigkeit gerichtet; es erschien daher zur Verbreitung jansenistischer Ideen eine Unzahl Gebet- und Erbauungsbücher aller Art. Solche Schriften waren: der Spiegel christlicher Frömmigkeit, der Spiegel ohne Makel, beide von dem Mauriner Gerberon [2] verfaßt; die Grundsätze und Regeln des christlichen Lebens, die beste Art Messe zu hören, das christliche Jahr, alle verfaßt von dem Hauptfabrikanten des rationalistischen Pariser-Breviers, Nicolaus Letourneur [3] und eine Unzahl ähnlicher afterfrommer Werke, mit denen man damals das Publicum überschwemmte. Unter allen Wölfen im Schafpelz ragte aber am meisten hervor durch Ausdauer und Rührigkeit, durch Verschlagenheit, stolze Hartnäckigkeit, unredliche Tücken und scheinheilige Tugend der Oratorianer Paschasius Quesnel. Ähnlich wie einst Jacob Zanzalus, „der Schmutzige", den absterbenden Eutychianismus mit neuem wildem Feuer aufregte und das Jacobitenthum gebar, oder wie Anton Court in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die zersprengten Reste der

---

[1] Fénélon, Memoriale Sanctissimo D. N. clam legendum. — Oeuvres. Paris 1822. tom. XII. pag. 596—619. — Lafiteau, l. V. n. 38.

[2] Le miroir de la piété, par Flore de Sainte-Foy. Brux. 1676. — Le miroir sans tache, par l'Abbé Valentin. Paris 1680. Unter beiden Namen ist Gerberon verborgen. Das erste Werk ließ das Parlament von Aix verbrennen.

[3] L'année chrétienne contenant les messes des dimanches etc. Paris 1685. 13 vol.; ein Werk, welches Innocenz XII. am 7. Sept. 1695 auf den Index setzte.

Digitized by

französischen Calviner sammelte und „die Kirchen der Wüste" zu wüstem Fanatismus entflammte, so ist Quesnel der Vater der „kleinen Kirche der Auserwählten", der spätern viel fanatischeren heiligen Schaar der Jansenisten geworden. Was fortan in kirchlicher Revolution in Frankreich und weit über Frankreichs Grenzen hinaus sich zeigt, hängt mit diesem Manne zusammen. Alle Umwälzungen auf dem ganzen Gebiete des kirchlichen Lebens, alle Stürme gegen die Dogmen, die Disciplin, die Liturgie der Kirche gehen von Quesnel, seinen Schülern und Freunden aus, namentlich auch die Zerstörung des Bewußtseins von einem unfehlbaren Papst in weiten Länderstrecken der katholischen Welt.

1. Das Neue Testament und das kirchliche Problem. — Cardinal Bérülle († 1629), der Stifter des französischen Oratoriums, hatte das Unglück gehabt, mit Saint-Cyran sehr befreundet zu werden; der viel schärfer und richtiger blickende Nachfolger aber, Carl Condren († 1641), durchschaute den Mann und wollte die Verbindung mit ihm abbrechen. Viele Mitglieder der Congregation hatten indessen so stark von jansenistischer Vorliebe sich bethören lassen, daß es dem dritten General, Bourgoing († 1662), unmöglich war, das Formular des Clerus von 1657 zur allgemeinen Unterschrift zu bringen. Der Oratorianer Demares war sogar im J. 1653 einer der jansenistischen Gesandten gewesen, welche die Verdammung der 5 Sätze in Rom verhindern sollten, und Thomassinus berichtet, daß er um jene Zeit in seiner Congregation vielen Verfolgungen wegen allzu päpstlicher Gesinnung ausgesetzt war [1]. Noch mehr Boden gewann die Secte, als drei jansenistische Assistenten längere Zeit an der Spitze standen. Unter dem General Sainte-Marthe (1672—1696) jedoch erließ die Generalversammlung am 26. Sept. 1678 ein Decret [2], welches allen Mitgliedern die Unterschreibung der Formel Alexander' VII. von 1665 anbefahl. Mehrere weigerten sich, unter ihnen Paschasius Quesnel (geb. 1634, † 1719), den der Erzbischof von Paris deßwegen 1681 nach Orleans verbannte.

Schon damals hatte Quesnel sich einen Namen gemacht, der das Lob eines „eifrigen Katholiken", welches Valery ihm spendet, schlecht rechtfertigt. Im Jahre 1671 hatte er die „Sittlichen Erwägungen über

---

[1] Thomassinus, responsio ad notas scriptoris anonymi, in der Vorrede zu der vetus et nova eccl. discipl.

[2] Das Decret steht bei Fleury, tom. 64, pag. 225.

Digitized by Google

die Evangelien“ [1], wovon noch viel zu berichten ſein wird, herausgegeben. Dann folgte 1675 eine Ausgabe der Werke des hl. Leo d. Gr., mit Anmerkungen und Abhandlungen verſehen, die ganz im Geiſte eines de Dominis gehalten und gegen den Primat und die Unfehlbarkeit des Papſtes gerichtet waren, ſo daß Clemens X. dieſe Ausgabe am 22. Juni 1676 verbot. Quesnel antwortete mit einem zornigen Proteſte, worin es hieß, es ſei eine unausſtehliche Frechheit, daß eine Congregation von Frati, wie die der Inquiſition, unter dem Vorſitz eines roth gekleideten Clerikers, ſich erkühne, der ganzen Welt Bücher zu verbieten, welche Biſchöfe gut geheißen hätten. Solches ſei dem vortrefflichen Werklein: „Heilſame Ermahnungen der ſeligen Jungfrau an ihre unklugen Verehrer“ [2] begegnet.

Dieſes kleine Büchlein, für welches Quesnel ſo viel Intereſſe zeigt, hatte einen Advocaten aus Cöln, Adam Weidenfeld, im Jahre 1673 zum Verfaſſer, der in ungeduldiger Sehnſucht, die Proteſtanten mit den Katholiken zu vereinigen, auf jenes unglückliche Mittel verfiel, welches oberflächlichen Köpfen von jeher als das beſte erſchien, daß man von beiden Seiten etwas nachgeben müſſe, und daß die Katholiken viele Mißbräuche abſchneiden ſollten. Dahin rechnete er die Verehrung der Mutter Gottes. Gedanken und Form zu der kurzen, aber populären Schrift hatten die Janſeniſten, mit denen er in vertrautem Verkehre ſtand, ihm gegeben; die Approbation gewährte der gallikaniſche Biſchof von Tournay, Gisbert von Choiſeul; auffallender iſt es, daß auch der berühmte Controverſiſt Peter Wallenburch dieſelbe ertheilte. Die Ermahnungen, welche hier Maria in den Mund gelegt werden, laufen darauf hinaus, ihre Verehrung ſei dem Sünder von keinem Nutzen; keine Stelle empfiehlt die Andacht, alle ſchwächen das Vertrauen und mißbilligen faſt alle frommen Übungen zu Ehren der Gottesmutter.

Entrüſtung gegen dieſe ſchmachvolle Schrift zeigte ſich allerwärts. Bourdaloue trat in einer Predigt über die Andacht zur heiligen Jungfrau dagegen auf [3], Papſt Clemens X. ließ ſie am 19. Juni 1674 auf den Index ſetzen und Alexander VIII. verdammte daraus noch am

---

[1] Abrégé de la morale de l'Évangile ou pensées chrétiennes sur le texte des quatre Évangélistes. Paris 1671 in 12°.

[2] Monita salutaria B. V. M. ad cultores suos indiscretos. Gand 1673. Dieſelben ſind bei Fleury hist. eccl. tom. 63 als Einleitung abgedruckt. — Siehe Lafiteau (Nuzzi), tom. I. 187.

[3] Im zweiten Bande über die Myſterien.

7. Dec. 1690 namentlich die Behauptung, das Lob, welches Maria als Maria gespendet werde, sei eitel [1]. Unter den Jansenisten dagegen war großer Jubel über dieses Erzeugniß, welches künftig den Grundton für alle Schriften dieser Secte angab, worin von Maria die Rede war.

Quesnel wurde endlich 1684 aus dem Oratorium verstoßen und kam am 25. Febr. 1684 in Brüssel an, wohin Anton Arnauld schon 1679 geflohen war. Hier arbeiteten und schrieben sie ganz in der Verborgenheit unermüdet gegen die Kirche, bis Arnauld unausgesöhnt und mit Hinterlassung eines Protestes gegen dieselbe, in den Armen Quesnels am 8. August 1694 seinen Geist aufgab. Sterbend hatte er sein Herz den Nonnen von Port-Royal vermacht, die Führung der Partei aber dem Quesnel übertragen, der als Leiter derselben den Namen Pater Prior annahm. Nach Brüssel war 1690 auch der nunmehrige Rotterdamer Bürger Gerberon, schon 1682 aus Frankreich flüchtig, gekommen, wo er im Verein mit Quesnel im Interesse der Partei arbeitete und wühlte. Endlich wurden sie entdeckt, und mit Erlaubniß des spanischen Königs von Humbert von Präcipiano, dem Erzbischof von Mecheln, am 30. Mai 1703 gefangen genommen. Quesnel wußte am 12. Sept. zu entkommen und gelangte nach Amsterdam. Gerberon dagegen blieb in Haft, wurde nach Frankreich geführt und unterzeichnete endlich als 82jähriger Greis, nach mehr als 50 Jahren Trotz, am 18. April 1710 einen Widerruf, wurde in Freiheit gesetzt, und ratificirte am 30. April seinen Schritt. Ob dieser aufrichtig war, kann bezweifelt werden, wenn es richtig ist, daß er später seinem Widerruf einen beschränkten Sinn geben, und kurz vor seinem Tode († 29. März 1711) eine Schrift mit dem Titel dictiren wollte „der eitle Triumph der Jesuiten über die Retraction Gerberons“ [2].

In seinem Verstecke zu Brüssel beschäftigte sich Quesnel hauptsächlich mit der Ausarbeitung und Vervollständigung seiner, im Jahre 1671 veröffentlichten, sittlichen Erwägungen. Dieses kleine Büchlein in Duodez, welches nur die vier Evangelien mit ganz kurzen Anmerkungen enthielt, war mit der Approbation des Bischofs Vialard von Chalons erschienen, worauf in der Folge so großes Gewicht gelegt wurde. Eine erweiterte Ausgabe, die sich über das ganze neue Testament erstreckte, erschien 1687

[1] Laus, quae defertur Mariae, ut Mariae, vana est. Prop. 26.

[2] Lafiteau (Nuzzi), I. 184 u. f. 228 u. f. — Tassin, hist. de la Congr. de St. Maur. pag. 311—325.

Digitized by Google

in drei Bändchen, ebenfalls in Duodez. Indessen erhielt dieß Werk erst mit der Ausgabe von 1692, die jetzt in vier Bänden in Octav, und mit etwas verändertem Titel erschien [1], seine letzte Vollendung. Zu allen diesen Ausgaben wurde immer noch die Approbation des schon 1680 verstorbenen Bischofs Vialard vom 9. Nov. 1671 beigedruckt. Vialard hatte zwar sein ganzes Leben hindurch die Jansenisten begünstigt, aber es mochte ihm wirklich entgangen sein, daß die erste verhältnißmäßig noch unschuldige Ausgabe, schon 5 aus den 101 verdammten Sätzen des spätern Werkes enthielt; in der Ausgabe von 1687 war die Zahl schon auf 53 gestiegen.

Man darf in dieser fortschreitenden Vermehrung unkirchlicher und häretischer Lehren Plan vermuthen. Zuerst sollte das Volk durch die fromme und salbungsvolle Sprache des „Neuen Testaments" an dasselbe gewöhnt und dafür eingenommen werden. Vermehrte Ausgaben sollten das Gift in stärkeren Dosen einträufeln, aber auch dann war es so künstlich und verborgen mit dem Scheine der Frömmigkeit umhüllt, daß ein argloses Auge nicht leicht dasselbe entdeckte und daß es gleichwohl seine Wirkung nicht verfehlte. Voltaire, der bloß den Umfang des Buches betrachtet, sagt daher mit Recht: das Gute zeigt sich darin allenthalben, das Böse muß man aufsuchen [2]. Auch in vergifteten Speisen bildet das Gift niemals die größere Masse. Auf den 2870 Seiten der Ausgabe von 1692 sind 101 Sätze verurtheilt worden, die kaum 20 Seiten füllen; doch war dieses nur eine Auswahl, denn alle verwerflichen Stellen anzuführen, heißt es in der Bulle, wäre viel zu lang geworden. Aus diesem Grunde ist es erklärlich, warum selbst die Ausgabe von 1687 noch kein großes Aufsehen erregte. Aber mit dem Jahre 1694 wurden Klagen gegen das Werk häufiger und bestimmter. Fromageau, ein Doctor der Sorbonne, hob damals 199 Sätze heraus, die verbessert werden müßten, und Freunde Quesnels schrieben von Rom her, das Buch stehe in Beziehung auf Orthodoxie daselbst in keinem guten Rufe, obgleich selbst Clemens XI. es noch 1700 als ein vortreffliches gelobt

[1] Le nouveau Testament en françois avec des réflexions morales sur chaque verset. Paris, Pralard 1692. 4 Bde. in 8°. Die Ausgabe, die mir vorliegt, trägt auf allen Bänden die Jahrzahl 1692, daher ist die allenthalben anzutreffende Behauptung, die Auflage in vier Bänden sei 1693 erschienen, unrichtig. Clemens XI., der die Jahre 1693 und 1694 in der Bulle Unigenitus nennt, mochte eine spätere Ausgabe aus diesen Jahren vor sich haben.

[2] Voltaire, Siècle de Louis XIV. chap. 37. Paris, Didot 1844, pag. 438.

Digitized by

haben soll [1]. Es wäre übrigens nicht schwer gewesen, damals schon zu entdecken, was nachmals in der Bulle Unigenitus gerügt wurde, daß die jansenistische Übersetzung des Neuen Testaments von Mons zu Grunde gelegt war, die Clemens IX. am 20. April 1668 verdammt hatte, und die als ein Haupterzeugniß von Port-Royal galt [2].

Die Veranlassung zu sorgfältigerer Erforschung des Werkes bot eine neue, unveränderte Auflage desselben im Jahre 1695, die mit einer Approbation des Bischofs Ludwig Noailles von Chalons am 23. Juni desselben Jahres versehen worden war. Als Noailles bald darauf Erzbischof von Paris geworden, erschien von Mons her im J. 1696 die „Auslegung des katholischen Glaubens hinsichtlich der Gnade und Vorherbestimmung" [3], ein Werk des längst verstorbenen Martin de Barcos, eines Neffen des Saint-Cyran. Darin waren die fünf Sätze des Jansenius ganz unverhüllt enthalten, weßhalb Innocenz XII. das Buch durch Decret vom 8. Mai 1697 verurtheilte. Noch vorher hatte Noailles am 20. August 1696 eine Ordonnanz dagegen erlassen, an deren Abfassung Bossuet [4] großen Antheil hatte.

Sogleich ging der Sturm los. Gerberon, der Herausgeber der Auslegung, veröffentlichte 1697, ohne sich jedoch zu nennen, eine kurze Geschichte des Jansenismus mit höhnischen Bemerkungen über die Ordonnanz [5]. Das Empfindlichste für den neuen Erzbischof war aber das Problème ecclésiastique [6], eine Schrift von 1698, worin gefragt wurde, wem man glauben solle, dem Bischof Noailles von Chalons, der im J. 1695 das „Neue Testament" approbirt, oder dem Erzbischof Noailles von Paris im J. 1696, der die Auslegung des Glaubens verwirft. Die jansenistischen Lehren waren nämlich in dem Buche des Barcos nicht mehr, als im Neuen Testamente Quesnels enthalten. Lange brach man

---

[1] Voltaire, a. a. O.

[2] Lafiteau (Nuzzi), I. 158.

[3] (Martin de Barcos † 1678). Exposition de la foi catholique touchant la grâce et la prédestination. Mons, Migeot 1696 in 12°.

[4] Bausset, vie de Bossuet l. XI. n. 13.

[5] (Gerberon). Hist. abrégée du Jans. et remarques sur l'ordonnance de M. l'Archv. de Paris. Cologne 1697 in 12°. — Die Ordonnanz ist hier vollständig abgedruckt; theilweise findet man sie in den Werken Bossuet's ed. Gauthier. Paris 1828. Bd. 23, S. 275.

[6] Problème ecclésiastique proposé: à qui l'on doit croire de Messire L. Ant. de Noailles, Évêque de Châlons en 1695, ou de M. L. Ant. de Noailles, Archev. de Paris en 1696?

Digitized by Google

ſich den Kopf über den Verfaſſer des Problems. Der Verdacht fiel auf die Jeſuiten und Noailles ſelbſt glaubte es; man nannte die Namen der Patres Daniel, Doucin, auch den belgiſchen Jeſuiten Soatre; erſt 1703 wurde er in Thierry de Viaixnes, einem der entſchiedenſten Janſeniſten aus der Benedictinercongregation von Saint-Vannes entdeckt [1].

Noailles ſelbſt gab keine Antwort auf das Problem, aber das Parlament verdammte dasſelbe am 29. Jan. 1699, auch Innocenz XII. verurtheilte am 2. Juni 1700 dieſe Schrift. Für den Erzbiſchof ergriff aber Boſſuet die Feder, um zu zeigen, daß das Problem ein Schmähliebell ſei, und daß zwiſchen dem „Neuen Teſtament" und der Expoſition ein großer Unterſchied beſtehe; aber auch in dem erſteren waren viele Stellen bezeichnet, die er getilgt oder geändert wünſchte. Die janſeniſtiſchen Rathgeber des Erzbiſchofs veröffentlichten aber dieſe Schrift mit Weglaſſung der Rüge und nahmen überhaupt ſolche Änderungen daran vor, daß Boſſuet darüber ungehalten war.

Neuerdings wurde Noailles um ſeine Approbation für die Ausgabe von 1699 erſucht. Er berieth ſich aber zuerſt mit Boſſuet und dieſer verfaßte eine lange Abhandlung, worin die Gedanken des vorigen Aufſatzes aufgenommen wurden, die der neueren Ausgabe als Vorrede beigefügt werden ſollte; zugleich bezeichnete er 120 Stellen, die zu ändern ſeien [2]. Dazu konnte ſich aber weder Quesnel, noch Noailles verſtehen; letzterer nicht, weil er dieſes als einen ſchmählichen Widerruf ſeiner früheren Genehmigung betrachtete, aber der neuen Auflage verweigerte er dieſelbe. Somit blieb die Abhandlung Boſſuets ungedruckt, bis dieſelbe mehrere Jahre nach ſeinem Tode dem Quesnel in die Hände fiel. Dieſer veröffentlichte ſie, ohne den Abſchnitt, der die Rüge der anſtößigen Stellen enthielt, beizubehalten und unter dem eben ſo tendenziöſen als unwahren Titel: „Rechtfertigung der ſittlichen Erwägungen." [3]

2. Das religiöſe Stillſchweigen, der Gewiſſensfall und die Bulle Vineam Domini. 1701—1705. — Es war leicht vorauszuſehen, daß Quesnels Erwägungen nicht mehr lange einem Verdammungsurtheil der Kirche entgehen könnten. Die ganze Partei hatte

[1] Bausset, l. c. — Lafiteau (Nuzzi). I. 222. — Valery, Corresp. de Mabillon, hält den P. Doucin für den Verfaſſer. Lafiteau, lib. I. n. 76, nennt den Gerberon.

[2] Bausset, l. XI. n. 14. — Theol. curs. compl. ed. Migne, tom. X. p. 479.

[3] Der jetzige Titel heißt: Avertissement sur le livre des réfl. mor. publié (von Quesnel nämlich) sous le titre de Justification des réfl. mor. sur le N. Test. — Oeuvres de Bossuet ed. Gauthier, tom. 23 pag. 185.

Digitized by Google

aber auf dieses Buch ihre letzte Hoffnung gesetzt; mit demselben war sie entschlossen, zu stehen oder zu fallen. Um den bevorstehenden Schlag abzuwenden oder wirkungslos zu machen, wurde als neue Kriegslist ersonnen, die Lehre von dem religiösen Stillschweigen förmlich gutheißen zu lassen und möglichst viele Personen in das Interesse derselben zu verwickeln. Schon längst hatten sich die Anhänger der Secte um dieses Banner gesammelt und den Eid auf das so einfache, klare und bestimmte Formular Alexanders VII., welches keine Deutung zuläßt, geleistet, mit dem stillen Vorbehalte einer nur äußerlichen Unterwerfung, die sie zudem noch schlecht genug hielten, wie die vielen jansenistischen Schriften der jüngsten Zeit bewiesen.

Um diese Ausflüchte abzuschneiden, setzten die belgischen Bischöfe um 1692 dem Formulare zwei Zusätze bei[1], wogegen die Facultät von Löwen sich sträubte. Beide Theile schickten Abgeordnete nach Rom; Hennebel, neben Opstraet der bedeutendste Jansenist in Löwen, erhielt den Auftrag im Namen der Facultät. Nach langer Prüfung erließ Innocenz XII. am 28. Jan. 1694 ein Decret, worin er die unbedingte Unterschrift des Formulars und die Verwerfung der fünf Propositionen in dem natürlichen Sinne ihres Wortlautes befiehlt[2]. Ein Breve vom 6. Febr. 1694 an die belgischen Bischöfe trug diesen das Gleiche auf und fügte bei, sie sollten alle Zusätze unterlassen[3]. Betroffen über die Wendung der Dinge schrieb Hennebel einen trostlosen Brief wegen der verlorenen Sache nach Belgien; aber Quesnel wußte Rath. Der Papst verlange nur die Verdammung des natürlichen Sinnes der Propositionen, sagte er, ohne Rücksicht auf Jansen, bei welchem sie im natürlichen Sinne nicht ständen, der Papst habe also die Decrete seiner Vorgänger vernichtet. Davon wurde geschwiegen, daß Innocenz XII. die Erlasse Innocenz' X. und Alexander' VII. ausdrücklich bestätigte und namentlich das Formular Alexanders unbeschränkt aufrecht erhielt. Darüber war großer Jubel in ganz „Jansenien", und Innocenz erhielt sogar Dankschreiben für seine Verfügung. Doch nicht lange dauerte die Freude, denn am 24. Nov. 1696 erschien ein neues Breve[4], worin Innocenz XII.

[1] Diese Zusätze führt Tournely an, de gratia Christi Q. 3. epocha 3, Additio facta formulario etc.

[2] Fleury (P. Alexander) tom. 66, pag. 180.

[3] Fleury, l. c. pag. 183 In sensu obvio, quem ipsamet propositionum verba prae se ferunt.

[4] Fleury, tom. 66, pag. 198.

Digitized by

über die Behauptung ſich wundert, daß er die Conſtitution und das Formular Alexander' VII. abgeſchafft habe, da er doch beide beſtätigt hätte und wieder beſtätige.

Den Zweck, den die Janſeniſten beim Papſte nicht erreichen konnten, wollten ſie wenigſtens durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung erſchleichen. Dazu ſollte der berüchtigte Gewiſſensfall dienen. Ein Janſeniſt, der ſich als Beichtvater eines Clerikers angab, reichte ſieben Fragen, die von einigen Parteimännern [1] ſorgfältig ausgearbeitet worden waren, mehreren Doctoren der Sorbonne zur Beantwortung ein, unter dem Vorwande, er ſei durch dieſelben von ſeinem Pönitenten in Verlegenheit geſetzt worden. Eine dieſer Fragen lautete, ob er ſeinen Büßenden losſprechen dürfte, der ein guter Katholik ſei, auch die fünf Sätze in dem Sinne verwerfe, wie Innocenz XII. dieſelbe in dem Schreiben an die Biſchöfe von Belgien verdammt habe, aber nicht glaube, daß Janſen ſie lehre, weßhalb er darüber ein religiöſes Stillſchweigen beobachte.

Vierzig Doctores, unter ihnen ſehr berühmte Namen, wie Natalis Alexander, gingen wirklich in die Falle und antworteten am 20. Juli 1701: da der Fall nicht neu und vereinzelt, auch von der Kirche nicht verdammt ſei, ſo ſolle der Cleriker losgeſprochen werden. Die Frage war geheim geſtellt, die Entſcheidung geheim gegeben worden, aber mit dem Geheimniß war den Janſeniſten nicht gedient, ſie veröffentlichten die Fragen nebſt Antwort und Unterſchriften [2].

Der Vorfall erregte allgemeines Aufſehen, am meiſten in Rom. Clemens XI. verdammte die Entſcheidung [3] am 12. Febr. 1703 und ſchrieb am folgenden Tage dem Könige und dem Erzbiſchof von Paris [4], um ſie zu energiſchem Einſchreiten aufzufordern gegen die Revolutionsgeiſter, „damit ſie wenigſtens durch die königliche Macht gebändigt werden, da die Langmuth der Kirche an ihnen umſonſt ſich erſchöpft." — Noailles ſtand in nicht grundloſem Verdachte, daß er von dem Caſus Kenntniß gehabt und ſogar ſeine Unterſchrift verſprochen habe, was er

---

[1] Dieſe waren Petitpied, Anquetil, Perrier. Fleury, tom. 66, pag. 610. Huth Kirchengſch. des 18. Jahrh. I. 262. — Bausset, vie de Bossuet l. 13, n. 4 nennt den Abbé Court von Rouen.

[2] Cas de conscience proposé par un confesseur de Province . . . résolu par plusieurs Docteurs de la fac. de Théol. de Paris.

[3] Fleury, tom. 66, pag. 616.

[4] Clementis XI. epistolae et brevia. Romae 1729, fol. pag. 150, 151.

Digitized by

niemals abläugnete, obgleich es ihm sogar in öffentlichen Schriften vorgeworfen wurde[1]. Bossuet suchte daher seinem Freunde das Auftreten gegen den Casus dadurch zu erleichtern, daß er zuerst die Doctores der Sorbonne zum Widerrufe bewog[2]. Es gelang zunächst mit Natalis Alexander und diesem folgten im März 1703 noch 27 andere und endlich alle bis auf vier.

Schon etwas früher, nämlich am 22. Februar, hatte auch Noailles es gewagt, die Lösung der Vierziger zu verwerfen[3]. Dieser Schritt des Erzbischofs brachte Quesnel in solche Wuth, daß er ihm einen ganz würdelosen Brief schrieb: „Täuschen wir uns nicht, lieber Herr, Mitra und Stab gewähren keinen Verstand und die Vernunft unter der Bischofsmütze ist immer eine trügerische Vernunft!“ Solche Zornausbrüche konnten die Niederlage des jansenistischen Versuches mit dem Gewissensfalle nicht hindern. Die Universitäten beeilten sich der Reihe nach, den Casus zu verurtheilen, Löwen that es am 10. März 1703, Douay folgte am 10. Februar 1704; die wichtigste von allen, die Sorbonne, fällte am ersten September ein gleiches Urtheil[4]. Der König schritt mit Strafen und Verbannung gegen diejenigen der 40 Doctores ein, die den Widerruf verweigerten, daher lobte ihn der Papst in einem Schreiben vom 10. April 1703, daß er diese Strafe über Elie Dupin nequioris doctrinae hominem verhängt habe[5]. Die Mißbilligung gegen die Entscheidung des Casus war so allgemein, daß Vaucel (Wallon) seinen jansenistischen Verdruß in einem Briefe an Quesnel am 3. Februar 1703 dahin äußerte, wenn der Widerruf der Doctores bestehen bleibe, so sei es aus mit dem Vorgeben, daß der Jansenismus ein Phantom sei.

Der Hauptschlag gegen den Casus und die ganze Spiegelfechterei des religiösen Stillschweigens erfolgte aber durch die Bulle Vineam Domini[6], welche Clemens XI. am 16. Juli 1705 auf Ersuchen des Königs erließ. Darin bestätigt der Papst die Verordnungen Innocenz' X. und Alexander' VII. und erklärt, daß denselben durch das religiöse Stillschweigen nicht Genüge geleistet werde (obsequioso illo

---

[1] Lafiteau, lib. I. n. 80. — Guéranger, Inst. liturg. II. 172.

[2] Bausset, vie de Bossuet l. 13, n. 2.

[3] Fleury, tom. 66, pag. 627.

[4] Fleury, tom. 67, p. 662, 648, 636. — Tournely, l. c. Quatuor propositiones etc.

[5] Clementis XI. epist. p. 163.

[6] Clementis XI., Opera. Bullarium. Francof. 1729. fol. p. 82.

Digitized by

silentio minime satisfieri), denn nicht bloß mit dem Mund, ſondern auch mit dem Herzen müſſen die in Janſenius verdammten Lehren verworfen werden, anders dürfe man die Formel Alexanders nicht unterſchreiben [1]. — Sofort wurde dieſe Bulle von der Verſammlung des Clerus am 21. Auguſt angenommen, am 31. Auguſt vom König als Reichsgeſetz erklärt.

Bei aller dieſer freudigen Annahme konnte ſich indeſſen ein ſchlecht verhüllter Gallikanismus nicht verläugnen. Colbert, der Erzbiſchof von Rouen, hatte es dahin zu bringen gewußt, daß in die Encyclica vom 14. September an den Clerus der zweideutige Satz aufgenommen wurde: die Conſtitutionen der Päpſte müßten als allgemeine Kirchengeſetze angeſehen werden, wenn ſie von den Biſchöfen angenommen ſeien. Die Frage lag zu nahe, ob dieſe Annahme die Bedingung der Gültigkeit ſei, als daß der Papſt es ruhig hingehen laſſen konnte. Clemens XI. erwiederte daher am 15. Januar 1706 mit einer ſehr ernſten Rüge und ermahnte die Biſchöfe, ſie hätten apoſtoliſche Conſtitutionen nicht zu prüfen, ſondern demüthig zu befolgen; ebenſo ernſt war die Klage über dieſe Biſchöfe in einem am 25. Februar an den König gerichteten Schreiben [2], „es ſcheine faſt, als habe die Verſammlung weniger die Abſicht gehabt, die Bulle anzunehmen, als das päpſtliche Anſehen zu erſchüttern.“ Der Papſt beſtand darauf, daß der Clerus eine genügende Erklärung der fraglichen Stelle gebe. Darüber entſpann ſich eine Verhandlung, die durch das unredliche Benehmen des Cardinals de Noailles in das ſechſte Jahr ſich verzögerte, bis er endlich vor dem Könige ſchmachvoll entlarvt wurde, die Unterwerfungsformel der Biſchöfe, die ihm zu Überſendung nach Rom anvertraut worden war, gefälſcht, und dieſe Thatſache wiederholt abgeläugnet zu haben. Endlich unterzeichneten Noailles und mit ihm die übrigen Biſchöfe den 29. Juni 1711 eine Urkunde mit der Erklärung, die feierliche Annahme der Biſchöfe ſei nicht nothwendig, damit die päpſtlichen Conſtitutionen als Glaubensregeln verbindlich ſeien; namentlich aber mangle an

[1] Wie leicht ſogar katholiſche Schriftſteller dem Zeitgeiſte huldigen, beweist Lampredius Pritannius (Muratori) de ingeniorum moderatione lib. I. c. 20, der die innere Unterwerfung hinſichtlich der ſog. Thatſache des Janſenius nur als eine Disciplinarverordnung betrachtet.

[2] Clementis XI. brevia p. 319, 329. — Fleury, tom. 67. p. 364. Das allgemein für den Brief an den König angegebene Datum vom 31. Auguſt iſt falſch — (Frölich) quis est Petrus? pag. 107.

Digitized by Google

den päpstlichen Decreten gegen den Jansenismus nichts, um die ganze Kirche zu verpflichten, und Appellation dagegen sei unzulässig [1].

Während dieses langen Zwischenfalles hatte endlich auch das „Hauptnest der Häresie" sein Ende erreicht, und das Werkzeug hiezu war derselbe Noailles, der so oft das Kloster von Port-Royal einen Aufenthalt der Unschuld genannt hatte. Die Nonnen hatten sich geweigert, die Bulle Vineam Domini ohne Clausel, wie der Erzbischof es verlangte, zu unterzeichnen; der König erbat und erhielt darauf am 27. März 1708 die Erlaubniß des Papstes zur Aufhebung des Klosters. Die Nonnen wurden hierauf am 29. October 1709 in andere Klöster abgeführt und die Gebäude 1710 dem Erdboden gleich gemacht.

3. Das Breve gegen Quesnels Testament, 13. Juli 1708. — Schon längst hatten gewichtige Stimmen gegen Quesnels Neues Testament sich erhoben, und auf das Verderbliche des Buches aufmerksam gemacht, da es den reinsten Jansenismus enthalte und den Richerismus aus dem Grabe erwecke. In den Jahren 1703 bis 1707 hatten die Bischöfe von Aix, Gap, Nevers und der Erzbischof von Besançon das Werk strenge verboten; andere hatten es in Rom eingeklagt. Die freche Sprache der frommen Secte, welche laut aussagte, die Bulle Vineam Domini sei ein Werk der Finsterniß und würdig des Antichrists, die Theilnahme Quesnels selbst an dem Gewissensfall und seine prahlerische Herausforderung, ihm etwas Staatsgefährliches in seinen Erwägungen zum neuen Testamente nachzuweisen, hatten die Aufmerksamkeit wieder mehr auf sein Buch hingelenkt.

Clemens XI. erließ daher am 13. Juli 1708 das Breve Universi dominici gregis [2], wodurch er unter dem Kirchenbann das Buch zu halten, zu lesen, zu drucken verbot, weil die Übersetzung aus dem längst verbotenen Testamente von Mons genommen sei, die frömmelnden Anmerkungen aber aufrührerische, verwegene, häretische und jansenistische Lehren enthalten. — Da in diesem Breve weiter gesagt wurde, die Exemplare des Werkes sollen verbrannt werden, so entstand daraus eine spezifisch französische Schwierigkeit für das delikate Parlament, welches meinte, in Frankreich dürfe Niemand Bücher verbrennen lassen, als nur das Parlament. Aus diesem Grunde wurde das Breve nicht angenommen.

[1] Lafiteau, lib. I. n. 98—102, 111—114. Fleury, t. 67, pag. 369—384. Neueste Sammlung u. s. w. Augsb. 1785. Bd. I. S. 86.

[2] Clementis IX., bullarium, p. 177. — Fleury, tom. 67. 673.

Digitized by Google

— Die Janſeniſten machten ſich luſtig darüber, daß nur ein Breve erſchienen ſei und verglichen dieſes mit einem Manne, der eine Hand voll Waſſer bringt, um einen Brand zu löſchen [1].

Noailles ſtand ſeit 1695 ganz unter dem Einfluß des janſeniſtiſchen Fortſchrittes. Männer wie Boileau, Duguet, der General der Oratorianer de la Tour, le Noir und Renaudot [2] verſtanden es, ihn ganz der Partei dienſtbar zu machen. Dieſes erklärt die ernſte Wendung, welche der bedauerliche Vorfall mit den Biſchöfen von Luçon und la Rochelle nahm. Dieſelben erließen am 15. Juli 1710 ein gemeinſchaftliches Hirtenſchreiben zur Verwerfung der „Sittlichen Erwägungen", mit dem Nachweis, daß darin die fünf Propoſitionen des Janſenius enthalten ſeien, daß Janſen wie Quesnel im direkten Widerſpruch mit dem hl. Auguſtin ſich befänden [3]. — Der Buchhändler beging dabei das arge Verſehen, die Ankündigung, was auch mit andern Bücheranzeigen geſchah, an das Thor des erzbiſchöflichen Palaſtes zu heften. Noailles ſah darin einen beabſichtigten, ihm perſönlich zugefügten Schimpf, weil er die Erwägungen approbirt habe, und entzog den Jeſuiten, da er in ihnen die Urheber des Hirtenſchreibens vermuthete, die Jurisdiction in ſeiner Erzdiöceſe [4]. Die beiden Biſchöfe erboten ſich, dem Cardinal Genugthuung zu leiſten, er aber erließ am 28. April 1711 ein Verbot, den Hirtenbrief zu leſen [5], weil darin die Irrthümer des Bajus und Janſenius enthalten ſeien.

Dieſer widerwärtige Zwiſchenfall nahm jetzt einen ſehr bösartigen Charakter an. Unendliche Mühe wurde umſonſt verſchwendet, um Noailles' verletzte Eitelkeit zu verſöhnen. Der König ſelbſt legte ſich in's Mittel und rieth dem Erzbiſchof, Quesnels Werke ſelbſt zu verdammen. Dieſer zeigte ſich geneigt, aber leider war der gute Same auf dürres Erdreich gefallen, denn alsbald reute ihn der Vorſatz. Bei dieſem Wankelmuth und doch ſo ſtarren Feſthalten am Irrthum reifte beim König der Gedanke heran — Fenelon hatte ihn hauptſächlich genährt — vom Papſte eine Bulle zur Verdammung des Quesnel'ſchen Buches zu begehren. Bald hörte

---

[1] Frickius, Jo., Inclementia Clementis, h. e. bulla adv. Quesnellii observationes. Ulmae 1714 in 4°. p. 48. — Der Inhalt der Ideen, die Art der Behandlung, die gebrauchte Literatur, verrathen einen janſeniſtiſchen, nicht proteſtantiſchen Verfaſſer, ſo daß Frick nur ein vorgeſchobener Name, vielleicht für Quesnel ſelbſt ſein dürfte.

[2] Guéranger, Inst. liturg. II. p. 256.

[3] Laſteau, lib. I. n. 115. — Fleury, tom. 68, pag. 223.

[4] Frick, l. c. pag. 59.

[5] Laſteau, lib. I. n. 121. — Fleury l. c. pag. 242.

Digitized by Google

man, auch Noailles sei damit sehr zufrieden, denn wenn der Papst eine Bulle erlasse, hatte er dem Bischof von Agen geschrieben, so werde er ein herrliches Beispiel des vollkommensten Gehorsams gegen den Papst geben. Es war aber Täuschung; denn als der Erzbischof so sprach, dachte er, die Bulle werde nie erscheinen.

Dem Könige aber war es voller Ernst; daher beauftragte er am 12. December 1711 seinen Gesandten in Rom, den Cardinal de la Trencouille, vom Papste die Bulle zu begehren. Zugleich ersuchte er Clemens XI. in diese Bulle keine Ausdrücke, wie motu proprio, mit voller Gewalt, aus sicherer Kenntniß, oder ähnliche einfließen zu lassen, um nicht die äußerst zarten französischen Ohren zu verletzen, und dadurch mit der Bulle auf Klippen zu stoßen, an denen das Breve gescheitert sei. Dieselbe Bitte wie der König stellten zahlreiche französische Bischöfe an den Papst. Dieser willigte in Alles ein und eröffnete die Congregationen, die mit der Untersuchung des Werkes fast zwei Jahre sich beschäftigten. — Als Noailles den ungeahnten Ernst sah, wollte er durch eigene Verwerfung der „Erwägungen" Quesnels aus der unbequemen Lage sich ziehen, in die er durch seine Eitelkeit gerathen war, um so mehr, da der König ihm vorangegangen und am 11. November 1711 die frühere staatliche Erlaubniß für den Druck des Werkes zurückgezogen hatte. Wetterwendisch jedoch wie immer, ließ er sich bald wieder abwendig machen durch die Intriguen zweier Jansenisten, die in Rom selbst Quesnels Sache dienten, durch Rollet, den General der Minimen, und La Chausse. Beide berichteten fortwährend, die Bulle werde nie erscheinen und die Vorbereitungen dazu seien nur ein eitles Schreckmittel; in Rom selbst aber verbreiteten sie das Gerücht, Frankreich werde die Bulle nie anerkennen, mit so schlauen Scheingründen, daß selbst der Papst einige Zeit hindurch nachdenkend wurde.

Quesnel selbst scheint die Meinung ebenfalls gehabt zu haben, es werde zu keiner Bulle kommen, deßwegen schrieb er dem Papste am 22. Juli 1722, er möge ihm nur die falschen Sätze bezeichnen, er werde sie widerrufen [1]. Mit welcher Aufrichtigkeit das gesagt war, bewies der Erfolg. Später schrieb er am 22. September nochmals an den Papst und verlangte nach Rom berufen zu werden, um sich verantworten zu können [2]. Das war nicht nothwendig, denn es handelte sich nicht um

[1] Huth, Kirchengesch. I. 275. Neueste Sammlg. u. s. w. Bd. 14. II. S. 106.
[2] Fleury, tom. 68, pag. 428.

Digitized by

Verurtheilung ſeiner Perſon, ſondern ſeines Buches; das Buch aber war ſchon in Rom und dort konnte man es leſen und verſtehen ohne Quesnels Beihilfe.

(Fortſetzung folgt.)

R. Bauer S. J.

Der Gott in der Philoſophie des Unbewußten.

„Das Unbewußte", ſo lautet bekanntlich die allerneueſte Firma, unter welcher das längſtbekannte pantheiſtiſche All-Eins ſich die Aufmerkſamkeit und Achtung der modernen Culturfreunde verſchafft hat. Man braucht zwar nicht mit E. v. Hartmann, dem Philoſophen des Unbewußten, in Allem durchweg einverſtanden zu ſein, man muß aber den Principien dieſer Philoſophie, in ſoweit durch dieſelben der Gott des Chriſtenthums für immer abgethan wird, Bewunderung entgegen bringen, wofern man auf den Namen eines „gebildeten Deutſchen" im modernſten Sinne des Wortes Anſpruch erhebt. Die neueſte (5te) Auflage der Weltepoche-machenden Philoſophie des Unbewußten finden wir mit einem Kapitel bereichert, welches die Überſchrift trägt: „Das Unbewußte und der Gott des Theismus" (Abſchn. C. c. VIII.). Neues bietet der Verfaſſer in demſelben nichts; er möchte nur in dieſen kritiſchen Zeiten die Welt durch Bekehrung zum „Unbewußten" retten und hält es deßhalb für angezeigt, die ſchon früher ausgeſprochene Anſicht, daß das Unbewußte weiter nichts als der „geläuterte Gottesbegriff des Theismus" ſei, mit beſonderm Nachdruck breit zu treten. Allgemein — ſo verkündet der in Berlin befindliche Herr — werde es gegenwärtig empfunden, daß die chriſtliche Weltordnung nicht mehr haltbar, daß ſie nur noch künſtlich und gewaltſam als Mumie konſervirt werde; ſolle dieſelbe nicht untergehen, ſo müſſe ſie ſich bekehren, wozu? zur neueſten deutſchen Philoſophie, und zwar, wie der Verfaſſer ausdrücklich bemerkt, zum Princip des Unbewußten, in welchem alle „werthvollen Beſtrebungen der deutſchen Philoſophie zur vorläufig abſchließenden Einheit zuſammen gewachſen ſind" S. 557 u. 558. Ed. v. Hartmann glaubt ſich gerade im rechten Augenblick der rathloſen Welt als ein Retter zu präſentiren. Dieſe hohe Bedeutung des Herrn — derohalben man ihm übrigens perſönlich nicht böſe werden darf; der Größenwahnſinn iſt ja

Digitized by Google

bekanntlich die Kastenkrankheit der deutschen Philosophen — würde uns schwerlich veranlaßt haben, auf das Unbewußte zurückzukommen. Wenn wir hier den Kern dieser Philosophie, ihren „Gott" nämlich, ein wenig in's Auge fassen, so geschieht es, weil wir „Ultramontane" ein Interesse daran haben, zu sehen, was für ein Licht das moderne Zeitbewußtsein, welches die Sonne der christlichen Wahrheit mit Hilfe der Polizei verhängen möchte, von Berlin aus der Welt aufsteckt. Wir werden 1) den Leser einladen, mit uns in die Tiefe der Hartmann'schen Spekulation hinabzusteigen, damit er sich die innere Konstruktion des Berliner Fabrikates genau ansehe; 2) haben wir das interessante curriculum vitae zu erzählen, in welchem uns die Erlebnisse dieses Gottes geschildert werden; und dann 3) haben wir uns die Frage zu stellen, aus welchen Gründen sich eine Erscheinung, wie die Philosophie des Unbewußten, in unserer Zeit erklären läßt.

I.

Zuerst also: Wie haben wir uns „Gott" zu denken? Von vorneherein müssen wir bemerken, daß Hartmann von dem Worte „Gott" nichts wissen will.

„Ich werde für gewöhnlich, so sagt er, bei dem Ausdruck: „Das Unbewußte" bleiben, obwohl... ich zum Gebrauch des Wortes „Gott" mehr Recht haben würde, als Spinoza und mancher Andere. Wenn schon die formelle Negativität meiner Bezeichnungsweise für ein durch und durch positives Wesen für die Dauer eine inadäquate sein muß, so wird dieselbe doch so lange ihren eigenthümlichen prophylaktischen Werth beanspruchen dürfen, als der anthropopathische Irrthum von dem Bewußtheit des Absoluten noch in nennenswerthem Ansehen steht. Wenn aber erst einmal das negative Prädikat der Unbewußtheit als ein selbstverständliches und nicht mehr erwähnenswerthes Prädikat des Absoluten allgemein anerkannt sein wird, dann wird auch zweifelsohne diese negative Bezeichnung im geschichtlichen Fortschritt der Philosophie längst durch eine passendere positive ersetzt sein" S. 561.

Da es gegenwärtig gerade unser Zweck ist, recht inne zu werden, wie nach Hartmann'scher Anweisung unser Gottesbegriff zu „läutern" ist, so erlauben wir uns, den Namen Gott für das Unbewußte einstweilen beizubehalten. Die Gott dem Herrn schuldige Ehrfurcht macht es uns zur Pflicht, dabei von ihm, dem wahren Gott, vollständig abzusehen. Sollte trotzdem unsere Darstellung den christlichen Leser peinlich berühren, so ist das nicht unsere Schuld, sondern die Schuld jener Wissenschaft, welche eine Blasphemie, wie die „Philosophie des Unbewußten" ist, gegen die christliche Wahrheit in den Kampf führt. Den wahren Gottesbegriff (des Theismus) setzen wir selbstverständlich als bekannt voraus;

Digitized by Google

will man sich denselben vergegenwärtigen, so lese man die Worte, mit denen das Vatikanum denselben so klar und deutlich wiedergibt:

Die heilige, katholische, apostolische, römische Kirche glaubt und bekennt, daß Ein Gott ist, der wahre und lebendige, Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde, allmächtig, ewig, unermeßlich, unbegreiflich, an Erkenntniß und Willen und jeglicher Vollkommenheit unendlich; der als einzig Eine, schlechthin einfache und unwandelbare geistige Substanz, in Wirklichkeit und dem Wesen nach von der Welt verschieden, in sich und aus sich höchst glückselig und über alles, was außer ihm ist und gedacht werden kann, unaussprechlich erhaben ist.

Dieser alleinige und wahre Gott hat in seiner Güte und allmächtigen Kraft, nicht um seine Seligkeit zu vermehren, noch auch um seine Vollkommenheit zu erlangen, sondern um dieselbe durch die Gaben, welche er den Geschöpfen mittheilt, zu offenbaren, nach völlig freiem Rathschluß, zugleich am Anfange der Zeit die beiden Reiche der Schöpfung aus Nichts hervorgerufen, die geistige und die körperliche Kreatur, die der Engel nämlich und die der sichtbaren Welt und dann die menschliche, welche, als beiden gemeinsam angehörend, aus Geist und Körper besteht.

Alles aber, was Gott erschaffen hat, bewahrt und leitet er durch seine Vorsehung, mächtig waltend von einem Ende zum andern, und Alles milde ordnend. Denn Alles liegt bloß und aufgedeckt vor seinen Augen, selbst die zukünftigen freien Handlungen seiner Geschöpfe. (1. Hptst.)

Und nun das „Unbewußte". Damit wir den Sinn möglichst genau wiedergeben, erlaube uns der Leser, die Worte Hartmanns beizubehalten. Mancher Passus dürfte vielleicht etwas unverständlich erscheinen; alsdann möge man sich eines etwas derben Wortes erinnern, mit dem der selige Pater Roh seine Zuhörer in ähnlicher Lage tröstete: „Verrücktes Zeug kann ein gescheidter Mensch nie ganz verstehen." — Vor Anfang der Welt, so belehrt uns Hartmann, war Gott aktuell Nichts, nichts als das ruhende unthätige, in sich beschlossene Wesen ohne Dasein S. 724. Das Nichts war aber ein absoluter Geist mit zwei Attributen: Wille und Vorstellung S. 815. Im Anfange nun erhebt sich das „Wesen ohne Dasein" in seiner Eigenschaft als Wille zum Wollen. Aber dieses Wollen ist noch nicht das Erstreben eines Gegenstandes, es ist vielmehr ein noch leeres Schmachten nach Inhalt, ein Anlaufnehmen, ohne noch zum Sprunge zu kommen S. 792—794. Es ist ein quälendes Unbehagen, ohne Idee und Verstand; Gott möchte desselben los werden und da haben wir den Ursprung seiner Entwicklung als Welt; zugleich haben wir aber da die Quelle unsäglichen Unheils, denn, wie die Folge zeigt, ist das ganze Ringen vergeblich, die Folge Verzweiflung S. 546 und S. 754. Die göttliche Intelligenz ist wohl absolut vollkommen, aber leider sieht sich diese erst hintendrein in den Strudel des Prozesses hineingerissen. Das Wollen stürzt sich nämlich wie ein blindrasender

Digitized by

Stier auf die die Welt vorstellende Idee, die ihm gleichsam vor der Nase liegt und die sich ihm hingibt; das Resultat dieser Vermählung ist das Sein, das gefüllte Wollen, die Welt S. 795 u. 796. Da aber diese Idee etwas Endliches darstellt, so füllt sie nur ein Stück des unendlichen leeren Wollens aus: neben und außer dem erfüllten Weltwillen restirt noch ein unendlicher Überschuß hungerigen Wollens, welcher rettungslos der Unseligkeit verfällt S. 794.

Alles kommt jetzt darauf an, daß das unselige, nach Glück ringende göttliche Wollen wiederum in das Nichts zurückgeschleudert werde; dieses bleibt die Aufgabe der im Weltprozeß waltenden göttlichen Intelligenz oder Idee. Da das Übel nicht unmittelbar aufgehoben werden kann, so führt sie das unselige göttliche Wollen wenigstens auf die bestmöglichste Weise seiner Erlösung, d. h. seiner Vernichtung entgegen.

Zu diesem Zwecke sucht sie zuerst eine möglichst große Opposition zwischen verschiedenen Momenten in Gott heraufzubeschwören und wirklich beginnt alsbald das Gaukelspiel eines tragi-komischen Antagonismus. Die Idee beginnt den Hexentanz, indem sie sich dem Wollen als räumliches Hin und Her präsentirt. Sofort erscheint das Wollen Gottes als Atomwille an einer ungeheuren Menge von Kraftpunkten. Den Inhalt und das Ziel ihres theils anziehenden, theils abstoßenden Strebens tragen die Atomwillen als Vorstellungen in sich. Zwei oder mehr Atomwillen kreuzen sich nun bei ihren Willensäußerungen und gerathen in Zank; so haben wir als erstes Resultat dieses Zankes die Materie[1] S. 479 ff. Indem der Gottwille in dieser Weise zu Materie gefriert, verwirklicht er zugleich das in der Atomvorstellung liegende Bild von idealen Raumstückchen; so verwirklicht er zugleich den realen Raum.

Aber jetzt gilt es, einen Haupt-Staatsstreich einzuleiten. Soll nämlich der göttliche Intellekt einmal im Stande sein, das göttliche Wollen in's Nichts zurückzuschleudern, so muß er sich vom Wollen emanzipiren (S. 393), deßhalb muß er darauf sinnen, durch irgend eine Überraschung des Wollens das Bewußtsein hervorzurütteln. Wie bringt er das zuwege?

---

[1] Um diese und andere Punkte der Hartmann'schen Fiktion in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit bloßzulegen, bedürfte es weiterer Auseinandersetzungen. Auf die wichtigeren Punkte kommen wir später zurück; für jetzt haben wir uns nur den „Gott" anzusehen.

Digitized by Google

Erstens geht er scheinbar in eine Masse von sogenannten Individuen auseinander; das macht er so: Bestimmte Massen von Atomen werden zu Organismen zusammengeknetet; das geschieht aber nicht mit Fäusten, sondern mit göttlichen Willensfunktionen: die Summe der auf einen Organismus gerichteten Willensfunktionen „Gottes" sind eben das, was man Individualgeist oder Seele nennt. Die Individuen (Peter, Jakob) sind nur Schein S. 539, es sind nur Erscheinungen, Gedanken, Thätigkeiten des All-Eins S. 616. Die scheinbare Vielheit der Individuen ist nichts als das Wirken „Gottes", welches nach verschiedenen räumlichen Beziehungen auseinandergeht S. 617. Es ist der Eine „Gott", der sich als Wille und Intelligenz in der Welt ergießt, der allen Individuen wahrhaft inne wohnt, sich zu ihnen verhält, wie das Wesen zu seinen Erscheinungen S. 542.

Zweitens trachtet der Hartmann'sche „Gott" überall, wo er kann, Leben hervorzubringen, ja mit einer wahren Wuth packt er das Leben, wo er es packen kann S. 568. Dieses eine Wort löst nebenbei bemerkt die tiefsten Probleme der Natur; will man die Zeugung, die Urzeugung erklären, so denke man nur an die göttliche Wuth, das Leben zu packen S. 577. Wie schwierig war ihm das im Anfang, wo ihm ohne Zweifel Millionen von Urkeimen unter diesen Versuchen verunglückten! Als einmal der Anfang gemacht war, da gings hurtig vorwärts; allmählich hat sich der „Gott" auf einer Stufenleiter zur Darstellung der höchsten Organismen hinauf zu arbeiten vermocht S. 585. Bei diesem Emporringen hat er sich an vielen Stellen in Sackgassen gerannt, wo er festsitzt; diese Sackgassen sind die sogenannten Arten, die feststehenden Formen der Organismen (Pflanzen, Thiere, Menschen) S. 586.

Wenn so nun „Gott" als hinausstrahlender Wille sich an verschiedenen Stellen staut oder bricht und dadurch zu den verschiedenen Formen des Daseins gelangt S. 397, so haben wir hiemit freilich noch nicht das Bewußtsein, aber doch schon Platz zur Etablirung getrennter Bewußtseine, gleichsam an den gebrochenen Spitzen oder gestauchten peripherischen Enden S. 399. Und nun

Drittens endlich kommt der Hauptstreich: „Gott", der hinausstrahlende Wille trifft weithin auf — Gehirn wie auf Hohlspiegel, staut sich dort wiederum, darob erschrickt, stutzt der Wille und dieses Stutzen ist das Bewußtsein! S. 524. Vergegenwärtigen wir uns recht diesen höchst interessanten Prozeß: Überall, wo der „Gott" Hartmanns als Wollen

Digitized by

in den verſchiedenen Erſcheinungsformen, den ſogenannten Naturweſen, wirkt, gewahren wir, daß er Vorſtellungen naturgemäß aus ſich hervorſprudelt, die, durch den Willen zum Sein gerufen, den Inhalt des Wollens ausmachen; nun bildet auf einmal die ſchlaue Intelligenz, ohne dem Willen ein Wort davon zu ſagen, Gehirne! Gehirne haben aber die Eigenthümlichkeit, daß ſie durch ihre Schwingungen den Individualgeiſt affiziren und ihm direkt Vorſtellungen entlocken. Plötzlich gewahrt nun der Wille dieſe Vorſtellungen, welche nicht, wie das in der Ordnung geweſen wäre, aus ihm hervorgeſprudelt ſind: er ſtutzt, er erſchrickt über die polizeiwidrige Exiſtenz von Vorſtellungen, welche da ſind, ohne von ihm kommandirt zu ſein — und dieſes Stutzen iſt das Bewußtſein![1] S. 394.

Hiermit iſt die große Revolution geſchehen, der erſte Schritt zur Welterlöſung gethan, die Vorſtellung, dieſer freche, vom Gehirn vorgeſchobene Eindringling erſcheint als vom Willen losgeriſſen, um ihm in Zukunft als ſelbſtſtändige Macht gegenüber zu treten, um ihn zu unterwerfen, deſſen Sklave ſie bisher war. Dem Geſagten zufolge haben wir alſo als zwei Faktoren des Bewußtſeins zwei Erſcheinungsformen Gottes: „Gott" als Materie, als Gehirn wirkt auf „Gott" als Geiſt S. 392, darob in letzterm große Senſation! Er geräth in Zorn und dieſe Stupefaktion des Willens über die nicht gewollte und doch vorhandene Vorſtellung S. 393, das iſt ja eben das Bewußtſein, deſſen die Welt (d. i. „Gott") bedarf, um zu ihrer dereinſtigen Vernichtung zu gelangen. Obgleich daſſelbe keineswegs auf den Menſchen beſchränkt iſt (an der

[1] Man vergleiche einmal dieſes Reſultat des Berliner Denkers mit der Wirklichkeit. Ein wenig Selbſtbeobachtung ſagt uns, daß Bewußtſein weiter nichts iſt, als ein Erkennen der eigenen Thätigkeit, welches dieſelbe begleitet. Weil der menſchliche Verſtand das Weſen und Sein zu erfaſſen vermag, erkennt er nicht bloß ſeine Thätigkeit, ſondern in dieſer ſeiner Thätigkeit auch deren Grund, d. h. ſein eigenes Weſen. Der Geiſt erkennt ſich aus ſeiner Erſcheinung, weil er die Fähigkeit hat, den Grund dieſer Erſcheinung gleichſam herauszuleſen. Das iſt das Selbſtbewußtſein. Auch bei den bloßen Sinneswahrnehmungen (alſo auch bei den Thieren) gibt es eine gewiſſe Wahrnehmung der Wahrnehmung; aber die Sinneswahrnehmung geht gleichſam in der Thätigkeit, womit ſie das Äußere ergreift, auf; ſie kann nicht ihre Thätigkeit zum ausgeprägten Gegenſtand ihres Erkennens machen; ſie fühlt ihre Thätigkeit nur, inſofern ſie dieſelbe ausübt. Das iſt eine Art von Bewußtſein, welches alſo auch bei den Thieren vorkommt. (Ausführlicher hierüber Kleutgen, Phil. d. Vorzeit n. 102 ff.) Alle andern Naturweſen hingegen, welche ohne Gefühl ſind, erkennen auf keine Weiſe, daß ſie thätig ſind. Das wäre die Wahrheit, die ſich freilich unter den Händen der modernen Philoſophen gefallen laſſen muß, was aus ihr wird.

Digitized by Google

Zelle mit dem Protoplasma finden sich schon Spuren von Bewußtsein S. 509, so entwickelt es sich doch ganz besonders in einer gewissen bevorzugten Menschenklasse: während das Bewußtsein der gewöhnlichen Menschen und der niedrigsten Thiere als Bewußtsein ganz gleich sind S. 418, 419, erhebt es sich in hervorragenden philosophischen Köpfen zum vollen Selbstbewußtsein S. 547.

Für den Einzelnen, der es hat, ist nun aber leider das Bewußtsein ein wahres Unglück. Je mehr Bewußtsein, desto unglücklicher; demgemäß sind die Genie's am unglücklichsten. Hartmann deutet die Glücksscala in folgender Weise an: Wieviel schmerzvoller ist schon das Leben des feinfühligern Pferdes gegen das des stumpfen Schweines, oder gar gegen das des Fisches im Wasser! So viel beneidenswerther wie das Fischleben als das Pferdeleben ist, mag das Austerleben als das Fischleben und das Pflanzenleben als das Austerleben sein, bis wir endlich beim Hinabsteigen unter die Schwelle des Bewußtseins die individuelle Unlust ganz verschwinden sehen. S. 712.

Am amüsantesten ist wohl das Gaukelspiel, welches der von Hartmann geläuterte „Gott" in den menschlichen Phänomenen, in den sogenannten Menschen aufführt; hier vertritt er in frappantester Weise die Doppelrolle von Bewußtsein und Unbewußtem. Als Unbewußtes tritt er sich als etwas Unbegreifliches, Fremdes gegenüber, als Bewußtsein hat er sich als allzeit fertigen Diener; als Unbewußtes schirmt er sich selber wie eine unheimlich dämonische Fee, als Bewußtsein kann er auf seine Thaten stolz sein; als Unbewußtes läßt er sich im Menschen fertig da stehen; als Bewußtsein bekundet er eine unendliche Perfectibilität im Individuum S. 357.

Obgleich nun „Gott" im Costüm des Unbewußten stets vollkommener arbeitet, als wenn er im Bewußtsein sich bemerklich macht, so ist doch das Bewußtsein für den Zweck des dereinstigen allgemeinen Selbstmordes viel wichtiger; deßhalb soll man die Sphäre der bewußten Vernunft möglichst zu erweitern suchen, denn darin besteht aller Fortschritt des Weltprozesses, alles Heil der Zukunft. S. 358.

Bei Allem ist aber nie zu vergessen, daß Bewußtsein gerade so wie die Materie nur eine Erscheinungsform des Einen Unbewußten, des Einen Alles umfassenden Individuums ist. S. 516. Ich — so ruft der gefeierte Philosoph aus — ich bin eine Erscheinung wie der Regenbogen in der Wolke; was an mir Wesen ist, bin ich nicht, an derselben Stelle kann einmal ein anderer Regenbogen stehen, nur die Sonne

Digitized by

strahlt immer, die auch in dieser Wolke spielt, nur das Unbewußte waltet ewig, das auch in meinem Hirn sich bricht. S. 533. Alles nur ein Schattenspiel, nur Erscheinungen „Gottes", von denen die eine Peter, die andere Jakob heißt, die eine als Kameel die Wüste durchschreitet, die andere als Sirius am Himmel steht. Der Kampf zweier hungriger Wölfe ist weiter nichts als der Kampf verschiedener Willensakte „Gottes". S. 520. Aber ach, warum denn diese tausendfache schmerzhafte Collision auf der Welt? Antwort: Die Wölfe fressen sich auf im Interesse des Bewußtseins; ohne Collision kein Bewußtsein, und das Bewußtsein ist es, worauf es ankommt (ibid.). Zu diesem nämlichen Zwecke wirft sich der „Gott" in eine Reihe von Enttäuschungen, in einen „Illusionsdusel" hinein; er begibt sich nämlich als ein tausendgestaltiger Odysseus auf Irrfahrten, um am Ende — nicht am trauten Gestade eines Ithaka zu landen, sondern um durch die schmerzlichsten Enttäuschungen sein „Bewußtsein" zu stählen, die Mordwaffe, mit der er sich in Nichts zurückschleudern wird.

II.

Die tragische Wanderschaft des Hartmann'schen „Gottes" haben wir jetzt zu erzählen. Um also zu dem heilbringenden Bewußtsein zu gelangen, daß er als Nichtsnutz das Nichtsein dem Sein vorzuziehen habe, beginnt er in der Menschheit und als Menschheit eine Carriere, die Hartmann als eine Irrfahrt mit drei Stadien auffaßt. Im ersten Stadium der Illusion macht er es wie die Kinder, er sucht seine Befriedigung in einer lustigen Gegenwart, in irdischem Glück. Voltaire hätte ihn warnen können: il n'est de vrais plaisirs qu'avec de vrais besoins, oder unser deutscher Schopenhauer hätte ihm den Petrarca'schen Vers in's Ohr raunen können: Mille piacer non vagliano un tormento. S. 663. Er beginnt damit, für Gesundheit, Freiheit und auskömmliche Existenz zu sorgen; aber das erlangt er nur selten und vorübergehend und unter großen Schwierigkeiten; und was hat er dann, wenn er es hat? er befindet sich eben erst auf dem Nullpunkt der Empfindung. Jetzt geht er aus, um seinen Hunger und seine Liebe zu stillen. Kann er auch bisweilen seine Eßlust befriedigen, so überwiegt doch das Leid den Genuß, gerade so wie, wenn Ein Thier das andere auffrißt, der Schmerz des Gefressenen größer ist als die Lust des Fressenden. S. 671. Und nun erst das All-Eins als Liebesjäger! Da sieht es sich erst recht „geprellt": Täuschung, Ärger, Schmerz, Entehrung, oftmalige Verzweif-

Digitized by

lung! „Schlimm iſt es nicht zu lieben, ſchlimm aber auch zu lieben,“ wie Anakreon ſagt; der arme Hartmann'ſche „Gott“! er findet, daß er in ſeinen Erwartungen ein großer Narr war. S. 678. Nun wird er ſentimental und ſucht ſeine Befriedigung in Mitleid, Freundſchaft und Familienglück; aber nur zu bald muß er dem Herrn La Bruyère Recht geben: Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls, S. 683; in den meiſten Ehen findet er nur Unfrieden und Verdruß und der ſo ſchrecklich Geſoppte ſagt zu ſich ſelber: Nichtheirathen iſt doch beſſer als Heirathen. S. 686. Er ſehnt ſich nach Kindern und kommt ſo aus dem Regen in die Traufe; in der erſten Zeit überwiegt die ſehr beträchtliche Unbequemlichkeit und Schererei der Pflege, beziehungsweiſe der Ärger mit ſorgloſen Dienſtboten; alsdann die Sorge, die Töchter zu verheirathen und der Kummer über die dummen Streiche der Söhne; ſpäter verlaſſen die Kinder, wenn ſie nicht vorher geſtorben oder verdorben ſind, das elterliche Haus und ſchreiben ſogar am häufigſten nur dann, wenn ſie Geld brauchen. S. 688. Ganz unglücklich über dieſe „Selbſtzerfleiſchung“ verſucht's der Fieberkranke einmal mit Eitelkeit, Ehrgefühl, Ruhmſucht u. ſ. w., überläßt ſich alſo jenen Trieben, nach denen man, wie nach Salzwaſſer um ſo durſtiger wird, jemehr man trinkt. S. 691. Was für Geſichter ſchneidet er nun? Über Zurückſetzung klagende Beamte und Officiere, ſich ärgernde Gelehrte und Künſtler, hohe Anſprüche in Folge allgemeiner Selbſtüberſchätzung, gegenſeitige Herabwürdigung, alte von jüngern überholte Bühnenſängerinnen (S. 692), tauſendfach gekränktes Ehrgefühl u. ſ. w., u. ſ. w. Alſo auch hier nur Bitterkeit! Du haſt Recht, du arg getäuſchter „Gott“, daß du es einmal mit der religiöſen Erbauung verſuchen möchteſt. Aber o wehe, Ed. v. Hartmann, der ja auch in der chriſtlichen Asceſe zu Hauſe iſt, macht trübe Ausſichten. Die höchſten Grade religiöſer Erhebung ſind kaum denkbar ohne eine lange fortgeſetzte Abtödtung des Fleiſches, das thut aber wehe; und was noch ſchlimmer iſt: alle religiöſen Menſchen ſtreben darnach „die Identität“ des all-einigen Unbewußten mit dem Bewußtſeins-ſubject unmittelbar zu fühlen und zu empfinden: ſo etwas kann man aber nicht fühlen. Alſo auch in der Mönchskutte wird der Gott des Unbewußten nur um eine Enttäuſchung reicher. Nun wird er aber einmal recht unartig; wir wollen darüber hinweggehen: in Bezug auf die Schlechtigkeit, Nichtswürdigkeit, Gemeinheit der Menſchen (d. h. der Erſcheinungen „Gottes“) ergeht ſich ſchon Schopenhauer in Schilderungen, die kaum übertrieben genannt wer-

Digitized by

den dürften. S. 697. Das steigert das Unglück und damit das Bewußtsein.

Da pocht denn endlich das Hartmann'sche Geschöpf als ein Zuchthäusler, der überall Fiasco gemacht, an die Thüre von Kunst und Wissenschaft, in der Hoffnung, dort endlich möge ein freundlicher Sonnenblick in die Nacht des Ringens und Leidens fallen. S. 698. Und wirklich, in Form einzelner begnadigter Naturen (S. 699) würde er eine kleine Entschädigung für den Schmerz des Lebens, die er so lange vergebens gesucht, finden, wenn er nicht — so entsetzlich eitel wäre. Diese Eitelkeit „Gottes" in den Gelehrten und Künstlern ist ja fast die einzige Triebkraft. Gäbe es ein Mittel, so sagt Hartmann, allen Künstlern und Gelehrten wirklich allen Ehrgeiz und Eitelkeit gleichzeitig zu benehmen, so würde gewiß die Production ziemlich stille stehen, wenn sie nicht noch um des Broderwerbs willen mechanisch weiter gehen müßte. S. 700. Die Künste sucht das All-Eins nicht um ihrer selbst willen, sondern als bunten Flittertand, um seine liebe Person damit auszuputzen. Und bei diesem Gaukelspiel sollte man noch an künstlerischen Genuß glauben? Dazu noch in der Musik als Universalbildungsmittel das unglückliche, encyklopädische, seelenlose Clavier! In der Wissenschaft muß ebenfalls Ehrgeiz und Eitelkeit aushelfen. Und nun die vielen Unbequemlichkeiten für den auf Wissenschafts- und Kunstgenuß ausgehenden Unbewußten: Besuche der Galerien, Hitze und Engigkeit der Theater und Concertsäle, die Gefahr sich zu erkälten, Ermüdung u. s. w. Kurz Alles in Allem genommen ist Kunst und Wissenschaft nicht viel mehr als Null. Der bewußtlose Schlaf ist in Wahrheit noch für den „Gott" der relativ glücklichste Zustand. S. 704. Der Traum verdirbt wohl vieles, indem er alle Plackereien des wachen Lebens in den Schlaf hineinzieht (ibid.), aber das All-Eins hat wenigstens die Freude bisweilen schnell einschlafen zu können und nach dem Erwachen bei vorhandener Müdigkeit nicht aufstehen zu müssen, sondern mit halbem Bewußtsein fortschlummern zu können. S. 795. Wenn Hartmann lehrt, sein „Gott" frage etwas nach der Freude des Einschlafens und des Erwachens, kann es nicht befremden, daß er ihn auch auf Börsenspeculationen sich verlegen läßt. Aber wenn auch Geldbesitz Ehre erzeugt, Macht und Herrschaft über Andere gewährt, die Genüsse des Gaumens und sogar sinnliche Freuden erkauft, so ist derselbe doch dem Lebensglück geradezu schädlich. S. 707. Auch das ganze Bequemmachen des Lebens heißt am Ende nicht viel. Der „Unbewußte" ist also wiederum übel angelaufen;

Digitized by

„und damit, was er auch trage,
er verzweifle nicht am Heil,
führt ihn Schickſal bis zum Grabe
an der Hoffnung Narrenſeil“ S. 708.

Das Alles bringt ihn endlich dahin, daß er ſich überlebt bis zum äußerſten Eckel am Daſein: wie ein ſchwärmeriſcher Jüngling, der nichts von der Gegenwart, Alles von fernen Luftſchlöſſern erwartet, tritt er jetzt über in

Das zweite Stadium der Illuſion: er leiſtet Verzicht auf Erdenglück in den Schranken des individuellen Lebens und träumt ſich einen Himmel im Jenſeits zuſammen. Wie das erſte Stadium im antiken Heidenthum culminirte, ſo iſt das Meiſterſtück dieſes zweiten Illuſionsduſel eben das Chriſtenthum. Nur Schade, daß der All-Einige ſich ein Brett vor den Kopf genagelt hat, ſonſt hätte er ja wiſſen ſollen, daß die Seele im Menſchen weiter nichts iſt als ein „Strahlenbündel göttlicher, auf einen beſtimmten Organismus gerichteter Willensacte“, daß ſomit zugleich mit dem Organismus auch die Seele im Tode aufhört und von einem Fortbeſtehen nach dem Tode von vornherein gar nicht die Rede ſein kann. S. 722. Nun, dieſe „chriſtlich-ultramontane“ Tollheit des All-Eins hatte für ſelbes wenigſtens das Gute, daß ſie es vorbereitete worauf? vielleicht darauf, daß es endlich einmal zur Raiſon kommt? o nein, auf ein

Drittes Stadium der Illuſion, welches gerade jetzt im neunzehnten Jahrhundert angehoben hat. Mit dem Chriſtenthum iſt's natürlich für immer aus; ſichtbar — ſagt Hartmann, gewinnen die weltlichen Beſtrebungen täglich an Macht, Ausdehnung und Intereſſe, ſichtbar greift der Antichriſt weiter und weiter um ſich, und bald wird das Chriſtenthum nur noch ein Schatten ſeiner mittelalterlichen Größe ſein. S. 728. An der Stelle des Chriſtenthums ſehen wir den „Fortſchritt“. Um dieſen Fortſchrittsſchwindel recht zu begreifen, muß man ſich erinnern, daß das ganze Weltgetriebe ein einziger großartiger Entwicklungsprozeß „Gottes“ iſt. Aſtronomie, Photometrie, Spectralanalyſe, Chemie, Biologie, Archäologie, kurz alle Anſtrengungen und Wiſſenſchaften vereinigen ſich jetzt, um die kosmiſche Geſammtentwicklung zu fördern. S. 730. Das kommt nämlich daher, weil der „Gott“ Hartmanns eine neue Schrulle hat. Da er im irdiſchen Leben der Phänomenalindividuen nichts als Jammer getroffen, da es auch mit einem zukünftigen Himmel nichts ſein kann, ſo verſucht er es jetzt einmal mit dem

Digitized by

Fortschritt der gesammten Culturentwicklung in den Menschen und Staaten, daher Eisenbahnen, Kasernen, nationale Bildung, Krupp'sche Kanonen, potenzirte Steuerkraft! Was für ein Glück, daß der „Gott" so verstandslos ist; sonst müßte ihm doch von vorneherein klar sein, daß keine Cultur und kein Fortschritt das Unglück zu vermeiden vermag. Wie weit auch, so sagt Hartmann, die Menschheit (d. i. „Gott") fortschreitet, nie wird sie die größten der Leiden los werden oder auch nur vermindern... Die zufriedensten Völker sind die rohen Naturvölker... mit steigernder Bildung des Volkes wächst erfahrungsgemäß seine Unzufriedenheit... je weiter die Welt kommt, desto drohender wird das Gespenst der Massenarmuth... Diebstahl, Betrug, Fälschung vermehren sich... Der niederste Eigennutz zerreißt schamlos die heiligsten Bande der Familie und Freundschaft... Ich wollte mich doch wahrlich lieber unter den alten Germanen der Gefahr aussetzen, gelegentlich todt geschlagen zu werden, als im modernen Culturstaat jeden für einen Schuft und Schurken halten zu müssen, bis ich überzeugende Beweise seiner Ehrlichkeit habe." Aus der Analogie können wir schließen, daß, wenn die Unsittlichkeit auch in Zukunft ihre Form noch so sehr verfeinert, sie doch immer gleich unsittlich und gleich unlusterweckend für die Summe der Unrechtleidenden bleiben wird... Werfen wir einen Blick auf die gepriesenen Fortschritte; worin bestehen sie, wodurch beglücken sie?... Nehmen wir an, der vollkommenste Staat sei realisirt und die Erdbevölkerung hätte ihre politische Aufgabe in vollendeter Weise gelöst: was hat man dann an diesem staatlichen Gebilde? Ein Schneckengehäuse ohne Schnecke, eine leere Form!... Mit den vermehrten Mitteln vermehrt sich weiter nichts, als die Wünsche und Bedürfnisse und in Folge davon die Unzufriedenheit... Aber der „Gott" Hartmann's kennt keine Wahl, er muß vorwärts; nicht jedoch das goldene, sondern das eiserne Zeitalter liegt vor ihm. S. 736—748. Doch halt! Eine Gefahr droht der Entwicklung dieses göttlichen Illusionsstadiums: Wie, wenn „Gott" die in Berlin bei Carl Duncker gedruckte „Philosophie des Unbewußten" zu Gesicht bekäme und die der Zeit voraneilenden Erörterungen Hartmann's, die wir hier nur auszugsweise wiedergeben konnten, in Erwägung zöge, wird er nicht, durch Hartmann gewarnt, vom Culturfortschritt ablassen und die Weltentwicklung stille stehen lassen? Diese Furcht hat auch an Hartmann's Brust geklopft; aber die Vorsehung, so tröstet er sich und uns, sorgt schon dafür, daß die Anticipationen des stillen Denkers den Gang der Geschichte nicht etwa dadurch

verwirren, daß ſie vorzeitig zu viele Anhänger gewinnen. S. 735. So rast denn das Rad des Culturfortſchritts unaufhaltſam dem Abgrund zu. Dann endlich am Ende dieſes dritten Illuſionsſtadiums wird der allweiſe Unbewußte das letzte, das ſchrecklichſte erravi hervorſtoßen, der dumme Teufel wird die Thorheit ſeines ganzen Strebens einſehen, wie ein gedanken- und charakterloſer Bummler iſt er lebensſatt, er ſehnt ſich nach abſoluter Schmerzloſigkeit, nach dem Nichts, dem Nirvana. S. 749. Eine ſo durch und durch elende Welt (d. i. „Gott"!) muß ja ihre Exiſtenz verdammen, ſobald ſie ſich verſteht. S. 754. Das ganze Wollen (d. i. wiederum „Gott"!) wird ſich am Ende in zwei gleichen Richtungen ſpaltend, ſich ſelbſt verſchlingen und mit dieſem Selbſtmord iſt die Rückkehr in das Nichts (in die reine an ſich ſeiende Potenz) vollzogen. S. 797. Herr von Hartmann iſt in der Lage, uns über die Möglichkeit dieſes Vorganges einige Andeutungen zu geben. S. 764 ff. Zuerſt muß ſich ſein Gott als Unbewußtes zum überwiegenden Theile in der Menſchheit anſammeln. S. 765. Zweitens muß „Gott" als Bewußtſein in der Menſchheit recht von dem Elend des Daſeins durchdrungen und entſchloſſen ſein, demſelben ein Ende zu machen. Alsdann kommt drittens durch techniſche Mittel (etwa Telegraph) ein die ganze Welt umſpannender Geſammtentſchluß der Selbſtvernichtung zu Stande und — die That iſt vollbracht. S. 766—768.

Fragen wir uns noch einmal, welches denn der Zweck des ganzen Weltprozeſſes war, ſo haben wir geſehen, daß es zunächſt Hervorbringung und Steigerung des Bewußtſeins war (S. 752). Das Bewußtſein entſteht und vermehrt ſich durch Individuation, Gehirnſchwingungen, Egoismus, Unrechtthun, Unrechtleiden, Erwerb, Eitelkeit, Ruhmſucht, geſchlechtliche Liebe durch jene drei Stadien der Illuſion hindurch. Das Bewußtſein kann aber unmöglich Endzweck ſein (S. 753), es dient vielmehr nur zur Emancipation der Intelligenz vom Willen, nur dazu, daß ſich in Gott die Idee losringt vom Wollen. Das All-Eins als Wille iſt eben wie zu Anfang geſagt, das blindraſende Thier, das die Glückſeligkeit will und die Unſeligkeit erlangt, mithin auf das Widervernünftigſte zur eigenen Qual die Zähne in ſein eigenes Fleiſch ſchlägt und doch wegen ſeiner Unvernunft durch keine Erfahrung klug gemacht werden kann, von ſeinem unſeligen Wollen abzulaſſen S. 755. Es bleibt nichts übrig, als ein Vernichtungskrieg „Gottes" gegen „Gott"! Darum rüſtig vorwärts im Weltprozeß als Arbeiter im Weinberge des Unbewußten, um in Verzweiflung den allgemeinen Untergang vorzube-

Digitized by Google

reiten! Nur in der vollen Hingabe an das Leben iſt etwas zu leiſten! Und iſt einmal der Schreckliche in's Nichts zurückgeſchleudert, dann kann er nicht einmal die Hoffnung haben, daß ſich das unſelige Daſeinsſpiel nicht immer wieder und wieder erneuert; denn da es in „Gott" weder eine Erfahrung, noch eine Erinnerung gibt, ſo kann er ſich nicht durch die an dem traurigen Weltprozeß gemachten Erfahrungen eine Lehre nehmen, um ſich hinfort von der Wiederholung ſeines früheren faux pas zu hüten S. 797. Und ſo kann man in Wahrheit dem Hartmann'ſchen „Unbewußten" auf die Stirne ſchreiben, was Dante über den Eingang der Hölle ſetzte:

Durch mich geht's ein zur Stadt der bittern Qualen,
Durch mich geht's ein zu Schmerzen ohne Ende,
Durch mich geht's ein zu dem verlornen Volke.
Eh' ich geſchaffen, war noch nichts geſchaffen
Als Ewiges, und ewig werd' ich dauern,
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren.

III.

Da hätten wir alſo den „geläuterten" Gottesbegriff! Es kann uns nicht in den Sinn kommen, uns auf eine Entwirrung dieſes Knäuels von Wahnſinn und Widerſprüchen einzulaſſen. Wir möchten nur die Frage ſtellen: Woher die Erſcheinung, daß mitten in unſerer fortgeſchrittenen Zeit, mitten im Lichte der deutſchen Wiſſenſchaft ein unheimlicher Schatten einer unterirdiſchen Welt aufgegriffen und mit göttlicher Ehre umkleidet wird? Die wahre Bemerkung Hartmanns, daß „das Nachdenken über die Gründe, durch welche große Männer zu falſchen Hypotheſen verleitet ſind, fruchtbarer iſt, als bloße Kritik," muß uns zur Aufſtellung dieſer Frage nur ermuthigen. Hat es vielleicht die „naturwiſſenſchaftliche Methode" bewirkt? Es iſt freilich wahr, daß Hartmann in ſeiner Philoſophie einen größeren Reichthum intereſſanter Naturthatſachen und zutreffender Beobachtungen verwerthet hat, als irgend ein anderer deutſcher Philoſoph. Da er das Unbewußte (und nicht, wie ſeine deutſchen Vorgänger den engen Kreis des Bewußtſeins) zum Stoff wählte, um daraus ſein Syſtem zurechtzuſchneiden, ſo ſah er ſich in der glücklichen Lage, den jetzt Mode gewordenen naturwiſſenſchaftlichen Dilettantismus zu intereſſiren. Viele gedankenarme oder denkfaule, aber „gebildete" Leſer mögen durch den wiſſenſchaftlichen Apparat ſo ſehr verblüfft geworden ſein, daß ſie ſich das mehr als bärenartige Unbewußte geduldig aufbinden ließen. In Wirklichkeit hat Hartmann mit ſeiner

Digitized by

„naturwiſſenſchaftlichen Methode“ nur bewieſen, daß in der ganzen großen Natur eine unbewußte Zweckerſtrebung vor ſich geht und daß der Menſch ſich bitter getäuſcht ſieht, wenn er in den Dingen dieſer Erde ſeine Befriedigung ſucht, zwei Wahrheiten, welche bekanntlich zu den Kapitalthеſen der Philoſophie der katholiſchen Vorzeit gehören. Woher alſo der großartige Cultus des Unbewußten? Wir würden uns täuſchen, wenn wir die entſcheidenſten und tiefſten Gründe im Denken und nicht vielmehr im Leben ſuchen wollen. Was Fichte von ſich ſelber ſagte: „Alle meine Überzeugung kommt aus der Geſinnung und nicht aus dem Verſtand,“ das gilt von Allen, die darauf ausgehen, neue Philoſophieen zu „gründen“. Nichts berechtigt, für Hartmann und ſeine Nachbeter eine Ausnahme von der Regel zu fordern. Wie wir geſehen haben, ſind die beiden Grundzüge ſeiner Philoſophie: pantheiſtiſche Selbſtanbetung und peſſimiſtiſche Selbſtverzweiflung. Die Wurzeln ſolcher Früchte ſind unſchwer aufzudecken. Wenn über das Niveau der Gewöhnlichkeit hervorragende Denker in den Genüſſen und Gemeinheiten dieſer Erde für ihre Begierde nach Glück Befriedigung ſuchen, weil ſie nicht den Muth und die Demuth haben, die mit der Erfaſſung der Wahrheit verbundenen Opfer und Entſagungen auf ſich zu nehmen, ſo vereinigt ſich Alles, um die Stolzen in den Pantheismus hineinzutreiben. Von dem Gott des Chriſtenthums dürfen ſie nichts wiſſen wollen und doch ſuchen ſie eine Antwort auf die Fragen der Vernunft und die Fragen des Gewiſſens. Platter Atheismus und gedankenloſer Materialismus genügt nur da, wo kein ſpeculatives Bedürfniß vorhanden iſt. Der Pantheismus hilft wirkſamer. Kann man ſich ſagen, daß man ein Stück oder eine Erſcheinung Gottes iſt, dann verſtummen die Vorwürfe wegen der Vergangenheit und man beſitzt einen Freibrief für die Zukunft; man hat einen Vorrath ſchillernder Ideen, um den Sumpf des wirklichen Lebens vor den eigenen und fremden Augen zu verdecken. Der Pantheismus war daher ſtets die beliebte Philoſophie „genialer“ Lebemenſchen. Die Hartmann'ſche Philoſophie iſt nun den Tendenzen des Pantheismus außerordentlich günſtig. Anſtatt ſich wie die andern deutſchen Pantheiſten am ſpindeldünnen Bewußtſein die Zähne auszubeißen, greift er zum Unbewußten. Da hat er einen Schlupfwinkel, an und für ſich ſchon geräumig und auch dunkel genug, um darin Alles nach Belieben unterbringen zu können, dazu auch ganz geeignet, um in pantheiſtiſcher Weiſe zum göttlichen All-Eins aufgebauſcht zu werden, ſo daß

Digitized by Google

das Bewußtsein zu einer bloßen Erscheinung herabsinkt. In dieser Weise kommt auf das bequemste die so lästige Verantwortlichkeit für das moralische Thun und Lassen in Wegfall. Willensfreiheit gibt es keine, „die Werkstatt des Wollens liegt im Unbewußten" S. 227 und 228. Freiheit ist hin, Alles ist hin. Denn „das ethische Moment des Menschen liegt alsdann ebenfalls in der tiefsten Nacht des Unbewußten; Sittlichkeit und Gerechtigkeit gehören nur der Welt der Erscheinung, nicht dem Wesen derselben an" S. 639 und S. 231. „Unrecht, Böses, Unsittlichkeit u. s. w., dieß Alles ist ein nothwendiges, um der Individuation willen unvermeidliches Übel" S. 640. „Sittlichkeit und Gerechtigkeit sind und bleiben immer nur Ideen, die bloß in Bezug auf das Verhalten der Individuen zu einander eine Bedeutung haben, aber auf das innere Wesen der Individuen, d. h. auf das All-Einige, Unbewußte angewendet, bedeutungslos werden" ibidem. „Wie die Unsittlichkeit ein unvermeidlicher Übelstand, so ist die Anforderung einer direkten göttlichen Gerechtigkeitspflege ein theologischer Unverstand" (S. 641). So, Herz, nun laß dir wohl sein, was willst du noch mehr?

Da haben wir den ersten Grund für das Entstehen und Gedeihen des „Unbewußten". Dazu kommt noch ein zweiter. Leute, welche in angedeuteter Weise sich ihre Philosophie nach ihrem Leben zurechtgeschnitten haben und sich keinen irdischen Genuß aus moralischen Rücksichten versagen, müssen nothwendig der bittersten Täuschung anheimfallen; in ihrem Geiste greift jene tiefe Melancholie Platz, welche sich in den ergreifenden, verzweiflungsvollen Klagen so mancher „starken" Geister Luft macht. „Kein unheilvolleres Geschenk für das Individuum, als Genialität — kann man da wohl mit Hartmann sagen — denn die Genie's sind selbst bei scheinbarem äußerem Glücke doch stets diejenigen Menschen, welche das Elend des Daseins am Tiefsten und Unheilvollsten empfinden." Heutzutage beschränkt sich diese Melancholie nicht mehr auf die Genie's; sie ist bei den „tiefer" Gebildeten epidemisch geworden. Bei Hartmann sehen wir dieselbe im Zustand eines wahrhaft dämonischen Paroxysmus. Das von ihm geschilderte Schicksal seines „Gottes" wäre höchst tragisch, wenn es nicht so unheimlich höllisch wäre. Wir haben da nicht einen mit dem Schicksal ringenden Ajax, sondern das Bild eines zähnefletschenden Luzifer vor uns. Sollte vielleicht auch bei Hartmann und seinen Partisanen der Spruch Geltung haben: Wie Einer ist, so ist sein Gott? Bekanntlich ist es ein Ausspruch, der aus christ-

Digitized by

lichen Gedankenkreisen stammt, daß der Gottlose ein Miniaturbild Satans ist und hienieden schon die Hölle in der Brust trägt. Wir sträuben uns fast, dieses sehr starke Wort auf Hartmann anzuwenden — auch auf den gedruckten und gelobhudelten, mit welchem wir es hier ausschließlich zu thun haben. Aber er selber ermuthigt uns dazu, indem er S. 750 sagt: er huldige einer Lebensanschauung, welche bei weniger starken Menschen „das vom Jammer zusammengekrampfte Herz vor Grauen erstarren, vor Verzweiflung brechen oder weichlich im Weltschmerz zerfließen macht;" hingegen „in der menschlich fühlenden Seele der stärker veranlagten Natur — wobei der Verfasser ohne Zweifel in erster Linie an sich selber gedacht hat — bewirke sie einen heiligen (!?) Unwillen, einen die Zähne zusammenbeißenden Manneszorn, einen ernsten gelassenen Grimm über den wahnwitzigen Carneval der Existenz, einen Grimm, der in einen mephistophelisch angehauchten Galgenhumor überschlägt, welcher mit halb unterdrücktem Mitleid und halb freigelassenem Spott sowohl auf die in der Illusion des Glücks Befangenen, als auf die im Gefühlsjammer Zerflossenen mit gleich souveräner Ironie hinabblickt;" sie bewirke endlich, „daß das mit dem Verhängniß ringende Gemüth nach einem letzten befreienden Ausweg aus dieser Hölle späht." Hartmann wollte mit diesen Worten zunächst die Frucht seiner Philosophie schildern, aber wer Sturm ernten will, säet wenigstens Wind; wir dürfen daher jene Worte als ein Bild der Gesinnung nehmen, aus welcher diese Philosophie herausgewachsen ist. „Ein Jeder sieht, was er im Herzen trägt."

Einen dritten Erklärungsgrund erblicken wir in der positiven Grundlage, welche sich aus der Hartmann'schen Spekulation für das praktische Leben ergibt. Dieselbe ist derart, daß sie das Leben eines modernen Culturmenschen und perfekten Freimaurers voll und ganz bestätigt; und Hartmann ist wahrlich nicht der Einzige, dem eine solche Bestätigung erwünscht kommt. Wenn der Mensch eine unglückselige Äußerung „Gottes" ist, welcher sich nur quält, um sich zu quälen, dann sollte man freilich meinen, wäre es am besten, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen (oder wenn man daran mehr Geschmack hat, nach dem Rathe Schopenhauers, „durch freiwilliges Verhungern sich selber zu verneinen"). Aber dem ist nicht so: Hartmann bringt es richtig heraus, daß es für gewöhnlich Pflicht ist, sich unbeschadet des Galgenhumors „an das Leben hinzugeben." Das bewußte Leben hat nämlich, wie wir gesehen haben, die Bestimmung, die Welt, diese

Digitized by Google

„Hölle" zu ihrem Endziel zu führen; es dient dazu, um „Bewußtsein" gleich Pulvermassen im Menschengeschlecht zu einer solchen Menge anzusammeln, daß damit die ganze Welt, diese unendlich traurige Entwicklung „Gottes" in das Nichts zurückgeschleudert werden könne. Wie, wenn eine verzweifelte Schiffsmannschaft den Entschluß gefaßt, sich mit dem Schiff in die Luft zu sprengen, es nicht lobenswerth wäre, wenn sich der Einzelne mit einem Strick den Privat-Garaus machte, sondern wie es alsdann die Pflicht Aller ist, den gemeinsamen Untergang durch gemeinsame Arbeit vorzubereiten, so ist auch die „zukünftige Erlösung" der Welt nicht in der Enthaltung vom Leben, sondern in der Hingabe an's Leben zu finden S. 727. Verzweiflung am Dießseits, Verzweiflung am Jenseits, aber dabei völlige Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozeß! Hiemit ist der Instinkt (mit allem, was drum und dran hängt) wieder in sein Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proklamirt, denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen (!), nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung ist etwas für den Weltprozeß zu leisten S. 763. Das will sagen: trotz der innern Zerrissenheit, trotz Eckel und Überdruß, trotz der bittersten Enttäuschung, die man zum hundertsten Mal bereits am Becher der Weltfreude empfunden hat, soll man doch wieder zu demselben zurückkehren, gerade so wie die Mücke immer wieder zu der Flamme zurückkehrt, an der sie sich so oft und so schmerzhaft die Flügel verbrannt. Volle Aussöhnung mit dem Leben! ibidem. Das Ziel, welches der Selbstmörder erstrebt, ist wohl das Richtige, aber er irrt im Wege. Ordnungsgemäß ist es, als Lebemensch [1] durch Mitmachen das Bewußtsein zu fördern. Da nun aber der Weltprozeß, d. h. das be-

[1] Der christliche Anstand erlaubt nicht, die Bocksprünge auf das weibliche Geschlecht, an welchen die Philosophie des Unbewußten reich ist, auch nur anzudeuten. Im Magazin für die Literatur des Auslandes, 1872, Nr. 17, wurde nicht mit Unrecht bemerkt: „Die Popularität der Philosophie des Unbewußten ist noch immer im Wachsen... Daß die pikanten Auseinandersetzungen über das Wesen der geschlechtlichen Liebe dem Hartmann'schen Buche nicht den geringsten Theil seiner Leser gewonnen haben, wird jeder zugeben, der den Menschen nun einmal kennt" u. s. w. Man hätte von dem Fluge des pantheistischen Idealismus zum mindesten erwarten sollen, derselbe werde den Menschen zur Beherrschung des Wüst-Thierischen emporheben, aber statt dessen hat der Pantheismus — und speciell der deutsche, welcher gegenwärtig auf dem religiös-politischen Gebiete gegen die katholische Kirche seine Triumphe feiert — mit dem Menschen auch stets den Schmutz vergöttert.

Digitized by Google

ſtändige Anhäufen von Bewußtſein als Sprengpulver für den großen Akt „der allgemeinen Welterlöſung“ wohl noch viele Jahre in Anſpruch nehmen dürfte, darum hat der Selbſtmord als ſeltenes Beiſpiel, welches, der Welt gleichſam ein memento mori zurufend, ſie den Ausgang ihres Strebens vorahnen läßt, einen hohen Werth S. 759. Uns will bedünken, daß, wenn einmal der leibhaftige Satan ein menſchliches Daſein friſten ſollte, ohne aufzuhören, Satan zu ſein, er alsdann die Philoſophie des Berliner Gelehrten ohne Änderung als die ſeinige adoptiren könnte.

Sollte es nun noch der Philoſophie gelingen, das Urprinzip der ganzen Welt, gegen welches der von der Weltluſt bethörte Menſch in dämoniſch-tragiſcher Verzweiflung ſeine machtloſe Fauſt ballt, gleichſam als die perſonifizirte Unvernunft aufzufaſſen, ſo hätte ſich der „die Zähne zuſammenbeißende Grimm“, der von Haß gegen Gott erfüllte „Galgenhumor“ der jetzt herrſchenden Geiſtesſtrömung in einer ſolchen Philoſophie vollſtändig auskryſtalliſirt. Das thut nun die Philoſophie Hartmanns, indem ſie jenes Urprinzip, das All-Eins, gemeiniglich Gott genannt, als das „Unbewußte“ hinſtellt. Dieſes wäre der vierte Erklärungsgrund für die Exiſtenz dieſer Philoſophie, es iſt der antitheiſtiſche Zeitgeiſt, der Gotteshaß, welcher in dieſem Augenblicke alle Elemente dieſer Welt zum Sturm gegen Gott und ſein Werk: die Kirche aufwühlt. Gott ſoll unvernünftig („alogiſch, ſich ſpäter zum Antilogiſchen entwickelnd“) ſein, darum muß ihm das Bewußtſein abgeſprochen werden. Aber wie iſt es möglich, dem vollkommenſten Weſen — auch wenn es zum All-Eins verzerrt iſt, — das Bewußtſein abzuerkennen? Gottes Wiſſen iſt freilich wunderbar, „zu wunderbar, zu erhaben, nicht bin ich ſeiner mächtig“, wie der Pſalmiſt ſagt (Pſ. 138, 6). Daß der Begriff „Bewußtſein“, wenn er auf Gott übertragen wird, von jeder Unvollkommenheit losgeſchält werden muß, das hätte Hartmann in jedem philoſophiſchen Compendium leſen können. Aber wie kann man dem vollkommenſten Weſen jene Vollkommenheit abſprechen, welche man bezeichnet, wenn man von Bewußtſein, Selbſtbewußtſein ſpricht, und welche darin beſteht, daß ein Weſen von ſeinem eigenen Weſen und Wirken Kenntniß hat? Aber Macht geht vor Recht. Am Begriff: Bewußtſein wird ſo lange herumgezerrt, bis daß derſelbe eine Unvollkommenheit, ein Unglück, jenes fatale Stutzen bezeichnet, welches lediglich auf dem Boden der Sinnlichkeit entſteht. Und dann heißt es natürlich: das Bewußtſein iſt kein Vorzug, ſondern ein Mangel, eine Störung im Frieden, ein Riß in der

Digitized by Google

Harmonie u. s. w. S. 537 u. 538. Der die speculativen und praktischen Bedürfnisse der modernen Zeit befriedigende „Gott" ist fertig; es ist das radikalste Gegentheil vom Gott des Christenthums.

Wer die Philosophie des Unbewußten mit stetiger Vergegenwärtigung der Grundidee des Verfassers durchliest, kann sich bei der komischen, fast drolligen Figur des „Unbewußten" kaum eines Lächelns und eines Gedankens an das „Narrenschiff" erwehren. Aber die Sache hat auch eine tiefernste Seite. Die Subjektivität des Verfassers kümmert uns nicht, wir betrachten nur seine Philosophie, welcher, wie schon vor geraumer Zeit die Illustrirte Zeitung (1872, Nr. 1510) ohne Übertreibung sagen konnte, „der fast ungetheilte Beifall der Zeitungen und Zeitschriften aller (?) Richtungen und Parteien zu Theil wurde", welche vom Darmstädter Theol. Literaturblatt (1872, Nr. 7) sogar für die Kanzel empfohlen wurde. Was ist nun überhaupt noch Gotteslästerung, wenn diese Berliner Philosophie nicht Gotteslästerung ist? Es fällt uns im Traume nicht ein, die Aufmerksamkeit der Gerichte und Staatsbehörden auf dieselben hinzulenken; wir wissen, daß diese vollauf zu thun haben, um die Diener der christlichen Kirche und die nach den Räthen des Evangeliums lebenden Christen unter Polizeiaufsicht zu halten, und die von Seite betender Prozessionen und frommer Schulschwestern dem Reiche drohenden Gefahren abzuwehren. Eine Erscheinung wie der großartige Applaus für die Philosophie des Unbewußten muß uns aber zu ernstem Nachdenken veranlassen. Auch das Mittelalter hat Geistesverirrungen gesehen, aber wohl schwerlich eine, die der Hartmann'schen irgendwie nahe käme. Wie wahrheitsarm muß die moderne Wissenschaft, und bis zu welchem Grade muß das sittliche Ehrgefühl in ihren Kreisen gesunken sein, daß sie einer so bodenlosen und zugleich himmelschreienden Gotteslästerung, wie sie in der Philosophie des Unbewußten vorliegt, eine Anerkennung zu Theil werden läßt!

T. Pesch S. J.

In welchen Bischöfen erkennt das katholische Volk seine Hirten?

Die berühmten Maigesetze hatten noch nicht das Licht der Welt erblickt, als ein Apostat zwar nur durch den Zweck geheiligte, aber un-

Digitized by

fehlbare Mittel angab, „die Hierarchie zur Vernunft zu bringen.“ „Man stelle nur z. B. gewissen Herren die 20,000 fl., 12,000 Thlr., 25,000 Dukaten ein . . . und man wird sehen, wie bald die Herren Vernunft annehmen. . . . Der vernünftige Theil des Klerus wird jubeln, sobald das Paschathum gebrochen ist; jene Katholiken, denen die Religion nicht bloß Politik, sondern Herzenssache ist, werden den Tag segnen, an welchem die Kirche vom Alp des jüdischen scholastischen Legalismus erlöst werden wird.“ [1]

Das Mittel empfiehlt sich zwar nicht sonderlich durch seine Ehrlichkeit, aber um so mehr durch seine überraschende Einfachheit. Einfach und leicht wäre es für den Staat, enorme Summen, wie anderen Herren, so auch den Bischöfen zufließen zu lassen, falls sie dadurch „zur Vernunft gebracht“ werden könnten; aber noch weit einfacher ist es, die Summen, welche man ihnen schuldet, zu behalten. Und bei dieser erstaunlichen Einfachheit dieser glänzende Erfolg! Die Steine fügen sich „jubelnd“ von selbst zur Nationalkirche zusammen, wie einstens bei dem Harfenspiele des Apollo zu den Mauern von Troja.

Die Gesetze erschienen, ihre Strafbestimmungen ließen nichts zu wünschen übrig, und ihre Durchführung hat Herrn v. Schulte zweifelsohne befriedigt. Aber der angekündigte Erfolg läßt vergebens auf sich warten: bei der Hierarchie zeigt sich noch keine Spur von „Vernunft“. Das dürre, vom Baume gewehte Zweiglein hatte die Thorheit gehabt, seine eigene Ohnmacht auf den lebenskräftigen Stamm zu übertragen. Fest und unerschütterlich steht der gesammte Episcopat: „Thut, was ihr wollt, tödtet uns; nachgeben können wir nicht.“ Es erfolgte Schlag auf Schlag, um ihn zu erschüttern. Aber er hat nur eine Antwort: „Non possumus.“ — Was wird denn nun geschehen? Das der allmächtigen Staatsgewalt bis in die Seele hinein verhaßte Wort soll auf allen Hirtenstühlen verstummen, und das einzige Mittel, es verstummen zu machen, ist, alle Sitze ihrer Hirten zu berauben. Man sagt, es solle ein Gesetz vorgelegt werden, das den Bischöfen den nämlichen Weg zeigt, den die Jesuiten und ihre „Verwandten“ bereits eingeschlagen haben. Ist aber dann, wenn dieses Gesetz fabrizirt und exekutirt sein wird, das große Werk vollbracht, ist dann die Nationalkirche unter Dach und Fach? Nur noch eine Kleinigkeit würde fehlen. Acht Millionen Katholiken

[1] Dr. v. Schulte über Kirchenstrafen, vgl. Archiv für kath. Kirchenrecht XXIX. S. 187.

Digitized by Google

wären über den Verlust ihrer Hirten zu beruhigen und mit andern zu versehen. Ritter v. Schulte hat ohne Zweifel ein ebenso einfaches und erfolgreiches Mittel, die Katholiken zu gewinnen, wie vorher, den Episcopat zur Vernunft zu bringen. Auf ein gutes Wort von seiner Seite weiht der neuprotestantische Bischof ein ganzes Dutzend durch Neuprotestanten und Staatskatholiken „legitim" erwählter Bischöfe; mit ihnen besetzt man die erledigten Hirtenstühle, die 16,000 im Etat vorgesehenen Thaler multiplicirt man mit 10 oder 20, und dann wird sicherlich „der vernünftige Theil des Klerus jubeln; jene Katholiken, denen die Religion nicht bloß Politik, sondern Herzenssache ist, werden den Tag segnen", an dem sie Eindringlinge auf den Stühlen ihrer rechtmäßigen Hirten erblicken.

Ich fürchte, der ritterliche Professor werde mit diesem zweiten Rathe die Regierung ebenso schlecht bedienen, wie es mit dem ersten geschehen. Denn „vernünftige" und in den Grundwahrheiten ihrer Religion unterrichtete Christen wissen, daß diejenigen, welche „nicht durch die Thüre in den Schafstall eingehen, sondern anderswoher eindringen, nicht Hirten, sondern Diebe und Räuber sind;" ist ihnen daher ihre Religion „Herzenssache", so werden sie gegen Diebe und Räuber — der Ausdruck ist vom Heiland selbst — so werden sie gegen Diebe und Räuber ihre rechtmäßigen Hirten nicht gutmüthig vertauschen und ihren Glauben und ihr Gewissen und ihre Ewigkeit Dieben und Räubern nicht anvertrauen. „Dem Fremden folgen sie nicht, sondern sie fliehen ihn, weil sie seine Stimme nicht kennen." Und das zu ihrem Heile. Am Ende wird daher wohl nichts übrig bleiben, als entweder die acht Millionen Katholiken den Jesuiten und den Bischöfen nachzuschicken in's Exil (das betreffende Gesetz läßt sich leicht durchdrücken) oder aber sie wenigstens zu einer rechtlosen Helotenklasse zu degradiren. Ein drittes bleibt nicht übrig, denn so lange Katholiken im Lande bleiben, werden sie rechtmäßige Hirten verlangen. Nach ihrem Glauben sind nur von Gott gesetzte Bischöfe im Stande, sie auf dem Wege zum Himmel zu führen; eine erschlichene Bischofsweihe dient ihnen nicht. Nur Bischöfe mit legitimer Sendung und voller bischöflicher Regierungsgewalt können sie zufrieden stellen. Das scheint man in gegenwärtiger Zeit an manchen hohen Orten zu vergessen und deßhalb dürfte es nicht überflüssig sein, hier kurz die Gründe dafür vorzulegen, um so mehr, da unsere hochgelehrten neuprotestantischen Professoren sie ganz vergessen zu haben scheinen.

Digitized by

I.

1. Christus gab uns in seiner Kirche eine Heilsanstalt, eine Führerin zu unserem ewigen Heile, zum himmlischen Vaterlande. Organe der Kirche sind nach Christi Anordnung die Bischöfe, sie sind in concreto unsere Führer zum Himmel. Wie nun ein Doppeltes erforderlich ist, damit wir glücklich unserem Ziele entgegengehen, nämlich Gottes Gnade und unsere eigene Mitwirkung, so sind auch die Bischöfe mit einer doppelten Gewalt ausgerüstet, um uns glücklich unserem Ziele entgegenzuführen, mit der Weihegewalt, um uns die Gnade Gottes zu vermitteln, und mit der Regierungsgewalt oder Jurisdiction, um unsere eigene Mitwirkung in die rechte Bahn zu lenken.

Die Weihegewalt leitet ihren Namen von ihrer Quelle, der bischöflichen Weihe, her. Sie ist mit der gültigen Weihe gegeben und von ihr unzertrennlich. Kraft seiner bischöflichen Weihe spendet der Bischof gültig die heiligen Sacramente der Firmung und der Priesterweihe, wie er kraft seiner priesterlichen Weihe die übrigen an Weihen geknüpften Sacramente spendet und kraft der niedern Weihen die meisten kirchlichen Segnungen und sacramentalen Handlungen vornimmt.

Die Weihegewalt ist also der Schlüssel zum Gnadenschatze. Denn Christus hat die durch sein Blut erkauften Gnaden seiner Kirche in den Sacramenten übergeben. Die Spendung von zweien, der Taufe und der Ehe, setzt keine Weihe im Spender voraus, wohl aber die übrigen fünf. Von diesen nun spendet der Bischof zwei ausschließlich [1], und indem er durch die Priesterweihe andere zur Spendung der noch übrigen drei Sacramente befähigt, und sie als seine Mitarbeiter durch seinen Sprengel sendet, macht er den ganzen Gnadenschatz zum Gemeingute seiner ganzen Heerde.

Die Regierungsgewalt befähigt ihn zur Erfüllung des andern Theiles der Hirtenpflicht, und, wie ihn die Weihegewalt zum Verwalter des Gnadenschatzes macht, so diese zum Vorgesetzten und Führer. Kraft dieser Gewalt regelt er durch Lehrentscheidungen [2] und Disciplinargesetze

---

[1] Nur vom Papste mit besondern Vollmachten versehen, kann der einfache Priester die heilige Firmung spenden.

[2] Die Lehrgewalt ist nach der alten, mit Unrecht von neuern Canonisten verlassenen Ansicht ein Theil der Regierungsgewalt. Vgl. Syll. 33, Vat. const. de Eccl. 2, cap. 3. Die Gründe kurz angegeben von P. Schneemann, die kirchl. Lehrgewalt, St. a. M. L. 1. Serie. X. n. 25 ff. Es ist indessen nicht nur Anordnung

Digitized by Google

Glauben und Leben der ihm angewiesenen Heerde, richtet und bestraft er den Ungehorsam, sendet er seine Mitarbeiter mit den nöthigen Vollmachten in ihre Wirkungskreise.

2. Es mag vielleicht mancher Nichttheologe eine allzu geringe Meinung von der Bedeutung der bischöflichen Regierungsgewalt haben. Ehrfurcht zu hegen vor der Weihegewalt, welche unmittelbar über die Gnadenschätze Gottes verfügt, liegt nahe, zumal da bedeutungsvolle Ceremonieen die Weihehandlung umgeben und selbst dem Sinne die Erhabenheit der Gewalt predigen. Die so unbemerkt meistens im Arbeitszimmer ausgeübte Regierungsgewalt mag dagegen leicht als ein nebenherlaufendes Annex des Hirtenamtes erscheinen. Und dennoch wird, wie wir sehen werden, die Weihegewalt selbst nutzlos ohne Regierungsgewalt, da eine jede Ausübung derselben, wenn nicht legitimirt durch die Regierungsgewalt, ein Sacrileg ist. Ja manche der nothwendigsten Akte der Weihegewalt sind, falls die Regierungsgewalt sie nicht gleichsam befruchtet, ungültig und nichtig vor Gott, eine leere Schale ohne Kern.

Noch mehr. Gerade die Regierungsgewalt macht erst die Bischöfe zu unsern Hirten und sie und die ihr entsprechende Pflicht der Gläubigen, zu gehorchen, ist das Band, welches uns zur Kirche vereinigt; man löse es auf, und die Kirche existirt nicht mehr. Denn besitzt Keiner die Macht, zu befehlen, und ist Keiner verpflichtet, den Befehlen Anderer zu gehorchen, so steht ein Jeder für sich da, geht seine eigenen Wege und kein juridisches Band vereinigt ihn mit andern zu einer Gesellschaft. Gesetzt selbst, Gott wäre Mensch geworden und hätte, ohne den Einen Gewalt über die Andern zu übertragen, Sacramente eingesetzt, mit der Bestimmung, daß die Vollmacht, dieselben zu spenden, durch die Continuität der Handauflegung bei auserwählten Männern bis zum Ende der Zeiten verbleiben solle, so gäbe es selbst in *diesem* Falle trotz der Rangstufen der Weihen keine Kirche. *Anbieten* könnten dann die

---

Gottes, sondern es liegt schon in der Natur der Sache, daß *endgültige* zum *Glauben* verpflichtende Lehrentscheidungen vom Bischofe nur im Vereine mit seinen Amtsbrüdern, dagegen Gesetze für seine Diöcese von ihm allein erlassen werden können. Denn die *Wahrheit* ist allgemein; ist eine Lehre in der *einen* Diöcese wahr, so ist sie wahr auf der ganzen Welt und somit gehört die endgültige Entscheidung dem Gesammtepiscopate der ganzen Welt oder dem *einen* Bischofe an, dessen Jurisdiction sich über die ganze Welt erstreckte. *Verhältnisse* dagegen, welche Disciplinarvorschriften nothwendig machen, können ganz speciell auch *einer* Diöcese allein eigen sein.

Digitized by

Geweihten ihre Schätze, annehmen könnte sie, wer da wollte. Aber eine religiöse Gesellschaft, eine Kirche, bildeten wir dann ebenso wenig, wie die Bewohner eines Dorfes, welche einen Arzt in ihrer Mitte haben, eine Sanitätsgesellschaft bilden. Der Arzt ist durch seine Kenntnisse befähigt, seinen Nachbarn Mittel gegen Krankheiten anzubieten, und diese können sie in Empfang nehmen, wenn's beliebt. Aber ein Jeder steht für seine Person isolirt. Denn die Kunst des Arztes ist kein juridisches Band, welches die Einzelnen zu einer Gesellschaft vereinigt. Die Anwendung auf unsern Fall ist leicht, und man wende nicht ein, daß falls Gott die Einen zu Herrn von Gnadenquellen macht, er die andern damit stillschweigend verpflichtet, aus ihnen zu schöpfen. Dasselbe gilt ja von unserer Sanitätsgesellschaft; denn ein Jeder ist vor Gott verpflichtet, sein Leben durch leicht anwendbare Mittel zu erhalten; so lange aber der Arzt nicht selbst seine Nachbarn verpflichtet, die von ihm vorgeschriebenen Lebensregeln zu beobachten, und die dargebotenen Heilmittel anzuwenden, ist er nicht das Haupt einer Gesellschaft.

Wenn man also sagt: Christus hat eine Kirche gestiftet, so sagt man, Christus hat den Einen die Gewalt verliehen, über die Andern in religiösen Dingen zu regieren, und wenn man sagt: Christus hat eine den ganzen Erdkreis umfassende Kirche gestiftet, so sagt man damit: Christus hat eine irgendwo auf dem Erdballe existirende Gewalt eingesetzt, deren Autorität — mag sie nun in den Händen einer Corporation oder einer einzelnen Persönlichkeit ruhen — trotz nationaler, geographischer und sprachlicher Scheidung der Völker über alle Länder und Ländchen sich erstreckt. Trefflich sagte Döllinger, als er schon am Scheidewege stand und nach der Linken hinüberlugte:

„Wenn behauptet wird, es soll und darf überhaupt keinen Primat in der Kirche geben, das Papstthum ist ein dem Willen Christi widersprechendes Institut, ist Usurpation, so heißt das nur mit andern Worten: die eine allgemeine, die Vielheit der Nationen umfassende Kirche soll nicht existiren, soll vielmehr auseinanderfallen; der normale Zustand ist, daß es so viele verschiedene Kirchen gebe, als es nationale Staaten gibt." — Das Wort „Papst" bezeichnet hier natürlich nicht den Bischof von Rom mit seiner Weihegewalt, sondern mit seiner allgemeinen, die Welt umfassenden Regierungsgewalt. Und in der That, wenn jede Nation ihren unabhängigen Bischof oder Primas hätte, worin bestände dann die Einheit der Kirche? Vielleicht darin, daß alle Nationalkirchen etwa dieselbe Lehre, dieselben Sacramente und Gebote Gottes hätten? Hierdurch wären sie der Gattung nach eins, aber nicht der Zahl nach eine Kirche, wie zehn Staaten mit derselben Regierungsform und denselben Grundgesetzen der Gattung nach freilich eins sind, aber doch so lange zehn verschiedene Staaten bleiben, als sie unabhängig nebeneinander bestehen. Wie aber ohne eine höhere Regierungsgewalt die eine Universalkirche sich in geschiedene Particularkirchen

Digitized by Google

auflösen würde, so würde sich jede Particularkirche ohne alle Regierungsgewalt in Individuen auflösen und man wird eine Regierungsgewalt annehmen müssen, so lange man den Begriff der sichtbaren Kirche festhält und nicht mit wohlklingenden Phrasen von einer „geheimen seligen Gesellschaft, einem stillen Geisterbunde" den Abgrund der Kirchenlosigkeit zu verdecken sich anschickt [1].

3. Besteht nun wirklich die beschriebene, höchst wichtige Regierungsgewalt in der Kirche neben der Weihegewalt, so folgt daraus noch nicht, daß diese beiden verschiedenen Gewalten auch trennbar seien. Verstand und freier Wille sind auch verschiedene Fähigkeiten, und dennoch findet sich die eine nie ohne die andere, da beide nur eine Wurzel haben, nämlich die geistige Seele, und beide aus dieser mit Naturnothwendigkeit hervorsprießen. Dasselbe würde von der Weihe- und Regierungsgewalt gelten, wenn beide aus der Weihe flössen. Das ist aber nicht der Fall.

Wäre die Regierungsgewalt eine Wirkung der Weihe, so wäre sie nothwendig in Allen, welche die Weihe empfangen, und zwar in Allen die gleiche, wie die Weihegewalt in allen Bischöfen des Erdkreises, den Papst nicht ausgenommen, dieselbe ist. Wie verschieden aber die Regierungsgewalt der Bischöfe ist, weiß ein Jeder. Der Papst besitzt sie für die ganze Kirche, jeder andere Bischof nur für einen Theil derselben; der eine hat sie für einen größeren, der andere für einen geringeren Theil, die Jurisdiction des einen umfaßt mehr Machtvollkommenheiten, als die des anderen.

Die Weihe steht ferner in keiner besonderen Beziehung zu einer bestimmten Diöcese, sie macht zum Bischofe, aber nicht zum Bischofe von Münster oder Mainz. Die Regierungsgewalt über Münster oder Mainz schreibt sich also anderswoher. Ein jeder Bischof empfängt dieselbe Weihe und seine Weihegewalt verläßt ihn auch außerhalb seiner Diöcese nicht; aber ein jeder empfängt die Regierungsgewalt über eine ihm speciell angewiesene Diöcese, durch deren Grenzen auch sie begrenzt ist. Erstreckte sie sich über die ganze Welt, so könnte z. B. der Bischof von Mainz in Tonkin und Cochinchina Fastengesetze erlassen, die dortigen Bischöfe könnten die für Mainz gegebenen annulliren, und wollte ein

[1] v. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 25 u. 26. Bemerkenswerth ist das harte Urtheil, welches Döllinger über die Nationen ausspricht, welche zwischen sich und Gott keinen Andern außer Christus, als Haupt ihrer Kirche anerkennen wollen. „So birgt sich hinter der Maske einer fromm-klingenden Redensart am Ende der ordinärste nationale Egoismus" (S. 31). Noch härter klingt das Urtheil, wenn man es auf Individuen anwendet, die sich unmittelbar unter Christus stellen.

Digitized by Google

Bürger von Mainz gerne von der Freitagsabstinenz dispensirt sein, so brauchte er sich nur zu erkundigen, wo sich auf Gottes Erde ein Bischof befinde, welcher seine Gründe zu würdigen verstehe und sich von diesem menschenfreundlichen Manne eine Dispens zutelegraphiren zu lassen. Das geht aber nicht. Die Jurisdiction des Bischofs reicht gerade so weit, wie seine Diöcese; ist ihm eine große Diöcese übertragen, so erstreckt sie sich über viele, ist ihm eine kleine übertragen, so über wenige, ist dem Geweihten gar keine Diöcese übertragen, so hat er gar keine Jurisdiction und keine Untergebenen.

In der That gibt es ja sowohl Bischöfe ohne alle Jurisdiction, wie kirchliche Vorgesetzte mit bischöflicher Jurisdiction ohne bischöfliche Weihe. Von letzteren bietet uns der vom Kapitel erwählte Vicar ein Beispiel, welcher nach Erledigung des Sitzes die Diöcese verwaltet, sowie der neu erwählte Bischof, welcher nach Empfang und Vorzeigung der Bestätigungsbulle in die volle Jurisdiction über die Diöcese eintritt, obschon er seine Weihe drei Monate verschieben kann [1]. — Beispiele von Bischöfen ohne Jurisdiction bieten uns die sogenannten Chorbischöfe der ältesten christlichen Zeit, und schon der Geschichtsschreiber Sozomenus (400) spricht von Ehrenbischöfen, d. h. Priestern, welchen die Bischofsweihe als eine ehrende Auszeichnung zuerkannt, aber keine Diöcese übertragen wurde. Auch jetzt haben ja die Weihbischöfe die volle bischöfliche Weihegewalt, aber keine Jurisdiction, falls sie nicht das Amt eines Generalvicars bekleiden. Es kann ja auch ein Bischof die Jurisdiction durch Abdankung oder Absetzung verlieren, während der seiner Seele aufgeprägte Weihecharakter ihn nicht nur bis zum Grabe, sondern über dasselbe hinaus in die Ewigkeit begleitet und die ganze Ewigkeit hindurch ihm unzertrennlich anhaftet, sei es zu seinem ewigen Ruhm oder zu seiner ewigen Schmach. Der gesammte Episcopat mancher Völker, wie z. B. der schismatischen Griechen und Russen, hat seine Jurisdiction durch den Abfall von der Kirche verloren, während nicht nur die Apostaten selbst die volle Weihegewalt behielten, sondern auch auf beliebige Subjecte wiederum übertrugen. In die Reihe dieser Völker würde auch das deutsche Volk eintreten, wenn es anstatt der rechtmäßigen Bischöfe Eindringlinge anerkännte. Außer seinen jetzigen rechtmäßigen, vom Papste bestätigten Bischöfen ist aber ein Jeder, welcher sich zu seinem Bischofe aufwirft, ein Eindringling.

---

[1] Trid. S. 23 de Ref. cp. 2.

Digitized by Google

II.

Wäre die Wahl des Volkes die Quelle der bischöflichen Jurisdiction, so könnten wir uns, unserer Hirten beraubt, leicht helfen; in unserer Hand läge es ja, legitime mit Regierungsgewalt versehene Bischöfe auf die verwaisten Sitze zu erheben. Und in der That, was immer der neuprotestantische Bischof Reinkens sich außer der Weihegewalt zuschreibt — eigentliche Jurisdiction ist es nicht — leitet er vom Volke her.

Wir sind nun freilich in unserm revolutionären Zeitalter allzu geneigt, dem Volke eine gar große Macht über seine Obrigkeit zuzugestehen. Indessen ist es uns doch klar, daß das Volk nicht die Macht hat, Fürstenthrone zu nehmen und zu geben; noch viel weniger aber schreiben wir ihm Gewalt über Bischofssitze zu.

1. Man beachte nur, wie die Kirche entstanden. Sie bildete sich nicht von unten herauf durch den freien Willen der Untergebenen, sondern von oben herab durch das Gebot gottgesandter, von Gott zur Gründung der Kirche bevollmächtigter Vorgesetzten. Tritt eine Gesellschaft frei zusammen, z. B. eine wissenschaftliche, etwa ein Verein von Naturforschern, so geht von den Gliedern selbst die Idee der Gesellschaft aus. Fachgenossen gedenken der Vortheile, welche ihnen ein gemeinschaftliches Forschen und die gegenseitige Mittheilung der gewonnenen Resultate biete. Man tauscht Ideen aus, tritt zusammen, entwirft Statuten, wählt Vorsteher. *Diese* Vorsteher freilich leiten ihre Gewalt von den sich frei vereinigenden Vereinsmitgliedern her, und wem es in der Gesellschaft nicht mehr gefällt, der mag gehen; er ist dann frei von den Gesetzen und unabhängig von den Vorstehern der Gesellschaft. Aber anders ging die Gründung der Kirche vor sich. *Ihre* Idee ging nicht von Menschen aus. In der Fülle seiner Gottesgewalt kam der Sohn Gottes selbst auf die Erde, und *befahl* den Menschen, seinen Geschöpfen, sich zu einer Kirche zu vereinigen. Und zwar wie? Erließ er an die ganze Menschheit den Befehl: „Bildet eine religiöse Gesellschaft, theilt euch in Provinzen und Sprengel, wählet Vorsteher und unterwerft euch denselben?“ Nein, ganz anders. Er stellte zwölf Männer auf, denen er von vornherein die ganze Menschheit in Bezug auf Religion unterwarf; „was immer ihr binden werdet“, so sprach er zu ihnen, „soll auch im Himmel gebunden sein, und was immer ihr lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein.“ Er theilte ihnen *seine* unumschränkte Macht mit, ohne die Menschen zu fragen, ob sie mit

Digitized by Google

diesen Obern zufrieden seien; „mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", sprach er ein anderes Mal, „gehet *also* hin, lehret alle Völker und taufet sie ... und *lehret sie Alles halten*, was ich euch befohlen habe." Und wiederum: „*Wie* mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Das heißt: wie mich der Vater gesandt, zu dem Zwecke und mit *der Macht*, eine Kirche zu gründen, und allen Menschen den Anschluß an die Kirche zu befehlen, so sende ich euch zu demselben Zwecke und mit derselben *Macht*. Oder gab er ihnen etwa nur denselben *Auftrag*, während er ihnen die Mittel zur Ausführung desselben, die *Vollmachten* verweigerte? Er verpflichtet alle Menschen ohne Ausnahme unter Androhung der ewigen Verdammniß, durch die Taufe sich in die Kirche aufnehmen zu lassen und sich den Zwölfen zu unterwerfen: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet, wer nicht glaubt, wird verdammt werden." Von den Aposteln machte er einen zum Fundamente der zukünftigen Gesellschaft, legte die durch die Schlüssel versinnbildete Gewalt über die gesammte Gesellschaft in dessen Hände, gab ihm den Auftrag, seine Brüder zu stärken und seine ganze Heerde zu weiden; und nun darf ich wohl fragen: Haben denn diese Männer ihre Regierungsgewalt vom Volke erhalten?

Und ich frage weiter: Wurde denn später die Ordnung von Gott umgekehrt? Ist nunmehr, nachdem die Völker christlich geworden, *ihr Wille* die Quelle der Regierungsgewalt der Bischöfe, der Nachfolger der Apostel? Wie will man denn das beweisen? So lange der Beweis ausbleibt, glauben *wir*, daß die alte Ordnung geblieben. Und sie *ist* geblieben. Auch jetzt noch hat jeder Mensch die *Pflicht*, sich der Kirche anzuschließen und den Nachfolgern der Apostel zu unterwerfen. Denn die Apostel bleiben mit der Vollmacht, die Kirche zu regieren, in ihren Nachfolgern *bis zum Ende der Zeiten*; und bis zum Ende der Zeiten ist ein Jeder unter Strafe der ewigen Verdammniß verpflichtet, ihren Lehren zu glauben und durch die Taufe in ihre Gesellschaft einzutreten; denn das Wort: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden," gilt nicht nur für das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, sondern so lange, als Menschen auf dieser Erde leben, welche zwischen Himmel und Erde wählen können. Damals empfing man die Lehren Christi und die Taufe von den Aposteln, jetzt von deren Nachfolgern. Für Jeden, welcher in diese Welt tritt, steht also schon die Gesellschaft da mit sammt

Digitized by Google

ihren gottgesetzten Obern, und ein jeder Ungetaufte, mag er Kind sein oder Erwachsener, ist von Gott verpflichtet, sich dieser Gesellschaft, wie sie mit dieser zu seiner Zeit regierenden Obern in concreto vor ihm steht, anzuschließen und sich diesen Obern, mögen sie Papst Pius IX. und Erzbischof Paulus und Bischof Konrad oder anderswie heißen, zu unterwerfen; und wie, sollte er nun, indem er die Taufe empfängt, indem er Unterthan dieser Männer wird, wie es seine Pflicht vor Gott ist, sollte er in demselben Augenblicke frei werden von der Macht dieser Obern, sollte er gar Macht über sie gewinnen, sollte er nun das Recht haben, von diesen Obern sich zu trennen und deren Regierungsgewalt auf einen andern beliebig Gewählten zu übertragen? Unsinn!

2. Sehen wir nur kurz, wen die Geschichte als die Quelle der bischöflichen Regierungsgewalt bezeichnet.

Zur Zeit der Apostel übertrugen ganz sicher nicht die neuerrichteten Christengemeinden an beliebige Hirten die Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten. Auf ihrer Reise durch die Christengemeinden von Kleinasien stellten Paulus und Barnabas in denselben Vorgesetzte (presbyteros) an. Diese hatten wiederum den Auftrag, andere anzustellen. „Darum habe ich dich auf Kreta zurückgelassen," schreibt der hl. Paulus an Titus, „damit du, was abgeht, zurecht richtest und von Stadt zu Stadt Vorsteher bestellest, wie ich es dir aufgetragen." Unter diesen Vorstehern versteht der Apostel namentlich die Bischöfe, denn sofort gibt er ihm die Eigenschaften der für das bischöfliche Amt Tauglichen an. Die Apostel waren es, wie uns deren Schüler, der hl. Clemens von Rom [1], mittheilt, welche die Bischöfe einsetzten, und dann ihre Vorschriften in Betreff der Nachfolger gaben, damit nach dem Tode der von ihnen eingesetzten, andere bewährte Männer in deren Amt einträten.

Aber so war es vielleicht nur in den uralten Zeiten der katholischen Kirche. Als die Nationen, Kinder der Kirche, vom christlichen Geiste durchdrungen wurden, kam vielleicht die Macht an das Volk selbst, seine Vorgesetzten zu berufen. Aber warum denn? Ist christlicher Sinn mit demüthiger Unterwerfung unvereinbar? Oder ist überhaupt jede ausgebildete Gesellschaft naturgemäß eine Republik mit erwählten Präsidenten? Dann weg mit den Monarchieen! Doch nein; fragen wir bei der Geschichte der christlich gewordenen Völker an, wem denn stets die Macht

[1] Ep. I. ad Cor. cap. 44, vgl. cp. u. Hefele zur Stelle.

Digitized by

zuerkannt worden sei, die Bischöfe in der Kirche mit ihren Ämtern zu betrauen. Die Antwort lautet: dem Papste von Rom [1]. Die stolze, seit ihren Anfängen auf Roms geistige Macht so eifersüchtige Kaiserstadt Constantinopel, erkannte dennoch dem Papste von Rom die Macht zu, seinen Patriarchen zu bestätigen, und zwar so, daß die Besitznahme des Patriarchalstuhles ohne die päpstliche Bestätigung null und nichtig war. Im Jahre 536 z. B. setzte der Papst Agapitus den von der kaiserlichen Familie auf den Patriarchalstuhl von Constantinopel erhobenen Anthimus ab, unbekümmert um den Widerspruch und die Drohungen des Hofes und setzte den Bischof Menna an seine Stelle [2]. „Den Primat," sagt selbst Natalis Alexander [3] zu dieser Thatsache, „konnte der Papst nicht glänzender bethätigen, als dadurch, daß er den Patriarchen von Constantinopel entsetzte und einen andern einsetzte."

Und wie stellt sich die Geschichte der occidentalischen, wie die Geschichte der deutschen Kirche zu unserer Wahrheit? Ganz vortrefflich. Vom Papste autorisirt, erschien der hl. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, in unsern Gauen, um unsern Voreltern das Licht der christlichen

[1] Es verschlägt Nichts, wenn sich das Volk zu manchen Zeiten und an manchen Orten an der Wahl seiner kirchlichen Vorgesetzten betheiligte, wie schon die Apostel durch die Wahl des Volkes die Personen bezeichnen ließen, welche sie als Diacone anstellten. Apostlg. 6, 1 ff. vgl. 15, 22. Es genügt uns zu zeigen, daß jedenfalls die Wahl des Volkes allein das Amt nicht überträgt, daß der Wille der Untergebenen überhaupt die Gewalt nicht verleiht, sondern der Wille des Übergeordneten, wobei es für unsern Zweck selbst gleichgültig sein kann, ob dieser der Papst, oder der Patriarch, oder der Metropolit ist. Wahr ist es freilich, und unsere Beweise thun es dar, daß, wie Schulte von 1856 (System d. K.-R. S. 222) sagt, der Papst stets und unter allen Umständen die berechtigte Gewalt hat, dem Bischofe sein Amt zu übertragen, und daß nur mit ausdrücklicher oder stillschweigender Übertragung Seitens des Papstes oder der Kirche Andern diese Befugniß zustehen könne. Die Art und Weise, die taugliche Person ausfindig zu machen, war bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschieden und muß vernünftigerweise nach den Zeit- und Ortsverhältnissen verschieden sein. Der hl. Cyprian hielt für seine Zeit die Gegenwart des Volkes bei der Wahl für nothwendig, „weil es das Leben der Einzelnen genau kennt" (Ep. 67, ed. Goldh.). Nothwendig ist aber die Betheiligung des Volkes nicht, und es ist eine maßlose Arroganz, wenn Hr. Reinkens behauptet, er sei der einzige legitime Bischof auf Gottes Erdboden, weil er allein vom Volke erwählt sei. Schrieb doch noch sein Leib-Canonist Schulte im Jahre 1856: „Diese (die berechtigte Gewalt, den Bischöfen ihre Mission zu geben) hat unter allen Umständen und stets der Papst, weßhalb die von ihm gesetzten Bischöfe unbedingt wahre und legitime sind (a. a. O.).

[2] Vgl. eine ganze Reihe von geschichtlichen Documenten bei Bonin I. p. 153 sq.

[3] Hist. eccl. saec. VI, cap. 2, a. 7 bei Bonin.

Digitized by Google

Wahrheit bringen. Er unternahm selbst im Jahre 718 zum Zwecke seiner Autorisation die damals so beschwerliche und langwierige Reise nach Rom zu Gregor II. Sein Werk macht gute Fortschritte, und fünf Jahre später sehen wir ihn zum zweiten Male in Rom, um am Grabe des hl. Petrus dem Papste Gregor und den Nachfolgern desselben den Eid der Treue zu schwören, und dann, zum Bischofe geweiht, mit erweiterten Vollmachten zu seinem apostolischen Werke zurückkehren. Gregor II. starb 731 und Bonifacius sandte Abgeordnete nach Rom, um Gregor III. zu huldigen. Von dem neuen Papste erhielt er das erzbischöfliche Pallium und den Auftrag, diejenigen Gegenden mit Bischöfen zu versehen, in denen die Zahl der Christen bedeutend gewachsen sei. Trotz seines apostolischen Eifers, welcher ihm keine Ruhe und Rast gönnte, unternahm er eine dritte Reise nach Rom (738), um auch unmittelbar aus der Hand Gregor' III. seine Vollmachten zu empfangen; und kaum hat nach dem Tode desselben Papst Zacharias den Thron bestiegen (741), sehen wir den Heiligen auch mit diesem wieder im lebendigsten Verkehr; er bittet ihn um die Bestätigung der drei Bischofssitze Würzburg, Buraburg und Erfurt, und von Karlmann (742) aufgefordert, eine Synode zu berufen, war es der erste Schritt des Heiligen, dem Papste Zacharias diese Angelegenheit vorzulegen und von ihm sich Rath und Weisung zu erbitten, und vom Papste unterrichtet hielt er das erste deutsche Nationalconcil. Unter den Synodalakten finden wir folgenden wahrhaft katholischen Beschluß der um unsern Apostel geschaarten Bischöfe Deutschlands: „Wir haben auf unserer Synode beschlossen und erklärt, daß wir den katholischen Glauben und die Einheit und Unterwürfigkeit unter die römische Kirche bis zum Ende unseres Lebens festhalten, dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter uns unterwerfen wollen, daß sich die Metropoliten bei jenem Stuhle um das Pallium (Zeichen der Bestätigung) bewerben, und die Vorschriften Petri (d. i. des Papstes) befolgen sollen, damit sie zu der ihm anvertrauten Heerde gezählt werden[1]. Unsere Väter im Glauben hatten also die Ansicht, daß die Oberhirten nur dann zur Heerde Petri oder Christi gehörten, wenn sie von Rom bestätigt und dem römischen Papste unterwürfig seien, und die Apostel unseres Vaterlandes selbst dürfen wir kühn zu den ultramontansten unserer Bischöfe zählen. Oder hat der seeleneifrige und mit der Zeit geizende Apostel die damalige

[1] Labbe XII (ed. Flor.) col. 379.

Digitized by Google

Reise über die Alpen zum Vergnügen gemacht und die ununterbrochene Correspondenz mit Rom zum Zeitvertreib gepflogen? Oder hatte er einen falschen Begriff von der Stellung der Bischöfe in der Kirche Christi? War die christliche Lehre für Deutschland schon in der Quelle vergiftet?

3. „Ich habe dem Papste keinen Eid geschworen," sagt der neueste Reformator; „das brauche ich auch nicht." Zur Belehrung für die in Irrthum Befangenen stehe denn hier noch zum Überflusse eine Stelle aus dem Concil von Florenz [1], deren Auctorität er sicherlich nicht bestreitet. Sie lautet: „(Unter Beistimmung des heiligen allgemeinen Concils von Florenz) erklären wir, daß der hl. apostolische Stuhl und der römische Papst den Primat über die ganze Erde besitze, und daß eben derselbe römische Papst der Nachfolger des hl. Petrus, des Fürsten der Apostel sei, und der wahre Stellvertreter Christi und das Oberhaupt der ganzen Kirche und der Vater aller Gläubigen, und daß ihm, in der Person des hl. Petrus, die volle Gewalt, die gesammte Kirche zu weiden, zu regieren und zu leiten von unserm Herrn Jesus Christus übergeben sei, wie es auch (quemadmodum etiam) in den Verhandlungen der allgemeinen Concilien und den heiligen Canonen gesagt ist." — Für Jedermann genügt eine Erinnerung an das beigefügte „quemadmodum etiam", um zu sehen, in welchem Ansehen die angezogene Definition bei den Neuprotestanten steht. Denn wenn sie für einen Ausdruck, für die an und für sich gleichgültige Lesart „quemadmodum et" den Kampf mit so verzweifelter Anstrengung aufnahmen, so muß die Definition selbst sicherlich schwer bei ihnen wiegen. Wie können sie aber dann behaupten, daß die Bestätigung eines Bischofs durch den Papst nicht erforderlich sei? Wenn der Papst von Christus die volle Gewalt hat, die gesammte Heerde Christi zu weiden, zu regieren, zu leiten, wie leitet, regiert, weidet er dann einen Theil der Heerde, mit welcher er weder unmittelbar in eigener Person, noch mittelbar durch Bestellung eines ihm untergeordneten Hirten in Berührung tritt? Halten die Neuprotestanten das Florentinum fest, so ist der Widerspruch ecclatant. Verwerfen sie es aber, nun, war es dann Heuchelei, wenn sie die alten Concilien stets festhalten und nur die alte katholische Lehre von den Entstellungen vom 18. Juli 1870 rein bewahren zu wollen vorgaben?

---

[1] Sess. 18, cap. 7, de poen. cf. Flor. decret. per tom. Deuz. n. 594.

Digitized by Google

III.

Es ist also klar, daß ein Jeder, welcher sich ohne Sendung Seitens der höhern kirchlichen Obrigkeit in das bischöfliche Amt eindrängt oder von einer nicht kirchlichen Gewalt dem katholischen Volke aufgedrungen wird, keine Regierungsgewalt in der Kirche besitzt.

1. Vertauschen wir daher die legitimen, mit unserer Leitung betrauten Bischöfe mit andern nur geweihten Bischöfen, so reißen wir uns damit los von der einen, heiligen, katholischen Kirche, von dem einen mystischen Leibe Christi, von seiner innigst geliebten Braut und unserer Mutter, die uns für den Himmel geboren. Und nicht nur das: auch innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes vernichten wir damit die Theilkirche. Denn eine Kirche ohne Jurisdiction ist ein Widerspruch in sich; die Nationalkirche ist der Traum einer durch Nationalitätenschwindel gestörten Phantasie und ein unrealisirbarer Wunsch herrschsüchtiger Gewalthaber, welche selbst Gott und seinen Stellvertretern verbieten möchten, in ihrem Lande eine Verfügung zu treffen. Freilich, hätte Christus seine Kirche nicht gestiftet und nicht allen Bürgern aller Staaten die Pflicht auferlegt, sich dieser Kirche anzuschließen, so möchten sich immerhin die Bürger eines Staates zu einer religiösen Gesellschaft verbinden; diese wäre dann freilich nicht die Kirche Christi, sondern eine unvergleichlich tiefer stehende von Menschen gegründete Gesellschaft, wie es deren viele gibt. Wollte sich aber jetzt, da Christus selbst eine Kirche gestiftet und alle Menschen des Erdkreises zum Eintritt in dieselbe verpflichtet hat, wollte sich jetzt ein Volk dieser Kirche entziehen und eine eigene religiöse Gesellschaft bilden, so versuchte es etwas Unmögliches, und es brächte selbst einen menschlichen Verein nicht zu Stande. Die Pflicht des Gehorsams gegen die Universalkirche bliebe ja; seine Losreißung ist nur die erklärte Weigerung, dieser Pflicht nachzukommen, und jedes Band, welches es dieser Pflicht zuwider zu knüpfen versuchte, bindet nicht, wie ein Eid nicht bindet, welchem ein früher geleisteter entgegensteht. Erkännten wir also die von Gott gesetzten Bischöfe der katholischen Kirche nicht mehr als die unsrigen an, so rissen wir uns damit los von der Kirche Christi und vernichteten selbst die Theilkirche unseres Vaterlandes.

2. Vertauschten wir unsere legitimen Bischöfe gegen andere bloß geweihte Bischöfe, so wäre selbst die Weihegewalt derselben vollkommen nutzlos; denn der Gebrauch der Weihegewalt ohne Legitimation durch

Digitized by Google

die Regierungsgewalt ist Sacrilegium. Die sacramentale Handlung ist nämlich ein Gebet Jesu Christi, welches von Christus durch den Priester gesprochen und mit seinen Verdiensten dem Vater dargebracht, der Erhörung im Voraus gewiß ist und in der Seele des Empfängers die Gnade Gottes unfehlbar wirkt, falls er sich nur mit der nothwendigen Vorbereitung naht. Indem also Christus dem Ordinanden in der Weise die Fähigkeit verleiht, die heiligen Sacramente zu spenden, macht er ihn zu seinem Organe, durch welches er sein Gebet dem himmlischen Vater vorträgt, so daß die segnende Hand des Priesters seine Hand, das Wort des Priesters das seinige ist. Hat er nun einen zu seinem Dienste Erkorenen durch den Weihecharakter geadelt und ihm die Fähigkeit verliehen, die heiligen Sacramente zu spenden, so begleitet ihn diese Fähigkeit unzertrennlich durch das Leben, und der Gebrauch derselben hängt vom Willen des Geweihten ab: er kann gültig die Sacramente spenden, wann es ihm beliebt. Aber ohne Sünde bedient er sich nur der Weihegewalt, wenn er die Erlaubniß seiner kirchlichen Vorgesetzten hiezu hat. Denn Christus verlieh sie zwar seiner Person, aber er verlieh sie ihm nicht, um ihm eine persönliche Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, sondern um in ihm der Kirche einen Diener zu geben. Sie ist die Heilsanstalt, welche Christus gestiftet, ihr verlieh er die Heilsmittel, und nur im Dienste der Kirche, nach Anleitung der Kirche, im Auftrage der Kirche und in dem Wirkungskreise, welchen ihm die Kirche angewiesen, darf der Priester von seiner erhabenen Gewalt Gebrauch machen. Bedient er sich derselben ohne Auftrag oder gar trotz des Verbotes der Kirche, so ist seine Sünde ebenso groß, wie erhaben die Gewalt ist, welche er mißbraucht. Darum hat die Kirche die unbefugte Ausübung der Weihegewalt stets als ein großes Verbrechen bezeichnet und mit den härtesten Strafen geahndet, wie schon der 16. unter den uralten Canones Apostolorum die Bestimmung enthält, daß sowohl der Bischof, welcher ohne Jurisdiction eine Weihe spendet, als derjenige, welcher sie empfängt, Amt und Würde verlieren sollen. Daher ist es auch nie erlaubt, einen Eindringling zur Spendung eines Sacramentes aufzufordern oder auch nur dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, welches er darbringt, weil wir nicht zur Sünde auffordern und an fremden Sünden keinen Antheil nehmen dürfen.

3. Sagt man nun, die Spendung der heiligen Sacramente durch einen nicht autorisirten Priester sei, wenn auch unerlaubt, so doch gültig, und ertheile darum demjenigen, welcher aus Unkenntniß ein Sacrament

Digitized by

aus der Hand eines solchen Priesters empfängt, die heiligmachende Gnade, so gilt dieses nicht von einem der wichtigsten, vom Sacrament der Buße. Ohne Bevollmächtigung durch die rechtmäßige Auctorität hat der Priester trotz seiner Weihe nicht die Fähigkeit, dieses Sacrament zu spenden, und mag auch der Beichtende mit der besten Vorbereitung sich seinem Beichtstuhle nahen, so bleibt dennoch die Lossprechung ein leerer Schall, das Wort verhallt in der Luft und wird im Himmel nicht vernommen; das Beichtkind bleibt in den Banden der Sünde. Der Grund, warum dieses hl. Sacrament eine Ausnahme macht, ist folgender: Die übrigen Sacramente fordern nicht ihrer Natur gemäß, daß der Spender im Namen der rechtmäßigen Obrigkeit handle, und an Untergebenen die sacramentale Handlung vornehme; sondern es war nur der Wille Christi, welcher es so angeordnet und unbeschadet der Natur des Sacramentes eine andere Anordnung hätte treffen können. Die Spendung des hl. Altarssacramentes ist ja eine Speisung, die Taufe eine Abwaschung. Vollzieht also ein Priester gegen den Willen der kirchlichen Obern die sacramentale Handlung, so sündigt er zwar, weil er gegen die Anordnung Christi handelt; aber dem Sacramente, d. i. dem äußern Zeichen, mit welchem unfehlbar die innere Heiligung des vorbereiteten Empfängers verbunden ist, fehlt Nichts, was zu seinem Wesen, zu seiner Natur gehört. Anders aber verhält es sich mit dem Bußsacramente. Dieses ist ein Gericht, und der Spruch des Priesters ein Richterspruch und verlangt darum seiner Natur gemäß einen von der rechtmäßigen Obrigkeit angestellten Richter, welcher in ihrem Namen und in dem Wirkungskreise sein Amt ausübe, welchen sie ihm angewiesen. Außer den Grenzen seines Wirkungskreises ist der Richter Privatmann, und hat sein Urtheil über ein vorgefallenes Verbrechen nicht mehr Bedeutung, als die Meinungsäußerung irgend eines Andern, sie nützt und schadet dem Verbrecher nicht, verurtheilt ihn nicht und spricht ihn nicht los. Ein Bischof ohne Jurisdiction hat nun keinen von Gott angewiesenen Wirkungskreis, und wie der Erzbischof von Cöln nur innerhalb der Grenzen seiner Diöcese, nicht aber z. B. in Mainz eine gültige Lossprechung ertheilen kann, so kann der Bischof ohne alle Diöcese nirgendwo eine gültige Lossprechung ertheilen, und keinem Priester die Vollmacht dazu übertragen. Weil die Buße ein Sacrament ist, setzt sie im Priester die Weihe voraus, und weil sie ein Gericht ist, verlangt sie in ihm die Sendung durch die rechtmäßige Obrigkeit. Fehlt eines von beiden, so ist die Spendung des Sacramentes

Digitized by

unmöglich. „Weil die Natur und das Wesen eines Gerichtes es erheischt," sagt das Concil von Trient, „daß der Urtheilsspruch nur über Untergebene gefällt werde, lebte in der Kirche Gottes stets die Überzeugung, und bekräftigt es diese Spende als die vollste Wahrheit, daß die Lossprechung ohne alle Gültigkeit ist, welche der Priester demjenigen ertheilt, über den er keine Jurisdiction hat."

Es war für den canonistischen Ritter von Schulte eine schwere Aufgabe, mit Beibehaltung dieser so klar ausgesprochenen Lehre zu beweisen, daß die an seiner Seite abgefallenen Priester die Vollmacht behielten, den Neuprotestanten gültig das Sacrament der Buße zu spenden. Die Beweisführung ist aber auch geradezu classisch, und irgendwo hat es bei dem gelehrten Herrn und Reformator gefehlt, entweder an Logik oder an Aufrichtigkeit. Er geht von dem Satze aus, daß ein jeder Priester im Nothfalle gültig absolviren könne. Ein solcher Nothfall ist nun, so führt er den Beweis weiter, in der Todesstunde vorhanden. Wenn aber das, so genügt für die Gültigkeit der Absolution auch die Noth, in welcher sich der Neuprotestant beständig befindet. Er könnte ja in jedem Augenblicke sterben, und darum ist für ihn, falls er sich in der Todsünde befindet, die Noth größer als für manchen Sterbenden, nämlich für jenen, welcher nur mit läßlichen Sünden befleckt ist. Ein Prachtstück von einem Beweis, welchen der rechtsgelehrte Herr seinen Schülern als ein Muster vorlegen dürfte, um ihnen zu zeigen, wie sie es nicht machen sollen, es sei denn, daß sie sich in der größten Noth befänden. Um also auf das Sophisma eine Erwiederung zu geben, welche es nicht verdient, gestehen wir dem Herrn Professor gerne zu, daß die Noth eines in der Sünde lebenden Neuprotestanten größer ist, als die Todesnoth des mit der läßlichen Sünde befleckten Katholiken; daß aber seine Noth um einen Beichtvater nicht so groß ist, als die Noth dessen, welcher in den letzten Zügen liegt. Damit diesem geholfen werde, hat ein in der Nähe befindlicher Priester, sollte er auch excommunicirt oder degradirt sein, für diesen speciellen Fall die nothwendige Jurisdiction, weil ein anderer vielleicht den Sterbenden nicht mehr am Leben treffen würde. Ein Neuprotestant aber kann, so lange er noch gesund ist, an der Thüre des Apostaten vorübergehen und bei einem katholischen Priester anklopfen. Freilich wird dieser dem Abtrünnigen die Lossprechung verweigern, falls er sich nicht bekehrt. Aber der Abfall vom Glauben gibt demselben doch wahrlich nicht das Privilegium, von einem Priester eine gültige Lossprechung zu erhalten, welcher über-

Digitized by Google

haupt zur Ertheilung derſelben keine Vollmachten hat. Müſſen die Gegner einer Wahrheit zu ſolchen Sophismen greifen, ſo iſt das der beſte Beweis, daß ſich keine ehrliche Waffe auftreiben läßt.

Es iſt eine entſetzliche Frevelthat, ein katholiſches Volk ſeiner Hirten zu berauben, und wir wünſchen von Herzen, daß die Regierung Deutſchlands ihre Hände nicht mit derſelben befleckt. Aber die Ausführung der Maigeſetze drängt auf eine gar abſchüſſige Bahn. Jedoch daran denke Niemand, daß das katholiſche Volk Deutſchlands des furchtbaren Verbrechens fähig ſei, ſeine gottgeſetzten Hirten an die Staatsgewalt zu verrathen und aufgedrungene Biſchöfe und Prieſter als ſeine Hirten anzuerkennen. Gut und Blut gibt es dem Staate; das hat es bewieſen; aber nicht ſeine Hirten und ſeine Kirche; ſo weit geht ſein Patriotismus nicht. Unſer Patriotismus kennt Gottes heiliges Geſetz über ſich an. Gottes Geſetz aber befiehlt uns, Kinder der einen, heiligen, katholiſchen Kirche zu bleiben, und wir fühlen uns nicht berufen, Rechenſchaft von Gott zu verlangen, warum er eine Stadt des Auslandes, warum er Rom und nicht Berlin zum Sitze des oberſten Hirten ſeiner geſammten, auf der ganzen Erde verbreiteten Heerde auserkoren hat. Uns genügt die Thatſache, daß er einmal Rom zum Centrum ſeiner Kirche machte. Zu dieſer römiſch-katholiſchen Kirche wollen wir gehören, weil Gott es von uns verlangt, und nicht von Berlin aus ernannte, ſondern nur die von Rom beſtätigten Biſchöfe erkennen wir als unſere rechtmäßigen Hirten an.

Theodor Granderath S. J.

Kirchenmuſikaliſche Briefe.

V.

Mein lieber Freund!

„Lux aeterna luceat eis Domine“ — das haben wir eben geſungen für eine junge Seele, die der Himmel ſich ſchon frühe hat heimgeholt, damit nicht etwa der Erde Bosheit ſie ſpäter vergifte. Und ſo voll von Andacht und ewigem Frieden haben dieſe Worte nach des ſeligen Meiſters Ett einfacher Weiſe geklungen, daß ich nahe daran war, dieſen Brief trotz aller Deiner energiſchen Aufforderungen nach langem Warten endlich gar nicht zu ſchreiben. Du fragſt: warum? Die Antwort

Digitized by

will ich Dir am Ende meines Briefes geben. Für jetzt ein Wort auf die mir wichtigſte Bemerkung Deines letzten Schreibens. Du ſagſt nämlich, es ſcheine Dir aus Allem, was meine kirchenmuſikaliſchen Briefe bisher enthielten, das wenigſtens hervorzugehen, daß die Kirche für ihre Muſik den ſogenannten Paläſtrina-Stil beſonders billige und empfehle und bei aller Toleranz ihm dennoch offen den Vorzug gebe. Damit haſt Du ohne Zweifel das Richtige getroffen. Der Cardinalvicar von Rom, Cardinal Patrizzi, ſagt in ſeinem ſchon berufenen Circulare nichts anderes. Er erklärt, wie es im Wunſche der Kirche liege, daß im Heiligthume keine andere Muſik gebraucht werde, als reine Vocalmuſik à la Paläſtrina und daß dort kein anderes Inſtrument gehört werde, als allein die Orgel. Wenn Du aber meinſt, dieſe Vorliebe der Kirche für den genannten Stil ſtütze ſich eben nur auf deſſen Prärogative des Alterthums und die alte gute Sitte, ſo irreſt Du zwar nicht ganz, aber dem eigentlichen Grunde davon biſt Du doch nicht nahe gekommen. Die katholiſche Kirche iſt überall und principiell conſervativ, mit der alten Pierluigi-Muſik indeſſen verknüpfen ſie noch andere Bande, als die hiſtoriſchen. Was der wahre Stern und Kern dieſer Vorliebe iſt, will ich Dir in meinem gegenwärtigen Briefe zu erklären verſuchen. Ich verhehle Dir dabei nicht, daß ich den rein objectiven Boden, wie bislang, ferner nicht mehr unter meinen Füßen habe. Die äſthetiſche Auffaſſung unſerer Frage, und — wenn ich dem Worte nicht ſo gram wäre, würde ich ſchlechthin ſagen — der Geſchmack müſſen nothwendig mit in's Spiel kommen. Das war eigentlich der erſte Grund, warum ich mit dieſem Briefe zögerte. Dieß Geltendmachen ſubjectiver Anſchauungen iſt mir überall zuwider und hat ohne Zweifel auch in unſerer Frage bei Manchem mehr geſchadet, als genützt. Da es nun aber einmal ſein muß, ſo beſchränke ich mich darauf, Dir zu erklären, daß ich in dieſen Zeilen nichts anderes geſehen wiſſen will, als Andeutungen, wie ich in einer offenen Frage die Sache mir zurecht gelegt habe. Ich zahle Dir für dieſe meine Gedankenſpähne keinen Zoll, Du brauchſt aber auch nicht paſſiren zu laſſen, was Dir nicht gefällt. — Fiat justitia!

Zuerſt, mein Lieber! ſage ich Dir unverblümt heraus, es ſcheine mir die Kirche mit ihrer Vorliebe für den Paläſtrina-Stil ganz und gar im Rechte zu ſein, und ein billiger, gerechter Äſthetiker könne ihr dafür keine Silbe des Tadels vorbringen. Die ältere Tonkunſt, wie ſie leibt und lebt in den Meiſterwerken des Fürſten der Muſik entſpricht nämlich — nach meinem Dafürhalten — unbeſtreitbar mehr den An-

Digitized by

forderungen der Kirche, als die neuere, wie ſie glutet und ſchafft in den Gebilden der großen Genies unſerer Zeit. Je mehr und je länger ich die alten Meiſter nicht nur anſchaue, ſondern ſtudiere und höre, deſto mehr wird in mir die Anſicht feſt, daß bei ihnen ſich Kunſt und Kirche wirklich decken, ja noch mehr, daß ihre Muſik nicht nur dem Buchſtaben und Sinn der kirchlichen Geſetzgebung vollſtändig entſpricht, ſondern auch die Garantie ſtets treuen Gehorſams in ſich trägt. Soll ich Dir dieſe Anſicht begründen, ſo mußt Du mir geſtatten, Dir allererſt eine kleine Charakteriſtik beider um die heilige Palme ſtreitenden Parteien zu geben.

Daß zwiſchen der Muſik eines Paläſtrina und Laſſus und Vittoria einerſeits und derjenigen Mozarts, Haydns, Beethovens u. ſ. w. andererſeits ein Unterſchied beſtehe, iſt unleugbar. Ihn zu gewahren, braucht man nur zu hören. Wer bislang nur moderne Muſik gehört hat, dem klingt es aus einer Missa IV. toni von Vittoria wie aus einer fremden Welt entgegen. Woher dieſer Contraſt? Sicherlich nicht allein von der Jahreszahl auf den Partituren. Er liegt tief, ganz tief im Grunde, wo alles Weſen der Tonkunſt ſprudelt und quillt.

Alle Muſik beſteht eben in Melodie und Harmonie, denn ſie lebt durch die Verbindung von Ton zu Ton, möge dieſe ein Aneinander- oder ein Nebeneinanderreihen von Tönen ſein. Gerade in dieſen Elementen aller Tonkunſt iſt nun die Muſik der alten Meiſter weſentlich verſchieden von der ſpätern, neueren. Zwar bilden dieſelben Töne die alte, wie die neue Muſik, aber die erſtere gruppirt ſie anders, reiht ſie in ihren Scalen zu andern Tongeſchlechtern, Tontypen aneinander, als die letztere es thut. Dieſe zählt zwar auch 24 (30) verſchiedene Tonarten als ihr Eigenthum auf, allein dieſelben ſind ſchlechthin nichts anderes als Transpoſitionen einer Dur- und einer Moll-Tonart — zweier Tongeſchlechter auf die zwölf Halbtöne der Octave. An Tonſchritten ganz gleich, ſind die einzelnen Dur- und Moll-Scalen von einander nur örtlich, nicht weſentlich verſchieden. Ganz anders die Scalen der Alten, wo die verſchiedene Lage der Halbtöne einen innerlichen, weſentlichen Unterſchied des einen Modus vom andern begründet. Unſtreitig gibt dieſe verſchiedene Lage der Semitonien jeder Tonart einen ganz verſchiedenen Charakter. Dieß wurde ſchon von den ältern Theoretikern hervorgehoben, und mehrere derſelben, z. B. der Mönch Adam von Fulda, der Musicus ducalis, wie er ſich nannte, haben ſich mit der Beobachtung und Beſchreibung dieſer charakteriſtiſchen Unterſchiede eingehender beſchäftigt.

Digitized by

Den modernen Tonfolgen kann man zwar einen gewissen, die einzelnen Dur- oder Moll-Tonarten unterscheidenden Zug nicht absprechen, aber dieses Merkmal ist nichts Inneres, im Organismus Liegendes, sondern etwas rein Äußerliches, in der Klangfarbe und Gehörbildung Bedingtes. Die relative Tonhöhe verleiht der sonst gleichen Tonfolge einen ganz verschiedenen Ausdruck, wie das die menschliche Stimme und jedes musikalische Instrument, ganz grell aber die Blechinstrumente beweisen. Dabei darfst Du ein anderes, höchst einfaches Moment nicht übersehen. Unsere musikalische Welt bewegt sich in ihrem gros und Alltagsleben am liebsten in solchen Tonarten, welche schon an und für sich weniger technische Schwierigkeiten bieten, und deßhalb bleibt sie von Tonstücken, die ein fatales Übermaß von ♯ oder ♭ an der Stirne tragen, respectvoll ferne, woher es kommt, daß dem so gewöhnten Ohre z. B. eine Piecè aus h-dur so sonnenhell und ätherblau vorkommt, wie einem pommer'schen Bauer ein Sommermorgen am Rheine.

Wesentlich verschiedene Tonarten, eigentliche Tongeschlechter — wie bemerkt — kennt die moderne Musik auf dem diatonischen Gebiete nur zwei. Es ist dieß der fast karge Überrest aus dem viel reicheren Tonschatze der zwölf Kirchentonarten des 16. Jahrhunderts, von denen uns nur die Jonische und Äolische Tonart blieb — beide im ganzen Kreise die jüngsten und schon damals wegen ihrer natürlichen Einfachheit von der Volksmusik mit Vorliebe gebraucht. — Man gab ihnen zwar gewisse Erweiterungen, um sie mehr zu befähigen — wie Herr Ferdinand Krieger in seinem ganz vorzüglichen Werke: **Musica ecclesiastica catholica** bemerkt — „alle Grade der Leidenschaften und Nuancen der Gefühlserregungen in Tönen zu ergießen; man spitzte sie zu, machte sie pikanter; aber den innern Reichthum, die tiefere Fülle des alten Kirchentonschatzes hat man daran gegeben." Jeder nur halbwegs vorurtheilsfreie Ästhetiker wird mir zugeben und Kenner wie Thibaut, Ambros u. s. w. haben es oft genug gesagt, daß in dieser großen Mannigfaltigkeit so wesentlich verschiedener Tontypen für die Melodienbildung, diesen ersten und eigentlichsten Pulsschlag musikalischen Lebens, ein Vorzug und Vortheil liege, den nur die Unkenntniß übersehen oder gar großthuerisch verachten könne. Es liegt aber darin noch etwas Anderes, dessen Bedeutung für unsere Frage Du bald und unschwer errathen wirst.

Gefühle zu erwecken, ist der eigentlich praktische Zweck und Beruf der Tonkunst, und wenn der Künstler, was ihn selbst erfaßt und bewegt, seinem Tongebilde aufzuprägen sucht, so ist dieß nicht sein End-

Digitized by Google

zweck (finis ultimus), ſondern er will ſein Werk dadurch nur befähigen, wie ein ſympathiſches Medium in der Seele des Hörers das zu erregen, was in ihm ſelbſt alle Fibern ſchwingen macht. Da liegt der Segen und Fluch der Muſik, da ihr ſittliches, culturhiſtoriſches, pädagogiſches Moment. Die muſikaliſchen Koryphäen der Neuzeit und der Gegenwart werden dieſe Behauptung nicht leugnen. Sie trägt in ſich den Plan und das Motiv, wornach ſie die Tonkunſt umbauen und ausbauen. Darum mußte vor Allem die Chromatik zur Geltung und Herrſchaft gebracht werden. Die Diatonik blieb zu zahm und zart und züchtig, um Alles, was dieſe Muſik bezwecken ſollte, auch zu leiſten. Zu wenig Reiz und zu viel Raſt haust noch im ruhigen, reinen Fluſſe ihrer Tontypen. Die Chromatik und ihr wildes, weiches, wetterwendiſches Weſen bietet Alles, was die moderne Kunſttendenz ſucht und bedarf. Schon ihr Grundzug, dieß glatte, gleiſende Ineinandergleiten, halb verſchwimmende Hinüberſchweben von Ton zu Ton legt ſich an den pſychiſchen Schwerpunkt der menſchlichen Leidenſchaften und ihrer ganzen wirren Welt ſo geſchickt an, daß die Wirkung auf dieſe nicht ausbleiben kann. Das weiß der geniale Matador der ſogenannten Zukunfts-Muſik gar wohl. Wenn er es auch nicht geſagt hätte, ſeine Partituren lehrten es doch. Man hat ſchon darauf hingewieſen, wie Richard Wagner in den Gebilden ſeiner heilig, religiös ſtimmenden Weiſen der Diatonik den Vorzug gebe, und zum Beweiſe dafür beſonders auf die prächtigen Pilgerchöre der Oper Tannhäuſer hingewieſen. Ein nicht minder gelungenes, gerade durch den Contraſt die Wahrheit dieſer Behauptung beſtätigendes Gegenſtück gibt wohl das ächt Wagneriſche Lied „an den Abendſtern“ aus dem dritten Acte. Wenn es „entſchwebt dem Thal der Erden“ — könnte man wohl fragen: ſoll die Erde zum Himmel oder dieſer zu ihr gezogen werden? Der Meiſter iſt Dichter und Compoſiteur zugleich und dabei der Mann, dem es für keinen pſychiſchen Vorgang in ihm an Tönen fehlt, ihn zu äußern. Wann und wie er in die Saiten greift, da entſtrömt der Klang, wann und wie er es will. Mir kommt es immer vor, als wäre die moderne Philoſophie des Unbewußten in der modernen Tonkunſt zum Bewußtſein gekommen.

Die ältere Schweſter hat ihre Aufgabe, ihren natürlichen Zweck auch nie verkannt oder vergeſſen, aber in ihrem Streben, ſie zu löſen, ihn zu erreichen, beherrſcht dieſelbe eine ihr eigenthümliche Mäßigung. Das iſt der thatſächliche Eindruck, den jeder von der alten Kunſt empfängt und mit ſich nimmt. Der Grund davon liegt in den alten

Digitized by

Tonſyſtemen ſelbſt. Der weſentliche, aus ihrer Struktur hervorgehende und ſie unterſcheidende Charakter der einzelnen Tongeſchlechter nöthigt dem ſchaffenden Künſtler eine gewiſſe Objectivität ab. Ein mir befreundeter Engländer, der in der Muſik ganz eminente, theoretiſche wie praktiſche Kenntniſſe beſitzt, ſagte mir einſt, als ich ihn auf den merkwürdigen Charakter der ſchottiſchen Volkslieder aufmerkſam machte: „Sie werden einen gleichen immer erhalten, wenn Sie ſich Melodien bilden, deren Töne nur von den ſchwarzen (obern) Taſten des Klaviers gegeben werden. Das kommt daher, daß der alte ſchottiſche Dudelſack keine andere Töne hatte als gerade dieſe, die Volkslieder aber alle in ihm ihren materiellen Papa oder wenigſtens ihren Pathen verehren müſſen.“ Wie den alten Schotten mit ihrem nur die Schwarzen aufſpielenden Dudelſacke, ſo geht es auch dem Compoſiteur, der ſeine Melodien auf den alten Kirchentönen aufbaut. Er hängt von ihren charakteriſtiſchen Tonfolgen ab und ſie werden ſeinem Werke ihr Weſen aufdrücken, er mag wollen oder nicht. Ja, wenn er nicht Gefahr laufen will, in die Brüche zu gerathen, muß er ſich ſeinen Modus zuerſt wohl anſehen, denn der erſte Ton möchte ihm, um ein Beiſpiel anzuführen, zu ernſt und ſchwer werden, wo der fünfte froh und leicht, wie ein Vogel von Aſt zu Aſt, ſich ſchwingt. Ich glaube, dieß war für die alten Meiſter auch ein Grund, warum ſie z. B. ihre Meſſen mit Choralmotiven wenigſtens beginnen wollten. Sie glitten auf dieſen fertigen Motiven leicht und ſicher in den Ton hinein. Willſt Du überhaupt über die Charakteriſtik der Kirchentöne Dich praktiſch orientiren, ſo rathe ich Dir nur das Studium der Introitus-Melodien an. Da florirt ſie.

Bis jetzt habe ich Dir die ältere und neuere Muſik nur in ihrem genetiſch primitivſten Elemente, den Tontypen der Melodie, gezeigt. Der Unterſchied, der hier zwiſchen beiden beſteht, wird durch das weitere, entwickeltere Kunſt-Element der Harmonie nicht gehoben, nicht einmal abgeſchwächt, ſondern nur noch ſchärfer gezeichnet. Es iſt natürlich nicht entfernt meine Abſicht, Dich jetzt durch das Dornendickicht der Harmonik oder gar der Lehre vom Contrapunkt zu führen; — es kann mir und Dir mit einigen Bemerkungen für unſern Zweck Genüge geſchehen.

Die alte Muſik, wie ſie eben in den Meiſterwerken der kirchlichen Tonkunſt des 16. Jahrhunderts auftritt, baut ihre Harmonien nach den einfachſten Geſetzen in reinen Dreiklängen. Diſſonirende Accorde ſind entweder gänzlich ausgeſchloſſen, oder werden nur mit

Digitized by Google

größter Vorſicht und Zurückhaltung gebraucht[1]; ja wo immer ein diſſonirender Zug ſich geltend machen will, ſucht man ihn durch um ſo größere Sorgfalt im Ganzen auszugleichen. So wird z. B. der ſogenannte Quartſext-Accord, wo ſeine Umgehung durch eine Ligatur nicht recht thunlich iſt, wegen des diſſonirenden Charakters jener Quart umſichtig eingeſponnen und eingewoben und die böſe Quart möglichſt zart vorbereitet und aufgelöst. Es iſt fabelhaft, welch' feine Arbeit dieſer Art oft ein einziges Tonſtück von Paläſtrina enthält, ſo daß man wirklich nicht weiß, ſoll man darin den Kunſtſinn oder die Kunſtfertigkeit mehr bewundern. Es geht mir da mit ihm wie mit den alten Bauleuten des Kölner Domes, die ich erſt dann recht bewundern lernte, als ich oben vom jüngern — proh dolor! — eiſernen Thurme auf den Spitzen- und Thürmchen-Wald herabſah, womit ſie Gottes Haus auch von Außen und hochdroben verzierten, wo die platte Welt es nicht einmal ſehen kann, ſie zu loben. Die haben für Gott gebaut, wie Pierluigi für ihn componirt hat.

Gegenüber dem Geſetze der Einfachheit und Reinheit, wie es die ältere Kunſtperiode übte, ſticht das Streben der neueren ſcharf und faſt grell ab. Die Chromatik in Verbindung mit der Harmonie des Septimenaccordes ſind vorwiegend die beiden Elemente, welche die moderne Muſik aufbauen und charakteriſiren. Eines wie das Andere dient ihr, jeder leidenſchaftlichen Erregung Ausdruck zu geben. Eines wie das Andere trägt, mit Hintanſetzung der natürlichen Mäßigung und Reinheit, etwas Untergeordnetes, Übermäßiges, Unklares und Unreines an ſich. Die Harmonie des Septimenaccordes appellirt an denſelben pſychiſchen Prozeß, den ich oben als den Anknüpfungspunkt der Chromatik bezeichnet habe. Sie addreſſirt ſich an die menſchlichen Leidenſchaften. Äſthetiſch analyſirt kann ſie, wie wir ſcheint, ethiſch nicht allerwegs beſtehen. Oder ſoll in der moraliſchen Welt auch der Übergang vom Reinen zum Reinen durch deſſen Diſſonanz vermittelt werden, ſoll durch dieſe das Keuſche ſich zum Keuſchen finden? — Die Harmoniſirung wird ein Werk der alten und neuen Kunſt immer unterſcheiden, auch wenn die Kunſtform ſich auf die bloße Homophonie beſchränkt. Es wächst der Unterſchied, wo dieſe, ihre Feſſeln löſend, in den figurirten Satz übergeht. Da tönt das alte Lied erſt recht wie ein Lied aus einer

[1] Man vergleiche darüber das ſchon citirte Werk von Ferdinand Krieger: Musica ecclesiastica catholica. Die katholiſche Kirchenmuſik. Bei Herder in Freiburg 1872.

Digitized by Google

fremden Welt. Es steht neben dem jüngern fast wie ein alter Dom neben einem modernen Industriepalaste. Da versteht man das Wort Reichenspergers: „Die mittelalterliche Kirchenmusik ist ein nothwendiges Supplement des mittelalterlichen Kirchenbaustiles.“ Wie entbannt erhalten die einzelnen Stimmen ihren freien, selbstständigen Gang, ihre eigene melodische Bewegung. Sie sind nicht mehr die dienenden Träger der Einen Stimme, sondern fügen sich in reger, lebensvoller Action in's Ganze ein. — Und dieß Ganze ist nichts anderes, als das kunstfertig gefügte Werk der bei aller Freiheit sich doch einigenden Stimmen, deren harmonisches Zusammenklingen diese Einigung und Übereinstimmung kund thut. „Die Harmonie — heißt es in dem schönen Buche: „Die Kunst im Dienste der Kirche“ von G. Jakob[1] — ist hiernach in dieser polyphonen Musik nicht Zweck, sondern nur die Folge. Erster Zweck ist die melodisch einheitliche Führung der Einzelstimmen, aber eben zur Harmonie.“ Dem ganz gegenüber steht das Princip der modernen Musik und die Tendenz einer Harmonie, welche sich nicht mehr als das Resultat singender Stimmen hinstellt, sondern in Selbstständigkeit diese nur für sich beansprucht. Den Contrapunkt der Alten mit seinen kunstreichen Tongeweben vertritt nun der gleichzeitige, homophone, oder — wo das Leben noch reicher quillt — der leicht figurirte Satz. — Ich will Dir indessen weitere, theoretische Entwicklungen ersparen, wofür Du mir aber ein paar Randglossen zum Gesagten gestatten mußt. Ich glaube nämlich an der ebengenannten älteren Kunstform einen doppelten Vorzug rühmen zu müssen, der sie im Kampfe wider das moderne Element nicht unbedeutend unterstützen möchte. 1. Diese freie Entfaltung der Einzelnstimmen gestattet — wie mir scheint — dem Componisten nicht, seine Subjectivität übermäßig geltend zu machen. Er kann leben, muß aber auch leben lassen. Er muß — das bringt der Zwang der Kunstregeln mit sich — sich mehr selbst vergessen, d. h. objektiver sein. 2. Das Ganze wird sich sodann als ein Kunstgebilde präsentiren, das dem modernen Menschen als etwas Ungewohntes, völlig Fremdes erscheint. Fremd klingt die Weise nach den alten Kirchtönen; wie ein Klang aus der unschuldigen Kindheit schlägt die reine, dissonanzenfreie Harmonie an's Ohr; Alles miteinander packt das Menschenherz mit einer festen, ruhigen Hand, wie es sie bisher nie gefühlt hat. Es legt sich auch da

[1] Zweite Auflage; S. 395. Note 3.

Digitized by Google

Etwas um's Menſchenherz, wie es ſonſt bei gewöhnlicher Muſik geſchieht; aber dieß Etwas faßt es ganz anders an. Es ſpricht von Freude und Schmerz, aber mit ganz andern Worten, die oft ſo fremd klingen, daß ſie der Neuling nicht einmal klar verſteht. Eine andere Freude, ein anderer Schmerz iſt wachgerufen, reiner, ruhiger, mäßiger, heiliger — wie die Töne, die ſie weckten, ſelbſt rein, ruhig, heilig klingen. — Iſt dem nicht ſo? O, das iſt ſo wahr, daß ſelbſt die profanen Lieder der alten Meiſter uns noch wie ſchöne, andächtige Kirchenlieder klingen, als wäre bei ihnen Alles fromm und heilig, wiewohl ſie gar gut die weltliche Muſik von der geiſtlichen und kirchlichen in ihren Compoſitionen zu unterſcheiden wußten. Ihre Madrigale ſind im Stile viel luftiger, blühender, leichter gebaut, als ihre Motetten für die Kirche, und doch defiliren ſie an unſerm Ohre mit einem Ernſte vorüber, der uns nichts weniger als zum Lachen kommen ließe, wenn ihr Text nicht den Schelm verriethe.

In Regensburg, in der berühmten Proske'ſchen Bibliothek, liegt ſo ein ernſtes Kind. Orlandus Laſſus ſelbſt iſt ſein Vater. Es ſchaut Dich ganz feierlich an aus ſeinen großen hohläugigen Noten, aber ebenſo ſchnell ſchäckert's Dir entgegen:

Der Wein, der ſchmeckt mir alſo wohl,
Macht mich im Sommer und Winter voll,
Gefallt meiner Frauen nit wohl,
Bringt ihr manch' peinlich Leiden;
Doch kann ich ihn nit meiden.
Friſch auf! es muß getrunken ſein,
Es ſei gleich — Bier oder Wein,
Damit komm' ich um das Mein;
Wenn ich das Mein thu' verpraſſen,
Darnach, darnach trink ich — Waſſer.

Da iſt es mit Ernſt und Feierlichkeit freilich zu Ende. Auch in der Kunſt, mein Lieber! herrſcht die Macht der Gewohnheit und beſtimmt mit ihre Wirkung. Wo jene Alten noch wohl zwiſchen Heilig und Profan zu unterſcheiden wußten, da erleiden wir ganz gleiche Eindrücke, weil unſere moderne Kunſt ſo weit von der alten entfernt iſt, daß wir wie aus weiter Ferne ſchauen und, vom alten Bau nur noch die Umriſſe gewahrend, Alles für eine Kirche halten, wenn es auch ein Komödienhaus ſein möchte. Ich werde auf dieſen Umſtand bald zurückkommen; er iſt, wie mir ſcheint, in unſerer Frage wirklich entſcheidend.

Um jedoch meine Charakterzeichnung beider Kunſtformen nicht hand-

Digitized by

greiflich unvollständig erscheinen zu lassen, muß ich noch ein Merkmal anführen, das den Palästrina-Stil charakterisirt und ihn so in manchem Auge sogar so grell abhebt, daß es sich lieber — sich selbst blendend — schließt, als ihn sehen mag. Die Meister dieses Stiles — ich meine die ächten — gebrauchen nämlich, um die Pracht ihrer Ton-Welt zu entfalten, kein einziges Instrument, nicht einmal die Orgel. Es ist wahr, es ist dieß nichts so tief Wesentliches; aber wahr ist es wiederum, daß man von dieser Sitte erst dann abwich, als man die ältern Meister allmählich verließ und den Parademarsch zur musikalischen Renaissance einschlug. Hätte Pierluigi noch die Musik des Johannes Gabrieli (1557—1612) im Marmor-Dome der Dogenstadt gehört, so wäre es ihm wohl ergangen, wie dem Florentiner Meister vor den Bildern Tizians. Er soll bedauert haben, daß der Mann nicht zeichnen könne. Ich will damit nicht sagen, daß Pierluigi und Michel-Angelo in ihren Werken überhaupt parallel ständen. Gott behüte! Ich weiß wohl, daß der Florentiner trotz seiner persönlichen Religiosität einer unkirchlichen Auffassung in der Malerei den Sieg verschafft hat. Die persönliche Pietät, oder sagen wir gleich lieber — Kirchlichkeit schützt und schirmt als guter Engel wohl den Meister, nicht aber die Kunst. Lassen wir die Maler bei ihren Bildern. Viel, recht viel könnten wir von ihnen und ihrer Kunst allerdings lernen. Eines ärgert mich indessen immer, wenn man nämlich die Musik mit anderm Maße mißt, als die übrigen Künste. Leute, welche gegen jedes Bild, das in Colorit oder Zeichnung wider den zartesten Anstand verstößt, in Harnisch gerathen — und mit Recht — präcis dieselben Leute finden die weichen, schlüpfrigen, lüsternen Melodien und Harmonien moderner Kirchencomponisten ganz in der Ordnung.

Die Hauptlinien im Charakterbilde der ältern und neuern Kirchenmusik, möchte ich Dir, mein Lieber! nach dem bisher Gesagten kurz in folgenden Zügen beschreiben. Zunächst den Palästrinal-Stil betreffend, haben wir es hier

1. mit einer ausgebildeten, vollendeten Kunstform zu thun, die sich in den Grundlagen aller Tonkunst ebenso sehr durch eigenen Reichthum und eigene Bildungsfähigkeit auszeichnet, als sie sich von der modernen Kunstperiode wesentlich unterscheidet.

2. Eine im Ganzen wie in den einzelnen Partien dieser Kunstform sich geltend machende Eigenschaft ist die Mäßigung und Reinheit derselben, verbunden mit einer gewissen innern Festigkeit und

Digitized by Google

Bestimmtheit, welche durch naturgemäße Objectivität dem schrankenlosen Geltendmachen der subjectiven Auffassung des Componisteurs entgegentreten.

3. Mit der eigentlichst kirchlichen Musik, dem Choralgesange, steht diese Kunstform durch ihre Tonsysteme auf demselben Boden und vermag sich folglich auch nach der ersten Forderung alles künstlerisch Schönen mit derselben zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.

Was die neuere Kirchenmusik betrifft, wie sie sich bildet und darstellt nach den Principien der modernen Tonkunst, so ist auch sie ohne allen Zweifel

1. eine zur Verwirklichung künstlerischer Ideen, zu künstlerischem Schaffen ausgebildete, vollkommene, stetig sich entfaltende Kunstform, die zwar an objectivem Reichthum der ältern in mancher Beziehung nachsteht, dafür aber auch Kunstmittel besitzt, die jener fremd sind.

2. Diese Kunstmittel, womit sie den verschiedensten Gefühlserregungen und Gemüthserscheinungen des Menschen den intensivsten Ausdruck verleiht, verlassen die natürliche Reinheit und tragen etwas Übermäßiges und Ungeordnetes an sich, was sie zu einer leidenschaftlichen Erregung in naturgemäßen Causalnexus bringt.

3. Mit dem Chorale hängt sie nur durch die dünnen Fäden ihrer zwei, schon modificirten, Tongeschlechter zusammen, eine Verbindung, welche ihre harmonischen Gesetze, dazu ihre scharfe Rhythmik, ihre ganze Technik eigentlich illusorisch machen. Es ist ihr geradezu unmöglich sich mit allen Erscheinungen des Kirchenchorals zu einem künstlerisch schönen Ganzen zu verschmelzen, weil sie einer vollen **Einheit** entgegensteht.

Wenn ich diese paar Sätze als die Propositio major eines Syllogismus hinstellen wollte, dessen minor alles in meinen Briefen bisher Gesagte bildete, so glaube ich, ist die Vorliebe der Kirche für die alte Musik **logisch** in optima forma begründet. Denn:

1. Die Kirche will und muß eine Musik für den Choral haben, denn ihn kann sie nicht aus ihrer Liturgie streichen. Welche Musik taugt ganz dazu? Die Ästhetik **muß** sagen: die ältere.

2. Die Kirche will und muß eine reine, keusche, möglichst leidenschaftslose, möglichst objective Musik haben. Welche trägt mehr diese Charakterzüge — die ältere oder die neuere? Die ältere!

Digitized by

3. Füge dazu: die Kirche will und muß eine Muſik haben, die — bei aller Kunſtvollendung — für ihre Kinder nichts Weltliches (nihil mundanum) mitbringt. Wo iſt ſie ſicherer — bei der neuern Muſik, oder bei der ältern, dem Liede aus ferner, fremder, frömmerer Zeit?

Soll ich noch Etwas ſagen? Du ſchüttelſt vielleicht darüber ungläubig den Kopf. In Gottes Namen!

4. Die Kirche liebt mehr eine Muſik, die bei aller Kunſtvollendung nicht den Apparat der Inſtrumente mitbringt. Wohin muß ſie da gehen. Zu Beethoven oder zu Pierluigi? —

Das Allerſchlimmſte kommt jetzt:

5. Frage die Canones und die Decrete der Concilien; ſie ſagen Dir: die Kirche will keine Frauenſtimmen zu ihrem Geſange. Welche Muſik — es handelt ſich um Kunſtmuſik, um gute Muſik, — iſt nun mit Knabenſtimmen leichter gut auszuführen, die ältere oder die neuere? So viel ich erfahren habe und alle Tage erfahre — entſchieden die ältere. Sie fordert weder dieſe Stimmmittel, noch dieſe rein techniſche Bildung der Stimme, noch dieſes **künſtleriſche** Verſtändniß des Einzelnen, wie es die neuern Kunſtwerke thun, die ſich neben Pierluigi's und ſeiner großen Zeitgenoſſen Producte als Kunſtwerke hinſtellen können. — Ich glaube, dieſer Umſtand rechtfertigte auch die Neigung für die Alten. Ich geſtehe gerne ein, daß es für den Gebrauch der Frauenſtimmen vollſtändig gerechtfertigte Ausnahmen geben könne; aber exceptio firmat regulam.

Schließen wir den Kreis, um den Brief ſelbſt zu Ende, zum glücklichen Ende zu bringen. Warum wollten mich die Klänge aus Etts Requiem von meiner Pflicht und Schuldigkeit abbringen, Dir dieſen Brief zu ſchreiben? Schau, mein Lieber! das Ding liegt ſo. Schon im Dome zu Eichſtätt vor ein paar Jahren, wie heute in unſerer Stella matutina zu Feldkirch mußte ich mir ſagen: Dieſe Muſik, wie ſie aus dieſem Requiem hervorklingt, iſt und bleibt doch ächte Kirchenmuſik; aber das mußte ich mir doch auch ſagen — denn ehrlich währt am längſten — daß ſie von der Pierluigi's ziemlich verſchieden, entfernt iſt; ja ich mußte mir ſagen, daß ſie der Form nach der neuern Periode mehr angehört, als der ältern. Das brachte mich aus dem „alten" Gleichgewichte, in das ich mich hineingeguckt und hineingehört hatte. Meine Theorie ſcheiterte an der Thatſache. Ich wollte Dir die alte Kunſt empfehlen als die wahre Kirchenkunſt, und da tritt des

Digitized by Google

alten, seligen Ett junges Kind wie nochmal eine Lux aeterna vor mich hin und fragt: Was habe ich Dir zu Leid gethan? Da stockte ich. Freund! alle Theorie ist grau. Doch halt! — des uralten Isaaks Wort salvirt mich. „Die Stimme" — sagte er — „ist wohl Jakobs Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände." Die Stimme, der Klang, die Weise dieser Ett'schen Musik ist wohl wie sie die jüngere Schwester hat, aber die Hand, das ganze Werk, der Geist, der sie gefügt hat — die gehören der ältern an. Nihil profanum, nihil mundanum! Und wenn der alte Isaak seinen Jakob ob Esau's Hände segnete, was kannst Du mir verargen, wenn ich meine, daß die Kirche den alten Ett und seine Gesinnungsgenossen, die wie er denken und musiciren, auch segnen müsse? Und wenn Du recht zuschaust, wirst Du sehen, daß, wo sie eben diesen Segen der Erstgeburt verdienen, nicht die Principien der neuern Zeit, sondern die der Alten sie führen; daß sie die Kunstmittel, welche die neuere Musik dem Heiligthume entfremdet, nicht oder höchst mäßig gebrauchen.

Dieß ist meine Norm, womit ich die Werke der jüngern Kunst messe. Es würde mich freuen, wenn sie Dir entspräche. Aber deßungeachtet kann ich Dir auch als meine feste Überzeugung versichern, daß die neuere Kirchenmusik sich um so besser befinden, um so segensreicher zu Gottes größerer Ehre wirken wird, je mehr sie sich in Allem der älteren nähert, anschließt, lebensfrisch macht.

Zum Allerletzten ein Wort des Horaz:

Sunt delicta tamen, quibus ignovisse velimus.

Du verstehst wohl Deinen alten Freund

Theodor Schmid S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

1. **Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.** (Verantwortl. Redacteur: Prof. Dr. **C. E. Luthardt.**) Leipzig, Dörffling und Francke. 1873.

2. **Neue Evangelische Kirchenzeitung.** Auf Veranstaltung des deutschen Zweiges des Evangelischen Bundes herausgegeben von Dr. **Hermann Meßner,** Prof. der Theologie an der Universität zu Berlin. Berlin, Fr. Schulze. 1873.

3. **Protestantische Kirchenzeitung** für das evangelische Deutschland. Unter Mitwirkung von Dr. Baumgarten, Dr. Gaß, Dr. Hanne, Dr. Holtzmann herausgegeben von Dr. **P. W. Schmidt,** Privatdocent der Theologie in Berlin. Berlin, G. Reimer. 1873.

Der heutige deutsche Protestantismus stellt eine wahre Musterkarte von religiösen Anschauungen, Schattirungen und Abstufungen dar. Vom strengsten Festhalten am Buchstaben der Symbolbücher und Bekenntnißschriften angefangen bis hinab zur entschiedensten Läugnung der „sogenannten" Haupt- und Grundwahrheiten des Christenthums, der heiligen Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, dürfte es kaum eine denkbare Mittelstufe geben, die nicht auf Grund und unter Leitung des „an sich klaren Schriftwortes" und der „freien Forschung" thatsächlich von mehr oder weniger Gläubigen oder Ungläubigen eingenommen würde. Doch lassen sich die verschiedenen Richtungen in drei allgemeine Gruppen zusammenfassen, die wir etwa die der Confessionalisten, Unionisten und der Protestantenvereinler benennen können. Diese drei Klassen stehen bei aller Abweichung in individueller Färbung doch je einzeln auf gewissen bestimmt ausgesprochenen Grundsätzen und Tendenzen, so daß dieser dreifache Zusammenschluß seine thatsächliche Berechtigung hat. Ihm entsprechend wählen wir auch drei protestantische Kirchenzeitungen, die der jeweiligen Richtung dienen und selbe zum entschiedenen Ausdruck bringen. In dieser kleinen Übersicht, Skizze oder Kritik, die wir zu geben beabsichtigen, beschränken wir uns auf je ein Semester dieser Zeitungen, auf das erste des verflossenen Jahres 1873. Ist ja das eben ein Zeitraum, der hinlänglich Gelegenheit bot, die innersten Herzenswünsche auszusprechen und in der That sind auch in diesen ereignißschweren Monaten „die Gedanken Vieler offenbar geworden."

I. Confessionalisten werden innerhalb des Protestantismus diejenigen genannt, welche an einem bestimmt formulirten Glaubensbekenntnisse, z. B. dem Augsburger, festhalten und sich und die Kirche durch den Buchstaben und

Digitized by Google

Wortlaut desselben gebunden glauben. Ihnen ist für das Schiff der Kirche der feste Ufergrund: „so steht geschrieben"; an diesen Grund aber ist die Kirche gebunden mit dem Tau des Bekenntnisses (Evang. Luth. Kirchenz. Sp. 54). Eine der hauptsächlichsten Fraktionen innerhalb dieser kirchlich-gläubigen oder orthodoxen Abtheilung des Protestantismus ist die Partei der Lutheraner, der strengen, oder wie man sie auch zu nennen flegt, der Alt-Lutheraner. Als eines ihrer Hauptorgane kündigt sich schon durch den Titel an die: Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.

Wir können derselben zunächst das ehrende Zeugniß geben, daß sie am positiven Glaubensbekenntnisse energisch festhält, daß die Grundwahrheiten des Christenthums, die Lehren der heiligen Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, den Wundern u. dgl. ihr im Sinne des christlichen Alterthums Werth und Bedeutung haben. Sie fordert, daß die Geistlichen auf Grund der symbolischen Bücher in Amt und Pflicht genommen, daß sie in ihren Lehren sich an diese, als die vorgezeichnete Norm halten, daß auch der wissenschaftlichen Forschung eben diese Bekenntnisse und Bücher als Leitsterne vorschweben, die die Richtung anzeigen und vor Abweg und Irrthum warnen. Entfernt sich ein Geistlicher, ein Professor vom Boden dieser Bekenntnisse und Bücher, so soll er zurechtgewiesen und zur Korrektur seiner „Irrthümer" angehalten werden; weigerte er sich dessen, so hat er auch die Befähigung zur Bekleidung eines kirchlichen Amtes verwirkt; er steht, weil außerhalb des Bekenntnisses, auch außerhalb der Kirche und soll sich daher nicht mehr unterfangen, im Namen der Kirche und in ihrem Auftrage zu amtiren.

Bei der sonstigen Zerfahrenheit des Protestantismus ist dieser feste Kern und Gehalt eines positiven Bekenntnisses sicher anerkennenswerth. Von dieser ererbten und überlieferten Grundlage aus wird sogar angekämpft und kräftig Front gemacht gegen das „vorgebliche Recht der Subjektivität, mit dem man von Seite des Neuprotestantismus (Protestantenvereins) aus die Angriffe gegen die geschichtlichen objektiven Grundlagen des kirchlichen Glaubensgebäudes zu schützen sucht" (Sp. 353). „Es hat sich," wird ebendaselbst fortgefahren, „in unserm Jahrhundert auf dem Boden einer im Grunde heidnischen Denkrichtung unter mißbräuchlicher Berufung auf das Recht der protestantischen Innerlichkeit und Freiheit eine Richtung entwickelt, welche die geschichtlichen Thatsachen in rein innerliche Vorgänge, schließlich bloß ideeller Art, umsetzt .... Diesem gnostischen Spiritualismus gegenüber stellt das Apostolikum die Thatsachen hin als die festen granitnen Säulen, auf denen der Bau des Christenthums ruht, als das unbewegliche, objektive Fundament auch alles subjectiven Einzellebens, ohne welches das innere Geistesleben mit all seinen Ideen in die Lüfte verfliegt." Es ergibt sich von selbst, daß von diesen „unwandelbaren symbolischen Grundgedanken" (Sp. 473) aus ein heftiger Ton des Streites gegen den Protestantenverein und seine die Bekenntnisse hinwegschwemmenden Bestrebungen angeschlagen wird. Die „Irrlehre des Protestantenvereins", die „Falschmünzerei des Protestantenvereins" sind nahezu beständig auf der Tagesordnung.

Hand in Hand mit dem Kampf für den positiven Inhalt des Christenthums geht die Polemik gegen den modernen Liberalismus in Staat und Kirche. Er wird erkannt als der, welcher die socialen Gefahren der Gegenwart großgezogen (Sp. 6), der die Freiheit des Individuums von den geschichtlichen Auctoritäten, vor allem von der Auctorität der übernatürlichen Offenbarung proklamirt und damit sich selbst als den Cultus der menschlichen Vernunft hingestellt hat (ebend.). Daher herrscht auf der ganzen Linie des Liberalismus der Kampf gegen die Selbstständigkeit der Kirche, die ihm nur als eine Stätte der Geistesknechtung und Finsterniß gilt. An ihre Stelle setzt er die Nationalität und den Staat (Sp. 7, 17 u. f.).

Es ist nur eine Folge dieser Grundsätze, daß die preußischen kirch-

Digitized by

lich-politischen Gesetze auch in dem Blatte der Lutheraner verdammt werden. Hier begegnen wir in der That lesenswerthen Reflexionen. Freilich ist es zunächst das Verhältniß zu der lutherischen Confession und der evangelischen Kirche, das daselbst in's Auge gefaßt wird; die katholische Kirche erscheint als die schuldige, die provocirende, die den Staat durch ihre Übergriffe ꝛc. reizte; allein auch so werden die Gesetze, wenn auch nicht immer als unberechtigt, jedenfalls als unklug zurückgewiesen. Wir führen kurz einige Hauptanschauungen an:

„Die Gesetze zielen auf das Herz der Institutionen, denen man zu Leibe gehen will, und drohen ihnen den Todesstoß zu geben .... Kommen die Principien dieser Gesetzgebung zur Geltung, so wird Preußen weit hinter die Entwickelung des absoluten Regimentes unter Friedrich II. zurückgeworfen, ja an die Stelle der von diesem noch geübten Toleranz wird jene bureaukratische Herbigkeit und Schärfe treten, welche die josephinische Gesetzgebung athmet .... Einzelne Bestimmungen versetzen geradezu in die Zeit der byzantinischen Cäsareopapie .... Diese Gesetzesvorlagen behandeln die christlichen Kirchen als ein gemeingefährliches und gemeinschädliches Institut, das man unter eine Staatscontrole der schärfsten Art stellen muß, damit es kein Übel anrichte .... Wir erkennen in denselben eine Erdrückung der katholischen Kirche... Die Strafen sind drakonisch ... In jenen Ausnahmen können wir nur eine Repristination des Territorialismus der herbsten Art erblicken, welche in rascher Folge Zustände erzeugen muß, mit denen Byzanz zu vergleichen, ein Unrecht sein wird ... Der Entwurf über die Disciplinargewalt ist geradezu untragbar ... Die Summe der dem Cultusminister zugedachten Gewalt ist größer, als sie je einem staatlichen oder kirchlichen Beamten, den unfehlbaren Papst nicht ausgenommen, übertragen wurde. Denn mit den Oberpräsidenten als seinen administrativen Werkzeugen, mit dem Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten als seinem richterlichen Werkzeug und durch Ausnahmegesetze und Ausnahmestrafen controlirt und bewacht er die gesammte Zuchtübung, überwacht und beeinflußt er die Ausbildung aller Geistlichen, beaufsichtigt und normirt er alle geistlichen Bildungsanstalten, beherrscht er die Anstellung aller Geistlichen, revidirt und reformirt er die ganze Disciplinargerichtsbarkeit, entscheidet und bestimmt er zugleich in den innersten Kirchenangelegenheiten und in den wichtigsten Kirchenfragen aller Kirchen, ist er mit einem Worte ein oberster Kirchenregent aller Kirchen und Religionen mit der ganzen Macht des Staates hinter sich, der in diesen Dingen keinen eigenen Maßstab in sich hat und darum auch in denselben absolut ist" (vgl. Sp. 20, 63, 97, 125, 138 — im Allg. Nr. 5—10).

Ist es dieser entschiedenen Sprache gegenüber Schwäche des Verstandes oder des Willens, oder ist es eine augenblickliche Trübung des klaren Standpunktes oder resignirtes Hingeben an das scheinbar Unvermeidliche aus Mangel an festem innerlichem Halt, wenn später so halb und halb zum Rückzug geblasen und fast klein beigelegt wird? Oder sollen wir es anders nennen, wenn wir in Nr. 14 lesen:

„Wohl hat die Staatsprüfung sehr viel Bedenkliches.. aber wer nun den Muth hat, dem Dienste der Kirche sich zu widmen, sollte der nicht auch vor der Welt beweisen können, daß er auch ihre weltliche Wissenschaft kennt?" Und wie tröstet man sich darüber, daß die Anstellung durch den Oberpräsidenten in der That alle Freiheit der Kirchenbehörden aufhebe? Ein ganz origineller Trost. „Aber hat es nicht auch schon Kirchenbehörden gegeben und gibt es nicht auch jetzt noch solche, die erst recht jeden Gläubigen vom Amt und noch mehr von jeder Beförderung fern zu halten suchen und der Glaube hat doch gesiegt?" Der oberste Gerichtshof hebt alle kirchliche Selbstständigkeit auf.

Digitized by Google

Und der Trost hiefür? „Aber wie war es jetzt? Die höchste Instanz der Kirche war der O.-K.-Rath und nach welchem Rechte richtete dieser? Und wie richtete er die Lutheraner?"

Der Grundton ist demnach: hüten wir uns vor jedem selbstgemachten Martyrium. Es war bisher schon herzlich schlecht, es kann durch die Gesetze nicht leicht schlimmer kommen. Freilich sticht diese Sprache stark ab von der früheren charaktervollen.

Wie stellt sich diese Zeitung zu der katholischen Kirche? Wir freuen uns, so oft wir bei den Gegnern noch so viel Billigkeit und Unbefangenheit antreffen, daß sie ein halbwegs erträgliches Urtheil über unsere katholische Kirche zu fällen im Stande sind. Deßwegen sei auch folgendes Urtheil seiner Ausdehnung nach hier angeführt.

„Die römische Kirche hat ihr eigenes Haus, in dem sie wohnt und in welchem sie Herrin ist. Sie hat eine Selbstständigkeit, welche der Staat ihr nicht nehmen oder verkürzen kann, auch wenn er wollte. Sie hat durch ihre selbstständige Organisation die Macht der Initiative zu eigenem Vorgehen; sie hat die Möglichkeit der Opposition gegen staatliche Maßnahmen; sie hat durch feste kirchliche Institute ihre Gemeinden in der Hand und einen Einfluß auf sie, welcher dem Staat unzugänglich ist; sie hat eine Fülle von Kräften und Mitteln, welche nicht von der Gnade des Staates abhängen. Durch all' dieses kann sich die römische Kirche helfen, auch wenn sie äußerlich in's Gedränge kommt. Und wir sehen, daß sie ihre Macht nur um so fester zusammenfaßt. Das Alles fehlt der evangelischen Kirche. Sie hat nicht ihr eigenes Haus, sondern wohnt beim Staate zur Miethe. Sie hat keine selbstständige Organisation, sondern ist allenthalben in den staatlichen Organismus verflochten. Sie hat keine Macht eigener Initiative, sondern ist mit Händen und Füßen an den Staat gebunden und kann nur mit dessen Erlaubniß gehen, reden und handeln. Sie hat außer Wort und Sacrament nichts sich selber vorbehalten, sondern sich mit ihrem ganzen geschichtlichen Dasein vertrauensvoll in die Hände des Staates begeben und von diesem abhängig gemacht" (Sp. 20).

Man sieht, es sind Ansätze da zu einer gerechten Beurtheilung und Würdigung der katholischen Kirche. Allein andrerseits müssen wir doch zu unserem Schmerze gewahren, daß die evangelisch-lutherische Kirchenzeitung gar oft nicht über das Niveau der gewöhnlichen Anschuldigungen, um nicht zu sagen Gehässigkeiten, hinauskommt. Sie brüstet sich mit den Schmalkaldischen Artikeln und deren Urtheil über das Papstthum. Sie frägt in sittlicher Entrüstung: „oder sollen wir die Kreaturvergötterung in der römischen Kirche rechtfertigen?" Sie spricht über die Moral der Jesuiten in den alltäglichen Ausdrücken der seichten kirchenfeindlichen Presse (Sp. 19). Von dem so oft und viel gebrauchten und in katholischen Blättern und Broschüren tausendmal erklärten Worte „unfehlbar, Unfehlbarkeit", hat sie natürlich noch immer keinen Begriff. Es gehört wahrscheinlich zum „Recht und zu der Wahrheit der lutherischen Kirche", beharrlich die eigentliche und wahre Ansicht der Katholiken zu ignoriren, damit man sich und seine Leser ja nicht um den wohlfeilen Kitzel bringe, gegen haarsträubende Ungeheuerlichkeiten das Füllhorn sittlicher Entrüstung auszuschütten. Böte man den Lesern die Wahrheit, so könnte man ja Kraftsprüche nicht niederschreiben, wie: „Der unfehlbare Papst nimmt unserm Gott und Herrn die Krone" (Sp. 102) u. dgl. Zu den gleichen wohlfeilen und abgedroschenen Vorwürfen gehört es auch, wenn dem Jesuitismus Pelagianismus und Werkgerechtigkeit vorgeworfen wird (Sp. 246).

Digitized by Google

Noch alberner klingt die Behauptung, die zugleich eine schmachvolle Verläumdung und Entstellung der katholischen Lehre enthält: „Die römische Kirche hatte eben in ihre sittliche Auffassung Anschauungen des Heidenthums eindringen lassen, als wenn die Sünde an der Materie hafte, nicht eine sittliche Macht bilde und darum auch durch äußerliche Mittel entfernt werden könne" (Sp. 298). Mit ähnlicher Wahrheitsliebe und sachgetreuer Darstellung wird Sp. 440 „sich einseitig auf die Taufgnade steifen und den Glauben an Christum ohne tiefe Herzensbuße, Bekehrung und Heiligung predigen, auch die Laien vor der Schrift warnen und an deren Stelle sie immer auf das lebendige Wort der Tradition verweisen" eine „katholisirende Weise" genannt. Ein inhaltsreiches Beispiel von Gehässigkeiten liefert besonders, um noch eines aus diesem Kapitel vorzuführen, in Nro. 26 der Aufsatz: „die sittliche Verantwortlichkeit."

Wir Katholiken werden da ganz einfach mit den krassesten Materialisten auf dieselbe Stufe gestellt, weil (man höre und staune) der Katholicismus, wie der Materialismus, dem einzelnen Menschen alle sittliche Verantwortung abnehme und ihn der unvernünftigen Creatur gleichstelle. Natürlich tragen auch hier die Jesuiten die Hauptschuld, daß es so weit kam. „Denn dieser Orden bildete das Papstthum selbst aus und zwar dahin, daß es nur in diesem zu einer wirklichen Stellvertretung Gottes kam, wonach dasselbe die Vertretung für alle Rechenschaft, die dem Christen oblag, übernahm ... Der einzelne Christ hatte keine Sünde weiter zu verantworten und es gab schließlich für ihn nur noch eine Sünde, der Ungehorsam wider das Papstthum" ... „Mit der Unfehlbarkeit gibt es in der römischen Kirche nur noch ein Gewissen, das Gewissen des Papstes, alle andere aber, Laien, Priester und Bischöfe sind von jeder Verantwortlichkeit befreit." Zuletzt wird noch vor Conversionen zum Katholicismus gewarnt und als ein Beweggrund dazu die Neigung angeführt, die man habe, sich eben die Verantwortung für die Sünde abnehmen zu lassen Der interessante Schluß lautet: „Wie man daher nicht mit der scheinbaren Bescheidenheit sich beruhigen darf, wenn der Materialist die Lehre von der Abstammung vom Affen aufstellt, ebenso wenig ist auch ein Martyrium zu finden, wenn ein Evangelischer unter das römische Joch sich fangen läßt. Denn in beiden Fällen wird mit der scheinbaren Erniedrigung der Gewinn errungen, daß der Mensch seiner eigenen Verantwortlichkeit sich entledigt."

Ebenso ungeheuerlich ist in seiner Art das Bild, das von Österreich in Folge des Katholicismus uns daselbst (Sp. 474) entworfen wird. Wie viel müssen doch die Lutheraner für solche pikante Waare alle Semester bezahlen? Dabei fehlt es selbstredend auch nicht an Tendenznachrichten und schmackhaften Anekdoten. So verlautet z. B. Sp. 346 „aus guter Quelle", daß der lateinische Patriarch von Jerusalem, Msgr. Valerga, auf seinem Sterbebette, gefragt von einem Priester, ob er glaube, daß seine Seele selig werde, die Äußerung gethan habe: „Ach was, Seele, Auctorität der Kirche, das ist die Sache." Wir wiederholen, wie viel zahlt man doch für so prächtige Arabesken?

Ferner nehmen wir uns die Freiheit, unserer lutherischen Kirchenzeitung ein etwas kurzes Gedächtniß vorzurücken, sonst wären ja die zahlreichen Widersprüche gar nicht erklärlich, oder wir müßten auf einen bedauerlichen Mangel an gesundem Denkvermögen schließen.

Auf Sp. 159 lesen wir den Satz: „Hat die lutherische Kirche durch die Taufe nicht ein Recht auf diese Kinder?" und in der nächsten Sp. 160 wird es spöttisch bemerkt, daß „der Paderborner Bischof Martin" die Protestanten in seinem Sprengel als seine Zugehörigen von Rechtswegen be-

Digitized by Google

trachte. Sp. 196 wird es rühmend hervorgehoben, daß in Böhmen die protestantische Propaganda besonders auf katholische Schulkinder ausgehe; wer hingegen auf protestantischem Gebiete Bekehrungen zu erzielen strebt, wird Sp. 220 als Sendbote gekennzeichnet, „der auf unrechtmäßigem Wege eindringt."

Ein ernstes Wort haben wir mit der lutherischen Zeitung in Bezug auf die Kirchenangelegenheit zu reden. Wir billigen es, wenn sie ausruft, „wahrlich es wäre traurig um uns bestellt, wenn unser Kirchenregiment nicht Kraft bethätigen und beweisen sollte in der Fernhaltung eines offenkundigen Irrlehrers" (Sp. 28). Es sind auch uns werthvolle Worte, wenn wir lesen, „er steht außerhalb des Bekenntnisses, also außerhalb der Kirche!" Das sind goldene Worte des gesunden Menschenverstandes. „Das ist Logik!" (Sp. 355. 356.) Wir geben ihr auch Recht, wenn sie Sydow's „entschieden oppositionelle Stellung zum Kirchenregiment" verwirft (Sp. 378), wenn sie das Rütteln an der alten lutherischen Consistorialordnung übel vermerkt (Sp. 301), wenn sie Nachdruck darauf legt, daß die einzelne Gemeinde ein Glied der ganzen Kirche und daher der gemeinsamen Kirchenregierung unterworfen sei (S. 380). Rückhaltslos bekennen wir uns auch zu dem Satze unserer Zeitung: „So wenig ein Haus ohne Hausordnung bestehen kann, so wenig eine Kirche ohne Ordnung der kirchlichen Lehre. Wem die Ordnung nicht recht ist, der lasse eben das Amt" (Sp. 433). Aber hier halten wir inne und nehmen unsere Lutherische beim Wort: warum schmähst du nun die katholischen Bischöfe, wenn sie offenkundige Irrlehrer ferne zu halten suchen? Warum nennst du die Anwendung eben dieser Principien, die du auf deinem Gebiete so streng und machthaberisch forderst, in der katholischen Kirche eine Verwerfung und Verdammung der berechtigtsten Bestrebungen unserer Zeit, des heiligen Rechtes der Glaubens- und Gewissensfreiheit? (Sp. 237.) Die ehrwürdige Lutherische verlangt Gehorsam gegen das Kirchenregiment, fühlt tiefste Ehrfurcht vor jeder durch einen Kurfürsten oder Landgrafen eingeführten Kirchenordnung, lobt das protestantische Ordinationsgelübde und will es heilig gehalten wissen — und dasselbe Blatt höhnt, wenn Gehorsam gefordert und geleistet, Irrlehrer entfernt und ausgeschlossen werden, oder wenn andere eben ihres Ordinationsgelübdes wegen zum Gehorsam zurückkehren? Und dieses Blatt nennt das alles nur: „Aggressionen, Übergriffe Roms", „Roms despotische Einheit"! (Sp. 234, 264, 450, 550.) Die Lutherischen werden aufgefordert, einmüthig und entschieden für „Recht und Wahrheit des lutherischen Bekenntnisses", für ihr „unzweifelhaftes Recht" einzutreten, ihnen wird die Pflicht der Vertheidigung vorgehalten (Sp. 233).

Gut, warum kennt sie denn auf katholischer Seite nur „Agitationen für den infalliblen Papstkönig", nur „hierarchische Gelüste"? Haben etwa die Katholiken kein Recht, ihr volles und ganzes Bekenntniß zu wahren? Wenn es protestantischen Sekten gilt, weiß sie „die lebendige und gesegnete Verbindung" mit einem Brennpunkte und Mittelpunkte des Glaubens, „den werthvollen Anschluß an ein fest gegliedertes Kirchenthum" wohl zu würdigen (S. 322—325), — warum aber dann Steine werfen auf die deutschen Katholiken, die eben an den achtzehnhundertjährigen unentwegten Mittelpunkt des Glaubens und an die feste Einheit ihrer Kirche sich mit Jubel und Begeisterung anschließen? Sie hat warme Theilnahme für alle Sekten, wenn nur diese einmüthig mit ihr gegen Rom ankämpfen (vergl. Sp. 145). Die geringste wirkliche oder scheinbare Rechtsverletzung, ja selbst Mangel an Zuvorkommenheit, wenn solches die lutherische Sache betrifft, entreißt ihr Schmerzensrufe und Jammergeschrei — den mißachteten Rechten der Katholiken versetzt auch sie Fußtritte, für sie hat sie fast nur die Namen von Übergriffen und Sünden Roms (vergl. Sp. 156, 176, 145, 235, 283, 303, 374, 380, 434, 439). Wenn sie ferner (Sp. 484) behauptet, „die Sprache der Demuth und Buße sind wir bisher bei den katholischen Bischöfen nicht gewohnt

Digitized by

gewesen zu hören," so zeigt das nur, daß sie eben noch keine Hirtenbriefe gelesen, also über einen Gegenstand abspricht, ohne ihn im mindesten zu kennen.

Wir unterlassen es, die Ansichten des Blattes über das Verhältniß von Staat und Kirche und der Oberherrlichkeit des ersteren zu berichten und wollen zum Schlusse nur hervorheben, wie sich beim streng lutherisch sein wollenden Blatt das Verhältniß der menschlichen Vernunft zur natürlichen Erkennbarkeit religiöser Dinge gestaltet; es ist gegeben in den Worten: der aus der Natur des Menschen sich ergebende Erkenntnißstand endet in Skepsis oder bloß dichterischer Ahnung — es ist das wohl nur eine poetische Umschreibung des drastischen Vergleiches von Luther!?

II. Die Union sucht bekanntlich die confessionellen Gegensätze und Abweichungen entweder abzuschleifen oder zu vertuschen und in irgend einer äußerlichen Einheit der Agende und Liturgie die eine Kirche der innerlich unter sich streitenden Reformatoren darzustellen. Als Organ, Vertreterin und Verfechterin dieser staatlichen Union gilt die Neue evangelische Kirchenzeitung.

Ihrem Glauben nach bekennt sie sich mit der Union zur normativen Dignität der heiligen Schrift und hält die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christenthums, wie die Grundlehren der Reformation als die unveräußerlichen Schätze der evangelischen Kirche hoch. Sie will nicht dem Geleise oder der Spur eines Reformators folgen, und sich also nicht an Luther, oder Zwingli, oder Calvin ausschließlich binden; sie will jedoch, wenn nöthig, alle vorhandenen Besonderheiten in etwa gelten lassen, aber für sich nur auf dem Boden des Fundamental-Christlichen und Gemein-Evangelischen in Bekenntniß und Verfassung stehen. Sie will mit dem Compaß des Wortes und mit dem Bekenntnisse der Reformation als Steuerruder das Schiff der Kirche als vollsegelndes die Fahrt auf den Wogen der Zeit machen lassen. Das Gemein-Evangelische scheint ihr hauptsächlich die Lehre von der freien Gnade und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben zu sein (vergl. Sp. 139). Vermöge des Festhaltens an den „Grundthatsachen und -wahrheiten des Christenthums" ist sie eine grundsätzliche Gegnerin der „Protestantenvereinler" und deren „Agitationen gegen den Bestand der Kirche". Gegen diese wird in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung eine scharfe Geißel geschwungen. Dem Protestantenvereine fehlen „innere Lebensgedanken"; „auf seinem Antlitze — der protestantischen Kirchenzeitung — tritt die hippokratische Linie des herannahenden geistigen Hungertodes immer kenntlicher hervor" (Sp. 14), „seine Überschwenglichkeit ist die Phrase", er ist „öde, geistesleer" (Sp. 149).

Die preußischen kirchen-politischen Gesetze nimmt das Blatt, obgleich es einige Bedenken hegt, doch als nothwendige und zum Theil heilsame Maßregeln an, „für die wir vom evangelischen Standpunkte aus der Regierung Dank schuldig sind." Es wird zwar nicht geradezu gesagt, was Pfarrer Trümpelmann ausrief: „darin eine Schädigung der Kirche zu sehen, das vermag nur Unverstand oder Bosheit." Bei dieser Äußerung, meint unsere Neue Evangelische, „ist das freudige Gefühl über den Angriff gegen Rom offenbar zu stark, um noch irgend für andere Erwähnungen Raum zu lassen. Dennoch freuen wir uns des frischen Vertrauens aus gläubigem Munde" (Sp. 163). Der Staat habe zwar in dem gegenwärtigen Nothstande des Kampfes seine Grenzen zu weit abgesteckt und er werde die Grenzpfähle, wenn er die Invasion Roms zurückgewiesen, von dem Gebiete der Kirche ein gut Stück zurückziehen müssen (Sp. 279). Man tröstet sich damit: die Gesetze sind für Rom gemacht; sie dienen dazu, Roms Größe zu zerschlagen, die katholische Kirche zu erdrücken und zu vernichten, — auf die evangelische Kirche wird man sie nur sehr zart und schonend anwenden und so ist schließlich heller Ju-

Digitized by Google

bel und gottselige Freude bei der Neuen Evangelischen (vergl. Sp. 180); um diesen Preis kann sie sich schon über einige Püffe und Hiebe, die für sie selbst abfallen, trösten (vergl. Sp. 211, 294), ist sie ja voll des süßen Vertrauens, „daß Bismarck's Meinung allezeit die des preußischen Ministeriums sein wird, daß nämlich nur gegen die unpatriotische und fanatische Richtung des Centrums Preußens kirchlicher Feldzug geführt wird."

Wie wir Katholiken von dieser Neuen Evangelischen behandelt werden, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, daß von ihr „der Zorn über die Feinde Preußens und Haß gegen Rom als patriotische und christliche Tugenden" gepriesen werden (No. 14), und daß ihr die Gedanken Gerlachs ungenießbar sind, „weil ihm der Haß gegen Rom fehlt" (Sp. 69). Zwar ruft sie ebendaselbst aus: „ja wenn sie nur — die officielle katholische Kirche — noch einen Lebensodem hätte," die katholische Kirche ist also todt; wie kommt es nun, daß unablässig gegen diese todte, lebensunfähige Kirche mit aller Macht gekämpft und alle Hilfe des Polizeistockes und der brutalen Gewalt gegen sie aufgerufen wird? Das ist wohl des Esels Fußtritt gegen den todten Löwen? Protestantische Blätter klagen leicht über Derbheit der katholischen Blätter. Als Beleuchtung zu dieser Anklage und zum Erweise, wie die Evangelische von uns spricht, geben wir folgende kleine Blumenlese von Ausdrücken und Sätzen, wie sie häufig, sehr häufig in deren Spalten wiederkehren. Auf Vollständigkeit macht diese Aufzählung auch nicht den entferntesten Anspruch.

Wir lesen da: „In der römischen Kirche ist eine bodenlose Tiefe von Unwahrheit und Untreue offenbar worden (Sp. 1) — eine vaterlandslose Schaar, deren Gott der Papst ist, sinnt auf Verrath (Sp. 2) — Ungeheuerlichkeiten des Ultramontanismus (Sp. 68) — römische Clique (Sp. 79) — deren rollendes Rad des Fanatismus — römische Machinationen (Sp. 138) — der getretene bischöfliche Wurm (Sp. 166) — päpstlicher Absolutismus (ebenda) — Fanatismus der Römlinge und ihr Aberglaube — an der Wahrheit liegt Rom nichts, an der Herrschaft Alles (Sp. 181) — der vatikanische Vicegott (Sp. 211) — die römische Kirche untergräbt die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und die Gerechtigkeit gegen andere (Sp. 277) — in den Gefängnißmauern des Unfehlbaren ist kein freier, kein heiliger, kein wahrer Geist mehr, sondern Zwang, Unwahrheit und Weltlichkeit (ebenda) — der geistfeindliche Ultramontanismus (Sp. 323) — das römische Gift (Sp. 342) — ultramontane Clique und ihr Herr" in Rom (Sp. 347) u. s. w. u. s. w.

Diesen und andern Auslassungen und Titulaturen gegenüber ist es nicht mehr auffallend, daß die Evangelische den Altkatholiken und jedem, der eben seiner katholischen Kirche untreu wird, mit so zarter Ehrfurcht und hingebender Liebe, mit so viel Verehrung und Werthschätzung tiefe Bücklinge macht.

Der apostasirte Carmelitermönch Loyon ist ihr „eine edle gewinnende Natur, eine Persönlichkeit von entschieden christlicher Überzeugung, ein Redner von ungewöhnlicher Begabung". Reinkens ist „ein liebenswürdiger und ehrenwerther Charakter", seine Wahl wird mit der salbungsvollsten Theilnahme und den heißesten Segenswünschen berichtet; der Erzbischof Loos von Utrecht ist ein „würdiger Mann, der auf seiner Firmungsreise die deutschen Herzen gewonnen hatte" (Sp. 372).

Ja, wo nur Haß gegen Rom ist, da findet sie Wahlverwandtschaft. Daher diese rege Theilnahme und dieses Hätscheln des Altkatholicismus. Es ist ihr Herzenswunsch, daß der Altkatholicismus als die allein gültige katholische Kirche vom Staate soll proclamirt werden (Sp. 35); sie mahnt und bittet in verschiedenen Tonarten die Regierungen, sich doch des Altkatholicismus anzunehmen, ihm unter die Arme zu greifen, ihn zu organisiren, ihm mehr Freundlichkeit und Hilfe zu bezeigen (Sp. 86, 281, 312, 424).

Digitized by Google

Daß es mit ihm nicht so recht voran will, ist ihr großes Herzeleid. Was ist aber das für ein Gebaren? Um dessen Charakterlosigkeit mit Händen zu greifen, beachte man Folgendes: Über den Sydow'schen Fall schreibt unsere Evangelische: „Mit vollem, klarem Rechte sagt das Consistorium: Wenn ein evangelischer Geistlicher sich die Lehre seiner Kirche nicht anzueignen vermag, und durch Bestreitung ihrer Wahrheit mit ihr in Widerspruch tritt, so wird er dadurch ungeschickt und unfähig zu den Aufgaben und Pflichten seines Amtes." Gut, wenn das volles, klares Recht ist, was wird dann aus den Helden und den Gepriesenen der Evangelischen: Hosemann, Reinkens, Gschwind? Es wird ferner in No. 4 den 12 Berliner Geistlichen gar übel vermerkt, daß sie ein Schriftstück gegen den Oberkirchenrath ausgegeben haben. Es wird scharf getadelt, daß diejenigen, die durch ihr Amt verpflichtet seien, Pietät zu pflegen und Ordnung zu schirmen, ihre vorgesetzte Behörde verunglimpft und sich einer solchen Zuchtlosigkeit schuldig gemacht hätten. Erhebt sich aber ein zuchtloser katholischer Priester oder Laie gegen seine rechtmäßige Behörde, so wird Beifall gerufen! Sp. 176 lesen wir: „es ist befremdlich, daß ein Geistlicher, der schon seit längerer Zeit mit den Ordnungen der Landeskirche innerlich zerfallen war, noch die Kanzel betreten durfte." Ei, wie zartfühlend und gewissenhaft? Warum wird aber dann Bischof Lachat gehöhnt, weil er einen meineidigen Priester fern halten will? und gejubelt, daß er daran mit brutaler Gewalt gehindert wird? (Sp. 345, vergl. Sp. 311.) In dieselbe Kategorie gehört das auf Sp. 88 angestimmte Lamento über eine Entscheidung des österreichischen Cultusministeriums, nach welcher die vom Evangelischen Oberkirchenrath decretirte Ausschließung mehrerer „Presbyter" für rechtsunwirksam erklärt wird. Die Evangelische Kirchenzeitung kann, ohne sich selbst einen Faustschlag zu geben, von ihrem den meineidigen katholischen Priestern gegenüber eingenommenen Standpunkt aus, kein Wort der Mißbilligung oder Klage darüber verlieren! Aber sie liebt es z. B. in No. 19 in einem Aufsatze über Baltzer diese maßlose Inconsequenz zur Schau zu tragen, obgleich sie, um von andern Punkten zu schweigen, anderswo eine Controle und Inquisition über die Lehre eines Geistlichen von Seiten der zuständigen Behörde ganz natürlich und selbstverständlich findet (Sp. 176), ja selbst z. B. in der Affaire Sydow, dem, was man katholischerseits missio canonica nennt, warm das Wort redet (Sp. 38).

Dieses Messen mit verschiedenen Maßen tritt überall zu Tage. Sp. 358, 360 wird viel Wesens und Geschrei erhoben, daß einmal irgendwo einem protestantischen Colporteur einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden — die Vergewaltigung der Katholiken in der Schweiz ist ihr ein „Werk vom Herrn und ein Wunder in ihren Augen" (Sp. 343. Vergl. Sp. 169, 329). Sie nennt die Italiener eine „allzu tolerante Nation", weil sie die Fremden toleriren, die in Adressen an den heiligen Vater dem Victor Emanuel den Spiegel der Wahrheit vorhalten (Sp. 195). Die deutschen Bischöfe und das ihnen anhängende katholische Volk sind ihr nur Papisten, aber keine Jünger Christi mehr, ihnen muß man den Namen Christen bestreiten (Sp. 162), und die Ausführungen und Darlegungen des katholischen Episcopates sind ihr naive „Anmaßungen einer gewaltthätigen Partei" (ebenda).

Die Redner des Centrums haben durch ihre Tüchtigkeit und durch ihren Heldenmuth den edlen Gegnern Bewunderung und Verehrung abgezwungen; unsere Neue Evangelische überschüttet sie dagegen mit Hohn und Spott.

„Wir können in der Entrüstung der drei Centrumsredner nur eine schlecht gespielte Rolle sehen, die diese Partei sofort aufgeben würde, wenn die Veränderung zu ihrem Nutzen wäre" (Sp. 83). „Ingrimm des Centrums — die unartigen Worte der katholischen Granden — die ultramontanen Redner schlagen, je länger, einen

Digitized by Google

desto wilderen Ton an, — ein Nonsens wurde durch einen noch größeren überboten — sie haben vor dem versammelten Hause ihre Galle ausgeschüttet" — das sind die Dinge, die sie über die großartigen Reden des Centrums während der kirchenpolitischen Debatte zu berichten weiß (Sp. 53, 83, 161, 311).

Es wäre nach diesen Andeutungen überflüssig zu bemerken, daß es aus Nah und Fern an tendenziös gefärbten Nachrichten nicht fehlt. Wir können hier die in einem andern Falle gebrauchten Worte des Blattes zum Ausdruck unseres Gedankens anführen: „Das Gewebe von absichtlicher Verschweigung, berechneter Hervorhebung und erdichteter Combinationen zu entwirren, bescheiden wir uns."

Ihrem Arger über das schlechte Gelingen der protestantischen Missionen, über das matte und hinfällige protestantische Kirchenleben macht sie durch bissige Ausfälle, durch Hohn und Entstellung katholischer Zustände Luft (vergl. Sp. 278, 382).

Hiernach brauchen wir uns auch nicht mehr zu wundern, wenn wir sehen, welche politische Urtheile sie ihren Lesern auftischt: Der Ultramontanismus hat Frankreich schon vor dem Kriege ruinirt und derselbe Ultramontanismus hat dann auch den Krieg herbeigeführt. Lobend wird aus Kreißig referirt: Napoleon sei der Verbündete der Glücksritter, der Verschwörer und der Pfaffen gewesen; aus Hillebrand: „Der Clerus hat die kaiserliche Politik (Napoleons) in die Irrwege, worin sie umkam, hineingeführt; schuldig sind beide, die radikale Partei und die Ultramontanen; am meisten die letzteren." Woher kommen die Revolutionen in Frankreich? Unsere Evangelische antwortet: „sie entspringen aus der Auctoritätsrevolution, die kein Recht und Gesetz achtet und diese sprudelt am Fuße des bekannten ewigen Felsens." Ferner weiß sie: „Es ist jetzt eine bekannte Thatsache, daß man auf dem Concil von dem Kriege als einer sicher bevorstehenden Thatsache sprach, als von der hohenzollern'schen Candidatur noch keine Rede war. Den Ausschlag bei dem ganzen Handel gab notorisch die ultramontane Umgebung der Kaiserin" (Sp. 275 u. f.). Die jetzt in Italien herrschende Unsittlichkeit ist natürlich eine Folge des Priesterregiments (Sp. 115), der Katholicismus „war stets der Fluch Ungarns, der Protestantismus stets der Segen dieses Landes" (Sp. 347). Aber geradezu zwerchfellerschütternd wird das Räsonnement der Neuen Evangelischen (Sp. 363) über Österreich:

„Minister Thun gebrauchte seine letzten Ministerjahre zur Pflege des Ultramontanismus. Er sah den römischen Unfug vor Augen. Die Schule regierte der Jesuitengeneral; der Kaiser denkt, Pater Beckx lenkt: sagte man in Wien; dennoch schämte man sich dieser Ketten nicht. In Innsbruck bedurfte es der persönlichen Gegenwart des Kaisers, um die aufgehetzten Kämpfer der Glaubenseinheit nur vom Äußersten zurückzuhalten. Trotz alledem blieb Österreich römisch, unter Thun, wie unter Schmerling, der als seinen Gesandten Feßler in Rom hatte und weniger Bescheid wußte als dieser und unter Belkredi, der sich von den Jesuiten zum Kriege gegen das protestantische Preußen hetzen ließ. Dreimal griff mit verhängnißvoller Hand der Jesuitengeneral in die Geschicke Österreichs ein, als der Krieg sich vorbereitete." Schade nur, daß unterdessen die Enthüllungen Lamarmora's mit verhängnißvoller Hand dieses schöne Phantasiegewebe unbarmherzig zerrissen! Hierauf führt die Evangelische ihren Lesern ein Urtheil Rogge's vor, das zu drollig ist, als daß wir es nicht auch ausschreiben sollten: „Zu klar erkennbar tritt der Finger Roms hervor, als der Knoten geschürzt ward, dann wieder im Augenblick der Krisis, endlich nach der Katastrophe kurz vor dem Friedensschluß. Eine zu dictatorische Rolle spielte während dieser ganzen Schreckenszeit die diplomatische und militärische Jesuitenclique

Digitized by Google

in Österreich, als daß man nicht ahnen sollte, wie die Fäden im Vatikan zurechtgelegt wurden. Wo ein warnender Kassandra-Ruf in Wien ertönte, da war ein Jünger Loyola's zur Stelle, ihn zu ersticken; wo ein Freund das Mene Tekel an die Wand schrieb, da stand ein Sendbote des Pater Beckx, die Schrift auszulöschen." Nach diesem die historische Wissenschaftlichkeit genugsam bekundenden Citat fährt unsere Evangelische Kirchenstimme fort: „Was für 1870 zur Evidenz nachgewiesen ist, das ist schon für 1866 höchst wahrscheinlich (vergleiche Lamarmora!). Wenigstens war es der den Jesuiten affiliirte General Baumgarten, der dem widerwilligen Benedek den Befehl brachte, in jedem Falle zu schlagen, und man weiß ja, wie noch nachher die Confession des armen Generals ausgebeutet wurde, um die Österreicher Glauben zu machen, sie seien nur deßhalb besiegt, weil ein Protestant sie geführt habe." Der Ultramontanismus und Katholicismus hat auch den Wiener Börsenkrach neulich mitverursacht, denn dieser ist, wie überhaupt die heutigen Ergebnisse in Österreich, „das Product der Verbindung zweier Factoren, des modernen österreichischen Katholicismus und des modernen österreichischen Judenthums" (Sp. 386).

Nach all' diesem überrascht auch der Ausruf nicht mehr, der die Hoffnungen und das Vertrauen der Katholiken begründen soll: „aber wie schwach muß eine Sache sein, die sich an einen solchen Strohhalm anklammert, wie die rückkehrende Hegemonie Frankreichs!" (Sp. 426.) Wer könnte wohl den Staar stechen, der die historischen Augen unserer Neuen Evangelischen deckt? Daher wollen wir derselben auch das Lob Wolfgang Menzel's „als eines so kirchlich und historisch gesinnten Mannes" nicht anrechnen, besonders da er seit 1866 „mit jugendlichem Feuer der preußischen Fahne folgte" (Sp. 325). Andere Schnitzer, wie daß „Kopernikus ganz der evangelischen Kirche angehöre (Sp. 97), sowohl seinen persönlichen Gesinnungen wie seinen unsterblichen Geistesschöpfungen nach", daß die „römische Kirche die Sklaverei und den Hexenglauben beschirmte" (Sp. 423) und dergl. lassen wir unberührt; es klingt freilich Mitleid erregend, wenn wir lesen, wie der ganze Jammer der Menschheit unsere Neue Evangelische anpacke und ihr Herz zusammenpresse, weil in Spanien das Volk vor dem durch die Straßen getragenen Sanctissimum niedersinke und den in der Hostie verborgenen Heiland sogar „Seine Majestät" titulire (Sp. 331) — aber wir brauchen doch für unsere Protestantin keine Herzbeklemmung zu befürchten, sie macht ihrem gepreßten Herzen in kräftigen Invectiven gegen die Jesuiten, die Klöster und die Seminarbildung der Geistlichen wieder Luft (Sp. 34, 423, 440). Eine Probe des Recensentenstils möge den Schluß der neu-evangelischen Mustersammlung bilden. Das Buch des Hochwürdigen Bischofs von Paderborn: Die Arbeiten des Vaticanischen Concils muthet den Referenten der Neuen Evangelischen an „wie trockenes Heu, das man zum Füttern in die Raufe wirft" (Sp. 152) — holt sie denn ihre Referenten von der Raufe her?

Ist dieses Blatt mit seinen Tendenzen und Gesinnungen wirklich, wie die „Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland" behauptet, „das Blatt der Berliner Hoftheologie"? [1]

---

[1] Diese Frage unseres werthen Mitarbeiters müssen wir entschieden verneinen. Wir kennen in der ganzen theologischen Publicistik — möge sie was immer für eine Richtung verfolgen — kein Blatt, das in seiner Tendenz und in seiner Schreibweise so gemein und wahrhaft eckelerregend wäre, wie es die Meßner'sche Neue Evangelische ist. Es ist kein bloßer Irrthum des Verstandes, der uns in diesen Spalten entgegentritt, sondern ein satanischer Haß gegen die Wahrheit.

Digitized by Google

III. Alles, was innerhalb des Protestantismus durch den positiven Kern und Inhalt der Bekenntnisse sich eingeengt und genirt findet, treibt in geistiger Richtung dem Protestantenverein zu, wenn auch der äußerliche Anschluß nicht immer sofort erfolgt. Organ dieser Richtung und des Protestantenvereins ist die „Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland." Schon die Namen der Mitarbeiter dieses Blattes bekunden hinlänglich seinen religiösen Standpunkt. Da bereits früher in dieser Zeitschrift über den Protestantenverein und seine religiösen Anschauungen Eingehendes geboten wurde,[1] so können wir uns hier um so kürzer fassen und nur das Charakteristische nach den eigenen Worten der Kirchenzeitung summarisch vorführen.

Der Protestanten-Verein treibt nach der eigenen Versicherung desselben das Werk der Wahrheit, der Freiheit, des Friedens (Sp. 562). Aber was ist zunächst Wahrheit? Natürlich eine geschichtliche, vernunftgemäße Auffassung des Christenthums (Sp. 260), als eines Prozesses der Entwicklung der religiösen Erkenntniß durch die Jahrhunderte hindurch, bei dem sich die Begriffe umformen, ganz neue Denksysteme erzeugt werden, ohne daß dabei das Wesen des Christenthums nothwendig zu Grunde gehen müßte (Sp. 124). Worin aber besteht schließlich das Wesen und der Gehalt des Christenthums?

„Wenn wir Jesum selbst fragen, worin er die ächte Religion setze, also die seinige, so erfahren wir, daß er auf die Liebe Gottes und des Nächsten weist . . . er faßt das Wesen der Religion durch und durch ethisch auf und nicht theogonisch" (Sp. 121). Das Christenthum ist demnach nicht auf die Thatsachen der Menschwerdung, der Auferstehung, der Himmelfahrt gegründet; wäre das der Fall, so stünde es auf schwachen Füßen und verfiele unabwendbar dem Untergange" (ebenda), weil eben diese Thatsachen nie stattgefunden haben, und durch den wissenschaftlichen und kritischen Läuterungsprozeß längst entfernt sind. „Die wissenschaftliche Theologie ist längst über die Bekenntnisse hinaus" (Sp. 137), Sydow hat mit Läugnung der übernatürlichen Geburt Jesu nur „einem Sätzchen des apostolischen Glaubensbekenntnisses die übliche grobsinnliche Bedeutung genommen und ihm dafür eine der Vernunft und dem Evangelium nicht widersprechende gegeben" (Sp. 564). An die reine Menschheit Christi zu glauben, d. h. die Gottheit Christi zu läugnen, ist „biblisches Recht" (S. 296); die Dreiheit der göttlichen Personen existirt für diesen Standpunkt nicht, „der einzigmögliche Sinn des trinitarischen Schemas" ist der „einer dreifachen Ökonomie", d. h. einer dreifachen Offenbarungs- und Handlungsweise der göttlichen Person (Sp. 375); das apostolische Glaubensbekenntniß ist daher unbrauchbar zur Glaubensnorm (Sp. 615); was man bisher als Hauptlehren des Christenthum faßte: Trinität, Gottheit und Wunder Christi, ewige Verdammniß, sind nur „sogenannte" Hauptlehren (Sp. 655), die zu verwerfen jedem Christen frei steht. Die Bibelkritik ist von der fortgeschrittensten Art, so daß der größte Theil der Evangelien und mehrere Paulinische Briefe unächt sind (Sp. 31, 124), daher denn auch die „kirchliche Lehre vom Sündenfalle für Paulus ein fremdartiges Bewußtseinselement" ist (Sp. 33) u. s. f.

Eine in der That grenzenlose Dummheit und Ignoranz führt die Feder der Mitarbeiter an diesem Blatte, oder aber eine tiefe Verkommenheit des Willens. Daher halten wir es, trotz der Protestantischen Kirchenzeitung, für absolut undenkbar, daß die Meßner'sche Neue Evangelische die Berliner Hoftheologie vertrete. So tief ist unser armes Preußen noch nicht gesunken! Die Redaction.

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1872. II. S. 291—314.

Digitized by Google

Man sieht, die Verwirrung und das Protestiren gegen die Lehre haben hier riesige Ausdehnung angenommen. Und welche Abneigung herrscht gegen jedes Glaubensbekenntniß? Earl Russell hätte, hören wir, der Menschheit einen nie zu überschätzenden Dienst erzeigt, wenn sein Buch dazu beitrüge, sie zu überzeugen, „daß die Glaubensbekenntnisse, welche Verdammniß, eine giftige Saat, um sich her schleudern, zum Theil der sprachliche Ausdruck jener bösen Leidenschaften waren, welche im Kerker und Schaffot, in Foltern und Scheiterhaufen ihren thätigen Ausdruck fanden — jener schwarzen, teufelischen Leidenschaften, welche zu gleicher Zeit Feudalherren und despotische Könige, verfolgungssüchtige Priester und Verdammungssätze schufen" (Sp. 455). Man hofft auf die Zeit, da jeder positive Glaube wird ausgerottet sein.

„Die Wurzel der Verfolgung ist der Glaube, daß eine Meinung die Menschen entweder selig machen oder verdammen kann. Ja, diese bittere und giftige Wurzel wird nach und nach aus dem Garten der Menschheit getilgt werden; die Zeit naht — wenn auch anscheinend langsam — daß die letzte Faser davon auf den Schutthaufen der Geschichte geworfen, daliegen wird, um am Lichte der Sonne zu verdorren und zu vergehen. Daß wir trotz alles Widerstrebens der Dunkelmänner einer solchen Zeit entgegengehen, wer kann daran zweifeln? Was kann es dem albernen Hunde helfen, zu bellen, wenn der Bahnzug auf sicherem Geleise dahereilt, oder in die Radspeichen der Lokomotive zu beißen? Es bringt dem Hunde den Tod und der Zug geht weiter — seiner Bestimmung entgegen. Und all' das Gewinsel und das Gebell der widerköpfigen Köter, wie sie auch heißen und wer sie auch seien, kann dem Zug der Entwickelung nicht Einhalt thun" (Sp. 456).

Ist wirklich mit dem Inhalt des Christenthums bei den Protestanten so gründlich aufgeräumt? Nach den Versicherungen unseres Blattes schiene es fast so. „Die große, einsichtsvolle Menge der evangelischen Bevölkerung steht als zustimmende und streitbare Phalanx hinter ihr" (einer liberal gesinnten Synode), und ein Artikelschreiber über das protestantische Landvolk Mitteldeutschlands behauptet, daß die große Masse des Volkes an die Gottheit Christi nicht glaube und mit der Trinitätsformel auch nichts zu machen wisse.[1] Das wäre ja in der That ein glückliches Ackerfeld für den Protestantenverein.

Von diesem religiösen oder besser geradezu religionslosen Standpunkte aus wird gegen jedes einschränkende und Irrthümer verpönende Kirchenregiment entschieden protestirt. Den beiden anderen Evangelischen Kirchenzeitungen gegenüber, die wir im Vorgehenden besprochen, ist diese protestantische in manchen Punkten consequenter, auch in historischen Urtheilen hie und da unbefangener. So kann sie das Mangelhafte und Widersprechende der von Landgrafen und Kurfürsten eingeführten Lehr- und Kirchenordnungen frei hervorheben; es gereicht ihr zur Genugthuung, auf die vielen und wesentlichen Überzeugungsänderungen hinzuweisen, die Luther selbst durchgemacht (vergl. Sp. 409 u. f. 220). Und wenn die andern die Entsetzung und Entfernung irrgläubiger Prediger fordern, dagegen die Entfernung irrgläubiger Geistlichen aus der katholischen Kirche durch die Bischöfe als hierarchische Anmaßung und Gewaltmaßregel zu brandmarken nicht müde werden, so hat die Protestantische insofern Logik und Folgerichtigkeit auf ihrer Seite, daß sie die Ausschließung der Irrlehrer auf beiden Seiten gleich entschieden verwirft. Sie will von dem unfehlbaren Lehramte der katholischen Kirche nichts wissen, verschmäht aber auch sowohl die „unwandelbaren symbolischen Grundgedanken" und den Wortlaut irgend eines reformatorischen Bekenntnisses, als die end-

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873. V. S. 403.

giltige Entscheidung eines Consistoriums, der Unterwerfung und Gehorsam gezollt, also folgerichtig in Glaubenssachen Unfehlbarkeit zuerkannt werden müßte (vgl. die zahlreichen Artikel in der Angelegenheit Sydow). Sie ist eine Feindin jedes Orthodoxenthums und ist gegen selbes Geifer und Galle.

Die Orthodoxen unter der protestantischen Predigerschaft sind ihr „pfäffische, particularistische Kreise" (Sp. 35), „die orthodoxen Todtengräber der evangelischen Kirche, die Unfehlbaren" (Sp. 133), „Zeloten", die ein Urtheil aus „Parteifanatismus" fällen (Sp. 186). „Unsere deutsche, besonders unsere märkisch-pommer'sche-sächsische Orthodoxie ist zurückgeblieben und heruntergekommen an religiöser, moralischer und intellectueller Durchbildung; sie ist auf den Standpunkt des vorchristlichen, exclusiven Judenthums zurückgefallen, dessen Gesetzgerechtigkeit die Samariter abweist (Sp. 244); ihr „wüstes, intolerantes freiheitsfeindliches Gebahren" (Sp. 261); hierarchischer Verführer (Sp. 614); unnützer Ballast der evangelischen Kirche (ebenda); sie sind „Feinde der Freiheit, des Lichtes, der Toleranz" (Sp. 262).

Wenn so die Orthodoxen unter den Protestanten titulirt werden, wie mag's dann erst den Katholiken ergehen? Pöbelhaftigkeit des Ausdruckes gilt unserer protestantischen Kirchenzeitung als ein Zeichen der ultramontanen Wahlverwandtschaft (Sp. 601). Ist das ein Kriterium des Ultramontanismus, dann ist sie selbst tief in den Ultramontanismus hineingefahren.

Oder berechtigen zu diesem Schlusse nicht Ausdrücke wie: Papstgott — der geistige Despot — ihm Nachgeben heißt sich die Natter am Busen erwärmen — Päpstler — römische Pfaffenwirthschaft — vaticanische Gräuel, vaticanische Lästerung (Sp. 198, 299, 453, 466, 497) und Vergleiche wie folgende: Die römische Hierarchie ist ein wüthender Stier, der sich auf das vorgehaltene rothe Tuch stürzt (Sp. 423) — der Papst — eine näher und näher schleichende Spinne (Sp. 450) — ein Bischof wird in eckelhafter Weise mit dem Fuchs in der Fabel zusammengestellt (Sp. 666), ein anderer titulirt: der „geriebene, der europäische Commis-Voyageur des Papstthums, der Intriguant, ein fabelhaftes Lügnertalent" u. dgl. (Sp. 206, 450, 666).

In welchem Lichte in einem solch' frivolen Blatte die katholische Lehre dargestellt wird, erschließe man aus Äußerungen, wie: Marienanbetung. — „Der Katholicismus hat immer zu Intoleranz und zum Glaubensfanatismus gedrängt und heute, wie vor Zeiten, huldigt er den Principien, welche die Bartholomäusnacht, die Dragonaden und die Revocation des Ediktes von Nantes herbeigeführt haben," die katholischen Ceremonien sind „Paraphernalien des rothen Weibes von Rom" und indirekt heißt die katholische Kirche geradezu die schlechteste aller Sekten und Denominationen (Sp. 104, 107, 300, 344). Findet daher die Protestantische Kirchenzeitung irgendwo bei den Confessionalisten eine in etwa billige Anerkennung der katholischen Kirche, ein Lob des Muthes, da ruft sie emphatisch aus: „Da wird entschieden Apostasie geplant!" (Sp. 285.) Hingegen ist auch sie voll des Lobes für die abgefallenen Katholiken und Jansenisten.

Mit warmer Theilnahme wird über den schismatischen Erzbischof Loos, „den gewissenhaften Mann, den treuen Arbeiter mit seinen heroischen Anstrengungen, den guten Hirten" berichtet (Sp. 578). Ein herrliches Lob erhält der Protestkatholik Dr. Kunzinger: „Ein treuer Sohn seiner Kirche und ein Mann des Rechtes und des Fortschrittes, vor Allem aus aber grundgut, rein und edel" (Sp. 668), „der Domherr, Freiherr v. Richthofen, ein kirchlicher Würdenträger, hat die Bürde eines Bekenners übernommen ... als leidendes Opfer der Förster'schen Jurisdiction" (Sp. 466). Man vergleiche noch das über Loyson, „den reinen und edlen Mann", Gesagte (Sp. 489) und Ähnliches mehr.

Digitized by Google

Welch' zarte Liebeserklärung wird dem Protestkatholicismus bei seiner arrangirten „Bischofswahl" entgegengebracht? „Es ist keine Redensart: Auge und Herz des deutschen Protestantismus wird am 4. Juni nach Köln gerichtet sein, erwartungsvoll, fürbittend, segenwünschend?" (Sp. 491.) Man denke nur das fürbittende Auge und Herz des Protestantenvereins; das ist zu rührend! Noch eine Frage an die Protestantische Kirchenzeitung: Wenn der Katholicismus wirklich das ist, als was er bei ihr geschildert wird, woher denn die liebevolle und besorgte Theilnahme, diese Segenswünsche für das Gedeihen und die Vermehrung der Altkatholiken, die — man bemerke wohl — die „treugebliebenen Katholiken" sind? (Sp. 529.)

Bei dieser Stellung des Blattes zu der katholischen und evangelischen Kirche ist es klar, daß die kirchlichen Gesetze Preußens mit heller Freude begrüßt werden. „Sämmtliche Gesetzvorlagen bezwecken ganz allein die Rechte des Staates und seiner Bürger gegenüber allen Religionsgesellschaften, insbesondere der evangelischen und katholischen zu schützen" (Sp. 115), ja die Gesetze sind sogar heilsam für die Kirche, wenigstens die evangelische; „mit ihnen ist der Anfang und die Einleitung zu der unaufschiebbaren inneren Reform gemacht. Eine glückliche Nothwendigkeit, daß alle zur Nothwehr gegen den Romanismus ersonnenen Maßregeln schon der Parität wegen und aus politischer Klugheit auf die Evangelischen zugleich angewendet werden mußten!" (Sp. 429.) Wie bei dieser Anschauung über die bezüglichen Kammerverhandlungen berichtet und geurtheilt wird, bedarf keiner Erklärung mehr. Die Schule ist unserem Blatte eine ausschließliche Domäne des Staates, so daß es ein „verhängnißvoller Mißgriff", eine „Unfolgerichtigkeit ist, die hoffentlich wird beseitigt werden", wenn die Kirche auch nur den Religionsunterricht überwacht, oder kirchliche Behörden da etwas hineinreden wollen (Sp. 361, 444). Die Civilehe ist „ein längst empfundenes und von allen Einsichtsvollen längst anerkanntes Bedürfniß" (Sp. 389). Insoweit ist also die protestantische Kirchenzeitung auf Seite des modernen Staates und befürwortet eifrigst dessen Ansprüche, in die Rechte der Kirche rücksichtslos einzugreifen. Doch die tiefe Andacht gegen den Staat hindert sie nicht, gelegentlich, wenn der Staat Miene machte, gegen ihre Herzenswünsche vorzugehen, auch recht unartig und widerspänstig zu werden. „Wir sind gewiß, daß, wenn wirklich ein solches Decret ausgegeben werden sollte, wenn die Regierung die Gewissensfreiheit innerhalb der reformirten Kirche antasten sollte, so würde die große Majorität der Laien in dieser Kirche sich erheben und protestiren wie ein Mann..... man soll der Regierung zu verstehen geben, daß die Protestanten nicht gewillt sind, sich vor einem von der Regierung decretirten, reformirten Syllabus zu beugen" (Sp. 608). Nicht wahr, Protestantische, die Katholiken müssen sich beugen? Sie nennt es eine „sinnlose Vergewaltigung", wenn es sich in Bayern zufällig trifft, daß die für die Fronleichnamsprozession befohlene Parade der ganzen Truppe auch ein paar protestantische zwingt, in Paradeuniform zu erscheinen; sie jammert da über „Gewissensbedrückung" (Sp. 578, 604); werden in Österreich auch zufällig einmal politisch-liberale Vereine und die bekannten sauberen Lehrer-Vereine auf Befehl des Unterrichtsministeriums aufgelöst, so wird über „die klerikale Strömung des Unterrichtsministeriums" geklagt (Sp. 673). Was sagt aber unsere Protestantische dazu, wenn das „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" die Ordensleute verjagt, Schulbrüdern und Schulschwestern, die die besten amtlichen Zeugnisse aufweisen können, ohne alle Rücksicht den Stuhl vor die Thüre setzt? — Ja, Bauer, das ist was anders! Die eifrige Predigerin der Freiheit und Toleranz jubelt, daß den Geistlichen in Posen sogar die Ertheilung eines Privat-Religionsunterrichtes in der Kirche verboten wurde und empfiehlt die Gesetzesverächter zu verhaften — natürlich im Namen der Gewissensfreiheit (Sp. 597), sie nickt den Bestrebungen, den Confessionalis-

Digitized by Google

mus aus den höheren Schulen zu verdrängen, Beifall zu (Sp. 603) — Freiheit, die ich meine — u. s. f.

Die katholischen Wallfahrten und Heiligenverehrung sind ihr ein Dorn im Auge, auch die Lutherische und Neu-Evangelische sind eben nicht gut darauf zu sprechen. Sonderbar, und eben diese Blätter huldigen auch einem Heiligencult! Oder ist es im Princip etwas anderes, wenn z. B. die Evangelisch-Lutherische erwähnt, daß „der erste Gedächtnißtag Löhe's, wie sich gebührt, auch feierlich begangen worden sei" und wenn sie sich von einer solchen Feier die „festeste Verknüpfung der Bande wahrer Geistesgemeinschaft und geistigen Zusammenwirkens" verspricht? (Sp. 47.) Oder wozu dienen sonst die zahlreichen, in diesen Blättern zerstreuten Lebensberichte über „erweckte" und „heimgegangene" Pastoren u. a.? Wird ferner nicht als Zweck und Nutzen kirchlicher Versammlungen eben die gegenseitige Stärkung durch Gebet und Zeugniß angegeben (Sp. 175) und liest man nicht ebendaselbst: „es ist doch ein köstliches Ding, Gemeinschaft der Gläubigen zu haben, und wir wollen sie in dieser auflösenden Zeit nur um so treuer hinfort pflegen!" Ein sehr belehrendes Beispiel einer protestantischen Wallfahrt aber bietet uns die Protestantische Kirchenzeitung in Nro. 26 (Sp. 576). Es handelt sich um die 50jährige Doktorfeier des Geh. Kirchenraths und Professors Dr. Karl Hase. Wie und von wem wurde gewallfahrtet?

Die theologische Fakultät von Leipzig und Marburg, die Korporationen und zahlreichen Vereine der Jenaer Studentenschaft, die Gemeindebehörden, der Kirchenvorstand, die Geistlichkeit, die Schulen und die Diöcese Jena, das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Weimar, das von Meiningen, das Kirchenregiment von Koburg-Gotha, das Landesconsistorium von Siebenbürgen, die Landesgeistlichkeit von Weimar, Baden und der Stadt Braunschweig, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Herzog Bernhard von Meiningen und Herzog Georg von Meiningen — alle diese sandten Deputirte und Adressen und diese Deputirten pilgerten alle nach Jena zur großen Feier; noch weiter: die Gesammtuniversität von Jena, die theologischen Fakultäten der Universitäten ließen durch Deputirte, d. i. durch andächtige Hasepilger Votivtafeln überreichen, der übrigen zahlreichen Adressen, Ehrendiplome, literarischen Geschenke, Festschriften und des gestifteten Hase'schen Stipendiums nicht zu gedenken. Ist das nicht eine Wallfahrt in optima forma?

Welche Parteifärbung die Protestantische Kirchenzeitung ihren sonstigen politischen und kirchlichen Nachrichten zu geben weiß, können unsere Leser aus dem Gesagten leicht erschließen, ohne daß wir durch Anführung von Beispielen langweilen.

Die Conclusio practica aus dieser Besprechung einiger hervorragenden Organe der drei Hauptrichtungen des deutschen Protestantismus dürfte wohl dahin lauten, daß im gegenwärtigen Geisteskampfe ein Bündniß der deutschen Katholiken mit den Protestanten — wenn wir von einigen sehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen absehen — weder möglich, noch wünschenswerth ist; nicht möglich wegen des im ganzen deutschen Protestantismus herrschenden „Hasses gegen Rom", nicht wünschenswerth wegen der ebenfalls im ganzen deutschen Protestantismus herrschenden Principienlosigkeit und Inconsequenz. Protestantismus und Conservatismus sind absolute Gegensätze, Protestantismus und Liberalismus engverbundene Brüder.

Joseph Knabenbauer S. J.

Digitized by Google

Miscellen.

Katholisches Vereinsleben in Belgien. Wie überall, so hat auch in Belgien der Terrorismus der Liberalen dazu gedient, die Katholiken aus dem Schlafe zu rütteln; es war aber auch die höchste Zeit. Belgien zeigt so recht, was aus einem Lande wird, wenn die Katholiken gutmüthig zusehen, wie die Liberalen oder, genauer ausgedrückt, die Freimaurer unter dem Hoch-Leben-Lassen der Freiheit sie mit ihren schwarzen Fäden umspinnen. Gegenwärtig noch befindet sich sowohl in fast allen Städten, als in den größern Ortschaften der municipale Einfluß in den Händen der „Liberalen", während die Katholiken nur zu oft voll von Rücksichten sind bis zur Ängstlichkeit; und noch jetzt ist die Zahl jener Katholiken nicht unbedeutend, die es der Loge nachbeten, die Religion gehöre in die Sacristei, aber nicht in's Leben. Die Freisinnigkeit der Verfassung und auch wohl die Sucht, es den Franzosen in bösen Dingen nachzumachen, hat diese Entwicklung der Verhältnisse begünstigt. Seit mehreren Jahren hat aber auch schon die Besserung angefangen und jetzt wächst der Eifer der Katholiken von Tag zu Tag. In der letzten Novembernummer der Économie chrétienne, des Organs der katholischen Volksvereine Belgiens, finden wir das Protokoll der elften Sitzung des Bundes der katholischen Arbeitervereine (gehalten zu Cortryk am 19. Oktober). Dasselbe gewährt keinen statistischen Überblick über diesen Zweig der katholischen Vereinsthätigkeit, wohl aber einen erfreulichen Einblick in das rege Leben, welches sich unter den belgischen Katholiken entfaltet. Zu Cortryk z. B. existiren fünfzehn verschiedene Volksvereine (die Congregationen und Vincenzvereine natürlich nicht mitgerechnet), darunter die katholischen Fortbildungsschulen. Hier sowohl, wie in den meisten Städten Belgiens nimmt der Xaverius-Männer-Verein eine hervorragende Stelle ein unter den Volksvereinen. Zweck desselben ist, sich in der Ausübung der religiösen Pflichten gegenseitig zu stützen und zu ermuthigen, in Krankheitsfällen und andern Widerwärtigkeiten Hilfe zu leisten, den Mitgliedern eine anständige Erholung zu gewähren. In letzterer Zeit wurden wiederholt großartige Wallfahrten von diesem Verein veranlaßt. So fanden sich am 14. September achtzehntausend Xaverianer zu Mecheln zusammen, um von der allerseligsten Jungfrau Hilfe in den Drangsalen der Kirche zu erflehen.

Dank der hochherzigen Freigebigkeit der belgischen Katholiken besitzt die Xaverius-Gesellschaft in vielen Städten sehr bedeutende Vereinslocale, in Mons z. B. ein großartiges Gebäude mit Garten, Hofraum, bedeckten Gallerien und

Digitized by

großen Gesellschaftssälen. Aehnlich in Roulers; hier wie auch in andern Städten hat der Verein jüngst einen „Berchmanns-Verein" für die jugendlichen Fabrikarbeiter in's Dasein gerufen; derselbe zählt in genannter Stadt schon vierhundert Knaben und Jünglinge; durch die Beihilfe dieses Vereins wurde es ebenfalls einem seeleneifrigen Priester ermöglicht, für den christlichen Jungfrauen-Verein ein sehr geräumiges Local zu beschaffen. Von diesem Jungfrauen-Verein zur hl. Germana wird berichtet, daß derselbe in mehreren Fabriken einen vollständigen Umschwung zum Bessern bewirkt hat; nicht nur ist das gemeinschaftliche Beten des Rosenkranzes an die Stelle leichtsinniger Reden getreten: es ist auch schon vorgekommen, daß die Fabrikmädchen insgesammt dem Fabrikanten mit Arbeitseinstellung gedroht haben, wofern er nicht im Interesse des geistlichen Wohles diese oder jene Maßregel treffen wolle. Ähnliches wird von vielen andern Städten berichtet. Besonders verdient es lobend hervorgehoben zu werden, daß überall für die Rettung der Jugend die größten Opfer gebracht, die umfassendsten Anordnungen getroffen werden. Viel, sehr viel bleibt freilich in dem „katholischen" Belgien noch zu thun, da der Liberalismus hier fast alle Stände angefressen hat. Aber wo sich der katholische Geist so gewaltig regt, wie es jetzt bei den Belgiern der Fall ist, da kann man mit den schönsten Hoffnungen in die Zukunft sehen.

Literarisches. Daß Gott dem Herrn als dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge die absolute Herrschaft über alles Geschaffene und folglich von allen vernünftigen Creaturen ein vollkommener Gehorsam gebühre, ist eine dem gesunden Menschenverstande so naheliegende und so einleuchtende Wahrheit, daß ihre Leugnung unmöglich erscheint. Dennoch aber müssen wir, zur Beschämung der modernen Welt, gestehen, daß diese Wahrheit heutzutage nicht nur von Vielen theoretisch, sondern von einer noch weit größeren Zahl praktisch geläugnet, ja geradezu bekämpft wird. Es ist das die traurigste Folge der sogenannten Reformation. Indem die sogenannten Reformatoren im 16. Jahrhundert die Auctorität der Kirche theoretisch und praktisch verwarfen und den Subjectivismus als das höchste und entscheidende Princip in der Religion proclamirten, machten sie den ersten Angriff auf die Oberherrschaft Gottes über den Menschen und legitimirten gewissermaßen jede folgende Auflehnung. Quod licuit Luthero, licet Lutheranis. Durften die sogenannten Reformatoren gegen die von Gott in der Kirche eingesetzte Auctorität protestiren, so dürfen ihre Nachtreter mit gleichem Recht gegen jede noch übrig gelassene Auctorität Protest erheben, zur vollständigen theoretischen und praktischen Läugnung der göttlichen Oberherrschaft fortschreiten und sich ganz von derselben emancipiren. Das ist denn auch redlich geschehen, und so sehen wir denn, wie gegenwärtig die Versagung des Gehorsams gegen Gott und die Setzung der selbsteigenen menschlichen Auctorität an die Stelle der Herrschaft Gottes in weitesten Kreisen um sich gegriffen hat, so daß der Abfall von Gott und die Auflehnung gegen Gott als die Signatur und der Charakter der modernen Welt erscheint. Der hochwürdigste Erzbischof von Westminster hat bereits im Jahre 1871 in vier Vorträgen über die vier Hauptübel unserer

Digitized by Google

Zeit (The four great evils of the day. London 1871) diese Anklage gegen die moderne Welt erhoben und ihre tiefere Begründung in sechs weiteren Vorträgen über die vierfache Oberherrschaft Gottes (The fourfold Sovereignty of God. London 1871) mit gewohnter Meisterschaft geliefert. Da die Auflehnung gegen Gott gerade jetzt in Deutschland ihre Triumphe feiert, war es wohl an der Zeit, diese herrlichen Vorträge dem deutschen Lesepublicum zugänglich zu machen. Unter dem vielleicht nicht ganz entsprechenden Titel: „Kirche, Staat, Gesellschaft im Lichte des Christenthums. Vorträge über die vierfache Herrschaft Gottes und die vierfache Auflehnung gegen die Herrschaft Gottes. Von Heinrich Edward Manning, Erzbischof von Westminster." (Köln, Bachem 1873) sind sie jüngst in einer gelungenen Übersetzung erschienen und wir wollen nicht verfehlen, unsere Leser auf diese durchaus zeitgemäße Schrift aufmerksam zu machen.

P. Hausherr S. J. hat vor mehreren Jahren eine Biographie des seligen Alphons Rodriguez, eines Laienbruders aus der Gesellschaft Jesu, herausgegeben[1], um dem Handwerker- und Arbeiterstande ein Muster vorzustellen, nach welchem sie auch bei ihren gewöhnlichen, täglichen Beschäftigungen sich zu einem hohen Grade der Vollkommenheit emporarbeiten können. Denselben Zweck verfolgt der nämliche Verfasser in seinem soeben erschienenen Werkchen: „Die geheiligte Handarbeit. — Lebensbilder aus dem Stande der Laienbrüder der Gesellschaft Jesu. Dargestellt von M. Hausherr S. J." (Mainz, Kirchheim 1873.) Seine Bilder hat P. Hausherr ziemlich gleichmäßig aus den drei Jahrhunderten, während welcher die Gesellschaft Jesu bestand, und aus verschiedenen Ländern gewählt; nur Deutschland finden wir übergangen. Den für dieses Übergehen geltend gemachten Grund, daß das Bändchen sonst zu stark geworden wäre, können wir nur dann anerkennen, wenn der Verfasser sich entschließt, ein zweites Bändchen mit Lebensbildern deutscher Arbeiter folgen zu lassen; es dürfte sich dabei empfehlen, sich nicht auf die Laienbrüder der Orden zu beschränken, da die Mittel, welche diesen zu einem christlichen und vollkommenen Leben zu Gebote stehen, von gewöhnlichen Handwerkern und Arbeitern nicht immer angewendet werden können.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch aufmerksam machen auf das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes, P. Joseph Maria Pignatelli aus der Gesellschaft Jesu von P. Gabriel Bouffier S. J., von welchem die Junfermann'sche Buchhandlung (Paderborn 1873) eine Übersetzung hat erscheinen lassen. Da P. Pignatelli zur Zeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu lebte und bei ihrer Wiederherstellung sofort wieder in dieselbe eintrat, findet der Leser hier zugleich eine interessante Skizze der Geschichte dieser Periode. Die „Ehrlichkeit", „gute Absicht", „Menschenfreundlichkeit" ꝛc. der liberalen spanischen Staatsmänner wird treffend gezeichnet.

---

[1] Leben des sel. Alphons Rodriguez. Von M. Hausherr S. J. Paderborn, Junfermann 1868.

Digitized by Google

Curiosa. Der „berühmte“ und besuchteste amerikanische Prediger Ward Beecher, welcher seine Zuhörer über die Kunst des Haarfärbens und ähnliche christliche Wahrheiten zu belehren pflegt, hielt nach dem letzten Brande in Boston eine Predigt mit folgendem Gedankengange. Anstatt zu fragen, ob Gott beabsichtigt habe, Boston zu strafen, solle man lieber in die Zukunft blicken und sehen, welche Lehren aus dem Brandunglück zu ziehen seien. Und nun entwickelte der geistreiche Mann in drei Punkten diese Lehren: 1. Theil, man solle weniger feuergefährlich bauen; 2. Theil, man solle mit dem Lichte vorsichtig umgehen; 3. Theil, man solle bessere Löschanstalten treffen.

In dem von Dr. Specht herausgegebenen freireligiösen Kalender sind als freireligiöse Heilige angeführt: Zoroaster, Buddha, Confucius, Muhammed, Karl Vogt, Robespierre, Danton, Voltaire. Auch Christus findet sich darin, aber mit einem Fragezeichen. Dasselbe soll wohl bedeuten, wie denn dieser in eine solche Gesellschaft komme. Nach diesem Kalender bestehen in Deutschland 153 freireligiöse Gemeinden mit 31 Sprechern; wie viele Hörer vorhanden, wird nicht bemerkt; ebenso wenig, ob die neuprotestantischen Gemeinden des Dr. Reinkens eingerechnet sind.

Es ist bekannt, daß es ehemals eine gnostische Sekte gab, welche der Schlange göttliche Verehrung bewies und daher den Namen Ophiten erhielt. Weniger bekannt dürfte es sein, daß sich auch im Protestantenverein moderne Ophiten befinden. Dr. Manchot, ein protestantenvereinlicher Prediger in Bremen, schreibt im Deutschen Protestantenblatt: „Die Schlange war nach unserer Überzeugung nichts weniger als teuflisch. Sie war göttlich gut, sie brachte den Menschen zum Bewußtsein seiner Kraft, seiner Bestimmung, sie hielt ihm das göttliche Ebenbild vor als das Muster, dem er ähnlich werden sollte. Die Schlange ist hier unvergleichlich göttlicher als Gott Jehovah.“

Die Unitarier, eine protestantische Sekte in Amerika, haben vor Kurzem einen Missionsverein gegründet und einen Missionar nach Ostindien abgesendet. Statt die Heiden zu bekehren, ist dieser selbst zum Heidenthum überund in die Bramo-Somadsch-Sekte eingetreten. So meldet die Evangelische Kirchenchronik 1873, S. 129.

Judaica. Das Ausland schreibt: „Nicht ohne ungeheuchelte Bewunderung kann man zu der socialen Höhe emporblicken, welche die jüdische Rasse in der überraschend kurzen Spanne Zeit von etwa 25 Jahren erklommen hat. Ja noch mehr, sie hat theilweise sogar schon unserer Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Das Judenthum hat seine eigene Art zu denken, seine eigene Art zu fühlen. Der Jude bemächtigt sich der Elemente des Wissens und der Bildung durchschnittlich in einem sehr viel größeren Maß als die den christlichen Confessionen angehörenden Arier. Alle Lehrer stimmen darin überein, daß ein Judenknabe im Alter von 12 Jahren mehr gelernt hat, mehr weiß, als ein anderer von 16 bis 17 Jahren. Allein dann bleibt er auch meistens stehen. Sein practischer Sinn läßt ihn so rasch als möglich so viel erfassen, als er zum practischen Leben benöthigt; gepaart mit seinem scharfen Verstande ist diese Wissens-

Digitized by

summe groß genug, um manchen weitaus gelehrteren Kopf zu überflügeln. — Unter den Schattenseiten des jüdischen Wesens sind hervorzuheben: ein oft bis in's Lächerliche getriebenes Bewußtsein der eigenen Vorzüge und ein grenzenloser Egoismus, der sich alles andere als nebensächlich unterzuordnen bestrebt ist. Dank diesem Egoismus sind dem Juden Selbstaufopferung, Hingebung, Vaterlandsliebe fremde Begriffe. Überall fühlt sich der Jude als Kosmopolit, der er auch wirklich ist. Der Jude ist ein Fremdling in Europa, vaterlandslos und daher überall bemüht, sich in der Fremde so wohnlich als möglich einzurichten. Die gesammte Tendenz des jüdischen Strebens läßt sich in dem einen Worte „Ausbeutung" zusammenfassen. Die Juden sind tonangebend geworden, sie haben es verstanden, in ihren Händen die größten Reichthümer zu concentriren, sie haben den alten historischen Adel auf seinen verfallenen Schlössern gestürzt und an deren Stelle den Actienpalast gebaut, eine neue Geldaristokratie geschaffen, die alle Nachtheile der alten ohne einen einzigen ihrer Vorzüge besitzt. An die Stelle des alten, heute vielbespöttelten „Noblesse oblige" haben die semitischen Ritter und Barone das „Geschäft" gesetzt, das Geschäft in seiner weitesten, bisweilen schmutzigsten Ausdehnung. Der Begriff dessen, was besonders bei den germanischen und romanischen Völkern als edel und ehrenhaft gegolten, ist als überwundener Standpunkt, in Wahrheit aber, weil für sie völlig unverständlich, in die Rumpelkammer geworfen. Das Gemeine, Niedrige schwimmt oben auf. Der Geist der Zeit hat durch sie eine erstaunliche Umwandlung erfahren, ein Jagen nach jähem Erwerb, richtiger Gewinn, bemächtigt sich der Menge, die oft unerfahren theures Lehrgeld zahlt und doch stets wieder in dieselbe Falle stürzt, die Unsolidität in Industrie und Handel nimmt überhand, das Börsenfieber, also das Spiel, ist zum normalen Zustand der civilisirten Gesellschaft geworden; die ruhige, ernste Arbeit ist in Mißcredit gerathen, überall ein Jagen, Drängen und Überstürzen, was über kurz oder lang zu einer wirthschaftlichen Katastrophe führen muß. — Die Macht des gedruckten Wortes auf den großen Haufen kennend und wohl berechnend, waren die Juden bemüht, vor allem die zu erhöhter Wichtigkeit anschwellende Tagespresse in ihre Hände zu bekommen. An vielen Orten ist ihnen dieß auch vollständig gelungen; dort ist Journalist und Jude gleichbedeutend. Mit seichtem Halbwissen, das schlimmer ist denn gänzliche Unwissenheit, dasselbe aber im Gewande einer geschickten, bestechenden Darstellung verhüllend, treten sie auf als Lehrmeister des Volkes, jedwedem Einfluß zugänglich, sobald er in klingender Münze sich ausdrückt, und bilden mit ihren prunkenden Leitartikeln, mit ihren nach Scandel haschenden Feuilletons, ihren bezahlten volkswirthschaftlichen Notizen, marktschreierischen Inseraten und pikanten Tages- und Localneuigkeiten einen Herd der Corruption, wie er nie verheerender gedacht werden kann. Wem diese Schilderung der in den Händen des Semitenthums befindlichen Presse zu drastisch erscheinen sollte, der nehme sich die Mühe, an Ort und Stelle hinter die Coulissen zu blicken und den Dingen auf den Grund zu gehen."

Digitized by

Die Atomisirung der Gesellschaft durch den Liberalismus.

Wie der menschliche Körper nicht ein loses Conglomerat, sondern ein organisches Gebilde ist, dessen Theile zur innigsten Gemeinschaft mit einander verbunden und von der Einen Seele belebt werden, so stellt auch die gesammte Menschheit Eine große Lebensgemeinschaft oder Eine Gesellschaft dar, deren einzelne Abstufungen zu einer großen Familie verbunden sind. Der gemeinsame Hausvater derselben ist der allmächtige Weltmonarch [1], ihr Grundgesetz ist der Decalog, ihr geistiges Band die vom Gottessohne gestiftete Weltkirche, ihre Familienverwandtschaft beruht auf der Abstammung von dem Einen Elternpaar und bethätigt sich in der natürlichen Nächstenliebe (benevolentia naturali), welche jedem Menschenherzen eingegraben ist und uns anweist, dem Nebenmenschen dasjenige nicht anzuthun, was auch uns selbst unangenehm wäre, ja im vorkommenden Falle ihm jene Dienste zu erweisen, welche wir selbst in ähnlicher Lage wünschten.

Das Leben der Menschheit ist im Großen und Kleinen corporativ. Je weiter der Gesellschaftskreis ist, desto lockerer ist das Band, je enger der Kreis, desto inniger die organische Verbindung, bis endlich die einzelne Familie uns jene engste und innigste Lebensgemeinschaft vor Augen führt, durch welche die Gatten unter sich, die Eltern und die Kinder, die Brüder und die Schwestern verkettet sind. Soviel aber steht fest, daß das Gesellschaftsleben organisch oder corporativ von Natur aus angelegt ist, und daß von dieser richtigen Erkenntniß die Lösung der socialen Frage abhängt. Die Lohnfrage ist nur eine höchst nebensächliche Erscheinung derselben und hat weitaus nicht jene Wichtigkeit, wie ihr im gewöhnlichen Leben vom Eigennutze hüben und drüben und

[1] So sagt der hl. Augustinus (Serm. 15. in Ev. Matth.): „Omnes mendici Dei sumus, ante januam magni patrisfamilias stamus."

Digitized by Google

von agitatorischer Leidenschaft zugeschrieben wird. Die Grundfrage ist: bildet die menschliche Gesellschaft im Großen wie im Kleinen einen Organismus, oder ein Nebeneinander von Individuen?

Das vom christlich-germanischen Geiste getragene Mittelalter zeigt uns ein Staatswesen voll lebendiger Organismen. Die Bürger des Staates gliedern sich je nach den Ständen, und jeder dieser letzteren zerfällt wieder in eine Reihe von engeren Organismen in hierarchischem Gefüge. Das Gewerbe organisirt sich in Zünften, das Staatsgebiet in geschichtlichen Provinzen; die Gemeinden, besonders die städtischen, genießen einer starken Autonomie. Trotz aller Unvollkommenheiten im Einzelnen ist doch die mittelalterliche Gesellschaftsordnung im Großen und Ganzen richtig und natürlich. Sie erhielt sich ungeachtet der Unzierden, welche ihr besonders der monarchische Absolutismus des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig angeklext hatte, bis zur großen Revolution, welche im Namen der Freiheit und Gleichheit alle Organismen und Corporationen der Gesellschaft zerschlug, die sociale Ordnung nivellirte, nur noch einen einzigen Stand, den sogenannten dritten, kannte und ertrug, in den Bürgern nur noch Individuen erblickte und eine einzige Beziehung, die des Individuums zum Staate und umgekehrt, zuließ: „Es gibt keine Corporationen im Staate mehr," rief 1789 der Deputirte Chapelier, „es gibt nur noch Einen Gegensatz, das Sonderinteresse eines jeden einzelnen Individuums und das Gemein- (Staats-) Interesse."

Der Liberalismus nun, welcher seine gesammte Weisheit aus dem Jahre 1789 bezog, hat sich auch den genannten Grundsatz über die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft zu eigen gemacht; man spricht deßhalb von der Atomisirung der Gesellschaft durch den Liberalismus, und schreibt ihr mit Recht unseren socialen Nothstand in der Gegenwart zu. Wohl wissen wir, daß ein ebenso großer Theil der Schuld auf die Atheisirung der Massen fällt, aber diese selbst wieder ist ja die Frucht des liberalen Krieges gegen die religiöse Organisation, die Kirche, fällt also unter den Hauptgesichtspunkt der nämlichen Atomisirung, durch welche unser sociales Elend letzten Ortes geboren und erwachsen ist.

Wir besprechen im Folgenden die liberale Zerbröckelung der Gesellschaft 1. im Staatsleben, 2. im Gewerbeleben, 3. im Familienleben.

Digitized by Google

I.

Die Zerbröckelung im Staatsleben zeigt sich vor Allem in den internationalen Beziehungen. Früher fühlten sich alle christlichen Reiche als Eine große Staatenfamilie, deren gemeinsames Recht der Decalog als kürzester Ausdruck des Naturrechtes war. Geeinigt durch denselben christlichen Glauben, unter Einem sichtbaren Oberhaupte, eingegliedert in die Eine Weltkirche, bedroht von dem Islam, dem gemeinsamen Erbfeinde des christlichen Namens, sollten sie unter einander in inniger Freundschaft und Eintracht leben, weßhalb die Christenheit zum gemeinsamen Gott flehte, daß er „den christlichen Königen und Fürsten Frieden und wahre Eintracht," daß er „dem christlichen Gesammtvolke Frieden und Einigkeit verleihen wolle." Sogar die unglückselige Spaltung des sechzehnten Jahrhunderts vermochte dieses christliche internationale Band nur zu lockern, aber nicht zu lösen. Dagegen hat der Liberalismus seinen Staat ganz auf sich selbst gestellt und absolut nach außen abgeschlossen, er hat das internationale Familienband zerrissen und das Völkerrecht begraben. Seine Allianzen mit fremden Mächten sind nur für bestimmte und nicht immer die besten Zwecke; seine diplomatische Convenienz ist ein nichtssagender Ersatz des Völkerrechts und wird vor dem erbärmlichsten Schlagworte einer Partei hinfällig; seine internationale Charitas zieht sich hinter das kalte Nicht-Interventionsprincip zurück und gibt dem letzten waffenfähigen Mann einen Hinterlader in die Hand, weil jener Staat, welcher das größte und beste Heer aufweist, auch am meisten Recht hat. Wohl kamen auch vor den liberalen Tagen Kriege und recht wüste Kriege vor, jedoch sie waren nur die unvermeidliche Folge menschlicher Bethörung und Leidenschaft; aber das internationale Faustrecht ist die Frucht der Zerbröckelung der Staatenfamilie durch den Liberalismus. Unsere moderne Vaterlandsliebe entartet immer mehr zu Haß und Verachtung gegen andere Völker und Staaten, zu jenem Indianerpatriotismus, welchem Ausländer und Feind gleichbedeutende Begriffe sind. Einer der achtungswerthesten Socialschriftsteller der Gegenwart, der Franzose M. F. Le Play (**Organisation du travail, 3. éd. p. 460**), schildert unsere heutige internationale Zerrissenheit mit den Worten: „Leider organisiren die großen europäischen Nationen ihre Armeen nicht bloß mehr zur Vertheidigung der Grenzen gegen den Einfall von Nachbarvölkern. Frischweg, und ohne daß sich die öffentliche Meinung entrüstet zeigt, verletzt man die

Digitized by

Grundbegriffe der Gerechtigkeit in den gegenseitigen Beziehungen der Staaten. An Stelle der ewigen Principien setzt man in den Herzen einige vage Regeln, welche je nach den augenblicklichen Leidenschaften wechseln. Die vier Gebote Gottes, welche den Todtschlag, das falsche Zeugniß, die Begierde und das Greifen nach frembem Gute verbieten, ersetzt man durch vorgebliche Aphorismen, die man je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse aus der Geographie, Ethnographie, Philologie oder irgend einer anderen Wissenschaft, welche nichts mit der Moral zu schaffen hat, entlehnt. In dieser Geistesstimmung übertritt man schamlos das Völkerrecht, d. h. jene Gewohnheiten, wornach gesittete Völker in besseren Zeiten den Decalog auf ihre internationalen Verhältnisse anwendeten. Insbesondere setzt man sich weg über jene Förmlichkeiten, welche in wohlgeordneten Staaten der Kriegserklärung vorhergingen und den Soldaten vor Gewissensskrupeln in Betreff des fünften Gebotes Gottes sicher stellten."

Ähnlich ist die Zersetzung, welche der Liberalismus innerhalb des Staates selbst anrichtet. Von Haus aus Feind des Geschichtlichen, jeder Föderation und freien Körperschaft, legt er seine doktrinäre Schablone dem Volke auf, und zerknetet es darnach, bis es endlich sich anpaßt. Er haßt die geschichtlichen Provinzen und zerschneidet, mit dem Zirkel in der Hand, die Karte des Landes in so viele Regierungsbezirke, als ihm gut scheint, als ob er es mit einem Kuchen, und nicht mit freien Wesen und mit geschichtlichen Stämmen zu thun habe. Kaum hatte er in Frankreich das Heft in die Hand bekommen, so zerfielen die in der Geschichte und Stammeseigenthümlichkeit wurzelnden zweiunddreißig Provinzen in dreiundachtzig Departements, welche wohl oder übel zu Ehren der heiligen Freiheit und Gleichheit nivellirt und durch die kostspieligste Centralisation um ihr Self-government gebracht wurden. Nahezu dasselbe Denkmal geistiger Unfähigkeit hinterließ der Doktrinarismus in Spanien, errichtet er eben jetzt in Cis- und Transleithanien, d. h. in dem ehemals so lebensvollen Staaten- und Völkerbunde unter der Krone der Habsburger. In diesem Geiste zerwürfelte der erste Napoleon die Länder und Völker, als ob sie Erbsen wären; und wenn der Nationalliberalismus noch lang in Deutschland am Ruder bleibt, so wird er seine alte Kopflosigkeit im Zerschneiden der Stämme und Provinzen auch hier ins Werk setzen. Um seine alten Kreise ist ja Deutschland schon beim ersten Triumphe der modernen Weisheit gekommen. Diese Collectiv-Atomisirung, man verzeihe uns den Ausdruck, ist

Digitized by

ein soziales und politisches Unglück. Sie reißt die einzelnen Stämme von ihrer Geschichte und ihren Stammesgenossen los, was eine ähnliche Wirkung hervorbringt, wie die Verpflanzung eines erwachsenen Baumes in ein fremdes Erdreich. Sie vernichtet die gesellschaftliche Wohlfahrt, da uns eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß jene Staaten, wo die provinziellen Eigenthümlichkeiten gewahrt blieben, wie z. B. England, die Urkantone, Canada, die baskischen Provinzen, die glücklichsten sind[1]. Mit der geographischen Decomposition geht die moralische leider Hand in Hand; tausend wohlbegründete Landesrechte, die alten provinziellen Sitten und Gewohnheiten, die zugleich ein gewichtiger Faktor der Sittlichkeit sind, die besonderen Landesbedürfnisse müssen schweigen und weichen. Man regiert die Steppen der Gascogne wie die fruchtbaren Ebenen von Elsaß, die Weinberge Burgunds wie die Olivenwälder von Marseille, den Tiroler wie den Mähren, den Polen wie den Deutschen, den Pommer wie den Rheinländer. Solch etwas aber weckt überall Unbehaglichkeit, Unzufriedenheit, Zersetzung; man gewöhnt sich an das Brechen mit Geschichte und Recht, wodurch das Volk eigentlich radikalisirt wird. Während z. B. der Engländer mit aller Liebe an seinem Old-England und seinen counties hängt und so die guten mittelalterlichen Einrichtungen nebst der Freiheit bis in die Gegenwart herübergerettet hat, spöttelt man in Frankreich über die vieille France, hat aber auch Ruhe, Wohlfahrt und Freiheit verloren. Denn dahin muß ein Volk kommen, welches den beständigen Wechsel der Zustände nach doctrinären Theorien mitansehen und durchleben muß. Was ist ja dieß Anderes, als die Einimpfung des zersetzenden Revolutionsgiftes in Blut und Eingeweide einer Nation?

Das nämliche ätzende Scheidewasser gießt der liberale Wahnsinn über die Gesellschaftsklassen im Staate: die alten Stände werden aufgelöst und müssen in einen vagen Bourgeoisieteig zergehen. Als die drei Hauptstände galten früher der Klerus, Adel, Bürger- (d. h. Handwerker- und Bauern-) Stand. So war es auch in Frankreich. Als

[1] Wir können uns hier der Kürze halber nicht auf den näheren Nachweis einlassen, verweisen daher auf das oben genannte Werk Le Play's, besonders S. 63 bis 123; 469 ff. Höchst interessant ist die Schilderung der Staatseinrichtungen von Canada (Dominion of Canada) in § 70, wo der augenscheinliche Beweis vorliegt, daß höchste politische und religiöse Freiheit gerade mit diesem althistorischen Föderativ- und Provinzialsystem verbunden ist, während wir das Gegentheil davon in der liberalen Länderzerschneidung und Nivellirung wahrnehmen.

Digitized by Google

nun der König Ludwig XVI. in den Bedrängnissen des Winters 1788 bis 89 und bei der Gährung in den Gemüthern auf den Vorschlag des radikalen Necker einging und zu den 300 Vertretern des Klerus und ebensovielen des Adels die doppelte Zahl, nämlich 600, aus dem dritten Stande wählen ließ, verlangten die Letzteren alsbald, daß Adel und Klerus mit ihnen zu gemeinsamen Sitzungen zusammentreten müsse; und als sie Widerstand fanden, erklärten sie unter Mirabeau's Anführung in der stürmischen Nachtsitzung vom 17. Juni den dritten Stand für die einzige gesetzmäßige Versammlung und legten sich den Namen „Nationalversammlung" bei[1]. Damit war die Atomisirung der natürlichen Gesellschaftsklassen ausgesprochen, und mit schauerlichen Blutgesetzen sollte sie durchgeführt werden. Ganz dasselbe that und thut die liberale Partei allenthalben. Sie fußt noch ganz auf den socialen und politischen Anschauungen der großen Revolution, gehorcht noch ebendenselben stillen Treibern, die sich hinter den Coulissen halten, und ist nur etwas bedächtiger und zahmer in der Auswahl der Mittel geworden. Aber welche Thorheit ist es, den Unterschied der Stände in der menschlichen Gesellschaft zu läugnen! Es gibt keine Gleichheit nach dem Traumbilde der Doctrinären, kein Einerlei in socialer Beziehung. So wenig in der ganzen Natur auch nur zwei vollständig gleiche Baumblätter existiren, so wenig sind die Menschen sich gleich. Wissenschaft, Tugend, Fleiß und Sparsamkeit, gesellschaftliche Stellung der einzelnen Familien in früheren und jetzigen Zeiten, der Lebensberuf, kurz, das größere oder geringere Maß von körperlichen, geistigen und gesellschaftlichen Vorzügen bringt mit sich auch eine gewisse Ungleichheit der Staatsbürger und erzeugt den Unterschied der Stände und die hierarchische Abstufung innerhalb derselben. Die wahre Gleichheit besteht nur darin, daß *jedes* Interesse im Staate seine berechtigte Vertretung, Pflege und Schutz finde; daß jedes Vergehen, gleichviel von welchem Gerichtshofe, gebührend zurechtgewiesen werde und daß die öffentlichen Lasten nach den Anforderungen der gerechten Vertheilung (justitia distributiva) auf den Bürgern ruhen.

[1] Vorbereitet war die Zersetzung der Stände zu einer einzigen Bourgeoisie vom Abbé Sièyes, Generalvicar von Chartres, durch seine zündende Schrift: „Qu'est-ce que le tiers état?" Am berüchtigten 17. Juni schlossen sich alsbald neun Pfarrer, unter ihnen der Jansenist Gregoire, später weitere 148 Geistliche unter der Führung Talleyrands an. Auch vom Adel fiel ein großer Theil zur Nationalversammlung ab. Die Geister waren durch die blendenden neuen Gedanken berückt, weil man die schlimmen Folgen noch nicht berechnen konnte und wollte.

Digitized by Google

Die Uniformität aber besteht weder von Natur aus, noch kann sie künstlich gemacht werden; ja der Liberalismus selbst will schließlich am allerwenigsten von irgend einer Gleichheit wissen, sondern strebt nach dem ausschließlichen Übergewichte seiner sogenannten „herrschenden Klasse", d. h. des Bank- und Industrieadels, seiner Tendenzprofessoren und Parteisprecher. Er atomisirt die natürlichen Stände, das eigentliche Knochengerüste der Gesellschaft, löst sie zu Einer Gallerte auf, allerdings mit dem Hintergedanken, die Seinigen später über das Niveau zu erhöhen, und handelt durch diese Zersetzung antisocial.

Instinktmäßig fällt er zuerst über die Hauptstütze der geselligen Ordnung, über die Geistlichkeit, her. Ihr Ansehen muß vernichtet, ihr Einfluß gebrochen werden, sei es durch thörichte Sacristeigesetze nach dem Vorbilde Josephs II. von Oesterreich, sei es durch einen französischen Constitutionseid oder durch Niedertretung ihrer ganzen Verfassung und durch Ignorirung ihrer Existenz, wie es den liberalen Parteien der Gegenwart beliebt. Diese Mattsetzung und legale Tödtung des wichtigsten Standes ist ein sociales Unglück, welches zum Abgrunde führt. Wenn die Völker nicht in der Heilighaltung des Decalogs und der christlichen Lebensgewohnheiten bewahrt, wenn die gefallenen Völker nicht ebendahin zurückgeführt werden, so haben wir den socialen Ruin, welchen keine Armee und keine Gesetzgebung aufhalten kann. Ein heidnisches Volk kann, soweit es natürliche Tugenden hat, sich Jahrhunderte lang ein Staatswesen erhalten; aber ein heidnisch werdendes Christenvolk geräth in jenen wirbelnden Sturm der Zersetzung, des ewigen Wechsels und der Revolution durch gährende Leidenschaften, aus welchem es sich entweder zum alten Gott und den früheren Altären wieder aufraffen muß oder im anderen Falle dem fremden Sclavenjoche verfällt. Darum ist der sociale Einfluß der Geistlichkeit von unabsehbarer Tragweite; damit sie diesen aber ausüben könne, muß sie selbst organisirt, hierarchisch gegliedert, von thörichten Fesseln frei, einflußreich und angesehen sein. In unsäglicher Verblendung löst die liberale Partei diesen nützlichsten Stand durch Bekriegung der hierarchischen Ordnung in macht- und charakterlose Individuen auf und knetet ihn unterschiedslos in ihren flachen Bourgeoisieteig[1]. Wenn ihr das Werk nicht nach Wunsch gelungen, so hat nur die

[1] J. E. Jörg, Gesch. der social-politischen Parteien, S. 84, sagt: „Die Diener der Kirche werden von der Bourgeoisie in ihren Dienst gerufen ... Unterwirft sich

Lebenszähigkeit der Kirche das Verdienst davon. Dagegen ist ihr der andere Theil der Zersetzung des geistlichen Standes, die Säcularisation des Kirchenguts, desto besser geglückt. Wir sprechen hier nicht von dem sacrilegischen und widerrechtlichen Charakter dieser Gewaltthat, sondern von seinen socialen Folgen. Dem Klerus hat man dadurch die Unterlage seiner gesellschaftlichen Stellung und die Grundbedingung seiner berechtigten Unabhängigkeit genommen, ihn also nach Kräften aufgelöst, wie etwa ein Volk, welchem man seine liegenden Gründe raubt. Die altgeschichtlichen Heimstätten der Kultur, die Abteien und Klöster, die zugleich Mittelpunkte des reichgegliederten Volkslebens waren, kamen unter den Hammer; Hunderttausende von stabilen Familien, die unter dem Krummstabe glücklich und sittlich gelebt hatten, wurden losgerissen und in die Fluthungen des Proletariats hineingezogen. In freimaurerischem Christushaß und in jüdischer Habsucht wurden die herrlich verwalteten Güter der sogenannten todten Hand, wodurch gerade die Vertheilung des Nationalreichthums gefördert, und die ungesunde Anhäufung des Goldes in den Händen Weniger verhindert wurde, liquid gemacht zu Gunsten des Kapitalismus und des Geldschwindels, also wieder ein ungeheurer socialer Schnitzer begangen, und die Zersetzung der Gesellschaft weit über die klerikalen Kreise hinausgetragen.

Nicht besser erging es dem zweiten Stande, dem Adel, welcher nächst dem Klerus den liberalen Parteien in die Seele hinein verhaßt ist, obgleich er in gesellschaftlicher Beziehung von höchstem Werthe und insbesondere für Monarchieen als Mittelstufe geradezu unersetzlich ist. Der geschichtliche Adel mit seiner schönen Vergangenheit, mit seiner herrlichen patriarchalischen Stellung unter dem Landvolke, mit seinen Standesbegriffen von Ehre, von ritterlicher Aufopferung und Treue gegen Gott und König und Vaterland, macht auch heute noch gerechten Anspruch auf unsere Hochachtung. Und gerade wir deutsche Katholiken haben seit etlichen Jahren unserem katholischen Adel viel zu verdanken. Aber was hat dieser wichtige Faktor seit der liberalen Schwindelzeit nicht Alles durchmachen müssen! Guillotine und Verbannung, Einziehung der Güter und allgemeine Verfolgung in Frankreich. Abschaffung der Adelstitel

---

nun ein Kleriker dieser Anforderung, so wird er als nothwendiges Übel vorderhand noch pardonnirt: thut er es nicht, so wird er als verabscheuungswürdiges Pfaffenthum gleichfalls vom allgemeinen Staatsbürgerthum ausgeschieden zu gelegentlicher Vernichtung."

Digitized by Google

und Standesrechte, d. h. Atomisirung des ganzen Standes und Auflösung desselben in die einzigberechtigte Bourgeoisie war im Jahr 1848 und eben wieder bei der liberalen Orgie in Spanien vom Juni 1873 auf der Tagesordnung. So oft die modernen Ideen die Oberhand gewannen, wurde von ihren Trägern die Zersetzung des Adels durch Aufhebung der Majorate, durch Wegnahme von Rechten, durch Liberalisirung der Herrenhäuser vermittelst außerordentlicher Pairsschübe, oder durch das Einkammersystem, durch offenen Haß gegen den Adelsnamen weitergefördert. Daneben kann selbstverständlich dieser edle Stand die sittliche Zersetzung durch Einsickern der liberalen Gedanken in einzelne Familien oder Familienglieder nicht hermetisch von sich abschließen. Wir mußten auch in neuerer Zeit mitansehen, wie der Eine und der Andere in der Gesetzgebung mit dem Fortschritte heulte, bei Wahlmanövern sich advokatenhaft benahm, an der Börse sich bei Geldunternehmungen betheiligte, bei welchen der ritterliche Sinn aufhört. Über diese Assimilirungstyrannei des Liberalismus schreibt J. E. Jörg (Geschichte der social-politischen Parteien, S. 84 f.) die klassischen Worte: „Von ihrer Geburt an strebt die Bourgeoisie überall, wo sie entsteht, gleich einer Saugpumpe Alles in sich aufzufassen, was irgendwie der Assimilirung fähig ist. Nicht nur den Mittelstand hat sie, sein Herzblut in sich aufsaugend, bis zum Schatten entleert. Auch die Aristokratie wird mehr und mehr in einen Bourgeoisie-Adel aufzulösen gesucht. Zum großen Theile ist dieß schon gelungen, was widerstrebt, das wird als verabscheuungswürdiges „„Junkerthum““ zur Vernichtung ausgeschieden. Die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ist gleichfalls zu ihrer leibeigenen Dienerin herabgesunken; ein Professor, der nicht sklavisch die Ideen der Bourgeoisie reproducirt, gehört heutzutage zu den seltenen Ausnahmen, und jedenfalls besitzt ein solcher in den Augen der herrschenden Klasse eben keine freie Wissenschaft; und er steht nicht auf der Höhe der Zeit.“

Somit lautet das letzte Wort des atomisirenden Liberalismus auch gegenüber dem zweiten Stande: „Es gibt keinen Adel im Staate mehr; es gibt nur noch Einen Gegensatz, das Sonderinteresse eines jeden einzelnen Individuums und das Staatsinteresse.“

Aber mit der Zerschlagung dieses ganzen Standes in Scherben vollzieht sich wiederum ein beklagenswerther socialer Fehler. Herausgerissen aus seinem corporativen Verbande ist nicht nur der Einzelne dem Verderbnisse der Bourgeoisie ausgesetzt, sondern mit ihm fallen, wie wir

Digitized by

oben in Betreff des Klerus bemerkt haben, zugleich viele Tausende von Familien, welche in und bei den Edelhöfen auf dem flachen Lande als Bedienstete, Pächter und Lehenbauern ein stabiles Leben führten, nun aber nurmehr den Flugsand des Proletariats vermehren helfen. Ein sprechendes Beispiel haben wir an der Stadt Venedig, der ehemals so stolzen Braut des Meeres. Im 15. Jahrhundert zählte man daselbst über 2500 Nobili [1]. Rechnet man nun auf jeden Nobile fünf bedienstete Familien, und das ist nicht zu hoch gegriffen, da Jeder z. B. mindestens zwei, meist verheirathete Gondolieri hatte, so ergibt sich eine Zahl von 12,500 wohlversorgten Familien oder, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, von 62,500 Individuen, welche sicher keine Proletarier waren. Was ist nun aus ihnen geworden, seitdem die Nobili durch Entdeckung des Seewegs nach Indien verarmten und verschwanden? Aber dasselbe, was in der Lagunenstadt durch unabwendbare physische Ursachen eintrat, ist anderwärts durch die legale Atomisirung des Adelsstandes in viel höherem Maße eingetreten. Die ehemals auf dem flachen Lande durch den Adel fixirte und wohlhäbige Bevölkerung ist mit ihm zerflossen, um die Schaaren des unstäten Arbeiterthums zu vermehren und zur Übervölkerung unserer krankhaft geschwollenen Großstädte beizutragen. Ferner hatte das hörige Landvolk am Adel seinen natürlichen Beschützer [2] und sehr häufig ein Vorbild christlichen Lebens; in die Individualisirung des liberalen Staates hineingezogen, hat es an Unabhängigkeit und Rechtsschutz verloren. Die Lehenhöfe waren unentfremdbar und untheilbar, also ein fester Halt solider Stammfamilien, wie wir sie in Oberschwaben und Westfalen theilweise noch blühen sehen; mit ihrer sogenannten Befreiung sind sie zerrissen und der Attraction des Kapitalismus anheim-

---

[1] Amelot de la Houssaie, histoire de Venise (Paris 1677) pag. 48. Vgl. Daru, hist. de Venise (Brux. 1838), tome II., pag. 275.

[2] Die aus Parteirücksichten übertriebenen Fabeln vom Mißbrauche der grundherrlichen Gewalt entkräften unseren Satz nicht. Welche menschliche Einrichtung ist frei von Schattenseiten? — Als Joinville vom hl. Ludwig von Frankreich zum zweiten Kreuzzuge eingeladen wurde, antwortete er: „Ich bin im Dienste Gottes und des Königs schon einmal über See gewesen; als ich aber zurückkehrte, hatten die Beamten der beiden Könige von Navarra und Frankreich meine Grundholden über die Maßen drangsalirt; und ich sagte ihnen, wenn ich Gott zu Gefallen handeln wolle, so würde ich künftig hier bleiben, um meinem Volke zu helfen und es zu vertheidigen." (Joinville, hist. de Saint Louis pag. 144.) Das Verhältniß des Herrn zum Grundholden sprach sich schön im Grundsatze des deutschen Mittelalters aus: „Der Herr für den Mann, der Mann für den Herrn!"

Digitized by Google

gegeben worden; ein Umstand, welcher unser sociales Elend wesentlich verschärfte [1].

Ganz dieselbe Atomisirung wurde auch beim dritten Stande angewendet, wie wir im nächsten Abschnitte sehen werden.

So ist denn das feste Gefüge aus kleineren und größeren Quadern, woraus die Gesellschaft früher bestanden und gegen die vielen Stürme Jahrhunderte lang Kraft bezogen hatte, in einen großen Sandhaufen aufgelöst, in welchem jeder Bürger ein Korn darstellt und vom Reife des allmächtigen Staates stramm umspannt wird. Natürlich mußten alle Sonderrechte und Privilegien als Unfug beseitigt werden, und das vollendetste Nivellement eintreten. Waren denn aber diese Privilegien alle vom Übel? Ist es z. B. ein so großes Unglück um die Gemeindefreiheit der gewerblichen Städte? Genießt nicht die Groß-Industrie unserer Tage viel größere Vorrechte? Wäre nicht ein Ausnahmsgericht für den Adel auch heute noch eine gesellschaftliche Wohlthat, wodurch

---

[1] Interessant ist, was der gar nicht ultramontane Le Play (Organ. de travail pag. 84 suiv.) über die „sociale Wohlfahrt" des Mittelalters sagt: „Dieselbe war besonders durch das Christenthum geschaffen ... Überhaupt wurde die feudale Gesellschaft durch den edlen Wettstreit der Regular- und Weltgeistlichkeit aufgeklärt, durch die Rivalität der Moslemin und der abendländischen Christen angestachelt, durch Ackerbau und in den Stadtgemeinden durch Gewerbsfleiß bereichert, durch die Suprematie der Edelhöfe auf dem flachen Lande physisch und moralisch gestärkt: und so schuf sie eine solidere und freiere Constitution, als je in der Vergangenheit. Die feudalen Einrichtungen erlangten in Frankreich unter der Regierung des hl. Ludwig den höchsten Grad der Vollendung; sie herrschten auch mit analogen Merkmalen bei allen abendländischen Völkern. Sie entwickelten sich in England zur constitutionellen Monarchie, d. h. zu jener Regierungsform, welche gegenwärtig den großen Nationen als Vorbild dient. Dagegen schritten die Franzosen immer mehr zur absoluten Monarchie. Die angeblichen Fortschritte, die nach den banalen Declamationen der Geschichtschreiber von den Valois, Ludwig XIV. und der großen Revolution datiren sollen, haben in der That nur dahin geführt, für alle Stufen des socialen Lebens die Machtbefugnisse der Regierenden und die Abhängigkeit der Regierten zu vermehren." — Während unsere oberflächlichen Parteien noch immer den hier gezeichneten Kohl zu Markte bringen, anerkennt die Socialdemocratie mit mehr Ehrlichkeit den ungeheuren Vorzug der mittelalterlichen socialen Ordnung vor der gegenwärtigen. Wir erinnern uns lebhaft einer Proclamation der Internationale in Belgien vom Jahre 1871, wo unter Anderem die herrliche Fürsorge des Mittelalters für Alle gerühmt und diese Zeit dargestellt war als eine solche, „wo Alles an seiner Stelle und geordnet war." Ähnliche Stimmen verlauteten auch im „Volksstaat" und „Neuen Socialdemocrat", während die Liberalen Feudalismus ebenso wie Ultramontanismus als Scheltwort gebrauchen.

Digitized by Google

der einzelne Edle nicht etwa milder, sondern bei gewissen nun straflosen Geldmanipulationen und Ausbeutungen des Mitbürgers viel härter mitgenommen würde? Ebenso steht es mit dem privilegium fori der Geistlichkeit, wodurch einerseits Ärgerniß des Volkes im Interesse der Gesellschaft ferngehalten, anderseits der Klerus desto wirksamer zur Pflichterfüllung angetrieben und im Übertretungsfalle härter bestraft wurde, ja selbst bei Dingen, welchen das Civilgesetz nicht beikommen kann.

Durch die Individualisirung der Gesellschaft hat folgerichtig auch die Vertretung der Stände aufgehört. Nicht mehr die Interessen, sondern eine bestimmte Anzahl von Einzelwesen werden repräsentirt durch ein Individuum, das in vielen Fällen alles vertritt, nur nicht die Anschauungen seiner Wähler, ja häufig, wie z. B. durchgehends in Italien, nur einer thatsächlichen Minderheit die Wahl in die Kammern verdankt. So kommt es, daß manche Gesetze im Widerspruche gegen die eigentliche Volksmeinung durchgehen und als Tyrannenjoch des liberalen Absolutismus den braven Bürgern auf den Nacken gedrückt werden. Wurde doch die mit großer Mehrheit zu Bern angenommene schweizerische Verfassungsrevision von einer noch größeren Mehrheit des Volks im Jahr 1871 verworfen; von näherliegenden Beispielen schweigen wir, ebenso von den Parteimitteln, um Candidaten künstlich durchzubringen, welche den Egoismus der augenblicklich gebietenden Minister, nicht die Wünsche des Volkes vertreten. In Frankreich riskirte unter Louis Philipp und Bonaparte ein Präfekt sein Amt, wenn im Departement ein Oppositionsmann durchging.

Mit frevelnder Hand hat die liberale Weisheit den alten Gesellschaftsbau zerschlagen und die Völker in jeder Beziehung zerbröckelt. So ist unsere sociale Frage geschaffen worden. Nachdem die Dämme eingerissen waren, flutheten die Gewässer der Tiefe herein und drohen Alles mit Schlamm und Geröll zu überdecken, was eine bessere und gesundere Zeit gepflanzt hatte.

Noch unheilvoller wirkte die Atomisirung des Gewerbestandes und in ihrem Gefolge die Zersetzung des Mittelstandes.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Digitized by Google

Die Sündfluthſage der alten Chaldäer.

Im vorigen Jahre haben wir einige Mittheilungen gemacht über die Reſultate, welche die Durchforſchung der aſſyriſch-babyloniſchen Alterthümer für die hiſtoriſche Wahrheit der heiligen Schrift ergeben hat[1]. Wir konnten aber damals nur eben hinweiſen auf eine Entdeckung, welche ein junger engliſcher Aſſyriolog, George Smith, gegen Ende des Jahres 1872 gemacht, indem er in den Keilſchrifttexten des Britiſh Muſeum einen Bericht über die Sündfluthſage, wie ſich dieſelbe bei den Chaldäern geſtaltet hatte, auffand[2]. Dieſe Entdeckung ſcheint uns indeſſen ſo wichtig, daß wir ausführlicher auf dieſelbe zurückkommen zu müſſen glauben.

Wir haben früher erzählt, daß Layard im Jahre 1852 das Glück hatte, in dem Ruinenhügel von Kojundſchik die Bibliothek Aſſurbanipals aufzufinden und ſo eine große Anzahl der wichtigſten Keilſchrifttexte für das britiſche Nationalmuſeum zu gewinnen. Leider war ein großer Theil der dieſe Bibliothek bildenden Ziegel zerbrochen und die Ungeſchicklichkeit der Arbeiter hatte die Tauſende von Fragmenten in Unordnung und Verwirrung gebracht[3]. Dem Fleiße und Eifer der Aſſyriologen iſt es aber gelungen, eine theilweiſe Ordnung in dieſes Chaos zu bringen. Eine große Anzahl zuſammengehöriger, größerer und kleinerer Stücke wurde aufgefunden und zuſammengeſtellt. Zu dieſen gehört auch eine Anzahl Tafeln mythologiſchen Inhaltes, die eine intereſſante Folge uralter chaldäiſcher Sagen enthalten. Mit ebenſo großem Geſchicke als Fleiße hat namentlich Herr Smith mehrere Tauſend kleine Fragmente des verſchiedenſten Inhaltes durchforſcht, um dieſe Tafeln zu vervollſtändigen; ſeine Ausdauer wurde mit Erfolg gekrönt. Zwar gelang es nicht, die vollſtändige Reihenfolge herzuſtellen, aber den für uns wichtigſten Bericht über die Sündfluth fand er in drei gleichlautenden Abſchriften, deren Fragmente ſich gegenſeitig controlliren und ergänzen.

---

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1873. IV. S. 57—69 und S. 142—159.

[2] Die erſte Mittheilung von ſeinem Funde machte Herr Smith in einem am 3. December 1872 vor der Biblical Archeological Society gehaltenen Vortrag, den er ſpäter unter dem Titel: Chaldean account of the deluge (London 1873) veröffentlichte.

[3] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1873. IV. S. 61.

Digitized by

Die Legendenfolge war urſprünglich auf zwölf Tafeln niedergeſchrieben, von denen die fünf erſten ganz verloren ſcheinen. Der Sündfluthbericht befindet ſich auf der eilften. Sie ſind ſelbſt nur eine um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts v. Chr. auf Befehl des Königs Aſſurbanipal angefertigte und in ſeine Bibliothek niedergelegte Abſchrift einer älteren der Stadt Erech angehörenden Urkunde. Wann letztere abgefaßt worden, läßt ſich nicht beſtimmen, doch hebt Smith verſchiedene Merkmale eines hohen Alters hervor. In dieſer Beziehung entſcheidend iſt jedenfalls der Umſtand, daß die Abſchreiber Aſſurbanipal's die alterthümlichen Schriftzeichen des zu copirenden Textes nicht mehr gekannt zu haben ſcheinen und darum einige dieſer Zeichen unverändert wiedergaben. Auch ſpricht für ein hohes Alter des Grundtextes der beſtändige Gebrauch des Nominativs des perſönlichen Fürworts beim Zeitworte, während dasſelbe in allen ſpäteren Urkunden durch die Verbalform ſelbſt ausgedrückt wird. Auf keinen Fall, ſchließt Herr Smith, darf die erſte Abfaſſung ſpäter angeſetzt werden, als auf das ſiebenzehnte Jahrhundert v. Chr.; vielleicht aber fällt dieſelbe noch viel früher.

Somit hätten wir es mit einem Documente zu thun, das älter wäre als ſelbſt Moſes und die Abfaſſung der Geneſis. Hiermit iſt jedoch ſelbſtverſtändlich nicht geſagt, daß es darum auch älter ſei, als der in der Geneſis enthaltene Sündfluthbericht. Mag Moſes ältere ſchriftliche Berichte ſeinem Buche einverleibt oder nur aus der mündlichen Tradition geſchöpft haben, immerhin haben wir im Berichte der Geneſis jene urſprüngliche, unverfälſcht vererbte Tradition vor uns, deren ſpätere, vielfach entſtellte Copien die babyloniſche und andere Sagen ſind. Lange vor Israels Erwählung waren göttliche Offenbarungen und Verheißungen der Menſchheit zu Theil geworden, waren göttliche Thaten unter den Menſchen gewirkt worden. Sie bildeten den Schatz der Uroffenbarung, jene Quelle übernatürlichen Lichtes, beſtimmt der ganzen großen Familie der Kinder Adams auf ihrer Erdenpilgerſchaft voranzuleuchten zum Allen verheißenen Weibesſamen und durch ihn zu Gott. Ehe der Herr mit Abraham ſeinen Bund ſchloß, hatte er mit Adam, Seth, Noe ſeinen Bund geſchloſſen: dieſer wurde durch jenen ebenſo wenig aufgehoben, als durch die Abraham gewordene Verheißung der allen Völkern verheißene Segen oder durch die Prärogative des Hauſes David Israels Erwählung zurückgenommen wurde. Die Völker hatten die Pflicht, die Uroffenbarung ungetrübt ihren Nachkommen zu vermitteln, ſie hatten, ſo ſie guten Willens waren, ein Anrecht auf die hiezu nothwendigen Gnaden.

Digitized by Google

Sie haben diesen ihren Beruf nicht verstanden und so sind sie aus Kindern Gottes Heiden geworden. Doch war der Übergang kein plötzlicher, unvermittelter: erst gingen sie des traditionellen Verständnisses der Offenbarungslehre verlustig, dann vermaßen sie sich durch eigene Deuteleien, durch Beimischung fremder, unheiliger Elemente, dasselbe zu ersetzen. Unsere chaldäische Urkunde stammt aus der frühesten Entwickelungsphase des Heidenthums; wir werden sie unter einem doppelten Gesichtspunkte zu würdigen haben: einmal finden wir in ihr die sicherste, weil unbewußte, Bestätigung der biblischen Angaben über die Sündfluth, dann werden wir durch sie mit der frühesten Trübung der Uroffenbarung, mit den ersten Anfängen des Heidenthums bekannt. Beide Gesichtspunkte wollen wir im Folgenden zu vereinigen suchen.

Unsere Urkunde ist keineswegs der einzige Zeuge für die Übereinstimmung der chaldäischen Überlieferung mit dem mosaischen Sündfluthberichte. Zur Zeit Alexander des Großen hatte der chaldäische Priester Berosus zum Frommen wissensdurstiger Griechen mit Benutzung alter chaldäischer Tempelarchive ein Werk geschrieben, welches von den Uranfängen des babylonischen Staates, dessen Geschichte, Sitten und Religion handelte und im ganzen Alterthum ein hohes Ansehen genoß. Vor Allem waren es die Juden und späterhin die Christen, welche dessen Übereinstimmung mit den biblischen Angaben über die Urgeschichte unseres Geschlechtes den Heiden gegenüber geltend machten. Besonders schlagend ist diese Übereinstimmung in seiner Erzählung von der Sündfluth; man mußte hier schlechthin darauf verzichten, die Angaben der Bibel zu bemäkeln, wenn seine Autorität unbeanstandet blieb. Darum suchten die Feinde der Offenbarung diese zu verdächtigen, sie zählten ihn selbst jenen Compilatoren, meist alexandrinischen Juden, bei, die kurz nach ihm angebliche geschichtliche Überlieferungen, sibyllinische Orakel, fabricirt und als unwiderlegliche Beweise der Wahrhaftigkeit der hl. Bücher in ihren Schriften den Heiden entgegengehalten hatten. Nicht rettete ihn das Ansehen, welches er jederzeit genossen, nicht sein Charakter als chaldäischer Priester, der ihm die Quellen, die er genau angab, zugänglich, die Sprache und Schrift, in der sie geschrieben waren, verständlich machen mußte. Er wurde mißachtet, von den Bessern ignorirt; auch kirchlich gesinnte Gelehrte — so ansteckend ist das Vorurtheil — gingen nur kopfschüttelnd an ihm vorüber und wagten nicht, das von ihm gebotene reiche Material zu benützen. Indessen hat die Zeit oder richtiger die göttliche Vorsehung, welche die Zeiten regiert,

Digitized by Google

ſeine Ehrenrettung auf ſich genommen — ſie, die kein der Wahrheit gegebenes Zeugniß unbelohnt läßt. Zahlreiche aſſyriſch-babyloniſche Urkunden ſind bereits entdeckt, zwar nicht diejenigen, aus denen Beroſus unmittelbar geſchöpft, aber doch ſolche, die von dem einſtigen Vorhandenſein derſelben unzweideutig Zeugniß geben. Eine Bibliothek, die des Königs Aſſurbanipal, ward wieder aufgefunden, welche großentheils Abſchriften aus jenen Bibliotheken Babyloniens enthält, die Beroſus ſelbſt benützte, und heute haben wir es mit einem Documente zu thun, welches zweifellos nur eine Kopie jener Urkunde von Erech iſt, der Beroſus ſeinen Sündfluthbericht entnahm. Die Übereinſtimmung zwiſchen Beroſus und dieſem Documente iſt noch genauer, als diejenige des letzteren mit der hl. Schrift; wo eine nennenswerthe Differenz obwaltet, wollen wir derſelben an ihrer Stelle erwähnen[1].

Die zwölf Tafeln, vielleicht das älteſte Epos der Welt, erzählen von den Großthaten eines bereits zur Zeit der erſten Abfaſſung dem Mythus angehörenden Helden, Izdubar[2], des Königs von Babel, Erech, Surippak (? vielleicht Sippara oder Larſam) und Nipur. Die ſechste Tafel, die erſte von denen, die uns erhalten ſind, beginnt mit einem Heirathsantrag der Göttin Iſtar (Venus), welchen Izdubar zurückweist. Nun verwickelt ihn die Eiferſucht der beleidigten Göttin in eine Reihe von Kämpfen mit Ungethümen und von andern Abenteuern, die er, von ſeinem treuen Diener Heabani begleitet, ſiegreich beſteht. — Den Text dieſer Erzählungen hat Herr Smith erſt theilweiſe veröffentlicht, ſie erinnerten ihn lebhaft an die Arbeiten des Herkules. — Endlich aber befällt Krankheit den ſtarken göttergleichen Mann: „Mattigkeit drang ein in meine Seele und ich fürchtete den Tod.“ Da erinnert er ſich, wie vor Alters ein frommer Mann, Siſit, Ubaratuta's Sohn, durch der Götter Gunſt aus einer Waſſersfluth gerettet und, ohne den Tod zu ſchauen, in das Land der Seligen zu unſterblichem Leben war hinübergeführt worden. Sofort beſchließt er, ihn aufzuſuchen und von ihm das Geheimniß der Unſterblichkeit zu erfragen. Von hier aus entſpinnt ſich eine neue Reihe von Abenteuern, bis er mit einem bewährten See-

---

[1] Mehreres zur Rechtfertigung des Beroſus ſiehe bei Lenormant: Essai d'un commentaire des fragments cosmogoniques de Bérose. Paris 1872. Dieſes Buch wurde vor der Entzifferung unſeres Sündfluthberichtes veröffentlicht.

[2] Die Leſung dieſes Namens, ſowie der Namen Siſit, Heabani, Ubaratuta iſt noch nicht als geſichert zu betrachten; vgl. das im Januarheft 1873, S. 60, über die ganz beſondere Schwierigkeit der Entzifferung von Eigennamen Geſagte.

Digitized by Google

fahrer zusammentrifft, mit ihm ein Schiff ausrüstet und nun nach fünfundvierzigtägiger Fahrt in die Nähe des Orts, wo Sisit weilt, gelangt. Der Dichter legt die ganze Erzählung Heabani, dem Gefährten des Helden, in den Mund. Leider ist hier der Bericht wieder sehr verstümmelt. Es scheint, sie erblicken von ferne Sisit und dessen Gattin jenseits des Stromes, der die Sterblichen von den Unsterblichen trennt, und rufen ihn an. Die Frage, welche sie an ihn richten und der Anfang seiner Antwort sind verloren. Wir greifen den Faden der Unterredung erst da wieder auf, wo Sisit seinen Fragern gegenüber das große Gesetz der Allgemeinheit des Todes und der Ungewißheit der Todesstunde betont: „Die Göttin Mamitu, die Bereiterin des Schicksals, hat Jedem sein Schicksal zugemessen, Tod und Leben hat sie ihm zugemessen; der Sterbetag aber ist unbekannt." Mit diesen Worten schließt die zehnte Tafel; die eilfte enthält, wie bemerkt, den Sündfluthbericht.

1. Auf Izdubar's Frage, wie er zur Unsterblichkeit gelangt sei, entgegnet Sisit:

„Offenbaren will ich dir, Izdubar, das verborgene Werk, der Götter Weisheit will ich dir kund thun. Die Stadt Surippak (?), welche du gegründet, sie war vor Alters und die Götter wohnten in ihr."

Es folgen sechs arg entstellte Zeilen, deren Sinn jedoch aus den stehengebliebenen Worten erkenntlich ist: sie erzählen den Beschluß der Götter, die Erde durch eine Wasserfluth zu verwüsten. Diesen Beschluß theilt der Gott Ao dem Patriarchen mit:

„Surippakite, Sohn des Ubaratuta von Surippak, mache dir ein großes Schiff. Zerstören will ich die Sünder und das Leben ... Nimm hinein Lebenssamen, um Alle zu erhalten. So sollst du es bauen x (Zahlzeichen unleserlich) Ellen sei das Maß seiner Länge und y (ebenfalls unleserlich) Ellen sei das Maß seiner Breite und Höhe. Setze es auf das Meer."

Beachten wir hier in allen Hauptzügen die Übereinstimmung mit den Angaben der Bibel. Veranlassung des göttlichen Strafgerichts ist die Sünde; dessen Herannahen offenbart die Gottheit dem auserwählten Patriarchen; er soll gerettet werden und zwar in einem Schiffe, dessen Dimensionen in „Ellen" angegeben werden; er soll „Lebenssamen" der Thiere mit sich nehmen, um auch sie zu erhalten. Die Breite und Höhe des Schiffes betreffend, waltet eine Verschiedenheit ob: wenngleich die Zahlenangabe zerstört ist, so sehen wir doch, daß nach dem Chaldäer Breite und Höhe gleich waren, während nach der Bibel das Schiff 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch war; für die Länge des Schiffes gibt die Bibel 300 Ellen an. Nach Berosus wäre die Länge des Schiffes

Digitized by Google

5 (andere Lesart 15), die Breite 2 Stadien — das Stadium zu 360 Ellen — geweſen: allein auch dieſe Angaben ſtimmen, wie Jedermann einſieht, nicht mit den Angaben der hl. Schrift.

Einen andern Punkt wollen wir hervorheben, in welchem unſere Urkunde mit dem hl. Berichte noch übereinſtimmt, um von da aus ihm ſchroff gegenüberzutreten. Die hl. Schrift (Gen. VI., 7) führt uns Gott mit ſich ſelbſt zu Rathe gehend, zu ſich ſelbſt redend vor: „Vertilgen will ich den Menſchen, den ich geſchaffen, hinweg von der Erde, denn es reut mich, ihn geſchaffen zu haben.“ In ähnlicher Weiſe hatte ſie uns (Gen. I. 26) die Erſchaffung des Menſchen als im Rathe der Dreifaltigkeit beſchloſſen gezeigt: „Laßt uns den Menſchen ſchaffen nach unſerm Ebenbilde.“ Auch dem Chaldäer iſt das Strafgericht der Sündfluth im Rathe der Gottheit beſchloſſen, aber ihm iſt dieſer Beſchluß nicht mehr der Rathſchluß des Einen Gottes, er iſt ihm der Rathſchluß einer Göttervielheit. Für die von der Uroffenbarung abirrende Menſchheit mußte der Rathſchluß eines dreieinigen Gottes[1] ein ſinnloſes, ja widerſinniges Räthſel werden: ſie durchhieb den Knoten, ohne ihn zu löſen, indem ſie an die Stelle des Dreieinigen ihre Göttervielheit ſetzte.

Im chaldäiſchen Text ſind da, wo des Götterrathes Erwähnung geſchieht, deutlich die Namen der Gottheiten Anu, Bel und Adar zu

---

[1] Eine, wenn auch vielleicht dunklere Kenntniß des Geheimniſſes der heiligen Dreifaltigkeit läßt ſich den Gläubigen der Urzeit nicht abſprechen. Woher ſonſt ſelbſt in den verzerrten Vorſtellungen der Heiden ſo zahlreiche Anklänge an die Trinitätsidee? Woher z. B. im ägyptiſchen Pantheon die überall auftauchende Vorſtellung eines ungezeugten und doch ſich ſelbſt zeugenden Gottes? Woher ebendaſelbſt die immer wiederkehrenden Göttertriaden, Gruppen je dreier zuſammengehöriger Gottheiten? Deßgleichen finden wir an der Spitze des aſſyriſch-babyloniſchen Religionsſyſtems nächſt dem oberſten Gotte Ilu die Trias: Anu („Gott“), Bel („Herr“), Ao („der Seiende“), nächſt dieſen die aus ihnen hervorgegangene Trias: Sin (Mond), Sames (Sonne), Bin (Firmament), eigentlich wieder nur eine ſinnliche Reproduction der erſten Trias; dann folgen erſt die fünf Planetengötter und auf dieſe das zahlloſe Heer der guten und böſen Geiſter; der geflügelte Ring (entſprechend der geflügelten Sonnenſcheibe der Ägypter), das Symbol der Ewigkeit und höchſten Majeſtät, trägt häufig drei mit der Tiara geſchmückte Köpfe und dieſe Darſtellung nahmen die dem Polytheismus ſo fernſtehenden Perſer unbedenklich als Bild des höchſten Gottes Ahuramazda herüber. Den ſchaffenden Logos erkennen wir in dem ſchöpferiſchen Worte Honover der Perſer, in dem vom oberſten Gotte perſönlich unterſchiedenen Demiurgen (Welterſchaffer) der Kosmogonien, den heiligen Geiſt in dem über den Urgewäſſern ſchwebenden göttlichen Geiſte der Inder und Aſſyrer (vgl. Gen. I., 2) und in dem Eros der Kosmogonien wieder.

Digitized by Google

leſen: Ao, der dem Patriarchen das verhängte Strafgericht mittheilte, nahm ſelbſtverſtändlich auch an dieſem Rathe Theil. Es iſt zur beſſern Würdigung unſerer Urkunde von Nutzen, daß wir uns mit dem Charakter dieſer Gottheiten etwas näher bekannt machen. Adar, Sohn Anu's, zuweilen ſogar mit dieſem identiſch, iſt der ſchreckliche Feuergott, der Gott des Krieges und der Zerſtörung, der Vollſtrecker der göttlichen Strafgerichte. Anu, Bel und Ao ſind dem höchſten Gotte Ilu an Würde die nächſten. Dieſer, der El der Geneſis, der alte, einzig wahre Gott, wurde dargeſtellt durch einen Ring mit ausgebreiteten Adlerflügeln, ein Symbol der Ewigkeit und höchſten Majeſtät; aus dem Ringe ragt meiſtentheils eine in einen Adlerleib auslaufende Königsgeſtalt empor. Es iſt ein Charakterzug des Heidenthums, daß im nämlichen Maße, als neue Götzen neben dem alten Gotte auftauchen, der Kult immermehr von dieſem weg- und jenen ſich zuwendet. So war es auch in Babylon der Fall. Mochte nun die Vorſtellung dieſes rein geiſtigen, über alles Andere unendlich erhabenen Weſens den für Überſinnliches unempfänglichen Gemüthern fremd geworden ſein; mochten ſie ſich einbilden, dieſer Gott ſei zu groß, als daß er ſich um die Armſeligkeiten dieſer Welt kümmerte, zu ferne, als daß er ihre Gebete erhörte; mochte der geſunde Sinn es herausfühlen, daß dieſem Gott ein Kult nicht wohlgefällig ſein könne, der nicht ihm allein erwieſen wurde: genug, Ilu ward in Babylonien — ſoweit unſere Kenntniß der Monumente uns einen Schluß geſtattet — praktiſch ignorirt, nirgends erhob ſich ihm zu Ehren ein Tempel oder Altar, nirgends ward ihm zu Ehren ein Opfer dargebracht. Und doch war er vor Alters der einzig anerkannte Gott des Landes geweſen; Babel war ſeine heilige Stadt, war Bab-ilu, d. i. die „Pforte" oder „Wohnung Gottes" geweſen, ehe es von ſeinen eigenen ſchuldbewußten und von Gottes Gerichten erſchreckten Bewohnern Babilu, d. i. „Stadt der Verwirrung" genannt wurde [1]. Unmittelbar unter Ilu nun

[1] Der Gebrauch, Eigennamen (welche im Orient ſtets bedeutſam waren) im Hinblick auf irgend ein bedeutſames Ereigniß eine neue aus demſelben oder aus einem ähnlich lautenden Wortſtamme hergeleitete Bedeutung zu unterlegen, iſt im Oriente uralt. Gott ſelbſt machte mittelſt einer geringen Veränderung der Stammconſonanten aus Abram Abraham, aus Saraj Sarah; Habal (Abel), welcher eigentlich „Sohn" bedeutet, wurde nach deſſen traurigem Tode, durch bloße Änderung der Punktation in Hebel, d. i. „Hauch, Hinfälligkeit" verwandelt. Ebenſo fällt es uns ſchwer anzunehmen, daß Eltern es waren, die zuerſt ihrem Sohne den ominöſen Namen Nimrod, d. h. „Empörer" gaben. — Daß „Babel" philologiſch von Balal „verwirren" herzuleiten ſei, ſteht nicht in der Geneſis; ſie ſagt bloß (XI., 9), daß man

Digitized by Google

und im Grunde mit ihm identisch befindet sich die Göttertrias Anu, Bel, Ao: Anu, der höchste und zugleich verborgene Gott, der alte und erste unter den Göttern, Bel, der Welterschaffer, Ao, der Herr der Wissenschaft, der Glorie und des Lebens, in Menschengestalt auf dem Urgewässer schwebend dargestellt. Anu, Bel nnd Ao, den höchsten Gottesrath bildend, in dem über die Schicksale der Schöpfung entschieden wird: fast wähnen wir uns noch im unentweihten Heiligthume der Uroffenbarung — aber nein! Diese Drei sind nicht mehr eins und um sie her ist bereits das „Heilig, heilig, heilig" verstummt. Doch kehren wir zur Vergleichung der beiden Sündfluthberichte zurück.

2. Der chaldäische Patriarch, von Ao gewarnt, kommt ebenso bereitwillig, wie der biblische, dem göttlichen Befehle nach:

„Ich verstand und sprach zu Ao, meinem Herrn: Vollführen will ich es, es soll geschehen." Dann folgen fünf stark beschädigte Zeilen: „Ao öffnete seinen Mund, sprach und redete zu mir, seinem Diener: „Du sollst zu ihnen sagen: (die Welt oder das Volk) hat sich von mir weggewandt ..."

offenbar erhält hier der Patriarch den Auftrag, der verkommenen Mitwelt das nahende Gottesgericht zu verkünden und Buße zu predigen (vgl. II. Petr. II., 5). Darnach fährt Ao fort:

„Beim Herannahen der Fluth, die ich senden werde, sollst du in's Schiff hineingehen und dessen Thüre schließen. Du sollst mitten in dasselbe hineinthun all' dein Getreide, dein Hausgeräth, deine Schätze, dein Gold und Silber, deine Sklaven und Sklavinnen, die Männer deines Heeres, die Thiere des Feldes. Alles, was du vernommen, sollst du vollführen ... Sie sollen sich vermehren und im Innern des Schiffes bleiben."

Die Antwort Sisit's ist wiederum stark beschädigt, fünf Zeilen weiter treffen wir ihn emsig mit dem Bau des Schiffes beschäftigt. Die Beschreibung des seekundigen Chaldäers ist hier eingehender als jene der Genesis: zuerst werden auf dem Unterbau des Schiffes die Seitenwände aufgeführt, dann ein Dach darüber gedeckt, dann wiederholte Versuche auf dem „rastlosen Meere" angestellt.

„Die Bretter ließen Wasser eindringen, ich sah Spalten und Löcher... mit drei Maßen Pech verpichte ich es von außen, mit drei Maßen von innen."

Das Alles faßt Gen. VI., 14 ganz kurz zusammen: „Verpichen sollst du es von innen und von außen." Die folgenden arg verstümmelten Zeilen scheinen sich mit der weitern Ausrüstung des Schiffes, auch der

---

späterhin factisch dem Namen Babel die Bedeutung „Stadt der Verwirrung" unterlegt habe. — Vgl. hiezu Lenormant l. c., S. 349, 350.

Digitized by

Errichtung eines Opferaltars zu beſchäftigen; eines Piloten geſchieht ausdrückliche Erwähnung; darauf folgt die Einſchiffung:

„Alles, was ich beſaß, vereinigte ich, alles, was ich an Silber beſaß, vereinigte ich, alles, was ich an Gold beſaß, vereinigte ich, alles, was ich an Lebensſamen beſaß, vereinigte ich: alles ſchiffte ich ein. Meine Diener, Männer und Weiber, die Thiere des Feldes und die Leute meines Heeres, alle ließ ich in's Schiff hineingehen. Samas (der Sonnengott), der das Land zu überſchwemmen gedachte, redete zu mir im Traume: „„Reichlichen Regen will ich vom Himmel ſtrömen laſſen: gehe hinein in's Schiff und ſchließe die Thüre.““ Er, der Urheber der Überſchwemmung, ſprach zu mir im Traume: „„Reichlichen Regen will ich ſtrömen laſſen.““ Da feierte ich ſein Feſt am Tage, den er bezeichnet — ich war in Furcht. Ich trat in das Schiff, der Hand des Steuermannes vertraute ich meine Wohnung.“

Dieſe Schilderung der Einſchiffung ſtimmt dem Hauptgedanken nach mit der bibliſchen, in wenigen Zügen nur ſteht ſie mit ihr in Widerſpruch. Daß Noe, was er an Koſtbarkeiten beſaß, mit in die Arche genommen habe, ſagt uns die Bibel nicht: doch iſt das nichts weniger als unglaublich. Der Satz, „Alles, was ich an Lebensſamen beſaß, vereinigte ich,“ kann im Zuſammenhange nur das bedeuten, der Patriarch habe alle ſeine Heerden mit in's Schiff genommen, und ſteht ſomit im Widerſpruch mit Gen. VII., 2. 3, wo Noe den Befehl erhält von den reinen Hausthieren und vom Geflügel je ſieben Paare, von den unreinen Hausthieren je zwei Paare mit in die Arche zu nehmen. Übrigens iſt dieſer Widerſpruch durch den nächſtfolgenden nothwendig bedingt: denn wovon ſollte die ganze Dienerſchaft, den Steuermann mit eingerechnet, und erſt gar das ganze Heer leben? Von dieſen allen weiß die heilige Schrift nichts; ſie ſagt uns vielmehr ausdrücklich (I. Petr. III., 20), daß in der Arche nur acht Seelen gerettet wurden. Die chaldäiſche Sage aber greift hier der Zukunft vor: ſie ſtempelt Noe, der ſpäterhin nach der Sündfluth wirklich als Stammesoberhaupt daſtand, zu einem Könige, reich an Gold und Silber, und umgibt ihn mit königlichem Gepränge, mit Heer und Gefolge. So liebt es überhaupt die geſchichtliche Überlieferung, wenn ſie, weder fixirt durch ſchriftliche Aufzeichnung, noch durch ein ſpecielles Walten göttlicher Providenz vor Fälſchung geſichert, als Sage im Munde der Generationen fortlebt, das wechſelnde Kleid der Zeiten zu tragen, welche ſie durchlebt: ſo wird der hl. Georg zum ehr- und eiſenfeſten Ritter, Karl der Große zieht aus zur Befreiung des heiligen Grabes und hier tritt uns der Sündfluthpatriarch entgegen, umringt mit all' dem Pompe, mit welchem ſeine ſpäten königlichen Enkel zu Babel und Erech zu erſcheinen pflegten.

Digitized by Google

Daß hier der Sonnengott Samas, nicht wie vorher Ao, im Traum den Patriarchen mahnt, begründet nur eine anscheinende Dissonanz. Samas ist der Sohn Ao's, eigentlich nur eine Reproduction desselben, wie überhaupt die zweite Trias: Sin, Samas, Bin nur eine Reproduction der höheren Trias: Anu, Bel, Ao ist. Die Menschen der Urzeit liebten es, Gott als den Herrn des Himmels oder der Sonne aufzufassen; war ja das Himmelsgewölbe mit seiner Pracht die herrlichste Offenbarung seiner Macht und Weisheit. Aber an diese Auffassung knüpft sich auch die früheste Verdunkelung der Gottesidee: das Geistige trat vor dem Materiellen zurück und der Herr des Himmels und der Sonne wurde in den meisten Fällen zum Himmel und zur Sonne und mußte die ihm gebührende höchste Verehrung auf diese Geschöpfe übergehen sehen. Beide somit, Ao wie Samas, sind im Grunde genommen nur ein und derselbe höchste Gott, einmal als der offenbarende und die Geschicke der Menschheit leitende Gott, das andere Mal als der Herr der Sonne und mit ihr der ganzen Natur aufgefaßt. In wie weit der alte chaldäische Schreiber sich dieser Identität noch bewußt war, das freilich wagen wir nicht zu entscheiden. Die Bibel sagt uns (Gen. VII. 16), Gott selbst habe hinter Noe die Thüre der Arche verschlossen, während nach dem chaldäischen Text der oberste Gott dem Patriarchen befiehlt, die Thüre von innen zu schließen; beide Angaben schließen sich, denken wir, keineswegs aus: derselbe Akt ist zugleich ein Akt der Kreatur, welche ihn vollzieht, und ein Akt der Gottheit, welche ihn befiehlt und durch ihre Providenz wirksam macht.

3. Die heilige Schrift (Gen. VII., 17. 22) beschreibt uns mit erschütternder Einfachheit das Ereigniß, welches vordem volkreiche Wohnsitze in ein weites Grab verwandelte: „Und es war die Fluth vierzig Tage auf Erden, und die Wasser mehrten sich und hoben die Arche empor über die Erde. Denn sie schwollen heftig an und füllten Alles aus auf der Oberfläche der Erde, und die Arche fuhr auf den Wassern. Und die Wasser nahmen gewaltig zu auf Erden, und bedeckt wurden alle hohen Berge unter dem weiten Himmel. Fünfzehn Ellen höher war das Wasser über den Bergen, die es bedeckt hatte. So starb alles Fleisch, das sich regte auf Erden, Vögel, Vieh, Gethier und alles Kriechende, das kriecht auf Erden, die Menschen insgesammt." So die heilige Schrift; die chaldäische Beschreibung ergeht sich hier in epischer Fülle.

„Ein Ungewitter stieg herauf in der Frühe, fesselos, weithin sich ausdehnend über das Himmelsgewölbe. Bin donnerte, Nebo und Saru gingen vorne einher, die

Träger der Throne ſchritten hin über Berge und Ebenen; Nergal, der Zerſtörer, kam und Adar, der Niedergeſchlagenheit verbreitet; die Genien der Unterwelt vollzogen die Verwüſtung, in Herrlichkeit, (d. h. indem ſie ſo ihre Herrlichkeit und Macht offenbarten) fegten ſie die Erde. Bin's Überſchwemmung reichte bis an den Himmel, die ſtrahlende Erde ward in ein Meer verwandelt, weggefegt ward Alles auf der Oberfläche der Erde, zerſtört wurde alles Leben auf dem Angeſichte der Erde, die große über das Volk hereingebrochene Fluth reichte bis an den Himmel empor. Nicht mehr ſah der Bruder den Bruder, nicht ward verſchont das Volk."

Faſſen wir zuerſt wieder die hier auftretenden Gottheiten in's Auge. Bin, der Sohn Anu's und zu dieſem in eben dem engen Verhältniſſe ſtehend wie Samas zu Ao, iſt der Gott des Firmamentes und der an dieſem ſich vollziehenden Naturerſcheinungen, der Gewitter und Winde. Der Blitzſtrahl ruht in ſeiner Hand. Mit dieſem — und das iſt ein charakteriſtiſcher Zug Bin's — ſehen wir ihn auf den Wänden aſſyriſcher Paläſte dargeſtellt, mißgeſtaltete Dämonen verfolgend und beſiegend. Er iſt ſomit identiſch mit dem vediſchen Idra, der auch Gott des Firmamentes iſt und den ſchlangenförmigen Dämon mit dem Blitze ſchlägt, mit dem griechiſchen Zeus, der mit ſeinen Blitzen die himmelanſtürmenden Titanen in den Tartarus ſtürzt. Scharfſinnige Kenner des Alterthums haben nicht verſäumt die ſchlagende Analogie zwiſchen ihm und dem Erzengel Michael hervorzuheben. — Neben Bin treten dann Nebo und Saru ein. Nebo iſt der vielverehrte Gott der Weisheit, der Prophezie und Beredtſamkeit, der ſceptertragende höchſte König, das Urbild, deſſen Abbild jedes irdiſche Königthum iſt — die Perſonification der göttlichen Weisheit. Von Saru iſt uns nichts Näheres bekannt, doch dürfte er der Abſtammung ſeines Namens (sar, Herr, Gebieter) und ſeiner Paarung mit Nebo zufolge als eine Perſonification der göttlichen Macht aufzufaſſen ſein. — Aber wer ſind denn die „Träger der Throne"? Wer immer mit der altteſtamentlichen Auffaſſung des Gewitters vertraut iſt, kann hier keinen Augenblick im Zweifel ſein. Man vergleiche z. B. Pſalm XVI., 8—17, wo Jehova geſchildert wird daherfahrend auf ſeinem Wolkenthrone, getragen von den Fittigen der Cherubim, ſeine Blitze ausſchleudernd gleich einem Hagel glühender Kohlen und rufend mit des Donners Stimme. Ganz die gleiche Anlage liegt der chaldäiſchen Schilderung des Gewitters zu Grunde: der Wolkenthron, von den Cherubim getragen, ſteigt am Himmelsgewölbe herauf; Nebo und Saru, die göttliche Weisheit und Macht, gehen ſich offenbarend vor demſelben einher; Nergal (Mars), der löwenköpfige Kriegsgott, und der Feuergott Adar richten unter ihm her Verwüſtung an; von ihm herab donnert Bin. Beachten wir hiebei

Digitized by Google

noch, daß auch in der heiligen Schrift zuweilen göttliche Attribute als vor Gott einhergehend dargestellt werden; so im 88. Psalm V. 15: „Erbarmen und Gerechtigkeit ziehen einher vor Deinem Angesichte." Zur Vollendung des Gemäldes führt uns schließlich die chaldäische Schilderung, auch hier in engstem Anschluß an die Anschauungsweise der Bibel, als die untergeordneten Vollstrecker des Strafgerichtes die Geister der Unterwelt vor.

Bisher fanden wir unsern Bericht durchgängig in enger Übereinstimmung mit den Angaben der heiligen Schrift und selbst in seinen Abweichungen verläugnete er seine Verwandtschaft mit derselben nicht. Die Scene, die jetzt folgt, steht hingegen mit ihr in schreiendem Widerspruch; umsonst würden wir ein Gegenstück derselben in den heiligen Blättern suchen, so durch und durch heidnisch ist ihr Gepräge.

„Im Himmel die Götter, sie fürchteten das Ungewitter und suchten Zuflucht. Hinauf stiegen sie bis zum Himmel Anu's. Gleich Hunden, die ihre Schwänze einziehen, lagen die Götter am Boden. Istar hub an zu reden. Also sprach die große Göttin: „„Da die Welt sich zur Sünde gewendet, sagte ich in Gegenwart der Götter das Unheil voraus. Wie ich vorhergesagt das Unheil in Gegenwart der Götter, so ist nun all' mein Volk dem Verderben geweiht."" (Der Schluß ihrer Worte ist unleserlich.) „Die Götter weinten mit ihr, sie wehklagten auf ihren Thronen, sie fanden keine Worte ob des hereinbrechenden Unheils."

Jedem, der gewöhnt ist, das Heidenthum in Bausch und Bogen als die Religion der Vielgötterei zu nehmen, der nicht zwischen Göttern und Göttern unterscheiden gelernt hat, wird diese Scene unverständlich bleiben. Wie! zwei genau unterschiedene Himmel: der Himmel Anu's, hoch über jede Gefahr erhoben, und der Himmel dieser Götter, der keine sichere Zuflucht gegen die andringenden Fluthen bietet — und weiterhin zwei scharf gesonderte Klassen von Göttern: Anu einerseits und jedenfalls mit Bel, Ao, Nebo, Saru, Nergal und Adar, sicher thronend in ihrem Himmel, und auf der andern Seite diese hilfesuchenden Götter, die „gleich Hunden mit eingezogenem Schwanze" am Boden liegen, weinen und wehklagen! Um dieß zu begreifen, müssen wir beachten, daß das Heidenthum seine Tempel auf zweifachem Wege mit Göttern bevölkert hat: einmal von oben herab, indem es durch Trennung der göttlichen Personen und Personification der Attribute des Einen Gottes eine Göttervielheit schuf und so mit der wesenhaften Einzigkeit der Gottheit zugleich jeden wesentlichen Unterschied zwischen ihr und ihren Engeln aufhob; dann aber von unten herauf, indem es die Helden der Vorzeit vergötterte. Ausdrücklich wird letzteres Sap. 14, 15 betont:

Digitized by Google

„Von bitterer Trauer gepeinigt machte ein Vater eines ihm ſchnell entriſſenen Sohnes Bild und begann denjenigen, welcher dazumal als Menſch geſtorben war, nun als einen Gott zu verehren und richtete unter ſeinen Untergebenen Opfer und Feſtgebräuche ein.“ In dieſer Götterrepublik gingen die Dinge ſo ziemlich denſelben Gang, wie ſpäter im römiſchen und anderen Freiſtaaten. Anfangs war man ſich des Unterſchiedes zwiſchen Patriziern und Plebejern klar bewußt, und ſo finden wir an der Spitze aller alten Religionen eine Anzahl (gewöhnlich eine Zwölfzahl) „großer Götter“; ſpäterhin ſchwand der Unterſchied und nur die unverſtändlich gewordene Benennung der „großen Götter“, ein bedeutungsloſer Adelsbrief, blieb erhalten. Unſer chaldäiſcher Erzähler gehört jedenfalls dem ariſtokratiſchen Zeitalter des Polytheismus an; ſcharf zeichnet er den Unterſchied zwiſchen großen und niederen Göttern und, während er die erſteren mit der vollen Majeſtät des vergeſſenen Jehova umkleidet, glaubt er den letzteren nicht ungerecht zu werden, wenn er ſie uns in einem für Götter jedenfalls ſehr kläglichen Aufzuge vorführt. Indeſſen liegt vielleicht auch hier eine tiefe religiöſe Wahrheit unter dem Schleier des Mythus verborgen, die Wahrheit nämlich, daß die dahingeſchiedenen Frommen an den Schickſalen ihrer Angehörigen hienieden Antheil nehmen, daß ſie deren Sünden beklagen und in Heimſuchungen mit ihrer Fürbitte ihnen zu Hilfe kommen.

4. Die folgenden Angaben des Chaldäers ſtimmen ſo auffallend mit dem heiligen Berichte überein, daß wir uns damit begnügen, ſie hierherzuſetzen und nur einige wenige Abweichungen hervorzuheben. Der Leſer wird ohne Mühe die Übereinſtimmung bis in's Einzelne verfolgen können.

„Sechs Tage und ſechs Nächte vergingen, Fluth und Ungewitter ſetzten Alles unter Waſſer. Am ſiebenten Tage ſeines Wüthens ließ der Sturm nach und das Unwetter, welches gleich einem Erdbeben gewüthet hatte, legte ſich. Er (der Sturm oder Gott) ließ die Erde trocken werden, und Wind und Sturm legten ſich.“

Gen. VII., 12 zufolge ſtrömte der Regen vierzig Tage und vierzig Nächte lang. Ließe ſich dieſe Abweichung nicht durch die Ähnlichkeit und daraus folgende Verwechslung der beiden Ausdrücke oder der Zahlzeichen erklären?

„Ich ward,“ fährt Siſit fort, „getragen über das Meer hin. Der Urheber des Übels und das ganze Menſchengeſchlecht, das zum Böſen ſich hingewendet hatte, wie Binſen trieben ihre Leichen daher.“

Wer mag mit dieſem „Urheber des Übels“, den die Bibel nicht

Digitized by Google

erwähnt, gemeint ſein? Etwa ein König, der ſeinem Volke auf dem Wege der Bosheit voranging? Wir wiſſen es nicht; jedenfalls finden wir hierin nichts der Bibel Widerſprechendes.

„Ich öffnete das Fenſter und Licht drang von oben in meine Zufluchtſtätte herein. Es ging vorüber, ich ſetzte mich ruhig hin und über meine Zufluchtſtätte kam der Friede. Ich ward getragen an das meerbegränzende Ufer — zwölf" (nach Gen. VII., 20, fünfzehn) „Ellen hoch war das Waſſer über die Erde geſtiegen. Nach dem Lande Nizir ging das Schiff. Der Berg Nizir hielt es auf, nicht vermochte es darüber hinwegzukommen. Am erſten und zweiten Tage der Berg Nizir, derſelbe; am dritten und vierten Tage der Berg Nizir, derſelbe; am fünften und ſechsten Tage der Berg Nizir, derſelbe."

Alſo mit andern Worten: ſechs Tage blieb das Schiff am rettenden Berge ſtehen und erſt am ſiebenten Tage (genau wie Gen. VIII., 10) machte der Patriarch den erſten Verſuch mit einem Vogel. Auch darin ſtimmt das chaldäiſche Dokument mit den Angaben der Geneſis überein, daß der nämliche Eigenname zugleich dem Lande und dem Berge, wo die Arche anhielt, eigen iſt, denn das bibliſche „Ararat" iſt zugleich Eigenname von ganz Armenien. Nizir und Ararat ſind freilich zwei verſchieden lautende Namen; doch müſſen wir bedenken, daß bereits in hohem Alterthume der Sündfluthberg von verſchiedenen Völkern verſchieden benannt wurde. Später freilich, bei den Aſſyrern war Urarta (Ararat) der Name Armeniens und der Gebirge dieſes Landes: allein jedenfalls hatte in früheren Zeiten, wo eine ſemitiſche Bevölkerung das Land bewohnte, der denkwürdige Berg auch einen aus dem Semitiſchen hergeleiteten Namen. Vielleicht auch iſt Nizir von nasar „beſchützen" herzuleiten und iſt der „Berg Nizir" gleichbedeutend mit „Berg der Errettung." Wie dem auch ſein mag, die Lage des Berges Nizir ſteht durch eine Inſchrift des Königs Aſſurnazirpal feſt; nach derſelben begreift das Gebirge Nizir jene Bergreihen, welche Aſſyrien im Nordoſten und Norden begrenzen; zwiſchen der Bibel alſo, welche den Ararat nennt, und Beroſus, welcher das Gordyäiſche Gebirge in Armenien angibt und dem Keilſchrifttexte, welcher einen Gipfel des im Norden und Nordoſten Aſſyriens gelegenen Gebirges bezeichnet, herrſcht volle Übereinſtimmung.

„Am ſiebenten folgenden Tage," fährt Siſit fort, „entſandte ich eine Taube: ſie flog fort, ging und ſuchte ſich eine Ruheſtätte und, da ſie keine fand, kehrte ſie zurück. Ich entſandte eine Schwalbe: ſie flog fort, ging, ſuchte und fand keine Ruheſtätte und kehrte zurück. Ich entſandte einen Raben: er flog fort, ging und ſah die Leichen auf den Waſſern; er fraß davon, ſchwamm, irrte weithin und kehrte nicht zurück."

Nach der Geneſis entſandte Noe zuerſt den Raben und die Taube,

Digitized by Google

dann nach ſieben Tagen nochmals die Taube und nach Verlauf von weiteren ſieben Tagen abermals die Taube: man ſieht, die Angaben weichen hier nur ſehr wenig von einander ab.

5. In der Schilderung des Dankopfers Noe's und der an dasſelbe ſich knüpfenden Verheißung tritt wiederum die chaldäiſche Göttervielheit an die Stelle der Gotteseinheit, woraus ſich dann einige weitere Verſchiedenheiten ergeben. Nach der Bibel iſt es ein und derſelbe dreieinige Gott, welcher zuerſt den Beſchluß ſowohl der Vertilgung des Menſchengeſchlechtes als der Errettung des gerechten Noe faßt und ſodann auch wirklich deſſen Rettung herbeiführt. Die chaldäiſche Legende läßt zwar den Beſchluß des allgemeinen Strafgerichtes aus dem vollen Rathe der großen Götter hervorgehen, dann aber rettet Ao den frommen Patriarchen auf eigene Fauſt, Bel nimmt dieß anfangs ernſtlich übel, acceptirt aber endlich die vollendete Thatſache und erweist ſich ſchließlich dem ſeinem Grimme Entronnenen noch recht gnädig. Dieſe chaldäiſchen Götter haben eben bereits einen gewiſſen Zug von homeriſcher Reizbarkeit zugleich und von Gemüthlichkeit.

„Ich entließ," fährt der Patriarch in ſeiner Erzählung fort, „ich entließ die Thiere in alle vier Winde. Ich goß ein Trankopfer aus, ich errichtete einen Altar auf dem Gipfel des Berges ... Die Götter verſammelten ſich beim Opferdufte, beim ſüßen Opfergeruche verſammelten ſie ſich .... Vor Alters hatte der große Gott in ſeinem Laufe geſchaffen das große Licht Anu's, damals, da ich die Glorie dieſer Götter, einer ſtrahlenden Gemme gleich, nicht vertragen konnte."

Der Sinn des letzten Satzes iſt, vornehmlich wegen des fehlenden Überganges, äußerſt dunkel. Sollte unter dem „großen Lichte Anu's" der Regenbogen zu verſtehen ſein, den Gott nach der Sündfluth zum Bundeszeichen zwiſchen ſich und der Menſchheit erhob?

„In dieſen Tagen," heißt es weiter, „betete ich, daß auf immer ich von Heimſuchung verſchont bleibe: „„Mögen die Götter niederſteigen auf meinen Altar! Möge Bel nicht zu meinem Altare kommen: denn nicht achtete er meiner, er hat das Unwetter veranlaßt, er hatte ſeit langem mein Volk den Fluthen geweiht!""

Man ſieht, der kluge Siſit möchte mit Bel nicht mehr zu thun haben, ſein Dankopfer gilt den andern Göttern, ſeinen Errettern. Unter der Heimſuchung, um deren Abwendung er bittet, iſt wohl zunächſt die Wiederkehr einer Sündfluth zu verſtehen.

„Auch Bel ſah das Schiff in ſeinem Laufe, zürnend ging er zu den Göttern und Geiſtern (und ſprach): „„Daß kein Menſch am Leben bleibe, daß kein Menſch der Fluth entrinne!"" Adar öffnete ſeinen Mund und ſprach und redete zum Krieger Bel: „„Wer denn iſt gerettet?"" Ao verſtand das Wort; denn Ao wußte alle Dinge; er öffnete den Mund und ſprach und redete zum Krieger Bel: „„Du Fürſt der Götter,

Digitized by Google

Krieger, haſt in deinem Zorne das Unwetter erregt. Der Sünder hat ſeine Sünde gethan, der Böſewicht hat das Böſe gethan. Mögen die, welche erhaben ſind, nicht gebrochen werden; mögen die Gefangenen nicht befreit werden.""

Die Götter drücken ſich ziemlich lakoniſch aus. Der Sinn der Rede Ao's dürfte wohl dieſer ſein: Bel hat in ſeinem gerechten Zorne, folglich als ein gerechtes Strafgericht die Fluth herbeigeführt; indem dieſe die Frevler verſchlungen und ſo ein für allemal ihren Freveln ein Ziel geſetzt hat, hat ſie auch ihre Beſtimmung erfüllt; möge alſo der hochgeſinnte, fromme Siſit verſchont bleiben. Der Sinn der letzten Worte: „mögen die Gefangenen nicht befreit werden," bleibt uns dunkel. Ao, der Alles Wiſſende, hat in dieſen kurzen Sätzen nur dasjenige klarer ausgeſprochen, was Adar durch die kurze Frage: „Wer denn iſt gerettet?" angedeutet hatte; der Sinn der letzteren war alſo wohl der: der Gerettete iſt ein Gerechter und alſo mit Recht dem Strafgerichte entzogen. — Ao's Worte ſcheinen in der That den Krieger Bel beſänftigt zu haben, denn jener knüpft an dieſelben ſogleich die Bitte um eben die gnadenvolle Zuſicherung, welche auch Gen. IX., 15 dem geretteten Sündfluthpatriarchen zu Theil wird. Dort heißt es: „Nicht ſollen fürder Waſſerfluthen ſein, um zu vertilgen alles Fleiſch;" hier bittet Ao, es möge Bel in Zukunft die Menſchen, wenn ſie ſündigen, mit jeder andern Plage heimſuchen, nur nicht mit einer allgemeinen Sündfluth.

„Anſtatt fortan eine Fluth zu erregen, mögen die Löwen ſich mehren und die Menſchen ſich vermindern; anſtatt fortan eine Fluth zu erregen, mögen die Leoparden ſich mehren und die Menſchen ſich vermindern; anſtatt fortan eine Fluth zu erregen, möge Hungersnoth hereinbrechen und das Land verwüſten; anſtatt fortan eine Fluth zu erregen, möge die Peſt ſich vervielfältigen und die Menſchen ſich mindern."

Es iſt, als ob der chaldäiſche Sündfluthpatriarch oder vielmehr der Dichter, der ihn redend einführt, ſelbſt gefühlt hätte, daß hier ſeine Muſe allzufrei ſich ergangen habe, indem ſie von den Reden berichtete, die in der Götter unnahbarem Rathe gewechſelt worden; er beeilt ſich, das etwa erwachende Mißtrauen durch eine Erklärung, die Jedermann befriedigen muß, zu erſticken.

„Nicht drang mein Blick in der Götter weiſen Rath ein, ehrfurchtsvoll und aufmerkſam: einen Traum ſandten ſie mir und der Götter Weisheit vernahm ich. Da ſein Gericht vollendet war, trat Bel in die Mitte des Schiffes, er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus und ließ mich an meiner Seite meine Gattin hinausführen. Er entſühnte das Land und ſtiftete ſeinen Bund."

So ſchließt, abermals in ſtrenger Übereinſtimmung mit dem bibliſchen Berichte, die Erzählung des chaldäiſchen Patriarchen. Heabani, Izdubar's Diener und Gefährte all' ſeiner Abenteuer, aus deſſen Munde

Digitized by Google

wir den ganzen Hergang der Unterredung mit Sisit vernommen, fügt noch hinzu, Sisit sei sodann mit seiner Gattin und seinem ganzen Volke von Bel, ohne den Tod zu schauen, in's Jenseits entrückt worden, „um den Göttern gleich zu sein"; der König aber habe, nachdem er dieß Alles aus dem Munde des Patriarchen selbst vernommen, zur Erinnerung daran große Steine genommen und einen Steinhaufen errichtet — wiederum ein uralter, auch in den heiligen Büchern erwähnter Gebrauch. Die Angabe, daß der Sündfluthpatriarch ohne den Tod zu schauen sei entrückt worden, hat uns auch Berosus aufbewahrt: sie war somit der chaldäischen Legende eigenthümlich. Ob sie auf einer Verwechslung Noe's mit Henoch beruht, wollen wir nicht entscheiden. Die Bibel, unsere einzig zuverlässige Führerin in so fernem Alterthum, sagt uns (Gen. IX., 29): „Die Gesammtheit aller Tage Noe's waren 950 Jahre, und dann starb er."

Und so nehmen wir denn noch einmal Abschied vom alten, ernsten Lande Chaldäa und rufen unsere Gedanken zurück zur jüngeren Heimath. Mannigfach und häufig ungeahnt sind die Mittel, über die Gott verfügt, um seine Werke, seine Wahrheit, seine Offenbarung wider die Anschläge seiner Feinde, wider die Anschläge einer falschen Wissenschaft zu vertheidigen. Zu eben der Zeit, wo die Rationalisten eifrig bemüht sind, die Wahrhaftigkeit der historischen Angaben des Alten Testaments und namentlich des mosaischen Sündfluthberichtes zu untergraben, weiß er längst verschollene Urkunden wieder an's Licht zu ziehen, die seine Vorsehung eben darum vor dem Untergange bewahrt hatte, um mittelst ihnen in unsern Tagen „niederzukämpfen die Unsinnigen" (Sap. V., 21).

Fr. v. Hummelauer S. J.

Patriotische Briefe.

Erster Brief.

Dillingen a. d. D., im Januar 1874.

Sie erinnern sich vielleicht noch jenes heitern Abends, den wir vor zwei Jahren im Städtchen C. verbrachten. Das sogenannte Jesuiten-Gesetz war erlassen, und viele Katholiken beeiferten sich, ihre Theilnahme, sowie ihren Abscheu vor Gewaltmaßregeln so öffentlich als mög-

Digitized by Google

lich kund zu geben. In diesem Sinne hatten die guten Bewohner C.'s, bei denen ich noch kurz vorher eine Reihe religions-wissenschaftlicher Vorträge gehalten hatte, mir in einstimmigem Beschlusse ihres Magistrates und ihrer Bevollmächtigten das Ehrenbürgerrecht zuerkannt, und ich war hingekommen, um denselben im Namen meiner Ordensbrüder, sowie in meinem eigenen Namen den besten Dank auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit, wie Ihnen vielleicht noch gegenwärtig, kam ich auf die innigen Beziehungen zu sprechen, die wir mit dem Worte „Heimat" bezeichnen, und — von den Gegensätzen der jüngst über uns verhängten Verbannung, sowie der Bedeutung unserer damaligen freundlichen Versammlung ergriffen — sprach ich Gedanken aus, die auch Ihr Herz bewegten. Sie baten mich wiederholt, die berührten Gesichtspunkte weiter zu erörtern, da sie in manchen Kreisen mit Liebe und Nutzen gelesen würden. Ich sagte es Ihnen zu und war des gegebenen Wortes bis zur Stunde eingedenk, wenn ich auch noch nicht dazu kam, es einzulösen. Jetzt, ein wenig zur Ruhe gekommen, gehe ich um so lieber daran, als die Erfahrungen des letzten Jahres es mir vielleicht ermöglichen, für die Verzögerung einigen Ersatz zu bieten.

Erlauben Sie mir indessen vorerst eine Bemerkung, die ich auf meine gesammte Correspondenz ausdehnen möchte. Wenn man in der Verbannung — und getrennt von seinen Mitbrüdern ist man ja in der Verbannung — lebt, gewinnt der Brief eine höhere Bedeutung, als ihm sonst im gewöhnlichen Leben zukömmt. Man schreibt nicht bloß, um seine Freunde zu grüßen oder denen Nachricht von sich zu geben, die sich dafür interessiren. Der Verbannte hat etwas mit dem Gefangenen gemein: der eine ist in der Einsamkeit, der andere in der Fremde; aber was ist die Fremde anders, als eine verschiedene Form der Einsamkeit? Da somit beiden ihre Umgebung wenig bietet, womit sie sich zerstreuen und trösten könnten, so zieht es sie mit doppelter Gewalt in die Vergangenheit, und sie suchen das Erlebte zu sammeln und zurechtzulegen, um so alle gegen sie erhobenen Beschuldigungen in's richtige Licht zu stellen, und im Schmerz des erlittenen Unrechts sich des schönsten Trostes zu erfreuen, den es beim Haß der Menschen gibt: des Bewußtseins, das Beste angestrebt zu haben.

Demnach bitte ich, in diesen Zeilen nicht schulgerechte Abhandlungen über den Patriotismus zu suchen, sondern vielmehr eine freie Darlegung verschiedener Anschauungen über unsere Zustände, die sich mir auf meinen vielfachen Kreuz- und Quer-Zügen durch's deutsche

Digitized by Google

Land aufdrängten. Freilich muß ich zum Voraus für die Verstöße gegen diesen meinen Vorsatz um Verzeihung bitten, namentlich wenn ich mich dabei in schwerfällige Spekulationen verirren sollte, wozu ich, wie man sagt, eine unglückliche Neigung habe. Halten Sie mir das zu gute, ich bitte, und denken Sie, daß ich es ja nicht sehe, wenn Sie ein wenig einschlummern oder eine Seite überschlagen sollten.

Also zur Sache denn, mit Gott und Ihrer Geduld! Und zwar möchte ich für dießmal die Wurzel und das Zustandekommen, die Genesis, wenn Sie wollen, des Patriotismus ein wenig untersuchen; ein andermal sein Wesen mit dem, was dazu gehört. Alles aber untermischt mit Glossen und Randzeichnungen, wie sie die Verbannung eingibt.

Ein Wort, das heute viel im Munde geführt wird, ist der „Patriotismus". Man rühmt sich der patriotischen Gesinnung, während man den Gegner als unpatriotisch brandmarkt; den Katholiken aber, und namentlich uns Jesuiten, spricht man allen Patriotismus ab. Auffallend ist, nebenbei bemerkt, daß dann doch wieder die sogenannten ultramontanen Parteien als die patriotischen Parteien bekannt sind. Sollte dieß eine jener Spuren der Wahrheit sein, deren sich die Lüge so häufig im Leben nicht zu entwinden weiß? Wir werden sehen.

Da also der Patriotismus, wie es scheint, der Träger und Erhalter des deutschen Reiches ist, wie es dem reinsten Patriotismus sein Zustandekommen verdanken soll, — Fürst Bismarck's Nerven werden wissen, wie es bei den Wehen dieser Geburt hergegangen, und wir wissen, daß die Bescheerung angekommen und wie große Freude alles darüber hat, — so wird nichts nothwendiger sein, als uns über den Inhalt dieses Zauberwortes zu verständigen, damit wir es zur rechten Zeit gebrauchen und nicht mit dem Zauberlehrling am Ende in den Fluthen des Glückes untergehen.

Was im Durchschnitt von allen Fremdwörtern gilt, die viel im Munde geführt werden, daß nämlich ihre Bedeutung unbestimmt und chamäleonartig unter der Hand zerfließt, gilt auch von dem Worte Patriotismus. Der Grund hievon liegt darin, daß jene, die viel reden, selten viel denken, ihre eigentliche Geistesarmuth aber vor der noch ärmeren Menge hinter Fremdwörtern verstecken, die um so sicherer zünden, je weniger sie verstanden werden, weil die Tausende, die sie nicht verstehen, voraussetzen, der Sprecher verstehe sie, und so auf sein Wissen schließen, ihn staunend verehren und zum Führer wählen.

Digitized by

Verzeihen Sie mir ſolche Streifzüge; ſie führen nicht ſelten auf neue Beziehungen der behandelten Frage und geben der Behandlung ſelbſt eine gewiſſe Abwechslung; denn es gibt viele, die mögen's nicht leiden, wenn man immer bei der Sache bleibt.

Bleiben wir indeſſen doch bei dem Worte Patriotismus ſtehen. Es iſt gewiß, daß es eine Beziehung zum Vaterlande andeuten ſoll, wie die Etymologie desſelben darthut. Allein damit ſind wir nicht viel weiter, als daß wir für den lateiniſchen Stamm patria das deutſche Wort geſetzt haben; denn der Beziehungen zum Vaterlande ſind ſehr viele, und es iſt ja der Begriff Vaterland ſelbſt nicht beſtimmt, namentlich nicht für uns Deutſche, die wir ſeit Jahren fragen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und darauf die ſchöne, aber eigentlich nichtsſagende Antwort geben:

„So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt!“

Ja, wenn der letzte Zuſatz weſentlich wäre, ſo müßten wir conſtatiren, daß unſer Vaterland in einer verzweifelten Abnahme begriffen iſt.

Es iſt ein eigen Ding mit uns Deutſchen, wenn es ſich darum handelt, die Bedeutung eines unſerer Wörter genau anzugeben. Wir haben für ſehr vieles mehrere Bezeichnungen und gebrauchen die eine oder andere derſelben, je nachdem es gemeint iſt. Ja, wir reden verſchiedene Sprachen in verſchiedenen Lagen. Ich rede hier nicht von der Dialekt-Verſchiedenheit, ſondern von den Schattirungen der Gemüthsverfaſſung, denen wir ſelbſt in der Wahl unſerer Wörter Ausdruck zu geben wiſſen. Erinnern Sie ſich, ich bitte, einer Vorleſung über Vaterland und Vaterlandsliebe, ſodann einer officiellen Rede bei Gelegenheit eines unſerer letzten Siege; und vergleichen Sie damit das Geſpräch im Kreiſe einer Familie, deren Sohn etwa ſeit Langem wieder heimgekehrt iſt. Überall deutſche Wörter, aber überall andere Wörter. Während der Profeſſor kaum ein anderes Wort zu kennen ſcheint, als Vaterland, ſpielt im Munde des Officiellen der Patriotismus die erſte Rolle; was aber beide kaum je nennen, das iſt es allein, was die Sprache der Liebe kennt: „Daheim“, „Heimat“, „heimiſch“. Während Schiller's: „An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an“, Reden und Zeitungen bis zur Ermüdung wiederholen, ſingt das Volk mit dem Steyrer überall: „Dieſes ſchöne Land iſt mein Heimatland,“ und die bitterſte Thräne gehört dem Heimweh.

Wir haben alſo außer dem Vaterland auch die Heimat, und

Digitized by Google

ihr gehört unſere erſte Liebe, während das Vaterland für uns ſchon ein fernerer Begriff iſt, aus dem nur mehr ſpärliche Wärme in unſere Herzen übergeht. Ideen ſind uns Deutſchen zwar ſehr geläufig, allein wir leben viel zu reell, als daß uns wahre Begeiſterung für bloße Ideen übrig bliebe. Je mehr der Inhalt einer Idee ſich verflüchtigt, ſo daß ſie dem Herzen keine reelle Nahrung bietet, deſto ſchwächer, deſto oberflächlicher, deſto flüchtiger wirkt ſie auf uns. Was nun im Begriffe Vaterland die meiſte reelle Nahrung bietet, trinkt das Herz aus dem ihm viel theureren Worte Heimat, das eben ein ächt deutſches Wort iſt, während Vaterland die Spur der Überſetzung aus dem Lateiniſchen an ſich trägt.

Indeſſen ganz inhaltlos iſt das Wort Vaterland denn doch nicht für uns geworden. Um Bekanntes nicht zu wiederholen, ſo iſt das Werden des Menſchen an die heiligen Beziehungen der Familie geknüpft. Damit berühren wir weitverſchlungene Wurzelfaſern des Menſchenherzens und ſeiner beſten Liebe, die nur ein ſchlechter Geiſt zerreißen kann. Wer vermag es, die liebe Gewalt zu beſchreiben, mit der nicht bloß das Bild des Vaters oder der Mutter, nein, ſelbſt das Haus, der Garten, der Wald, der Bach und vor allem die Gräber der Heimat zu uns reden? Iſt nicht der Grund hievon, daß dieſe Dinge alle in unſer Leben verſchlungen ſind? Wie ſich unſere Seele in unſeren Gliedern bewegt, ſo bilden dieſe todten Gegenſtände den Leib unſeres Lebens und gehören zu uns. Es gilt dieſes von ſpäteren Orten und Gegenſtänden ebenſo, wenn ſie entſprechende Bedeutung für uns erlangen; deßwegen reden wir wohl von mehreren „Daheim", die wir gefunden. Freilich in dem Grade bedeutungsvoll und lebenswarm, wie die Stätte der Kindheit, kann in der Regel kein zweiter Ort werden, denn dem Kinde war in der Heimat wohl, wie dem Manne nirgend mehr werden wird.

Viel ſpäter tritt der Begriff Vaterland in unſern Gedankenkreis ein, und wir bezeichnen damit zunächſt jenes Land, politiſch oder geographiſch gefaßt, in welchem die geliebte Heimat eingeſchloſſen iſt: es iſt Vaterland um der Heimat willen.

Dem ſcheint entgegenzuſtehen, daß ja die Heimat eines Kindes, das in der Fremde geboren und erzogen worden, von ſeinem Vaterlande verſchieden iſt. Indeſſen ſind ſolche Fälle doch nicht als die maßgebenden zu betrachten, ſondern als Ausnahmen, die uns hier die Grundverhältniſſe beleuchten. Sie zeigen zunächſt, daß ein Unterſchied zwiſchen

Digitized by Google

Heimat und Vaterland besteht. Sodann war meine Behauptung vorhin, daß das Vaterland zunächst jenes Land bezeichnet, welches unsere Heimat umschließt. Gehen wir aber nun tiefer in den eigentlichen Inhalt dessen ein, was wir Vaterland nennen, so werden wir finden, daß wir damit nicht so fast etwas mit dem Leben des Einzelnen Verwachsenes bezeichnen, als vielmehr auf das Volk, den Stamm, Rücksicht nehmen, unter welchem wir leben. Wir können Volk und Stamm unterscheiden, indem wir Stamm auf gleiche Abstammung, Volk auf gleiche geschichtliche Erlebnisse beziehen. Thut man das hier, dann ist das Vaterland die Heimat des Volkes als solchen; was daher die Heimat dem Einzelnen ist, das ist das Vaterland dem Volke. Wie nun die Liebe zur Heimat im Leben des Einzelnen wurzelt, so die Liebe zum Vaterlande im Leben des Volkes. Je mehr ein Volk zusammengestanden, zusammengelebt und zusammengekämpft hat, um so theurer sind ihm die Berge und Thäler, die Wälder und Flüsse seines Landes, die die Zeugen seines Lebens waren, und für die es geblutet hat, und durch lange Reihen von Geschlechtern erbt sich diese Liebe fort; freilich im Einzelnen immer warm erhalten durch die erste Liebe zur Heimat.

Erlauben Sie mir hier einen kleinen Abstecher in ein verwandtes Gebiet; es könnte die Bemerkung später nützlich sein. Wie ein Volk durch sein Leben mit seinem Wohnorte verwächst, so daß es denselben als Vaterland liebt, so kann es auch mit seinem Fürsten, seinem Regentenhause verwachsen in Anhänglichkeit und Vertrauen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich ein solches Verhältniß nicht plötzlich, nicht in einem Menschenalter bilden kann, es muß vielmehr durch die Stellung und Haltung dieses Hauses und seiner Glieder dem Volke gegenüber im Laufe vieler thatenreicher Jahre gepflegt und gestärkt werden. Allerdings, durch eine glückliche That der Befreiung, oder etwas Ähnliches, wird ein solches Verhältniß angebahnt, ich möchte sagen, es setzt an; aber die Folge muß den Keim entwickeln, kann ihn aber auch sehr leicht verderben. Je entwickelter ferner ein Volk ist, desto schwieriger ist sein Vertrauen zu gewinnen, desto mehr Beweise von aufrichtiger Theilnahme und opferfähiger Hingabe sind zur Herausbildung eines solchen Verhältnisses nothwendig. Männer aber, die durch glückliche Umstände seltene Gaben im Dienste der Selbstsucht mit großem Erfolge einsetzen, haben wohl die Sympathien der Gleichgesinnten, aber das Volk in seiner Gesammtheit mißtraut ihnen. Die Liebe zum Vaterlande und

Digitized by

zum Fürstenhause sind Erzeugnisse des Lebens, sie lassen sich nicht erzwingen, wie sie sich nicht hemmen lassen.

Daß die eben beschriebene Liebe zum Vaterlande nicht dasjenige ist, was man heute Patriotismus nennt, werden Sie als guter bayerischer Patriot wohl gleich zugeben. Denn um dieser Ihrer Liebe willen zählen Sie zwar einerseits zur patriotischen Partei, werden aber vor allem wegen derselben Liebe als unpatriotisch verfolgt. Die Liebe zum Vaterlande ist ja die Sünde gegen diesen Patriotismus, oder es muß doch wenigstens ein richtiger Patriot diese seine Liebe den Gesinnungen des Patriotismus der Art unterordnen, daß er in Collisionsfällen den letzteren den Vorzug läßt. Es muß sich also dieser Patriotismus auf ein höheres Gut beziehen, um dessentwillen selbst Vaterland und Heimat zu opfern sind.

Sie sind gewiß gespannt, was das sein mag; denn Sie erinnern sich, wie es uns zum Vorwurf gemacht wird, daß wir Heimat und Vaterland für die Sache Gottes, die Kirche Christi und die Ewigkeit verlassen, nicht vergessen oder aufgeben.

Was ist also dieses höhere Gut? Die Antwort auf diese Frage ist bekannt genug: Die Liebe zum größern Vaterlande. Man gibt uns die gegebene Erklärung von Liebe zum Vaterlande gern zu, verlangt aber, daß wir sie consequent auf unser größeres Vaterland übertragen. Dabei übersieht man freilich nichts als das Wesen der Sache. Wenn die Liebe ein Begriff oder eine mathematische Formel wäre, so ließe sich die Sache im Handumdrehen machen. Gerade das Wesen der Liebe zum Vaterlande aber widersetzt sich einer solchen Manipulation. Bevor wir ein Land als Vaterland lieben können, muß es uns Vaterland sein. Durch seine größere Ausdehnung ist es dieses durchaus nicht, sondern nur das einheitliche Leben und Treiben seiner Bewohner mit uns kann es allmählich uns theuer machen. Nun ist allerdings richtig, daß vor einigen Jahren in den deutschen Landen eine allgemeine Erhebung gegen den Westen Statt fand. Aber die Sache kam so rasch und ging so rasch, und neue Ereignisse der bedenklichsten Art reihten sich daran, so daß den Völkern die eigentliche wahre Bedeutung des Krieges zum wenigsten noch unklar ist. Bedenkt man die vorausgehenden Verhältnisse und Neigungen, so heißt es Thorheit von den Stämmen fordern, wenn man ihnen zumuthet, dem zweifelhaften Nachbar deßwegen mehr zu vertrauen, weil er größer geworden. Als Vaterland aber etwas lieben, was sich nicht als Vaterland erwiesen hat, ist eine

Digitized by Google

eben ſo thörichte Forderung an das Volk, wie die Zumuthung an den Einzelnen, ein fremdes Haus und Dorf wie ſeine Heimat zu lieben. Ich ſage nicht, daß die einzelnen deutſchen Stämme nicht allmählich zu einer wahren Liebe des geſammten deutſchen Landes geführt werden können; im Gegentheile, ich glaube, daß dieſes ſogar ſehr leicht geweſen wäre, und ſelbſt jetzt noch wäre, wenn die richtigen Wege eingeſchlagen würden. Dieſe Wege ſind aber verſchiedene für die verſchiedenen Völker oder Stämme im deutſchen Lande. Einzelne Provinzen ſind einer ſolchen Liebe zum geſammten Deutſchland ſchon durch ihre Geſchichte ſeit hundert und mehreren Jahren näher gerückt, weil ſie vielleicht nie oder doch ſeit Langem kein ſelbſtſtändiges Gebiet bewohnten. So z. B. der Rheinländer; es iſt in ſeiner Geſchichte begründet, und erhärtet unſere gegebene Entwicklung, wenn er ſich eher und mehr als Deutſcher fühlt, denn als Preuße. Andere hingegen ſind durch ihre Geſchichte mit einem ſelbſtſtändigen Lande und Fürſtenhauſe verwachſen, und es bilden dieſe Beziehungen jene Liebe zum engen Vaterlande und zur Heimat, die ſich nie ungerächt verletzen laſſen; denen eben deßwegen auch ein wahrer Patriotismus vollſtändig gerecht bleiben muß.

Sie ſehen ferner, ich ſtelle durchaus nicht in Abrede, daß ein Doppelverhältniß zu einem engeren und weiteren Vaterlande ſehr wohl möglich iſt, wie es die Geſchichte, namentlich Deutſchlands, oft genug als thatſächlich beſtehend vorführt. So fühlte der Bayer des Mittelalters ſich nicht bloß als Bayer, ſondern auch als Deutſcher, und es war ihm der Kaiſer nicht ſelten eben ſo werth, als der Wittelsbacher, ſein Herzog oder Kurfürſt. Allein das waren Verhältniſſe, die das Leben hervorbrachte und pflegte, wie ſie den Wechſelfällen des Lebens unterworfen blieben. Es konnte deßwegen das engere Vaterland vom weiteren zurückgedrängt werden, wie auch das weitere hinwiederum dem engeren weichen mußte, je nachdem das eine oder andere ſich mehr als Vaterland erwies. Eben deßhalb war dieſes Doppelverhältniß aber auch nur ſelten und dann nur kurze Zeit wohlthuend, denn die beiden Herren alterirten ſehr oft ihre Stellung, was jederzeit eine Alteration der Geſinnungen im Lande zur Folge hatte. War in den erſten Zeiten der Kaiſer dem einzelnen Lande ferner, ſo trat er ſpäter mehr in den Vordergrund, bis er zuletzt in's Gebiet der Schatten zurückſank. Ich will damit dieſen Verhältniſſen im Allgemeinen das Horoskop nicht ſtellen; genug, ich erkenne ihre Möglichkeit und ihr vielfaches thatſächliches Beſtehen an, aber eben damit auch wiederum ihre Berechtigung.

Digitized by Google

Gerade darin zeigt sich dieser moderne Patriotismus so ganz unpatriotisch, daß er diese Wurzeln jedes wahren Patriotismus zertritt. Er ist eben etwas Gemachtes, von Einigen Erdachtes und Gewolltes, eine äußere Form, in welche die Masse mit Zwang und Gewalt getrieben werden soll. Daher das Lärmen und Hämmern von der einen Seite, und das Widerstehen und Gähren von der andern. So etwas kommt beim gesunden Patriotismus nicht vor; geräuschlos und sicher wächst er und umrankt unvermerkt weit verbreitete Völker; und die er ergreift, freuen sich seiner Liebe und winden seinen schönsten Zweig um die heitere Stirne.

Was also ist eigentlich dieser moderne Patriotismus? Ich sagte es Ihnen ja gleich Anfangs, ein chamäleonartiges Ding, das sich unter den Händen des Beobachters in's Unbestimmte verläuft. Lassen Sie uns indessen den Muth nicht verlieren, vielleicht gelingt es doch noch, den Proteus zu fassen, und zwar wollen wir nun an ihn selbst die Frage richten. Wir dürfen natürlich auf keine einfache und bestimmte Antwort hoffen, besonders wenn wir unsere Zeit um Definitionen bitten; allein es ist immer interessant und jedenfalls belehrend, zu hören, wofür sich der Kerl hält. Schließen wir denn den Zauberkreis und berufen wir die Schriftgelehrten und Pharisäer, vorab „die Sauhirten" des deutschen Reiches — ich kann nicht dafür, daß Se. Durchlaucht dies Wort gebrauchte; die Partei klatschte homerischen Beifall: volenti non fit injuria. — Fürchten Sie nicht, die Beschwörung geht leichter als jene der Baalpfaffen. Seitdem nämlich die Gottheiten öfter ihre Diener im Stich gelassen haben, wie es damals geschehen, ist man dahin übereingekommen, daß der Gott immer durch seine Priester reden soll. Es gibt uns also die obengenannte ehrenwerthe Versammlung die kathedratische Entscheidung: Patriotismus ist das nationale Bewußtsein. Alles ist entzückt und mit Blitzesschnelle fährt das geflügelte Wort von Mund zu Mund, von Bengel zu Bengel, und das Land trinkt daraus patriotische Nahrung. Lassen wir den Hexensabbat in Gottes Namen weiter toben, und betrachten wir uns das erhaltene Orakel näher.

„Nationales Bewußtsein," eine nette Definition das! Wir dürfen also genau von vorn anfangen, denn das ist ja wieder ein leidiges Fremdwort. Indessen können wir uns kürzer fassen, theils wegen der vorausgehenden Erörterungen, theils weil der Nationalismus bereits früher in diesen Blättern beleuchtet worden, und Ihnen endlich

Digitized by Google

ohne Zweifel bekannt iſt, was Conſtantin Frantz darüber in ſeiner vorzüglichen Schrift: Die Religion des Nationalliberalismus zuſammengeſtellt hat. Erlauben Sie mir aber doch, die Frage kurz von der Seite zu erörtern, von welcher ſie in unſerer Entwicklung betrachtet werden muß.

Mit dem Worte Nation wurde, wie der Urſprung des Wortes darthut, anfänglich die einheitliche Abſtammung und ſomit die nähere oder entferntere Verwandtſchaft des Blutes bezeichnet. Weil dieſe Einheit des Blutes eine größere Einheit des Charakters, folglich der Sitten und Gebräuche nach ſich zieht, ſo reden wir noch heute von Nationalitäten, worin der Name Nation in ſeiner anfänglichen Bedeutung durchklingt. Später hat das Wort Nation eine Modification ſeiner Bedeutung erfahren. Da nämlich die ſtammverwandten Geſchlechter auch in der Regel mehr oder weniger zuſammen wohnten und lebten und wanderten, ſo bildeten ſie den Grundſtock der Völker, die als ſolche in die Geſchichte eintraten und größere oder kleinere Staaten oder Reiche gründeten. War nun ein Reich von größerer Ausdehnung, das zugleich vorwiegend von verwandten Stämmen bewohnt war, ſo nannte und nennt man dieſes Reich auch Nation. So reden wir von der franzöſiſchen oder deutſchen Nation. Es iſt leicht einzuſehen, daß hier das Wort nicht mehr in ſeinem eigentlichen Sinn genommen wird, indem bereits politiſche Beziehungen hineinſpielen. Die Nationen ſind nämlich eigentlich nichts anderes als die nothwendigen Reſultate der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes unter den gegebenen Verhältniſſen in Beziehung auf die Verwandtſchaft des Blutes.

Ich möchte nicht zu ſehr betonen, daß ſie ein Reſultat der Sünde ſind; denn man kann dieſes doch nur in ſoweit behaupten, als man den paradieſiſchen Zuſtand im Auge hat, der allerdings durch die Sünde verloren ging, der aber durchaus nicht ein rein natürlicher Zuſtand genannt werden darf. Das Auseinandergehen des Menſchengeſchlechtes in die verſchiedenen Nationen, die jetzt auf der Erde leben, hat factiſch allerdings ſeinen Grund in der Sünde; es wäre wohl nicht, jedenfalls nicht in ſo degenerirender Weiſe eingetreten, wenn die Sünde nicht geſchehen wäre; aber daß es überhaupt nicht geſchehen wäre, und namentlich, daß es auch dann nicht geſchehen wäre, wenn Gott den Menſchen erſchaffen und belaſſen hätte, wie er heute geboren wird, was er nach katholiſcher Lehre hätte thun können, das dürfte kaum beweisbar ſein.

Digitized by

Es ist allerdings richtig, daß die Verschiedenheit der Sprachen ein Hauptelement in der Frage der Nationen bildet, sowie daß nach christlicher Anschauung die Sprachenverwirrung als Strafe über die Menschen verhängt wurde. Allein wenn auch, so ist damit nur gesagt, wie im gegenwärtigen Verlaufe der Dinge die Sprachenverschiedenheit entstand; es ist aber nicht in Abrede gestellt, daß eine gewisse Verschiedenheit auch auf andere Weise hätte entstehen können. Endlich aber ist die Sprache nur ein äußeres Criterium zur Bestimmung der Nationalitäten, ihr inneres Wesen liegt in der gesammten Anlage und Entwicklung des Individuums, Geschlechtes oder Stammes. Daher unterscheiden wir nicht selten noch jetzt einzelne fremde Familien und Individuen mitten in einer Nation als fremdartig, wiewohl sie vielleicht keine andere Sprache sprechen, als die der Nation, bei der sie leben.

Steht nun diese Wesenheit dessen, was wir Nation nennen, in der entwickelten Weise fest, so ist dadurch allein schon ihre untergeordnete Bedeutung für unser soziales Leben und speciell für das, was wir Patriotismus nennen, zur Genüge dargethan. Verstehen wir nämlich unter socialem Leben nicht so fast die animalische Entwicklung unseres Daseins, wie man dieses etwa von vielen Arten gesellig lebender Thiere sagen könnte, sondern vielmehr unser vereintes Thun und Lassen, ein Freuen und Leiden, Hassen und Lieben, so ist klar, daß die zur Nationalität gehörigen Elemente hiebei ebensowenig in Betracht kommen, als etwa die Gleichheit der Charaktere, oder die Ähnlichkeit der Gesichtszüge. Ich läugne nicht, daß eine gewisse Sympathie zwischen den verwandten Stämmen besteht, im Gegentheil, gerade dieses behaupte ich; aber es ist eine Sympathie der Natur, nicht des Lebens, wie etwa auch an der Harfe die gleichgestimmten Saiten sympathisiren, oder wie auch Sympathien zwischen ähnlichen Individuen verschiedener Stämme stattfinden. Will man unser soziales Leben nicht wie jenes der Thiere bestimmen — insofern gehört das Nationalitätsprincip ganz in unsere materielle Descendenz-Philosophie — sondern will man die Geschichte als die Sphäre des Menschenlebens gelten lassen, so hat das nationale Element für Heimat, Vaterland und Patriotismus eine sehr untergeordnete Bedeutung, die sich der Willkür entzieht.

Das nationale Bewußtsein, unter dem sich offenbar nichts Anderes denken läßt als die natürliche Sympathie der näheren oder entfernteren Verwandtschaft, steht ganz anderen Lebensbeziehungen gegenüber, die

Digitized by Google

dem Einzelnen wie dem Geſammtvolke weit über zufällige Naturtriebe gehen müſſen, ich meine die Verſchlingungen und Bande, welche Jahrhunderte geknüpft haben in gegenſeitiger Hilfe und Dienſtleiſtung, und die endlich zu Rechten und Pflichten geworden ſind. Treulos nennen wir den Freund, mit dem wir in den Tagen der Noth das Letzte getheilt, wenn er über Nacht einem andern anhängt, weil er erfahren, daß deſſen Urgroßmutter ſeinen Großvater als ihr Kind auf den Knieen ſchaukelte. Noch viel treuloſer freilich das Weib, das aus ähnlichen Gründen den im Stiche läßt, dem es ſich zu eigen gegeben. Was thun aber dieſe alle anderes, als ſie folgen dem Nationalitätsprincip!

Von gewiſſer Seite wird man uns hier einwenden: Was für den Einzelnen gilt, gilt nicht für die Völker; das Naturgeſetz, hat man an ſehr competenter Stelle geſagt, wie Sie ſich ohne Zweifel erinnern werden, regelt die Privatverhältniſſe, aber nicht die Staatsökonomie. Und die Enthüllungen der letzten Jahre haben dargethan, daß man dieſen Grundſatz nicht bloß in der Theorie gelten läßt. Profeſſor Huber hat in ſeiner Geſchichte des Jeſuitenordens zu dem Satz: Der Zweck heiligt die Mittel, eine ſehr inſtructive Erläuterung gegeben, worin er denſelben vor allem dem Staatsleben vindicirt wiſſen will[1]. Und wie oft ſind wir ſeitdem in Kammern und

---

[1] Als wir von dieſem Buche hörten, glaubten wir dasſelbe beſprechen zu müſſen; als wir es geſehen hatten, war es uns klar, daß es einer Beſprechung nicht werth iſt, denn wer die Lüge nicht liebt, wird durch dieſes Buch nicht beirrt. Nur eine Bemerkung erlauben Sie mir hierher zu ſetzen. Bei Abſchließung ſeiner gemeinen Arbeit hat Huber eine bange Ahnung beſchlichen, die ihn zu folgenden Worten veranlaßte: „Wie ehedem der Proteſtantismus, ſo iſt heute der Liberalismus der unerbittlichſte Feind des Jeſuitismus; doch erſt dann, wenn es jenem nicht gelänge, in ſichern Bahnen die Cultur fortzuführen, wenn ein wahnwitziger Radicalismus den Bau des modernen Staates aus den Fugen würfe und die ethiſchen Mächte im Bewußtſein der Zeiten verdunkelte, könnte der Jeſuitismus hoffen, auf den Trümmern unſerer Civiliſation noch einmal ſeine Herrſchaft zu errichten“ (S. 563).

Hoffen thun wir Solches nicht, weil nicht die Welt für uns da iſt, ſondern wir für die Welt; aber **die tiefſte Überzeugung** haben wir, daß es ſo kommen wird. Wie wenig es dem Liberalismus gelingt, „die Cultur in ſicheren Bahnen fortzuführen“, wie ſehr ein „wahnwitziger Radicalismus den Bau des modernen Staats aus den Fugen reißt“, und wie ſehr „die ethiſchen Mächte im Bewußtſein der Zeiten ſich verdunkeln“, das iſt uns mit Fraktur in's Fleiſch geſchnitten worden, und den Commentar zur Geneſis und Bedeutung dieſer Großthat des deutſchen Reiches hat Hubers Buch gegeben, zu dem die Coryphäen der „deutſchen Wiſſenſchaft“ ihr Beſtes beigetragen. Wo die Jugend in ſolchen Händen iſt, und die Wahrheit ſo mißhandelt wird, da werden „die ethiſchen Mächte der Zeiten verdunkelt“; und wo der Zweck jedes

Digitized by Google

bei andern Veranlaſſungen dem Principe begegnet, dem Staate iſt erlaubt, was ihm erſprießlich ſcheint.

Es iſt leicht, die Unwahrheit dieſer Sätze darzuthun; am ſchärfſten richtet ſich jedoch Irrthum ſtets ſelbſt, wenn er ſchamlos genug geworden, ſich offen auszuſprechen. So geht es auch mit dieſem Princip der modernen Diplomatie. In der Form, die ihm an officieller Stelle gegeben worden: „das Naturgeſetz ordnet nur das Privatleben, nicht aber das Leben der Staaten," liegt auch ſeine Unwahrheit ſcharf gezeichnet, zugleich mit dem Charakter des Geiſtes, der ſich eines ſolchen Principes bedient; denn es iſt einleuchtend, daß nur die Widernatur vom Naturgeſetz eximirt iſt. Indeſſen, wie einleuchtend dieſes immer iſt, unſere „Gebildeten" ſehen es nicht ein, und die urtheilsunfähige Menge der mittleren Klaſſen, in deren Händen die öffentlichen Organe liegen, bewundern die Ungerechtigkeit als Großthat und lallen taumelnd nach, was ihnen vorgebetet worden. Nur der Pöbel überſetzt mit inſtinktiver Richtigkeit die Principien der Großen in ſeine Sprache, und zerreißt nach innen, was nach außen gebaut worden, ſo daß buchſtäblich in Erfüllung geht: „wie gewonnen, ſo zerronnen."

Verzeihen Sie dieſe Epiſode. Überhaupt fürchte ich, Sie bereits mehr als chriſtlich iſt ermüdet zu haben und eile zum Schluß. Unſere Beleuchtung des nationalen Bewußtſeins hat auf's Neue dargethan, daß dieſer moderne Patriotismus etwas Gemachtes iſt, dem alles Leben, alle Wahrheit abgeht; ja es trat hier beſonders hervor, was ſich aus den erſten Entwicklungen ſehr leicht auch hätte ableiten laſſen, wie er ganz und gar unberechtigt iſt und vielerlei Rechtsverletzungen in ſich ſchließt und mit ſich bringt, wie dieß jeder Unwahrheit weſentlich iſt. Den Namen Patriotismus aber verdient er in keiner Weiſe, da ſein Object nicht mehr von der Heimat beſitzt, als etwa der Moloch von den Kindern, die man ihm in den glühenden Bauch geworfen hat. Eben dieſer Gegenſatz, um nicht zu ſagen dieſe Feindſchaft zwiſchen Heimat und (weiterem) Vaterland iſt das Widernatürliche im modernen Patriotismus. Wenn ein derartiges Doppelverhältniß dauernd zu Stande

---

Mittel heiligt, wie es Huber hier des weiteren erläutert, da „reißt wahnwitziger Radicalismus den Bau des modernen Staats aus den Fugen"; von Cultur aber haben wir nichts als den Namen, ſo lange wir von Lüge und Haß leben. Deßwegen bleiben wir in der Nähe; nicht um ſpottend Hohn zu lachen, wenn das Narrenſchiff zerſchellt, ſondern um beim Schiffbruch Böſes mit Gutem zu vergelten. Die uns kennen, wiſſen es, und die es nicht wiſſen, wollen es nicht wiſſen.

Digitized by

kommen ſoll, dann muß das weitere Vaterland als concentriſcher Kreis um das engere gelegt ſein, es muß das Vaterland des Vaterlandes ſein, oder dem Vaterlande ſein, was das Vaterland der Heimat iſt. Dann legt ſich auch die Begeiſterung für das größere Vaterland harmoniſch um die Liebe zum engeren Vaterlande und zur Heimat. Wenn aber das größere Land das kleinere erdrückt, die Heimat verräth, ſo iſt die ganze Ordnung der Gefühle geſtört, und es kann die geſunde Natur unmöglich zur Ruhe kommen, bis ſie entweder corrumpirt wird oder die widernatürliche Gewalt überwindet.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, meine Gedanken klar darzulegen. Laſſen Sie mich das Reſultat kurz zuſammenſtellen. Wir haben zunächſt die erſten Wurzeln jedes wahren Patriotismus aufgedeckt und ſein ſicheres geräuſchloſes Gedeihen beleuchtet; demnach hat ſich der moderne Patriotismus als ein Eindringling bei uns erwieſen, deſſen Charakter mit unſerm Leben nichts gemein hat. Als er in der Verzweiflung ſeines Herzens tiefer griff, und ſich als nationales Bewußtſein Heimatrecht und Primogenitur zugleich erſchleichen wollte, haben wir ihn aus ſeinen Worten gerichtet und als blinden Naturtrieb zu den Thieren des Waldes oder doch jedenfalls in unſere Zuchthäuſer verwieſen.

Damit iſt freilich die Frage über den Patriotismus noch kaum begonnen. Denn wir haben einſtweilen nur ſein Entſtehen geprüft. Das weit wichtigere Weſen desſelben, ſeine fernere Entwicklung, ſowie ſein Verhältniß zu andern Reſultaten der Natur oder Werken der Gnade, blieb unerörtert. Aber was wäre es auch für eine Epiſtel geworden, wenn dieſes alles auf einmal hätte behandelt werden ſollen?

So pflegen wir denn einſtweilen mit Sorgfalt die heiligen Empfindungen, welche jedes geſittete Herz für Heimat und Vaterland nährt; nicht in unverſtändiger Weichlichkeit und genußſüchtiger Trägheit, ſondern in Klarheit und Kraft, ſo daß wir kämpfen bis zum letzten Athemzug, denen, die uns die Theuerſten ſind, Verderben und Schmach fernzuhalten, dauerndes Gedeihen aller wahren Größe zu vermitteln. Mag ſein, daß wir immer noch weniger Glauben finden, ja daß unſer Mühen gänzlich vereitelt wird; wir haben das Bewußtſein unſerer Liebe und die Gewißheit der Zukunft. Späte Nachkommen werden die verworrenen Lügen der Gegenwart entwirren, und liebend unſere Gräber unter den Mauſoleen unſerer Gegner aufſuchen; möge es nicht zu ſpät geſchehen, damit es nicht die hoffnungsloſe Arbeit armer Wittwen und

Digitized by

Waiſen bleibe, der Reſte all' der Schätze und Kräfte, die wir liebten und vertheidigten.

H. J. v. Fugger S. J.

Geſchichte der Auflehnung gegen die päpſtliche Auctorität.

XIV.

Quesnel und die Bulle Unigenitus. 1671—1717.

(Schluß.)

4. Die Bulle Unigenitus und die Lehren Quesnels. — Endlich erſchien am 8. September 1713 trotz aller ächten oder erkünſtelten Hoffnung, ſie zu hintertreiben, die längſt gefürchtete Bulle Unigenitus, welche das Neue Teſtament Quesnels verdammte, und daraus namentlich 101 Sätze verwarf. Dieſe Sätze waren ſo zuſammengeſtellt, daß daraus das ganze Syſtem der verderblichen Lehre der Neu-Janſeniſten hervorging. Man kann ſie füglich in drei Klaſſen eintheilen, von denen die erſte über die 43 erſten Sätze ſich erſtreckt, die von der Gnade und der Auserwählung handeln. In dieſen hauptſächlich ſind die fünf Propoſitionen des Janſenius enthalten[1]. Die nächſten 28 Sätze handeln von den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, von der Furcht und den entgegengeſetzten Laſtern. In denſelben iſt das Grundprincip des Janſenismus ausgeſprochen, jene doppelte Liebe, die den Menſchen zum Göttlichen oder zum Irdiſchen unwiderſtehlich hinzieht. Die letzten 30 Sätze verbreiten ſich über die Sacramente, die Disciplin und die Kirche. Darin wird der reinſte Richerismus wieder aufgewärmt, der die kirchliche Gewalt in das Volk,

---

[1] Folgendes iſt die Parallele zwiſchen den fünf Sätzen des Janſenius und denen Quesnels: I. 1, 2, 3, 19, 20; II. 2, 9, 10, 11, 13, 16, 17, 18, 20, 21, 24, 25; III. 6, 7, 22, 23; IV. 2, 11, 15, 16; V. 12, 30, 31, 32. Dissert., quibus bulla Unigenitus contra librum: Inclementia Clementis XI. auct. Frickio defenditur. Aug. Vind. 1718. 4°. pag. 136—143. Bolgeni, fatti dommat. n. 320—323. Biner, appar. erud. VIII. pag. 879. 897. Neueſte Sammlung u. ſ. f. Bd. 15. p. 3—29. — Graveron, epistolae ad amicum. Venetiis 1761 in 4°. tom. II. I. 133—138. — La Réalité du concile de Bourgfontaine IV. Partie, 4 art., §. 5. pag. 287.

Digitized by Google

nicht in die Hirten und nicht in das Lehramt verlegt. Dieses erhellt am deutlichsten aus der 90. These, welche die Beistimmung, wenigstens die stillschweigende, der ganzen Kirche verlangt, damit die obersten Hirten die Excommunication verhängen dürfen. Überhaupt zerstört Quesnel das ganze Wesen der Kirche und läugnet ihre Sichtbarkeit. Obgleich er in den 101 Sätzen vom Papste nicht direct spricht, so ist es doch einleuchtend, wie seine Grundsätze nicht nur die Prärogative der Unfehlbarkeit desselben, sondern auch seinen Primat vernichten mußten.

Mit zwanzig verschiedenen Bezeichnungen hatte Clemens XI. die ausgezogenen Sätze Quesnels als falsch, scandalös, verführerisch, verwegen, irrig, aufrührerisch, gottlos, häretisch u. s. f. in globo verdammt, das heißt, er hatte alle Sätze verworfen, aber bei jedem einzelnen derselben nicht gesagt, ob gerade dieser falsch oder gottlos oder häretisch u. s. f. sei. Diese Art der Verdammung unkatholischer Lehren war von frühester Zeit gebräuchlich und wurde namentlich auch von Leo X. in der Bulle gegen Luthers Irrthümer angewandt. Für gläubige Christen von gesundem Verstande war ein solches Urtheil hinreichend, um zu wissen, daß sie die verworfenen Lehren nicht annehmen dürften, aber nicht für Jansenisten und Quesnelisten [1]. Diese verlangten genau zu wissen, ob irgend ein Satz gottlos, oder ob er häretisch sei; wäre er bloß gottlos, so meinten sie nämlich, mit demselben sich vertragen zu können, ohne deßhalb mit der Kirche oder der katholischen Lehre in Conflict zu gerathen.

Aus der Unbestimmtheit, in welchem Grade irgend ein Satz aus den 101 verwerflich sei, bemühten sich die Jansenisten weiter zu folgern, die ganze Bulle sei keine dogmatische, sei keine Glaubensregel, sondern lediglich eine Disciplinarsache, die daher auch umgeändert werden könne, und welcher durch den bloß äußerlichen Gehorsam Genüge geleistet werde [2]. Diese Behauptung, welche mit dem Urtheile der Päpste, mehrerer Concilien, der meisten Bischöfe, kurz mit der ganzen katholischen Welt im Widerspruche steht, konnte nur durch die sonderbare Ansicht sich Eingang verschaffen, daß eine Lehre nur dann von der Kirche verdammt sei, wenn sie als eine häretische bezeichnet werde. Merkwür-

---

[1] Bolgeni, fatti dommatici n. 350—359. Theologiae cursus completus ed. Migne X. 532. — Christophorus de Beaumont Archiep. Parisiens. de turbis Galliae modernis, Instr. pastor. 19. Sept. 1756. n. 128—140.

[2] Bolgeni, l. c. n. 360—363. Theologiae cursus etc. l. c. X. 619—632.

Digitized by Google

diger ist es, daß später selbst katholische Schriftsteller mit den Jansenisten hierin Hand in Hand gingen. Gazzaniga[1] bestreitet der Bulle Unigenitus ganz trocken den Charakter einer Glaubensregel und stützt sich auf das Beispiel der französischen Bischöfe, die sie ebenfalls nicht als eine solche anerkennen sollen. Diese aber schrieben dem Könige am 4. Mai 1728 gegen 50 appellirende Advocaten, die Appellation von der Bulle sei deßwegen nicht zulässig, weil diese ein unabänderliches Urtheil (also eine Glaubensregel) sei, das weder der Papst noch ein Concil umstoßen könne[2].

Unter dem Einfluß dieser Ideen bereitete sich jetzt eine Revolution vor, die bis zum völligen Schisma auswuchs. Die Jansenisten setzten das Schlagwort in Umlauf, und ein größeres Publikum gewöhnte sich an den Bären, eine Lehre, die nicht mit dem schwärzesten Brandmal der Häresie gestempelt sei, sei nicht unkatholisch. Es war kein bedeutender Sprung, auch zur Kehrseite dieses Satzes zu kommen und zu sagen, was nicht formell unter Strafe des Bannes entschieden sei, sei nicht katholische Lehre. Dahin gehörte die Lehre von dem unfehlbaren Papste, die mit solchen Grundsätzen bei einem großen Theile des Volkes und sogar bei der Geistlichkeit verdunkelt und in Vergessenheit gebracht werden mußte.

5. Die Vorzeichen des nahenden Sturmes bis zum Tode Ludwigs XIV. 1. Sept. 1715. — In fast allen katholischen Ländern stieß die Publication und die Annahme der Bulle auf keine Schwierigkeiten, namentlich fand dieselbe in Österreich ungehindert statt, wovon noch später die Rede sein wird[3]. In Frankreich dagegen zeigten sich sogleich einige Verwicklungen. Am 24. September langte die Bulle in Paris an und Noailles widerrief am 28. September, wahrscheinlich um sich von der Publication nicht überraschen zu lassen, seine frühere Approbation des Neuen Testamentes, ohne jedoch Quesnels Buch eines Irrthums zu beschuldigen.

Auf der Versammlung des Klerus, die wegen der Publication der Bulle auf den 16. October 1713 berufen und sogleich von 42 Bi-

---

[1] Gazzaniga, Prael. theol. de Gratia diss. 4. c. 6. n. 84.

[2] Bolgeni, l. c. n. 361. Lafiteau, lib. V. n. 176.

[3] Ein Verzeichniß der einzelnen Länder bringt Languet Ep. Suession. Instit. pastorales, monitum ad Appellantes II. Duaci 1720 in 4° pag. 7—22, und einen Auszug daraus Cursus Theol. compl. ed. Migne X. pag. 555. — Siehe auch: Neueste Sammlung u. s. f. Bd. 14. II. S. 117.

Digitized by Google

ſchöfen beſucht wurde, erſchien ſofort Noailles an der Spitze der Gegner derſelben. Er wünſchte, der Bulle eine Einleitung vorausgehen zu laſſen, mit der Abſicht, darin die 101 Sätze zu erläutern und zu erklären, in welchem Sinne ſie verwerflich wären, weil die Bulle dunkel ſei. Dem Verlangen lag die Abſicht zu Grunde, auf's Neue das Spiel der Unterſcheidung zwiſchen dem Rechte und der Thatſache zu beginnen und dann Quesnels Sinn ganz unſchuldig zu finden. Als jedoch dieſes Project abgewieſen wurde und es der Mehrheit gegen die Anſicht der Weiterſehenden gefiel, der Bulle nach einiger Zeit ein Paſtoralſchreiben folgen zu laſſen, ſchloß Noailles mit ſeinem Anhang derſelben ſich an. Dieß fiel aber nicht nach dem Geſchmack Noailles' aus, weil es nicht den guten und ſchlechten Sinn der Propoſitionen unterſchied; daher beſchloß er mit acht andern Biſchöfen am 12. Januar 1714, von der Verſammlung ſich zu entfernen; aber ein ſtrenges Gebot des Königs befahl die Theilnahme, weil es denjenigen, die der Verſammlung beizuwohnen die Pflicht hätten, nicht geſtattet ſein könne, nach Belieben ſich zu entfernen.

So mußte dieſe kleine, allen Gründen unzugängliche Oppoſition der Verſammlung beiwohnen. Hier bemühte ſie ſich, zu bewirken, daß der projectirte Paſtoralunterricht über die Bulle verfaßt und genehmigt werde, bevor die Bulle ſelbſt angenommen würde [1]. Der Zweck dieſes Vorſchlags zeigte ſich ſpäter, aber er wurde verworfen, und am 23. Januar ſtimmten vierzig Biſchöfe für einfache Annahme der Conſtitution Unigenitus. Eine Minorität von neun Biſchöfen verweigerte die Unterſchrift, weil ſie nur das Recht, nicht aber die Thatſache anerkennen könnten, d. h. die cenſurirten Sätze mögen falſch ſein in irgend einem Sinne, nur nicht in dem Quesnels. Einige Tage ſpäter, am 1. Februar, wurde der Hirtenbrief verleſen und von allen Biſchöfen, außer von Noailles und ſeinem Anhange genehmigt, denn die Bulle, ſagten dieſe Opponenten, ſei dunkel, man müſſe daher eine Erklärung vom Papſte begehren. Wirklich richteten ſie am 5. Februar, an welchem Tage die übrigen Biſchöfe ein Dankſchreiben an den Papſt ſandten und die Acten der Verſammlung ſchloſſen, auch ihrerſeits einen Brief an den heiligen Vater mit der Bitte, er möge den Sinn ſeiner Conſtitution erläutern [2]. Dem Könige gegenüber, der über das Benehmen der Partei höchlich erbittert war,

[1] Lafiteau, l. I. n. 210. Harduin XI. 1642.

[2] Fleury, tom. 68. pag. 590. 618. Harduin XI. 1643.

rückten sie sogar mit der Behauptung heraus, die Versammlung habe eigentlich den Papst betrogen, indem sie vorgebe, die Bulle pure et simpliciter angenommen zu haben, da doch diese Annahme bloß im Sinne des beigefügten Pastoralschreibens geschehen sei.

Alle diese Manöver hatten nur das Eine Ziel, zu bewirken, daß die Bulle als dunkel und unsicher angesehen werde. Die dem Könige gegebene Erklärung war aber vollständig unwahr. Nicht nur war die Instruction der vorausgegangenen Annahme gefolgt, also diese ohne Beziehung auf die Instruction geschehen, sondern es war ausdrücklich gesagt worden, se librum Quesnelli et extractas ex eo 101 Propositiones eo modo damnare ... (quo) a S. Pontifice damnatae sunt. Die Instruction selbst enthielt keine Beschreibung der Bulle, sondern eine Rechtfertigung derselben adversus novas concertationes malignasque malevolorum interpretationes [1], wie es in den Acten der Versammlung heißt.

Der König befahl hierauf dem Parlamente, die Bulle einzuregistriren. Das geschah am 15. Februar, aber auf eine Weise, die für den Papst höchst beleidigend war und ihn zu Klagen veranlaßte. In der Klausel nämlich war eine Verwahrung enthalten gegen alle im Reiche nicht angenommenen Decrete, gegen die Verletzung der gallicanischen Freiheiten, der Rechte der Krone, der bischöflichen Macht und Jurisdiction, und endlich hieß es: Sans que la condamnation des propositions qui regardent la matière de l'excommunication puissent donner atteinte aux maximes et usages du royaume. Damit war die Verdammung der 91. These Quesnels gemeint: „man muß sich nie durch die Furcht einer ungerechten Excommunication von seiner Pflicht abhalten lassen." Die sehr vorsichtigen Herren witterten sogleich großes Unglück für Frankreich, daß irgend ein Unterthan dem König aus angeblicher Furcht vor Excommunication den Gehorsam aufkünden könnte. Das lag aber nicht in der Censur enthalten, denn der contradictorische Satz der These lautet: es kann Fälle geben, in welchen man sich wegen einer ungerechten Excommunication von der

[1] Einen Auszug der Instruction bringt Fleury, tom. 68, pag. 600, und eine herrliche, aber von gallikanischem Freigeschmack nicht ganz freie Widerlegung, daß die Bulle nur limitirt angenommen worden sei, gibt Card. de Rohan, einer der Häupter der Versammlung, in der Antwort auf die Anfrage des Erzbischofs von Arles. Languet, der Erzbischof von Soissons, hat sie in seiner zweiten Institutio pastoralis vom 15. Juni 1718 (Duaci 1720, pag. 117) aufgenommen.

Digitized by

Erfüllung einer Pflicht enthalten muß, wie z. B. der ungerecht Excommunicirte nicht zur Ostercommunion gehen darf [1].

An die Sorbonne war ebenfalls ein königlicher Befehl ergangen, die Bulle einzutragen. An dem dazu bestimmten Tage, am 1. März, wurde aber den Mitgliedern ein Hirtenschreiben des Cardinals Noailles mitgetheilt, welches ganz frisch und feucht aus der Druckerei kam, aber das Datum vom 25. Februar trug. Darin erklärte der Erzbischof, die päpstliche Bulle sei dunkel, deßwegen habe er sich an den Papst um Aufschluß gewandt, bis dahin verbiete er unter Strafe der Suspension ipso facto incurrendam, vermöge der von Gott ihm verliehenen Auctorität, ohne seine erzbischöfliche oberhirtliche Genehmigung besagte Bulle zu empfangen oder davon Gebrauch zu machen [2]. — Dieser insolente Erlaß mußte nicht lange auf die verdiente Rüge warten, denn der Papst setzte ihn am 26. März unter die verbotenen Schriften. Die Sorbonne ließ sich durch den Schreckschuß um so weniger einschüchtern, als sie unmittelbar unter dem Papste stand, obgleich die Parteigänger des Cardinals (Witasse, Leger, Habert, Dupin u. A.) sich alle Mühe gaben. Mit großer Stimmenmehrheit (97 gegen 31) beschlossen daher am 5. März die anwesenden Doctores die Einregistrirung der Bulle und den Ausschluß Derjenigen aus der Sorbonne, welche in Schrift oder That sie anfeinden würden. Bei der feierlichen Verlesung der Beschlüsse aber am 10. März zeigte sich gar keine Minorität [3]. — Bald hierauf wollten aber 28 Doctores der Facultät von der Ungültigkeit der Beschlüsse reden, da schritt der König mit Ernst ein durch Decret vom 10. April und gebot den Ausschluß derselben aus der Facultät und die Verbannung einiger aus der Stadt.

Die päpstliche Bulle nebst dem Pastoralunterricht der Versammlung wurde sämmtlichen französischen Bischöfen zugestellt, und in kurzer Frist schlossen sich jenen 40 der Versammlung noch 72 andere an. Nur sieben Bischöfe verharrten in Stillschweigen, so daß die Zahl der Opponenten

---

[1] Languet, Inst. past. I. n. 15. 33. — Beaumont, Instr. pastor. de turbis Galliae. Aug. Vind. 1757. pag. 113. — Lafiteau, lib. II. n. 10. 32. — Die Patentbriefe des Königs bei Harduin XI. 1649.

[2] Frickius, Inclementia Clementis pag. 98: Défendons sous peine de suspense encourue par le seul fait, d'exercer aucunes fonctions, ni actes de jurisdiction à l'égard de la dite Constitution, et de la recevoir indépendamment de l'autorité qu'il a plû à Dieu d'attacher à notre caractère.

[3] Lafiteau, l. II. n. 29. — Languet, II. n. 61.

Digitized by Google

mit jenen auf der Versammlung selbst 15 Bischöfe betrug, denn derjenige von Laon hatte sich schließlich noch der Majorität angeschlossen. Alle diese wollten über die Bulle sich nicht äußern, bis Clemens XI. die gehofften Erläuterungen gegeben habe. Indessen verdammten auch sie das Buch Quesnels mit Ausnahme des einzigen Bischofs Peter de la Broue von Mirepoix.

Der Papst wünschte, ernstlich einzuschreiten und namentlich den Noailles als Cardinal zur Verantwortung nach Rom zu ziehen. In diesem Sinne schrieb er am 8. Mai dem Könige und dem Nuntius in Paris. Der König war nicht abgeneigt, aber er mußte jetzt am Abend seines Lebens den Fluch seiner viel begünstigten gallicanischen Freiheiten ernten, die jeder entschiedenen Maßregel wie ein Bleigewicht sich anhingen. Noailles durfte diesen zufolge nicht in Rom gerichtet werden, und wirklich versprach er in Frankreich, sich bessern zu wollen, nur verlangte er Frist und viele Unterredungen. Diese wurden gewährt und am 20. Juni eröffnet; aber nachdem man bis Ende October geredet und unterhandelt hatte, stand man noch auf demselben Punkte wie im Anfange.

Nachdem diese Hoffnung vereitelt war, glaubte der König, durch ein Nationalconcil leichter zum Ziele gelangen zu können und schickte, um die Erlaubniß einzuholen, einen Gesandten, Amelot, nach Rom, der am 4. Januar 1715 daselbst anlangte. Der Papst aber war diesem Vorschlage sehr abgeneigt, weil bei den vielen Förmlichkeiten, wie die heikeln Gallicaner sie nur vertragen konnten, ein äußerst schleppender Gang vorauszusehen war. Clemens XI. zog es daher vor, am 26. Februar dem Könige zwei Breven für den Cardinal zuzustellen, ein gelindes und väterliches, welches nur dann überreicht werden dürfe, wenn Noailles sichere Hoffnung der Unterwerfung biete, was leider nie geschah, und ein strenges, drohendes, welches dem Könige nicht gefiel, weil darin einige für die empfindsamen gallicanischen Ohren harte Ausdrücke und Formeln enthalten waren.

Der König hielt aber ein Nationalconcil für so heilsam, daß er Miene machte, auch ohne päpstliche Genehmigung dasselbe halten zu lassen. Nach langen lästigen Verhandlungen willigte Clemens XI. endlich ein, „da der König seine Gedanken immer für die besseren halte," daß er an alle Opponenten ein Breve richte, worin er die Unterwerfung befehle; wenn diese aber sich nicht fügen wollten, so sollen sie vor einem Nationalconcil als Schuldige erscheinen, um gerichtet zu werden. Am

Digitized by

11. August empfing der König diese Antwort [1], aber sogleich stand man wieder vor dem Berg der gallicanischen Gewissensbisse. Das Parlament bemerkte, es sei ungerecht, die Bischöfe zur Unterwerfung zwingen zu wollen, weil man noch nicht wisse, ob die Bulle eine Glaubensregel sei, indem der Consens aller Bischöfe der Welt noch nicht constatirt sei, dazu bedürfe man aber noch einer geraumen Zeit, und vorher könne die Bulle nicht Staatsgesetz werden [2].

Es war schon der Tag bestimmt, an welchem der kränkelnde Ludwig XIV. selbst im Parlamente erscheinen wollte, um dort die letzte Stütze der Quesneliſten zu brechen, als er am 1. September 1715 starb und die Gestalt der Dinge für die Faction eine günstige Wendung nahm.

6. Der offene Aufruhr. 1. Sept. 1715 bis Dec. 1716. — An die Spitze der Regierung trat jetzt der sittenlose Herzog Philipp von Orleans. Dieser war zwar weder selbst Jansenist, noch ein eigentlicher Freund derselben, aber er hatte sich nie die Zeit genommen, in die Geschichte der Streitigkeiten klar hineinzublicken, daher glaubte er, der ganze Lärm, den er um sich hörte, sei nur dadurch entstanden, daß man von beiden Seiten zu schroff und rechthaberisch gewesen sei. Deßwegen erblickte er seine Rolle darin, ein Vermittler zu werden. Noailles gab ein halbes Versprechen, innerhalb eines Monats die Bulle annehmen zu wollen, und der Herzog schätzte sich überglücklich, durch Milde, Güte, Vergessen so leicht ein Ziel zu erreichen, welches Ludwig XIV. mit aller Anstrengung nie erreicht hatte. Um das, wie erwähnte, durch Härte verletzte Gemüth des Cardinals vollends zu gewinnen, machte er ihn zum Präsidenten des geheimen Gewissensrathes und gewährte ihm damit den wichtigsten Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer. Der Papst aber äußerte sich in einem Breve vom 1. October [3] an den Regenten sehr mißbilligend über die getroffene Wahl.

Es war natürlich, daß die Secte neu aufathmete und mit frischem Trotz an ihr Zerstörungswerk schritt. Eine Unzahl Schriften voll bitteren Hohnes gegen die Bulle Unigenitus und der zärtlichsten Theilnahme für Quesnel erschien fast Tag für Tag. Das meiste Aufsehen verursachten zwei anonyme Schriften, die gegen Ende 1714 in das Publikum

---

[1] Lafiteau, l. II. n. 112. 113. 115.

[2] Ibid. II. n. 119—121. Fleury, tom. 69. pag. 43.

[3] Clementis Brevia pag. 2091. — Lafiteau, lib. 3. n. 5.

Digitized by Google

gelangten. Die eine, Les Hexaples ou les six colonnes sur la constitution Unigenitus, hatte einen Licentiaten der Sorbonne, Jakob Fouillou († 1736), zum Verfasser; die andere, Du témoignage de la vérité dans l'église, war von Vivien de la Borde († 1784), einem Oratorianer. — Das erste bestand aus einer großen Anzahl Schrift- und Väterstellen, die zu dem Zwecke gesammelt, und wenn sie nicht ganz paßten, durch Einschiebung einzelner Worte und Sätze entstellt waren, um zu beweisen, die Sätze Quesnels seien ganz orthodox, die Bulle aber im Widerspruch gegen Schrift und Väter. Weit gefährlicher und umfassender waren die Grundsätze von de la Borde, der den reinsten Richerismus einzuführen sich bemühte. Sein Buch enthält zwei Theile. Im ersten erklärt er die Bedingungen, unter denen eine kirchliche Constitution Glaubensregel sein könne; ihnen zufolge sind nicht einmal die Concilien Richter in Glaubenssachen, sondern bloß Zeugen; damit die Zeugenschaft vollständig sei und infallibel, muß kein bedeutender Theil der Kirche dissentiren, und weil die Laien eben so gut wie die Bischöfe Zeugniß geben können, ist auch ihre Stimme erforderlich und wesentlich, daher müssen die Conciliarbeschlüsse durch die Gesammtkirche beurtheilt werden. Im zweiten Theile der Schrift werden die nothwendigen Eigenschaften einer Glaubensregel der Bulle Unigenitus abgestritten [1].

Alsbald verurtheilte das Parlament von Paris am 21. Febr. 1715, als der alte König noch lebte, diese verderbliche Schrift. Die Versammlung des Klerus, die seit dem 25. Mai tagte, ernannte ebenfalls eine Commission zur Untersuchung beider Bücher. Als Ludwig starb, hofften die Jansenisten das Verdammungsurtheil abwenden zu können, aber die Festigkeit der Bischöfe vereitelte bald ihr Hoffen. Dennoch wurde der Präsident der Versammlung, der Erzbischof von Narbonne, gewonnen; diesem gelang es, nachdem endlich am 29. Oct. beide Bücher verdammt worden, vom Regenten ein Verbot zu erwirken, die Censur vor Ablauf von drei Wochen drucken zu lassen. Nun verlangten die Bischöfe von der Urkunde authentische Abschriften zu nehmen, was der Erzbischof von Narbonne, aber nur nach dem hartnäckigsten Sträuben, zugeben mußte. Dieses geschah am 31. Oct. und nur durch diese Abschriften wurde die Censur erhalten und ihre Veröffentlichung ermöglicht, denn was die Bischöfe gefürchtet hatten, das geschah. Als diese nämlich gedruckt werden sollte,

[1] De turbis Galliae pag. 168 u. f. — Languet, III. pag. 48.

Digitized by

war das Original aus dem Archiv verſchwunden und kam erſt nach ſieben Jahren wieder zum Vorſchein [1].

Noch ärgerlicher faſt waren die Auftritte in der Sorbonne. Seitdem dieſelbe in Hyacinth Ravachette einen neuen Syndicus erhalten, hatten die Janſeniſten das Übergewicht erlangt. Nun hörte man Reden wie dieſe: die Bulle Unigenitus ſei eine Mißgeburt von Decret, die den Unglauben und die Ausgelaſſenheit nähre, ſie ſei eine verwünſchte Schrift, eine jener Pforten der Hölle, welche die Kirche nicht bewältigen könnten. Am 5. Dec. 1715 wurde beſchloſſen, das Decret von der Annahme der Bulle des 5. März 1715 ſei falſch und unterſchoben, denn an jenem Tage habe nur die Einregiſtrirung, aber nicht die Annahme ſtattgefunden [2]. Man beſchloß hierauf am 4. Jan. 1716 das Decret auszutilgen und die Druckkoſten desſelben denjenigen aufzubürden, welche es veranlaßt hätten; als hiergegen 22 Doctores an das Parlament appellirten, wurden ſie am 6. Febr. aus der Facultät ausgeſchloſſen. Andere Univerſitäten ahmten jetzt das Beiſpiel der Sorbonne nach, jene von Nantes am 2. Jan., die von Rheims am 26. Juni. Als die betreffenden Biſchöfe gegen den Unfug einſchreiten wollten, miſchten ſich die Parlamente in den Streit und ergriffen die Partei der Univerſitäten; dasjenige von Paris begünſtigte den offenen Aufruhr einiger Pfarrer und des Domcapitels von Rheims gegen den Erzbiſchof. Beſonders heftig wurde der Zorn des Parlaments und der übermüthigen Doctores gegen den Biſchof von Toulon, weil er am 14. März 1716 ſeinen Theologen verboten hatte, an der Sorbonne zu ſtudiren und weil mehrere Biſchöfe ihm darin nachgefolgt waren.

Den opponirenden Biſchöfen lag Alles daran, die Welt glauben zu machen, die päpſtliche Bulle könne in der Form, wie ſie vorlag, nicht angenommen werden, ſondern ſie bedürfe einer Erklärung. Es gelang ihnen wirklich, einige der acceptirenden Biſchöfe zu überreden, ſie würden ſich unterwerfen, wenn der Papſt ſich herbeiließe, eine Erklärung zu geben. Zehn derſelben unterzeichneten in dieſem Sinne eine Bittſchrift an den Papſt, weil zu hoffen ſei, daß er eher ihnen als den Opponenten willfahren werde. Das Aktenſtück, dem noch 8 der widerſetzlichen Biſchöfe ſich angeſchloſſen hatten, ging jedoch nicht nach Rom, ſondern nach Holland und dort publicirten die Janſeniſtenblätter, es hätten jetzt ſchon

[1] Lafiteau, l. 3. n. 9—38.

[2] Lafiteau, lib. 3. n. 36. 33. — Fleury, tom. 69. pag. 88.

Digitized by Google

30 Bischöfe die Bulle dunkel gefunden und daher um Aufklärung sich nach Rom gewandt. Sogleich wurde aber der gespielte Betrug aufgedeckt, indem die zehn Bischöfe erklärten, der veröffentlichte Brief sei verfälscht und ihre Unterschrift habe nicht, wie ausgegeben werde, die Bedeutung, die Annahme der Bulle von der verlangten Erklärung abhängig zu machen[1].

Bei so zahlreichen Symptomen einer täglich offener werdenden Rebellion schwankte der Papst rathlos hin und her, was zu thun sei. Er hätte Lust gehabt, gegen die opponirenden Bischöfe, in denen der eigentliche Kern des Aufstandes lag, ein Strafverfahren einzuleiten, aber die unheilvolle Gewitterwolke der gallicanischen Freiheiten stand immer drohend vor seiner Seele. Papst Urban VIII. war 1632 gegen Renatus von Rieux, Bischof von Leon, gerichtlich eingeschritten; aber volle 18 Jahre später beschwerte sich die Versammlung des Klerus darüber in einem Briefe vom 25. Oct. 1650 an Innocenz X. und legte am 14. Nov. förmlichen Protest dagegen beim päpstlichen Nuntius ein[2], indem der Papst bloß in zweiter Instanz, nämlich wenn an ihn appellirt würde, einschreiten dürfe. So wenig diese französischen Prätensionen einen rechtlichen Grund hatten, so mußte doch mit ihnen gerechnet werden, weil sie nun einmal, freilich zum größten Nachtheile von Frankreich selbst, bestanden. In diesem Augenblicke war Gefahr, es möchten viele sonst gut gesinnte Bischöfe in Klagen ausbrechen und dadurch der Bewegungspartei in die Hände arbeiten, wenn Clemens XI. den Gallicanern zu starke Arzneien reiche. — Zur Abwendung der voraussichtlichen Appellationen an ein künftiges Concil tauchte sogar der Plan auf, ein allgemeines Concil zu berufen. Es lag aber, abgesehen von der Schwierigkeit ein solches zu versammeln, gewissermaßen ein Schein in diesem Schritte, als müsse der Papst seine Entscheidungen über den Glauben durch die Concilien ratificiren lassen, wenigstens hätten die Feinde es in diesem Sinne ausgebeutet, — Clemens XI. faßte daher den Entschluß, den Bischöfen, welche die Bulle nicht beschwören würden, künftig die Confirmation zu verweigern, obgleich er die Verwicklungen, in welche er dadurch mit der französischen Regierung gelangen würde, sich nicht verhehlte[3]. Überdieß

---

[1] Fleury, tom. 69. pag. 233. — Lafiteau, lib. 3. n. 61—70.

[2] Gerbais, de causis majoribus pag. 316—340. — Durand de Maillane, Dict. de droit canon. tom. I. Art. Causes majeures pag. 437.

[3] Lafiteau, lib. 3. n. 54—57.

Digitized by

richtete er am 1. Mai zwei Schreiben an den Regenten [1], worin er denſelben erſucht, den Noailles und die übrigen Biſchöfe innerhalb zweier Monate zur Unterwerfung zu bewegen, ſonſt werde er erſterem die Cardinalswürde entziehen, gegen alle aber ſchärfere Mittel anwenden; im zweiten Briefe beklagt ſich der Papſt ſehr bitter über eine jüngſte Verordnung, wonach alle Streitigkeiten der Geiſtlichen vor den Gewiſſensrath, deſſen Präſident Noailles war, gebracht werden ſollten. Faſt gleichen Inhalt wie das erſte Breve hatte ein drittes, von ſelbem Datum, aber in viel ernſterem Tone und in drohenderer Sprache, welches an die widerſpenſtigen 15 Biſchöfe gerichtet war [2].

Der Regent ſchickte jetzt, von Noailles ſtets übel berathen, den Generalvicar Chevalier von Meaux, einen Janſeniſten, als Unterhändler nach Rom, um dem Papſte die Bedenken gegen die Bulle und ein ſogen. Corpus doctrinae der gallicaniſchen Kirche zu überbringen. Chevalier langte in Begleitung von Laborde, dem Verfaſſer des berüchtigten Témoignage, den 16. Juni in Rom an. Plötzlich berief Clemens XI. auf den 27. Juni die Congregation der Cardinäle. Hier hielt der Papſt eine ſehr bewegte dreiſtündige Rede, in deren Verlauf er ſehr ſcharf die Unfehlbarkeit der päpſtlichen Ausſprüche betonte: Postquam locuti sumus, ipsius (des Cardinals Noailles) fuisset tacere; responde mihi, ubinam legisti quod Episcopus aliquis doctrinam in Pontificia Bulla contentam dijudicare et calumniare possit? Das ganze ſchmachvolle Verfahren des Cardinals und ſeine zahlloſen Ränke werden aufgedeckt, und endlich ſchließt der Papſt mit der Erklärung, er habe beſchloſſen ihm den Cardinalshut zu nehmen [3].

Das ganze Collegium war darin mit dem Papſte nur eines Sinnes, aber der franzöſiſche Geſandte, Cardinal de la Tremouille, erbat und erhielt noch einigen Aufſchub wegen der Verhandlungen mit Chevalier. Dazu jedoch ließ ſich Clemens XI. durch kein Bitten und Flehen bewegen, dem unheimlichen und verſchmitzten Geſandten eine Unterredung mit ihm zu geſtatten, nur zweien Cardinälen erlaubte er mit demſelben in Conferenzen zu treten. Hier bemühte ſich Chevalier zu beweiſen, die Annahme der Bulle durch die 40 Biſchöfe ſei bloß eine „beziehungsweiſe“. Wird Noailles, fragten eines Tages die Cardinäle, ſich

[1] Clementis, Brevia pag. 2091. — Languet, III. pag. 48.
[2] Lafiteau, l. c. n. 87.
[3] Lafiteau, l. c. n. 79—83. — Fleury, tom. 69. pag. 241—247.

Digitized by

fügen, wenn sich der Papst mit einer „beziehungsweisen" Annahme begnügt? Chevalier betheuerte dieses in feierlichem Pathos. Wohlan denn, war die Antwort, so soll er sich den 40 Bischöfen anschließen. Da verstummte der in eigener Schlinge gefangene Fuchs. — Die Unehrlichkeit des Mannes, besonders aber seine Umtriebe in Rom selbst, bewogen den Papst diese Conferenzen plötzlich abzubrechen. Fast täglich wurden in dem Kloster der Minimen della Trinità dei Monti geheime Conventikel gegen die Bulle gehalten, an denen P. Laborde, die Generalprocuratoren der Benedictiner, Bernhardiner, der auswärtigen Missionen und einige Dominicaner sich betheiligten, wie auch jener Herr Maigrot, der in den chinesischen Missionen den Jesuiten einige Jahre früher sich so feindselig gezeigt hatte[1]. Als der Papst diese Zusammenkünfte zu überwachen befahl, hörten sie von selbst auf.

Die Opponenten in Frankreich waren durch diesen Ausgang etwas betroffen; aber sie gaben die Hoffnung noch nicht auf, dem Papste auf irgend eine Weise das Geständniß zu erpressen, die Bulle sei dunkel, daher müsse sie erklärt werden. Noailles ließ daher, wie es mit den 5 Propositionen des Jansenismus geschehen war, eine Schrift in drei Spalten ausarbeiten, um sie durch den Regenten dem Papst überreichen zu lassen. Die mittlere enthielt die verdammten Sätze des Quesnels, die erste den häretischen Sinn derselben, die dritte eine günstige Erklärung, wie dieselben im orthodoxen Sinne gedeutet werden könnten. Der Regent wollte aber die Schrift nicht nach Rom schicken, ohne sie den acceptirenden Bischöfen vorgelegt zu haben, und diese erklärten, nur der Sinn der ersten Spalte sei natürlich und ächt, der in der dritten aber gezwungen, unnatürlich und unzulässig. Der Papst aber verweigerte, als er davon hörte, die Annahme des Aktenstückes[2].

Der Papst wollte noch den letzten Weg der Güte mit Noailles versuchen und veranlaßte die Vorsteher der drei Cardinalsklassen am 16. Nov. 1716 ein sehr freundliches Schreiben an denselben zu erlassen[3], worin sie alle Beweggründe darlegten und ihn in der rührendsten Weise aufforderten, die Bulle anzunehmen. Da aber Clemens keine große Hoffnung auf Erfolg hatte, da er überdieß eine bald abzuhaltende Versammlung der französischen Bischöfe, welche selbstständig eine Erklärung

[1] Lafiteau, lib. 3. n. 104—107.
[2] Ibid. n. 124—128.
[3] Fleury, tom. 69. pag. 269.

Digitized by Google

der Bulle vornehmen ſollte, verhindern wollte, ſo ſchrieb er an den Herzog von Orleans am 23. Nov.[1], die von ihm in Ausſicht genommenen Mittel zur Herſtellung des Friedens ſeien nicht zweckdienlich. Wenn Noailles hartnäckig bleibe, ſo werde der Papſt gegen ihn ausführen, was er ſchon längſt beſchloſſen habe und er hoffe, der Herzog werde ihm dazu die Hilfe ſeines Beiſtandes nicht verſagen. Dann kündigt er ihm an, der Nuntius werde ihn benachrichtigen, welchen Schritt Clemens gegen die Sorbonne zu thun ſich genöthigt geſehen habe. — An dieſe nämlich hatte der Papſt am 18. Nov. eine Bulle gerichtet, durch welche er ihr alle päpſtlichen Privilegien entzog und namentlich die Promotion zu irgend welchem Grade ſuspendirte[2]. Dieſe Erklärung hatte für Frankreich beſondere Wichtigkeit, da nach dem Concordate alle kirchlichen Stellen, welche im Januar, April, Juli und October vacant wurden, nur an Graduirte vergeben werden konnten[3]. Ein drittes Breve endlich fertigte Clemens am 20. Nov. an die acceptirenden Biſchöfe aus[4], um ſie zur Treue und Standhaftigkeit, zur Mithilfe in Rückführung der Widerſpenſtigen zu ermahnen, und zugleich um ſie vor ihren Ränken zu warnen, indem ſie weder eine Erklärung der Bulle erwarten, noch ſelbſt ſolche machen oder zulaſſen ſollten.

Kaum waren dieſe Breven in Frankreich angelangt, ſo verboten die Procuratoren des Klerus am 12. Dec. im Namen des Regenten den Biſchöfen die Annahme derſelben und befahlen die ſofortige Einſendung an den Herzog. Die Parlamente ihrerſeits waren nicht ſäumig, das Nämliche zu verordnen, weil es ein uraltes Geſetz in Frankreich ſei, daß Breven oder Bullen der Päpſte ohne das Placet nicht angenommen werden dürften. Dasjenige von Paris eröffnete den Reigen am 16. Dec., andere folgten. Mehrere Biſchöfe zeigten ſich außerordentlich gehorſam; auch derjenige von Rheims ſchickte ſein Exemplar ein, aber erſt nachdem er es geöffnet und in Druck gegeben hatte. Dieſe Behauptungen der Parlamente bewogen den Papſt, den Franzoſen ihre eigene Geſchichte zu erklären, und dem Regenten in einer Zuſchrift zu beweiſen, daß vor dem 29. April 1665 keine dogmatiſche Bulle im Parlamente einregiſtrirt, vor dem 4. Juli 1653 keine mit königlichem Befehl publicirt wurde und

---

[1] Clementis XI., Brevia, p. 2187.

[2] Clementis XI., Bullae, p. 499.

[3] Concordata, tit. 5 de collationibus, de graduatis.

[4] Clementis, Brevia, p. 2179.

Digitized by Google

daß man für andere Breven und Rescripte vor der Zeit Philipps IV. von keinem Placet etwas wußte. Ludwig XIV. hatte die Placetgesetze wiederholt (25. Mai 1647 und 2. Juli 1680) erneuert.

Während alle Gutgesinnten über diese Zerfahrenheit trauerten, veranstalteten die Pfarrer der Stadt und der Erzdiöcese Paris eine Adresse an den Erzbischof Noailles (15. Dez. 1716), um ihn zum muthigen Widerstande gegen die Bulle anzuspornen. Das schmerzte die gelehrten Professoren an der Sorbonne, daß sie nicht zuerst einen so guten Gedanken gehabt hätten; auf den Vorschlag des Syndicus Ravachette liefen daher am 12. Jan. 1717 über 100 derselben in geräuschvoller Procession zum Erzbischof[1], um ihm ihre Hilfe anzubieten, „so lange er dem Vaterland, der Kirche und der Wahrheit" nicht untreu werde und dem Papst sich nicht unterwerfe.

7. Appellation von vier Bischöfen. 1. März 1717. — Wie man im Reformationszeitalter lange Zeit hindurch das rechte Heilmittel in Zusammenkünften und Religionsgesprächen erblickte, weil man in zu gutmüthiger Beurtheilung der Menschen den Sitz des Irrthums nur im Verstande, nicht im Herzen vermuthete, so gab es jetzt in Frankreich Viele, welche durch Güte, durch Besprechung und unendlich langwierige Disputationen die Opponenten zu überzeugen und zu gewinnen wähnten. Cardinal de Rohan ließ sich durch keinen Widerstand abschrecken, mit immer neuen Plänen von Concilien, Assembléeen und Colloquien hervor zu treten. Mit Genehmigung des Regenten versammelten sich 18 Bischöfe der Acceptanten, die bald auf 33 anwuchsen, im Palaste des Cardinals im Anfang d. J. 1717, um sich mit den Opponenten zu verständigen. Bald jedoch wurde beschlossen, es sollten, um den bei jeder Menge unvermeidlichen Wirrwar zu hindern, nur 5 oder 6 von jeder Seite an den Conferenzen sich betheiligen.

Es kostete viele Mühe und Geduld, um nur hinsichtlich der Vorfragen einig zu werden. Endlich wurde beschlossen, es sollten die Lehrpunkte beiderseitig vereinbart werden, sei dieses geschehen, so würden die Opponenten die Bulle annehmen. Dahin aber waren die Opponenten nicht zu bewegen, wie die Acceptanten inständig flehten, daß sie schon im Voraus eine Annahmeformel für den Fall unterzeichneten, daß man in der Lehre einstimmig wäre; auf den Wunsch des Regenten mußten die Acceptanten von dieser Forderung abstehen, ob-

[1] Fleury, tom. 69. p. 336, 499.

Digitized by Google

gleich ſie darin das Fehlſchlagen aller Unterhandlungen erblickten. Schon hatte man ſich hinſichtlich der Lehre über die acht vorgelegten Punkte vereinbart, ſchon glaubte man der Erfüllung aller Wünſche nahe zu ſtehen, als man auf einmal durch die Unredlichkeit der Opponenten vor den Klippen ſtand[1].

Es handelte ſich jetzt in Kraft des Vertrages nur noch darum, die Bulle anzunehmen. Die Formel aber, welche ſie dafür einreichten, war ſo illuſoriſch, daß die Acceptanten mit Entrüſtung ſie verwarfen. Zudem reichte Noailles ſchriftlich eine Erklärung ein, der Papſt habe unter den 101 Sätzen Quesnels 26 katholiſche Wahrheiten verdammt[2]. Gleichzeitig erklärten am 1. März die vier Biſchöfe Peter de la Broue von Mirepoix († 1720), Carl Joachim Colbert von Montpellier († 1738), Peter de Langle von Boulogne († 1724) und Peter Soanen von Senez († 1740) ihre Appellation an ein allgemeines Concil gegen die Bulle Unigenitus[3]. Am 5. März veröffentlichten die vier Biſchöfe die Appellation vor der verſammelten Sorbonne, dieſe aber ſchloß ſich jubelnd dem Akte an, es war am dritten Jahrestag ihrer Annahme der Bulle. Es fand ſich ein Notar, Namens Durand, der für 7500 Livres und für 2000 Thaler Reiſegeld bereit war, das Aktenſtück an mehreren öffentlichen Plätzen Roms anzuheften. Auf Befehl des Herzogs von Orleans mußten die appellirenden Biſchöfe ſofort Paris verlaſſen, Navachette aber, der Syndicus der Univerſität, in die Verbannung nach der Bretagne wandern. Die Conferenzen wurden jetzt aufgehoben, aber die acceptirenden Biſchöfe verſammelten ſich, bitter enttäuſcht über den Erfolg ihrer bisherigen Nachgiebigkeit, nochmals beim Cardinal Rohan und 28 derſelben reichten am 8. März eine Klagſchrift an den Regenten ein, gegen die Ausſchreitungen der Univerſitäten, gegen den Übermuth einiger Domcapitel und Pfarrer und begehrten namentlich Hilfe gegen den dreiſten Unfug der Neuproteſtanten, der in einer Fluth ſchlechter Schriften zu Tage trat[4].

---

[1] Lafiteau, lib. 3. n. 158—177.

[2] Lafiteau, lib. 3. n. 179—181.

[3] Acte d'Appel interjeté le 1er mars 1717 par les Illustr. et Révérendiss. Evêques de Mirepoix, de Senez, de Montpellier, et de Boulogne au futur concile général de la Const. de N. S. P. Clément XI. Auf den Index geſetzt 16. Febr. 1718. — Lateiniſch bei Fleury tom. 69. pag. 456. A praedicta Constitutione . . . provocamus et appellamus ad futurum concilium generale, legitime ac in tuto loco celebrandum.

[4] Lafiteau, l. IV. n. 13—19.

Digitized by Google

Mit dieſer Appellation war das Zeichen zu einem Skandal gegeben, der erſt dreimal in der Kirche ſich ereignet hatte, indem nur Pelagius, Michael Ceſena und Luther es bisher gewagt hatten, gegen eine dogmatiſche Entſcheidung des Papſtes auf ein allgemeines Concilium ſich zu berufen [1]. Jetzt aber brachen überall die für die Häreſie reifen Elemente los. Die Appellationsſeuche erfaßte zuerſt die Univerſitäten von Rheims und Nantes, welche am 8. und 10. März das Beiſpiel der Sorbonne nachahmten [2]. Die beiden ſchon längſt grollenden Biſchöfe von Verdun und Pamiers thaten am 22. März und 12. April den gleichen Schritt [3].

Noch immer fehlte derjenige unter der Zahl der Appellanten, der an dem ganzen Unheil die Hauptſchuld trug, Cardinal de Noailles. Der Papſt wollte es noch einmal verſuchen, den Cardinal zur Einſicht zu bringen und ſein Herz zu rühren. Er ſchrieb ihm daher am Gründonnerstag den 25. März mit eigener Hand einen ſehr ergreifenden Brief in italieniſcher Sprache; darin führt er ihm in eindringlichſter Weiſe das große Unglück einer Spaltung zu Gemüthe und bittet und fleht, der Cardinal möge doch ſeine oder vielmehr Chriſti Stimme hören, der durch ihn rede [4]. — Als jedoch dieſer Brief anlangte, hatte Noailles ſchon eine geheime Appellation an das Concilium, weil die Bulle unklar ſei, am 3. April unterſchrieben und ganz geheim in dem Archive ſeiner Kanzlei niedergelegt. A pontifice, heißt es darin, manifeste decepto et Constitutione Unigenitus juxta Constantiensis et Basileensis Concilii decreta ad Pontificem melius edocendum et Concilium generale libere et in loco tuto celebrandum Nos .. appellamus [5]. Als Rechtsgrund für dieſe unglückliche Appellation wußte Noailles keinen andern anzuführen, als die gallicaniſchen Grundſätze, die Maximen von Conſtanz und Baſel. Das Unglück, welches in Folge dieſes Appellations-Unfuges über Frankreich kam, entſtand alſo ſchließlich aus den gallicaniſchen Freiheitsgedanken. Es iſt auffallend, daß die franzöſiſchen Biſchöfe nie recht kräftig und erfolgreich gegen den Janſenismus auftreten konnten; man fühlt es aus ihren Schritten und

---

[1] Am 3. Mai 1717 erſchien die Schrift: Parallelum Appellationis quattuor Episcoporum Galliae cum Appellatione tum Lutheri, tum Pelagianorum.

[2] Fleury, tom. 69. p. 475. 483.

[3] Ibid. pag. 488.

[4] Clementis XI., Brevia pag. 2226.

[5] Lafiteau, lib. 4. n. 21. — Fleury, tom. 69. p. 523.

Schriften heraus, sie litten unter dem Drucke eines nationalen Vorurtheils, welches der Gallicanismus war.

Die Antwort, die der Cardinal dem Papste auf seinen Brief nach langem Zögern endlich am 8. Mai zu geben sich bequemte, enttäuschte diesen schmerzlich, da er geglaubt hatte, in dem Mann wenigstens einen Rest von Großmuth voraussetzen zu dürfen. Der Brief des Cardinals, sagte Clemens zu den Cardinälen, enthält nur eine Satyre gegen die Bulle, eine offene Weigerung, sich zu unterwerfen und sogar unzweideutige Drohungen, selbst gegen kirchliche Strafen unempfindlich bleiben zu wollen [1].

R. Bauer S. J.

Bibel und Chronologie.

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Wie viele Jahrtausende sind seit dessen Erscheinen auf der Erde verflossen? Welches Alterthum und welche Zeiträume sind den Kulturvölkern und Kulturstaaten der Vorzeit, den Ägyptern und Chaldäern, zuzugestehen? Blühte wirklich viele Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung an den Ufern des Nil und im Mittelstromlande am Euphrat und Tigris ein reiches, vielgestaltiges und kunstsinniges Leben, ein Leben voll That und Energie, den Künsten des Friedens ebenso zugethan, wie reich ausgestattet mit den blutigen Trophäen langwieriger Kriege? Und hatten diese Völker bereits lange die Mittagshöhe ihres Ruhmes und Glanzes erstiegen, ehe die sonstigen Herren des Alterthums und die früheren fast ausschließlichen Besitzer der alten Geschichte, Griechen und Römer, auf dem Schauplatze der Weltgeschichte erscheinen?

Das sind Fragen, die von den verschiedensten Seiten gestellt werden und zu deren Beantwortung und endgiltiger Lösung sich die verschiedenen Zweige der Wissenschaft anheischig machen. Die Geologie beansprucht Gehör und Beachtung ihrer Resultate, die Anthropolgie und Ethnographie wollen ihren Aufstellungen und Schlüssen Anerkennung verschaffen; die Geschichtsforschung, gestützt und getragen durch die

---

[1] Lafiteau, l. 4. n. 26. 27. — Fleury, l. c. pag.

Digitized by Google

Errungenschaften der Neuzeit in Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften weist mit berechtigtem Selbstgefühl auf diese Denkmäler einer mehrtausendjährigen Geschichte hin und versucht sich an der Entscheidung des Problems. Daneben treten, mit der heiligen Schrift in der Hand, manche Pfleger der göttlichen Wissenschaft, manche Erklärer der heiligen, inspirirten Bücher auf und verlangen gebieterisch den Schluß der Debatten, da ja längst schon im Buch der Bücher, in der untrüglichen Offenbarung Gottes selbst der Entscheid gegeben sei.

Wir haben, wie die Leser sehen, eine vielfach ventilirte Frage vor uns — eine Frage, die demnach schon ein Recht hat, auch unser Interesse zu erregen. Was läßt sich in diesem Gewirre der Meinungen zur vorläufigen Orientirung angeben? Welche Gesichtspunkte und Leitsterne sind hier vorzugsweise zu berücksichtigen?

Wir sind weit entfernt von dem Gedanken, irgendwie eine Lösung der chronologischen Fragen der Urzeit anbahnen zu wollen. Daran ist nicht im mindesten zu denken und nach dem jetzigen Stand der Wissenschaften ist hiezu noch keine Aussicht geboten. Ja, uns will sogar bedünken, als gehörte die Frage nach der Chronologie der Urzeit zu jenen, deren endgiltige Lösung nie möglich sein wird, weil eben die nothwendigen Vorbedingungen stets fehlen werden und es außerhalb des Bereiches menschlicher Berechnung liegt, dieselben zu erbringen.

Unternehmen wir es aber dennoch, diese Frage vor das Forum unserer Leser zu ziehen, so leitet uns dabei der Wunsch und die Absicht, Mißverständnisse zu beseitigen, einige Aufstellungen über den jetzigen Stand der Frage zu geben, die Gesichtspunkte zur Beurtheilung zu bezeichnen und namentlich die Einwürfe wegzuräumen und in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit aufzuzeigen, welche aus dieser Frage gegen das Ansehen und den inspirirten Charakter der heiligen Bücher, namentlich des ersteren Theiles der Genesis, erhoben zu werden pflegen.

Es ist heutzutage eine der verbreitetsten Ansichten, die in zahlreichen gelehrten und ungelehrten Büchern vorgetragen und oft auch in Predigt und Katechese wiederholt wird, daß der Zeitraum von Erschaffung des Menschen bis zur gnadenreichen Geburt des Weltheilandes ungefähr sich auf 4000 Jahre belaufe. Dieser Anschauung gegenüber erheben die Vertreter der obengenannten Fachwissenschaften allgemein die Forderung auf Ausdehnung des chronologischen Rahmens.

Stellen wir uns daher zwei Fragen: erstens, sind diese Forderungen berechtigt? liegt speciell eine Nöthigung vor, die Zeit von der

Digitized by Google

Sündfluth bis Abraham weiter zu faſſen, als die heutigen Zahlangaben des hebräiſchen Textes und der Vulgata es zu erlauben ſcheinen? Zweitens, wie verhalten ſich zu der verlangten Erweiterung des chronologiſchen Netzes die Angaben der heiligen Schrift? ſteht die göttliche Urkunde mit einer ſolchen Ausdehnung im Widerſtreit, oder iſt es von ihr aus der Profanwiſſenſchaft unverwehrt, ſoviel Tauſende von Jahren anzunehmen, als ſie zu bedürfen glaubt?

I.

Liegen objectiv zwingende Gründe vor zur Annahme längerer Zeiträume, als die vulgären vier Jahrtauſende betragen? Die Stimmführer der verſchiedenen Wiſſenſchaften bejahen dieſe Frage unbedingt. Das iſt allerdings ſchon ein Umſtand, der geeignet erſcheint, die ernſte Aufmerkſamkeit der Denkenden auf ſich zu lenken. Jedoch — man erlaube uns dieſe Bemerkung — drängt ſich uns immer die Anſicht auf, als wäre bei dieſer Frage nach der Geſchichte des Menſchen und nach der Zeit dieſer Geſchichte zunächſt und faſt ausſchließlich nur die Geſchichtsforſchung ſelbſt zur Abgabe eines Votums fähig. Die Gründe nämlich, welche Geologen, Anthropologen und Ethnographen aus den ihnen eigenthümlichen Gebieten des Wiſſens beibringen, können, falls ſie im Bereiche ihrer Wiſſenſchaft bleiben, nur auf Analogie, auf Gleichheit der Fälle beruhen, und haben ſomit ſtets die ſtillſchweigende Vorausſetzung zur Grundlage, daß die natürlichen Verhältniſſe der Urzeit dieſelben geweſen ſeien wie die der Jetztzeit. Daß dem ſo ſei, liegt auf der Hand. Zwei Beiſpiele mögen indeß unſere Gedanken veranſchaulichen. Man hat aus dem Zuſammenleben des Menſchen mit jetzt ausgeſtorbenen Thiergattungen und aus der Differenzirung der Menſchenraſſen chronologiſche Schlüſſe ableiten wollen; ebenſo aus der Schichtung und Dichtigkeit der über den Producten menſchlichen Fleißes oder menſchlicher Thätigkeit gelagerten Erdmaſſen. Allein wer bemerkt nicht, daß dieſe Folgerungen nur dann Geltung und Werth beſitzen können, wenn es zuvor feſt ſteht, unter welchen obwaltenden Verhältniſſen jene Veränderungen eintraten? Kennt man aber alle dieſe mitwirkenden Urſachen? Man kennt, um mich ſo auszudrücken, das Product — man entnimmt den einen Factor der Gegenwart und den Betrachtungen der Gegenwart — aber berechtigt das, zweifellos auf den anderen Factor zu ſchließen? Woher weiß man, daß in der Urzeit nicht andere Urſachen und Umſtände thätig mit eingriffen, welche die ſonſt lang andauernden

Digitized by Google

Processe unberechenbar beschleunigten? Woher will man es rechtfertigen, wenn man die Veränderungen der Urzeit mit dem Maßstabe der Gegenwart mißt? Etwa aus dem Satze: die Kräfte der Natur wirken constant? Freilich zu diesem Satze bekennen wir uns auch. Aber eben diese Constanz der Naturkräfte ist uns ein Beweis gegen jene chronologischen Schlüsse. Diese Constanz besagt nämlich auch, daß dieselben Naturkräfte in veränderten Verhältnissen veränderte Resultate erzeugen, ja gerade diese Beständigkeit der Naturkräfte bedingt bei Verschiedenheit der obwaltenden und begleitenden Umstände die größte Mannigfaltigkeit der Wirkungen. So kann, wie allbekannt, eine Bodenmasse, zu deren Ablagerung ein schlammführender Fluß Jahrhunderte braucht, durch die Gewalt einer Überschwemmung in einer Nacht gleichsam als sedimentärer Niederschlag abgesetzt werden.

Rücksicht auf die Kürze sowohl, als die Überzeugung, daß durch Vernachlässigung anderer Fachwissenschaften dem Gegenstande kein erheblicher Eintrag geschehe, bestimmt uns bei Behandlung dieser Frage nur die Geschichtsforschung zu vernehmen und die Gründe uns klar und gedrängt vorzuführen, die sie für Erweiterung des chronologischen Rahmens angibt

Auch hier tritt uns gleich an der Schwelle eine auffallende Thatsache entgegen. Die chronologischen Systeme weichen in Betreff der Urzeit um Jahrtausende von einander ab — die Anfänge des ägyptischen Reiches werden z. B. um drei Tausende von Jahren verschieden angegeben — aber trotz aller sonstigen Verschiedenheit steht das Eine fest: wo immer man sich mit der alten Geschichte und den Denkmälern der früher weltgeschichtlichen Völker befaßt, da erschallt fast stets die unbedingte Forderung auf Erweiterung der Zeit zwischen der Sündfluth und Abraham. Und solche Stimmen werden laut nicht nur von Seite jener, die mit ausgesprochenem oder verstecktem Interesse an dem Ansehen der heiligen Bücher nergeln und rütteln möchten, nein, dieselbe Forderung stellten und stellen Männer, die mit voller Glaubenshingabe den ganzen Inhalt der heiligen Schrift als gottgeoffenbarte Wahrheit umfangen.

Von den früheren Bewegungen auf diesem Gebiete sei hier nur eine kurz erwähnt. Bereits vor mehr denn 130 Jahren schrieben in diesem Sinne Jesuitenmissionäre von China aus an die Gelehrten und Exegeten Europa's und machten sie aufmerksam, daß die urkundlich bezeugte Geschichte des chinesischen Kaiserreiches, wie sie selbe aus den Originalquellen und einheimischen unzweideutigen Monumenten zu studi-

Digitized by Google

ren Gelegenheit hätten, einen längeren Zeitraum beanſpruche, als die heutigen Zahlen der Vulgata ihn böten.

Der berühmte P. Parennin wendete ſich am 20. September 1740 an die gelehrte Körperſchaft von Paris und bat in ſeiner Ironie „die Hebraiſten und Rabbiner, ſie möchten doch gnädigſt geruhen, die Dauer der Welt ſeit der Erſchaffung ein wenig zu verlängern.“ (Lettres édif. XII. pag. 270.)

P. Gaubil, gleichfalls ein in den Annalen jener Miſſion gefeierter Name, der verdiente, noch unübertroffene Überſetzer des Schu-king, ſieht ſich durch das Studium der chineſiſchen Denkmäler, durch deren aſtronomiſche Angaben und ſeine Berechnungen derſelben zu praktiſchen Schritten gezwungen. Er ſetzt Hoang-ti's Regierung (und das iſt nicht der erſte chineſiſche Dynaſt) über 2400 v. Chr. hinaus und iſt anderswo ſelbſt nicht abgeneigt, 2677 v. Chr. als deſſen erſtes Herrſcherjahr gelten zu laſſen.

P. de Maillac glaubte, mit Fohi's Herrſchaft bis 2941 v. Chr. hinaufrücken zu dürfen, obgleich nach den heutigen Zahlen der Vulgata, wenn man ſie einfachhin ſummirt, die Sündfluth 2600 v. Chr. ungefähr oder noch ſpäter fällt.

Was dieſe Miſſionäre vom Standpunkt der damaligen Kenntniß der chineſiſchen Geſchichte aus forderten, das fordern und thun unſere heutigen Geſchichtsforſcher. Es reicht hin, wenn wir die Ergebniſſe der Ägyptologie und Aſſyriologie in dieſer Hinſicht berückſichtigen.

Wenden wir uns zuerſt Ägypten zu. Man ſprach ſchon oft ſehr ſcharf und bitter, namentlich auch von Seite der ſtreng orthodoxen Lutheraner, über die „fabelhaften“ Königsliſten des ägyptiſchen Prieſters Manetho. Wir beſitzen ſie nur in verderbten Auszügen bei Africanus, Euſebius und Syncellus. Manetho ſelbſt hat ſeine ägyptiſche Geſchichte mit Benützung des Tempelarchivs zu Heliopolis abgefaßt. Wie iſt's mit ſeiner Glaubwürdigkeit beſtellt? Hat er wirklich nach vorhandenen Monumenten gearbeitet, hat er ſeine lange Königsreihen, ſeine vielen Dynaſtien wirklich von den Denkmälern abgeleſen und aus den Archiven und Urkunden geſchöpft, oder hat er Alles erdichtet, um ſeinem Volke eine lange und ruhmreiche Vergangenheit im Andenken der Geſchichte zu ſichern?

Heute müſſen wir ſagen: ſelten iſt einem Schriftſteller eine ſo glänzende Ehrenrettung zu Theil geworden, wie ſie Manetho erfahren. Er beruft ſich auf die ägyptiſchen Denkmäler und Quellen und ſiehe da —

Digitized by Google

dieſe Monumente, die Genie und rieſiger Fleiß aus der Nacht und der Vergeſſenheit eines faſt zweitauſendjährigen Schweigens zu neuem Zeugniſſe auferweckt hat, weiſen faſt alle die Königsnamen auf, die von Manetho namentlich angeführt werden. Manetho und die ägyptiſchen Denkmäler ſtimmen im Großen und Ganzen überein. Was haben wir für eine exakte Geſchichtsforſchung dadurch gewonnen? Welche Glaubwürdigkeit können dieſe ägyptiſchen Denkmale an ſich beanſpruchen? Dieſe Vorfrage müſſen wir kurz erledigen.

Wir können die ägyptiſchen Denkmalangaben mehrmals durch auswärtige, unabhängige Quellen kontroliren. So durch die Königsbücher des alten Teſtamentes, ſo durch Angaben der Keilinſchriften. In dieſen Fällen ergibt ſich eine befriedigende Übereinſtimmung. Das iſt z. B. der Fall in Bezug auf Könige, wie Nechao, Tirhaka, Sua, Siſak, deren Exiſtenz und Thaten uns durch die heilige Schrift, die Denkmäler und Hieroglyphen und durch Manetho verſichert werden. Ferner verdanken wir, um nur noch Eines hervorzuheben, den ägyptiſchen Denkmälern eine befriedigende Erklärung der in der moſaiſchen Völkertafel (Gen. Kap. 10) als Söhne Mizraim's (Ägyptens) verzeichneten Ludim, Nephtuim und Phetruſim. Für eben jene Zeit, in welcher die Keilinſchriften fremde arabiſche Herrſcher in Meſopotamien aufweiſen, lernen wir aus den Hieroglyphen, daß Ägyptens Herrſchaft ſich über das Mittelſtromland ausdehnte und dort Vaſallenkönige einſetzte. Durch ſolche und andere Zuſammengehörigkeiten und gegenſeitige Übereinſtimmung wird es im Allgemeinen unläugbar, daß den Angaben der ägyptiſchen Denkmäler hiſtoriſcher Werth und Brauchbarkeit zuerkannt werden müſſe.

Für unſere chronologiſche Frage liegt aber der Schwerpunkt und das entſcheidende Beweismoment in Folgendem: Können wir die geſchichtliche Exiſtenz des alten ägyptiſchen Reiches, d. h. die Exiſtenz der eilf erſten menſchlichen Dynaſtien des Manetho nachweiſen? Die Exiſtenz des ſog. mittleren Reiches, der zwölften Dynaſtie, die darauf folgende Hykſosperiode zu Abraham's Zeiten, die Glanzperiode des Pharaonenreiches unter der achtzehnten Dynaſtie und noch vor dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten — all' dieſes iſt durch eine ſolche Fülle von Zeugniſſen, und zwar gleichzeitigen Zeugniſſen und Monumenten beglaubigt, daß kein Hiſtoriker mehr daran zweifeln kann. Können wir aber mit derſelben hiſtoriſchen Sicherheit das alte ägyptiſche Reich, die eilf erſten menſchlichen Dynaſtien des Manetho als geſchicht-

Digitized by Google

lich behaupten? Das ist für unsern vorgelegten Fragepunkt von weittragender und einziger Bedeutung; denn haben diese eilf Dynastien geschichtlichen Boden und geschichtliche Realität, mit andern Worten, ist das alte ägyptische Reich nicht ein Phantom, nicht ein Erzeugniß der Phantasie, sondern leibte und lebte es in der That und Wahrheit — so muß der Zeitraum von der Sündfluth bis Abraham nothwendig viel weiter als gewöhnlich genommen werden — dann haben wir in Ägypten allein ein so geschichtlich reiches Leben vor uns, daß die 467 Jahre, welche der heutige hebräische Text und mit ihm unsere Vulgata von der Sündfluth bis Abraham's Tode anzusetzen scheinen, als absolut unzureichend bezeichnet werden.

Kann nun die Existenz des alten Reiches der Pharaonen als geschichtlich dargethan werden?

Der geschichtliche Beweis beruht kurz auf folgenden drei Hauptstützen:

1. Verschiedene Dokumente Ägyptens, der Königspapyrus, abgefaßt unter Ramses II., einem Herrscher der 19. Dynastie, die Grabkammer zu Karnak, die beiden Königstafeln von Abydos und Sakkarah, geben zusammengenommen für die sechs ersten Dynastien des Manetho eine mit dessen Angaben ziemlich übereinstimmende Königszahl an und treffen auch in den Namen der Könige vielfach mit ihm zusammen. Ist es nun nach den Regeln der historischen Kritik zulässig, all' diese Zeugnisse zu verwerfen? sie als aus einer verfälschten Quelle herstammend zurückzuweisen? Sicherlich kann und darf man dieses nicht ohne die zwingendsten Gründe. Allein diese sind hier nicht vorhanden. Diese verschiedenen Denkmäler weisen sich durch kleinere Differenzen, durch selbständige Angaben und freie Behandlung des historischen Materials als von einander unabhängig entstanden aus; sie geben uns einen Einblick in das geschichtliche Bewußtsein der Ägypter, wie es bereits vor dem Auszug der Israeliten bei den Ägyptern über ihre Vergangenheit herrschte; diese Monumentalangaben waren außerdem, wie wir gleich noch sehen werden, den Denkmälern der Vorzeit entnommen — Gründe genug, ihre historische Zulässigkeit so lange aufrecht zu erhalten und mit Entschiedenheit zu fordern, bis nicht das Gegentheil überzeugend und zwingend dargethan ist.

2. Nicht bloß die sechs ersten Dynastien sind uns auf diese Weise in mehrfacher Hinsicht verbürgt, sondern die von Dümichen aufgefundene und kopirte Tafel, die sog. Sethos-Tafel von Abydos, liefert

Digitized by

uns auch von den folgenden Dynastien bis zur zwölften excl. noch 25 Königsnamen, so daß also auf dieser einen Tafel das alte Reich durch 58 Königsnamen vertreten und bezeugt ist.

3. Der triftigste Beweisgrund ist aber für die historische Existenz des alten Reiches darin zu suchen, daß von den Königen der 3., 4., 5., 6. Dynastie gleichzeitige Denkmäler, also die sprechendsten Zeugen, vorhanden sind. Sehen wir hiervon einige Beispiele.

Snefru, den uns Manetho als einen König der 3. Dynastie aufführt, — ein Name, der sonst nicht wiederkehrt, so daß also an eine Verwechslung mit einem anderen, spätern nicht gedacht werden kann — erscheint in den Monumentalinschriften der Halbinsel Sinai als Sieger über die dortigen Stämme und als ein König, der die Ausnützung der dortigen Kupferbergwerke anbefahl. Bemerkenswerth ist hier der Umstand, daß selbst die so mangelhaften und verstümmelten Listen des Manetho in der 3. Dynastie eine Notiz über kriegerische Unternehmungen aufbewahrt haben.

Was diesem ersten Zeugnisse an Schlagkraft und Evidenz etwa gebricht, wird durch die Gräber und Pyramiden von Gizeh und Sakkarah und durch die Leichenfelder von Abydos reichlichst aufgewogen. Hier häufen sich, um so zu sagen, die handgreiflichen Beweise für die Existenz des alten Reiches. Es ist bekannt, welche Sorgfalt die Ägypter von jeher auf ihre Grabkammern verwandten. Das Leben, das sie geführt, mußte da in bildlichen Darstellungen reproducirt und gewissermaßen verewigt werden, lange Hieroglyphenreihen verkündeten ihre Thaten. Was liest man nun in den angeführten Grabesstätten, in den Felsenkammern, in den Gemächern und auf den Blöcken der Pyramiden? Da sind es Höflinge, Feldherren, Günstlinge, Beamte, Priester, die von ihrem Leben und ihren Erfolgen, ihren Ehren und Gunstbezeugungen erzählen, die sie sich im Dienste Seiner Majestät, des Beherrschers von Ober- und Unterägypten, des Chufu, Schafra, Aseskaf, Menkaura, Usurkaf, Sahura, Neferarkara, Takara, Unas, Teta, Pepi-Merera u. s. f. verdient haben. Was sind das für Könige? Das sind gerade Namen, die trotz mancherlei Verstümmelungen in den uns heute noch vorliegenden Manetho'schen Listen als Herrscher und Könige der ersteren und ältesten Dynastien figuriren. Ist das nicht eine eklatante Bestätigung der Manetho'schen Königsverzeichnisse? Oder sollen diese Inschriften und Erzählungen in den Grabesstätten und Felsenkammern, in den Gemächern und auf den Blöcken der Pyra-

Digitized by Google

miden etwa den Königsverzeichniſſen des Manetho zu lieb angefertigt worden ſein?

Noch mehr. Daß die chronologiſche Aufeinanderfolge der Könige, wie ſie in den Liſten Manetho's uns überliefert iſt, in der That auf Wahrheit beruhe, bezeugen und verbürgen uns Familieninſchriften, in denen Großvater, Vater, Enkel, Urenkel der den verſchiedenen Königen geleiſteten Dienſte und der von denſelben empfangenen Ehren ſich rühmen. Gerade hier — und das ſcheint denn doch der unzweideutigſte Prüfſtein zu ſein — folgen die Könige in der von Manetho angegebenen Weiſe aufeinander.

Halten wir alle dieſe Momente zuſammen, ſo müſſen wir ſagen: die erſten Dynaſtien Manetho's erweiſen ſich alſo durch Original-Urkunden und gleichzeitige Monumente als geſchichtlich. Daß nicht gerade alle Königsnamen bei Manetho auf den Denkmälern gefunden worden ſind, verſchlägt ſelbſtverſtändlich nicht das Geringſte.

Die Hauptſache iſt, daß die Exiſtenz des alten Reiches hiſtoriſch feſtſteht, und dieſes Reſultat ſcheint nach dem Dargelegten unangreifbar.

Wenn aber dieſes, welche Folgerungen fließen daraus für die chronologiſche Frage?

Faſſen wir zunächſt den Thatbeſtand in die Augen. Das mittlere Reich, die 12. Dynaſtie, die vor der Hykſoszeit und vor Abraham's Wanderungen fällt, tritt uns entgegen mit einer ſolchen Verſchiedenheit in den Titeln, Lebensverhältniſſen, in der Baukunſt und Skulptur, in ſo ganz von den Zuſtänden der 6. Dynaſtie abweichenden Umſtänden, daß nach ſonſtiger geſchichtlicher Analogie auf einen bedeutenden Zeitraum zwiſchen der 6. und 12. Dynaſtie geſchloſſen werden müßte, auch ſelbſt dann, wenn die Denkmäler über dieſe Periode völliges Stillſchweigen beobachteten. Allein ſie ſchweigen nicht. Wie bereits erwähnt, bieten ſie für dieſe Zwiſchenzeit 25 Königsnamen. Das alte ägyptiſche Reich kann alſo unmöglich in gar enge chronologiſche Kreiſe eingezwängt werden.

Vor Bildung dieſes Reiches muß aber auch noch Zeit gefunden werden zur Differenzirung der verſchiedenen Menſchenraſſen. Denn die Ägyptier erſcheinen von Anfang an als ein entſchieden ausgeprägter Menſchenſchlag. Ebenſo ſtellen bereits die Denkmäler der erſteren Dynaſtien die vollkommenſten Negerphyſiognomien dar. Die ägyptiſche Kultur iſt gleichfalls eine weſentlich lokale, die nicht von Außen her mitgebracht wurde, ſondern die ſich im Lande ſelbſt, im engſten An-

Digitized by Google

ſchluſſe an die örtlichen Verhältniſſe entwickeln mußte. Wenn wir auch auf dieſe letzteren Umſtände geringeres Gewicht legen — wie ſich denn dieſe und dergleichen Verhältniſſe nur ſehr vorſichtig, und bloß im Verein mit andern als Zeitmeſſer verwenden laſſen — ſoviel iſt jedenfalls klar, daß von der Sündfluth bis in die Hykſosperiode hinein eine Zwiſchenzeit von kaum 400 Jahren unmöglich hinreicht, um die Zerſtreuung des Menſchengeſchlechtes, die Raſſenbildung, die eilf Dynaſtien des alten Reiches, die Glanzperiode des mittleren ägyptiſchen Reiches, den Einfall der Hykſos und deren Ägyptiſirung unterzubringen.

Dieſe Wahrnehmung von der Nothwendigkeit eines verlängerten Zeitraumes gewinnt noch bedeutend an Gewicht durch die Thatſache, daß auch die nähere Erforſchung der Geſchichte anderer Völker auf dasſelbe Poſtulat hindrängt. Muſtern wir kurz von dieſem Geſichtspunkte aus die dießbezüglichen Ergebniſſe der Keilinſchriften.

Aſſurbanipal, der 660 v. Chr. Suſa eroberte, erzählt in ſeinen Siegesberichten, daß 1635 Jahre vor ihm Chodornakhunta, König von Elam, Babylonien bezwungen habe. Dieſe elamitiſche Eroberung fiele alſo 2295 v. Chr. Mit dieſer Angabe einer Keilinſchrift aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. ſtimmt auch ein von Polyhiſtor uns erhaltenes Fragment des Beroſus zuſammen, wodurch die Angabe ſelbſt, wie leicht erſichtlich, einen bedeutenden Zuwachs an Werth und Glaubwürdigkeit erhält. Nach den Keilinſchriften alſo und nach Beroſus beſtieg die elamitiſche Dynaſtie den babyloniſchen Thron ungefähr um 2300 v. Chr. Dieſe Dynaſtie aber weiß ihrerſeits von vorhergehenden Herrſchern, deren Prachtbauten bereits in Ruinen liegen und die ſie wieder herzuſtellen bemüht iſt. Für dieſe der elamitiſchen Dynaſtie vorausgehenden Beherrſcher haben die Inſchriften bisher wenigſtens über 30 Namen geliefert; und iſt hier ein Schluß von den paläographiſchen Anzeichen aus geſtattet, ſo vertheilen ſich dieſe Namen in kleinere Gruppen, die ſelbſt wieder in größeren Zwiſchenräumen aufeinander gefolgt ſein müſſen.

Wir haben hiemit auch hier nicht zu beſeitigende Spuren und Anzeichen eines bedeutend längeren Zeitraumes, der von der Sündfluth an bis zu Abrahams Zeiten verſtrichen iſt. Auf dasſelbe Ergebniß leiten uns außerdem einige Andeutungen aus der phöniziſchen, indiſchen und babyloniſchen Geſchichte. Ernſte und bibelgläubige Geſchichtsforſcher, wie z. B. Fr. Lénormant, glauben durch die Combination derſelben als ſicher es hinſtellen zu können, daß vor 2500 v. Chr. die Trennung der bis dahin in Baktrien zuſammenwohnenden ariſchen Völ-

Digitized by Google

kerstämme stattgefunden habe — wiederum eine Zeitangabe, die uns in ein höheres Alter der Menschheit hinaufführt, als die vulgären vier Jahrtausende vor Christus.

Wir haben somit, angefangen von der chinesischen Geschichte, bei allen den ältesten Kulturvölkern und ihrer Geschichte, soweit diese in irgendwie beglaubigter Weise sich darstellen läßt, das Gleiche gefunden — überall tritt uns die Forderung eines größeren Zeitraumes entgegen. Von allen Seiten und aus allen Lagern ertönt der gleiche Ruf. Prüft man aber die vorgebrachten Gründe nach den sonst geltenden historischen Prinzipien und Kriterien, wer kann sich da der Annahme verschließen, daß sie gewichtig und gehaltvoll genug seien, um eine ernste und eingehende Berücksichtigung zu verdienen? Somit kann die Antwort auf unsere erste Frage nicht mehr zweifelhaft sein. Wir glauben, daß eine historische Nothwendigkeit vorliege, über die heutigen Zahlangaben der Vulgata hinauszugehen und den Zeitabschnitt von der Sündfluth bis Abraham als länger und umfangreicher gelten zu lassen.

Ein Einwurf, der hier gewöhnlich erhoben zu werden pflegt und der auch eines gewissen Scheines nicht entbehrt, muß noch kurze Lösung finden. Man weist nämlich gern mit Emphase auf die Verschiedenheit der chronologischen Systeme hin, wie sie namentlich bei den Bearbeitern der Geschichte des Pharaonenreiches grell genug hervortritt. Man betont die Tausende von Jahren, die sich als Differenzen herausstellen, und ist dann nur zu sehr geneigt, alle Behauptungen und Aufstellungen als subjective Willkürlichkeiten zu behandeln. Man sagt: ist Alles so unsicher, daß man noch um Jahrtausende sich streiten kann, dann ist es vor der Hand das gerathenste, bei der alten Überlieferung stehen zu bleiben.

Allerdings ist Uneinigkeit und Zwiespalt sehr geeignet, begründetes Mißtrauen einzuflößen; allein auch hier muß man sich nach dem trivialen Sprüchworte hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es kann ja ein Resultat im Großen und Ganzen fest stehen, ohne daß damit die einzelnen Details in unanfechtbarer Gewißheit dazustehen brauchen. Und sollte das in unserm Fall nicht auch statthaben? Oder ist es denn in anderen Wissenschaften so ungewöhnlich, daß zuerst negative Ergebnisse gewonnen werden? Warum sollte es in der Chronologie nicht zulässig sein, zu sagen: wie viele Zeit verfloß, das kann noch nicht bestimmt werden; daß aber diese Zeitrechnung mit den Thatsachen unvereinbar sei, das ist gesichert. Wo liegt hier das Unmögliche, das

Digitized by

sich Widersprechende? Oder kann etwa letzteres nicht fest stehen, so lange das erste schwankt? Das möchte wohl Niemand im Ernste behaupten.

Wie man sich aber auch unsere erste Frage beantworten und welche Bedeutung man den vorgelegten Gründen beimessen mag, in jedem Falle ist eine Besprechung der zweiten Frage über die Stellung der heiligen Schrift zur Chronologie der Urzeit von größtem Interesse. Denn hat die heilige Schrift ein bestimmtes chronologisches System, bietet sie abgegränzte und greifbare chronologische Verhältnisse dar — dann bin ich durch *göttliches Ansehen* auch über diese rein profanen Dinge unterrichtet, dann *kann* keine menschliche Entdeckung und Wissenschaft wahrhaft mit jenen Angaben in Widerspruch gerathen, dann bin ich von vorneherein im Besitze der Wahrheit. Denn die Inspiration der heiligen Schrift — es ist auch in unserer Zeit nicht überflüssig, dieß ausdrücklich anzumerken — erstreckt sich auf die *ganze* heilige Schrift, auf *alles* in ihr Enthaltene, auf *alles*, was aus der Feder des inspirirten Schriftstellers geflossen ist. Durch die Inspiration, durch jenen Einfluß Gottes auf Verstand und Willen des Schriftstellers, wird eben Gott selbst der Haupturheber des Buches, so daß *alles*, was der Schriftsteller unter diesem Einflusse schreibt, zugleich im eigentlichsten Sinne *Wort* Gottes, *Aussage* Gottes, *Mittheilung* Gottes an uns wird und ist. Das *Wort*, die *Aussage*, die *Mittheilung* Gottes kann aber nichts Unrichtiges enthalten. Weiß ich somit, daß ein Buch den Charakter eines inspirirten hat, daß Gott selbst mir dieses Buch als *sein* Buch, dessen Hauptverfasser er selbst ist, übergibt, so weiß ich damit auch, daß es keine Unwahrheiten bezeugen und mich solche nicht lehren könne. Das ist die katholische Anschauung von der Inspiration, wie sie zu allen Zeiten von den größten Theologen vorgetragen wurde. Die Einschränkung des Begriffes auf Glaubens- und Sittenlehren widerstreitet der Lehre und Praxis der heiligen Väter, der Lehre und Praxis der Theologen aller Jahrhunderte, dem Glauben der Kirche und vernichtet in ihren Folgen das Ansehen der heiligen Schrift und macht es unmöglich zu bestimmen, was als Gottes Wort und was als reines Menschenwort anzuerkennen oder auszuscheiden sei.

Indem wir also an der Inspiration in dem angegebenen, einzig richtigen Sinne festhalten, gewinnt unsere zweite Frage nicht nur historische, sondern auch dogmatische Bedeutsamkeit.

Der größeren Klarheit wegen berühren wir zuerst die Frage:

Digitized by Google

worauf beruhen alle chronologiſchen Syſteme, die man auf das Anſehen der heiligen Bücher hin aufbaut? mit anderen Worten: welche chronologiſche Anhaltspunkte bietet die heilige Schrift für die Urzeit?

Für die Zeit von Adam bis zur Sündfluth iſt es das Geſchlechtsregiſter Gen. 5. Da leſen wir: „Adam lebte 130 Jahre und zeugte ... Seth. Und es wurden die Tage Adams, nachdem er Seth gezeugt, 800 Jahre ... Seth auch lebte 105 Jahre und zeugte Enos. Und Seth lebte, nachdem er Enos gezeugt, 807 Jahre ... Enos aber lebte 90 Jahre und zeugte Kainan," und in der Weiſe wird die ganze Reihe der Stammväter bis Noe durchgegangen. Gerade ſo ſpinnt ſich der chronologiſche Faden fort von der Sündfluth bis Abraham, eine Periode, die uns vorzugsweiſe beſchäftigt. Gen. 11 leſen wir nämlich: „Sem war 100 Jahr alt, als er Arpharad zeugte ... und Sem lebte, nachdem er Arpharad gezeugt, 500 Jahre ... und Arpharad lebte 35 Jahre und zeugte Sale. Und Arpharad lebte, nachdem er Sale gezeugt 303 Jahre ... Sale lebte ſodann 30 Jahre und zeugte Heber" ..., und ähnlich für die ganze Reihe bis herunter zu Thare, dem Vater Abrahams.

Das chronologiſche Syſtem der heiligen Schrift erſcheint demnach als ein höchſt einfaches-, leichtes und durchſichtiges. Vor uns liegt die Reihe der Stammväter, der Termin ihrer Geburt und ihres Todes iſt genau fixirt. Was ſcheint ſomit leichter als die Beſtimmung der jeweiligen Zeiträume? Die Poſten ſind uns gegeben, wir brauchen ja nur zu ſummiren.

Allein iſt es in der That ſo einfach? Bevor wir weiter gehen, reicht eine Thatſache hin, uns ſtutzig zu machen und Zweifel über dieſe ſcheinbare Einfachheit in uns zu erregen. De Vignoles führt 200 verſchiedene chronologiſche Syſteme auf, die alle die heilige Schrift zur Grundlage und zum Ausgangspunkte nehmen, und doch in der Angabe des Weltalters um 3500 Jahre auseinander gehen. Wie iſt dieſe Verſchiedenheit möglich, wenn die heilige Schrift ein klar ausgeſprochenes chronologiſches Syſtem hat?

(Fortſetzung folgt.)

J. Knabenbauer S. J

Digitized by

Drei Briefe des P. Friedrich von Spee aus der Gesellschaft Jesu [1].

Die Briefe, welche wir hier der Öffentlichkeit übergeben, sind dem literarischen Nachlasse des großen Leibnitz entnommen. Sie wurden uns durch die Güte des Herrn Hofrathes Onno Klopp übermittelt. Leibnitz war ein aufrichtiger Verehrer des Jesuiten Friedrich von Spee. Persönlich hat er denselben nicht gekannt, aber um so besser aus dessen Schriften. Spee's „güldenes Tugendbuch" war für Leibnitz ein Vademecum und wiederholt empfahl er dessen Gebrauch hohen fürstlichen und adeligen Personen [2]. In noch höherem Grade interessirte den Philosophen und Staatsmann die Cautio criminalis, jenes Buch, welches zuerst den Schleier hob, der auf dem unmenschlichen Proceßverfahren gegen die armen Hexenweiber lag. Der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der als Jüngling in innigem Verkehre mit Spee gestanden hatte, lenkte zuerst Leibnitzens Aufmerksamkeit auf den Jesuiten hin. Diese Aufmerksamkeit steigerte sich zu einer solchen Hochachtung, daß Leibnitz aller Wahrscheinlichkeit nach zu dem Entschlusse kam, eine Biographie des Hexenvertheidigers zu schreiben und die hiezu nöthigen Documente zu sammeln. So mögen die vorliegenden Briefe in seinen Besitz gelangt sein.

Was nun die Schriftstücke selbst betrifft, so ist der erste Brief an den Junker Heinrich Dietrich von und zu Niehusen gerichtet, der bei Paderborn ansäßig war. Dieß Geschlecht existirt nicht mehr; der berühmte oder vielmehr berüchtigte Theodor Niehus, welcher sich im vorigen Jahrhunderte zum Könige von Corsika aufwarf, war wohl ein letzter Sprosse dieser Familie. Theodor gehörte der katholischen Kirche an; ob sein Ahnherr Dietrich durch den eindringlichen Brief Spee's in

---

[1] Über das Leben dieses großen Mannes vergleiche: Friedrich von Spee. Eine literar-historische Skizze. Freiburg, Herder 1872. Seit der Veröffentlichung dieses Bändchens ist mir ein reichhaltigeres Material zu Handen gekommen, so daß mir die Veröffentlichung einer ausführlichen Biographie dieses Vorkämpfers gegen den unseligen Hexenwahn in nicht allzulanger Frist ermöglicht ist.

[2] Vgl. hierüber die betreffenden Schriftstücke in Leibnitz' ges. Werke Bd. VI. herausgeg. von Onno Klopp.

Digitized by

den Schooß der Mutterkirche zurückgeführt wurde, konnten wir bis jetzt noch nicht entwirren. Die beiden andern Briefe sind an die drei Geschwister von Stein gerichtet, die dem berühmten rheinischen Adelsgeschlechte gleichen Namens angehörten. Dieselben wohnten damals in Lülsdorf bei Köln. Auch in Betreff dieser Briefe fehlen uns noch die nöthigen Urkunden, um zu ersehen, ob der Seeleneifer des frommen Ordensmannes mit Erfolg gekrönt wurde [1].

Als P. Spee im Jahre 1624 den ersten Brief schrieb, war er Professor und Prediger zu Paderborn. Die beiden folgenden Briefe schrieb er kurz nach seiner Rückkehr von Würzburg, wo er in so beweinenswerther Weise mit den Greueln der Hexenprocesse bekannt geworden war und mehr als 200 Schlachtopfer zum Scheiterhaufen begleitet hatte.

Zur Veröffentlichung dieser Schriftstücke veranlaßt uns nicht bloß deren literarisches Interesse, sondern auch deren ergreifender Inhalt. Sie enthalten Worte, die auch heutigen Tages noch, zumal in der Jetztzeit, für manches Gemüth tröstend und belehrend sind. Zugleich gewähren sie uns einen neuen Einblick in Spee's tiefinnige, liebeglühende und doch so einfach kindliche Seele.

Wir geben die Briefe, ohne irgend eine Änderung vorzunehmen; das alte Sprachgewand macht ihren Inhalt nur um so ergreifender. Mögen sich viele Leser an diesen Reliquien einer früheren Zeit erbauen.

J. B. Diel S. J.

Sendschreiben Patris **Friderici Spee** an den Woledelen gestrengen Heinrich Dietrich von und zu Niehusen ꝛc. anno 1624.

Woledeler gestrenger Juncker. Als ich verschiedenen Sontag von Euer Gestrengen abscheid genommen habe, wie ich so ungern geschieden bin und wie mir mein hertz vor Schmertzen aufgequollen, kan ich leichtlich aus dem erweisen, das ich zeithem viel und offt zurück gedacht und mir mein gemüth immerdar nach Niehusen gleichsam gerichtet und gespannet gewesen und nichts anders gewünschet, als das ich nur noch einmahl drei oder vier wort mit E. G. hätte vertraulich und aus innerlichen grund meines hertzens reden mögen.

Dehero dan ich nicht hab unterlassen können was mir mündlich zu thun verbotten ist, dasselb mit der Feder und dinten, als viel mir möglich zu erstatten und wie ich mich zu E. G. affectionirt befinde, an hellen tag zu setzen.

Nun wolan in aller ehrerbietigkeit ruffe ich an zu meinem zeugen unsern gekreuzigten und für uns gestorbenen heiland Christum JESUM einen erfor-

[1] Wenn uns Jemand über die Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, nähere Aufschlüsse zu geben vermöchte, würden wir diese mit Dank entgegen nehmen.

Digitized by Google

scher aller hertzen und nieren, den zukünftigen Richter der lebendigen und der todten, das ich warhaftig anders nichts auff dieser welt gesucht, als allein ihrer seelen seeligkeit.

Dieselbe dan auch weiter zu suchen ich hinfüro nimmermehr so viel mir immer möglich ist, wil unterlassen. Ja bin ich auch von grund meines hertzens also gesinnet, das so E. G. zu solchen end endtweder gesund oder kranck meiner bedürftig sein solte, mir gewißlich (da ich gleich von wegen der Schulen des tags nit abkommen könte) keine nacht so tunckel seyn, kein wetter so ungestümm, kein regen so groß, keine kälte so bitter sein würde, das ich nit bereit und mit freudigkeit meines gemüths fertig seyn wolte auff händ und füßen, des abends hin und des morgens widerumb zuruck zu kriechen, wan ich anders meinem heiland und schöpfer die seel wüste zu gewinnen und E. G. von der irrwege widerumb zur rechten weid und schaffstall Christi zuzuführen.

Wie ich dan auch ferner hiemit und in kraft dieses (auf das sich E. G. destoweniger vor mir und meinem auffrichtigen gemüth zu förchten und zu befahren habe) von selbigem meinem Schöpfer und Heiland gantz empsig und ernstlich bitte und begehre, er wölle doch je nit zulassen, das E. G. von mir am allerwenigsten betrogen werde: Und so ich vielleicht dieselbe betriegen und auff einen unrechten weg leiten würde, er mich alsobald mit seinem gantz grausamen und unerlichen zorn und grimmen dermaßen uberfallen, und mich mit seiner erschröklicher hand also und dergestalt antasten wolle, das manniglich mit händen greiffen müsse, das mihr als einem verführer und seelenmörder recht geschehen wäre.

O mein Gott und Herr, seind nicht so viel tausend und tausend in der Heilgen catholischen Kirchen in so viel und mannigfältigen unterschidlichen ordensstenden, welche nur zu diesem end ihr hauß und hoff, vatter und mutter, schwester und brüder, gutt und gelt, Ehr und wollust und was sie sonsten auff dieser welt hätten haben und hoffen können, verlassen und verachten, ja sich in die allergrößste leibs- und lebensgefahr begeben, keine mühe, keinen fleiß, keine arbeit, ja auch sogar ihr eigenes blut nicht sparen, sondern sowol (als) unter glaübigen als unglaübigen, so wol bey Christen als Türcken und Heiden, so wol in dieser als in der newen welt unter viehischen und barbaren völkeren tag und nacht bereit seind ihre leiber in alle pein und marter darzugeben, wan sie nuhr die arme und verführte seelen wissen zu gewinnen und von dem weg der ewigen hernachfolgenden verdamnuß erhalten mögen. Wären wir, sag mir einer, nicht die allergrößeste narren auf erden, das wir uns aller weltlichen wollusten also gäntzlich entschlagen und enteußern wolten, und dannoch mit falschem betrug umbgehen, und also uns selbsten in die ewige verdamnüß muthwillig stürtzen wolten? Oder solte auch wol Gott der almächtig so wieder uns ergrimmet seyn, das er denen den rechten glauben verbergen wolte, welche alle jahr so viele tausend heiden und unglaübige zu seiner erkäntnüß zu bringen sich unterstehen, und welche seinen Heiligen nahmen durch die gantze weite welt so empsich außbreiten und nur des tags und nachts spintisiren, wie sie je und alleweg das lob Gottes weiter und weiter durch alle Nationen ausruffen, und darauff ohne einige scheu mit freud und fröligkeit des hertzens ihr rosen-

Digitized by Google

farbes und wolriechendes marterblut freygebiglich vergießen, wie dann ihrer mehr als tauſende und tauſende zu eben dieſem ziel bis dahero in unſerer kirchen es vergoſſen haben und noch heutiges tags unter den unglaübigen völckern vergießen? Es nenne uns doch einer ein eintziges meer ſo groß und ungeſtüm, ein eintziges ort in der Welt ſo weit und ferne, ein eintziges volck ſo wild und grauſam, da wir nit den nahmen des gekreuzigten und ſein heiliges Evangelium verkündigen und Gottes lob vermehren? und wie wolte doch Gott der allmächtig allſogar unſer vergeſſen, das da wir uns ſeinetwegen alſo in aller welt bemühen, er uns dennoch mitten in der finſterniß und unglauben mit allen unſern ſo frommen und trewhertzigen voreltern ſtehen ließe?

Wolte Gott, G. Junker, ich nur könte ſo gar mein hertz aus meiner bruſt heraus reißen undt E. G. vor augen ſtellen, ob ich mit betrug und liegen umbginge. Weil aber ſolches nicht geſchehen kan, ſo thue ich zum wenigſten was ich kan, nemblich dieſes das ich hiemit gantz fleißig bitte und flehe durch das blut JESU Chriſti, das er am ſtamme des H. Creutzes für uns vergoſſen hatt, und durch den allerbitterſten todt, ſo er für uns undanckbare creaturen am H. Carfreytag am Galgen des creutzes gelitten hatt, Es woll doch E. G. ſo ſie anders dieſen gecreutzigſten heiland recht auß hertzen lieb hatt, alsbald nach abgeleſenem dieſen brieff in ihre cammer allein gehen, die Thür nach laut des Evangelii über ſich zuſchließen, und ſich in aller demut vor Gottes angeſicht auff die Erden nieder werffen, gleich wie ſich Chriſtus ſelbſt im garten in der nacht, da er verrahten ward, auff die harte erd vor ſeinem himliſchen Vatter geworffen hatt, und alsdan nach erweckter reu und leid über ſeine ſund, und nach anruffung himliſches liechts und gnaden des H. Geiſtes aus gantz unparteiiſchen gemüth und mit meinung die endliche und gründliche warheit zu erkennen dieſe hernach folgende wenig puncten fleißig und andächtig betrachten.

Zum erſten. Es iſt ein mal klar und gantz gewiß, das derjenig menſch, ſo nicht recht, wie er ſolle, glaubet, und nicht allen und jeglichen artikelen, ſo im apoſtoliſchen glauben begriffen ſeind, ſambt und ſonders anhengt, das, ſprich ich, der ſelbe menſch ſo er alſo in dieſem ſtand von dem todt uberfallen würde, er in alle ewigkeit ohn einige hoffnung der erlöſung verlohren und verdampt ſeyn müſſe, dan alſo ſagt Chriſtus Joannis am dritten: wer da nicht glaubt, der iſt ſchon allbereit gerichtet, und wiederumb Marci am 16: wer da nicht glauben wird, wirt verdampt werden, und bedarff dies keines disputierens, ſintemal keiner iſt, der da zweiffelt.

Zum andern iſt auch ebenfalls hell und klar das unter andern zwölff artikelen des apoſtoliſchen glaubens auch dieſes einer und zwar nach der Zahl der achte ſey: ich glaub in den H. Geiſt, eine H. allgemeine Kirch, bedörfft auch keines disputierens. Es iſt gewiß, allein zu merken iſt das da jemand gefunden würde, der dieſem jetz angezogenen artikel nicht gäntzlich beyfiehle, er ohn allen zweiffel nach laut des erſten puncten in alle ewigkeit von Gottes angeſicht verworffen ſeyn müßte, dan alſo lauten die wort des Kunfftigen Richters Jo. 3. Marc. 16., ſo ich hiebevor hab angezogen, und wird ohn allen zweifel dieſem Richter (keiner) können einſprechen.

Digitized by Google

Zum dritten. so gedencke nur der Juncker fleißig bey ihm selbsten und erforsche den abgrund seines hertzens auff das allerernstlichst ob er auch bis dahero von jugend auff warhafftig und in der that geglaubt habe und noch glaube: eine heilige catholische allgemeine Kirche, und so er anders eine geglaubt, so gedencke er bey sich selbsten, wo diese dann seye und wie sie mit nahmen heiße, dan keine eintzige allgemeine Kirch Christi auff erden ist als die Catholische und päbstliche, dan allgemein und catholisch ist eins, das eine wörtlein ist teutsch das ander Griechisch. Und zwar wird keiner auff erden von der päbstlichen Römischen Kirchen laugnen können, das sie allgemein und catholisch seye, ist auch bishero keiner gefunden der das verneint hätte. Allein das wird E. G. dabey vermelden und antworten, das ihre Kirch auch catholisch und allgemein seye. Deme doch alsobald auff diese weiß begegnet würde, das solches unmöglich seye, sintemal hell und clar ist, das der glaub euerer Kirchen sich durch alle welt nicht erstrecket, noch durch aller welt geprediget wird, noch auch zu zeiten unserer voreltern seye geprediget worden, welches doch alles, wie beweist, vonnöthen ist zu dem, das eine kirch und glaub könne catholisch oder allgemein genennet werden, und kompt über dieses alles noch herzu, das nur ein eintzige Kirch Christi catholisch seyn könne, dahero dan austrücklich folgen wird, das wo ihr zulasset, wie ihr dan warhofftig zulasset, das die Römische Kirch catholisch seye, ihr auch zugleich gern oder ungern zulassen mußt das dann die Ewere auch nit catholisch und auch nit die rechte allgemeine seyn könne. Das nun aber nur eine kirch catholisch sey, ist austrücklich aus dem apostolischen glauben zu erweisen, derweil er sagt: ich glaube ein heilige catholische Kirch, nit aber zwo catholische Kirchen, und noch austrücklicher der Nicenische glaub: Et unam, sanctam catholicam et Apostolicam Ecclesiam, und in eine eintzige, heilige, catholische und apostolische Kirch.

Dahero dan der Juncker billige ursach hat nachzudencken, ob er den 8ten artikel des glaubens bishero geglaubt hat, dan unsere Kirch glaubt er nicht. Neben unserer aber ist keine andere übrig, die catholisch seye, wie erwiesen ist und was will folgen, als daß dan dieser artikel im lauff blieben sey?

Zum vierdten wan aber der Junker sagen würd (wie dan er mihr verschienenen sontag vor-mittag gesagt hat) er glaube und halte es mit unsere Kirchen, das ist mit der catholischen ausgenommen nur das einig punctlein von dem nachtmahl, und also glaub er noch ein catholisch Kirch nach laut des 8ten Artikels, wan, Sprich ich, solches schon der Junker sagen würd, so hilfft doch auch das selbe nit, sondern vielmehr gibt mir es ein starckes unwidertreibliches argument an die hand, mit welchem gantz tag- und sonnenklar beschienen werden kan, das dan warhafftig E. G. den offt angezogenen 8ten artikel durchaus (fehlt ein Wort: „nit glaube"), dan wan der Junker warhafftig und von hertzen grund redete ich glaub ein heilige, allgemeine Kirch, das ist wan er gantzlich und ohne zweifel oder einiges mistrawen darfür hielte das noch laut dieser apostolischen bekantnus die allgemeine Kirch Heilig wäre wie konte er doch immer uber sein hertz bringen, das er sie so vermessentlich straffen dörffte, als wan sie so gröblich wider das wort Gottes handlete und in reichung des vornemsten sacraments sich irrete und wider Gott vergriffe, dan gesetzt das sie

Digitized by Google

gewißlich fehlete und wider das gebott und anordnung Christi, wie ihr fürgebet, handlete, wie könte (sie) dan heilig seyn? könte auch wol ein mensch heilig genennet werden, der da in gantz wichtigen sachen wider das Gebott Gottes thäte? und wie kan die Kirch heilig seyn, in welcher alle glieder wider das austrücklich wort Gottes verfahren in einem so uber und uberwichtigen geheimniß des fleischs und bluts Christi?

Wan dan nun der Juncker in seinem hertzen und gewissen endtlich und festiglich dafür hältet, das die catholische Kirch in diesem puncten fehle und dem thewren Gottes Wort zuwider sey, so ist ja kund und offenbahr, das der Juncker nit glaube das sie heilig sey, und also noch mit der warheit nit sagen könne: ich glaub in den H. Geist; eine heilige allgemeine Kirche.

Zum fünfften wan abermal das noch war ist, was der Juncker mir gesagt hatt, nemblich das er es in allen anderen puncten mit der Catholischen Kirchen halte, sondern nur allein vermeine das sie fehle in dem puncten vom nachtmahl sub una Specie: so gedenke E. Gestrenge dieses, das ich jetz sagen wil, gantz Ernstlich. Es sagt der Juncker, die catholische Kirch fehle in diesem puncten oder aber fehle nit. Sage mihr E. G. wan solches ein kind sagte zu seiner mutter, ein junger zwantzigiahriger sohn zu seinem alt-greißen und grawen Vatter: wer wolte diesen frech und stoltzen muth nit straffen? Es thut mir leydt und krancket mich bis auff das innerlich marck meiner bein, das E. G. sich also tieff und weit von weiß mit was für einen geist der eigensinnigkeit hatt lassen einnehmen, das er in so hoher und wichtiger sachen die Kirch des allerhöchsten Gottes von derentwegen der sohn Gottes selbsten von hohen himmel ist herabgestiegen, eines so groben fehles straffen und bezüchtigen darff und seine eigene gantz ungegründete meinung der meinung einer gantzen und so fast herlichen und von Gott geliebten Kirchen vorziehen darff.

Es sagt der Apostel Paulus vol des H. Geistes, und derowegen durch ihn der H. Geist: die Kirch sei ein seul und grundfest der warheit, und ich doch von E. G. jetz hören muß, die Kirch die fehle und widerstrebe der warheit: wie ist es möglich das dan E. G. dem H. Geist und Apostel glaube? Und solte dan dies nit einem christliebenden menschen sein innerlich gemüth und seel verwunden? Von mir bekenne ich rund aus, daß ich lieber sterben will und alsobald daher fahren weder daß ich hören solte das E. Gestrenge in einem solchen standt von dieser welt solt abgefordert werden; und was bedörfft es vieler wort? Und worzu ist es, das ich mich selbst bekümmere und betrübe? Es ist ja die aussag Christi offenbahr Matth. am 18 capittel., das ich den soll für einen heiden und publicaner halten, der die Kirch nicht hören wil: wan dan der Juncker so gar sich selbsten und seine schlechte meinung anhören wil und nit die Kirch, so muß ich solches (ob es schon mir sogar, Weiß Gott, mein hertz durchschneidet und verwundet) geschehen lassen, und mich des untergangs einer solchen seelen getrösten. Ich hoffe aber zu dem Lebendigen Gott, er wird mir auch villeicht diese trawrigkeit in eine freud verkehren, und anstatt einer seelen so ich jetz nicht gewinnen mag, nach der zeit mehr als hundert schenken wöllen, dan ich anders nichts auff dieser welt begehre. Nun wolan so nemm ich Gott den allmächtigen abermahl zu einem zeugen, das so

Digitized by Google

es anders mit E. G. fallen würde, ich an jenem erschröcklichen tag an deren blut unschuldig sein wölle und solle. Eins ist das mich tröstet, das ich das meine gethan habe, und mirs weder Schaden noch nutzen bringen wird, es thue gleich E. G. eines oder das ander. Allein Gott weiß wie sehr mir E. G. Seeligkeit (unangesehen ich die selbe vor der zeit nimmer gekennet) in meinem hertzen ist angelegen, und weis ich auch gewißlich, das E. G. es schlage gleich einen weg oder den andern, meiner wird eingedenck sein. Dan wird der Juncker mir endlich folgen und eine heilige allgemeine allein seligmachende Kirch anfangen zu glauben, und dan darauff ein recht christliches gottseliges leben führen und also schließlich zur ewigen freud gelangen. So wird er mir ohn allen zweiffel in Ewigkeit mit danck gewogen seyn das ich es so trewlich und auffrichtig mit ihm gemeint hab. So aber herwider der Juncker mir nit folgen wird, sondern als ein verlohrnes Schäfflein ohn hirten, ohn sacramenten daher gehen und hindurch (da doch Gott der Almächtig wolle für seyn) an seiner seelen Schaden leiden solle, so würde er meiner so wol mündlicher als jetz Schrifftlicher ermanungen viel weniger vergessen können, sonder dieses je und alle weg tag und nacht in Ewigkeit für augen schweben, das ich mich so ernst und eiffrig unterstanden dem Juncker das beste zu rahten, und vor der erschröcklichen ewigkeit zu warnen und er es doch so liederlich in wind geschlagen.

O Ewigkeit Ewigkeit, wie bistu mir so grausam und erschröcklich, wan ich an dich gedencke, und wie ist es immer möglich, das wir nicht stehts und stehts an dich gedencken und mit gantz ernsthafften gemüths mehr auff dich als auff alle andere dingen der gantzen weiten welt gedencken?

O wee wee und aber wee uns armen menschen-kindern auff erden, das wir zu vermeidung eines zeitlichen Schadens uns jahr und tag aus allen unsern kräfften und sinnen bearbeiten: wie wir aber der Ewigkeit marter und qual dern wir uns durch die sünd theilhafftig machen, entgehen mögen, so gar nit zu hertzen führen, sondern ohn einige sorg und nachdencken gleich als wan wir allerdings gantz sicher wären, frey und franck daher ziehen und immer fortfahren Gott den allmächtigen mit unsern unbusfertigen sündtlichen leben zu beleydigen und den gerechten ewigen zorn des künfftigen richters wider uns zu erwecken.

Ich hätte noch viel mit E. G. zu reden, aber die zeit will es nicht leiden. Ich bitte so ich in diesem Schreiben etwas zu Scharff möchte geredt haben, mir doch solches in argen nicht verdacht werde. Die große liebe und eiffer, so ich trage E. G. seel zu gewinnen, läst nicht zu das ich alle und jegliche word könne auff der goltwagen abwiegen, und dünckt mihr gar seltzam zu sein da man von einer so großen und erschröcklichen sachen redet, als die Ewigkeit ist und was zu der gehört, als dan gedencken wollen ob man jemandt erzürnet oder nit. Ja wan ich schon alle welt erzürnen solte, so wil ich doch nit auffhören von einer so wichtigen materien rund und kecklich auszureden, was das austrückliche wort Gottes so ernst und hefftig uns menschen thut ermahnen. Bevorab weil auch Christus selbst gesagt, Er nit kommen wäre den frieden zu senden, sondern das Schwerd, das ich nit kommen wäre den men-

Digitized by Google

schen in den ohren zu kitzeln und das placebo zu singen, sondern rundtaus die gründliche warheit zu verkündigen, und solte sie schon die hertzen der weltkinder als ein Schneidendes Schwerd durchtringen und verwunden.

Ich verhoffe, es werde E. G. ihrer seelen seeligkeit in ernst betrachten. Es ermahnet uns Christus, wir sollen allezeit wachen, dan wir wissen nicht tag noch stund. Wee demjenigen den der todt unversehens überfallen und unbereut zum urtheil Gottes hinweg reißen wird, besser wäre ihm, das er nie gebohren wäre.

Und dieses ist was ich E. G. auß rechtschaffener christlicher zu dero tragender affection nit habe verhalten wöllen. Ich bitte Gott den allmächtigen, er wolle das hertz E. G. mit einem solchen gnadstralen erleuchten und durchgraben, das es den tag seines heils erkenne, und den auffgeworfenen saamen an sich nemme und endlich die so lang gewünschte frucht des waren glaubens herfürbringen möge. Womit ich E. G. sampt der Ehefrawen, töchtern söhnen und allem hausgesind in den schutz und schirm des allerhöchsten thue befehlen. Geben zu Paderborn den 4 July Anno 1624.

Patris **Friderici Spee** S. J. ad nobiles tres virgines sorores de Stein. Jacobam. Gertrudam. Mariam Elisabetam. Anno 1628 [1].

Wol edle, vil ehr und tugendreiche jungffrauen. Ob wol ich vorlengst eigentlich gemeint, eß würde sich dermahlen eine gelegenheit erregen, Vor Lülstorff vorbei zu zhien, und euwer edel Libden sampt dero herren brüder zu begrüßen, Und neulich samb angemachte freundschaft zu bestettigen: so bin doch ich bis daher allezeit beschefftiget gewesen, daß ich noch nie aus der statt Kommen mögen. Derohalben dan ich vermeinet habe, eß mir gebhüren werde, E. E. L. zum wenigsten, mit meinem schreiben zu ersuchen, Und waß ich in der person nit gekönnt, durch papir und dinten zu ersetzen. Und weil mir aber voll bewust, das daß frauenzimmer sich wenich mit den reißgeschäften bekümmeren thut, noch auch den außlendischen frembden neuen Zeitungen Und rapporten vill nachzufragen pflegt; alß habe ich mir fürgenommen dergleichen sachen zu geschweigen, Und mir E. E. L. eine andere nit frembde noch außlendische, sondern bei Und umb einst nit weit von dem Rein verlossenen dhat und Histori zu erzhelen, so ich weiß, daß E. E. L. noch nicht gehöret haben, will auch nit daß eß von mir auß komme, noch sich E. E. L. auf mich berufen solle, biß eß sonsten wohl an tag komt, Und kundbar werde. Eß werden sich die Jungffrauen wissen zu erinnern, wo vor ettliche tagen zu Lintz ein ziemliche anzhal böser leut und mörder auf rath gesetzt worden seint, welche schir den gantzen Rein strohm auf und ab eine schreckliche mörderei getriben, ja einer dem andern die gäst zugeschickt, Und also etliche jhar lang mang unschuldigs liebes mutter Kint in aller stille hingerichtet hatten. Nun habe ich

[1] Nach einer allem Anscheine nach von weiblicher Hand angefertigten Abschrift. Daher mag sich auch die Verschiedenheit der Orthographie zwischen diesen beiden und dem vorigen Brief erklären.

dieſe tach (doch in geheimb Und von einem glaubwürdigen Zeugen) verſtanden, daß widerumb noch eine andere dergleichen mörderiſche rott entdecket ſeie, Und ſchon bei der hohen obrichkeit angeben, aber auß erheblichen urſachen noch nit aufgehoben, Und zwar ſollen die theter hohes geſchlechts ſein, Und E. E. L. wol bekand, welche auch ſelbſten bei eben denſelbigen adelichen hauß mehrmals vorbeigereist iſt, da ſolche jämerliche mordthaten als ich jetzt vermelden will, geſchehen ſeint.

Die hiſtori lautet alſo.

Eine hohe, adeliche rittermeſſig perſon, deſſen geſchlecht gar woll bekannt, iſt von jharen ſampt ettlige vill brüdern durch einen leidigen Zuſtant in ihreß landßfürſten höchſte Ungnad, dan auch auß großer reichthumb in eine eußerſte bittere armutt gerathen, Und weill ſie ſich eines ſo ungewöhnlichen ſtandes geſchämet, angefangen erſtlich auf die ſtraßen zu taſten, hernacher aber auf einer ſchönen burch oder ſchloſſ eine rechte Mörderei anzuſtellen, welche ſie nun vill jar lang ſollen getrieben haben, daß ſie da noch alleß ſtill Und geheim gehalten. Kein geſint haben ſie angenomen, ſo ſie nicht zu vor wol probiret, Und gemeinet hetten, ſie ihnen zu ſtimmen und glauben halten würden: wan dan etwan geſchehen, daß bei nechtiger weill Vorüber reiſende, ſo wol adeliche perſonen alß anſehentliche Kaufleut, ſich verſpätet hatten, haben ſie dieſelbige auf und angenommen, alle ehr und freundſchafft erzeigt, über dieß gar wol und ſcheinbarlich tractirt, endlich auch zur rhu gefhüret, auff ein ſehr ſchöneß großeß zimmer oder ſchlafkammer, ſo allenthalben mit ſchönen tappeten und gemählden geziret geweſen, aber bey nebenß eine ſolche gelegenheit gehabt, daß welchen gott Und das glück nit ſcheinbarlich behüteten, gewißlich mit dem leben (nit) davon kamen. Dann unter gemeltem Zimmer, war ein ſehr dihffer tunckeler Keller, Und waren der bett, ſo auff der Kammer ſtunden mehr dan zwantzig, alſo daß eß einem Kloſterlichen Dormitorio nit faſt ungleich ſahe. Waren aber diſe betladen, alle miteinander, nur ein eintzig außgenommen, alſo zugericht, daß, wan man ſich hinein gelegt, und etwan ein ſtundlein Ungeſthärt darin gerhuet, ſo ſchlugen ſie unten geſchling auß, Und wer darinnen lage, fiele geſchwint in den Keller, alda alßdan die diener, ſo zu ſolcher greulicher untat beſtellet waren, bald ihnen mit erſchrecklichen breiten meſſern die gurgel abſetzten Und jämmerlich ermordeten. Mochte nun jemant das glück haben, daß er ſich in die einzig rechte bettladen hineinlegte, der bliebe ſicher liegen, Und behilte daß leben. Und diſe greuliche Mörderei haben ſie vill jahr getrieben, in welcher Zeit wie mang edleß blut, wie mang zarteß Kind ſein jungeß leben erbärmlich laſſen müſſen, wie mang jämmerlicheß geſchrei, wie mang ach Und wehe ſich alda in ſolchen mördergruben zur zeiten hähren laſſen, ſteht einem jeden frommen mitleidigen hertzen beſſer zu bedencken, dan mir außzuſprechen.

Nun begabe eß ſich aber noch neulich, daß drei adliche jungfhrauen, deren namen ich geſchweigen will, an geberden, an geſtalt, ſchönen ſitten und tugenden höchſt geprieſen, welche mir auch woll bekant Und in deren Converſation ich noch innerhalb eineß halben jars geweſen bin, ihre reiß vor obgemehltem ſchloß vorüber nhamen, und weilß alſo die nacht überfallen, auch abgeſtanden

Und eingekheret somit da selbsten zu übernachten. Die tractation wahre gutt, man redet über dieß von allerhant Kurtzweilen, man spielt auff der Karten, man danzete auch nach der tafel, Und in summâ wurde am wenichsten mit befharet, daß dises ihr letztes dantzen Und Kurtzweilen vielleicht sein würde. Waß geschicht? Sie werden zur nachtrhu gefhürt in obgemelteß Zimmer. Und weill sie von den bedrüblichen bettladen nichtß gewust, sondern gemeinet, eß ghüle gleich, wohin sie sich nieder legen, haben nhix weiters nachgedacht, sondern sich zu bett geworfhen, wo eß nur daß glück gegeben hatt. O gott wer wolte nicht billich grausen, sie möchten daß eintzig rechte liger nit getroffen haben? O whe aber den zarten Kindern, waß schrecken Und jammer wirt ihnen zu handen stoßen, daß sie villeicht hin Unden stürtzen werden Und in der schrecklichen mörder hant Und messer gehrathen?

Ich zweivele nit eß werden schon Euwer Edell libden anfhaen zu fürchten, Und mit großem verlangen der sachen außgang erwarten, wie eß entlich mit besachten jungfhrauen abgeloffen seie, dehrohalben, damit ich E. E. L. nit in solcher angst lasse, noch länger aufhalte, will ich eilenß, und Kurzlich erzhelen, wie eß weiter gangen. Es whare eben dhazumalen ein treuherziger wollmeinender pilger vorhanden, welcher von jugent auff in allerhant freien Künsten sich zimlich geübet, Und in geheimen guten büchren vill gelesen hatte, demselben whare die ganze sach Und alle mörderichße anschläg durch wunderbarliche weiß (so allhie allzulang Und unnötich were zhu erzelen) offen Und bekant worden, diser dan, ob woll ihn gemelte jungfhrauen nit sonderß angingen, danoch auß recht Christlichen mitleiden angetriben, dauerte der frommen Unschultige hertzen, Und weill er sonsten keine gelegenheit finden konte mit ihnen ingeheim sich zu besprechen, schriebe er geschwind mit ahnrufung deß heiligen geisteß auf einen zettel die eußerste gefhar so ihnen bevorstände, Und avisiret sie in allem ernst, sie sich in eill auß ihrer rhu auffmachen, Und schauen solten, wie unt ob sie dem tot entgehen solten. Mit disem zettel lief er behent zu ihrem Zimmer, Kloffet eilenß an, öffnet die thür ein wenich, Und warf ihn hinein, mit disen worten, so lieb Und wehrt sie leib Und leben hetten, sie sich also balt aufmachen, Und seinen Zettell geschwint ablesen solten. Ob solchen ernsthaften Kürzen Red, erschraken die jungfhrauen, wie billich, sprangen eilenß auß ihrer rhu, Und weill daß liecht zu allem glück noch nit abgelöscht, lasenß alsobalt den Zettell, kaum aber hatten sie ihn gelesen, sihe da höreten sie allbereit Unter ihnen im Keller ein getümmell eben derselben mörder, davon eben gesacht, so schon auff ihren fall gewartet, und gemeinet, sie, gleich wie so vill hundert andere auch ihnen zu teil werden solten, worab den jungfhrauen eine solche förcht ankommen, daß sie die ganze nacht nicht abgelasen zu betten, und sich got dem almechtigen auf daß ernsthaftigste zu befhelen.

Wie sie aber weiter gelegenheit bekommen mit besachtem pilger sich zu bereden und von ihm unterwisen seind, auff welche weiß sie sich durch ein gar bequemes mittel auß aller gefhar salviren konten, were mir vill zu lang alhie gantz außzufhüren, will eß auff ein andermhal anstehen lassen, damit ich auch also gelegenheit habe E. E. L. öfter zu schreiben. Die summa ist diese, daß gemelte edle jungfhrauen woll von glück sagen mögen, und ursach haben Gott

Digitized by Google

dem allmechtigen höchlich zu dancken, daß er ihnen zur zeit der höchsten gefhar einen so treuen helfer und retter unversehenß zugeschickt. Whe aber ihnen, und aber weh, wan sie vileicht dem einfeltigen pilger verschmehet, und wie eß sonsten leichtlich zu schehen flegt, seine treuhertzig ermanungen in wint geschlagen hetten, o weh, wie wolt eß ihnen in der mörder gruben sein ergangen. Nun wollan, wie die hohe obrigkeit nach verstandener sachen mit den thätern versharen werde, wirt die zeit endecken, ich zwar habe E. E. L. die gantze histori, wie ichß vom glaubwürdigen zeugen verstanden, zuschreiben wollen, damit man lehrne allezeit fleißich vorzusehen, wo und wie man im hin und wider reisen recht einkhere, die welt ist böß, und mag man sich wol jederzeit gott dem allmächtigen eiferich und mit aller andacht befhelen, bitte aber, wie zu vor geschen, E. E. L. wolle waß ich alhie geschrieben, bei ihnen noch in geheimb halten, biß ich nach wenig tagen widerumb E. E. L. noch weiterß berichte, Gott der almechtich wolle E. E. L. sampt den Herren ampman und ampfrauen, in seiner gnaden schutz und schirm allezeit bewharen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Recensionen.

Handbücher der Literaturgeschichte. I. Geschichte der deutschen Literatur von **W. Lindemann.** Dritte Auflage. Freiburg. Herder, 1873. 8°. VIII u. 721 SS.

Seitdem durch Fr. Schlegel die Literaturgeschichte zu einer eigenen Wissenschaft erhoben wurde, hat dieser neue Zweig des Wissens in Deutschland eine besonders aufmerksame Pflege gefunden. Die Literaturgeschichte wurde von den verschiedensten Standpunkten aus und für die verschiedensten Leserkreise dargestellt; nur ein Standpunkt wurde beharrlich übersehen, ein großer Leserkreis stets unberücksichtigt gelassen. Unter der großen Zahl von Lehr- und Handbüchern der Literaturgeschichte suchte man vergeblich nach einem, welches den Anschauungen der Katholiken gerecht würde. Man könnte freilich sagen, die Literatur als das eigenste Gemeingut der gesammten Nation dürfe gar nicht vom confessionellen Standpunkte aus dargestellt werden; die literarischen Größen, die Geistesproducte müßten alle mit gleicher Liebe vorgeführt, mit gleicher Gerechtigkeit beurtheilt werden. Wohl; wäre Letzteres geschehen, wir Katholiken würden am wenigsten etwas einzuwenden haben; aber leider nur zu häufig hat die Literaturgeschichte einen Ablagerungsplatz abgeben müssen für alle möglichen Vorurtheile und Gehässigkeiten gegen die katholische Kirche. Daß die Meisterwerke der ersten Blüthenperiode unserer Literatur auf kirchlich-gläubigem Boden stehen, zum großen Theil in den Anschauungen und Dogmen der katholischen Kirche wurzeln, hat man ignorirt, ja sogar die Schöpfer derselben vielfach als im Gegensatz zu den kirchlichen Institutionen stehend dargestellt, indem man geflissentlich nach antikirchlichen Äußerungen derselben suchte (cf. Walther von der Vogelweide). Die sogenannte Reformation wird als die preiswürdigste Geistesthat glorifizirt; die katholischen Auctoren, falls sie ihrer Kirche ergeben, werden übergangen oder bemäkelt oder wenigstens wird mit Bedauern ihr „einseitiger Standpunkt" hervorgehoben; machen dieselben aber gegen ihre Kirche Front, dann dürfen sie schon auf Anerkennung Anspruch erheben. Kurz, die meisten Lehrbücher der Literaturgeschichte sind thatsächlich so angelegt, daß dem arglosen Leser sich die Überzeugung aufdrängen muß, Katholicismus und deutsche Literatur seien eigentlich unvereinbare Begriffe, die ganze deutsche Literatur sei eine akatholische und könne auch nur eine solche sein. Diese Überzeugung ist denn auch außerordentlich verbreitet und wird gelegentlich als Argument gegen die Katholiken in's Feld geführt. Die Thatsache ist beklagenswerth; indessen mögen theilweise die Zeitumstände die Schuld tragen, wenn in verflossenen Tagen wir Katholiken die Literaturgeschichte, wie so viele andere Wissenszweige gutmüthig den Akatholiken gewissermaßen als ausschließliche Domäne überließen. Doch der Fehler ist nun einmal gemacht; es bleibt jetzt nichts übrig, als das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Und gottlob! man ist rüstig daran.

Digitized by Google

Die letzten Jahrzehnte, die den Katholiken so vieles Erfreuliche auf dem Gebiete der Kirchen- und Profan-Geschichte, der Kunst und Publicistik gebracht haben, brachten auch eine Literaturgeschichte. Nach den anerkennenswerthen Versuchen Hüppe's und Hollands, nach der trefflichen Arbeit Eichendorffs erschien 1866 die „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Wilhelm Lindemann." Es ist leicht zu begreifen, daß schon die Ankündigung dieses Buches in den katholischen Kreisen mit großer Freude begrüßt wurde, bot ja die Stellung des Verfassers — Herr Lindemann ist Pfarrer der Erzdiöcese Köln — die beste Garantie einerseits für den correcten Standpunkt desselben, andererseits für die sorgfältigste Umsicht und gewissenhafteste Genauigkeit. Und in der That zeigte es sich, daß die Freude nicht verfrüht war. Sobald das Werk erschien, wurde es von allen Seiten in der lobendsten Weise anerkannt, und zwar nicht bloß von katholischen Recensenten, auch von Akatholiken ward demselben eine große Aufmerksamkeit zu Theil. Seither hat das Buch drei Auflagen erlebt und es ist gar kein Zweifel, daß dasselbe sich fortwährend noch einen größeren Leserkreis erobern wird; denn wer Lindemanns Literaturgeschichte gelesen hat, wird ihr unbedenklich einen Platz neben den besten Büchern dieser Art einräumen.

Lindemann gibt uns vor Allem ein vollständiges Bild der Entwicklung, der Blüthe, des Abwelkens und der wiederholten Blüthe unserer Literatur. Von den ältesten Sprachdenkmälern bis auf die literarischen Versuche unserer Tage folgt der Verfasser aufmerksam ihrem Strome nach allen seinen Ausbiegungen hin. Das minder Bedeutende ist in der Regel wenigstens genannt; das Hervorragende aber in angemessener Weise besprochen, der Inhalt mit erwünschter Vollständigkeit skizzirt, so daß auch der mit den literarischen Schätzen selbst weniger Vertraute dieselben nicht nur vom Hörensagen, sondern aus eigener Anschauung einigermaßen kennen lernt und bis zu einem bestimmten Grade verkostet. Letzteres wird hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß der Verfasser den Dichter selbst redend einführt oder einzelne, für Auffassung und Ausdruck charakteristische Stellen sehr geschickt in seine eigene Darstellung verwebt. Man lese nur S. 20 die Bemerkungen zum Hildebrandsliede, und nach der vom Verfasser angeführten Probe wird man mit ihm bedauern, daß dieses markige Gedicht nur fragmentarisch erhalten blieb. Ebenso kann sich der Leser von der selbstgenügsamen Hölzernheit der gekrönten Poeten à la Birken, Opitz u. s. w. sofort einen vollständigen Begriff machen, wenn er poetische Ergüsse vernimmt, wie etwa folgenden des Baders Vogel:

Deutschland hat zwar einen Lutherum,
Aber noch keinen Homerum,
Einen rechtschaffenen Propheten,
Aber noch keinen rechtschaffenen Poeten.

Doch nun thut Gott erwecken frei
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum deutschen Poeten gekrönet ist
Von hohen Leuten dieser Frist.

Es ist einleuchtend, daß diese Einschiebung literarischer Proben zugleich der ganzen Darstellung eine anziehende Lebendigkeit verleiht. Wenige haben aber in einem Buche ähnlichen Umfanges von dieser Darstellungsweise so ergiebigen Gebrauch gemacht wie eben Lindemann. Die gekräuselten Töne der Meistersänger, wie die hellen Triller der Minnedichter, die zuchtlosen Ergüsse der reformatorischen Satiriker, wie das plastische Ebenmaß Göthe's, Alles tritt dem Leser unmittelbar vor Augen.

Eine Literaturgeschichte ist kein Handbuch der Aesthetik oder ein Magazin für ästhetische Beurtheilung der poetischen Producte. Nichtsdestoweniger wird eine kurze Beurtheilung der dichterischen Hauptwerke sowie der gesammten literarischen Thätigkeit, wenigstens der bedeutenderen Persönlichkeiten in einer Literaturgeschichte, die auf Vollständigkeit Anspruch machen will, kaum vermißt werden dürfen. Mancher ist bei Lesung und Beurtheilung der Dichter ja auf die Literaturgeschichte als auf seinen einzigen Führer angewiesen. Macht ihn der Literarhistoriker nicht aufmerksam auf die Schönheiten und Mängel der Erzeugnisse, so wird er sich kaum ein eigenes Urtheil bilden können. Auch dem Kenner dürften dergleichen Beurtheilungen als Prüfstein für die Richtigkeit des Geschmackes und für die Objectivität des Verfassers nicht unwillkommen sein. In dieser Beziehung ist Lindemanns Buch ebenfalls vollständig.

Daß der Verfasser auch den Lebensverhältnissen der in der Literatur bedeutenden Männer die gebührende Beachtung schenkt, ist ebenso selbstverständlich, als es gewiß ist, daß der Schlüssel zum Verständniß sowohl der ganzen Richtung des Dichters, als der einzelnen Werke vielfach erst aus der Kenntniß der Personalien gewonnen wird. So werden uns denn auch von der ehrwürdigen Gestalt Ulfila's bis auf die Celebritäten der Gegenwart die hervorragenden Männer unserer Literatur in ihren Lebensschicksalen vorgeführt, wenigstens insofern dieses zur vollen Erfassung ihrer literarischen Bedeutung nothwendig ist. Zum Beweise dafür soll nur auf den Lebensabriß Luthers und seines Zeitgenossen und Gegners Thomas Murner hingewiesen werden; aus der neuern Zeit möge das Bild des „Schulmeisters Voß" und des „Altmeisters Göthe" als Beleg dienen.

Von der größten Wichtigkeit für die Entwicklung der Literatur sind die Zeitereignisse auf politischem, sozialem und kirchlichem Gebiete. Spiegeln sich ja in der Literatur zunächst die großen Begebenheiten, die herrschenden Ideen, die Ziele und Wünsche einer Zeitepoche ab, so wie andererseits Gedeihen, Stillstand und Rückschritt der Literatur im Ganzen wie in einzelnen Zweigen von eben diesen Momenten abhangen. Unbedingt gehört es daher zur vollständigen Darstellung der Literaturgeschichte, diesen Ereignissen die nothwendige Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Letzteres thut denn auch Lindemanns Buch in erwünschter Weise. An der Spitze einer jeden Periode wird die Zeitepoche allseitig in kurzen, kräftigen Zügen geschildert, ihr hemmender und fördernder Einfluß einzeln betont und auf solche Weise dem Leser für viele, sonst unerklärbare Erscheinungen das Verständniß vermittelt. Die Zeit des Kampfes zwischen dem zurückweichenden Heidenthum und dem siegreichen Christenthum konnte an poetischen Erzeugnissen nur arm sein, weil die Glaubensboten im Interesse der Religion, welche sie begründen wollten, die dem Volke geläufige Poesie zurückdrängen mußten, Christliches dagegen den Halb- oder Kaumbekehrten noch zu fremd war. Der hohe Schwung, der unermeßliche Reichthum der ersten Blüthenperiode, die herrlichen Minnegesänge, von der züchtigsten Innigkeit bis zur schwärmerischen Gluth, die großen nationalen Epen, die Bearbeitung romantischer Stoffe, die Antike selbst, alles das wird erst erklärt und beleuchtet durch die gleichzeitigen Begebenheiten. Die Freudigkeit, mit der das deutsche Volk an seiner so tiefernsten und doch auch wieder so trostvollen und erhebenden Religion hing, der Glanz des deutschen Königthums, die Gunst, welche einzelne Könige und Fürsten der Poesie zuwandten, die Ausbildung des Ritterthums, die kampfesmuthigen und glaubensfrohen Züge in das Wunderland des Orientes, das alles war dazu angethan, zu idealem Aufschwunge zu begeistern, Sicherheit und Selbstvertrauen einzuflößen, die Phantasie zu kühnem Fluge anzuregen und eine Fülle neuer Stoffe dem sangesliebenden Geschlecht zuzuführen.

Die Literaturgeschichte hat zum eigensten Gegenstand „die Darstellung

der dichterischen Geistesproducte der Nation". Indessen ist die poetische Geistesthätigkeit so innig mit den anderweitigen Bestrebungen auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens verknüpft, daß der Literarhistoriker die Prosa in keiner Weise übersehen kann. Das hat denn auch unser Verfasser nicht gethan. Von dem ersten Prosawerke in unserer Sprache, der markigen Bibelübersetzung des gothischen Bischofs, von den mühsamen Versuchen der Mönche, die christlichen Glaubenswahrheiten in die erst ungelenke, manchmal des zutreffenden Ausdrucks entbehrende Sprache zu zwängen, bis auf unsere Zeit wird uns die Entwicklung der Prosa im Allgemeinen sowohl, als auch im Besondern in Beredsamkeit, Philosophie, Geschichte u. s. w. vorgeführt, die hauptsächlichsten Werke nebst den Auctoren namhaft gemacht, häufig auch mit entsprechenden Proben belegt.

Endlich hat der Verfasser es nicht unterlassen, an passender Stelle die bekanntesten Ausgaben der Dichterwerke unter dem Texte beizufügen, desgleichen werden wir häufig auf lesenswerthe Biographien der Dichter, sowie auf erklärendes und kritisches Hilfsmaterial aufmerksam gemacht. Ein alphabetisch geordnetes Personen- und Sachregister erleichtert die Handhabung des Werkes. In der dritten Auflage ist dann noch der Einleitung ein dankenswerthes Verzeichniß der besten Bearbeitungen unserer Literaturgeschichte angefügt.

Man darf nach allem diesem kühn behaupten, daß Lindemanns Buch, was äußere und innere Vollständigkeit betrifft, den besten Büchern dieser Art beigezählt werden darf; Poesie und Prosa werden uns in den hauptsächlichsten Erscheinungen bekannt gemacht, ihr Inhalt mitgetheilt, kurze Proben geliefert, der Werth beurtheilt, die Personalien der Dichter erzählt, endlich die Zeitereignisse, welche das Aufblühen, den Rückschritt, die Gestaltung der Literatur bedingten, vorgeführt.

In diese ungeheure Masse Stoff ist durch eine zweckmäßige Anordnung die nöthige Klarheit gebracht. Lindemann vertheilt das ganze Material in drei Hauptgruppen. Der Theilungsgrund, auf dem diese Abschnitte beruhen, ist die Entwickelung des äußeren Gewandes der Literatur, der Sprache. So erhalten wir also die Gliederung 1) das altdeutsche, 2) das mitteldeutsche, 3) das neu- oder hochdeutsche Sprachidiom. Man wird zugeben, daß diese Eintheilung sich gleich auf den ersten Blick als eine natürliche und angemessene empfiehlt; eine chronologische Abgrenzung bei organisch wachsenden und stets im Fluß befindlichen Gebilden macht auf unsern Geist sofort den Eindruck des Willkürlichen, Gezwungenen. Freilich führt auch Lindemann chronologische Marksteine an, die so ziemlich mit den allgemein als Zeitgrenzen betrachteten zusammentreffen. Aber diese äußere Grenzen erscheinen eben durch den angegebenen Theilungsgrund innerlich motivirt und somit durch die Sache selbst geboten. Diese drei Hauptabschnitte werden dann wiederum in Perioden zerlegt und hier wird abermals der Theilungsgrund aus dem Innern der Literatur selbst herangezogen: es ist der ästhetische Maßstab, nach dem die Dauer der Unterabtheilungen sich bemißt. Die erste Hauptgruppe hat keine Unterabtheilungen, weil, abgesehen von den aus der heidnischen Zeit herübergeretteten Bruchstücken, die ganze literarische Thätigkeit einen gemeinschaftlichen Träger und im Ganzen und Großen auch einen gemeinschaftlichen Charakter hat. Von Geistlichen rühren so ziemlich alle literarischen Arbeiten jener Periode her; geistlicher Natur sind fast allgemein die behandelten Stoffe. Passend heißt demnach die ganze Periode: die Poesie der Geistlichen.

Die zweite Hauptgruppe zerfällt in zwei Perioden. Die erste umfaßt die Blüthe der Volks- und der Kunstpoesie, jene in den Liedern der nationalen Sagenkreise, diese im höfischen Minnegesang und der Bearbeitung ritterlicher Sagen (1150 — gegen 1300). Die zweite enthält den Übergang der Dichtung an die Zünfte, den Meistergesang; daneben zeitweilige Fortdauer

der Blüthe des Volksliedes und Entwickelung der Proſa, 1300—1517. Die dritte Gruppe ſcheidet ſich in fünf Unterabtheilungen. Während von der ſogen. Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg der Meiſtergeſang noch trüb hinſiecht, aber die Einflüſſe fremdländiſcher Bildung, namentlich der Humaniſten ſich geltend machen (1. Per.), tritt in der 2. Periode bis zum ſiebenjährigen Kriege die gelehrte Dichtung und die Nachahmung der Welſchen in den Vordergrund, bis dann die 3. Periode als die zweite Blüthe der Literatur in der klaſſiſchen Dichtung ſich geſtaltet. Der große Weltkrieg zu Anfang dieſes Jahrhunderts gebiert dann die romantiſche Schule, welche die 4. Periode charakteriſirt; und an ſie endlich ſchließt ſich die Jetztzeit als 5. Periode mit ihrem Ringen nach neuen Stoffen und Formen und ihrem Streben nach einer Weltliteratur. Auf ſolche Weiſe iſt das unermeßliche Gebiet in acht leicht zu überſchauende Felder zerlegt, deren Grenzen ſich faſt von ſelbſt ergeben. Man beachte nur, daß bei allem organiſch ſich Geſtaltenden, alſo auch bei der Literatur die Entwickelung und Entfaltung der Blüthe und das Abwelken derſelben allmählich, nicht plötzlich und ſtoßweiſe geſchieht. Man erinnere ſich ferner an die gleichzeitigen Ereigniſſe auf dem Gebiete der europäiſchen und beſonders der vaterländiſchen Geſchichte und man wird das Naturgemäße der eben vorgeführten Gliederung gleich einſehen. Dieſe Gliederung iſt freilich nicht zuerſt von Lindemann angewandt worden, dieſelbe iſt vielmehr Karl Gödecke's Werke entlehnt. Indeſſen daß der Verfaſſer gerade in dieſer Beziehung von dem, ihm ſonſt als Muſter vorſchwebenden trefflichen Werke Vilmars abwich, das zeugt von ſeinem unbefangenen, ſichern Blicke.

Die Art, wie der Verfaſſer das auf acht Bücher — jeder Periode entſpricht in dem Werke ein einzelnes Buch — vertheilte Material behandelt, trägt noch bedeutend zur Klarheit bei. An der Spitze der einzelnen Bücher wird die Periode im Allgemeinen charakteriſirt, die herrſchende Geiſtesrichtung hervorgehoben und angedeutet, wie dieſelbe ſich ſowohl in den einzelnen Geſellſchaftsklaſſen, als auch in den Literaturzweigen manifeſtirt. Dann geht der Verfaſſer zu dieſen einzelnen Zweigen ſelbſt über, hebt das allen dahin gehörigen Erzeugniſſen Gemeinſame hervor und betrachtet endlich die einzelnen Erſcheinungen. So ſteigt alſo die Darſtellung ſtets vom Allgemeinen zum Beſonderen herab. Natürlich kann die Behandlung nicht überall die vollkommen gleiche ſein: ſie muß ſich je nach der veränderten Geſtaltung und Entwickelung modifiziren. Namentlich wird es immer ſchwerer, gemeinſam leitende, überall maßgebende Geſichtspunkte feſtzuſtellen, je mehr man ſich der neueren Zeit nähert. Die Literatur wird in einem gewiſſen Sinne immer individueller, genau dem Charakter des Proteſtantismus entſprechend, welcher das ſchrankenloſe Recht des Subjects ſtabilirte. Deßhalb iſt die Literaturgeſchichte genöthigt, immer mehr auf Dichterſchulen, Dichtergruppen, endlich auf einzelne Dichterperſönlichkeitin ſich ausführlich zu beziehen.

Indeſſen wird keineswegs Alles und Jedes, was innerhalb einer Epoche zu Tage trat, auch genau in dieſelbe hineingezwängt. Das wäre ja Unnatur. Vielmehr greift die Darſtellung zuweilen über die geſteckten Grenzen der Periode hinaus, blickt in die vorhergehende zurück, je nachdem es die größere Klarheit erheiſcht. So wird z. B. das Volkslied erſt im dritten Buche behandelt, obſchon die Blüthe desſelben bereits in der zweiten Periode beginnt; dagegen wird im dritten Buche, namentlich im Abſchnitte über die Satire, ſchon in die Zeit der Reformation hinübergegriffen. Und ſo muß es ſein, wenn anders die Gliederung nicht zur hemmenden Feſſel, ſondern zu einem Hilfsmittel werden ſoll.

Zu dieſer naturgemäßen, durchaus zweckdienlichen Gliederung, kommt die klare, gediegene Sprache des Verfaſſers. Fremdwörter und Schulausdrücke, die wohl dem Fachmann geläufig und dieſem wegen ihrer Kürze und Prägnanz kaum entbehrlich ſind, der übrigen Leſewelt aber weniger zu-

sagen, sind zwar nicht ganz vermieden, aber sehr sparsam und mit Maß angewendet. Klingende Phrasen, die nur zu häufig den Mangel an klarer Bestimmtheit des Gedankens vertuschen sollen, wird man schwerlich finden. Die Sprache ist durchsichtig und für den in's Auge gefaßten Leserkreis durchaus verständlich. Doch verfällt der Verfasser keineswegs in den trockenen Ton des Docenten: über die ganze Darstellung ist vielmehr eine wohlthuende Wärme verbreitet, so daß man es gleich herausfühlt, der Verfasser liebt sein Volk und spürt mit Lust und Liebe den Regungen des poetischen Genius nach.

Wie hebt sich die Sprache, wenn er uns in die großartige Gebirgsregion der epischen Volkspoesie oder in den duft- und klangreichen Dichterwald der Minnesänger führt! Wem geht nicht das Herz auf, wenn er an der Hand des Verfassers nach mühevoller Durchmusterung des Meistergesanges, dieses „Herbariums getrockneter, aber künstlich geordneter Pflanzen", heraustritt in das Gebiet des Volksliedes, „in diese grüne Au mit lebensfrischen, in jeder Form sich hervordrängenden Blättern und Blüthen, naturwüchsigen Baumgruppen, die kein Künstler zurechtgestutzt, mit dem hellen Vogelgesang, der keine Schulübung verräth, mit dem frischen Morgenduft, der sich nicht verpflanzen läßt"? Und wie zeichnet er die schwäbische Dichterschule, vorzüglich den Meister des neuen Gesanges im Schwabenlande, L. Uhland, diesen „Kernmann, in dem etwas Gediegenes, Unzerbrochenes lag, dessen Leben rein dahin floß ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften"!

Aber trotz aller Eingenommenheit für seinen Stoff, redet der Verfasser doch nie die Sprache des Enthusiasten, die durch Glanz und Begeisterung ganz einnimmt, so daß der Leser ob des Reizes der Darstellung den eigentlichen Gegenstand vergißt. Lindemanns Darstellung trifft die rechte Mitte. Sie ist einerseits interessant und fesselnd, so daß Niemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne es ganz durchgelesen zu haben; andererseits klar und anregend, so daß der Leser sich gründlich belehrt und zu weiterer Umschau ermuntert fühlt. Wie glücklich der Verfasser die Meister des Gesanges selbstredend einzuführen oder Äußerungen derselben in seine Darstellung zu verflechten versteht, ist oben bereits angedeutet worden.

Mit dieser erschöpfenden Vollständigkeit, dieser klaren Übersichtlichkeit verbindet Lindemann die strengste Objectivität. Der Verfasser ist katholischer Priester und somit ist es selbstverständlich, daß er seinen kirchlich-gläubigen Standpunkt nie verläugnet. Aber trotzdem oder vielmehr eben deßhalb verfährt er durchaus nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit. Freilich kommt er vielfach zu ganz andern Resultaten bei der Behandlung und Beurtheilung der literarischen Erscheinungen als die meisten seiner Vorgänger; aber ihn deßhalb der Ungerechtigkeit und der Parteilichkeit zu bezichtigen, wie das von akatholischen Recensenten geschehen ist, das ist zum mindesten sehr voreilig. Fast alle Literarhistoriker, die bisher geschrieben, haben ihre Urtheile entweder **bona** oder **mala fide** nach protestantischen Vorurtheilen zurechtgeschnitten. Man beweise nun zuerst einmal, daß die von akatholischen, leider nur zu oft antikatholischen, Anschauungen beeinflußten Urtheile, die sich in der Literaturgeschichte gewissermaßen forterben, objectiv unangreifbar sind, und dann erhebe man den Vorwurf der Parteilichkeit.

Daß Lindemann aber ohne Vorurtheil zu Werke geht, das versichert er nicht nur, sondern zeigt er auch klar, indem er die an ihn gestellte Zumuthung, doch auch die Confession der einzelnen literarischen Persönlichkeiten hervorzuheben, einfach ablehnt, „weil er nicht Personen, sondern die Werke zu beurtheilen habe". Was von katholischer Seite gefehlt wurde, spricht er — soweit es zur Literaturgeschichte gehört — offen aus. So wird auf S. 27 unumwunden zugestanden, daß die Geistlichen aus Mangel an Kenntniß der Sprache vielleicht zu wenig rücksichtlich der Erziehung und Bildung unserer

Digitized by Google

neubekehrten Vorfahren thaten, freilich auch hinzugefügt, daß dieses im Widerspruch mit der Vorschrift der kirchlichen Obern, namentlich des hl. Bonifazius, geschah. Die Rohheit und Verwilderung des Volkes, die Verkommenheit des Adels, der vielfach zum Antagonismus gesteigerte Riß zwischen dem Klerus und der Laienwelt, die durch das Papstschisma hervorgerufene Verwirrung u. s. w. werden keineswegs vertuscht. Endlich möge noch der Hinweis auf des Verfassers Urtheil über die Romantik gestattet sein, die man ja wohl vorzugsweise die katholische Poesie genannt hat und die auch bis zu einem gewissen Grade so genannt werden kann. Das begeisterte Streben der neuen Schule wird vollständig gewürdigt, dagegen auch die Unklarheit, das Phantastische, Hastige und Unfertige rücksichtslos dargestellt.

Ebenso unumwunden anerkennt der Verfasser die Verdienste akatholischer Auctoren, z. B. Luthers, mag ihre persönliche Richtung auch noch so sehr seiner eigenen widerstreiten. Die zweite Blütheperiode unserer Literatur, die so gern als eine ausschließlich protestantische hingestellt wird, findet den ungetheilten Beifall unseres Literarhistorikers nicht; aber nicht deßhalb, weil dieselbe fast ausnahmslos nur Akatholiken zu Trägern hat, vielmehr deßhalb, weil dieselbe im Ganzen und Großen dem Nationalen und Positiv-Christlichen entfremdet ist, weil sie zu wenig Volksthümliches enthält. Abgesehen von diesen Ausstellungen ist der Verfasser durchaus nicht zurückhaltend mit seinem Lobe. Lessings klare und scharfe Kritik, Wielands stilistische Glätte und Feinheit, die klassische Durchsichtigkeit und das ruhige Ebenmaß Göthe's, der Schwung und die Ideenfülle Schillers werden in vollstem Maße anerkannt. Wie vortheilhaft der Verfasser über Uhland und die Mitglieder des schwäbischen Dichterkreises denkt, obschon dieselben ausschließlich Protestanten sind, wurde zum Theil schon berührt.

Diese wenigen Belege dürften Jeden, der sehen will, hinreichend belehren, daß Lindemann nicht bloß von Gerechtigkeit zu reden, sondern dieselbe auch zu handhaben weiß. Darum muß man auch seinem Urtheile da trauen, wo es dem Katholicismus günstig lautet. Und gerade in dieser Beziehung hat sich der Verfasser ein Anrecht auf die Dankbarkeit aller Katholiken, ja jedes Vorurtheilsfreien erworben. Wie viele Vorwürfe hat er zurückgewiesen? Wie manches Vorurtheil rectificirt? Nachdrücklich betont er den hervorragenden Werth der ersten Blütheperiode unserer Literatur und die christlich-kirchliche Grundlage derselben. Daß das Kirchenlied bereits sproßte und sich lebensfrisch entfaltete, lange bevor man an Luther und die sogenannte Reformation dachte, wird durch Aufzählung einer Reihe zum Theil herrlicher Poesien schlagend dargethan und durch Melanchthons Geständniß treffend illustrirt. Das sinkende Mittelalter muß doch wohl nicht so finster, namentlich nicht so ganz baar an gelehrten, thätigen Geistlichen gewesen sein, als uns die zünftigen Literarhistoriker gerne glauben machen möchten; denn eine stattliche Reihe tüchtiger Prosaiker weiß der Verfasser gerade im 15. Jahrhundert anzuführen, von denen ein guter Theil eben Geistliche und Mönche waren. Manche Männer, die der Protestantismus entweder als offene Bekenner, oder wenigstens als Geistesverwandte der Reformation in Beschlag nahm, sehen wir dem Katholicismus wieder zurückgegeben. Das übersprudelnde Lob, welches einem Hutten, Manuel und ähnlichen Stürmern wohl hauptsächlich wegen ihrer maßlosen Schärfe gegen das Papstthum zu Theil geworden, wird auf das rechte Maß zurückgeführt. Im Gegensatz zu dem Vorwurf, der fast als selbstverständlich gilt, als sei die ganze Literatur seit den Tagen der Reformation vorzugsweise eine protestantische, drängt sich dem Leser die Überzeugung auf, daß wenigstens in der trostlosen Öde nach dem dreißigjährigen Kriege sich Alles, was von ächter Poesie zu ermitteln ist, gerade bei Katholiken findet. Während Harsdörfer und Klaj ihre Reime schnörkelten, Quirin Kuhlmann seine „himmlischen Liebesküsse" austheilte, ließen die Jesuiten Spee und Balde, sowie der

Digitized by Google

Convertit Scheffler einmal wieder echte Dichterklänge ertönen, die freilich eine Zeitlang ignorirt, aber nie vergeſſen werden können. Dazu führt uns Lindemann eine Reihe von Männer auf, die ſich zwar meiſt mit lateiniſcher Poeſie beſchäftigt haben, aber trotz alledem noch eher genannt zu werden verdienen als ganze Heere der ſchäferlichen Pegnitzer oder hölzernen Elbſchwanen. Der echt deutſche Kapuziner Martin von Cochem aber wiegt durch die edle Treuherzigkeit, die kernige, volksthümliche Klarheit, mit der er ſeine Heiligenlegende, das Leben Jeſu und Maria u. ſ. w. darſtellte, ein ganzes Dutzend „aſiatiſcher Baniſen“ à la Klipphäuſer oder Zeſen'ſcher „Aſſenats“ auf.

Die ſatiriſchen Gegner der Reformation, Murner, Nas, verdanken den Tadel, mit welchem ſie ſo freigebig bedacht zu werden pflegen, hauptſächlich ihrer antilutheriſchen Richtung; denn was geiſtige Befähigung angeht, dürfen dieſelben ſich neben ihren vielgerühmten ſatiriſchen Collegen aus dem proteſtantiſchen Lager Fiſchart, Gengenbach u. ſ. w. wohl ſehen laſſen; die Derbheit und rückſichtsloſe Schärfe ſind hüben und drüben gleich.

Daß die deutſche Literatur in der zweiten Blütheperiode im Ganzen und Großen eine proteſtantiſche ſei, das iſt wenigſtens inſofern wahr, als dieſelbe in ganz eminenter Weiſe auf proteſtantiſcher Grundlage ruht. Wie viel oder wie wenig dagegen die Heroen dieſer Blüthezeit von poſitivem Proteſtantismus beſaßen, das braucht Lindemann nicht noch beſonders zu ſagen. Iſt es ja bekannt genug, daß gläubige Proteſtanten ſich für dieſe Heroen, wenn man Klopſtock ausnimmt, wenig echauffiren, während die ſogenannten Aufgeklärten aller Bekenntniſſe denſelben nicht genug Weihrauch zu ſtreuen wiſſen. Der wahre Katholik kann alſo dieſe „proteſtantiſche Literatur“ neidlos als ſolche anerkennen.

Doch wozu Beiſpiele auf Beiſpiele häufen? Man leſe das Buch ſelbſt und man wird durchweg das beſtätigt finden, was ein Referat nur in flüchtigen Strichen andeuten kann. Lindemann hat in der That eine Literaturgeſchichte von katholiſchem Standpunkt aus geſchrieben, ohne ſich indeß durch confeſſionelle Voreingenommenheit zu ungerechten Beurtheilungen hinreißen zu laſſen. Das Treffliche erkennt er an, das Seichte verwirft er, mag es unter katholiſcher oder akatholiſcher Flagge ſegeln. Nirgendwo geht er darauf aus, katholiſche Namen zu entdecken; aber er ſteht auch nicht an, das den Katholiken zu vindiciren, was ihnen gehört, und den Proteſtantismus aus Gebieten, die ihm nicht gehören, zu verdrängen. So haben wir alſo in Lindemanns Buch eine objective, klare und allſeitige Darſtellung des Ganges und der Entwickelung unſerer Nationalliteratur, in ſoweit dieſelbe ſich aus den literariſchen Schöpfungen ergibt. Ohne Anſtand darf dasſelbe allen Kreiſen, namentlich aber den katholiſchen, nachdrücklich empfohlen werden.

Damit ſoll nun keineswegs behauptet werden, daß das Buch nach allen Seiten hin vollkommen ſei und ſomit keiner Verbeſſerung mehr bedürfe. Eine ſolche Behauptung würde der Herr Verfaſſer ſelbſt am entſchiedenſten zurückweiſen. Die große Sorgfalt, mit welcher er die neuen Auflagen durchgeſehen hat, liefert dafür den ſprechendſten Beweis. Man vergleiche nur die dritte Auflage mit der bereits fleißig überarbeiteten und vermehrten zweiten: das ſechste Buch, die Blüthe der Kunſtdichtung ausgenommen, findet ſich kein Abſchnitt, an dem die beſſernde Hand des Verfaſſers nicht angelegt worden iſt. Manches iſt bündiger und klarer ausgedrückt, einiges berichtigt, manche Erſcheinungen, namentlich aus der neueſten Zeit, eingeſchoben, anderes dagegen weggelaſſen worden. Mit demſelben Fleiße und derſelben Sorgfalt wird der Verfaſſer jede weitere Auflage — und ſicher hat das Buch deren noch manche zu erwarten — einer Prüfung unterziehen, ſo daß kein Zweifel obwaltet, jede billige Erwartung werde ihre Befriedigung finden. Daß bei dem großen Material manches ſonſt Wünſchenswerthe in einem Buche von dieſem Umfange vermißt werden muß, das iſt leicht einzuſehen. Doch dürften einige

Digitized by Google

Erſcheinungen wohl mit Recht, namentlich in einer katholiſchen Literaturgeſchichte, auf ein Plätzchen Anſpruch machen. Dazu iſt jedenfalls Willibald Pirkheimer zu rechnen, ein Mann, der wegen ſeiner klaſſiſchen Gelehrſamkeit, ſeines ausgedehnten Briefwechſels, ſeiner ſcharfſinnigen hiſtoriſch-politiſchen Schriften ebenſo bemerkenswerth iſt, als wegen ſeiner bedeutungsvollen Stellung zu der ſogenannten Reformation. Deßgleichen verdient der ſchleſiſche Convertit Samuel Butſchky, den Hoffmann von Fallersleben zu den vorzüglichſten Schriftſtellern des 17. Jahrhunderts rechnet, zum wenigſten eine Erwähnung.

In den Fingerzeigen für die äſthetiſche Würdigung der Dichterwerke wären auch noch einige Zuſätze erwünſcht. Für einen großen Theil der Leſer iſt es immerhin noch ſchwer, namentlich die mitteldeutſchen Dichtungen zu würdigen, wenn nicht der Literarhiſtoriker mit ein paar Worten darauf hinweist, wodurch dieſe Schöpfungen ſich vorzüglich als Meiſterwerke charakteriſiren, ob und wo ſich ſchwache Stellen finden. Beim Heliand iſt dieß geſchehen, zumeiſt auch bei den Werken Schillers und Göthe's; bei den großen Nationalepen, beim Parcival u. ſ. w., wäre dieſes in ähnlicher Weiſe zu thun. Bei Wolframs Parcival namentlich verlangt der Leſer nach einer zurechtweiſenden Hand. Gawans Bedeutung in dem großartigen Gedichte iſt ohne einige erläuternde Worte den Meiſten ein unlösbares Räthſel. Der gelegentliche Hinweis auf dieſe Bedeutung bei der Beſprechung von Göthe's Götz genügt nicht. Auch eine concrete Andeutung, worin das Nationaliſirende Wolframs liege, wäre wohl am Platze.

In der dritten Auflage iſt die Überſicht über die unterhaltende und wiſſenſchaftliche periodiſche Literatur ausgefallen. Mancher wird dieſen Wegfall bedauern. Wenn man dem Literarhiſtoriker auch nicht zumuthen kann, das ganze Gebiet der Publiciſtik in den Kreis ſeiner Beſprechung zu ziehen, ſo ſind doch die eben erwähnten Zweige der Literatur theils in zu enger Berührung mit der eigentlichen Literatur, theils als Gradmeſſer für die geiſtige Thätigkeit unſeres Volkes zu bedeutend, als daß dieſelben übergangen werden könnten.

J. Helten S. J.

Miscellen.

Confessionslose Schule und Schandliteratur. Wiederholt haben wir bereits auf die Früchte hingewiesen, welche confessionslose Schulen nothwendig hervorbringen. Wir haben dabei auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika hingewiesen, weil dort das System der Confessionslosigkeit seit langen Jahren in den sogenannten Freischulen besteht und seine Früchte zeitigen konnte. Die Baltimorer „Katholische Volkszeitung" vom 13. December 1873 citirt eine in dieser Beziehung sehr lehrreiche Correspondenz eines für die confessionslosen Schulen schwärmenden Methodistenblattes, des „Christlichen Botschafters", welcher wir Folgendes entnehmen: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß unter der amerikanischen Jugend die Unsittlichkeit in einer schreckenerregenden Weise herrscht und immer mehr zunimmt. Knaben und Mädchen unterhalten sich mit einander über Dinge, über welche bei ihnen noch Unschuld und Unkenntniß herrschen sollte. Mädchen, die noch die Kinderschuhe nicht ausgetreten haben, ergehen sich in schlüpfrigen und unanständigen Reden. Nur Wenige gibt es, die eine Ahnung haben von der Sittenlosigkeit der Jugend. An diesem Stand der Dinge sind vor Allem die schlechten Romane schuld, die mit einem wahren Heißhunger von Knaben und Mädchen verschlungen werden. Es gibt regelmäßig organisirte Gesellschaften, die in Bildern und Schriften die größten Schändlichkeiten verbreiten, um die Jugend gänzlich dem Laster in die Arme zu führen. In New-York hat es sich Hr. Andrew J. Comstock zur Aufgabe gemacht, die Schandliteratur auszurotten. Vor einiger Zeit hat er die Beschlagnahme von sieben Tonnen (140 Centner!) solcher Schmachwerke veranlaßt. Beim Verhör vor dem Gericht kamen haarsträubende Enthüllungen zu Tage. Der Staatsanwalt mußte bei der Processirung von John Meeker, der des Verkaufs obscöner Bilder und Bücher angeschuldigt war, mit Widerstreben die empörende Mittheilung machen, daß manche höhere Töchterschulen mit solchen Producten wahrhaft überfluthet sind. Bücher und Bilder der schamlosesten Art werden auf hunderterlei Arten dort eingeschmuggelt; zuweilen sogar in Blumenbouquets, in Nußschalen und Zuckerwerk.

Hr. Comstock von New-York entdeckte und confiscirte bei Händlern und Verlegern in der Stadt New-York mehr als 15,000 Briefe von Schülern und Schülerinnen aus dem ganzen Lande, worin obscöne Schriften bestellt wurden. Väter und Mütter hatten keine Ahnung davon, daß ihre Kinder selbst in den besten (!?!) Schulen entsittlichende Literatur studirten, die ihnen von hinterlistigen Händen beigebracht wurde. Nachfor-

Digitized by Google

schungen in der Dead Letter Office und die Confiscationen in New-York haben ergeben, daß die Händler in obscöner Literatur Leihbibliotheken organisirt haben, die unter der Leitung der lasterhaftesten Jungen in den Schulen stehen, welche von den Eigenthümern gewählt und bezahlt werden und unter den Schülern irgend eins von den 144 obscönen Büchern, die in New-York erscheinen, zu 10 Cents das Stück, umgehen lassen. Es ist nachgewiesen, daß der verderbliche Einfluß dieser Literatur in den Schulen unserer Städte viel versprechende junge Leute gänzlichem Ruine preisgegeben hat. Wie in New-York und Brooklyn, ist nämlich diese Literatur auch in den Colleges von Pennsylvanien und Ohio gefunden worden und es ist kein Staat oder Territorium von derselben frei. In New-York fand man z. B. in den Büchern eines Händlers 20 verschiedene Bestellungen eingetragen, die vom Bibliothekar einer Frei- (d. h. confessionslosen) Schule in einem unserer schönsten westlichen Staaten gemacht waren. Und dieser Handel ist so profitabel, daß manches große Vermögen in demselben angesammelt worden ist. Es ist von der höchsten Wichtigkeit für die endliche Unterdrückung dieses Handels, daß jede nützliche Auskunft darüber dem Congreß und dem Lande vorgelegt werde."

Leider fehlt es auch in Deutschland an solcher Schandliteratur nicht; gibt es ja Autoren und Verleger, die so sehr alle Scham verloren haben, daß sie sich öffentlich rühmen, 30, 40 und mehr Tausend der obscönsten und schändlichsten Werke abgesetzt zu haben. Keine Polizei und kein Staatsanwalt kümmert sich darum, denn die sind mit der Überwachung des Gebetsapostolates und des Herz-Jesu-Vereins beschäftigt. Von den Lesetischen der Väter und Mütter kommen dergleichen Schriften, wie „die fromme Helene", „der hl. Antonius" u. s. w., in die Hände der Kinder und circuliren dann unter Gymnasiasten und sogar unter Schülerinnen confessionsloser „Töchterschulen". Welche Verantwortung laden Eltern auf sich, die ihre Kinder solchen Schulen anvertrauen und selbst — wenngleich gegen ihren Willen — dergleichen Schriften in die Hände fallen lassen. R. C.

Vorbilder für den „modernen Culturfortschritt". Wenn es gelingen sollte, den jetzt in der Wissenschaft herrschenden Darwinismus mit seiner wesentlichen Gleichstellung von Mensch und Thier noch mehr als bisher in das praktische Leben einzuführen, so dürfte es bei der eisernen Consequenz des Denkens keinem Zweifel unterliegen, daß mit anderen Praktiken des Heidenthums auch der Gebrauch der Menschenfresserei im „modernen Culturleben" wieder Aufnahme findet. Mit dem Maßstab der exakten Wissenschaft ist es unerfindlich, warum jener „Thierklasse", welche man Menschen nennt, noch länger vor dem Bruder Ochs und dem Schwesterchen Krametsvogel das unbegründete Vorrecht verbleiben soll, nicht verspeist zu werden. Gleiches Recht für Alle! An Beispielen des gegenseitigen Auffressens fehlt es ja nicht im Reiche der Natur. In der großen Zeit der französischen Revolution, der wir so viele der modernen Errungenschaften verdanken, wurde bekanntlich bereits ein Anfang gemacht, indem man die zahlreichen Staatsgefangenen mit den

Leichen der Hingerichteten ernährte. Der liberale Professor Liais erklärte in einer im Jahre 1872 zu Paris erschienenen Schrift, welche den Titel führt: Suprématie intellectuelle de la France, die Belagerten hätten das Recht, im Falle der Noth die gefangenen Feinde zu verzehren. Die Ansicht über die „höhere Würde des Menschen" ist ja auch nur ein christliches Vorurtheil, welches natürlich mit dem Christenthum schwinden muß. An Vorbildern des Cannibalismus, zu dem unsere moderne Cultur nothwendig fortschreiten muß, fehlt es nicht, da man die Zahl der noch jetzt lebenden Menschen-fressenden Wilden auf 1,943,000 veranschlagt hat. Diese Zahl ist nicht zu hoch gegriffen. [Die Battas zählen 200,000 Seelen; die Cannibalen im Nigerdelta etwa 100,000; die Fan 80,000; die Höhlencannibalen im Bassutolande 10,000; die Niam-Niam etwa 500,000; die Miranhas und Mesayas 2000; die andern südamerikanischen Cannibalen 1000; die Eingeborenen Australiens 50,000; die Melanesier 1 Million. — So nach den Angaben Richard Andree's in den Ergänzungsblättern.] Überhaupt empfehlen wir unsern deutschen Culturhelden und Fortschrittsfreunden ein eingehenderes Studium der Cannibalen, Buschmänner und Eskimo's; wir werden noch gelegentlich auf Mehreres aufmerksam machen, wodurch sich die großen „modernen Errungenschaften" completiren lassen.

Die lutherische Kirche in Schweden und die Mission. Wir haben bereits früher einmal (in dieser Monatschrift 1872 II. S. 429) darauf hingewiesen, daß keine der protestantischen sogenannten Kirchen als solche mit dem Missionswerk sich befaßt, daß keine somit der ausdrücklichen Verpflichtung zur Vermittlung der Erlösungsgnade an alle Menschen nachkömmt, also auch keine die wahre Kirche Christi sein kann. Die lutherische Kirche scheint in Schweden zur Erkenntniß dieses wesentlichen Mangels gekommen und endlich entschlossen zu sein, demselben abzuhelfen. Zwar kömmt diese Erkenntniß viel zu spät, als daß ein auch noch so großer Eifer für die Mission jetzt noch die mehr als dreihundertjährige Versäumniß einer strengen Pflicht auch nur im entferntesten aufheben konnte. Es mag aber doch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, zu sehen, wie zur nämlichen Zeit, in welcher die piemontesische Regierung durch Aufhebung der Propaganda in Rom und durch Zerstörung der Ordenshäuser die katholische Mission zu vernichten sich bemüht, eine protestantische Regierung sich der protestantischen Mission annimmt.

Am 4. September d. J. trat die Generalsynode der Staatskirche zusammen; unter den von der Regierung Oskars II. ihr vorgelegten Berathungsgegenständen befand sich als fünfter die Regelung des allgemeinen Missionswerkes. Ein vom König bestelltes Comité hatte einen Entwurf zu diesem Zwecke ausgearbeitet; derselbe wurde im Auftrag des Königs der Generalsynode vorgelegt und von dieser an eine Commission gewiesen. Diese hat sich nach dem „Aftonblad" vom 22. September d. J. über folgende Fassung des neuen Missionsgesetzes geeinigt:

1. Durch die Vermittlung und unter der Leitung der Pastoren soll jährlich an

einem passenden Tage in jeder Pfarrei ex officio eine Versammlung zum Besten der Missionen gehalten werden. Die Versammlung beginnt mit einem Gottesdienste, in welchem die Mission das Thema der Predigt bildet und das in dem (schwedisch-lutherischen) Ritual befindliche Gebet für die Bekehrung der Ungläubigen vorgelesen wird. Nach dem Gottesdienste findet eine Berathung und Beschlußfassung darüber statt, wie das Missionswerk in der Pfarrei zu befördern sei. Jedes Mitglied der Pfarrei, welches nicht unter Kirchenstrafe steht und am Abendmahl Theil nehmen darf, hat das Recht sich an dieser Berathung zu betheiligen.

2. Bei dieser Versammlung wird eine Collecte für das Missionswerk abgehalten; auch ist jeder Pastor verpflichtet, freiwillige Gaben für diesen Zweck zu sammeln.

3. Die durch diese Collecte und durch freiwillige Gaben eingekommenen Beträge werden an die Domkapitel eingesendet, welche jährlich dem Generalrathe der Missionen der schwedischen Kirche darüber Rechenschaft abzulegen haben. Bei dieser Gelegenheit dürfen die Domkapitel auch ihre Ansicht und Meinung über die passende und angemessene Verwendung dieser Gelder aussprechen.

4. Der Generalrath der Missionen der schwedischen Kirche hat seinen Sitz in der Hauptstadt (Stockholm) und besteht aus dem Erzbischof, welcher ständiger Präsident ist, und aus 6 auf fünf Jahre von der Generalsynode zu wählenden Mitgliedern. Die Synode wählt auch für die nämliche Zeit 4 Stellvertreter, welche in bestimmter Reihenfolge eintreten, wenn die ordentlichen Mitglieder sich zurückziehen oder den Sitzungen nicht beiwohnen können.

5. Die ganze Thätigkeit der Missionen der schwedischen Kirche wird von diesem Generalrathe geleitet, indem er nach Maßgabe der zu Gebote stehenden Mittel

a. jene Missionen unterstützt, deren Zweck und Wirksamkeit er billigt;

b. unter den nichtchristlichen Völkern Missionäre unterhält;

c. den etwa von diesen Missionären gebildeten Gemeinden zu Hilfe kommt und für sie sorgt;

d. Missionäre in besonderen, zu diesem Zweck gegründeten Anstalten ausbildet;

e. Missionsschriften veröffentlicht und

f. an anderen ähnlichen Unternehmen sich betheiligt.

6. Der Generalrath legt der alle fünf Jahre zusammentretenden Generalsynode Rechenschaft über seine Verwaltung und seine Unternehmungen ab. Bei dieser Gelegenheit darf der Generalrath die ihm für die Missionen geeignet scheinenden Vorschläge bei der Synode machen.

7. Der Rechenschaftsbericht über die Missionen der schwedischen Kirche wird sodann dem Drucke übergeben und in wenigstens einem Exemplare jeder Pfarrei zugeschickt. In der nächsten Missionsversammlung der Pfarrei muß derselbe ganz oder wenigstens seinem wesentlichen Inhalte nach vorgelesen werden."

Ein protestantischer Reisender, Baron von Maltzan, hat vor ein paar Jahren über die schwedischen Missionäre das äußerst harte Urtheil gefällt, daß sie in der Gründung und den Statuten ihrer Missionen alle anderen an Ungeschicklichkeit übertreffen und daß sie es in Abyssinien dahin gebracht hätten, nur noch mitleidiges Achselzucken hervorzurufen. (Vgl. diese Zeitschrift 1872 III. S. 581.) Ob dieser Entwurf nun geeignet ist, so schwere Übelstände, wie sie in der sehr kleinen schwedischen Mission bestehen, unmöglich zu machen?

R. C.

Die Atomisirung der Gesellschaft durch den Liberalismus.

(Schluß.)

II.

Der herrliche Mittelstand war über sechshundert Jahre lang der eigentliche Repräsentant der Gesittung und verlieh unseren deutschen Städten den vielbewunderten Glanz und Wohlstand. Nürnberg, Augsburg, Köln, Gent, Antwerpen rufen uns heute noch die Erinnerung wach an jene braven Bürger und Handwerksmeister, in deren Werkstätten Geschicklichkeit, Fleiß und Zucht blühten, die so stolz auf ihre verbrieften Rechte waren und im Nothfalle auch das Schwert ergriffen, um die Mauern der theuren Stadt gegen den Feind zu vertheidigen. Nicht nur der ganze Stand des Gewerbes bildete eine eigene Korporation, den Bürgerstand, sondern auch jedes Gewerbe für sich eine Zunft, jede einzelne Werkstätte einen hierarchisch gegliederten Körper, bestehend aus dem Meister, den Gesellen und Lehrlingen. Fleiß und gewerbliche Tüchtigkeit, christliche Lebenssitte und Charakterfestigkeit sicherten jedem Zunftangehörigen ein gutes Auskommen; und wenn auch keine modernen „Vermögen" errungen wurden, so kannte man anderseits auch keine Massenarmuth, und die sociale Frage am wenigsten von Allem. Allerdings setzten sich auch fehlerhafte Auswüchse an die im Ganzen richtige Gewerbe-Organisation an, indem man die Zahl der Meister in einer Gemeinde zu sehr beschränkte, die Niederlassung von der Erwerbung eines kostspieligen Realrechtes abhängig machte, die Landgemeinden nöthigte, ihre gewerblichen Bedürfnisse einzig aus der gebietenden Reichsstadt zu befriedigen. Diesen heillosen Zunftegoismus benützte der Absolutismus Ludwigs XIV. und XV. zu einer ergiebigen Einnahmequelle, indem man noch weitergehende Privilegien um's Geld an die Innungen verlieh und so das Handwerkswesen recht eigentlich vergiftete [1]. Sobald

[1] W. E. v. Ketteler, die Katholiken im deutschen Reiche, März 1873, S. 81. — Eine genaue Darstellung des physiokratischen Systems siehe bei Schäffle,

Digitized by Google

nun die liberalen Gedanken noch unter Ludwig XV. als „Physiokratie" (gouvernement de la nature) sich auf das Gewerbswesen warfen, und als vollends die französische Revolution glatte Bahn gemacht hatte, vollzog sich jene unselige Atomisirung auch des dritten Standes, wodurch wir jetzt vor den drohenden Schrecken der socialen Frage stehen. Dieselbe äußerte sich in folgenden drei Erscheinungen.

1. Die vollständige Desorganisation der Gewerbeverfassung wird als „Gewerbefreiheit" eingeführt. Sie schien desto mehr berechtigt, weil man nur an die krankhaften Auswüchse, nicht an den gesunden Stamm des alten Zunftwesens dachte. Wie immer in Revolutionszeiten, ging man radical voran, d. h. man schüttete das Kind mit dem Bade aus. Der ganze ungeheure Gewerbestand, welcher bisher zum Glücke für die Gesellschaft eine wohlgegliederte Körperschaft dargestellt hatte, wurde in seinem Elemente aufgelöst; wer ein Patent löste, konnte eine Werkstätte anlegen, gleichviel, ob er das Gewerbe erlernt hatte oder nicht. Diese schrankenlose Gewerbefreiheit, welche mit den übrigen Revolutionsgedanken ihre Reise um die Welt machte, zerbröckelte den Handwerkerstand immer mehr in einzelne Individuen. Das Gewerbe widerstand wohl, mit traditioneller Zähigkeit wenigstens an der alten Verfassung festhaltend und seine Meister, Gesellen und Lehrlinge unterscheidend, wurde aber mehr und mehr von der entfesselten Groß-Industrie aufgesaugt. Mit jedem Jahre löst sich das Handwerk mehr auf; wenige Glückliche schwingen sich zu Großproducenten empor, die übergroße Masse sinkt zum Range von Arbeitern herab, so daß wir im Großen und Ganzen nur noch Arbeitgeber und Arbeitnehmer unterscheiden. Der moralisirende Einfluß der früheren Zünfte ist verloren und mit ihm ein unbezahlbares gesellschaftliches Capital. Die Gesellen und Lehrlinge sind nicht mehr Hausgenossen des Meisters, stehen nicht mehr unter seiner wachsamen Obhut, nicht mehr unter der christlichen Zucht der Innung, sondern leisten ihm, wohl oder übel, ihre Arbeit nach fixirter Stundenzahl, im Übrigen stehen sie ihm gleich, ja bei der kleinsten Schwierigkeit in engeschlossener Phalanx gegen ihn. Die Arbeit ist frei, aber auch schutzlos

---

Capitalismus und Socialismus. Angeregt war diese grundfalsche Lehre von der Arbeitsverfassung schon durch Locke und Decker; eingeführt wurde sie in die französische Welt durch den Leibarzt Ludwigs XV., Fr. Quesnay, und dessen (angeblich unter Mitwirkung Mirabeau's verfaßte) Schrift: Éléments de la philosophie rurale, Paris 1768. Quesnay starb 1774.

geworden. Gleich im Beginne der Auflösung fühlte der Arbeiterstand, wie schwer die Concurrenz auf ihn drückte; bereits 1789 versammelten sich viele Tausende der unglücklich Emancipirten in Paris und entsendeten eine Deputation auf das Stadthaus, um für sich wenigstens das Versammlungs- und Vereinsrecht zu erbitten. Aber sie wurden durch die Nationalgarde auseinander getrieben. Als sie sich mit derselben Bitte an die Nationalversammlung wandten, beantragte der zum Berichterstatter erwählte Deputirte Chapelier die Verwerfung des Bittgesuchs mit den Worten: „Die Arbeitervereinigungen lassen die durch Konstitution abgeschafften Korporationen wieder aufleben, sind also unkonstitutionell. Es muß zwar gewiß allen Bürgern gewisser Handwerke gestattet sein, sich zu vereinigen, aber nie, um über ihre angeblichen gemeinschaftlichen Interessen zu berathen. Es gibt keine Corporationen im Staate mehr, es gibt nur noch Einen Gegensatz, das Sonderinteresse eines jeden einzelnen Individuums und das Gemeininteresse. Sie schützen vor, daß sie sich vereinigen wollen, um ihre kranken oder arbeitslosen Kameraden zu unterstützen, aber es ist Sache der Nation, den Starken Arbeit, den Schwachen Unterstützung zu geben und deren Kinder zu erziehen. Man muß daher zum Princip (!), nämlich zu den freien Beziehungen des Individuums zum Individuum, zurückkehren, um den Taglohn zu bestimmen, ohne daß dabei die Frage in Betracht zu kommen braucht, wie hoch derselbe vernünftiger Weise sein sollte. Ich räume nur ein, daß er ein wenig beträchtlicher sein sollte, als es jetzt der Fall ist. Denn in einer freien Nation müßte der Arbeitslohn hinlänglich groß sein, damit Derjenige, der ihn empfängt, sich außerhalb jener absoluten Abhängigkeit befinde, welche der Mangel der Mittel zur Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse hervorruft." (Vgl. Ketteler a. a. O.) Da haben wir die ganze liberale Weisheit. Es gibt nur noch Individuen, die nicht einmal gemeinschaftlich ihre Interessen berathen und sich ja nicht zu Unterstützungsvereinen zusammenthun dürfen, und ihnen gegenüber noch die Tyrannei des liberalen Staatsabsolutismus. Losgerissen aus der schützenden Zunftverfassung, um Hunderttausende vermehrt durch die Säkularisation und die Auflösung des Feudalverbandes, stehen die hungernden Arbeiter, sich gegenseitig Concurrenz machend, vor einem reichen Individuum, das aber in der That durch seinen Reichthum, seine sociale Stellung, Maschinen und Gebäude ein erdrückendes Collectivum wird, und verlangen Arbeit. Da aber das reiche Individuum selbst wieder Concurrenz in seinen Artikeln von andern Industriellen

Digitized by Google

fürchten muß und ein übergroßes Angebot von Händen vor sich hat, so bezahlt es für schwere Arbeit einen Hungerlohn. Der liberale Staat weiß es wohl und bedauert es; aber „frei" sind die Arbeiter nach dem eisernen Gesetze von Angebot und Nachfrage übereingekommen; also kann er Nichts thun, weil die Beziehung des Individuums zum Staate nicht verletzt worden ist, und er die individuelle Freiheit als hochheiliges Idol anbetet. Am 17. Juni 1791 erließ die Pariser Nationalversammlung mit Stimmeneinhelligkeit das Gesetz: „Daß die Zünfte unter keinem Vorwande und keiner Form wieder hergestellt werden und die Bürger desselben Handwerks nicht das Recht haben sollten, über ihre angeblichen Interessen zu berathen." Die entgegenstehende Partei, die als „Gesellschaft der Gleichen" auf Gütertheilung drang, wurde im Blute ihrer Häupter Babeuf und Darthe 1796 erstickt [1].

Zwar errangen die Arbeiter nach fünfzigjährigen Anstrengungen und einer Ilias von Leiden das Vereinsrecht, zuerst in England, und als der dritte Bonaparte sein Kartenhaus „krönte" (1864), auch in Frankreich, ebenso in Deutschland und anderwärts; aber die liberale Nationalökonomie mit ihrer Atomisirung des Gewerbestandes ist bis heute herrschend geblieben und hat uns den Socialismus gebracht. Ihre vielgerühmte Gewerbefreiheit ist, wie alle ihre Schlagwörter, ein im Grunde negativer Begriff und mit Schrankenlosigkeit und Auflösung des Gewerbswesens gleichbedeutend.

2. Hiezu kam als zweite folgenschwere Erscheinung die Losreißung des Arbeiterstandes von der Heimath, oder, wie der beschönigende Ausdruck lautet, die Freizügigkeit. Als solche wurde sie wie eine Wohlthat dem Manne der Arbeit feilgeboten, während sie für ihn ein Schaden, dagegen dem Industrialismus eine reiche Goldgrube ist. Förderung der Industrie wurde in solchem Übermaße als oberste Staatsweisheit angepriesen, daß es den Anschein gewann, die Menschen seien der Industrie wegen erschaffen, nicht die letztere des Menschen wegen da. Die ungeheuren Großfabriken bedurften nun eines zahlreicheren Menschenmaterials, als die nächste Umgebung zu liefern vermochte; durch die Freizügigkeit, wir möchten sie die geographische Ato-

[1] Siehe v. Ketteler, S. 83. Engländer, Gesch. der französ. Arbeiter-Assoc. I., S. 17 ff. Pachtler, die internationale Arbeiterverbindung (Essen, 1871), S. 2 f.

misirung des dritten (bezw. vierten) Standes nennen, wurden sie desselben habhaft, aber es wurde auch neues gesellschaftliches Unglück, das Arbeiter-Nomadenthum, angestiftet[1]. Abgesehen von der Zerreißung der Gemeinden und von der Verschiebung einer unruhigen Volksklasse, ist die Losreißung vom Heimathlande, der vollkommene Bruch mit der bisherigen engeren Geschichte, dem Charakter und den Sitten des Stammes sehr leicht eine Veranlassung zur Entsittlichung; und die tägliche Erfahrung bestätigt es als traurige Thatsache. Sodann ist es ein social-wissenschaftlicher Satz, daß der Industrielle und sein Arbeiterstand am besten daran sind, wenn sich ein patriarchalisches, durch Generationen fortdauerndes Verhältniß zwischen Beiden herausstellt[2]. Wie muß aber dieses segensreiche Band der Anhänglichkeit und Treue durch die Bevölkerungs-Mobilisirung gelockert und endlich ganz gelöst werden! So wird ferner der häusliche Herd, eine Grundbedingung des geordneten bürgerlichen Lebens, immer seltener und schwieriger, die Eheschließung immer lästiger; übertheure Miethswohnungen, unsaubere Garküchen, wilde Ehen sind die unheilvollen Ersatzmittel für einen geordneten Hausstand. Die arbeitsfähige Mannschaft drückt sich endlich immer mehr vom flachen Lande und dem schwierigeren Ackerbau weg und in die Großstädte und ihre Sittenverderbniß hinein, wo Genuß, ungleich höherer Lohn bei geringerer Anstrengung und noch so vieles Andere lockt. So aber stellt sich für den Landbau der tief beklagenswerthe Mangel an bäuerlichen Arbeitern und naturnothwendig der Niedergang der Agrikultur ein[3].

3. Der sociale Klassenkampf ist die dritte Erscheinung der Atomisirung des Gewerbestandes. Mit der Zerschlagung der alten Arbeitsverfassung bemächtigte sich alsbald die allgewaltige Bourgeoisie des Gewerbwesens als einer Quelle goldenen Segens. Der Kapitalis-

---

[1] Damit es nicht scheine, als ob das ein ausschließlich ultramontaner Gedanke sei, vergleiche man Le Play, Organis. du travail. pag. 158—164.

[2] Siehe hierüber das von der Academie zu Paris 1856 gekrönte Preiswerk „Les ouvriers européens", Paris 1855, fol., besonders pag. 36 und 140, wo der Verfasser, der mehr genannte Le Play, dieses patriarchalische Verhältniß bei den Bergleuten des hannöverischen Harzes bewundert. — Das in der kaiserlichen Druckerei zu Paris erschienene Werk kostete im Ladenpreis 60 Franken; da es in Jahresfrist abgesetzt war und seitdem nicht mehr aufgelegt wurde, stieg der Antiquariats-Preis auf 100 Franken.

[3] Einen Klageruf dieser Art aus dem Rheingau findet man abgedruckt in der „Deutschen Reichsztg." von Bonn, 5. Juni 1873, Beil.

Digitized by Google

mus, der treue Gefährte der liberalen Ideen, wurde Oberzunftmeister [1]. Wenn auch im ganzen Capitalistenkollegium kein Einziger Linden- und Ahornholz unterscheiden, Hobel und Meisel führen konnte, so mochten sie doch eine ungeheure Möbelfabrik gründen und neben den Zinsen für ihr eingeschossenes Geld noch eine fette Dividende obendrein einheimsen, aber auch die kleineren Schreinermeister weit und breit trocken setzen, d. h., weil Niemand gern verhungert, zu Fabrikarbeitern machen. Der nämliche Vorgang wiederholt sich in's Unzählbare bei jeder Groß-Fabrik. Das Kleingewerbe zergeht zum Arbeiterthum, und das Capital ist Obermeister des Gewerbes. So stehen sich jetzt reiche Capitalisten und unzufriedene Arbeiter als feindliche Mächte, als „socialer Antagonismus" gegenüber. Wie immer in Zeiten politischer Leidenschaften, muß ein Scheingrund den Haupthebel der heißen Agitation liefern. Weil einige große Vermögen wirklich von Ausbeutung der Arbeiter herrühren, so muß der Reichthum überhaupt als nichtbezahlter Arbeitslohn gelten und zum socialen Verbrechen, das bei der ersten besten Gelegenheit blutig gebüßt werden soll, gestempelt werden. Statt der ehemaligen Zunfthierarchie stehen die atomisirten Gehilfen des Gewerbwesens als *gleiche Arbeiter* neben einander, leider nur zu gut organisirt zum Angriffe gegen ihren Widersacher, den Capitalismus. Da sie Alle gleich sind, so darf ja kein Einziger länger oder besser arbeiten als die Übrigen, was über kurz oder lang der *schönen* und *soliden* Industrie den Tod bringt. Da ein Arbeiter, welcher eine Summe in der Sparkasse oder gar ein Häuschen oder ein Feldstück erworben hat, ebendamit konser-

[1] Über den Zusammenhang des Capitalismus mit dem Liberalismus sagt Schäffle (Capitalismus und Socialismus, S. 119 f.): „Die capitalistische Ära ist nothwendig *liberale* Ära, Capitalismus und Liberalismus sind logisch und erfahrungsmäßig durchaus verwandt, jede anticapitalistische Lebensanschauung ist nothwendig antiliberal, gegen die schrankenlose Individualfreiheit, gegen das reine staatliche Gewährenlassen dem Concurrenz- und Preiskampfe gegenüber. Der Socialismus hat in der That immer mit und bei den altständischen Parteien mehr Sympathieen gehabt, als mit und bei dem großbürgerlichen Liberalismus ... Wenn wirklich wahr wäre, daß die individuelle Freiheit des Tauschverkehrs in der Praxis nur dem Capitale diene, die Massen der Lohnarbeiter aber der Lohnausbeutung und dem Wucher überliefere, und daß sie zur Vernichtung des kleinen Mittelstandes hinführe, so wäre diese Freiheit eine freie Pürsch der Reichen auf die Armen. Freiheit der Ausbeutung der Armen durch den Geldsack wäre aber wohl Freiheit zu knechten für die Reichen, dagegen Unfreiheit für die Proletarier. Man kann daher den Liberalismus nicht ernstlich genug warnen, daß er nicht schon durch den liberalen Grundzug des Capitalismus diesen für gerechtfertigt halte."

Digitized by Google

vativ wird, so gilt die Sparsamkeit als Illoyalität und Standesuntugend. Weil die Religion thörichte Gewissensscrupel verursacht und bei der geplanten allgemeinen Liquidation Schwierigkeiten machen kann, so muß sie verpönt und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, wobei das liberale Philisterium mit dem Bruder Socialdemokrat Arm in Arm geht.

So weit hat uns die liberale Atomisirung des Gewerbewesens gebracht. Es ist die Bahn des Todes, die wir wandeln.

III.

Die modernen Ideen haben uns endlich auch die Zerbröckelung der Familie gebracht und so ihre zersetzende Wirkung selbst in den engsten und nothwendigsten Ring des gesellschaftlichen Lebens hineingetragen. In socialer Beziehung unterscheidet man drei Arten von Familien.

Die patriarchalische Familie ist die älteste und conservativste, und bis auf den heutigen Tag bei den Morgenländern und den mongolischen Völkern der Steppen Innerasiens beinahe ausschließliche Volkssitte, jedoch auch in unsern noch unverdorbenen Landgegenden nicht eben selten. In ihr sammeln sich Kinder und Kindeskinder um das Elternpaar. Wenn ein Sohn heirathet, so zieht er nicht in ein fremdes Hauswesen, sondern bleibt im Vaterhause oder in der unmittelbaren Nähe desselben, so daß die patriarchalische Familie einen äußerst innig verketteten Bündel von Einzelfamilien darstellt. Der alte Vater steht an der Spitze, die Hochachtung, die Liebe und der Gehorsam der Seinigen mildern und verschönern sein absolutes Regiment. Da nun die heranwachsende Jugend in unaufhörlicher Berührung mit ihm bleibt, so pflanzen sich die Sitten, der religiöse Glaube, die Art und Weise der Berufsarbeit auf dem Gute oder in der Werkstätte der Familie mit wunderbarer Gleichförmigkeit fort. So kann man, um nur ein Beispiel anzuführen, die Sitten des alttestamentlichen Volkes noch großentheils heutzutage in Palästina an Ort und Stelle studiren. Nach dem Tode der Eltern tritt der älteste Sohn an die Spitze der Familie; wie er selbst bereits länger als ein Menschenalter in den althergebrachten Gewohnheiten gelebt hat, so setzt er seine Ehre darein, im Geiste der Väter die Familiensitte und die alte Weise des Gewerbes fortzusetzen und unversehrt zu vererben [1]. So sehr nun diese Familienart bei glück-

[1] Dieser Familientypus, der besonders für den Adel höchst empfehlenswerth ist und bei ihm auch noch mitunter gefunden wird, war vor der Revolution in Frank-

lichen Völkern segenbringend in gesellschaftlicher Beziehung ist, so leicht kann sie wegen des starren Festhaltens am Althergebrachten einem gesunden Fortschritte im Wege stehen und vorzüglich in der Technik der Arbeit zum Schlendrian ausarten, weil die einzelnen Familienglieder wenig Lust und Gelegenheit zu Reisen und zum Sammeln neuer Erfahrungen haben, daher leicht hinter der Zeit zurückbleiben.

Der konträre Gegensatz der patriarchalischen ist die unstäte oder mobile Familie. Ihre erwachsene Jugend verläßt, sobald sie sich selbst versorgen kann, den väterlichen Herd und fühlt kein Bedürfniß, die Traditionen ihrer schnell vergessenen Voreltern zu bewahren, wie denn auch der erziehliche Einfluß der nächsten Eltern auf ein kleinstes Maß beschränkt ist. Mit der Verehelichung wird das Elternhaus verlassen, das rechtlich zukommende Erbtheil theilweise oder ganz mitgenommen, der alte Herd und die väterliche Werkstatt nicht weiter beachtet, mit dem Tode der Eltern deren Gut unter die Erben getheilt, die vielleicht schon wiederholt zerschnittenen liegenden Gründe in noch kleinere Riemen zerlegt, auf denen höchstens noch ein wenig Gemüsebau möglich ist. Infolge dieser unaufhörlichen Gütertheilung geht der Landbau zurück, die Industrie herrscht vor; bei dem häufigen Besitzwechsel der Werkstätten ist an Seßhaftigkeit der Arbeiter und an ein patriarchalisches Verhältniß zwischen ihnen und dem Arbeitgeber weniger zu denken, wohl aber finden bessere Methoden der Arbeit und jede Art materiellen Fortschritts leichtesten Eingang, die großartigsten Etablissements lassen sich anlegen, immer erweitern, mit Tausenden von Arbeitern bevölkern. Bei dem unstäten Fluß aller socialen Verhältnisse und des Vermögens entstehen da, wo die unstäte Familie vorherrscht, auf der einen Seite die Verarmung der Massen, auf der andern ein ungeheurer Reichthum einiger Weniger. Religiöser Glaube, Heilighaltung des Dekalogs und der alten guten Sitte, Volksthümlichkeit und opferwillige Vaterlandsliebe gehen zurück, und trotz allem scheinbaren Glanze leidet die Kultur und der gesellschaftliche Frieden eine schwere Einbuße.

---

reich nicht eben selten. Der Engländer A. Young schreibt aus jener Zeit (Voyages en france, neu aufg., Paris 1869, I., pag. 369): „Einige Pariser Hauswirthschaften sind ungeheuer, infolge der Familiensitte, beisammen zu leben; ein characteristischer Zug, welcher mir, abgesehen von Anderem, die Nation lieb gemacht hätte. Wenn der älteste Sohn heirathet, so führt er seine Frau in's Vaterhaus, wo schon ein Gelaß vorbereitet ist; heirathet eine Tochter einen Nicht-Erbsohn, so zieht ihr Mann gleichfalls herein, was die Familientafel sehr belebt macht."

Digitized by

Mitten inne zwischen den beiden extremen Typen, die wir bisher besprachen, und das Gute von beiden wunderbar vereinend, steht die Stamm- oder Majoratsfamilie (famille-souche), die sich ebenso vom Schlendrian eines falschen Conservatismus, als vom Schwindel des sich übersteigenden Fortschritts freihält. Das eigentliche Stammgut oder die altererbte Werkstätte bleibt unverkürzt in Einer Hand; entweder der Erstgeborene, oder je nach Neigung und Beruf ein Anderer unter den Söhnen ist zum Haupterben des Anwesens ausersehen und tritt frühzeitig als Gehilfe an die Seite des Vaters, der auf solche Weise versichert sein kann, daß das von ihm und den Vorfahren mühsam Gesammelte und Abgerundete nicht unter dem Hammer des Ausrufers zerbröckelt und in kurzer Zeit ganz der Familie entfremdet werde. Die übrigen Kinder erhalten ihren Antheil an dem in einer Generation Errungenen, oder eine mäßige Entschädigung auf das Stammgut, welche jedoch dem Haupterben die Übernahme des Ganzen nicht allzusehr erschwert. Sie können durch wissenschaftliche Ausbildung oder durch Erlernung eines anderen ihnen zusagenden Gewerbes, oder durch Ansiedelung in einer Colonie des Mutterlandes wiederum Stammfamilien gründen. So sind z. B. die französischen Ansiedler in Canada, deren man im J. 1861 noch 926,000 zählte, größtentheils aus derartigen Nebenerben der Stammfamilien des Mutterlandes hervorgegangen. Wo aber der ländliche Besitz aus Stammgütern besteht, treten die Nebenerben in den Priester-, Gelehrten- oder Gewerbestand über. Gute Sitte und frommer Glaube erben sich in diesem Familientypus leicht fort, während die Annahme des guten Fortschritts, die Anknüpfung weiterer Gesellschaftsverhältnisse, der Übertritt zu anderen Berufsarten einem Theile der Söhne und somit der Stammfamilie gewahrt bleibt. Ihre Lebensbedingung ist das freieste Testirrecht des Vaters, gesetzliche gleiche Erbtheilung ist ihr Tod. Diese Familienart ist heute noch in vielen Landgegenden Österreichs, in Altbayern, dem württembergischen Oberschwaben, Westphalen, in Gascogne und England zahlreich vertreten, ist eine wahre gesellschaftliche Wohlthat und hat für alle möglichen Berufsarten herrliche Talente und gediegene Charktere geliefert. Zugleich will man die Erfahrung gemacht haben, daß sie in begüterten Familien auf zahlreiche Nachkommenschaft günstig hinwirkt [1].

[1] Auf den ersten Blick scheint die Bevorzugung des Haupt- oder Stammerben eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder einzuschließen. Dieß ist aber auch nur schein-

Digitized by Google

Was hat nun der Liberalismus in Betreff dieser drei Familientypen gethan? 1. Er hat die patriarchalische und die Stammfamilie zerbröckelt, soviel er konnte, und die unstäte oder mobile Familienform zur eigentlich gesetzlichen gemacht, aber auch damit *das Familienleben atomisirt und ein großes gesellschaftliches Unglück in die Welt gesetzt.*

Daß die *patriarchalische Form*, die auf der unbeschränkten väterlichen Gewalt über die Angehörigen aufgebaut ist und so die elterliche Liebe mit dem väterlichen Regierungs- und Vermögensrechte vereinigt, vor der absoluten individuellen Freiheit des Liberalismus zergeht, wie Schnee bei warmem Winde, liegt auf der Hand. Der beständige Fluß des gesammten Lebens der Nation, der unbegränzte Fortschritt, der Haß gegen alles Stätige und Conservative kennzeichnet stets die liberale Ära, macht aber auch die patriarchalische Familie immer mehr zur Unmöglichkeit, um so mehr, als dieselbe ohne tiefe Religiosität nicht vorhalten kann, und die modernen Ideen von Haus aus religiös auflösend wirken.

Ganz vorzüglich aber ist die *Stammfamilie*, folgerichtig auch die patriarchalische mobilisirt worden durch die Beschränkung des *väterlichen Testirrechts und die gesetzlich vorgeschriebene Erbtheilung.*

Mit unvergleichlicher Oberflächlichkeit hat der Liberalismus zuerst in Frankreich und dann überall, wo er herrschend wurde, diesen socialen Unfug mit allen seinen unheilvollen Folgen eingeführt. Die Männer

---

bar. In Frankreich, wo durch den Code Napoléon *gleiche* Erbtheilung vorgeschrieben, also der Famille-souche die Art an die Wurzel gelegt wurde, hat sich bereits eine starke Reaction gegen diese Beschränkung des väterlichen Testirrechts geltend gemacht. (Siehe Le Play, Org. du trav., documents annexés, nn. c, d, e; ferner die Widerlegung der landläufigen Einwürfe pag. 264—295.) Der ebengenannte Schriftsteller sagt aus eigener Anschauung: „Ich kenne in England ein Haus, wo zehn nachgeborene Söhne, die von der Familie ausgestattet waren, durch Arbeit ein größeres Vermögen erwarben, als der Erstgeborene ererbte. Obgleich sie große Niederlassungen in den Colonien besitzen, betrachten sie es doch als höchstes Glück, mit ihren Familien die Weihnachtsfeiertage am bescheidenen Geburtsherde gemeinsam zu begehen.“ (A. a. O. pag. 27.) — Man werfe uns nicht die nachgeborenen Söhne des *Adels* vor, die, wenn sie zu kirchlichen Würden befördert wurden, nicht immer zur Verherrlichung des Reiches Gottes beitrugen. In Zeiten sittlicher Verkommenheit sind eben *Viele* verdorben, und das Kirchenrecht nicht immer in Geltung. Übrigens sind große Heilige und erleuchtete Kirchenfürsten auch unter diesen vielgeschmähten „Nachgeborenen“ zu zählen.

der Revolution hatten nämlich die Erfahrung gemacht, daß häufig gerade die jüngeren Söhne den neuen Traumgebilden enthusiastisch anhingen und darum von den Vätern in den Testamenten benachtheiligt wurden. Deßhalb brachte man in der Conventssitzung vom 7. März 1793 den Antrag ein: „daß die aus Haß gegen die Revolution verfaßten Testamente ungültig erklärt werden," mit anderen Worten, daß das väterliche Testirrecht aufhören und sämmtliche Kinder durch Gesetz als gleiche Erben gelten sollen. Das Conventsmitglied Mailhe erklärte, man müsse bis zur Quelle des Übels zurückgehen; denn viele Väter hätten gegen Kinder testirt, welche Parteigänger der Revolution gewesen wären. Ebenso rief Prieur: „Ich verlange, daß das Gesetz bis auf den Juli 1789 zurückwirke. Denn sonst opfern Sie die jüngeren der Revolution ergebenen Kinder und sanktioniren den Haß der Väter gegen die patriotischen Söhne." Kurz, mit einer kleinen Mehrheit erstürmte die Schreckensregierung die Abschaffung der Stammgüter, die seit 2000 Jahren in vielen Gegenden Sitte gewesen, und führte die gesetzliche gleiche Erbtheilung ein. Aber schon nach neun Monaten machte sich die sociale und moralische Auflösung als Folge bemerkbar, und in der Sitzung vom 28. December 1793 gestand Cambacérès: „Das Gesetz über Gleichheit der Erbtheilung hat bereits in zahlreichen Familien große Unordnungen veranlaßt. Durch einen erhabenen Akt der Gerechtigkeit wollten Sie die großen Vermögen, immer eine Gefahr in Republiken, niederschlagen; aber bei der Allgemeinheit des Gesetzes haben Sie die kleinen Besitzer mitgetroffen." Ähnlich erklärte Thuriot: „Der Convent glaubte, ein großes Princip aufzustellen, hat aber sozusagen einen Zankapfel in alle Familien geworfen; zahllose Processe sind die Folge gewesen." Jedoch waren alle Anstrengungen gegen das Gesetz erfolglos, da trotz Allem der wüthende Phélippeaux, unterstützt von Bourdon, Pons und Anderen, sich jeder Veränderung des „heiligen, in der Erklärung der Menschenrechte begründeten Princips der Erbgleichheit" widersetzte und die Bewegung gegen dasselbe den Feinden der Revolution in die Schuhe schob. Auch der Code Napoleon behielt die fatale Gleichberechtigung der sämmtlichen Kinder bei und reservirte dem Vater das freie Testirrecht nur über ein Fünftel des Gesammtvermögens.

Unabsehbar sind die Mißstände, welche aus diesem liberalen Princip für das sittliche und materielle Wohl der Familie und folgerichtig der Gesellschaft flossen. Im einzigen Jahre 1868 zählte man in Frankreich

Digitized by Google

21,317 Erbtheilungsprocesse; und dieselbe Erfahrung macht man überall, wo diese moderne Weisheit Eingang fand. Wie zerstörend wirkt aber solcher Hader unter den nächsten Anverwandten! Es löst sich ferner auf das väterliche Ansehen, welches selbst gegen den mißrathensten Sohn nichts mehr vermag; die Pietät der Kinder, welche, ihres Erbtheils gewiß, auf den Tod der Eltern harren, leicht Credit finden und schon vorher Wucherzinsen für leichtsinnige Schulden bezahlen; die Liebe unter den Geschwistern, die unter einander theilen; die Continuität des Familiengeistes, welcher mit dem väterlichen Gute in Stücke geht. Und da Jedermann, welcher ein schönes Anwesen besitzt, dasselbe ungetheilt erhalten wissen will, so erlebt man, daß das Zweikindersystem und andere sittliche Verirrungen zur Mode werden und die Quelle des Lebens in der Familie vergiften. Nicht kleiner sind die materiellen Nachtheile. Das alte Stammgut der Familie wird zerstückelt; nach wenigen Generationen sieht man noch schmale Streifchen Landes, wo ehemals herrliche Hofgüter von soliden und ehrenfesten Haushaltungen bewirthschaftet worden; das Proletariat erstreckt sich über ganze Landstriche und schiebt immer mehr zu den Hauptstädten hinein; im Wirbel des unaufhörlichen Besitzwechsels verfällt der ländliche Grund dem Attractionsgesetze des Großcapitals und dem Wucher der Geldspeculation. Heißt das aber nicht, die sociale Frage schaffen, gefährlich zuspitzen und unlösbar machen? Selbst die Industrie und das Großgeschäft leidet, so sehr es einerseits Zuzug von Arbeitern erhält, doch anderseits wieder schwere Einbuße, weil die Continuität der Firma und mit ihr die Expansion der Unternehmung in Frage gestellt wird. Als der dritte Napoleon seine Handelsverträge mit England, Deutschland und anderen Ländern abgeschlossen hatte, somit die französische Industrie und Handelswelt mit dem Aufhören des Schutzzollsystems sich vor eine gefährliche Concurrenz hingestellt sah, schickten hundert und dreißig Groß-Industrielle und Groß-Kaufleute (1865) eine Bittschrift an den Senat, in welcher sie den eben ausgesprochenen Gedanken entwickelten. Wir wollen nur einige der hauptsächlichsten Sätze daraus mittheilen.

„Während England infolge des väterlichen Testirrechtes seine Etablissements immer größer werden und sich fortsetzen sieht, was einen Schatz von Capitalien, Kundschaften und practischen Erfahrungen abwirft; während dort die Söhne der bedeutendsten Industriellen oder Großhändler in der Hauptstadt und bis zu den entlegensten Ländern das Werk der Vorfahren fortsetzen, müssen wir in Frankreich sehen, daß meistens der Vater der Gründer seines Vermögens gewesen ist und sich durch eigene Kraft emporgeschwungen hat ... Wenn aber höheres Alter oder der Tod für seine

Digitized by Google

persönliche Thätigkeit ein Ziel gesetzt hat, was wird dann aus seinem angesammelten Capitale, aus der erworbenen Erfahrung, aus dem von ihm geschaffenen Arbeitswerk zeugen? Alles wird geschwächt, zerbröckelt, in Frage gestellt, oder ganz vernichtet. Unser Code civil scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die ganze Lebenskraft des Großgewerbs zu brechen ... Bei der Erforschung der wichtigsten Ursachen, aus welchen so entgegengesetzte Resultate sich ergeben, müssen wir constatiren, daß in England und in den Vereinigten Staaten die Kinder von der Wiege an die Gesinnung der Hochachtung und des Gehorsams gegen ihre Eltern annehmen ... England ist mit Fabriken und Handelshäusern übersäet, welche unter der Ägide des Familienhauptes und unter Beihilfe der Söhne aufblühten; das Meer wird durchfurcht von englischen Kauffahrteischiffen, welche von den Söhnen der Großhändler commandirt sind; überall findet man englische Comptoirs unter der Leitung von solchen Söhnen, welche im Etablissement der Mutterstadt nicht hinreichende Thätigkeit fanden. Aber bei uns steht das Gesetz über die Erbgleichheit ähnlichen Erfolgen im Wege. Bei uns hat jedes Kind, abgesehen von späterer Fähigkeit oder Unfähigkeit des Geistes, von seiner Energie oder Trägheit, von seinen Tugenden oder Lastern, von Geburt an das Recht auf den bestimmten Antheil des väterlichen Vermögens, ohne daß es im mindesten seinerseits Etwas geleistet hat, um das Vermögen zu erwerben, zu vergrößern oder zu verdienen ... Frühzeitig weiß der Sohn, was er bei dieser oder jener Eventualität von seinem Vater erwarten, ja fordern darf. Wie sollte das Familienhaupt nicht in seinem Gewissen beunruhigt sein, wenn es sich gegenüber der Indolenz, den Leidenschaften und Irrwegen seiner Kinder schwach oder wehrlos befindet! Wie viele Industrie- und Handelshäuser verkommen und fallen mit ihrem Stifter! Wie viele Väter müssen auf die Beihilfe ihrer Kinder verzichten, während diese in schuldhafter Trägheit des Augenblicks harren, wann sie ohne Arbeit das von den Eltern gesammelte Capital verprassen dürfen! Wir könnten derartige Fälle nach Hunderten anführen ... Wie kann man unter solchen gesetzlichen Verhältnissen an Schöpfung weitaussehender Unternehmungen denken? Was ist unsere Handelsmarine neben der englischen oder nordamerikanischen? Wie jämmerlich steht es um unsere Colonisation? Wie wenige französische Kaufleute exportiren direct in die fernen Gegenden, wo sich Millionen Käufer an englische Producte herandrängen!"

Dieses schwerwiegende und unanfechtbare Zeugniß gegen die liberale Zersetzung der Familie wurde von Männern abgelegt, die nach Erziehung und Lebensstellung sicher den modernen Ideen nur durch den furchtbarsten Druck der Umstände selbst den Rücken kehrten. Und in der That ist nicht zu ermessen, wie verheerend die Mobilisirung der Haushaltungen das Leben der Völker im Kleinen wie im Großen zersetzt. Nicht umsonst legten die Engländer im J. 1703 das nämliche System der Schwächung den irischen Katholiken auf, die man gesetzlich nöthigte, stets das Gesammtvermögen unter die Kinder *gleich* zu theilen, während sie für sich und für die irischen Protestanten das väterliche Testirrecht im vollsten Umfange aufrecht erhielten. So mußten die glaubenstreuen Iren Heloten, die Anglikaner dagegen die vollberechtigten Spartiaten bleiben. Daß überdieß das staatsallmächtige Hineinregieren

Digitized by Google

bis in das Familiengut, welches strengstes Eigenthum der Eltern ist, stark nach Communismus riecht, brauchen wir nicht länger zu beweisen.

2. Sodann hat der Liberalismus durch Entheiligung der Ehe die Familie ihrer eigentlichen sittlichen Grundlage beraubt und so das Werk der Atomisirung vollendet. Vor Allem will er nichts wissen von der Unlösbarkeit des Bandes und führt für die Ehescheidung die sentimentalsten Gründe und kurzsichtige Nützlichkeitsrücksichten an. Wir schweigen hier absichtlich von theologischen Gründen und halten uns streng auf dem socialen Gebiete. Für die Gesellschaft aber ist die Unlösbarkeit der Ehe ein wahres Palladium. Sie allein schützt den Mann vor weiblicher Wandelbarkeit und Untreue, das schneller verblühende Weib, welchem ohnehin die übergrößere Hälfte des Ehekreuzes auf den Schultern liegt, vor pflicht- und ehrvergessener Verstoßung in einer Zeit, da es der Hilfe des Mannes am meisten bedarf und den gerechtesten Anspruch darauf hat; sie allein schützt die Kinder vor dem Verkommen in der Erziehung und vor den unsäglichen Qualen des Stiefeltern- und Stiefgeschwisterthums. Allerdings zerfällt jede Ehe in ihren poetischen und ihren kaltwirklichen Theil; aber im Interesse der Gesellschaft muß sie sich als sittliche Verbindung gerade dann bewähren, wenn einmal der schöne Wahn entzweigesprungen ist, und es sich darum handelt, aus höheren Beweggründen die heilige Treue zu bewahren und in edler Selbstverläugnung sich dem Charakter des anderen Theils zu fügen, schließlich das unvermeidliche Kreuz mit Geduld zu ertragen, und in gegenseitiger Aufopferung mehr für die heranblühenden Kinder als für das eigene Genüge zu leben. Schon das alte republikanische Rom hielt am meisten auf die feierliche und unlösbare Form der Ehe, matrimonium confarreatum, so lange die Einfalt der guten Sitten vorhielt, und ließ dieselbe erst mit der einreißenden Verderbniß fallen. Sollte nun uns unmöglich sein, was der heidnischen Siebenhügelstadt als Sitte der besten Bürger galt?

Bei seinem angeborenen Hasse gegen alles corporative Leben hat nun der Liberalismus auch die innigste und nothwendigste Genossenschaft, die der Ehe und Familie, in Atome zerschlagen. Denn die Revolution haßt von jeher die Unlösbarkeit der Ehe; bewilligte doch die französische Legislative von 1792 nicht bloß eine regelmäßige Staatsunterstützung für schwangere Buhlerinnen, sondern erklärte auch jede Ehe für lösbar, so daß binnen zwei Jahren allein in Paris 5900 Ehen getrennt wurden. Dieß ist die liberale Grundanschauung über das Band zwischen

Mann und Frau geblieben und hat sich überall trotz dem lauten Proteste des Volkes gewaltsam Bahn gebrochen, wo das Staatsruder in die Hände dieser fatalen Doctrinäre fiel.

Weil aber der kurzsichtigen Partei bei diesem Zerstörungswerke die katholische Kirche ein unübersteigliches Hinderniß in der christlichen Eheverfassung in den Weg legt, so ist die doctrinäre Weisheit auf den wohlfeilen Ausweg gerathen, den sacramentalen Character der Ehe zu entheiligen und nunmehr einen bürgerlichen Vertrag als sogenannte Civilehe anzuerkennen, welches ebensoviel zu bedeuten hat als ein Contract über Ackerverkauf oder Pferdehandel. So ist die Zerbröckelung selbst in den Begriff der Ehe hineingesenkt worden. Das christliche Volk mag tausendmal sagen: „Wir kennen einen solchen Contract als Wurzel und Hauptsache der Ehe ganz und gar nicht; vielmehr ist uns der sacramentale (kirchliche) Akt der hauptsächliche und ehebegründende, die bürgerlichen Folgen nur ein Ergebniß des ersteren und eine Nebensache;" dieß Alles verfängt nicht vor der Tyrannei des Atheismus, welcher solchergestalt sogar die Wurzel der Ehe entzweispaltet und in der Theorie eine Nebenfaser als die Pfahlwurzel hinstellt. Überall Zersetzung, Scheidung, Atomisirung!

Nur noch Eines fehlt: sogar die Kinder geistig von den Urhebern ihres Lebens zu trennen. Auch dieses Letzte hat der Liberalismus fertig gebracht in seinem Schulzwange nebst dem Unterrichtszwange, welcher die Kinder zu dem macht, was die allmächtige Partei aus ihnen machen will, nicht was Gewissen, Recht und Pflicht der Eltern in Betreff der Kinder fordern und fordern müssen. In der unscheinbarsten Dorfschule kann das Kind in bester Form Rechtens mit Grundsätzen angestopft werden, wodurch es geistig von den Eltern getrennt, ja ein Gegenstand des tiefsten Seelenjammers für sie wird. Diese Tyrannei in der Erziehung vollbringt den Zersetzungsproceß in der Familie. Als letzte Folge bleibt nur noch übrig: à la commune sogar die Civilehe zu läugnen, die freie Liebe als gesetzliche Form einzuführen und die Kinder für Staatseigenthum zu erklären. Dann ist man beim socialen Chaos angelangt.

So schauerlich diese Unterrichtstyrannei in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen ist, so müssen wir es doch als Glück begrüßen, daß das neuheidnische Staatsgötzenthum seine letzte Karte ausgespielt hat und an der letzten Consequenz angelangt ist. So lange nämlich der Irrthum nicht zu schroff auftritt und der Wahrheit noch irgendwie Rech-

Digitized by

nung trägt, kann er dem Einen und Andern denkbar erscheinen. So ging es auch im Unterrichts- und Erziehungswesen. Bisher waren die meist berechtigten Factoren der Erziehung, Eltern, Gemeinde und Kirche, in ihren unveräußerlichen Befugnissen vom Staate nur gehemmt, nicht mundtodt gemacht; überstimmt, aber doch noch angehört; und so glaubten selbst sonstige Vertheidiger der Kirche, daß man paktiren und das Wenige dem Liberalismus zugestehen könne. Aber selbst diese friedfertigen Abrahame sind gründlich bekehrt, seitdem ihr schnöder Vetter sie ganz aus dem Gebiete der Schule hinausgeworfen hat. Eine gründliche Reaction aller guten Geister muß erwachen und mit allen gerechten Mitteln gegen die parteiwüthige Zersetzung der Gesellschaft bis zu den jüngsten Familiengliedern herab Front machen.

„Es gibt nur noch Eine Beziehung, die des Individuums zum Staate!" Mit diesem Losungsworte hat die Revolution den alten soliden Gesellschaftsbau zerschlagen und in Sandkörner zerstoßen, über welchen die Großcapitalisten als erdrückende Steinblöcke emporragen. Was die natürliche Vernunft des Menschen, was der christliche Instinkt der Völker und die göttliche Weisheit der Kirche im Laufe der Jahrhunderte hergestellt hatten, um in reicher Gliederung jedem Interesse, jedem Stande, jeder Lebensthätigkeit ein wohnliches Plätzchen im ungeheuern Dome der Menschengesellschaft zu schaffen: dieß Alles liegt auf dem Boden, es ist mit Stumpf und Stiel umgerissen worden, weil da und dort störende Anbauten, falsches Beiwerk und wucherndes Gestrüpp den Beschauern mißfielen. Statt zu reinigen und zu verbessern, hat man lieber gleich Alles zerstört. Das ist das diabolische Zeichen der Revolution. Wie der erstgefallene Geist sogar an Jenen, welche seiner Zuchtruthe anheimgegeben sind, noch das Ebenbild Gottes haßt und verfolgt, so hassen und verfolgen seine Apostel des Umsturzes an allem Bestehenden den christlichen Stempel früherer besserer Zeiten. Die Atomisirung der Gesellschaft in politischer, gewerblicher und ehelicher Beziehung ist von ihnen in's Werk gesetzt und hat Gesetzeskraft erlangt. Dieß allein — nicht die Lohnarbeit — ist die sociale Noth der Gegenwart; dieß ist der innerste Ring unserer sämmtlichen gesellschaftlichen Mißstände. Wer helfen will, darf nicht am Irrthume kleine Verbesserungen anbringen, sondern muß den Irrthum selbst wegwerfen!

Diese moderne Weisheit ist uns aus Frankreich zugekommen; wir haben gerade deßhalb in unserem Aufsatze so viele Rücksicht auf jenes

Land genommen. Sie ist nicht bloß antichristlich, sondern durch und durch undeutsch. Und — risum teneatis amici — der gallische Liberalismus ist bei uns nicht bloß heimisch, sondern sogar einzig berechtigt geworden; seine Gegner werden als antinationale und socialgefährliche Partei dem Hohne der Gasse preisgegeben und für vogelfrei erklärt. Wenn die Folgen der liberalen Atomisirung noch nicht Alles zerfressen haben, so verdanken wir dieß Glück nur dem zähen Widerstande des christlichen Volkes, welches gegen den Willen der Allgebietenden am Besseren und Früheren festhält, und sich nicht so schnell zerätzen läßt.

Werden die finsteren Gewalten noch lange gebieten, noch weiter zerstören dürfen? Kann der bessere Theil des Volkes dem Zersetzungsprocesse auf die Dauer widerstehen? Jeder neue Tag belehrt uns, daß der Jammer immer größer wird. Möge Gott der Herr Jene erleuchten, welche in Finsterniß und Todesschatten sitzen, damit unsere Schritte wieder auf den Weg des socialen Friedens gelangen!

M. Pachtler S. J.

Die sociale Frage und die kirchlich-politische Krisis der Gegenwart.

I.

Die sogenannte sociale Frage steht heute noch wie vor einem Jahrzehnt ungelöst auf der Tagesordnung und sie wird von derselben nicht mehr verschwinden, bis ihr nach der einen oder der andern Seite eine Lösung geworden ist. Unterdessen hat sich der Nothstand, dem sie entstammt, nicht vermindert, sondern vergrößert. Nach den einmal vorhandenen wirthschaftlichen und andern Verhältnissen ließ sich wohl voraussehen, daß in dieser Beziehung auch für Deutschland weder die nationalen Lorbeeren, noch die Milliarden eine merkliche Besserung herbeiführen würden. Auch läßt sich bis jetzt nicht wahrnehmen, daß die begeisterte Bewunderung der großen Männer unserer Tage jene glückliche Wirkung auf die Arbeiterbevölkerung ausgeübt hätte, welche noch jüngst ein Wortführer des modernen Kultur-Atheismus sich und Andern zum Trost erwartete. Die Bewunderung erwies sich als nicht genügend, um die Aufmerksamkeit des Arbeiters von der Alltags-Misère abzulenken,

Digitized by Google

und ihn für die idealen Ziele der modernen Geſellſchaft verſöhnlicher zu ſtimmen.

Dagegen fehlte es gerade ſeit dem Abſchluß des glorreichen Krieges in weiten Volkskreiſen nicht an ſchmerzlichen Enttäuſchungen, welche nichts weniger als geeignet waren, die ſociale Befriedigung mit dem nationalen Hochgefühl in Einklang zu bringen. Wie Viele mögen ſich da geſchmeichelt haben, der Milliardenſegen, der in goldenen Strömen aus dem Weſten über uns regnete, werde heilend, erquickend und befruchtend von den Höhen reichlich bis in die Niederungen des wirthſchaftlichen Lebens herabdringen! Andere noch unbefangenere Naturen mögen ſogar gemeint haben, für Deutſchland ſei jetzt mit dem maſſenhaften Geld auch das wahre Heilmittel gegen den geſammten ſocialen Mißſtand wie auf dem Präſentirteller dargeboten. Das war offenbar zu gutmüthig gedacht. Wer dem Optimismus weniger zugänglich war, wollte ſich ſchon mit der ſichern Ausſicht auf eine recht ergiebige und baldige Erleichterung der Steuerlaſt begnügen. Hinter dem beiſpielloſen Sieg der deutſchen Waffen winkte ja eine neu und gründlich befeſtigte Friedensära mit ihrem wohlthätigen Einfluß auf den künftigen Präſenzſtand des Heeres und auf das Kriegsbudget. Und dann konnte es nicht fehlen, daß ſich im Gefolge des dauernden Friedens Gewerbfleiß und friedliche Arbeit jeder Art ermuthigen und zu einer niegeſehenen Blüthe entfalten würden. Alles deſſen durfte namentlich der wehrpflichtige Geſchäftsmann um ſo froher werden, als nun wohl vorausſichtlich für lange Zeit das über ſeinem Geſchäfte drohende Fragezeichen einer Mobilmachung in Wegfall kam. Solche und ähnliche Hoffnungen waren vielleicht etwas kurzſichtig und voreilig, aber ſie beſtanden und entbehrten an ſich nicht der Berechtigung. Heute läßt ſich indeß wohl conſtatiren, daß auch ſie zum großen Theil auf Täuſchung beruhten. Der goldene Regen hat auf dem wirthſchaftlichen Gebiete von den geträumten ſchönen Dingen thatſächlich nur wenig, von einigen das gerade Gegentheil gebracht. Was unter ſeinem Einfluß zu einer wirklich unerhörten Entwicklung gediehen iſt, daß iſt lediglich der Börſen- und Gründerſchwindel mit ſeinem Ekel und Schrecken erregenden Gefolge von Corruption, in einer Ausdehnung und Praxis, welche das ſittliche Mark des Volkes bedroht. Doch die ſittliche Seite der Sache wollen wir hier gar nicht einmal berühren. Darüber haben wir ja namentlich aus der Hauptſtadt des deutſchen Reiches, und zwar auch in der liberalen Preſſe, unfruchtbare Jeremiaden genug gehört. Dieſelben machen zum Theil ungefähr denſelben Eindruck, wie

etwa der Nothſchrei eines Brandſtifters, der ſich von der muthwillig angefachten Flamme hinterher ſelbſt erfaßt ſieht. Die rein wirthſchaftliche Seite bietet ſchon mehr als hinreichenden Stoff zu ernſten Erwägungen. Was jenes vom Liberalismus großgezogene und mit ſcheinbarer Legalität auftretende Ausbeutungsſyſtem für die Volkswirthſchaft bedeutet, das haben uns bereits die wiederholten „Krache“ mit ihren hinterlaſſenen Trümmern zahlreicher Exiſtenzen genügend illuſtrirt, und das Drama iſt wohl noch lange nicht zu Ende. Dergleichen Calamitäten hangen heut drohender über unzähligen Erſparniſſen, als im Sommer die Hagelwetter über den Saaten. Unterdeſſen hat das angehäufte Geld auch noch die Lebensbedürfniſſe durchweg vertheuert und drückt mit doppeltem Gewicht auf die unbemittelte Klaſſe, auf die Handwerker- und Arbeiterfamilie; und das Alles, zumal in größern Städten, als Zugabe für die ohnehin kaum erträgliche Wohnungsnoth. Soviel ſteht alſo ſchon feſt, die politiſchen und militäriſchen Erfolge der letzten Jahre und das neue deutſche Reich haben den nächſten Brennſtoff der ſocialen Frage nicht entzogen, wohl aber nicht unbeträchtlich vermehrt.

Andererſeits aber ſind unter den neuen politiſchen Zuſtänden in den ſocialen Parteirichtungen ſowohl, als auch in ihren gegenſeitigen Machtverhältniſſen Veränderungen eingetreten, welche auch der *chriſtlich-ſocialen* Partei die Nothwendigkeit auferlegen, *ihrer eigenen Stellung zur Gegenwart und Zukunft klar bewußt zu werden.*

II.

Unſere Aufmerkſamkeit nimmt in erſter Reihe der theilweiſe durch internationale Organiſation verſtärkte *Socialismus* in Anſpruch, ſchon deßhalb, weil dieſer als der grellſte und unverſöhnlichſte Gegenſatz dem chriſtlich-ſocialen Gedanken gegenüberſteht. Letzteres iſt eine Thatſache, die als notoriſch den Beweis in ſich ſelber trägt. Jedenfalls wäre es ſehr naiv und mehr als überflüſſig, ſie denjenigen Männern beweiſen zu wollen, welche im Bewußtſein ihrer liberalen Heuchelei und zu einem wohlbekannten Zwecke das Wortſpiel „der ſchwarzen und der rothen Internationale“ erfunden haben. Alſo darüber dürfen wir unbeirrt hinweggehen, um uns zunächſt nur um die Frage zu intereſſiren: *Welche Hoffnungen, oder aber welche Entmuthigungen ſind dem rothen Gegner ſeit den letzten Jahren in Deutſchland geworden?* — Ob die liberalen Träger der modernen Civiliſation in der Hitze ihres „Kulturkampfes“ gegen die „ſchwarze Internationale“ bisher

überhaupt die Muße gefunden haben, auch ihrerseits diese Frage zu stellen, wissen wir nicht; aber daß dieselbe für sie nicht weniger erheblich wäre als für uns, das wissen wir. Übrigens haben die offenkundigsten Wahrnehmungen die Antwort bereits gegeben.

Von einer Entmuthigung der Socialdemokratie ist vorerst auch der großartigen deutschen Reichsmacht gegenüber nichts zu bemerken. Die leitenden Männer der Partei wissen ohne Zweifel die überlegene bewaffnete Macht zu würdigen, unter deren Schutz die bestehende Ordnung gestellt ist, und werden es an der nöthigen Vorsicht und Geduld nicht fehlen lassen, ihre Zeit abzuwarten. Während aber diese gebotene Enthaltsamkeit der gesellschaftlichen Ordnung bis auf Weiteres zu Gute kommt, gereicht sie der Partei selbst zur weiteren Organisirung, zur Disciplinirung und Festigung. Der Umstand, daß der deutsche Socialismus zur Zeit noch in zwei äußerlich schroff getrennte Richtungen, die der ältern Lasalleaner und die der „Internationalen", gespalten ist, kann bei der innern Verwandtschaft derselben im Wesentlichen diesen gemeinsamen Fortschritt nicht hindern. Was aber auch einer überlegenen materiellen Macht gegenüber die disciplinirte Revolution schließlich vermag, das weiß nicht nur der in Verschwörungen großgewordene Liberalismus aus eigener Erfahrung, das hat auch sein ungerathener Sprößling, der radikale Socialismus, gelernt. Dafür spricht die unläugbare Thatsache, daß derselbe in dieser zuwartenden Stellung gleichwohl mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache werth wäre, fort und fort dieselben klar erkannten und gewollten Ziele unverrückt vor Augen behält und nach Maßgabe der Umstände ohne Zagen, jedoch mit unverkennbarer Disciplin und Selbstbeherrschung, ebenso unverändert zum öffentlichen Ausdruck bringt. Dieses klare Bewußtsein der erstrebten Ziele gegenüber der schwankenden Unklarheit des liberalen Ökonomismus spiegelt sich nicht nur in den publicistischen Organen der Partei, sondern auch in ihren Versammlungsreden. Eben darum ist es auch bis jetzt, trotz vielfacher Versuche, nicht gelungen, den fremdartigen nationalliberalen Standpunkt in die organisirten Arbeitervereine zu tragen, um ihn als Keil oder Köder zu gebrauchen. In mehr als einer Versammlung mußten sich die national-liberalen Versucher von irgend einem Tischler- oder Schneidermeister Dinge sagen lassen, worauf sie keine Antwort fanden. Trat dieses Selbstbewußtsein schon früher z. B. in den

[illegible]sammlungen vom Jahr 1871 zu Frankfurt energisch genug zu

dieß heute durchweg der Fall. Daher das durchaus selbst-

Digitized by Google

ständige Auftreten der Arbeiter bei den Wahlen den liberalen Parteien gegenüber. Gelegentlich der Agitation zu den letzten Reichstagswahlen wurden hierüber manche interessante Züge berichtet. So fühlte der Abgeordnete Miquel in einer Wählerversammlung zu Osnabrück das Bedürfniß in einer Rede pro domo sua über seine Wirksamkeit im Reichsrathe Rechenschaft abzulegen. Die Folge davon war, daß auch mehrere Socialisten sich zum Worte meldeten und die Rede mit einem sehr scharf markirten social-politischen Sündenregister dieses Herrn und seiner nationalen Collegen beantworteten. Die Schlußanwendung bildete folgender Schlußsatz: „Die Arbeiter fürchten sich nicht vor den Nationalen und lassen sich auch nicht einschüchtern, noch weniger weiter betrügen. Bei den Reichstagswahlen werden wir Ihnen zeigen, meine Herren, daß der Nationalliberalismus hier abgehaust hat.“ [1] Wir erinnern ferner an die ungemüthliche Haltung, welche die Arbeitervereine zur Sedan-Feier im verflossenen September eingenommen haben. In Offenbach, wo die liberalen Herren so lange gewohnt waren, die Arbeiter bei Wahlen, bei politischen und religiösen Demonstrationen als Numerus für sich in die Wagschale zu werfen, mußte dießmal der großartig projectirte Festzug, wozu alle Vereine eingeladen waren, schließlich auf Anordnung der Behörde einfach unterbleiben — aus Furcht vor den Arbeitern, welche sich anschickten, mit ihrer rothen Fahne dabei zu erscheinen.

Die innere Festigung ist aber nicht der einzige Zuwachs, den die Partei seit den letzten drei Jahren zu verzeichnen hat. Sie hat in eben diesem Zeitraum, vorzugsweise in Deutschland, nicht weniger an Zahl und äußerem Einfluß gewonnen. Einen annähernd richtigen Maßstab hiefür bietet zunächst wohl die socialistische Presse. Wer von den höchst schätzenswerthen Zusammenstellungen und Aufklärungen Notiz genommen hat, welche die „Christlich-socialen Blätter“ zur Orientirung auf diesem Gebiete in einer durch die beiden letzten Jahrgänge durchlaufenden Artikelreihe („Die internationale Arbeiterpresse Europa's“) gebracht haben [2], der wird sicher zur Überzeugung kommen, daß die Bewegung auf der ganzen Linie im Vorwärtsschreiten begriffen ist. Ende 1872 schon finden wir daselbst als zur Zeit in deutscher Sprache (theilweise in Österreich und in der Schweiz) erscheinend etwa 20 Blätter

---

[1] „Christlich-sociale Blätter“ 7. Nov. 1873.

[2] In Bezug auf das deutsche Sprachgebiet. S. 9, 10, 15, 16 u. 17 v. J. 1872. Vgl. Jäger, „der moderne Socialismus“. S. 229 u. 523. Berlin 1873.

Digitized by

und Blättchen dieser Art aufgezählt, sämmtlich mit internationalem Charakter und mit zusammen ungefähr 50,000 Abonnenten. Nach der Abonnentenzahl behaupteten den ersten Rang: der Berliner „Socialdemokrat" (seit Juli 1871 „Der neue Socialdemokrat"), Organ des „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins", nach Lasalle'schem Programm (Abonn. 8000); der Leipziger „Volksstaat" (seit dem 1. Oct. 1869), Organ der von dem obengenannten Vereine getrennten „Socialdemokratischen Arbeiterpartei und der internationalen Gewerksgenossenschaften" nach dem Programm des Eisenacher Congresses und unter Führung von Liebknecht; politisch unabhängiger und radicaler, in socialer Beziehung mehr nach links (Communismus) abzielend als die strengen Lasalleaner (Abonn. 6000); der Wiener „Volkswille", Hauptorgan der internationalen Arbeiterpartei in Österreich (6000); die in Berlin seit October 1871 täglich erscheinende „Demokratische Zeitung", im Sinne des „Volksstaat" wirkend (5000); daran reihen sich die übrigen, durchweg der internationalen Partei angehörig, meistens mit einer Abonnentenzahl zwischen 3000 oder 2500 und 1000. Soweit war man bereits im Jahre 1872, wobei jedoch nicht zu übersehen, daß in der periodischen Arbeiterpresse jedes einzelne Abonnement eine viel zahlreichere Gruppe von Lesern repräsentirt, als dieß in der politischen Presse zu geschehen pflegt. Nun ist aber das Jahr 1873 in dieser Beziehung keineswegs unfruchtbar geblieben. Wenigstens durfte der „Neue Socialdemokrat" am Schlusse desselben sich rühmen, im letzten Quartale die Zahl von 13,000 Abonnenten überschritten zu haben. Ob und in welchem Verhältniß ein ähnlicher Zuwachs sich auch für die übrigen Partei-Organe herausgestellt hat, darüber fehlen uns zur Zeit noch die nöthigen Ermittelungen. Wir glauben aber um so weniger annehmen zu dürfen, daß sich der Erfolg der socialistischen Propaganda auf diese eine Richtung beschränkt habe, als die ihr gegenüberstehende, weiter fortgeschrittene Partei des „Volksstaat", mit ihrem hochrothen und international-demokratischen Charakter, an Popularität und Ausdehnung die erstere entschieden überflügelt hat. Andererseits kommt freilich in Betracht, daß der „Neue Socialdemokrat" in seiner centralen Stellung in Berlin merkwürdiger Weise sich eines von Oben fast unbehelligten Daseins erfreut, während seine Gegner unter den Preßprozessen seufzen. Das Halbdunkel dieser Erscheinung ist längst aufgefallen. Vielleicht kommt auch hier zur rechten Zeit einmal ein Lamarmora, der in der Lage ist, „etwas mehr Licht" zu verbreiten.

Digitized by Google

Doch abgesehen von dem realen Maßstabe der Presse läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die socialistische Propaganda in Deutschland wohl noch nie ein besser vorbereitetes und für ihre Saat empfänglicheres Feld vorgefunden hat als in eben diesem Zeitraum. Die bereits erwähnten schmerzlichen Enttäuschungen des Volkes auf dem ökonomischen Gebiet, welche den ersten Siegesrausch von 1871 nur zu bald ernüchtert haben, waren sicherlich nicht dazu angethan, die Anziehungskraft jener destructiven Macht zu lähmen. Es ist vielmehr gewiß, daß eben dieser Umstand den allgegenwärtigen Versuchern durch spontanes Entgegenkommen mancherorts eine reichere Ernte brachte, als eine künstliche Agitation sonst je hätte erwarten lassen. Zu diesen dem Erfolg so günstigen Umständen gesellte sich aber noch die Thatsache, daß seit 1871 der Schwerpunkt der internationalen Arbeiterbewegung für das deutsche Element, der bisher im Genfer Centralcomité geruht hatte, nach Deutschland verlegt wurde. Hier sollte nunmehr durch selbstständige Organisationen, zu denen der Eisenacher Congreß 1869 den Grund gelegt hatte, die Propaganda mit verdoppelter Energie in Angriff genommen werden. Das war der Hauptgrund, warum der „Vorbote", seit 1867 das Organ der deutschen Central-Section in Genf, um eben jene Zeit einging, während statt dessen die „Tagwacht" in Zürich als Organ der Schweizer-Sectionen dienen sollte [1].

Die seither in Deutschland selbst thätige und in stetem Wachsen begriffene Agitation erlitt auch durch den bekannten Prozeß gegen deren Hauptführer, Liebknecht und Bebel, und ihre Verurtheilung keinen merklichen Abbruch; ja die Veröffentlichung der Prozeßacten wirkte in weiten Kreisen entschieden in ganz entgegengesetzter Richtung. Zu den Agitationsmitteln vermittelst der periodischen Presse kam auch noch das pikantere der anonymen und pseudonymen Flugschriften, theilweise mit fingirtem Druckort. Im Verlaufe des Jahres 1873, gerade zur Zeit, als der Polizeiapparat des deutschen Reiches mit der Rettung des Vaterlandes gegen den ultramontanen Feind vollauf beschäftigt war, circulirten geräuschlos dergleichen zur Massenverbreitung bestimmte Brandfackeln in Prosa und Liederform, welche an Ton und Inhalt den Producten der Jacobiner-Periode in Nichts nachstanden, und die sich aus begreiflichen Gründen jeder nähern Charakterisirung durch Excerpiren ihres Hauptinhaltes entziehen. Es wäre doch in der That naiv, zu

[1] Vgl. Jäger a. a. O. S. 228.

Digitized by Google

glauben, daß dieser Erscheinung weiter nichts als eine ungefährliche Spielerei zu Grunde liegt, und daß die Götter des liberalen Olympus in aller Gemüthsruhe fortfahren dürfen, mit der einen Hand die Trommel zum nationalen „Kulturkampf" zu rühren, mit der andern ihre patriotischen Börsen- und Gründergeschäfte zu besorgen.

Es ist richtig, von Seite des vermeinten „Kulturfeindes", vor dem sie sich einzig zu fürchten scheinen, droht ihnen keine reelle Gefahr. Nicht auf dem Boden des noch lebendigen Christenthums, nicht unter den gläubigen Bekennern des „ultramontanen", d. h. römischen Katholicismus wachsen die Männer der socialen Revolution. Daran wird auch das Gefühl der religiösen Kränkung, welches heute auf diesem treuesten Theile der Bevölkerung lastet, durchaus nichts ändern. Daß aber, zum großen Bedauern der letztern, an diesen Umstand möglicherweise auch für die Feinde der Ordnung ein sehr reales Interesse und eine kaum erwartete Befriedigung sich knüpfen mag, wollen wir nicht in Abrede stellen. Wer sich anschickt, einen festen Platz zu überrumpeln, kann sich sicherlich nur freuen, wenn gleichzeitig die Besatzung selbst so gefällig ist, nach Kräften ihre besten Schutzwehren niederzureißen und deren bewährteste Vertheidiger theils zu entwaffnen, theils in Fesseln zu legen. Das Exempel hat leider Aussicht, verwirklicht zu werden. Es wird vielleicht, wenn auch etwas spät, die Frage beantworten, wer die eigentlichen „Reichsfeinde" gewesen sind, und die Hüter des gemeinsamen festen Platzes, der gesellschaftlichen Ordnung werden sich schwerlich auf die Dauer der Überzeugung verschließen können, daß sie ihre Vertheidigungsanstalten nach einer ganz andern Seite hin hätten richten müssen als gegen Rom. Auf seinem eigensten Boden möge der Liberalismus die „Gefährlichen" suchen, dort nämlich, wo es ihm bereits gelungen ist, das Christenthum zu entwurzeln und dafür den Kultus der Materie einzupflanzen. Er möge sich auf eine zutreffende Antwort besinnen, wenn seine gelehrigen Schüler — und es sind deren Hunderttausende — endlich herankommen, um für den Himmel, den sie verachten gelernt haben, ihren Antheil an der Erde zu fordern. Leere patriotische oder auch nationalliberale Phrasen dürften aber dießmal nicht mehr ausreichen. Sollte er also eine andere Antwort nicht finden, so sorge er dafür, daß er unter allen Umständen der Stärkere bleibt. Denn nach Beseitigung des christlichen Gewissens schrumpft das ganze Staats-, Völker- und Gesellschaftsrecht in diesen einen Artikel zusammen: Überwiegende Macht ist überwiegendes Recht. — Man muß gestehen,

Digitized by Google

gegenüber dem ſocialiſtiſchen Gegner ſind die Ausſichten, unter welchen wir in das Jahr 1874 eingetreten ſind, nicht die erfreulichſten. Der erſte Monat dieſes Jahres aber brachte zur Ergänzung des Frühern die zwar nicht wunderbare — aber doch bemerkenswerthe Thatſache, daß nunmehr auch der Kern einer ſocial-demokratiſchen Fraction im deutſchen Reichstag zu ſitzen die Ehre hat. Aber vielleicht erhalten dieſe Ausſichten in der weitern Umſchau nach einer andern Seite hin einen Ausgleich.

III.

Sehen wir alſo, was ſich von der ſogenannten liberalen Partei, dem allbekannten „Bourgeois-Liberalismus" erwarten läßt. Da kommt es nun vor Allem darauf an, einerſeits ſeine urſprüngliche Phyſiognomie, andererſeits die Phaſen ſeiner Entwicklung, beziehungsweiſe ſeine Wandlungen, in einem flüchtigen Rückblick uns zu vergegenwärtigen. „Die große liberale Partei," ſo ſchrieb vor zehn Jahren Biſchof v. Ketteler, „iſt vorzugsweiſe aus dem Freimaurerthum, aus den Repräſentanten des großen Capitals, aus dem rationaliſtiſchen Profeſſorenthum und dem gewöhnlichen Literatenthum, das an dem Tiſche dieſer hohen Herren ißt und für ſie täglich reden und ſchreiben muß, zuſammengeſetzt."[1] In dieſer Beziehung iſt keine Änderung eingetreten. Auch darin iſt die Partei ſich gleich geblieben, daß ſie noch heute wie ehedem den doctrinären Ausgangspunkt mit der radicalen und ſocialdemokratiſchen Richtung gemein hat, nämlich die grundſätzlich pulveriſirte Menſchheit nach dem Recepte von 1789.

Dieſe naturwidrige Auflöſung der früheren Ständegliederung und jedes lebendigen Organismus, einmal durch den materialiſtiſchen Zeitgeiſt als ein Princip des Todes in den Körper der Geſellſchaft hineingetragen, ſuchte ſodann mit innerer Nothwendigkeit auf allen Lebensgebieten ihren entſprechenden concreten Ausdruck. So entſtand auf dem politiſchen Gebiet das moderne Staatsconglomerat, aus dem gleichartigen nationalen Urbrei künſtlich d. i. vermittelſt der Fiction des allgemeinen Stimmrechts wieder zuſammengefügt, mit einem vielräderigen Mechanismus als Locomotive an der Spitze. Auf dem ſocial-ökonomiſchen Gebiete erſchien derſelbe Atomismus in der Geſtalt der „unbedingten Gewerbefreiheit" (ſollte richtiger heißen: Erwerbs-

[1] Die Arbeiterfrage und das Chriſtenthum. S. 23.

Digitized by Google

freiheit) und ihren beiden Schwestern, der „unbedingten Handelsfreiheit“ und der „unbedingten Freizügigkeit“. Darin hat denn auch folgerichtig die gesammte liberale Socialökonomie ihr gemeinsames Fundamentaldogma erkannt. Nun ist es aber inzwischen auch den liberalen Herren längst klar geworden, wenn sie es auch nicht gerne bekennen, daß eben dieses liberale Dogma, nämlich die unbedingte Gewerbefreiheit mit Zubehör, die eigentliche Quelle der socialen Frage ist. Sie hat einerseits das übermächtige Großcapital, andererseits das Proletariat geschaffen und zwischen beiden den unabhängigen Handwerker- und Mittelstand in unwiderstehlicher Progression mehr und mehr vernichtet. Das Alles haben auch die liberalen Besitzer des Großcapitals eingesehen und sie wurden bange darob. Aber was thun? — Einmal war das System ihnen selbst zu Gute gekommen und hatte ihnen mit dem Gelde gleichzeitig die politische Herrschaft im modernen Bürgerstaate eingebracht. Dieses moderne Vorrecht des Capitals zeichnet sich vor den perhorrescirten alten Standesprivilegien um so vortheilhafter aus, als es seiner Natur nach rechtlich unbegrenzt und unbegrenzbar ist, während jene allezeit in feste und faßbare gesetzliche Schranken gebannt waren. Dazu kommt, daß dasselbe dennoch das ideale Princip der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger unberührt läßt. Nichts hindert daher dessen glückliche Inhaber, nach wie vor mit wohlfeiler Begeisterung über feudale Zustände, mittelalterliche Bevormundung u. s. w. zu declamiren und an der Wahlurne als liberale Volksfreunde zu glänzen. Zweitens konnte auch dem Freimaurerbunde, dem die Gesellschaftsklasse der liberalen Großbürger zum großen Theile angehört, die wirthschaftliche und politische Herrschaft der letztern nichts weniger als gleichgültig sein. Indem er derselben in seiner Organisation eine assecurirte Stellung verschafft, mehrt er seine eigene Macht und Wirksamkeit. Drittens hieße es dem Liberalismus überhaupt etwas viel zumuthen, zu verlangen, er solle das Grundprincip seines Ursprungs und seiner Jugend nun mit einem Mal selbst verurtheilen und aufgeben, aus reiner Liebe zur Wahrheit und zur Menschheit. Viertens endlich konnte er auch noch den Entschuldigungsgrund für sich in Anspruch nehmen, daß wie die Dinge einmal geworden sind, auch beim besten Willen ein Zurückweichen von der betretenen Bahn und ihren Resultaten kaum mehr möglich erscheint; ist doch eben mit dem Grundprincip der unbedingten Gewerbefreiheit die ganze neuere Kulturentwicklung unzertrennlich verwachsen, eine Kulturentwicklung, welche an Großartigkeit und Vielseitigkeit der industriellen Fortschritte alles

Digitized by Google

Frühere überbietet. Dieser letzte Grund dürfte auch insofern zur Entschuldigung vollständig genügen, als es sich um eine schroffe Umkehr zum Alten und Veralteten, wie etwa zum alten Zunftzwang mit allen seinen Auswüchsen und unbrauchbar gewordenen Formen handelte. Ein solches Zurückgehen zu fordern ist aber noch keinem Vernünftigen eingefallen. Anders verhält es sich, wenn von einem Einlenken, einem vermittelten Übergang vom socialen Irrthum zu den einzig wahren Naturgesetzen der Gesellschaft die Rede ist. Wem sollte das unmöglich oder zur wirklichen Erhaltung der neueren Errungenschaften weniger angemessen erscheinen, als das Fortwirthschaften auf einer als verderblich erkannten Bahn bis in die letzte Sackgasse hinein? Indessen der Liberalismus hatte, wie gesagt, wichtige Gründe, auf seinem socialökonomischen System als solchem zu beharren. Den daraus erwachsenen socialen Übeln mußte aber doch in irgend einer Weise begegnet werden. Was also thun?

Eben die Beantwortung dieser Frage war es, an welche sich auf dem liberalen Standpunkt einige Meinungsverschiedenheiten und im Verlaufe der Zeit die vorerwähnten Wandlungen knüpften. Konnte oder wollte man einmal an dem Princip des volkswirthschaftlichen Individualismus nicht mehr rütteln, so schien zunächst nichts Anderes übrig zu bleiben, als es damit in möglichst doctrinärer Correctheit weiter zu versuchen und es darauf ankommen zu lassen, ob nicht vielleicht in der weitern und allseitigen Durchführung eben jenes Systems, welches die socialen Mißstände erzeugte, auch die angemessenen Heilmittel dagegen sich finden ließen. Gelang der Versuch, so war damit ein Doppeltes gewonnen: einmal eine glückliche Lösung der socialen Frage und ein nicht zu unterschätzender Triumph des liberalen Princips, der ihm auch nach der politischen Seite hin zur Befestigung gereichen mußte. Die von Adam Smith begründete Volkswirthschaftstheorie hatte übrigens diesen Erwartungen sogar die Unterlage mathematischer Berechnung gegeben; — vielleicht nicht unrichtig, wenn die Menschen bloß Zahlen und Arbeitskräfte für die Gesammtsumme der Production repräsentirten, und wenn diese Summe gleichbedeutend wäre mit dem socialen Wohl eines Volkes. Im Anschluß an ihr wirthschaftliches Grundprincip faßte also die Partei ihren idealen Vorschlag zur Lösung der socialen Frage in diese doppelte Parole: „Individuelle Selbsthilfe der Arbeiter“ und „Bildung des Arbeiterstandes“. Beides sollte sodann der Macht des Capitals gegenüber seine Wirksamkeit erhalten durch möglichst

Digitized by Google

ergiebige und allſeitige Ausnutzung der freien Aſſociation. Von Seite des Staates ſollte dabei keine andere Beihilfe in Anſpruch genommen werden als die des allgemeinen Rechtsſchutzes und der geſetzlichen Garantie der bürgerlichen Freiheit, ganz nach der damals noch vorherrſchenden Idee des liberalen „Rechtsſtaates". Dieſes Social-Evangelium fand bekanntlich ſeinen Hauptvertreter und unermüdlichen Apoſtel in Schulze-Delitzſch. Seine bedeutende Propaganda fand aber nicht nur in Laſalle, dem ſocialiſtiſchen Vertreter der directen Staatshilfe, und in ſeiner einflußreichen Schule einen empfindlichen Rückſchlag, ſondern erlitt auch Einbuße durch Sterilität an wirklich ſtichhaltigen realen Ergebniſſen. Die Folge davon war, daß allmählich auch im liberalen Lager Stimmen laut wurden, welche, ohne der Laſalle'ſchen Forderung einer durchgreifenden rettenden That des Staates beizuſtimmen, gleichwohl einer geordneten Fürſorge der Geſetzgebung das Wort ſprachen, eine Anſchauung, welche bisher der conſervativen Fraction der Socialpolitiker (Huber — Kreuzzeitung u. ſ. w.) im Anſchluß an die alte Idee des gemäßigten „Wohlfahrtsſtaates" eigen war.

Aber erſt ſeitdem der Liberalismus ſeine „politiſchen Kinderſchuhe" ausgezogen und „Nationalliberalismus" geworden, iſt eine gewiſſe Schwenkung desſelben nach dieſer Seite hin in größerem Umfange zu Tage getreten. Das Ausziehen der politiſchen Kinderſchuhe bedeutete den Abfall vom ehrlich-liberalen „Rechtsſtaate" mit ſeiner gleichen Freiheit für Alle, und die Bekehrung — nicht freilich zum chriſtlichen Wohlfahrtsſtaate, wohl aber zum omnipotenten National-Kulturſtaat, — mit der ſtillſchweigenden Aufgabe, ſich weiterhin zum großen Freimaurerideal, dem Alles beherrſchenden Humanitäts-Kulturſtaate zu entwickeln. Dieſen Zukunftsplan hat Meiſter Bluntſchli ſchon in den fünfziger Jahren ausgeſchwatzt: „Wie die chriſtliche Kirche," ſchrieb er damals, „den Glauben nicht aufgeben kann, eine allgemeine zu werden, ſo kann die humane Politik das Streben nicht aufgeben, die ganze Menſchheit zu organiſiren" [1]. — Thatſächlich traf aber die für die Draußenſtehenden auffallende Sinnesänderung, welche in Wahrheit nur eine zeitgemäße Entlarvung war, mit dem Vorrücken des Liberalismus zur herrſchenden Regierungspartei zuſammen. Selbſtverſtändlich mußten nun auch auf dem ſocialökonomiſchen Gebiet allmählich die „Kinderſchuhe" verſchwinden. Das urſprüngliche Princip

[1] Allg. Staatsrecht I. S. 10.

der „Selbsthülfe“ und der socialen Neutralität der Staatsgewalt hatten von dem Augenblicke an und in dem Maße keinen Sinn mehr, als die „Rechtsstaatsidee“ in den Köpfen der Professoren und der liberalen Wortführer erblaßte, um der gereiften Idee des „modernen Staates“, dem neuheidnischen Absolutismus des pantheistisch-materialistischen Kulturstaates, Platz zu machen. So kam es denn, daß das früher alleinseligmachende liberale Evangelium der socialen Selbsthülfe, wenn es auch noch eine gewisse Anzahl von zurückgebliebenen Gläubigen zählt, heute im Ganzen überwiegend zum nationalliberalen *Glauben an den allmächtigen Staat* fortgeschritten ist.

Das stimmt auch politisch und wirthschaftlich vollkommen zum *Interesse der Partei*. Die Rechtsstaatstheorie mit ihren freiheitlichen Grundrechten und ihrer mehr oder weniger aufrichtigen Unparteilichkeit im bürgerlichen Wettkampf der verschiedenen religiösen und socialen Factoren der neuern Kulturentwickelung hat ihre Zeit gehabt und ihre Dienste gethan. Sie hatte zur Aufgabe, im Namen der „gleichen Freiheit für Alle“ unter dem Obdache des bisher vorherrschend *christlichen* Staates dem harmlosen Kindes- und Knabenalter des Liberalismus einen sichern Aufenthalt nebst Luft und Raum zum Wachsthum zu verschaffen. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht. Der heranwachsende Junge ist groß und stark geworden. Die ältern christlichen Insassen des Hauses waren in ihrer Friedensliebe auch gern bereit, ihm fernerhin die gleiche Freiheit zu gönnen, ohne für sich ihre alten Hausprivilegien geltend machen zu wollen. Was sie verlangten, war nur das Recht einer ehrlichen Gegenseitigkeit und der Mitgenuß derselben Freiheit. So war es aber von Seite des strebsamen Jünglings nicht gemeint. Einmal großjährig geworden, fand er es für zuträglicher, das Hausregiment nebst Wirthschaft einfach an sich zu nehmen und es den guten alten Hausgenossen frei zu stellen, entweder freiwillig oder gezwungen der nunmehr herrschenden liberalen Firma sich unterzuordnen. Kurz, nachdem es dem Liberalismus gelungen war, sich mit dem modernen Staat zu identificiren, fand er es zeitgemäß, die abgenutzte Freiheitsfahne allmählich einzuziehen und an ihrer Stelle die der „vollen Staatssouveränetät“ auszuhängen. *Durch die Organisation und die Machtmittel des Staates lassen sich die politischen, religiösen und socialen Kulturzwecke der Partei viel rascher und sicherer realisiren, als auf dem Wege der freien Concurrenz und des bloßen Gewährenlassens von Seite der*

Staatsgewalt. Das ist fortan der leitende Gedanke der Volks- und Freiheitsmänner von ehemals.

IV.

In eben dieser liberalen Metamorphose nun liegt unseres Erachtens theilweise auch der Schlüssel zur Würdigung der neuen Parteirichtung, welche man mit dem Namen „Kathedersocialisten" bezeichnet hat. Es war am 6. October 1872, als zu Eisenach eine bedeutende Anzahl Fachmänner der National-Ökonomie, großentheils Professoren, zu einer Besprechung der socialen Frage zusammentraten. Die Versammlung war der erste sogenannte „Congreß der Kathedersocialisten". Auf der Liste der Theilnehmer standen hervorragende liberale Namen, wie u. A. Professor Dr. Gneist, welchem auch die Ehre des Vorsitzes zufiel. Wie Professor Schmoller aus Halle in seiner Eröffnungsrede im Namen des engeren Comité's entwickelte, war die Zusammenberufung des Congresses veranlaßt durch die mögliche Gefahr einer socialen Revolution, und den hiedurch in weitern Kreisen erregten Zweifel, ob mit Einführung der Gewerbefreiheit in der That die vollkommenen wirthschaftlichen Zustände eintreten werden, welche man von den zur Zeit unbedingt herrschenden volkswirthschaftlichen Doctrinen vielfach erwartet hatte. Gleichwohl sollten auf der Versammlung keine Principien debattirt, sondern vielmehr praktische Resultate in Bezug auf die wichtigsten, im Augenblick schwebenden Reformpunkte, wie z. B. die Frage der Arbeitseinstellungen, der Gewerkvereine, der Fabrikgesetzgebung u. s. w. in's Auge gefaßt werden. Jedoch wird der principielle Standpunkt des Comité's ausgesprochen. Es will nämlich den Staat nicht, wie der frühere „naturrechtliche" Individualismus und die Manchesterschule, als ein nothwendiges, möglichst zu beschränkendes Übel, sondern als das großartigste sittliche Institut zur Erziehung des Menschengeschlechtes (!) aufgefaßt wissen. Demgemäß wolle man eine starke Staatsgewalt, wenn auch aufrichtig constitutionell, welche über den egoistischen Klasseninteressen stehend die Gesetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite und die Schwachen schütze, die untern Klassen hebe. Die Gefahr für die höhere Cultur wäre von jeher hauptsächlich von den Gegensätzen zwischen den gebildeten und weniger gebildeten Klassen ausgegangen, und ähnliche Gefahren ständen auch jetzt zu befürchten, wenn es nicht gelinge, die untern Klassen soweit zu heben, zu bilden, zu versöhnen, daß sie in Harmonie und Frieden sich in den Organismus der Gesell-

Digitized by Google

schaft und des Staates fügen. Definitive Erklärungen und Beschlüsse waren übrigens in dieser ersten Besprechung noch nicht beabsichtigt. Es sollte vielmehr nur eine Grundlage zu einer fortdauernden engeren Vereinigung gesucht werden[1].

Diese Vereinigung kam in der That bald, und wie es scheint, ohne besondere Schwierigkeit zu Stande. Ihr Resultat war die Gründung des „Vereins für Socialpolitik", dessen Geburt sodann der zweite Eisenacher „Congreß der Katheder-Socialisten" am 12. October 1873 feierlich documentirte. Auch hier interessiren uns zunächst nur die einleitenden Worte an die etwa 80 Mitglieder zählende Versammlung, gesprochen von Professor Gneist, der auch dieses Mal mit dem Vorsitze betraut ward. Nach einem auszüglichen Bericht der „Germania" Nro. 282[2] bezogen sich dieselben auf die Motivirung und die Aufgabe des neuen Vereins und sind darum besonders geeignet, die Parteirichtung und ihre besondere Stellung zur socialen Frage zu kennzeichnen. Der Gedankengang des Redners war in Kürze folgender: Neue Zeiten erfordern neue Vereinsbildungen. In frühern Menschenaltern hatten die volkswirthschaftlichen Gesellschaften andere Aufgaben als jetzt. Früher war es eine Zeit, in der die Regierung und alle Minister angefeindet wurden, weil es ihnen nicht gelang, die nationalen Forderungen zu erfüllen. Heute leben wir in einer Zeit der Verbitterung der Klassen, der Verkümmerung eines Theiles des Volkes, aber auch in einer Zeit der Versöhnung des Volksbewußtseins mit der Staatsidee, der Versöhnung der Regierung und des Parlaments. Auf diesem Boden mußten sich neue Vereine bilden ... Unter den heutigen Verhältnissen müsse sich der nächste Ausgangspunkt umkehren. Heute dürfen wir nicht mehr fragen: Wie wollen wir die Consequenzen der Wirthschaftsordnung ziehen? sondern heute müsse man fragen: Wie weit kann der Staat mit seinen legitimen Rechts- und Naturaufgaben, vorbehaltlich der Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, da helfend eingreifen, wo sich aus der neuen Wirthschaftsordnung Mißstände ergeben haben? Der neue Verein stehe nicht auf dem Boden socialer und communistischer Theorien und Thorheiten, sondern auf dem Gesetzesboden, auf dem er nicht utopischen Ideen nachjagen wolle.

[1] Vgl. „Christlich-sociale Blätter" 1872. Nr. 17, S. 256, nach einem Referat der „Germania".

[2] Vgl. auch „Christlich-sociale Blätter" 1873, Nr. 10, S. 157.

Alſo der Ausgangspunkt der neuen Parteirichtung iſt eingeſtandenermaßen der lang erſehnte Umſtand, daß endlich die Staatsregierung mit dem Parlament, d. h. der liberalen Majorität desſelben ſich ausgeſöhnt hat und ſomit von jetzt an ihre Bereitwilligkeit erwarten läßt, die Ideale der liberalen Partei zu den ihrigen zu machen und ſie nach allen Seiten hin mit ſtarker Hand auszuführen. Die Aufgabe des neuen Vereins iſt daher ſehr einfach. Das Bewußtſein „der Staatsidee" iſt der leitende Stern, an dem ſich die Mitglieder zu orientiren haben, „die Staatsidee" iſt fortan das verſöhnende, einigende und belebende Centrum jeglicher, auch der ſocialen Kulturentwicklung. Welche Staatsidee gemeint iſt, bedarf keiner weitern Erklärung für diejenigen, welchen die Fortſchritte des modernen Staatsrechtes nicht ganz unbekannt geblieben ſind. Aber wäre dieß auch der Fall, ſo würde ſchon der Name des Herrn Vorſitzenden und ſeine politiſche Perſönlichkeit jeden Commentar erſetzen. Es iſt eben die Idee des mit der „vollen Souveränetät" ausgerüſteten modernen Kulturſtaates, dieſes „großartigſten ſittlichen Inſtitutes zur Erziehung des Menſchengeſchlechtes". Ihm fällt der Beruf zu, zunächſt auf dem Wege der Geſetzgebung den ſchlimmen Conſequenzen „der neuen Wirthſchaftsordnung" — aber „vorbehaltlich der Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre" — abwehrende Schranken zu ziehen und ſo den communiſtiſchen Beſtrebungen möglichſt die Spitze abzubrechen (ſicherlich nicht nur den Beſitzenden, ſondern allen Freunden der Ordnung ſehr erwünſcht), dann aber auch eine gründliche Löſung der ſocialen Frage durch „Bildung (Erziehung?) der untern Klaſſen" anzubahnen. Auch auf dieſem Felde ſcheint alſo der Sieg ſchließlich dem deutſchen Schulmeiſter vorbehalten, wenn nur erſt die deutſche Volksſchule ſo weit iſt, daß ſie „der Staatsidee" vollkommen entſpricht, und darum von den kirchlichen Einflüſſen und dem „chriſtlich-confeſſionellen Dogmatismus" möglichſt befreit iſt.

Hier liegt offenbar ein Anknüpfungspunkt, der eine Verſtändigung dieſer Männer „der Staatshilfe" mit Schulze-Delitzſch, dem noch immer rührigen Apoſtel der freien Coalition und der „ſocialen Selbſthilfe", keineswegs ausſchließt. Mit Rückſicht auf den gemeinſamen letzten Zweck kann die durch Letztern im Jahre 1872 geſtiftete „Geſellſchaft zur Verbreitung von Volksbildung" ſogar als eine nicht unweſentliche Ergänzung des „Vereins für Socialpolitik" angeſehen werden. Sie wird ja unzweifelhaft das Verſtändniß der bewußten „Staatsidee" in dem Maße befördern helfen, als es ihr gelingt, die ächt libe-

rale, d. h. chriſtusloſe, materialiſtiſche Bildung über das ganze deutſche Reich bis in die unterſten Schichten des Volkes zu verbreiten. Nach dieſer Seite hin iſt der alte Kämpe mit ſeinen Getreuen auch für die Ziele der neuen ſocialen Parteirichtung ſehr wohl zu verwerthen. Seinen guten Willen aber bekundet die jugendliche Begeiſterung, die ſich ſeiner bemächtigte, ſobald im Hauptquartier der erſte Trompetenſtoß „gegen die römiſche Prieſterherrſchaft" ertönte. Siegesgewiß durfte er darum zum Voraus verkündigen, eben durch den „Aufbau des Geiſtesgebäudes", welches er ſeiner Volksbildungsgeſellſchaft zur Aufgabe ſtellt, „werde jene vaticaniſche Drohung vom kleinen Steinchen im umgekehrten Sinne ſich verwirklichen." Mit dieſer thatſächlichen Bundesgenoſſenſchaft kann offenbar Dr. Gneiſt wohl zufrieden ſein; gehört doch zum natürlichen Ausbau und zur Lebensentfaltung des heidniſchen Staates vor Allem auch eine heidniſch gebildete Geſellſchaft. So hängt ja Alles auf's Beſte zuſammen.

Nach dem Geſagten dürfte es wohl gerechtfertigt erſcheinen, wenn wir der neuen Parteibildung der „Kathederſocialiſten" in Bezug auf ihren muthmaßlichen nächſten und äußeren Erfolg eine gewiſſe Bedeutung zuerkennen. Dieſe Bedeutung liegt aber nicht bloß in dem Programm, welches auf Grund der gegenwärtig herrſchenden politiſchen Zeitſtrömung eine Vermittlung zwiſchen Laſalle und Schulze-Delitzſch verſucht, ſondern weit mehr in dem innern Verhältniß der Partei zur Staatsregierung. Doch muß ſich in der Folge erſt erweiſen, wie weit die Anſicht Derjenigen begründet war, welche in dem „Verein für Socialpolitik" gleich anfangs weiter nichts als einen vorgeſchobenen Poſten der Reichsregierung oder eine vorbereitende Commiſſion erblickten, welche mit der Aufgabe betraut ſei, auf Grund der modernen „Staatsidee" das geeignete Material für eine künftige Socialgeſetzgebung des Reiches zu ſammeln und vorzubereiten.

Es iſt aber erlaubt, darüber auch noch ſeine beſonderen Gedanken zu haben. Solche kommen uns unwillkürlich bei der Erinnerung an gewiſſe unterirdiſche Vorgänge der letzten zwei Jahre. Wir erinnern uns nämlich — daß im unmittelbaren Anſchluß an die deutſche Einheit auch die deutſche Freimaurerei durch Stiftung „des deutſchen Großlogenbundes" (Berlin 19. Mai 1872) ihre organiſche Einheit unter hoher Protection vollzogen hat, — daß weiterhin auf dem „Großlogentag" zu Bayreuth (1. Juni 1873) die Schöpfung einer centraliſirten Oberleitung auf der Tagesordnung ſtand, — und daß das Alles zu dem ausge-

ſprochenen Zwecke geſchah, „um den Freimaurern einen entſcheidenden Einfluß auf die Tagesfragen im ſocialen, ſtaatlichen und kirchlichen Gebiete zu verſchaffen[1].

Wie dem auch ſei, ſo viel iſt gewiß, die neueſte Entwicklung des liberalen Socialprogramms in Deutſchland entſpricht vollſtändig der politiſch veränderten Stellung der Partei. Die praktiſche Machtfrage iſt daran in hervorragender Weiſe betheiligt. Eben darum aber kann auch dieſer neueſte Ausdruck der liberalen Socialpolitik nicht als etwas ſchlechthin Fertiges und Abgeſchloſſenes angeſehen werden. Das conſervative Moment, das derſelben innewohnt, iſt ein bloß relatives, ähnlich etwa dem unſerer „Neu-Conſervativen". Denn mit dem Anſchluß an die „moderne Staatsidee" ſind die einzig unwandelbaren und daher einzig wahrhaft conſervativen Schranken der chriſtlichen Socialprincipien entweder aufgegeben, oder es wird davon Umgang genommen. So alſo behält das Syſtem ſeine volle Elaſticität auch einer möglichen Weiterentwicklung der „Staatsidee" gegenüber, die ja, einmal vom chriſtlichen Boden abgelöst, gleichfalls nie abgeſchloſſen ſein kann. Und geſetzt, es ginge künftig dieſe Entwicklung noch weiter nach links, etwa der Social-Republik entgegen, welche ja, nach der Meinung Vieler, bereits in der Luft iſt, ſo würde der Liberalismus durch nichts gehindert ſein, wie früher die Kinderſchuhe, ſo alsdann die Jünglingsſchuhe wieder auszuziehen, um endlich in das volle ſocial-republikaniſche Mannesalter zu treten — vorausgeſetzt nämlich, daß es ihm gelänge, ſeine Intereſſen und ſeine unentbehrliche Machtſtellung in jene neue Ära hinüber zu retten. Die Zeche aber hätte wieder das chriſtliche Volk, nicht nur mit ſeinem Gelde, ſondern auch mit ſeinen heiligſten Gütern zu bezahlen.

V.

Geben wir uns keiner Täuſchung hin. Es gibt heute wie auf dem religiöſen, ſo auch auf dem ſocialen Gebiete nur mehr zwei Gegenſätze, die wirklich dieſen Namen verdienen: Chriſtenthum und Antichriſtenthum. Die verſchiedenen Parteinamen, welche ſich um das letztere gruppiren, vom Mancheſter-Liberalismus angefangen bis zur Socialdemokratie und der „Internationale", bedeuten nicht in Wahrheit verſchiedene Social-Parteien. Es ſind vielmehr Intereſſen-Unterſchiede

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1873. V. S. 537.

einer und derselben großen Partei, die wir mit dem Collectivnamen der neuheidnischen oder materialistischen Socialpartei bezeichnen dürfen. Sie mögen immerhin unter einander im heftigsten Kampfe liegen. Das gehört bei getheilten Interessen zur Natur des Egoismus; der Egoismus aber ist bei materialistischer oder rein naturalistischer Weltanschauung das einzig mögliche wirksame Agens, mag derselbe nun in seiner naturwüchsigen brutalen Gestalt, oder unter der Larve des Kulturhelden, unter einer internationalen Fahne, oder in der Livree des nationalen Staates erscheinen. Und in der That, mit jeder neuen Entwicklungsstufe wird es mehr und mehr auch äußerlich erkennbar, daß die Scheidewand, welche den gesammten Liberalismus noch vom Socialismus trennt, weiter nichts ist als eine Machtfrage. Das Grundprincip ist beiderseits dasselbe, nämlich die revolutionäre Verleugnung der christlichen Basis der Gesellschaft und des Staates; nur mit dem Unterschiede, daß der Liberalismus sehr gewichtige Gründe hat, nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig alle Consequenzen daraus zu ziehen, der Socialismus aber gerade diese Consequenzen als dem Interesse entsprechend ansieht. Der Liberalismus ist der noch unreife Socialismus, der Socialismus aber der zu seiner natürlichen Reife gediehene Liberalismus. Beiden steht daher die christlich-sociale Partei principiell gleich unversöhnlich gegenüber.

Es frägt sich nur noch, mit welchen Aussichten auf Erfolg in Bezug auf eine wirkliche Lösung der socialen Frage vertritt sie heute diesen Gegensatz? Es stehen ihr keine Machtmittel zu Gebote, sie kann sich nicht rühmen, Regierungspartei zu sein, ja sie wird öffentlich vor der Civilisation als kulturfeindlich, vor dem Vaterland als vaterlandslos und antinational verleumdet! — Hier ist in der That schwer ein Anhaltspunkt für menschliche Hoffnungen zu finden, und man begreift vollkommen die verzweifelten Äußerungen, die schon hie und da gehört werden: „Sprechen wir überhaupt nicht mehr von einer Lösung der socialen Frage, heißt es, die ist unmöglich geworden; wir verzichten darauf; suchen wir nur noch zu retten, was zu retten ist.“ Das ist vielleicht der richtige Ausdruck für die Situation der Gegenwart und der Aussichten auf die unmittelbare Zukunft; glücklicherweise aber keineswegs für die Aussichten der Partei und ihres Programms überhaupt. Diese sind, wir wagen es zu behaupten, noch nie so günstig gewesen, als eben jetzt, im neuen deutschen Reich.

Die eigentliche sociale Frage ist bis jetzt überhaupt von maß-

gebender Seite noch nie ausdrücklich geſtellt worden, und darum konnte auch die entſprechende Antwort nicht erfolgen. Man hat ſich lange genug in dem Irrthum herumbewegt, die ſociale Frage wie ein *techniſches Problem* zu behandeln. Wäre ſie nur das, ſo müßten wir mit den Heften unſerer National-Ökonomen in der Hand ſchon längſt am erwünſchten Ziele angekommen ſein. Wie viele theoretiſche Anſtrengungen der Wiſſenſchaft, wie viele weitreichende Combinationen menſchlichen Scharfſinns liegen bereits vor, wie viel ſtatiſtiſches Material, wie viele an ſich recht werthvolle Beobachtungen und Reſultate langjähriger Erfahrung wurden zuſammengetragen, Alles zu dem Zweck, in dem ungleichen Kampf zwiſchen Arbeit und Capital ein ausgleichendes Moment ausfindig zu machen. Allein der Erfolg entſprach nicht den Anſtrengungen. Sogar die Idee der Gewerkvereine nach engliſchem Muſter, die in neueſter Zeit die größten Hoffnungen erweckte, findet heute ſchon nicht mehr ſo unbedingtes Vertrauen. Auch von dieſem Syſtem ſei „nicht alles Heil zu erwarten", ſo wurde in dem letzten Congreß des „Vereins für Socialpolitik" betont und unzweideutig auf mögliche *Gefahren* einer ſolchen Organiſation hingewieſen. Ganz richtig, ſo lange dergleichen Schöpfungen das *eine Nothwendige* fehlt, was die Herren aber für überflüſſig halten, die *Garantie des chriſtlichen Geiſtes und Gewiſſens*. — Die ſociale Frage iſt aber ihrer Natur nach ebenſowenig nur ein *Problem der Geſetzgebung*, am allerwenigſten aber einer Geſetzgebung auf Grund der modernen *Kultur-Staatsidee ohne Gott oder ohne den chriſtlichen Gott*. Der Staat iſt zwar nach Gottes Ordnung unzweifelhaft berufen, innerhalb ſeiner Sphäre auch zum Heile der Geſellſchaft in poſitiver Weiſe *mitzuwirken*. Die Staatsidee der chriſtlichen Wiſſenſchaft war nie der indifferente und neutrale „Rechtsſtaat", ſondern in dem bezeichneten Sinne der „Wohlfahrtsſtaat". Aber den Beruf und die Fähigkeit, dieſe Aufgabe des Wohlfahrtsſtaates zu erfüllen, können wir dem heidniſchen Staate nicht zuerkennen. Es mag ihm gelingen, im Sinne der Kathederſocialiſten für eine Zeit die dringendſten ſocialen Mißſtände zu mildern, drohende Störungen aufzuhalten, ein Feld, auf welchem auch die chriſtlich-ſociale Partei *praktiſch* mitzuwirken nicht aufhören wird. Aber ſchließlich bleibt auf dieſer Grundlage doch nur eine Alternative, der für Recht und Freiheit verhängnißvolle Socialismus entweder in Folge einer ſocialen *Kataſtrophe*, oder als Ergebniß einer durch die Allmacht des Staates getragenen *Entwicklung*.

Digitized by Google

Die sociale Frage nach ihrem wahren Gehalt ist erst *jetzt* gestellt, und zwar in einer so präcisen Form, daß eine entscheidende Antwort nothwendig darauf erfolgen muß. Dieses Verdienst darf sich der deutsche Reichskanzler, Fürst Bismark, vindiciren. Die von dem mächtigen und unternehmenden Staatsmanne kühn und klar formulirte *kirchlich-politische Frage der Gegenwart*, *sie ist zugleich der prägnanteste Ausdruck der socialen Frage*. Die Entscheidung der erstern ist die principielle Entscheidung der letztern. Über das ernste und unabweisliche „Entweder — Oder", welches jede wirkliche Lösung des socialen Problems bedingt, haben wir uns an einer andern Stelle ausführlich ausgesprochen[1]. Heute stehen wir unmittelbar vor dieser Krisis. Nie hat es einen Proceß gegeben, der an Tiefe und Allgemeinheit der Bedeutung den überträfe, welcher heute zwischen dem derzeitigen Vororte des *modernen Liberalismus* einerseits, und dem Vorort der noch *gläubigen christlichen Welt* andererseits, dort unter Hochhaltung des *Freimaurer-Ideals*, hier im Namen *des christlichen Gewissens* geführt wird. Ganz Europa scheint es bereits zu fühlen, daß hier doch mehr als eine bloße „Machtfrage", mehr als eine auf die höchsten Regionen beschränkte Grenzregulirung zum Austrag kommen soll. Man fängt an zu begreifen, daß weder rein „nationale", noch rein „hierarchische" Interessen in Frage gestellt sind, und daß die schließliche Entscheidung nicht bloß äußere Beziehungen der Kirche oder des Staates, sondern den tiefsten Lebensgrund der Gesellschaft berührt. *Christliches* oder *heidnisches* Grundgesetz der menschheitlichen Gesellschaftsordnung — *freie Gottes-Familie* unter Gottes Gesetz als der obersten Richtschnur der Ordnung, oder *Sklavenmarkt zu materialistischen Kulturzwecken* unter dem Absolutismus des Menschengesetzes — das ist der tiefere Fragepunkt. Daran ist freilich Nichts neu, als die neue Form. Im Grunde ist es die alte biblische Competenz-Frage zwischen „Gott" und „Kaiser". Als solche datirt sie nicht erst vom trojanischen Kriege her, wie Jemand meinte, sondern aus den ersten Uranfängen aller menschlichen Obrigkeit. Sie wurde zuerst von einem lügengewandten Rathe des Urkönigs Adam gestellt und, wie wir wissen, sehr unglücklich und durchaus zu Ungunsten des Letztern und seiner Ansprüche entschieden. Gott blieb nach wie vor ohne Seinesgleichen und behielt sich *für alle Zeiten* das Recht vor, auch

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1871, I. S. 131.

Digitized by Google

den „König der Erde“ ſeinem Geſetze zu unterordnen. Wir brauchen alſo auch heute über die ſchließliche, entſcheidende Antwort nicht bange zu ſein. Möglich, daß der Sieg des chriſtlichen Princips vorerſt dem Siege auf Calvaria ähnlich wird. Wir werden auch dann ruhig den Abſchluß der Prozeßacten erwarten. Als im verfloſſenen October ein lautes Halloh über das vielgefeierte Antwortſchreiben des deutſchen Kaiſers an Pius IX. die liberale Welt betäubte, hielt es ein erklärtes Freimaurer-Organ, der in Worms erſcheinende „Rheiniſche Herold“ vom 25. October, bereits an der Zeit, „auf das Weltgericht hinzudeuten, das ſich an den ſchwarzen Colonnen, den willenloſen Werkzeugen eines auf mittelalterlichen Grundlagen organiſirten religiöſen Inſtitutes jenſeits der Berge, jetzt vollzieht; das Weltgericht, in welchem der Geiſt der Freimaurerei als Richter geſeſſen hat.“ Wir nehmen Akt von dieſem Geſtändniß; übrigens war der Hinweis etwas verfrüht. Wir erlauben uns, der Anſicht zu ſein, daß „das Weltgericht“ erſt noch bevorſteht. „Der Geiſt der Freimaurerei“ wird auch unzweifelhaft daran betheiligt ſein, aber im Schlußakt ſchwerlich als „Richter“, ſondern wohl in einer beſcheideneren Stellung.

Im Januar 1874.

Th. Meyer S. J.

Gegen die Freimaurer.

II.

Die Freimaurerei iſt das Babylon, welches zur Bekämpfung der Stadt Gottes, der katholiſchen Kirche, gegründet iſt. Nachdem dieß im vorigen Artikel bewieſen worden, wollen wir nun eine Beſchreibung dieſes Babels verſuchen. Dabei werden wir das, was Schrift und Tradition über den von den Pforten der Hölle gegen die Kirche aufgethürmten Bau andeuten, den maureriſchen Schilderungen der Loge gegenüberſtellen. Stimmt Beides völlig überein, ſo wird hierdurch der früher gelieferte Beweis bis zur Evidenz verſtärkt.

1. Das erſte Kennzeichen Babels iſt nach dem hl. Auguſtinus Verwirrung, und der berühmte Kirchenlehrer findet in den bereits früher von uns citirten Worten die babyloniſche Verwirrung vorzüglich

darin, daß die verschiedensten Religionen dort unterschiedslos zusammengehen. Das ist nun nirgends mehr als in der Loge der Fall. Ja, die Läugnung des christlichen Glaubensgesetzes und der daraus entspringende Indifferentismus machen, wie bewiesen, das eigentliche Wesen der Loge aus, sind der Geist dieser Körperschaft, welcher mehr oder weniger die neu Eintretenden erfaßt. Mit Bezug auf eine frühere Schrift sagt Br. Cramer in der „Bauhütte" (J. 1872. S. 101): „Die Thatsache des Indifferentismus schien mir für jeden Beobachter eine ganz zweifellose, für welche ich deßhalb Beweise beizubringen für überflüssig hielt." Aus dieser Freigeisterei entspringt nun eine unglaubliche Verwirrung in Betreff dessen, was die Loge, sich und Andere täuschend, als ihr Fundament hinstellt: „Gott" und „Unsterblichkeit" [1].

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir bereits im ersten Artikel über diese maurerische Begriffsverwirrung gezeichnet, wollen wir noch folgende drastische Schilderung aus einer französischen Freimaurer-Zeitschrift hinzufügen: „Die Idee Gottes ist diejenige, welche uns am meisten trennt. Während die Einen einfach den persönlichen Gott des Katechismus annehmen, stellen Andere alle Schattirungen des Pantheismus auf, je nach der Richtung und Neigung ihres Geistes sich den ägyptischen Theorieen, der indischen Theologie, der Philosophie des Spinoza oder endlich dem sentimentalen und nebelhaften Mysticismus Renan's zuwendend. Deisten gibt es in großer Anzahl, doch unter ihnen beten die Einen gleich Voltaire Gott durch die Vernunft, die Andern aber gleich Rousseau denselben durch das Gefühl an, sonst auch sind sie zum wenigsten ebenso sehr als die Pantheisten in ihren Lehren und Anmuthungen verschieden ... Wir haben (ferner) Philosophen angetroffen, welche für einen constitutionellen Gott, der König ist, aber nicht regiert, schwärmen, oder für einen der Vervollkommnung fähigen und selbst verantwortlichen Geranten, der bloß ausführt, aber nicht schafft. Noch Andere betrachten das Menschengeschlecht als durch ein Verhängniß dem moralischen und physischen Uebel geweiht. Viele enthalten sich wohlweislich der kühnen Behauptungen; da sie aber nichtsdestoweniger von all' den neugierigen Bestrebungen unseres Geistes gleicherweise geplagt werden, gebrauchen sie ihr Leben, um die Wahrheit zu suchen, welche Andere, die glücklicher sind, ohne Mühe und Anstrengung gefunden zu haben glauben. Eine Anzahl endlich, vielleicht weniger zahlreich, aber sicher nicht am wenigsten starrköpfig, läugnet mit ebenso viel Lebhaftigkeit (die Existenz Gottes), als die Gläubigen (dieselbe) behaupten. Wir werden hier nicht die Meinungen über die Unsterblichkeit analysiren; dieselben sind noch zahlreicher und darunter

[1] Der erste Artikel der Constitution von 1849 und 1854 des Großen Orients von Frankreich heißt: L'ordre des Francs-Maçons ... a pour base l'existence de Dieu, et l'immortalité de l'âme. Ähnlich heißt es in dem allgemeinen Grundgesetze, welches die Vertreter sämmtlicher deutscher Großlogen (mit Ausnahme der Großen Landesloge in Berlin) am 7. Juni 1870 in Hamburg entworfen haben. Latomia, J. 1872, S. 14.

etwelche noch viel sonderbarer als die auf die Gottheit bezüglichen Vorstellungen.[1]" Diese verschiedenen Ansichten platzten auf dem (Juni 1865) in Paris gehaltenen Freimaurer-Congreß aufeinander. Es sollte, wie die fortgeschrittenen Logenmänner beantragten, der Name Gottes und des allgemeinen Weltbaumeisters ganz aus den maurischen Gesetzen und Zeichnungen verschwinden. „Wer unter euch," rief Bruder Pelletan den Versammelten zu, „kann mir die wahre Erklärung des Wortes Gott geben?... Wir haben über Gott die verschiedensten Ideen und Formeln. Wenn der Gott eines Jeden von uns könnte photographirt werden, wir würden uns einander nicht mehr wieder erkennen, wir würden glauben, zu verschiedenen Racen zu gehören." Der Antrag wurde freilich verworfen, aber warum? Br. Garrison, der für die Beibehaltung der alten Formel stimmte, gab als hauptsächlichstes Motiv die Rücksicht auf die profane Welt und die Frauen an; übrigens herrsche ja trotz der Formel die größte Freiheit; Proudhon (der Gott als das böse Princip erklärte), wie die (atheistischen) Studenten der Lütticher Versammlung seien Freimaurer gewesen. In ähnlicher Weise motivirte Br. Ducarre die Beibehaltung der Formel: „Die Freimaurerei kann die 2800 Weisen, Gott zu begreifen, unter ihrem Banner dulden"[2]. Die französische Logen-Zeitschrift, der wir die Schilderung dieser babylonischen Verwirrung entnehmen, fügt hinzu, dieselbe herrsche auch in Deutschland. Mit Recht. Denn hier hat die mehr als 50 Jahre hindurch auf Universitäten vorgetragene pantheistische Philosophie die Köpfe verwirrt, und seitdem diese deutsche Philosophie auch nach Frankreich und Italien verpflanzt worden, hat auch dort die Verwirrung jene unglaubliche Höhe erreicht.

Wenn nun „unter dem Banner der Maurerei 2800 verschiedene Ansichten" über das Fundament des Logentempels Platz finden, so mag man schon von vornherein schließen, was für ein Babel, um mich dieses auch vom Organe der schweizerischen Großloge gebrauchten Ausdruckes[3] zu bedienen, darauf errichtet werden muß. In Worten mag man allerdings übereinstimmen, das hilft aber der Sprachverwirrung, die in der Loge, wie einst in Babel, herrscht, keineswegs ab, weil Jeder einen verschiedenen Sinn mit den Worten verbindet. Wir haben das an dem denkbar bestimmtesten aller Worte, Gott, gesehen. Dem, was die Loge auf dieses Fundament bauen will, geht es gerade so.

„Die Freimaurerei bezweckt in einer den Gebräuchen der Werkmaurer entlehnten symbolischen Form die sittliche Veredlung der Menschen," heißt es in dem auf dem deutschen Großlogentag zu Hamburg vereinbarten Grundgesetze, und diesen Worten werden unschwer die fremden Großlogen beistimmen. Auch darin wird man noch übereinkommen, daß man jene „sittliche Veredlung" durch „Wahrheit", „Tu-

[1] Monde maçonnique, Oct. et Nov. 1864, pag. 385 et 386. Cf. pag. 392, 586, 342.

[2] Monde maçonnique, Juin 1865, pag. 79 ss., liefert im Auszuge die Verhandlungen dieser Versammlung des Großen Orients von Frankreich.

[3] Freimaurer-Zeitung, 12. Juli 1873.

Digitized by Google

gend", „Freiheit" geschehen läßt. Denn überall in den maurerischen Tempeln hört man dasselbe hochtönende Phrasengeklingel. Untersucht man aber den Sinn dieser Worte, fragt man beispielsweise, was ist Wahrheit, dann fährt Alles auseinander. Der Eine hält dieses, der Andere jenes für Wahrheit, und um den Wirrwarr voll zu machen, ruft ein Dritter dazwischen: Nichts von dem, was ihr da sagt, ist objective Wahrheit. „Jede Formulirung der Wahrheit," hat Br. Bluntschli, Präsident des letzten Großlogentages in Bayreuth, auf dem Kölner Altkatholiken-Congreß gesagt, „ist relativ, nicht absolut." Dieselbe Verschiedenheit herrscht in Bezug auf die Tugend. Oder sollte ein Materialist, ein Pantheist, ein Deist, ein Christ dieselben Ansichten von der Tugend hegen? Über das, was ein Christ für Tugend hält, macht sich ein Ungläubiger lustig. Doch die Sache ist so klar, daß wer sie noch weitläufig beweisen wollte, Wasser in's Meer trüge.

Aber vielleicht herrscht über jene „symbolische Form", von der das erwähnte Grundgesetz spricht, eine schöne Harmonie? Weit gefehlt; da erst fängt recht der Zwist zwischen den verschiedenen Systemen an. Es gibt gegen 80 Großlogen in der Welt, fast jede arbeitet nach einem besondern Ritual. In Amerika aber, wo die Freimaurerei sich am üppigsten entfaltet, hat fast „jede Loge" ihr eigenes Ritual. Hiermit sind wir zu einem Punkte gekommen, über den der kolossalste Betrug, den die Welt je gesehen, viel Dunkelheit verbreitet hat, nämlich zu dem Hochgrad-Wesen. Wir wollen uns aber, wie schon früher bemerkt, so wenig als möglich in Streitfragen einlassen und deßhalb nur einige Bemerkungen uns darüber erlauben.

Als die Freimaurerei 1717 durch Gründung der Londoner Großloge entstanden oder wenigstens reorganisirt worden war, traten anfänglich nach den von Allen anerkannten Aktenstücken nur zwei oder höchstens drei Grade auf: die der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewannen aber die höheren Grade des Schottensystems die größte Bedeutung[1]. Nachdem sie so ihr Glück gemacht, entstand bald ein System nach dem andern, und ein höherer Grad wurde auf den andern gethürmt. Br. Ragon

[1] Fast die ganze gegenwärtige Logenpresse bekämpft das schottische System und die von ihm vorausgesetzte Abstammung von den Templern als einen Betrug und behauptet, das Alter der Loge reiche nicht über 1717 hinaus. Dasselbe nehmen auch die historisch-politischen Blätter und die Civiltà (1874, S. 221) an.

hat Rituale von 900 verschiedenen Hochgraden gesammelt (Globe II, 279); das „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei“ (von Br. Zille und Br. Schletter) nimmt sogar die fabelhafte Zahl von 1500 Hochgraden an. Jeder wollte in seinem Systeme das wahre Geheimniß der Maurerei besitzen. Ließ man sich — gewöhnlich für schweres Geld und gegen den Gurgelabschneider-Schwur oder ein anderes feierliches Versprechen des Geheimnisses — in einen solchen höheren Grad aufnehmen, so gewahrte man nichts, was man nicht schon in einem niedern Grade gefunden. Statt Maurer wurde man aber Priester, Ritter, Prinz, Souverän; für das Schurzfell bekam man einen Rittermantel oder einen andern theatralischen Anzug, und statt der Kelle gar einen Dolch. Aber das Geheimniß der eigentlichen maurerischen Weisheit? Nun dafür wurde man wiederum an einen höhern Grad gewiesen, und auch im höchsten war der Durst des Geistes nach wahrer Weisheit ebenso unbefriedigt wie im niedrigsten. Neben diesen Hochgraden, welche alle innerhalb der Loge sein wollten, gab die Freimaurerei, die fruchtbare Mutter der Geheimbünde, Veranlassung zu zahllosen anderen geheimen Verbindungen, politischen und nicht-politischen, die theils ihre Formen der Loge entnahmen, theils sich an sie anlehnten, theils das in ihr Gelernte weiter und folgerichtiger ausbildeten. Und je üppiger eine Zeit oder ein Land die Freimaurerei begünstigte, desto zahlreicher, desto wunderlicher, desto revolutionärer schossen diese Geheimbünde in und neben der Loge empor. So war es in ihrer Jugendzeit, welche der französischen Revolution voranging; so ist es jetzt in Amerika, wovon die Latomia wiederholt versichert, daß dort sich „ein Hochgradwesen entwickelt, das alles bisher Dagewesene weit überragt“ (Jahrg. 1869, S. 25), daß dort „in, neben, über und unter den Großlogen immer neue Grade, Orden und Gesellschaften entstehen, welche sich freimaurerisch nennen und mit den tiefsten Geheimnissen der königlichen Kunst (Maurerei) vollkommen vertraut zu sein behaupten.“ Wenngleich nicht so üppig, wuchert das Hochgradwesen auch anderswo mehr oder weniger fort. Verhältnißmäßig haben nur wenige Logen sich aus der Umarmung desselben losgemacht. Diese fielen aber leicht in einen anderen Fehler. Denn je simpler der Ritus, desto mehr wimmelte das System „von vagen unbestimmten Sätzen und moralischen Gemeinplätzen,“ wie Feßler der Schröder'schen Logenreformation vorwarf. Vage Unbestimmtheit von moralischen Gemeinplätzen, verbunden mit den vieldeutigen Symbolen und Riten der niederen Grade, helfen aber der Verwirrung nicht ab.

Dazu kommt, daß durch diese Reformation der Gegensatz der so veränderten Logen zu dem überall mächtigen Hochgradwesen sich gewaltig gesteigert hat. Übrigens treibt auch innerhalb der hochgradischen Systeme das Gefühl des Unbefriedigtseins, das die Hochgrade geschaffen, häufig zu Veränderungen. Wie oft haben nicht der Große Orient von Frankreich und der von Italien ihr Grundgesetz in neuerer Zeit modificirt! Und keine Veränderung hat jenes Gefühl der Unzufriedenheit aufgehoben. Darum immer wiederum neue Vorschläge. „Die Systeme zerreißen jetzt," klagt eine Stimme in der „Bauhütte" (Jahrg. 1872, S. 75), „es muß geholfen werden." Ja, aber es wird nicht geholfen und aus all' den zerrissenen, ausgebesserten, umgestalteten, vervielfältigten Systemen kommt nichts anderes hervor, als Vermehrung des Wirrwarrs. Begreifen wir jetzt das Wort hervorragender Logenblätter (der Schweizer Union maç. und der F. M. Z.), daß das Institut bezüglich der Ausbildung seiner symbolischen Form dem „babylonischen Thurmbau" gleiche?

2. Das zweite Merkmal, welches die heilige Schrift und die Väter an Babylon, der Feindin des in der katholischen Kirche gegründeten Reiches Gottes, hervorheben, ist die Lüge: auf der einen Seite fabelhafter Trug, auf der andern noch größere an diese Lüge verkaufte Leichtgläubigkeit. So ist es recht, daß diejenigen gestraft werden, welche von der Wahrheit des Glaubens unter dem hochmüthigen Vorgeben vernünftigen Forschens abgefallen sind. „Weil sie die Liebe der Wahrheit nicht aufgenommen, um selig zu werden, darum wird ihnen Gott die Wirksamkeit des Irrthums schicken, daß sie der Lüge glauben." Wie genau das in der Loge eingetroffen ist, kann man aus dem über das Hochgradwesen Gesagten bereits schließen, wie es denn auch durch zahlreiche maurerische Selbstbekenntnisse bestätigt wird.

„Es fehlt," sagt die Latomia (J. 1869, S. 11, 12), „das vorurtheilsfreie Erkennen des maurerischen Wesens, weil (die Brüder) ohne Weiteres, wegen des Mangels an Geschichtskenntniß, genöthigt sind, das Überlieferte als wahr und unantastbar anzunehmen. Dieser Mangel trifft nicht etwa ein System allein, nein — derselbe ist fast bei allen Systemen zu finden, und es heißt hier peccatur intra et extra. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu finden, daß man selbst da, wo überhaupt für Geschichte etwas geschieht, den Unterricht in derselben in die Grade über den Lehrling und Gesellen hinaus verlegt und letztere — wären es selbst Professoren der Geschichte — als unmündige Knaben ansieht, die der hohen, untrüglichen Weisheit ihr gläubiges Ohr leihen müssen. In dieser Art und Weise der Geschichtskenntniß liegt denn auch der Hauptgrund, daß wir in unserm Bunde so wenig Selbstforscher haben. Man kann allerdings nicht läugnen, daß unsere Geschichte viele Partieen aufzuweisen hat, welche den Bund nicht gerade im vortheil-

haftesten Lichte erscheinen lassen; wo die Stifter der verschiedenen Lehrarten, um sich Ansehen zu verschaffen, mit solcherlei Mitteln kämpfen, daß vielfach wohl die Frage aufgeworfen werden kann: sind das Maurer, sind das freimaurerische Mittel? Dazu kommt noch, daß wohl in keiner Gesellschaft so viel untergeschobene und verdächtige Urkunden zum Vorschein gekommen sind, deren man schmählicher Weise sich bediente, um unhaltbare Ansichten zu begründen und Gläubigen Sand in die Augen zu streuen."

Man bedenke daß dieses Zeugniß zunächst Deutschland angeht, wo das Hochgradwesen vielleicht am wenigsten spukt, und daß es nicht nur die „Große Landes-Loge von Deutschland", sondern „fast alle Systeme" betrifft. Gegen jene Große Landes-Loge hat vollends die maurerische Presse Vorwürfe erhoben, von deren Wiederholung wir abstehen müssen, da nach bekannten richterlichen Urtheilssprüchen für uns unangenehme Collisionen zu fürchten wären. Es ist aber auch nicht nothwendig, da das obige, auf die offenkundigste geschichtliche Wahrheit gestützte Zeugniß vernichtend für die ganze Freimaurerei ist. Wohl „in keiner Gesellschaft," sagt die Latomia, hat man sich „schmählicher Weise" „so viel untergeschobener und verdächtiger Urkunden" bedient. Und doch wie viel ist in der Welt nicht gelogen und betrogen worden! Aber „in keiner Gesellschaft", nach jenem maurerischen Selbstbekenntnisse, so viel als in der Loge. Nun einige Beispiele. Ohne Zweifel ist das allerverbreitetste maurerische System das des „Alten Schottischen Ritus von 33 Graden". Br. Findel fügt nun der Thatsache, daß dessen „erlogene Ordensgeschichte offenkundig und widerspruchslos dargethan ist", Folgendes bei: „Trotzdem besteht dieses System in Belgien, Frankreich, England und Amerika noch fort und gehören demselben manche hochgestellte, angesehene und im Übrigen achtbare Persönlichkeiten (wir nennen nur Cremieux) an, denen gleichwohl der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß sie auf maurerischem Gebiete bewußte oder betrogene Betrüger sind[1]. Br. Findel hätte den von ihm genannten Ländern noch mehrere andere, insbesondere Italien beifügen und unter den „bewußten oder betrogenen Betrügern" die Brüder Mazzini[2] und Garibaldi nennen können. Bezeichnend ist noch ein anderes, der Latomia (J. 1863, S. 249) entnommenes Zeugniß über das System der 33 Grade. „Die Juden spielten bei Entstehung des Systems in Amerika seit Morin eine große Rolle. Sie führten als wandernde Handelsleute neben ihren gewöhnlichen Waaren auch noch andere, nämlich selbstfabricirte Patente und höhere Ordensgrade als Handelsartikel zu ihrem eigenen Nutzen. So ist gewiß, daß Morin ein Jude war, der überhaupt 13 Deputirte zu Generalinspectoren machte, von denen 10 Juden waren. Nimmt man dazu noch die drei Israeliten Emanuel de la Motta, Abraham Alexander und Isaak Auld, so finden wir in diesen die eigentlichen Gründer des ganzen Systems, das sie selbst fabricirten, sowie der bekannte Sternau, auch ein Israelit, seine Grade für sich und seinen Geldbeutel Andern mittheilte." Es wurden sogar Patente von „Behörden, die niemals existirten", fabricirt und zur Gründung blühender Großlogen verwandt. Findel beruft sich hiefür (l. c.) auf die frühere „Mutterloge in Marseille", welche, Namens der dem Fabelreiche angehörigen „Großen Metropolitan-Loge zu Edinburg" gegründet, „nahezu 100 Jahre lang bestehen und blühen" konnte und dennoch unter ihren zahlreichen und gebildeten Mitgliedern kein Mitglied fand, welches „fähig und im Stande war, den handgreiflichen Betrug zu entdecken." Aber wir kämen nicht zu

[1] Die Schule der Hierarchie und des Absolitismus, S. 54.

[2] Ein Nekrolog in der „Bauhütte" (Nr. 14) nennt ihn einen großen, edlen Menschen.

Digitized by Google

Ende, wollten wir auch nur mit einiger Ausführlichkeit die einschlägigen Thatsachen berichten.

Neben der unglaublichen Geschichts- und Urkundenverfälschung, die bei Gründung von Systemen und Logen mitspielte, hat die große Üppigkeit des Logenwesens noch eine andere Seite des Luges zur Folge, nämlich die Betrügereien von Gauklern, Alchimisten, Geisterbeschwörern und Spiritisten. Die Zeiten vor der französischen Revolution sowohl als die gegenwärtigen Vorgänge in den Vereinigten Staaten dienen zum Beweise dieser Behauptung. Über jene üppige Jugendzeit werfen die „Silhouetten aus der österreichischen Maurerwelt" in den letzten Jahrgängen der Latomia interessante Streiflichter. Und doch beleuchten sie nur die Vorgänge in einer Stadt. Daß die allen Begriff übersteigenden Gaukeleien auch an andern Hauptorten des Logenwesens stattgefunden, zeigen die Rundreisen Cagliostro's. In Betreff der drei Berliner Großlogen spricht die Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III. vom 15. März 1798 die Hoffnung aus, daß „jene Gaukeleien (Betrügereien von Geisterseherei und Goldmacherei) kein großes Glück mehr machen und die verschiedenen Logen dafür sorgen werden, ihnen den Eingang zu verwehren, um weder dem Staate noch dem Publico lächerlich zu werden." Wie grausig aber in heutiger Zeit der Teufelsspuk des Spiritismus in dem nordamerikanischen Eldorado der Freimaurerei um sich gegriffen hat, ist hinlänglich bekannt. Diese Thatsachen weisen darauf hin, daß der volle Erklärungsgrund des in der Loge herrschenden unglaublichen Truges uns von den Worten Christi angegeben wird: **haec est potestas tenebrarum.** Wendet sich der Mensch von der göttlichen Wahrheit des Christenthums ab — und das thut jeder, der die unbedingt verpflichtende Kraft des christlichen Glaubensgesetzes läugnet — so verfällt er der „Macht der Finsternisse".

Übrigens wirken auch natürliche Ursachen zum Gelingen jenes Truges mit, vor Allem die Geheimnißkrämerei.

Die „Freimaurer-Zeitung" schrieb den 15. Dec. 1850 über die Hochgrade: „Wo Grad auf Grad sich thürmt, der höhere jedesmal verschlossen von dem darunterstehenden, jedesmal weniger und darum enger verbundene Glieder umfassend, und ohne Verantwortlichkeit, und ohne Controle, aber nicht ohne Mittel und Einfluß, sogar mit dem Rechte versehen: unbedingten Gehorsam fordern zu dürfen, — wenigstens immer in der Lage, den Andern sagen zu können, daß sie aus Mangel an vollständiger Übersicht und ausreichender Erfahrung den Bund noch nicht zu beurtheilen vermöchten: da sind ja die Unteren nur blinde Werkzeuge, nur Brüder, wie etwa der zweijährige Knabe neben dem dreißigjährigen Manne. Wer will da beurtheilen, wozu die Bundesgewalt im Geheimen verwendet werden mag, die er

durch seine Hingebung in bester Absicht verstärkt." Deßgleichen bemerkt einer der tüchtigsten Kenner des Logenthums, Br. Feßler, daß „Logenmeister, Logenbeamte und ältere Brüder durch immerwährendes Hinweisen auf höhere Aufschlüsse aus der Klemme lästiger Fragen, womit sie von denkenden und lernbegierigen Brüdern geängstigt wurden, von jeher sich herausgewunden haben." Die Kritiker, welche trotz der Geheimnißkrämerei forschten und den Trug an's Tageslicht ziehen wollten, mußten unsägliche Chikanen erleiden, wie der ebengenannte Feßler und Br. Krause genugsam erfahren haben.

3. Wir haben aber in dieser Geheimnißkrämerei ein weiteres biblisches Merkmal des dem Christenthum entgegengesetzten Babylon und seiner Insassen: „sie liebten die Finsterniß mehr als das Licht." Dasselbe Merkmal des Diabolischen geben alle christlichen Asceten an. Den großen Vorwurf, der darin liegt, haben denn auch die Maurer gefühlt, und trotz aller schrecklichen Eide der Verschwiegenheit und Gelöbnisse an Eidesstatt hört man sie nicht selten läugnen, daß die Loge ein Geheimbund sei. Doch wozu dann diese Schwüre, diese Gelöbnisse? Wenn das kein Geheimbund ist, dessen Mitglieder also Verschwiegenheit geloben, was ist denn ein solcher?

„Aber," betheuert man, „wir haben keine Geheimnisse mehr; Geschichte, Zweck und Verfassung des Bundes sind bekannt."

Wozu denn die Verpflichtung der Geheimhaltung, wenn kein Geheimniß existirt?

„Wir haben doch ein Geheimniß, unsere Riten und Symbole; sie sind die Talismänner (sic) unserer Kunst, deren jungfräuliche Keuschheit durch Bloßstellung nicht entweiht werden darf" [1].

Aber diese „Talismänner" sind längst „Profanen" bloßgestellt; und es ist absurd, bei solchen Prostituirten von Hütung jungfräulicher Keuschheit zu sprechen. „Thöricht" ist, wie Br. Schmitt zugibt, die „von den Logen selbst ausgehende Geheimnißthuerei mit Dingen, welche längst gedacht, längst gesagt, längst gedruckt und längst gelesen sind" [2].

„Verschwiegenheit ist nothwendig wegen der Erkennungszeichen."

Auch diese sind längst verrathen. Schon am 13. Mai 1788 verfügte die Große Landesloge von Deutschland, sich nicht „bloß auf Zeichen, Griff und Worte zu verlassen", denn es sei nicht „zu läugnen, daß Leichtsinn und Verrätherei unsere Zeichen, Worte und Griffe nur allzubekannt gemacht" haben (Latomia 1868, S. 89). Und stehen nicht den Maurer-Brüdern dieselben Haupterkennungszeichen, Schrift und Wort, zu Gebote, welche den andern Menschenkindern genügen? Wozu also diese Schwüre und Gelöbnisse der Geheimhaltung?

„Unser Verein ist ein geschlossener; wir wollen nicht, daß Alles, was in demselben geredet und gethan wird, an die große Glocke gehängt werde."

Nun, dann wäre die Loge in derselben Lage, wie unzählige andere Vereine, ja

---

[1] So wörtlich von einem gegen die Geheimnißkrämerei kämpfenden Bruder, Dr. Willem Schmitt. „Bauhütte" J. 1872, S. 164.

[2] L. c. S. 163.

wie alle anständigen Familien, die auch nicht wollen, daß das den Gliedern oder Dienern geschenkte Vertrauen durch Klatschereien mißbraucht werde. Sie könnte sich darum auch mit denselben Garantien schützen und begnügen, welche jene Vereine und Familien anwenden, und brauchte nicht Eidschwüre und Gelöbnisse an Eidesstatt abzunehmen. Die sicherste Garantie gegen Mißbrauch des Vertrauens ist, daß man zuvor „schaut, wem" man „traut". Wendet man diese Garantie nicht an, wie es jede anständige Gesellschaft bei der Aufnahme neuer Mitglieder thut, so helfen alle Eide der Verschwiegenheit nicht. Das hat thatsächlich die Loge erfahren. Insbesondere wird dasjenige, was in ihr geredet und gethan wird, durch die maurerische oder von Maurern bediente Presse mehr an die große Glocke gehängt, als es bei irgend einem andern Vereine der Fall ist.

Die Ausreden, womit die Maurer ihre eidlichen oder an Eidesstatt abgelegten Gelöbnisse der Verschwiegenheit rechtfertigen wollen, sind null und nichtig. Es ist auch ohnehin verlorne Liebesmühe, einen Verein, der solche Gelöbnisse aufrecht gehalten, von dem den Geheimbünden anklebenden Verdachte zu reinigen. Ist Alles in der Loge wirklich so harmlos und gemüthlich, wie uns die Brüder vorschwätzen, ei, warum hat man denn jene Schwüre, worauf bereits die *ersten* päpstlichen Bannbullen gegen die Loge in der nachdrücklichsten Weise aufmerksam machen, nicht *sofort* abgeschafft? Warum weigert sich auch jetzt noch der größte Theil [1] der Bruderschaft, jenen Gurgelabschneider-Eid, gegen den sich Vernunft und Gefühl in gleicher Weise empören, zu verwerfen? Warum hat man selbst dort, wo man den Eid fallen ließ, ein Gelöbniß der Verschwiegenheit an dessen Stelle gesetzt? Es müssen, so lautet die Antwort auf alle diese Fragen, in der Loge Elemente herrschen, die das Dunkel ihrer Natur nach aufsuchen, so daß sie sich, wie vor der großen Masse der Brüder, so noch mehr vor den Profanen verbergen; Elemente, deren unerklärliche Gewalt wir bereits im vorigen Artikel als die „Macht der Finsternisse" bezeichnet haben.

4. Einen andern natürlichen Grund, warum der fabelhafteste Betrug in der Loge möglich war, ist *die geistige Beschränktheit* der großen Masse ihrer Mitglieder. Mit dieser Bornirtheit der geistigen Fähigkeiten steht, wie gewöhnlich, die starke Entwickelung der animalischen und vegetativen Kräfte des Menschen im Verhältnisse. Wir haben hierin das vierte von der Bibel aufgestellte Merkmal Babels und seiner Vollbürger. „Sie sagten, daß sie weise wären, und sind doch Thoren geworden." Und „sie werden sein, wie in den Tagen Noe's, wo man aß und trank und heirathete und nicht zur Erkenntniß kam, bis die

[1] Siehe hierüber den ersten Artikel, S 15.

Digitized by Google

Fluth eintrat und Alle verschlang." Beide Eigenschaften nimmt die Bibel zusammen, wenn sie solche Menschen „thierisch" nennt. Alban Stolz hat bekanntlich, weil er dieses Merkmal bei der Loge zu finden glaubte, deren Mitglieder mit einer Karavane von einem Esel angeführter Kameele verglichen. Das hat viel böses Blut bis in die neueste Zeit gemacht. Die Brüder können uns aber nicht übel nehmen, wenn wir die Untersuchung, ob das besagte Merkmal Babels wirklich zutrifft oder nicht, nach den von ihnen selbst gelieferten Mittheilungen anstellen. Aus den maurerischen Schilderungen der Loge und des Logenlebens werden wir schwerlich eine andere Vorstellung von der Maurerei gewinnen.

Einige Geständnisse, die wir, wenn der Raum es gestattete, leicht vermehren könnten, sollen hier folgen. „Das geistige Leben," urtheilt die Latomia über die Loge (J. 1869, S. 8), „ist abhanden gekommen, davon legen die Logenlisten Zeugniß ab... Die Mittelmäßigkeit (der Mitglieder) richtet die Logen zu Grunde. Es thut daher noth, aus diesem Zustande herauszukommen zu versuchen." Mit der Latomia stimmt die „Bauhütte" überein, wenn sie schreibt: „Wenn man die Mitgliederlisten der norddeutschen Logen durchsieht, erkennt man immer wieder, wie wahrhaft erschreckend gering der Bruchtheil höher gebildeter Männer in ihnen ist." (J. 1872, Nr. 3.)

Man denke aber nicht, daß dieses Geständniß sich nur auf unsere Zeit und unser Land bezieht. Mit andern Zeiten und Ländern sieht es nach der Latomia wo möglich noch schlimmer aus, als bei jenem Volke, das sich rühmt, an der Spitze des Fortschrittes zu stehen. Man braucht nur folgendes Urtheil der Latomia (J. 1872, S. 102) beizufügen, das den ganzen Bund betrifft. „Es ist eine alte Erfahrung: wissenschaftliche Maurerei findet auf die Länge nicht den Anklang, der ihr gebührt. Der Grund? Nun für die meisten Mitglieder ist eben das Logenwesen mit den Tafelfreuden nur eine Erholung und Ausspannung von den Tagesgeschäften, darum keine wissenschaftlichen Arbeiten und so wenig als möglich zu denken! Für diese Brüder gilt es wahr, was das beißende, 1836 erschienene Ephata sagt:

„Darum laßt uns nicht vergessen,
Daß der Zweck ist gut zu essen."

Dabei noch, wenn es hoch kommt, zwei Groschen in die Armenbüchse und die schönste Maurerthat ist gethan."

Nicht wahr, solchen Brüdern, welche nach der Latomia seit „alter" Zeit den größten Theil der Loge einnehmen, steht das von einem maurerischen Großwürdenträger verfaßte Esellob sehr wohl an, das wir im italienischen Freimaurer-Almanach von 1873 (S. 69) lesen: „O Esel, ich verehre dich mit gefaltenen Händen. Breite du über mich das Banner deiner Ohren aus und halte mich unter deinem Schutze."

Nach dem oben erwähnten Schrifttexte gehört Beides zusammen: sich selbst weise dünken und doch ein Thor sein. Beides trifft denn auch bei jenen Logenbrüdern ein. „Solche, sich selbst verehrende, beziehungsweise auch wohl selbstberäuchernde Mittelmäßigkeiten," „diese selbstgefällige und sich selbstgenügsame Klasse von Maurerbrüdern" hat nach der Klage der „Bauhütte" (J. 1872, S. 163) „das maurerische Arbeitsfeld überwuchert." Gleichbedeutend ist das Urtheil der Latomia (J. 1869, S. 5): „Viele

Digitized by Google

unſerer Commisvoyageurs prätendiren den „gebildeten“ Mann, während ſie in Wahrheit doch weiter Nichts ſind als fein lackirtes gewöhnliches Thongeſchirr. Und gerade dieſes Genus liefert einen bedeutenden Zuwachs für die Logen.“ Warum auch nicht? Das Ideal ſolcher Menſchen iſt „bei Champagner und Kalbsbraten Weltgeſchichte machen,“ und das eben geſchieht in der Loge.

Wenn ein Logenbruder einen „bedeutenden“ Theil ſeiner Brüder geradezu ein „fein lackirtes Thongeſchirr“ nennt, ſo kann man es einem Profanen nicht verübeln, daß er dieſelben mit einem Kameele vergleicht. Tauſendmal ſchwerer als Worte wiegen übrigens die Thatſachen. Dieſe wollen wir alſo vorführen, um dem Leſer ein ſelbſtſtändiges Urtheil zu ermöglichen. Zuvor iſt indeß noch eine Entgegnung zurückzuweiſen, welche die deutſche Logenpreſſe allen Angriffen entgegenhält. Auch auf die begründetſten Anklagen erwidert ſie vornehm: das tangirt uns nicht, es ſind das Mißbräuche nicht der Freimaurerei, ſondern des Hochgradweſens, gegen welches wir fortwährend kämpfen.

In einer Recenſion Mſgr. Dechamps bemerkt die Latomia (J. 1868 S. 174): „Wahrheit und Dichtung, nur daß letztere vorherrſcht, ſind durcheinander gemengt. Und die Dichtung, woher ſtammt dieſe? Da frage man bei den Brüdern der Hochgrade nach, die ja heute noch ſo gern mit dem Templerkreuze laufen, die ſich nicht entblöden, das Paſſahlamm zu eſſen und in verdeckter Rede auf ihre wunderſamen Geheimniſſe hinzuweiſen. Nur dieſe Stufen, Grade, Abtheilungen ſind an allen Angriffen ſchuld, welche den Bund treffen, und es wäre eine heilige Verpflichtung, die ſie zu erfüllen hätten, wenn ihnen die Freimaurerei, nicht das Ritterſpiel am Herzen läge, zu erklären, daß ihre vorgeblichen Geheimniſſe Irrthümer, daß die vorgebliche Geſchichte ein Mythus iſt, die ſie überkommen und auf Treu und Glauben ohne Prüfung angenommen hätten. Unter der kritiſchen Loupe, unter dem anatomiſchen Meſſer des Skepticismus müßten dieſe Mythen, dieſe Myſterien unterſucht werden, und dann würde ſich gewiß in der chemiſchen Retorte ein ſehr geringer Bodenſatz Wahrheit finden, da das Übrige als eitel Dampf und Dunſt in das Blaue gegangen wäre. Wir verzweifeln aber an dem Opfermuthe dieſer Brüder, denen die Streitart und die abgelegten Handſchuhe und der Titel „Herr“ höher ſtehen als das einfache Maurergeräth und der Brudername. Und da dem ſo iſt, ſo bleibt uns Andern nichts übrig, als immer und immer wieder von Neuem zu verſichern, daß die Maurerei mit allen dieſen Trugbildern und Phantaſiegebilden nichts zu thun hat, nichts zu thun haben will; daß dieſe Grade nur erfunden und eingeführt ſind, um die armen Brüder der Johannisgrade dahin zu leiten, wohin man ſie haben will.“

Wenn die Freimaurerei mit den Hochgraden nichts zu thun hätte, nichts zu thun haben wollte, ſo wäre es unerklärlich, daß ſie ſich ſeit einem Jahrhundert in den meiſten Ländern mit denſelben verbunden hat, ja ſich von denſelben leiten läßt. Hochgrädler bevölkern faſt alle Großlogen, welche an der Spitze der Logen einzelner Länder ſtehen. Zu

ihnen gehören auch die ersten Beamten der meisten Töchterlogen. Und nicht bloß in Preußen hat die die Großlogen privilegirende Cabinetsordre von 1798 diese Wirkung hervorgerufen, auch in Amerika, wo sich das Logenwesen mit der denkbar größten Freiheit und darum auch ganz gemäß seiner Natur entwickeln konnte, hat nach den citirten Worten der Latomia sich ein Hochgradwesen enwickelt, „das alles bisher Dagewesene weit überragt". Deßgleichen berichtet die Freimaurer-Zeitung (13. Septbr. 1862): „Die Hoch- und Nebengrade stehen in Amerika jetzt in üppigster Blüthe . . . Es ist Thatsache, daß alle Großlogen dieses Landes von den Hochgrädlern regiert werden, ohne daß die einzelnen Logen und Maurer nur eine Ahnung davon haben." Die Natur eines Dinges zeigt sich dort am deutlichsten, wo sie sich mit der größten Freiheit und zugleich mit der üppigsten Kraft entwickelt. Das ist nun in Amerika der Fall. Diese Thatsache, besonders wenn man sie mit der anderen Thatsache der großen Ausbreitung, der gewaltigen Macht, der langen Dauer des Hochgradwesens zusammennimmt, beweist dessen natürliche Verbindung mit der Freimaurerei. Selbst dort, wo man das Hochgradwesen auf das Heftigste bekämpfte, wie in den Niederlanden und im „Schröder'schen" Systeme, sah man sich veranlaßt, über den drei niederen Graden noch höhere Engbünde einzuführen. So natürlich ist es der Maurerei, über die drei Stufen der Johannismaurerei hinauszustreben. Und wie sollte es auch anders sein? Unsere vernünftige Natur verlangt nun einmal nach Wahrheit und religiösem Trost. Die Loge verheißt, diesen Durst zu befriedigen, ohne es, wie oben bemerkt, zu vermögen. Der Lehrling findet nichts, was ihm einen Ersatz für die Wahrheit und die Tröstungen der christlichen Kirche bieten könnte. Er wird auf den Gesellengrad verwiesen und findet dort ebenso wenig. Auch als Meister findet er nicht, was sein Herz befriedigen könnte. Wenn er nun nicht aufrichtig von diesem Irrwege zur christlichen Kirche zurückkehrt, was Wunder, daß er Charlatanen in die Hände fällt, die ihm in immer höheren Graden die Erfüllung der Wünsche seines Herzens versprechen! So ist das Hochgradwesen nur eine consequente Entwicklung der niederen Grade, und wer ruhig und unbefangen die Rituale der höheren und niederen Grade vergleicht, wird keinen wesentlichen Unterschied entdecken können: überall derselbe Hokus Pokus in Fragen und Antworten, dieselbe Geheimnißkrämerei, dieselben nichtssagenden Ceremonien, dasselbe Carnevalsspiel mit Vermummung. Die Latomia eifert freilich gewaltig gegen die Rittermäntel, doch für den ruhigen

Digitized by Google

Beobachter, der noch nicht vom maureriſchen Diſtros geſtochen worden, macht es keinen Unterſchied, ob man ſich mit einem Rittermantel oder einem Schurzfell maskirt; oder wenn ein Unterſchied beſteht, verdient für diejenigen, welche Spaß daran finden, ſich außer der Faſtnacht zu vermummen, der Rittermantel den Vorzug? Auch der Mythus beginnt nicht erſt in den höhern Graden; die ſelbſt von der Latomia als geiſtlos bezeichnete[1] Hiramsfabel liegt in allen Syſtemen der Erhebung in den Meiſtergrad zu Grunde. Gleicherweiſe beginnt das Lächerliche bereits in der Johannismaurerei. Die Latomia klagt (J. 1868 S. 169) in Bezug auf die wichtigſte Ceremonie dieſer Maurerei, in Bezug nämlich auf die Aufnahme in den Meiſtergrad: „Wir müſſen geſtehen, daß in vielen Fällen dieſe wirkliche Erhebung für die Bruderſchaft keine erbauende Feierlichkeit, ſondern eine komiſche Seite darbot."[2] Ich glaube wohl, beſonders wenn eine dicke Perſönlichkeit zu erheben war. Der junge Meiſter wird auch ebenſowenig als die alten ſich des Auguren-Lächelns enthalten, wenn ihm das ſinnloſe Mac Benac als geheimnißvolles Meiſterwort zugeflüſtert wird. Das Hochgradweſen iſt mit allem Unſinn, den es einſchließt, nur eine ganz natürliche Entwickelung der Loge und darum auch, wie die Latomia an andern Orten andeutet, ſo „mit allen Einrichtungen und Anſchauungen (vieler Großlogen) verwachſen," daß die Aufhebung dieſer Verbindung „ein Ding der Unmöglichkeit" iſt (J. 1868 S. 171). Nun, nachdem die vorzüglichſte maureriſche Replik gegen profane Angriffe im Voraus zurückgewieſen iſt, wird es wohl erlaubt ſein, auf Thatſachen hinzuweiſen, welche beweiſen, daß die obigen Selbſtgeſtändniſſe auf unleugbarer Wahrheit beruhen, und welche zugleich ein Urtheil darüber ermöglichen, ob es unſtatthaft iſt, die große Maſſe der Brüder mit Kameelen zu vergleichen. Ich ſage die große Maſſe. Denn wenn der Bund nur aus geiſtig beſchränkten Köpfen beſtände, ſo hörte er auf gefährlich zu ſein.

Wir knüpfen an die bereits oben aus der Latomia berichtete Thatſache an, welche auch Feßler bezeugt: daß nämlich „wiſſenſchaftliche

---

[1] „Kein Klang von einer geiſtigen Erhebung, kein Hauch eines höhern Lebens durchweht die Sage." Latomia J. 1873, S. 1873 S. 165.

[2] Gleich der Latomia, klagt ein italieniſcher Maurer, Br. Filiè, in einer Logenrede vom 15. September 1873: „Wenige unter uns haben die Wichtigkeit unſeres Berufes erkannt Die Übung unſerer Gebräuche, die Vornahme unſerer Arbeiten, auch der feierlichſten, geſchieht in einer Weiſe, daß es nicht ſelten Lachen erregt." (Riv. massonica, a. 1873 n. 20.)

Maurerei" auf die Dauer in der Loge keinen Anklang findet, daß vielmehr „die Majorität" der Brüder, aus „entschiedener Abneigung gegen alle edlere Beschäftigung des Geistes", gegen „wissenschaftliche Arbeiten", „Denken" und „Selbstforschen", „so eilig als möglich den der Weisheit feierlich geweihten Tempel in ein Gasthaus umzubilden" trachten. Ist es Unrecht, solche Männer mit Kameelen zu vergleichen? Ja oder Nein?

Ist es Unrecht, Mitglieder eines Vereines, der, wie keine andere Gesellschaft, sich den fabelhaftesten Trug und Schwindel hat aufbinden lassen, mit Kameelen zu vergleichen? Ja oder Nein?[1]

Ist es Unrecht, Männer, die, ohne selbst zu forschen und zu denken, blindlings an lächerlichen Fabeln und Traditionen halten und trotz der gerühmten Gleichheit blindlings gehorchen, mit Kameelen zu vergleichen? Ja oder Nein?[2]

Ist es Unrecht, Männer, die so viel Geduld und Einfalt besitzen,

---

[1] Vgl. oben n. 2, S. 248.

[2] Auch darüber, daß es so wenig Selbstforscher in der Loge gibt, haben wir bereits verschiedene Stimmen vernommen. Hier noch zwei andere Zeugnisse! — Der bekannte Voß, sicher kein Freund des Katholicismus, schreibt u. A. in seinem Briefe an Mommsen: „Schon vor Jahren setzte Dich mein Einwurf in Verlegenheit, wie ein Orden, der sich frei nennt, die entsetzlichste Unterjochung des Geistes zum Grundgesetz annehmen konnte. Und worauf gründet man diese Ansprüche auf sklavische Unterwerfung? Wer sind die Leute, denen wir blindlings nachtappen in Finsternisse, wo auch nicht das schwächste Schimmerchen leuchtet? Hat das sklavische Entblößen, und daß man blindlings nicht bloß ankommt, sondern die symbolische Reise thut (bei der Aufnahme in die Loge), gar keine Bedeutung? Wem verspricht man blinden Gehorsam?" Ebenso urtheilt, wenn auch minder scharf, eine Stimme in der Latomia (J. 1869 S. 133): „So anerkannt auch der Grundsatz ist, daß der Bund auf einer demokratischen Idee beruht, so sehr widerstreitet diesem Grundsatz anderseits die Gewalt und Macht, welche theils dem fungirenden Logenmeister, theils den Oberbehörden anvertraut ist ... Es ist die Gefahr vorhanden, daß in der sogenannten Unverletzlichkeit des Meisters während seiner Amtsführung, in der Macht, welche unbedingten Gehorsam verlangt, der Ruin und das Verderben der Loge liegen kann ... Wir möchten behaupten, daß in solchen Fällen die Macht des Logenmeisters weit über die Unfehlbarkeit des römischen Bischofs hinausreicht ... Wie das hier beim Meister der Fall sein kann, so noch vielmehr bei einer Oberbehörde." Wir fügen zur Bekräftigung noch ein Zeugniß aus einem italienischen Maurer-Blatte, der Mailändischen „Luce" (1. August 1873) bei: „In der Maurerei gibt es eine Art von Papismus, absolute Autorität in den Häuptern und blinder Gehorsam in den gemeinen Soldaten; dieß ist das Ideal der Maurerei vom schottischen Ritus. Die päpstliche Unfehlbarkeit war schon längst eine Art von Dogma in der Maurerei."

daß sie das langweiligste Phrasengedrechsel nicht nur ruhig anhören, sondern als Ergüsse hoher Weisheit anstaunen, mit Kameelen zu vergleichen? Ja oder Nein?[1]

Ist es Unrecht, Männer, die gutmüthig verschiedene, unter vernünftigen Geschöpfen unmögliche Einrichtungen bestehen lassen und dabei wegen geistiger Befähigung sich „berechtigt", ja „verpflichtet" erachten, „die Menschheit zu leiten" und die Welt nach dem Vorbild ihres Bundes zu verbessern — ist es, sage ich, Unrecht, solche Männer mit Kameelen zu vergleichen? Ja oder nein?[2]

Ist es Unrecht, einen Verein, welcher, den einmal betretenen Weg gedankenlos nachtretend, lächerliche Schreckproben zur Prüfung der Würdigkeit der Candidaten ein Jahrhundert lang an-

---

[1] In den Logen sollen die Befähigtsten das beste ihrer Weisheit zur Förderung der geistigen Maurer-Arbeit mittheilen. Wie sieht es nun mit dieser Crême maurerischer Weisheit aus? Wie sind gar die des Druckes für werth gehaltenen Musterreden beschaffen? Wir können die Antwort mit den Worten der Latomia (J. 1872 S. 137) wieder geben: „Ein Band Reden erregt uns immer einiges Grauen." In der That erinnern wir uns nicht, soviel wir auch gelesen, je solches Blech gefunden zu haben, als in diesen Reden geboten wird. Aufrichtige Maurer beklagen solches Gefasel, das trotz der unausstehlichen Langweile, die es erregt, dennoch von den geduldigen Brüdern nicht abgestellt wird. „Logenreden," sagt Cramer, „in der bis jetzt vorherrschenden Art und Weise, repräsentiren solche geistige Arbeit ganz und gar nicht, denn das ist ja eben der Kern der ganzen Frage, daß die Brüder bei dem bisherigen Modus genau dieselben Alltagsmenschen bleiben, die sie früher waren" (Bauhütte, J. 1872 S. 101). Ebenso beklagt die Latomia (J. 1865 S. 62) „die im Bunde leider Gottes so übliche Schönrednerei."

[2] In dem von Br. August Ficke (Freiburg) verfaßten Aufruf an die deutschen Freimaurerlogen, welchen der letzte Großlogentag zu Baireuth für werth erachtet hat zur Berathung an die einzelnen deutschen Logen herumzusenden, lesen wir u. a. folgende Worte: „Da unsere Zwecke geleitet werden von der Pflicht, die Menschheit zu lieben, zu leiten und zu beglücken, da die Überzeugung: Gutes, Edles und Schönes zu fördern, der freie Wille und das Bewußtsein: das Gute des Guten wegen zu thun, uns beleben und aneifern, so stehen wir auf einer sittlichen Höhe, die uns befähigt und berechtigt, der Menschheit voranzugehen." Über die haarsträubenden Einrichtungen dieses der Menschheit vorleuchtenden Bundes gibt uns aber folgende Klage der Latomia (J. 1869 S. 138, 139) Aufschluß: „Nun freilich — die maurerische Rechtspflege liegt überall sehr im Argen, was zum Theil darin begründet ist, daß häufig Ankläger und Richter dieselben Personen sind, daß bei einem etwaigen Instanzenzuge dieselben Personen in verschiedenen Abtheilungen das Urtheil fällen... Man könnte in solchen Fällen (von unqualificirbaren Urtheilen) sich geneigt fühlen, dem Recensenten der Hall. Literatur-Zeitung Recht zu geben, wenn er sagt: „„Das Wesen der geheimen Gesellschaften ist Intrigue."" Es gehört Muth dazu, hierüber ohne Zurückhaltung zu reden."

gewandt hat, mit einer Karavane Kameele zu vergleichen? Ja oder Nein?[1]

Iſt es Unrecht, einen Verein, der die von ihm vor beinahe hundert Jahren wegen komiſcher Gebräuche gerichteten Fragen bis heute noch nicht genügend beantworten konnte, mit einer Karavane Kameele zu vergleichen? Ja oder Nein?[2]

5. Doch wenden wir uns zu ernſteren Dingen! Ein weiteres Merkmal Babels iſt die Heuchelei. Chriſtus bezeichnet es als Eins und Dasſelbe: aus ſeinem Reiche geſtoßen und den Heuchlern beigeſellt zu werden. Da bekennt nun Br. Schmitt in der Bauhütte (J. 1872 S. 164): „Noch immer ſpielt die Heuchelei bei uns eine große Rolle.“ Er bezieht dieſe Heuchelei beſonders darauf, daß die Loge, ſo ſehr ſie auch die Gleichheit anpreist, dennoch dieſelbe nicht ſtrenge in ihrem Innern zur Geltung bringt, wie aus der Geringſchätzung der dienenden Brüder, aus der Kriecherei gegen Hochgeſtellte und aus den Hochgraden hervorgehe. Die hochtrabenden Titulaturen der Hochgrädler und Großlogenbeamten nehmen ſich allerdings wahrhaft lächerlich bei denen aus, die die Gleichheit auf ihre Fahne geſchrieben. Mehr Heuchelei

---

[1] Noch im vorigen Jahre verlangte eine Stimme in der „Bauhütte“ (S. 196, 197) Abſchaffung ſolcher Schreckmittel: „Darum andere Aufnahmen! Keine Feuer-, Waſſer- und Luftproben — aber die ſtrengſten Arbeitsproben.“ Nicht nur Todtenkopf, Sarg, auf die bloße Bruſt gezückte Dolche oder Degen haben als Schreckmittel oder Schreckſymbole gedient, ſondern läppiſche Dinge, deren ſich wohl manche Kinder ſchämen würden. So verfügte die „Große Landesloge von Deutſchland“ am 11. Dez. 1826: „Bei einer Aufnahme dürfen nicht alle Schreckmittel, z. B. die Frage: „Fürchterlicher Bruder, iſt Alles bereit?“, das Rechts- und Linkstreten, große Schritte machen und dergleichen, unterlaſſen werden, da das Fragebuch auf dieſe Schreckmittel Rückſicht nimmt.“ Die Latomia (1868 S. 89), welche dieſe Verfügung mittheilt, ſetzt hinzu, bei der Reviſion des Ritual ſei das gemildert (alſo noch nicht aufgehoben) worden. Mir wurde von einem glaubwürdigen Herrn erzählt, es ſei ihm bei einer ſolchen Probe zugemuthet worden, von einer Leiter mit bloßen Füßen auf ſpitzige Nägel zu ſpringen. Er that es, verletzte ſich aber nicht die Fußſohle, denn es waren nur — gemalte Nägel. Allerdings wird in vielen Logen gegenwärtig von ſolchen Schreckmitteln Abſtand genommen; aber gibt es ein vernichtenderes Urtheil für einen Bund, als ſolche Albernheiten ſo lange in ſeinem Schooße geduldet zu haben?

[2] Im vorigen Jahrhundert ſtellte ein „maureriſcher Säugling“ folgende Fragen an ſeine erwachſenen Brüder: „Warum laſſen Sie Stillſchweigen angeloben und beſchwören über Geheimniſſe, die man in allen Sprachen gedruckt leſen und in allen Buchläden um wenig Geld haben kann? Warum drohen Sie Leuten das Herz aus dem Leibe zu reißen, denen Sie ohne ihren Willen keinen Zahn ausreißen dürfen? Warum tragen Sie Schurzfelle und andere Masken außer der Carnevalszeit? Warum ſpielen Sie mit bloßen Degen da, wo hölzerne Säbel die nämlichen Dienſte thun?

ſteckt aber in der Herrſchaft der Phraſe, die in der Loge völlig dominirt[1]. Immer die erhabenſten Wörter: Humanität, Wahrheit, Tugend, Schönheit, Heiligkeit, Freiheit, und doch dabei, wie die Bauhütte (1872, S. 101) ſagt, immer „dieſelben Alltagsmenſchen"! Heuchelei iſt ferner das Vorſchützen und Prahlen mit Wohlthätigkeit, die in Wirklichkeit ſich als ſehr unbedeutend herausſtellt. Letzteres geben alle aufrichtigen Maurer zu. So ſagt eine Stimme in der Bauhütte (J. 1872 S. 101): „Die ſtatiſtiſchen Aufnahmen über unſere bisherige Werkthätigkeit des Almoſengebens werden gegenüber denen anderer Inſtitute im Großen und Ganzen kleinliche Zahlenreſultate ergeben ... Die Unerheblichkeit unſerer Opfergroſchen muß uns von der Unerheblichkeit dieſer Art unſerer Wirkſamkeit überzeugen." Intereſſante Daten hierüber hat Reut in ſeinem Werke „La Franc-Maçonnerie soumise au grand jour" (II. 146ss.) niedergelegt. Wir können die Geſchichte der dort aus officiellen Documenten geſchilderten Wohlthätigkeit der Loge in die beiden Sätze des maureriſchen Geſchichtsſchreibers Br. Rebold zuſammenfaſſen: „Der große Orient wollte bei dieſer Gelegenheit ſeinen guten Willen beweiſen, ohne ſich ſonſt mit der Ausführung des beſagten Projectes abzugeben, das auch wirklich nicht zu Stande kam; es verhält ſich gerade ſo, wenn es hoch kommt, mit allen Fragen, die von Logen oder Maurern ausgehen." (Il en est de même, au surplus, de toutes les questions qui émanent des loges ou des maçons. Rebold, Histoire des Grandes Loges de France, p. 201.) „Die ſchlechte Organiſation herrſcht gewöhnlich in Allem, was von der Freimaurerei ausgeht." (La mauvaise organisation préside généralement à tout ce qui émane du pouvoir maçonnique, l. c. p. 332.) Auch darin zeigt ſich der heuchle-

---

Warum nennen Sie ſich Maurer, da doch keiner von Ihnen einen Taubenſchlag bauen kann? Warum heißen Sie das arbeiten, was auf gut deutſch Poſſen treiben oder ſchwelgen heißt? Warum nennen Sie andere ehrliche Leute Profane? Worin ſind Sie heiliger als jene, die Sie Profane nennen? Warum trinken Sie nach Tempo und verſchütten Ihren Wein? Warum nennen Sie Wein — Pulver, und Gläſer — Kanonen, da Sie doch nicht zuſammenkommen, Soldaten zu ſpielen? Warum klatſchen Sie in die Hände, da Sie doch ſelbſt die Acteurs ſind? Warum geben Sie zu, daß ein großer Theil Ihrer Mitglieder um Ihretwillen ſeinen Geſchäften und des Abends ſeiner Familie ſich entzieht, die das mit ihm theilen ſollte, was er bei Ihnen verzehrt?" Die Latomia (J. 1872 S. 97 ff.), welche dieſen Fragen-Complex mittheilt, ſetzt hinzu: er „harre, ſo viel wir wiſſen, noch heut zu Tage nach Verlauf von nahezu achtzig Jahren ſeiner völlig befriedigenden Erledigung."

[1] „Die Phraſe iſt bei uns zu einer weit größeren Herrſchaft gelangt, als man vielleicht glaubt." (Bauhütte J. 1872 S. 165.)

rische Charakter der maurerischen Wohlthätigkeit, daß sie nicht aus reiner Liebe zu den Armen ausgeübt wird, sondern nur „als Passirzoll oder Legitimationsgebühr für die Außenwelt betrachtet" wird. Bauhütte 1872 S. 140. „Die Firma der Wohlthätigkeit," sagt die Latomia, Juli 1865, „dient bei den Maurern nur dazu, um Anderes zu verstecken."

Noch größere Heuchelei wird aber von der Loge auf religiösem Gebiete betrieben. Ich will nicht reden von der unausstehlichen Verquickung des Christenthums mit dem Deismus, wie dieselbe in einigen höheren Graden, z. B. dem 18. (Rose-Croix) des schottischen Systems, und ganz besonders im schwedischen Systeme vorkommt. Letztere nimmt nämlich den alten gnostischen Unsinn wieder an, daß Christus eine doppelte Lehre, eine für das Volk und eine für die Eingeweihten, gepredigt, und daß die Loge von Christi Zeiten an diese Lehre für die Eingeweihten, eine reine Naturreligion, bis auf unsere Zeit bewahrt habe. Die hauptsächlichste Heuchelei der Loge aber besteht darin, daß sie vorgibt, die Religion zu hüten und zu pflegen und dennoch, wie oben bewiesen, ihre Glieder zur Gleichgültigkeit gegen die einzig wahre und zur Seligkeit nothwendige Religion führt.

6. Noch ein bezeichnendes, für die Loge zutreffendes Merkmal Babylons gibt uns die Apokalypse an, wenn sie sagt, daß dasselbe den Taumelbecher den Völkern reiche. Doch darüber ein Mehreres im folgenden Artikel, welcher von der Staatsgefährlichkeit der Loge handeln wird.

Wir schließen unsere Charakteristik der Loge mit dem Urtheil Feßlers, den die Schweizer „Union maçonnique" und nach ihr die Freimaurer-Zeitung, 12. Juli 1873, zur Empfehlung seiner Worte „einen kernhaften Ehrenmann, einen furchtbaren Streiter für Wahrheit und Recht und den Begründer eines eigenen maurerischen Systems nennt." Feßler sagt:

„Vor Allem muß bestimmt werden, was hier unter Logenwesen im Gegensatze von Freimaurerei, und was sodann unter Logenbruder im Gegensatze von Freimaurer verstanden wird. Logenwesen heißt hier, dasjenige thun und treiben, womit sich seit 1717 bis auf den heutigen Tag beinahe alle Logen in der Welt in der Regel abgegeben haben. Eine unparteiliche Prüfung desselben deckt seine zwei Elemente und wesentlichen Bestandtheile auf; es ist aus Frivolität und Mysteriokrypsie zusammengesetzt und umgeben mit dem Heiligenscheine einer trivialen Moral im Innern und einer schlecht berechneten Wohlthätigkeit im Äußern.

Das Element der Frivolität zeigt sich überall in dem Leichtsinn und der Unbesonnenheit, womit von 1717 bis auf den heutigen Tag die erbärmlichsten, gemeinsten und verächtlichsten Menschen aufgenommen und in der Gleichgiltigkeit und Kraftlosigkeit, womit diese Menschen nach ihrer sattsam bekannten Nichts-

Digitized by Google

würdigkeit in den Logen geduldet worden sind. Es zeigt sich in der entschiedenen Abneigung der Majorität gegen alle edlere und lehrreichere Beschäftigung des Geistes in den Logenversammlungen, in der ganzen Form der Tafellogen und in dem Betragen der Majorität bei denselben und in der unaufhaltbaren Thätigkeit, dieses langersehnte und mühsam acquirirte Heiligthum der Maurerei, diesen feierlich geweihten Tempel der Weisheit und Freundschaft so eilig als möglich in ein Gasthaus, in einen Klub, in ein Casino oder Resource ohne Weisheit und Freundschaft umzubilden. Es zeigt sich endlich in der niedrigsten Gehässigkeit und Wuth, mit der bis jetzt noch jeder Freimaurer verfolgt wurde, der gegen die Logenfrivolität in die Schranken treten, den Kampf auf Leben und Tod mit ihr bestehen, ernste, reife und vernünftige Männer, anständige Beschäftigung und gesetzliche Ordnung in die Logen einführen wollte. Das Element der Mysteriokrypsie verräth sich in dem Unfug mit höheren Graden, der nunmehr seit siebenzig Jahren in und von den Logen getrieben worden ist, in den wichtigen, geheimnißvollen Stimmen und Geberden, womit ältere Mitglieder die Aufmerksamkeit, Achtung und Bewunderung der jüngeren von jeher erschleichen wollten; in den verschiedenen Secten der Logen und in der Intoleranz, womit eine Secte die andere von jeher verfolgte, weil sie sich bei ihren Aufnahmen, Beförderungen oder höheren Initiationen bald mehrerer, bald wenigerer, bald auch anderer Ritual-Formen bediente als die Anderen; in dem immerwährenden Hinweisen auf höhere Aufschlüsse, womit Logenmeister, Logenbeamte und ältere Brüder sich aus der Klemme lästiger Fragen, womit sie von denkenden und lehrbegierigen Brüdern geängstigt wurden, von jeher herausgewunden haben; in den ekelhaften Declamationen gegen die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit der sogenannten profanen Wissenschaften und in den schwülstigen Lobeserhebungen des allumfassenden, aber unerklärbaren und unmittheilbaren maurerischen Geheimnisses; in der Furcht und dem Abscheu gegen maurerische Publicität, d. i. gegen die unveräußerliche Freiheit, es der ganzen Welt anzuzeigen, wenn ein Großmeister, ein Logenmeister, eine große oder besondere Loge Geist und Herz empörenden Unfug oder Ungerechtigkeit getrieben hat. (Freimaurer-Ztg., October 1847.)

Hiermit stimmt ein anderer von der Latomia berichteter Ausspruch Feßler's über die Berliner Freimaurerei überein: „Hier ist es beinahe unglaublich, wie eine Gesellschaft von Tag zu Tag zur äußersten Gemeinheit herabsinkt, die es ganz in ihrer Gewalt gehabt hätte, eine heiligere Zufluchtsstätte aller Edlen zu werden." [1]

G. Schneemann S. J.

---

[1] Feßler († 1840) schrieb diese Worte am 29. September 1802. Auch sein an erster Stelle citirter Ausspruch bezieht sich auf den Stand der Loge im vorigen Jahrhunderte und im Anfange dieses Jahrhunderts. Aber die Latomia (J. 1869 S. 1) belehrt uns, daß die heutige Maurerei vor der des vorigen Jahrhunderts sich keineswegs in geistiger Beziehung auszeichne. Ebenso urtheilt der größte maurerische Geschichtsforscher Frankreichs, Fr. Rebold, über die beiden Obedienzen der französischen Freimaurerei: C'est toujours dans les vieux errements, qu'elles marchent. (Hist. des Grandes Loges de France, pag. 263.) Ewig auf den alten Irrpfaden! das ist die Signatur der Loge.

Digitized by Google

Die Ehe als Vertrag.

Das zweite Element im Begriff der Ehe ist der Contract oder der Vertrag, den Mann und Weib beim Eintritt in die Ehe abschließen. Er hat seinen tiefern Grund darin, daß die Ehe ein Werk der Freiheit ist, die Eheleute ihn also eingehen können oder nicht, und empfängt seine wesentlichsten Eigenschaften aus dem Naturverhältniß der Ehe mit ihrer Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit, wie Gott dasselbe ursprünglich angeordnet hat. Dieser Vertrag lag schon in der ersten Ehe, die Gott zwischen Adam und Eva im Paradiese abschloß, und bei den ersten Menschen im Stande der Unschuld, wo alle Leidenschaften der Vernunft und dem Willen gehorchten, wie diese ihrerseits Gott unterworfen waren, fand die Beobachtung desselben nicht die mindesten Schwierigkeiten. Als aber mit dem Sündenfalle Adams, der sich auf seine ganze Nachkommenschaft forterbte, das Innere des Menschen in einen unheilvollen Zwiespalt gerieth, alle Leidenschaften erwachten, und der Wille der Unbeständigkeit seinen Launen und Neigungen anheimfiel, gerieth dieser Vertrag der Ehe in große Gefahr, indem einerseits seine Einheit und Unauflösbarkeit ein schweres Joch wurde, und anderseits bei der Verblendung des Verstandes und der Aufregung der Leidenschaften nur zu leicht Eheverträge eingegangen wurden, die weder der Natur noch dem Zwecke nach der Heiligkeit derselben entsprachen, und deßhalb, anstatt zum Heile, nur zum Verderben von Individuum, Familie und Gesellschaft gereichten.

Wenn daher Christus, der Erlöser der Menschheit, mit seiner Gnade heilend an die Ehe herantrat und sie zu einem Sacramente des neuen Bundes erhob, so war es vor Allem der im Begriff derselben liegende Contract, den er ordnete. Wie Gott diesen bereits im alten Bunde durch seine Gesetzgebung regelte, so wurde derselbe nun im neuen Bunde zur Materie und zur Form des Sacramentes der Ehe erhoben und der Kirche die vollkommene Obhut über denselben anvertraut.

Von besonderer Wichtigkeit ist der in der Ehe liegende Vertrag heutigen Tags insofern, als die moderne Gesetzgebung dadurch in den Irrthum gerathen ist, die Ehe als einen bloßen Contract zu betrachten,

und da alle Verträge zur Domäne des Staates gehören, die Ehe der Kirche zu entziehen, sie als eine bürgerliche Angelegenheit zu behandeln und durch neue Gesetze die Civilehe einzuführen, ein Irrthum, der um so verderblicher ist, weil die Ehe dadurch jenes höhern Nimbus, womit die Religion sie zu allen Zeiten umgeben hat, entkleidet wird und darum nicht mehr jenen Segen über alle Lebenskreise der Menschheit, mit denen sie verwachsen ist, für das zeitliche und ewige Wohl zu verbreiten vermag.

Darum ist es zweckmäßig, den Ehevertrag einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen.

I.

Das Band der Ehe wird niemals geschlossen ohne die Mitwirkung der beiden Persönlichkeiten, welche dieselbe eingehen; schlingt auch Gott selbst das unauflösliche Band, so thut er es doch nicht ohne die Einwilligung und die Mitwirkung der beiden Brautleute. Gott hat gewollt, daß das eheliche Band ein durchaus freies, daß der Ehestand eine Sache der freien Wahl sei, und wenn er auch die spätern Menschen hätte paarweise in's Dasein rufen und für einander bestimmen können, wie er es mit dem ersten Ehepaar im Paradiese gehalten, so hat er das doch nicht gewollt, sondern Jedem freie Wahl gelassen sowohl zwischen Ehe und Eheloſigkeit, als in der Wahl der Person, und gerade durch diese Wahlfreiheit hat er sie erhoben und geadelt.

Es wäre heutigen Tags sehr überflüssig, zu beweisen, daß die persönliche Einwilligung zum Abschluß der Ehe nothwendig ist; aber es war nicht immer und ist auch nicht überall so. Die Ehe steht in zu vielfachen Beziehungen zum häuslichen, staatlichen und religiösen Leben der Menschheit, als daß nicht für die Autoritäten auf diesen Gebieten die Versuchung nahe gelegen hätte, sich der vollen Gewalt über dieselben zu bemächtigen und sie nach ihren Interessen zu ordnen. Nur zu oft wurde die bloß moralische Pflicht der Kinder und der Untergebenen, die bei Eingehung einer Ehe auf die guten Räthe der Eltern und Vorgesetzten zu hören haben, verwechselt mit der Nothwendigkeit, diesen Weisungen zu folgen. Die katholische Kirche hatte sehr lange zu kämpfen, bis sie die Nothwendigkeit der persönlichen Freiheit bei Eingehung der Ehe zur vollen Anerkennung in den Sitten und Gesetzen der Völker gebracht hatte. Allerdings ist die katholische Kirche der Hort der Autorität und des göttlichen Rechtes, aber sie erkennt doch keiner Autorität, weder der

Digitized by

väterlichen, noch der königlichen, noch der priesterlichen, die Gewalt zu, das Eheband zu schlingen, wenn nicht beide Theile ihre Einwilligung dazu geben. Bei manchen heidnischen Völkern war die Ehe von Seiten des Mannes eine Besitzergreifung, ein gesetzmäßiger Raub, dem die Frau unterworfen war; bei andern verschenkte oder verkaufte der Vater seine Tochter; bei noch andern verfügten die Väter über ihre Kinder, und das Versprechen der Eltern war für die Kinder ein eisernes Joch. Die gebildetsten heidnischen Völker achteten bis zu einem gewissen Grade die Freiheit der Söhne bei Eingehung der Ehe, aber auf die Freiheit der Töchter wurde keine Rücksicht genommen: daher der Grundsatz der alten römischen Rechtsgelehrten, daß der Sohn sich mit Einwilligung des Vaters eine Braut suche, die Tochter aber aus der Hand des Vaters den Bräutigam empfange. Bei derartigen Sitten und Gesetzen war die Einwilligung viel mehr eine stillschweigende oder erzwungene, als eine wahrhaft freie. Mochte damals etwa auch die Vorstellung vorhanden sein, die Ehe sei ein Contract, so wurde die Freiheit desselben doch sehr beeinträchtigt, und dem Christenthum allein gebührt die Ehre, hier die menschliche Freiheit im vollen Sinne des Wortes gewahrt zu haben, indem es nicht bloß vor jedem unbefugten Eingriff einer höhern Gewalt als Mißbrauch warnte, sondern auch erklärte, daß die persönliche, actuelle und gegenwärtige Einwilligung beider Theile zur Gültigkeit der Ehe nothwendig sei [1]. So widerstand noch das Concil von Trient dem Drängen des Königs von Frankreich, der das Verbot der Eltern für die Kinder unter die Zahl der trennenden Ehehindernisse gezählt wissen wollte, so daß eine gegen den Willen der Eltern von den Kindern eingegangene Ehe ungültig sein solle; das Concil erklärte allerdings, daß die Kirche solche Verbindungen sehr mißbillige und widerrathe [2], keineswegs aber als ungültig bezeichne, denn das Wesentlichste und Nothwendigste bleibt dort immer die persönliche Freiheit.

Gehen wir nun über zum Begriffe des Ehecontractes, so wird es zweckmäßig sein, zuvor den Begriff des Contractes im Allgemeinen kurz zu erläutern.

Ein Contract im Allgemeinen ist eine Übereinkunft zwischen verschiedenen Personen, die in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand sich wechselseitig verpflichten. Das innere Wesen, so zu sagen die Seele des

---

[1] Cat. Rom. p. II. c. 8. qq. 4. 5. 6.

[2] Conc. Trid. XXIV. c. I.

Digitized by Google

Contractes, ist der Consens oder die Einwilligung. Dieser Consens besteht in der Zustimmung des Willens zu einem Dinge, hier z. B. in der Zustimmung zur Eingehung des Ehebundes mit einer andern Person; und er ist dann mehr ein dauernder und bleibender Zustand des Willens als ein vorübergehender Act; er ist seiner Natur nach nicht nothwendig thätig, sondern er kann sich auch leidend verhalten, z. B. die passive Einwilligung, zur Ehe verbunden zu werden.

Der Contract ist mehr als der bloße Consens; er ist nicht bloß ein Act der Einwilligung, sondern eine active Einwilligung, wodurch der Mensch auf sich selbst wirkt, um sich vermittelst des eigenen Willens zu binden dem andern Contrahenten gegenüber, der seine Einwilligung annimmt und ihr entspricht, je nach der Natur des Contractes, entweder durch Übernahme einer gleichen Verbindlichkeit, im Falle einer beiderseitigen Verpflichtung, oder durch eine einfache Annahme, falls die Natur des Contractes keine gegenseitige Verpflichtung einschließt. Der Contract ist also eine doppelte Einwilligung, er ist die Begegnung und die Verbindung zweier Willen, die durch ihre natürliche Kraft sich bewegen, um sich zu verbinden. Der Contract ist seiner Natur nach eine vorübergehende Handlung, die aber dauernde Wirkungen, einen dauernden Zustand der Einwilligung hervorbringen kann. Er muß einen äußern Ausdruck haben, mehr oder weniger von beiden Theilen verstanden und auch für Andere erkennbar sein; deßhalb unterliegt er gesetzlichen Bestimmungen und kann mit mehr oder weniger Feierlichkeiten umgeben werden. Der Contract ist also die vollkommenste Form des Consenses; der Wille geht da zur Thätigkeit über, die sich auf den andern Contrahenten bezieht und der von diesem entsprochen wird, so daß er naturgemäß eine Verpflichtung hervorruft, die auf dem Titel der Privatgerechtigkeit beruht. Der bloße Consens dagegen, besonders der passive, bringt keine solche Verpflichtung hervor, falls er sich nicht bis zum Contract erhebt oder eine höhere Autorität ihm Wirksamkeit verleiht und zur Dauer verpflichtet, wo dann die Verpflichtung nicht aus der Privatgerechtigkeit, sondern aus der höhern Autorität hervorgeht.

Die Verpflichtung oder das Band, das der Contract im Willen des Contrahenten hervorruft, hat seinen Ursprung im Naturgesetz, das Jedem gebietet, die versprochene Treue zu halten. Das ist ganz unabhängig von der bürgerlichen Gesellschaft und würde auch stattfinden, wenn der Mensch außerhalb der Gesellschaft in der Vereinzelung lebte; allein wie das Wort Contract schon andeutet, setzt er wenigstens einen

Digitized by Google

Anfang von Gesellschaft voraus. Das erhellt aus den verschiedenen Arten desselben, z. B. dem Kauf, dem Tausch u. s. w. Die Richtschnur aller Verträge ist die Gerechtigkeit, die uns verbietet, die Rechte Anderer zu verletzen. Darum haben die Verträge auch Gültigkeit unabhängig vom Staat, der nur der Vertheidiger des natürlichen und göttlichen Rechtes ist, keineswegs aber Erklärer und Richter desselben. Da jedoch die Verträge im Allgemeinen sich mit den äußern Beziehungen der Menschen zu einander beschäftigen, diese aber vielfach mit der äußern Ordnung verkettet sind und rein zeitliche und willkürliche Dinge zum Gegenstand haben, die sowohl in der Materie als in der Form und der Ausdehnung der gewährten Rechte weder vom natürlichen noch vom göttlichen Gesetze näher bestimmt sind, so folgt, daß der Staat sie ordnet und bestimmt, um die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt zu erhalten. Offenbar sind bei einer so schwankenden und dehnbaren Sache, wie die Contracte, in ihrer Anwendung auf die Ehe sehr leicht die verderblichsten Mißgriffe möglich.

Der Contract, als die vollkommenste Form der Einwilligung, ist nothwendig zur Ehe. Der Ehevertrag ist somit der legitime und formelle Ausdruck des Willens beider Contrahenten, sich zu binden und in der Wirklichkeit wechselseitig zur Ehe verbunden zu sein, die Eigenschaften und Pflichten von Eheleuten im Angesichte der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, der sie angehören, auf sich zu nehmen.

Der römische Katechismus bestätigt, was wir vom Consens und Contracte gesagt, und lehrt ausdrücklich, daß nur der Consens, der im Contracte sich ausspricht, das Fundament der Ehe ist.

„Die Natur und das Wesen der Ehe bestehen in dem unauflöslichen Bande. Wenn andere berühmte Theologen dasselbe in den Consens zu setzen scheinen, indem sie sagen, die Ehe sei der Consens von Mann und Weib, so ist das so zu verstehen, daß der Consens selbst die wirkende Ursache der Ehe ist, wie das Concil von Florenz lehrt. Die Verpflichtung und das Band kann nämlich nur aus dem Consens und dem Contract entstehen. — Da ist durchaus nothwendig, daß der Consens ausgedrückt werde durch Worte, welche die gegenwärtige Zeit bezeichnen: die Ehe ist nämlich keine einfache Schenkung, sondern ein wechselseitiger Vertrag; und darum genügt der Consens des einen Theiles zum Abschluß der Ehe nicht, sondern es muß ein wechselseitiger Consens beider Theile sein. Zur Erklärung des wechselseitigen Consenses sind aber offenbar Worte nothwendig. Denn wenn sich durch den bloß innern Consens, ohne irgend einen äußern Ausdruck, die Ehe bilden könnte, so würde daraus auch folgen, daß wenn zwei an ganz verschiedenen und weit von einander entfernten Orten sich befindende Personen den Willen hätten, einander zu heirathen, dieselben, bevor sie noch diesen Willen sich gegenseitig durch Briefe oder Botschaft mitgetheilt hätten, zu einer wahren und dauernden Ehe verbunden würden, was doch sowohl der Vernunft

Digitized by Google

als dem Brauche und den Gesetzen der katholischen Kirche zuwider ist. — Ebenso muß der Consens seinen Ausdruck finden in Worten, welche die gegenwärtige Zeit bezeichnen, denn wenn sie die Zukunft ausdrücken, so schließen sie nicht die Ehe, sondern versprechen dieselbe. Ferner hat das Zukünftige noch keine Existenz: was aber noch nicht existirt, hat nur wenig oder gar keine Festigkeit und Dauer. Darum hat der Mann noch kein eheliches Recht auf die Person, der er die Ehe versprochen; denn es ist von ihm nicht sogleich erfüllt, was er zu thun versprochen hat, wenngleich er sein Versprechen halten muß: hält er es nicht, so macht er sich des Treubruches schuldig. Wer sich aber mit Jemand zur Ehe verbindet, der kann das Geschehene nicht ändern, nicht ungültig und ungeschehen machen, auch wenn er es später bereut. Da demnach das eheliche Band keine bloße Verheißung ist, sondern eine solche Entäußerung, wodurch der Mann dem Weibe und umgekehrt das Weib dem Manne Gewalt über ihren Leib gibt, so muß die Ehe abgeschlossen werden durch Ausdrücke, welche die gegenwärtige Zeit bezeichnen: die Kraft und Bedeutung dieser Worte dauert aber fort, nachdem sie ausgesprochen sind, und hält Mann und Weib durch ein unauflösliches Band mit einander verbunden. — Anstatt der Worte können auch Winke und Zeichen, welche den innern Consens klar ausdrücken, zur Ehe genügen; ja selbst das Stillschweigen, wenn die Braut aus Schüchternheit nicht antwortet, sondern an ihrer Statt die Eltern sprechen." Cat. Rom. P. II. c. 8. qq. 4—7.

Fügen wir hinzu, daß nach der Gesetzgebung des Concils von Trient die Ehe eingegangen werden muß vor dem rechtmäßigen Pfarrer und zwei Zeugen, so können wir den Ehecontract, wie er zum Sacramente der Ehe erforderlich ist, noch genauer definiren, als den vor dem rechtmäßigen Pfarrer und zwei Zeugen abgegebenen legitimen und formellen Ausdruck des Willens der beiden Contrahenten, sich gegenseitig (de praesenti) zur Ehe zu nehmen und in der Wirklichkeit wechselseitig zur Ehe verbunden zu sein.

Die Nothwendigkeit eines solchen Contractes zum Abschluß der Ehe bedarf keiner langen Beweise: sie liegt in der Natur der Sache. Wer könnte auch die Eheleute mit einander verbinden, wenn sie nicht selbst wollen, selbst den Contract schließen und dann Gott in verborgener Weise dazu mitwirkt? Der Contract ist die einzige Form, sich rechtskräftig zu binden. Auch in der Ehe als Sacrament tritt der Contract sehr klar und deutlich hervor. Wer auch der Ausspender des Sacraments der Ehe sei, die Brautleute nach der gewöhnlichen Ansicht oder der Priester nach der weniger sicheren Meinung, immer tritt der Contract beim Empfange des Sacraments offen hervor. Sind die Brautleute selbst die Ausspender des Sacramentes und hat der Priester ihnen nur den kirchlichen Segen zu ertheilen, so thun die Brautleute in jenem feierlichen Augenblick nichts, als daß sie die Erklärung abgeben, sich gegenseitig zur Ehe zu nehmen, mit andern Worten: sie schließen den Ehecontract ab und spenden sich damit gegenseitig selbst dieses Sacra-

Digitized by Google

ment. Ist aber nach der gegentheiligen Ansicht der Priester der Ausspender dieses Sacraments, so können Erwachsene die heil. Sacramente nur gültig empfangen, wenn sie es wollen, und kann der Priester ihnen das Sacrament nur dann spenden, wenn beide Brautleute in seiner Gegenwart ausdrücklich ihre Einwilligung geben, sich gegenseitig zur Ehe zu nehmen, — mit andern Worten, den Ehecontract eingehen.

Aus diesem im Begriffe der Ehe liegenden Contracte hat man die Folgerung ziehen wollen, daß die Ehe wie alle andern Contracte der Staatsgewalt unterworfen sei, die endgültig über ihre Gültigkeit und Ungültigkeit zu entscheiden, durch ihre Gesetzgebung sie zu regeln habe, daß der Staat mit einem Worte in der Civilehe, die von ihm allein autorisirt und vor seinen Beamten eingegangen wird, eine vollkommen gültige Ehe aufstelle. Man will dem Staate um so mehr dieses Recht beilegen, als die Ehe auch noch in vielfacher anderer Beziehung für ihn von der höchsten Wichtigkeit ist. Es ist hier der Ort nicht, ausführlicher über die Civilehe zu sprechen, wir kommen später darauf zurück; indeß, wenn auch die Ehe für den Staat hochwichtig ist, so fällt doch nicht alles Hochwichtige im Staatsleben unbedingt und schrankenlos in seine Domäne, und wenn die Ehe auch ein Contract ist, der in gewissem Sinne auch ein bürgerlicher Contract heißen kann, so ist er doch von allen andern Contracten himmelweit verschieden und hat noch andere Eigenschaften, die ungleich wichtiger und vorwiegender sind.

Es ist wahr, die Ehe steht in der innigsten Beziehung zum Staate und seiner Wohlfahrt, aber es wäre ein abenteuerlicher Fehlschluß, deßhalb den Staat zum Herrn und Meister über sie machen zu wollen. Es gibt noch mancherlei andere Dinge, die für den Staat ebenso wichtig sind, worüber ihm jedoch Niemand Gewalt einräumen möchte. Schon Aristoteles schreibt: „Nicht Alles, was dem Staate nothwendig ist, fällt unter die Gewalt des Staates, ... so an erster Stelle die Religion, die dem Priesterthum anvertraut ist.“ [1] Was ist wichtiger für den Staat als die Religion und das Priesterthum, dem der Dienst der Religion anvertraut ist? — was steht in innigerer Beziehung zur Wohlfahrt und Blüthe des Staates? — was fördert mehr die Treue und Ergebenheit seiner Bürger? — wo gibt's ein solideres Fundament für

[1] Aristot. de republ. VII. 8. Non omnia, quae sunt necessaria civitati, partes sunt civitatis . . . et quod primo loco ponendum fuit rerum divinarum curatio, quam sacerdotium appellant.

Digitized by Google

die Gesetze? Wem kommt es aber in den Sinn, daraus die Folgerung zu ziehen, daß dem Staate die unumschränkte Herrschaft über die Religion zustehe? Gewiß hat der Staat Pflichten gegen die Religion, er muß sie beschützen und wahren in ihren Rechten und ihren Einfluß auf die Staatsbürger befördern: übrigens hat er die Religion so anzunehmen, wie sie von Gott geordnet ist. Ähnlich verhält es sich mit der Ehe: der Staat hat sie so anzunehmen, wie sie von Gott eingesetzt ist. Ist sie auch ein Fundament des Staates, so ist sie ein solches, das längst vor dem Staatsgebäude existirte, und durchaus unabhängig von ihm. Vor der Bildung der Staaten lebte die Menschheit in Familien, und wenn die Staaten untergehen, so können die Familien bestehen bleiben. Hat Gott selbst die Ehe geordnet, so hat nach ihm nur jene Autorität Gewalt über dieselbe, die er damit betraut, und das ist bekanntlich nicht der Staat; daß dabei ein gewisser Einfluß des Staates auf die Ehe nicht ausgeschlossen ist, liegt auf der Hand, wie es auch bei der Religion der Fall ist. Er umgibt sie mit seiner äußern Sanction, beschützt sie gegen schädliche Eingriffe, ordnet ihre bürgerlichen Wirkungen: indeß ein Recht auf das Wesen der Ehe steht ihm nicht zu; er hat weder das Recht, Ehehindernisse aufzustellen, noch auch die Ehe als Contract zum Staatsmonopol zu machen. So oft er es thut, kann es nur zu seinem eigenen und der Ehe Verderben gereichen.

Der Ehecontract hat mit andern Contracten nur die Ähnlichkeit gemein, daß er, wie sie, durch die Übereinstimmung zweier Willen abgeschlossen wird, die sich gegenseitig binden. Ein bürgerlicher Contract kann er heißen, weil er eingegangen wird von Menschen, die in der bürgerlichen Gesellschaft leben, die Quelle vielfacher bürgerlicher Wirkungen ist und in mehrfacher Beziehung zur bürgerlichen Gesellschaft steht. Durchaus falsch wäre es aber, zu glauben, das Wesen der Ehe sei nichts Anderes, als ein solcher Contract. Will man sich correct ausdrücken, so muß man sagen: der Ehecontract ist die einzige Pforte, durch die man in den Ehestand eintritt; er ist der Act, bei dessen Gelegenheit Gott das unauflösliche Eheband schlingt; oder er ist die Verpflichtung, die von Gott zum unauflöslichen Ehebande erhoben wird: — er ist vielmehr eine wesentliche Bedingung für die Ehe, als das Wesen der Ehe selbst. Daher sagt der hl. Thomas [1], der Contract sei die Ursache der Ehe; das unauflösliche Band aber, das nicht durch

[1] In lib. 4. sent. dist. 27. q. 1. a. 1. q. 3.

den bloßen Contract, sondern zugleich auch von Gott hervorgebracht wird, das Wesen der Ehe.

Stellen wir nun einen Vergleich an zwischen dem Ehevertrage und andern Contracten, so ergeben sich ebenso zahlreiche als wesentliche Unterschiede, so daß man ihn gewiß nicht unter die gewöhnlichen bürgerlichen Contracte classificiren und von Civilehe keine Rede sein kann.

Der Ehevertrag unterscheidet sich von allen andern durch seinen Gegenstand. Während es sich bei andern Contracten um Gegenstände handelt, die willkürlichen Bestimmungen unterliegen, ist hier der Gegenstand gegeben, in seinem Zwecke, seinen Mitteln und Eigenschaften, sowie in den daraus entspringenden Rechten und Pflichten von der Natur bestimmt, so daß der Mensch an ihnen nichts zu ändern vermag. Das Vermögen und einzelne andere Interessen, die sich noch an die Ehe knüpfen, mögen willkürlichen Bestimmungen unterliegen, doch das sind Nebensachen. Das Wesentliche ist in der Natur von Gott vorgezeichnet und unveränderlich. Das ist doch wohl in der That ein ganz eigenthümlicher Contract, wo beim Hauptgegenstand keine Freiheit stattfindet, wo die Ausdehnung der Verpflichtungen nicht von den Contrahenten abhängt und dieselben sich nicht sowohl selbst binden, auch nicht sowohl vom bürgerlichen oder kirchlichen Gesetz, als vielmehr von Gott gebunden und gegen die eigene Wandelbarkeit geschützt werden.

Eine zweite Verschiedenheit liegt in der Dauer der Verpflichtung. In sonstigen Contracten, denen der freie Wille das Dasein gibt, bestimmt er auch die Dauer derselben: die beiderseitige Einstimmung setzt die Dauer des Contractes fest und löst ihn wieder auf, selbst wenn sie ihn für stete Dauer geschlossen. Bei der Ehe ist das aber keineswegs der Fall. Wenn es auch die katholische Kirche allein ist, die ihn für unauflösbar erklärt, so gibt es doch keine Gesetzgebung, die ihn so dem Belieben der Contrahenten überließe, daß sie ihn auflösen könnten, wie sie ihn geschlossen haben. Wäre aber die Ehe nur ein gewöhnlicher Contract, so läge kein Grund vor zu einer solchen Ausnahme.

Eine dritte Verschiedenheit liegt in der wirkenden Ursache dieses Vertrages. Die wirkende Ursache eines Vertrages ist der Consens, der bei manchen andern Verträgen vorausgesetzt, oder auch durch einen höhern Willen ergänzt und genöthigt werden kann, wie es z. B. bei Minorennen der Fall ist. Beim Ehevertrage ist das eine Unmöglichkeit, es ist dazu der persönliche, freie, gegenwärtige, nicht bloß

Digitized by Google

innerliche, sondern auch äußerlich manifestirte Wille beider Theile nöthig, um ihn gültig zu schließen.

Eine vierte Eigenthümlichkeit des Ehecontractes sind die verschiedenen Rechte und Pflichten, die er gibt, und die mannigfaltigen Interessen dritter Personen, die sich daran knüpfen, wie es bei keinem andern Vertrage der Fall ist. In andern Contracten werden die Rechte und Pflichten der Contrahenten genau bestimmt: wann aber kann das im Ehecontract geschehen? Einerseits erhalten Mann und Frau gleiche Berechtigung, andererseits aber auch eine sehr ungleiche, indem der Mann eine gewisse Gewalt über die Frau empfängt, die dieser nicht zusteht; er bringt ganz neue Eigenschaften in den Personen zuwege. Die ihn eingehen, versetzt er in einen neuen Lebensstand, verursacht neue Verwandtschaften, ohne daß darum zwischen den Eheleuten selbst eine Verwandtschaft entstünde; er schließt die wichtigsten und heiligsten Interessen von dritten Persönlichkeiten ein, die noch ganz unbekannt und deren Existenz noch ungewiß ist, die Interessen der Kinder, die aus ihr abstammen werden; es hängen endlich die Interessen der religiösen und politischen Gesellschaft von ihm ab, denn ihr Wohl und Wehe ist wesentlich von seiner guten oder schlechten Erfüllung bedingt.

Wenn die Ehe überhaupt mit einem bestimmten Vertrage verglichen werden kann, so ist sie am Besten mit jenen Verträgen zu vergleichen, durch welche sich eine wahre Gesellschaft bildet, so daß der Contrahent gewissermaßen den Titel des Contrahenten verliert und den eines Mitgliedes der Gesellschaft annimmt, aus dem dann alle seine Rechte und Pflichten hervorgehen, vielmehr als aus dem Contracte selbst. Der Erwachsene z. B., der die hl. Taufe empfängt, schließt sich durch eine Art von Contract an die Kirche an, aber doch nicht so, daß seine Rechte und Pflichten als Getaufter von dem Contracte abhängen, oder als ob er die Pflicht, seinen Verstand allen gegenwärtigen und zukünftigen Dogmen und seinen Willen allen gegenwärtigen und zukünftigen Gesetzen der Kirche zu unterwerfen, durch den Contract einschränken könnte. Ähnlich verhält es sich mit der Ehe. Ist ihr Contract einmal abgeschlossen, so achtet man nicht mehr auf die Eigenschaften und den Willen der Contrahenten, als nur insofern, um zu sehen, ob die Ehe gültig abgeschlossen ist: ist sie aber gültig, so entspringen ihre Rechte und Pflichten nicht so sehr aus der Eigenschaft als Contrahenten, als aus der Eigenschaft als Eheleute; — wodurch also die Natur des Contractes eine große Beschränkung erleidet.

Digitized by Google

Wenn also die Ehe auch ein bürgerlicher Act genannt wird, so ist das doch nur in einem besonderen eigenthümlichen Sinne wahr; dagegen hat der Ehecontract eine Reihe anderer Eigenschaften, die von ungleich höherer Wichtigkeit sind, die ihn aus den Sphären des bürgerlichen Lebens erheben und ihn auf den Boden der Religion und der Kirche versetzen.

(Fortsetzung folgt.)

B. Rive S. J.

Drei Briefe des P. Friedrich von Spee aus der Gesellschaft Jesu.

(Schluß.)

Exemplar epistolae secundae ad nobiles tres **Virgines de Stein.**

Cöllen, den 24 April 1628.

Wol edle ehr und tugentreiche jungfhrauen. Nachdem der könich Davit, wie in heiliger schrift zu lesen iß, dem Uria sein einigeß sehr lib und werteß Eghemal genommen, ihren Uriam noch darzu umbringen lassen, und also er ihm den grimmigen zorn gotteß und ewig verdamniß auf den haltz geladen, ist er danach in einem solchen gefhärlichen stand, dermaßen blint, unwissent, ohn verstant und augen daherzogen, als ihm gar nix manglite, hatt die größe seiner sünt, die tiefe seiner gefhar nit erkent, noch auch erkennen können. Da erbarmet sich gott über ihn, schickt zu ihm einen propheten mit namen Natan, der selbe trat zum könichlichen pallast hinein und redete dise gleichniß.

Allergnädigster könich, gib mir ein urteil. Eß wharen zwei männere einer statt, einer reich der ander arm; der reich hat sehr vill schaff und rinder, aber der arm hatt nhix dan nur ein einzigs klein schäflein, daß er kauft hatt, und ernheret eß, und eß whare groß worden bei ihm und seinen kindern, eß aaß von seinem brott, und tranck von seinem becher, und schlif in seinem schoß und hilte eß wie eine dochter. Da aber dem reichen man ein gast kam, schonet er zu nemmen von seinen schaffen, und rindern, daß er dem gast etwaß zurichtet, der zhu ihm kommen war und nhame daß schaff deß armen, und bereitets zu essen dem man der zu ihm kommen war.

Da Davit dieses angehöret, grimmet er mit großem zorn wieder einen solchen man und sprach: alßwhar der herr im himmel leb, so ist der man ein kint des tods, der daß gethan hatt.

Da sprach Natan zu David: du o könich du selbsten bister man, der solcheß gethan hatt.

Und also balt thete David auf die augen seineß hertzenß, erkente in der parabel alß in einem klaren spiegel seinen stand, den er zu vor nit erkennen

konnen, fiele nieder zur erden und schrie überlaud zum herren: ich habe gesündiget, o herr, ich hab gesündiget.

Wie nun Gott der almechtich, da er den David erleuchten wolte, nit anderß alß mit einer parabel die sach angegriffen; also hab ich disem Exempel nach, auch an E. E. L. vor wenig tagen eine parabel gelangen lassen, in willenß durch dieselbige ihnen klar vor augen aufzuweisen, in wie einem sehr sorglichem stand und außerster gefhar sie sich verhalten, und banoch solcheß nicht gewiß, auch noch nit wissen noch erkennen, sondern als were eß alleß richtig und gutt, in aller richtigkeit und rhu deß hertzenß frisch und shrölich, shrei und shranck daher leben.

Eß sollen E. E. L. wissen daß (in massen ich balt hernacher in außlegung gemelter meiner parabel klerlich an tag setzen will) ihr leib und leben, seel und seeligkeit an einem seidenen faden hange, und, da sie nit bei zeiten mit allem fleiß vorsehen, werden sie sich urplötzlich in einer augenscheinlichen gefhar befinden, darvon leib und seel in ewigkeit zu verlihren. Behüte mich aber gott, vilgünstige jungfhrauen, daß ich etwaß alhie reden oder schreiben dörfe, so ich nicht ganß tag- und sonnenklar schreiben und erweisen könne. Und da vileicht, ob meiner so strengen und starcken rhett E. E. L. etwaß entsetzen, und ob einer so unhöflichen intrada schrecken mögten, so were doch solcheß eben daß waß ich beghere, ja were also diese meine unhöflichkeit die allerbeste höflichkeit, so ich zu erlangung meineß mir itz vorgesteltem zweckß anwenden könde. Wolte nur gott daß sich E. E. L. recht entsetzen und die anstehende gefhar zu hertzen fhüren wolten, so were schon der sachen weit geholfen, dan alßlang einer die ob augen schwebende gefhar nit erkennet noch sich darob erschrecket, kan ihm nit geholfen werden, alßbalt aber er die augen auffthut, die gefhar vermercket, seine nhott verstehett, und zu hertzen greift, da kan und mag man schon die hofnung scheffen allem übell richtich zu begegnen.

Damit dan nun Euer Edell mein intent recht gründichlich verstehen mögen, will ich ihnen die neulich überschickte histori oder parabel alhie gantz ordentlich hell und klar auslegen, mit außdrücklicher protestation, daß ich hiemit, anderst nix gemeinet seie zu sichern, alß nur allein E. E. L. heill und wohlfart, und daß, da vileicht E. E. L. mein treuhertzig wollmeinen und ermahnung zurhücksetzen oder in wind blasen werden, ich alßdan an jenem tag vor gott und aller welt, daß ist vor dem erschröcklichen richter der lebendigen und der toten, an E. E. L. blut unschuldig sein will, sintemhalen ichß an meinem fleiß mit nichten ersetzen lassen, sondern gethan habe waß einem rechten treuen hertzen gebhüret.

Wan dan nun E. E. L. eß also gefelt, so shae ich itzo an die parabel zu erklären, eß können E. E. L. weill eß ziemlich lang, alhie aufshören zu lesen, und morgen mit frischen gemhütt widerfortfharen, damit sie sich nicht auff einmhall zu vill bemhüen.

Außlegung der parabel, die ich im vorigen briff weitläustich geschriben hab.

Ich vermeldete in andachter parabel, wie eine sehr adeliche person mit vielen brüdern in höchste Ungnad ihreß landfürsten, ja auch in höchste armut

gehraten, angefangen hatten auf einem schloß eine schreckliche mörderei zu üben. Dise adeliche person ist Lucifer, der höchste unter allen englen, dessen geschlecht und hoher adel niemand unbekant, wer nur in gotteß wort gelesen, waß Ezechiel der prophet von ihm und seiner herlichen schönen worten so wie stamm und wappen männichlich vor die augen weiset. Nun begab eß sich, daß gemelte also adeliche person mit sampt vilen brüdern, daß ist auch unzälbaren Engelichsten geistern, durch eine rebellion die höchste ungunst ihreß landfürsten, daß ist den zorn und grimmen gotteß ihnen auff den halß gezogen, und also aller himlischen güter beraubet, sich in äußerste armhut, hunger und kummer biß in ewichkeit gestürtzet haben, worauß dan weiter erfolget, daß sie noch auß verzweivelung sich deß raubenß und mordenß angenommen. Daß schloß oder burch, darinnen sie solche unthaten verübet, ist eben dise, von gott erbaute schöne ansehenliche welt, alda sie nun vill jharen herr dermaßen schrecklich gehauset, daß sie fast keinem shürüber reisenden, er seie hoheß oder niedreß stands, reich oder arm gewesen, geschonet, sondern so gar alleß waß ihnen nur bekommen ohn respect und barmniß nider than und hingerichtet haben.

Die mördergruben darin sie die arme leut hinunder stürtzen, ist die finstere dunckele hell, alda alleß voll erschrocklichen gespentz und nits dan lauter quall und marter, schwert und messer, feur und flam, pech und schwebell, krotten und schlangen, jammer und elent, pein und schmertzen, noth und tod zu hoffen ist, wie solcheß dan im selben gotteß wort geschriben steht, wan wirß nur anderß glauben und zu gedechtniß fassen wollen. Die betrügliche betladen aber, oder ligerstett, darauff die arme menschen nach laut meiner parabel sich zur rhu ligen, und unversehenß in gemelte hellische gruben umbgestürtzet werden, seien die unterschitlige vielfeltige glauben, die auff diser welt seint. Dan waß ist der glaub anderß alß ein liegerstatt, daran wir süßiglich einschlaffen, und der ewigen rhu erwarten? Nun hatt eß mit disen rhubettlein eine solche gelegenheit, daß nur ein eintzigeß bettlein auff der gantzen erden ist, welches recht und ohne bedrug ist, alle andere, so vill ihr immer seien, seint betrüglich, und werfen alle die, so drinnen liegen, in gemelte mördergruben in daß ewig verderben. Seint auch von dem leidigen satan zu eben disem end eingeshüret, damit er durch solchen argliſt die fromme unverstendige seelen, in besachte finsterniß hinunter richte. Welcheß zwar, damit eß desto deutlicher vermercket und recht zu gemüth geshüret werde, muß an diese drey nachfolgende puncten, so ich itzt ordentlich nacheinander setzen will, in acht nemmen und woll bedrachten. Dan Erstlich ist zu wissen, daß in diser welt, ja leider in disem unsern außlant und Europa nicht einer, nicht zween, drey, oder vir allein, sondern mehr alß hunterterley, unterschitliche und gegen einander lauffende, glauben zu finden seint, dan da ist der Catholische oder päpstische glaub, da ist der Calvinische, der lutherische, der zwinglische, der Carolstadische, der widerteufferische, der hussische, der arianische, der jüdische, der türckische, der heidenische und der gleichen vill andre mehr, so mir itz nit in sin kommen, und langweilig were alle zu erzelen, und solcheß ist bei manglichem ungezweivelet.

Zum andren ist zu wissen, daß unter allen denen so vill selbigen glau-

ben, nur ein eintziger allein der rechte glaub sei, alle andre aber falsch und unrecht seind. Solcheß ist gewiß bei allen denen, welche dem heiligen gotteß wort getrauen, dan also sacht außtrücklich der heilige geist, durch den munt des Apostels Pauli in der Epistel zu Ephesiern am 4 Capitel:

Ein Herz, ein Glaub, ein tauff, daß ist, eß ist nur ein eintziger warer gott, ein eintziger wharer gläub, und ein eintzige ware tauff. Also daß man auch hieran mit nichten zweivelen mag.

Zum dritten ist zu wissen, daß keiner könne selig werden, er habe dan den itzt gemelten eintzigen rechten waren glauben, wer aber einen falschen irrigen hatt, eß sei gleich, welcher eß wolle, ist und bleibt in ewigkeit verdampt. Solcheß ist auch gewiß bei allen denen, welche sich zum worte gotteß bekennen; dan also sagt auch außrücklich gemelter Apostel Paulus in der Epistel zu Hebreern am 11 Capitel: ohne den glauben spricht er, ist unmöglich gott zu gefallen. Er redet aber von dem rechten glauben, so folget notwendig, daß wer einen falschen irrigen glauben habe, der selbich gott nit gefallen könne; kan er aber gott nit gefallen, so kan er auch nit selig werden; wirt er aber nit selich, so wirt er gewißlich verdampt, sintemalen dieß oder andereß, dieseß oder jeneß wir entlich zu erwarten haben, und ist auch solcheß außer zweivel.

Nun aber mercket weiteß.

Wan diese drey puncten also gebilliget, und hin gelassen werden, wan unzälbar vill glauben von anfang der welt biß hierhin gewesen seint, auch noch itzo seint, und hinfhüro sein werden, wan auch vill unzälbare tausent menschen, in allen und jeglichen glauben biß hieher gewesen seint, auch noch itzo seint, und hinfhüro sein werden, und wan letzlich unter allen disen glauben nur ein eintziger der rechte ist, ohne den unmöglich sey die seligkeit zu erlangen, so ist letzlich zu ermessen und mit blutigen Zhären billich zu beweinen, wie so vill unzälbare tausent arme menschen in die höllische mördergruben biß hieher gefallen seint, auch noch anitzo fallen, und hinfhüro so lang die welt stehet fallen werden, und in ewigkeit verderben. O gott und herr, wer wirt nit billich in großen sorgen stehen, wie er seineß berufß von gott vergewisset werde, wie schwerlich und geferlich wirt eß sein, den eintzigen rechten glauben unter so vill unrechten gleich eben anzutreffen, wer wirt ihne ohn außbündige gantz erheblichen fundamenten, ohne unablessiges nachsinnen und bedencken kecklich trauen dörffen, daß er eben daß rechte rhubetlein erwischt habe, in dem er unter so vill andren gantz sicher einschlaffen könne, und gemelten satanischen mördern nicht zu teill werde. Warauß dann entlich klar erscheinet, daß warhaftich diese welt ein gar geferlige herberg sei, in der man woll zuschauen möge, daß man nicht, da man gemeinet sich in sichere rhu gelegt zu haben, man in dise eußerste finsternüssen der hollischen mördergruben abgeweltzt werde.

Also daß nun, woll edle, vill günstige jungfhrauen E. E. L. den gantzen verstant meiner parabel zimlich ergriffen haben werden, welche die drei adliche holtseliche jungfhrauen gewesen seint, von denen ich in der selben parabel vermeldet, daß sie auch in diese herberg eingekehret weren und sich zu einer so

Digitized by Google

ſorglicher gefehrlichen rhu begeben, in deren ſie doch von einem treuen pilger durch einen ernſtlichen zettel noch bei zeit geſtöret und ermanet worden, eilenß auff zu ſein und ſich von anſtehenden leibß und lebenß gefhar zu retten, dan durch gemelte jungfhrauen ich anderſt niemand alß E. E. L., durch den pilger aber niemand alß mich ſelbſten verſtanden habe. Ich bin derjenich, den eß hertzlich ſchmertzen ſolte, daß ſo edle tugentſame unſchultige hertzen in einem unrechten glauben ſich nidergelegt haben möchten, und nachmalen alſo jämerlich ermordet würden.

Sieh ich bin derjenich frembdling welcher E. E. L. auß auffrichtigem woll meinendem gemüt, ein ernſthafteß woll gegrünteß warnungßſchreiben hiemit zukommen laſſe, und mit heller lauter ſtim, ſo vill ich immer ruffen mag, zu euch allen miteinander ſchreie und rufe: ſo lieb und wert euch euer leib und ſeel iſt, ihr euch alſobalt auffmachen dieſeß mein ſchreiben ernſtichlich ableſen, und die äußerſte gefhar in deren ihr itzo ſchwebet, bedrachten ſoltet. Ich hoffe zu gott dem allmechtigen, ihr werdet nun auch wie weiterſt in der parabel iſt angedeutet eilenß auffein, auch ein wenich umbſehen, und weill das liecht der gnaden und verſtanß in eurem hertzen noch gnugſam leuchtet dieſe meine warnung mit vernunft durchſehen, den ſachen ernſtlich nachdencken, die größe euerer gefhar vill behertzigen, und gott inſtändiglich tag und nacht anruffen, daß er euch auß gegenwertiger noth durch ſeine grundloſe barmhertzigkeit erretten wolle.

Damit aber auch E. E. L. deſto gründlicher einmall recht vor augen ſehen, wie war eß ſeie, daß ſie in einer ſolcher großer gefhar ſtecken, alß ich nun ettlichemhall geſagt habe, will ich alhie noch nit auffhören, ſondern weiterß fortfharen und ſolcheß noch klerlicher und, gemeß mehrgeſagter parabel, noch weitläuftiger erörteren. dan ich mache mir einen ſolchen discurs und ſpreche alſo wie folget:

Nitt allein E. E. L. in particulär, ſondern ſo gar alle menſchen, die ihren abſtand alhie in der welt genommen, und ſich in einen gewiſſen glauben zur rhu legen wollen, ſtehen in großer gefhar, und mögen woll billich ſorgen und wider ſorgen, daß nit etwan ſie ſich vergriffen, und durch ein bedrüglich ligerſtett in die hant der mörder abgeſetzet werden, einß iſt gewiß, daß wir notwendig eines auß mehr gedachten ruhbettlein einnemmen müſſen, ohne glauben können wir nicht leben, eß muß gewagt ſein, entweder diſen oder jenen müſſen wir gewißlich annemmen. Aber o Gott und herr, welchen wöllen wir ergreiffen unter ſo gar vielen? Wer will unß gewiß verſichern, daß dieſer oder jener, der eintzige, rechte, whare, alleinſeligmachende glaub ſey, dem wir unß vertrauen dörffen?

Die Catholiſche geben für, ihr bettlein ſey daß rechte, ſo nit bedriege, die Calviniſche ſchreihen daß ihrige ſei daß rechte;

Die luteraner ruffen, daß ihrige ſey daß rechte;

Die widertäuffer ſprechen, daß ihrige ſey daß rechte;

Die zwinglianer wollen, daß ihrige ſey daß rechte;

Die hußiter geben fhür, daß ihrige ſey daß rechte;

Die andere alle auch deßgleichen, dan ein jeder meinet, daß ſeinich kön

nit fhelen, und ist doch, wie eben angezogen, nur ein eintzig daß recht, alle andere seint falsch und unrecht.

Wer wilt nun hie daß eintzige rechte also glücklich antreffen, daß er nit fhele, und in schäntliche mördergruben falle, leib und seell in ewigkeit verliehre? frageſtu dan alle nacheinander, woher ſie wiſſen, daß der ihrige glaub allein der rechte ſey, ſo antworten ſie dir, alle einer wie der ander, unt bleibſtu vor alß nach, und nach alß vor in eben großen zweifel. Die Catholiſche ſagen, darum ſey der ihrige der rechte, weil er allein in der heiligen ſchrifft gegründet ſeye und nicht die andere.

Die Calviniſchen ſagen eben deßgleichen

Die Luteraner ſagen eben deßgleichen

Die Widertäufer deßgleichen.

Die Zwinglianer, huſſiter und alle andere deßgleichen, und doch iſt unmöglich, daß alle recht haben. Wer will alhie ſich drauß reißen mögen, und daß liecht von der finſternuß, daß leben von dem tot, die lügen von der wharheit unterſcheiden können? Wer ſihet nicht daß du da noch zwiſchen ſo vielen in der mitten unentſchieden ſteheſt, und wol wiſſen mögeſt, weme du vertrauen ſolleſt? Wie aber einſt, und wie in alle ewigkeit, da wir villeicht verfhelen würden, und daß eintzige rechte bettlein nicht erdappen; warhaftig mögen wir woll ſprechen, daß da wir in dieſe welt gebohren ſeint, wir gewißlich in eine überauß gefehrliche herberg abgeſtanden ſeint. Woll kan und mag derjenich von großem glück und gnaden gotteß ſagen, der auß ſo villſelbigen ſtricken erlöſet, und der ſchröcklichen hölliſchen mördergruben entgangen ſey, da iſt nun anderſt nicht, alß nur gefhar, gefhar, und äußerſte gefhar.

Ich bitte aber E. E. L. ſie wollen waß insgemein geſagt iſt, ihnen ſelbſten in particulär appliciren, und alſo weiterſt, wie folget, den ſachen nachtrachten, dan eß ſeint ja E. E. L. auch in dieſe herberg eingekeret, ſie haben ſich gewißlich auch in einen dergleichen glauben alß gleichſham in eine ſichere rhuſtatt hineingelegt. Und O Gott und herr, wer wilt nit grauſen, wer wilt nit billich in groſſen ängſten ſtehen, eß möchte vileicht E. E. L. die ſach mißlungen ſein! Wie wan ihr nun warhaftich gefhelet hettet, wie wan eß geſchehen were, waß ſo vill tauſent und tauſenden widerfharen iſt, die eben ſo wenich ihre gefhar vermercket, oder geforchtet haben! Wie wan die ſchantz vieleicht verſehen war, villeicht ſprich ich, vileicht, und ihr alſo in ſolchem fall in die erſchröckliche mördergruben geworffen werden müſtet, alda in hechſter quall und marter in ewichkeit zu verbleiben! O wee wee den armen Creaturen! O wee wee der großen ſchmertz und peinen, wie wolten wir beſtehen! Ich ſage zwar nit, vill tugentreiche jungfhrauen, daß ihr daß rechte rhubettlein oder glauben nit getroffen habet, ich ſage auch nit, welcheß daß rechte ſey. Daß laß ich alleß ſtehen, und in ſeinem wert verbleiben: iſt noch nit zeit hievon zu reden, ſondern daß iſt waß ich ſage, daß ihr danach in einer ſehr großen gefhar, ja aber großen und großen gefhar lieget, alß lang ihr nit ganß und gar auff alle weiß und wegen eureß glaubenß vergewiſſet ſeit, dan ich bitte euch umb gotteß und eurer ſeelen ſeligkeit willen, ſagt an, wie, warumb, woher, durch waß mittel oder kenzeichen ſeid ihr gewiß, daß ihr unter ſo vielen glauben, die

sich für alle recht außgeben, alle sich auff daß helle wort gotteß beruffen, den eintzigen rechten gleich eben also schnurstracks angetroffen habet. Wollet ihr vieleicht darumb meinen, daß ihrß getroffen habet, und eurer glaub der rechte sey, allweilen ihr darinnen gebohren, und gezoget seit? Solcheß ist ein schlechtes fundament, dan auch die Juden und widertäufer in irem glauben gebohren seint, unt haltet doch ihr darfhür, daß sie fhelen.

Wollet ihr aber darumb vermeinen, daß euer glaub der rechte sei, alweill irß in Euerem hertzen also empfindet, und euch der heilig geist einredet, daß ihr nit fhelet, so ist auch diseß eben so woll bedrüglich. Dan die widertauffer und alle andere sagen eben so woll, daß sie eß in ihren hertzen also empfinden und eß ihnen der heilich geist also klärlich einspreche, daß sie nitfhelen und werden dennoch betrogen.

Wollet ihr aber entlich darumb vermeinen, daß Euerer glaub der rechte sey, alweil ihr vermeinet, er sey in der heiligen schrifft gegründet, so könnet ihr abermhal noch nit fußen, dan daßjenich sagen auch alle andere, ein ieglicher von seinem glauben, inmassen ich dort oben angedeutet habe. So sehet ihr nun gnugsam, daß die sachen noch nit also rein und also klar seint, wie ihr vielleicht vermeinet. Ihr sehet auch danoch, daß die gefhar darbey zu förchten sey und woll wert ist einer so wichtigen sachen mit größerem fleiß und sorgen nachzudencken.

Ich fahre aber noch weiterst fort, und bitte euch zum andermall um gotteß und Eurer seelen seeligkeit willen, saget an, habt ihr, auch ehe dan ihr euch in dieseß bettlein gelegt, euch fleißig erkundiget, und beflissen daß eintzige recht anzutreffen? Wie habt ihr gefhraget, mit wem hab ihr euch deßwegen unterredet, wie vill Zeit und stunden habt ihr angewendet, ein so wichtigß bing recht außzugründen, wie großen fleiß, ernst und eiffer habt ihr gebraucht einß von dem andern zu entscheiden, einß und daß ander hin und wider zu besehen, zu examiniren, und gegen einander zu halten, damit ihr nit unbedacht euch zur rhu niderleget, hab ihr auch auff diese so wichtige sach, darin Euer leib und leben, seel und seelichkeit, ewigß heill und unheill bestehet, so vill fleisseß, so vill aufmercksamkeit, so vill zeit und so vill kosten, so vill arbeit angewend, alß ihr angewendet hatt auff schreiben und lesen lehrnen, alß auff neyen und stricken, alß auff speltenwerck und kantenmachen, ja so gar auff spielen, tantzen, lautenschlagen, carten, brettspiel, trichtack und verkehren?

Rechnet auß umb gotteß willen alle die stunden, so ihr in dergleichen liderlichen stücken habt zugebracht, und wan ihr alßdan nur den virten teil zeits und fleisses zu gewant hab, euch zu erkundigen, welcheß doch unter so gar vielen der eintzige ware, rechte, allein seligmachende glaub were, dran ihr Eurer seelen seelichkeit sicher vertrauen kontet, so will ich kein eintzigeß wort mehr brauchen, noch auch einiger gefhar halben aufhalten und ermahnen, sondern im guten fried und rhu verbleiben lassen; wan aber ihr so gar keinen eintzigen halben Tach euer gantzeß leben lang im erforschung gemelter warheit, mit ernst geschlissen habt, ja wan ihr keine sorg noch hinderdencken je ein eintzigeß stündlein getragen, sondern vilmehr Eure bißhero zugebrachte zeit in reden, spielen, kurtzweilen, spatziren, in diesen jenen üppichkeiten, mehrer=

Digitized by Google

teilß gantz sicher und sorgloß verzehret, so meine ich ja billich hoch vonnöten, und daß aller großte freuntstück der welt zu sein, wan ich mit starcker freier stim euch ernstlich zu schrie, und umb gotteß willen versuche, ihr euch in aller eill bei zeiten aufmachen, und empsich zuschauen wollet, ob ihr vileicht nit etwa in ausserster gefhar weret, in die hollische mördergruben heut oder morgen zu geraten.

Ich widerhole abermhal und protestire widerumb wie zuvor, daß ich nit sage, daß Euer glaub in dem ihr euch itz verhaltet, der unrechte seye. Ich sage auch nit, welcher glaub unter allen der eintzige gerechte sey, dieseß alleß laß ich ungeurtheilt, sondern ich sag und frag, waß ich nun ettlichmhal gesagt und gefraget habe, woher doch E. E. L. also sicher und gewiß seyen, daß sie unter so vielen falschen glauben den eintzigen gerechten, alsó richtig angetroffen haben. Ich möchte auß der maßen gern verstehen, ob E. E. L. ehe dan sie sich in diser herberg also zur rhu gelegt, zuvor mit allen ernst der sachen gelegenheit nachgefraget haben, und ich finde gewißlich daß Euer Edell nit allein sich nit zuvor befraget haben, sondern sogar in ihrem itzt in habenden bettlein sich befänden, ehe dan sie selbsten recht gewust, wie und wohin sie sich hetten nidergelegt, weill nemlich sie bekennen müssen, daß sie darein geboren seint, und nachmhalen nit weiterß davon mit jemant sich besprochen haben. Ja da biß hieher ihr gelegenheit gehabt euch mit andren deßhelben zu unterreden, und ich auch mich anitzo in specie anerbiete, mit E. E. L. hirüber inß künftige gantz freuntlich zu discuriren, fhüret ihr doch solcheß vileicht nit zu hertzen sondern lasset eß also kalt und ungeacht daher gehen, sampt were eß gülden gutt, und ihr euch gar keinß böseu zu befahren habet.

Ich möchte aber woll gern wissen, ob und in wie ein solche seel an jenem gestrengen tag deß letztenß gerichts bestehen werde, die dan überzeucht werden wirt, daß sie in üppichkeiten diser welt zu lehrnen eine gute zeit ihreß lebenß, in betrachtung aber und erforschung der warheit in glaubenß sachen, nit ein eintzigeß stündlein zugebracht habe. Wollan ich nehme hiemit gott den almechtigen schöpffer himmelß und der erden zu einem wharhaftigen unwidersprechlichen ewigen zeugen, daß ich daß meinige gethan und E. E. L. der vorsthehenden leibß und lebenß gefhar halber auß rechtem grunt meineß hertzenß so woll treulich als weitläuffig ermhanet habe, auch noch anitzo zum beschluß abermhalen ermhane, bittent und fhlehent, sie diſe meine vileicht letzte warnung nit verrathen, noch auff die lange baan verschieben wollen, sondern noch laut der überschickten parabel sich wachtsam verhalten, und mit eifrigem stanthaftigem gebet die gnat und beistant gotteß instendichlich ersuchen. Allein ist übrich, daß, weil ich alß ein treuer auffrichtiger freund euch biß dahero in absehen schrifftlich errinnert habe, mich hinfhüro unterstehe auch müntlich und in gegenwart weiterß zu unterrichten, damit ich also den mehr gesachten in unser parabel eingefürten pilgrim bei E. E. L. in eigener person vorstelle, und präsentire, von dem sie alsdan weiter von munt zu munt einen stätten grüntlichen bericht einnehmen mögen, wie sie unfählbarlich ersehen können, ob sie in ihrem biß daher verüptem glauben sicher zu verbleiben, zu bauen und zu trauen haben oder nicht.

Digitized by Google

Zu welcher zeit aber und an welchem ortt eine alsolche müntliche unterredung mag beiderseitß beſter gelegenheit angesetzt werden mögen, stehet anitzo zu bedencken; wan eß E. E. L. also gefhiele, wolte ich begeren, sie mich ihreß guttbedünckenß halber mit nur treyen oder vir worten avisiren wollen, sonsten seint und bleiben wir geschieden. habe nichts mit der sach zu thuen, gehet mich nit an, wan E. E. L. selbsten ihre seelichkeit nit achten werden, will ichß gewiß nit achten, keiner wirt vor den andren bezalen, sondern ein jeglicher sein eigen glück und unglück in ewichkeit abtragen müssen. Unter dessen aber gelangt an E. E. L. eine gar schlichte, aber doch nit verwörffliche bitt, sie wollen doch hinfhüro alle abent, ehe dan sie sich zur rhu begeben, vor dem bett auff ihren Knien und mit zusammengelegten henden in aller demut und andacht fünff vatter unser zu ehren der heiligen fünff wunden deß gekreutzigten zu gott betten, und solcheß zu disem ent, damit gott der himlische vatter ein neueß liecht allen denen, die in dieser finsternuß deß liechtß begehren, durch die heilige fünff wunden seineß allerlibsten und zarten kintß Jesu Christi auch in euerem hertzen ein schöneß liecht anzünden wolle, wodurch ihr einmhal hell und klar verstehen möget, ob ihr vieleicht in einem waren oder unwaren glauben bißhero gewesen seint oder nicht. Solcheß kan und mag je nirgent euch zu keinem nachteill am geringsten nit gereichen. Bitte derohalben E. E. L. mir ein gantz geringeß und ja ihnen selbsten nutzlicheß gesinnen mit nichten abschlagen wollen.

Hiemit ich E. E. L. sampt den herren brüdern, herren Amptman und Amptfrauen gott dem almechtigen befhele.

Mitgetheilt von **J. B. Diel** S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

Dr. **Fr. Xav. Reithmayr's Lehrbuch der bibliſchen Hermeneutik**, aus deſſen hinterlaſſenen Handſchriften mit Ergänzungen und einer Lebensſkizze des Verfaſſers herausgegeben von Dr. **Valentin Thalhofer**, o. ö. Prof. der Paſtoraltheologie an der Univerſität und Director des Georgianiſchen Klerikalſeminars in München. Mit dem Portrait des Verfaſſers. Kempten 1874. 8°. XLVIII u. 256 S.

An guten katholiſchen Lehrbüchern der bibliſchen Hermeneutik haben wir gerade keinen Überfluß. In den katholiſchen Lehranſtalten der meiſten Länder werden die für die Schrifterklärung nothwendigen Grundſätze meiſtens in der Dogmatik behandelt, die aus dieſen Grundſätzen ſich ergebenden Regeln aber nur einleitungsweiſe beim Beginne der Schrifterklärung ſelbſt mitgetheilt; auf den deutſchen und öſterreichiſchen Univerſitäten dagegen gilt die Hermeneutik als ein ſpezielles Fach, als ein ſelbſtſtändiger Zweig des theologiſchen Studiums. Daher kommt es denn, daß wir eigentlichen Lehrbüchern der Hermeneutik faſt nur in Deutſchland begegnen; aber auch hier gibt es ihrer nicht gar viele und vor einer ſtrengen Kritik dürften von dieſen wenigen nicht einmal manche beſtehen. Nicht als ob ſie nicht den katholiſchen Prinzipien Rechnung trügen, — Gott ſei Dank, haben ſich die neueren Werke dieſer Art von dem Gifte des Rationalismus und Subjektivismus, das am Ende des vorigen und im Beginne dieſes Jahrhunderts auch katholiſche Schriftforſcher angeſteckt hatte, mehr oder weniger frei zu halten gewußt — ebenfalls fehlt es nicht an einer ſyſtematiſchen Bearbeitung des Stoffes; aber die meiſten, wenn auch nicht alle, gehen auf die allgemeinen Grundſätze, die für die Erklärung eines jeden Schriftſtellers gelten und die daher den angehenden Theologen aus ihrem jahrelangen Studium der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker mehr als hinlänglich bekannt ſein müſſen, mit einer ermüdenden Breite ein (ich erinnere nur an Ranolder), während gerade jene Prinzipien, welche für die Schriftforſchung allein gelten, nur kurz und ungenügend entwickelt werden. Wir ſind daher Herrn Dr. Thalhofer zum Danke verpflichtet, daß er aus dem literariſchen Nachlaß des von allen katholiſchen Exegeten hochgeſchätzten Prof. Dr. Reithmayr das vorſtehend verzeichnete Lehrbuch der bibliſchen Hermeneutik veröffentlicht hat.

Wenn wir im Vorworte leſen, daß der ſel. Profeſſor Reithmayr „nicht weniger als 35 Mal bibliſche Hermeneutik vorgetragen" habe, und außerdem aus der mit großer Wärme geſchriebenen Lebensſkizze erſehen, daß er nicht alljährlich, wie es von andern Profeſſoren wohl zu geſchehen pflegt, nur die alten Collegienhefte reproducirte, ſondern ſie ſtetig umarbeitete und vervollkommnete, ſo daß die Hermeneutik ſogar in vier vollſtändigen Ausarbeitungen vorlag, ſo dürfen wir wohl in vorliegendem Werke, bei welchem das

nonum prematur in annum so vollkommen beobachtet ist, eine reife und gediegene Arbeit erwarten. In der That können wir sie auch unsern Lesern als eine solche im Allgemeinen empfehlen.

Was uns vor Allem in diesem Lehrbuche anspricht, ist der warme katholische Geist, der dasselbe vom Anfange bis zum Ende durchweht. Wüßte man es nicht schon aus seinen trefflichen Commentaren zum Römer- und Galaterbriefe, so müßte man hier nothwendig zur Erkenntniß kommen, daß der Verfasser nicht, wie gewisse „wissenschaftliche" Exegeten, die heiligen Bücher als ein Feld betrachtet, das den gelehrten Herren überliefert sei, um ihrer Gelehrsamkeit sich zu freuen; sie sind ihm in der That heilige Bücher, eingegeben vom heiligen Geiste, und deßhalb nicht nach eigener Ansicht und Gelehrsamkeit zu deuten, sondern zu erforschen unter Anleitung des heiligen Geistes, d. h. unter Anleitung und „im Sinne der katholischen und apostolischen Kirche, welche den Geist der Wahrheit empfangen hat und bewahrt" (S. 76). „Inner der katholischen Kirche bei den Lehrern, welche von den Aposteln her die Succession in der Einheit und Gemeinschaft und damit wie das Amt, so auch das Ansehen haben, getreu zu lehren, was das primitive und ächte Schriftverständniß sei, muß die Erkenntniß dessen, was die Schrift lehrt, gesucht werden" (S. 79). „Die Kirche, oder genauer ausgedrückt, das unfehlbare Lehramt, hat über die Schriftauslegung zu wachen und über gemachte Auslegungen nach Maßgabe der Überlieferung und der Glaubenshinterlage die Censur zu üben, so wie auch, wenn die Noth es erheischt, von sich selbst aus zu entscheiden, was Sinn der Schrift oder einer besonderen in Anspruch genommenen Stelle sei" (S. 82). „Es unterliegt keiner Frage, daß die Interpretation und Entscheidung der Kirche bezüglich des Schriftsinnes, wo und soweit sie constatirt ist, von dem katholischen Exegeten ohne Widerrede geachtet, angenommen und jeder eigenen subjektiven Deutung übergeordnet werden müsse" (S. 89).

Was uns demnächst in diesem Lehrbuch am meisten anspricht, ist die Übersichtlichkeit des ganzen Werkes und die Klarheit der Exposition. Professor Reithmayr theilt die ganze Hermeneutik in drei Theile, von welchen der erste „vom biblischen Sinne" nach einem einleitenden Kapitel über das Sprechen und die Sprechmittel, die verschiedenen Sinnesarten im Allgemeinen und speziell in Bezug auf die heilige Schrift behandelt. Theilweise an P. Patrizi sich anlehnend legt er hier die Bestimmungen über den Literalsinn sowohl als auch über den mystischen (typischen) Sinn klar und eingehend dar. Ohne die dem Verstorbenen schuldige Pietät zu verletzen, wird es indessen wohl gestattet sein, auf einige Mängel, die uns hier aufgestoßen sind, aufmerksam zu machen. Zunächst bedauern wir, daß der Verfasser — wohl der Vollständigkeit und auch wohl ein wenig der Systematik zu Liebe — nicht ganz jenen Fehler vermieden hat, den wir oben an den andern Lehrbüchern tadeln zu müssen glaubten. Es will uns scheinen, daß es, wenn es sich um eine Anleitung zur Erkenntniß des wahren Sinnes der heiligen Schriften handelt, weder nothwendig ist, mit einer Abhandlung „vom Sprechen und den Sprechmitteln" zu beginnen, noch auch weitläufig über den Sinn im Allgemeinen sich zu verbreiten, weßhalb wir denn auch die beiden ersten Kapitel (S. 15—30) bedeutend abgekürzt zu sehen wünschten. Mit Recht betont Dr. Reithmayr, daß der Literalsinn in jeder Stelle bloß einer sei (S. 36); nur stößt er diese These selbst um, wenn er im folgenden Paragraphen „einen literalen Vollsinn der Bibel" annimmt. Was er aber so nennt, ist allerdings nicht ein angepaßter (accommodatus), aber wohl ein typischer Sinn; denn der gegen diese Ansicht geltend gemachte Grund, „die Evangelisten betonten, das Wort sei zu seiner Fülle gelangt, das, was der Buchstabe ausdrücke, sei seinem ganzen Umfange nach zur thatsächlichen Wahrheit geworden", beweist schon um deswillen nichts, weil eben das vom Typus Gesagte auch im Antitypus vollständig und zwar in einem vollkommenen Sinne zur thatsächlichen Wahrheit wird, so daß wir

Digitized by Google

wohl einen typiſchen, aber nicht einen literalen Vollſinn anzunehmen haben. Nicht ganz einverſtanden ſind wir auch, wenn der typiſche Sinn dem Neuen Teſtament ganz und gar abgeſprochen wird (S. 56). Zwar ſcheinen auch einige, vielleicht die meiſten, heiligen Väter dieſes zu thun; allein es iſt wohl zu beachten, daß dieſelben, wenn ſie ſagen, die Bilder hätten aufgehört, als der durch die Bilder Dargeſtellte, Chriſtus nämlich, gekommen ſei, ſpeziell von meſſianiſchen Typen ſprechen, deren es gewiß im Neuen Teſtament keine mehr gibt und geben kann. Warum ſollten aber einige Ereigniſſe des Lebens der Jünger Chriſti nicht typiſch die Ereigniſſe der Kirche Chriſti vorbilden, warum das vom Sturme auf dem See umhergeſchleuderte Schiff Petri nicht ein Typus der von den Verfolgungen heimgeſuchten Kirche oder die von Chriſtus geweiſſagte Zerſtörung Jeruſalems nicht ein Typus des Weltunterganges ſein können? In einem beſchränkteren Sinne glauben wir daher mit Bonfrerius (Proleg. c. 20, 3.) auch Typen im Neuen Teſtament und folglich auch an einigen Stellen einen typiſchen oder myſtiſchen Sinn annehmen zu dürfen.

Der zweite Theil des Lehrbuches behandelt die Auffindung des bibliſchen Sinnes. In den beiden erſten Kapiteln dieſes Abſchnittes ſtellt der Verfaſſer das katholiſche Schriftprinzip feſt, welches kein anderes iſt, als „die heiligen Bücher in und nach der Weiſe zu verſtehen, wie ihr Urheber, der inſpirirende Geiſt die Kundgebungen darin gemeint oder beabſichtigt hat“ und leitet aus demſelben als hermeneutiſche Geſetze her, daß der katholiſche Exeget ſich ſowohl an den sensus communis ecclesiae und den consensus unanimis patrum als an die kirchliche Glaubensregel als an verbindende und verpflichtende Normen halten müſſe.

Selbſtverſtändlich wird die Inſpiration der heiligen Schrift hier einfach vorausgeſetzt, da es nicht Sache der Hermeneutik iſt, dieſelbe nachzuweiſen; ebenfalls wird die Ausdehnung der Inſpiration nicht discutirt, nur im mündlichen Vortrage, heißt es in einer viel früheren Anmerkung, wurde das, was anderwärts über die Inſpiration nach quid und quomodo erörtert worden iſt, in Erinnerung gebracht“ (S. 32). Indeſſen findet ſich der eine oder andere Satz in Bezug auf die Inſpiration, welchen wir nicht unbedingt unterſchreiben möchten. So z. B. heißt es S. 71: „Der heilige Geiſt hat nicht bloß eingegeben das, was zu ſchreiben ſei, ſondern auch wie das Eingegebene und Aufzuzeichnende vorzutragen ſei, damit das Geſagte erſtlich ganz wahrheitsgemäß und zweitens mit Rückſicht auf die zu Belehrenden auch ganz zweckmäßig dargeſtellt würde.“ Nehmen wir dieſe Worte, wie ſie daliegen, in ihrem vollen und ſtrengen Sinne, ſo könnte es ſcheinen, als nehme der Verfaſſer eine Verbalinſpiration an. Weiter heißt es dann, „die perfectio S. Scripturae ſei eine ſolche, daß dieſelbe, ebenſowenig als ſie etwas Unrichtiges ausſagt, etwas Geſagtes unpaſſend im Ganzen und im Einzelnen darſtelle“ (S. 71); „als erſtes und oberſtes Gebot, um den Sinn des heiligen Geiſtes in der heiligen Schrift zu finden“, wird daraus abgeleitet, „daß die Forſchung an das Wort desſelben (des heiligen Geiſtes) ſich ſtreng anſchließe, in, aus und nach dieſem — niemals neben und außer dieſem — was Gedanke des Geiſtes iſt, erkenne und anerkenne“ (S. 72). Dieſe ſtrenge Anſicht von der Inſpiration wird aber nicht im ganzen Buche feſtgehalten; im Gegentheil finden ſich einige Sätze, welche dieſelbe vollſtändig umzuſtoßen und eine viel laxere, ja eine zu laxe, an ihre Stelle zu ſetzen ſcheinen. Zwar leſen wir noch S. 174: „Die Anſicht von einem möglichen oder wirklichen Selbſtwiderſpruche der kanoniſchen Schriften und Schriftſteller entfernt ſich vom Fundamente der apoſtoliſchen Lehre, iſt häretiſch und führt in ihrer praktiſchen Anwendung zur Auflöſung des Glaubens und zur Entwerthung der ganzen göttlichen Offenbarung“; aber einige Seiten weiter begegnet uns der Satz: „Die Inſpiration iſt nicht ſo weit auszudehnen, daß in Anſehung auch der Nebendinge jede Abweichung

(bei zwei inspirirten Schriftstellern) nothwendig ferne gehalten werden müßte" (S. 181). Zwar ließe sich dieses noch dahin verstehen, daß bloß von Abweichungen die Rede sei, insofern ein Hagiograph einen Nebenumstand erwähne, der andere ihn aber verschweige u. s. w. Diese Erklärung wird uns aber dadurch abgeschnitten, daß Dr. Reithmayr kurz vorher zwischen wesentlichen Widersprüchen, welche sich auf die Substanz der Sache beziehen, und accidentellen, welche nur in Nebendingen hervortreten, unterscheidet und behauptet, wesentliche Widersprüche würden nicht in der heiligen Schrift angetroffen, Discrepanzen aber in unwesentlichen oder Nebendingen *könnten* vorkommen, ohne daß die Auctorität der Schrift Schaden leide und kämen erfahrungsgemäß auch wirklich vor (S. 176); und bald darauf heißt es: „Es ist im Übrigen nicht in Abrede gestellt, daß auch Fälle vorkommen können, wo die hier angedeuteten Winke zur Vereinbarung (scheinbarer Widersprüche) nicht zutreffen und die Discrepanz unbefangen als gegeben anerkannt werden muß: z. B. Matth. 8, 28 mit Mark. 5, 2, Luk. 8, 27; Matth. 20, 30 mit Mark. 10, 46 und Luk. 18, 35. In diesem und solchen Fällen nützt es nichts aus *einer* Begebenheit zwei oder mehrere zu machen, welche offenbar nur *eine* ist, um so die Differenz zu heben. Es ist viel einfacher, von der Ansicht auszugehen, daß die Erzähler, welche nicht Augenzeugen waren, und denen nur um das geschehene Wunder zu thun, die Zahl als gleichgültig übergingen und bloß an die Hauptsache sich hielten" (S. 180). *Viel einfacher* ist das nun gewiß, aber ist es auch richtiger? Mit der Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Widersprüchen in der heiligen Schrift ist es so eine Sache, und wenn sie auch unter den Händen eines Reithmayr nicht gefährlich ist, wird sie es unter andern Händen ebenfalls nicht sein? Wie stimmen endlich diese letzten Sätze mit den oben erwähnten, daß die Schrift „nichts Unrichtiges" aussage, das Gesagte „nicht unpassend im Ganzen und im Einzelnen darstelle", der heilige Geist (welcher doch Augenzeuge war) das *was* und das *wie* der Aufzeichnung eingegeben habe u. s. w.? Wir glauben daher, sowohl die Sätze über die Inspiration als über die scheinbaren Discrepanzen bedürften einer genaueren Fassung, bezw. Berichtigung.

Das folgende Capitel des zweiten Theiles (S. 95—148) handelt von der grammatisch-historischen Schriftauslegung und den dabei geltenden Gesetzen. Da wir es hier wieder nur mit mehr oder weniger allgemein gültigen Regeln, also mit solchen zu thun haben, welche den Candidaten der Theologie aus vieljähriger Praxis bekannt sein müssen, hätte dasselbe meiner Ansicht nach kürzer gefaßt, ja fast ganz ausfallen und das Wesentliche desselben in den beiden letzten Capiteln, die sich wieder specieller mit der heiligen Schrift beschäftigen, an geeigneter Stelle untergebracht werden können.

Der dritte Theil endlich gibt uns im ersten Capitel die Theorie der Exegetik, im zweiten die Geschichte der Exegese. In Bezug auf letztere bemerkt der Herausgeber: „Was sein (des Verfassers) Manuscript als „Anhang" über Geschichte der Exegese enthielt, war so mangelhaft, daß ich mich entschließen mußte, in selbstständiger Bearbeitung einen Überblick über die Geschichte der Schriftauslegung unter Juden und Christen zu geben; für die §§. 89 (S. 218—26) und 93 (S. 235—51) bin ich ganz allein verantwortlich; deßgleichen für die Abhandlung über das Lesen der heiligen Schrift in lingua vulgari" (§. 82, S. 202—207). Für diese Zusätze, namentlich für die Geschichte der Exegese, wird jeder Studierende dem Herausgeber dankbar sein, denn „nichts ist so sehr geeignet, die Richtigkeit der von uns dargelegten und vertheidigten (d. i. der katholischen) hermeneutischen Principien und Regeln als unumstößlich wahr zu erhärten, wie die Geschichte der Schriftauslegung" (S. 252). Wenn man sieht, wohin Juden und Protestanten ohne einen sichern unfehlbaren Führer mit ihrer Exegese gelangen, wie sie je nach ihrer Individualität theils zu einer wahren Buchstabenanbetung, theils zu einer

Digitized by Google

vollständigen Zerstörung der ganzen heiligen Schrift sich versteigen, dann erkennt man klar, daß auch bei der grammatisch-historischen Erklärung der Exeget nicht auf sich selbst allein sich verlassen darf, sondern an die Kirche sich anschließen muß. Wir glauben daher, daß der Herausgeber sehr gut daran gethan haben würde, diese Geschichte der Exegese noch bedeutend zu erweitern und anstatt der trockenen Namensverzeichnisse S. 244 f. eine ausführlichere Charakteristik der modernen protestantisch-exegetischen Richtungen zu geben. Derartige alphabetische Namensregister dienen ja dem jungen Theologen zu nichts, besonders wenn, wie hier, auch nicht die geringste Bemerkung über den wissenschaftlichen Werth der angeführten Werke hinzugefügt wird. Ebenso hätten wir deßhalb in Bezug auf die „katholischen Exegeten der neuesten Zeit" (S. 248 f.), (welches Verzeichniß, nebenbei bemerkt, weder vollständig, noch consequent durchgeführt ist), einige orientirende Winke gewünscht. Trotz dieser und anderer Ausstellungen, welche wir an dem vorliegenden Lehrbuche zu machen haben, dürfen wir es doch, wie schon oben bemerkt, den jungen Theologen als ein sehr nützliches Hilfsmittel zur Einführung in das exegetische Studium empfehlen.

R. Cornely S. J.

Handbuch der katholischen Dogmatik. Von **M. Jos. Scheeben,** Professor am Erzbischöfl. Priester-Seminar in Köln. Mit Approbation des Hochw. Erzbischöfl. Ordinariates zu Köln. Erster Bd. Erste Abtheilung. Freiburg, Herder 1873. gr. 8°. 336 S.

Durch Leiden und Verfolgungen erstarkt die Kirche und im Kampfe mit der Häresie erhält die katholische Lehre neues Licht, neue Kraft und größere Bestimmtheit. Diese Wahrheit trat uns unwillkürlich und lebhaft vor die Seele, als wir das oben bezeichnete Buch zu Gesichte bekamen. Dasselbe eröffnet nämlich eine Reihe von Lehrbüchern, die unter dem gemeinschaftlichen Titel einer „theologischen Bibliothek" von bedeutenden, echt katholischen Theologen Deutschlands herausgegeben werden und das gesammte Gebiet der katholischen Theologie umfassen sollen. Zu einer Zeit, wo man von Staatswegen darauf ausgeht, die wissenschaftliche Bildung der Priester, wie sie die Kirche und das gläubige Volk braucht, mit allen Gewaltmitteln zu hindern, gibt es gewiß kein Unternehmen, welches erwünschter und apostolischer wäre als dieses. Als solches begrüßen wir es denn auch von ganzem Herzen.

In dem vorliegenden Theile nun des ersten Bandes der katholischen Dogmatik, mit dessen Inhalt wir unsere Leser etwas bekannt machen wollen, gibt Dr. Sch. eine orientirende Darstellung über Prinzipien, Wesen, Organismus und Eigenschaften der theologischen Erkenntniß, d. h. eine eigentliche theologische Erkenntniß- und Wissenschaftslehre, welche sich, wie er sagt, zur speciellen Dogmatik ungefähr ebenso verhält, wie in der Philosophie die Logik und Noëtik zur Metaphysik und den anderen Realfächern. Ob das System der Dogmatik die Behandlung dieser Fragen an diesem Orte — in der speciellen Einleitung zur Dogmatik — und in dieser weit ausholenden Weise — selbst der übernatürliche Akt des Glaubens wird erörtert — duldet oder nicht, darüber wollen wir unsere Bedenken noch unterdrücken, da uns nicht bekannt ist, welche Aufgabe sich das Lehrbuch der Apologetik (von Dr. Fr. Hettinger) gestellt hat, und wie Dr. Sch. selbst seinen Lehrstoff noch gliedern und disponiren wird. Nothwendig aber ist es auf jeden Fall, die angehenden Theologen mit der theologischen Erkenntnißlehre vertraut zu machen, und insofern hat der Verfasser einem Bedürfniß abgeholfen, wofür ihm besonders in Deutschland Dank gesagt werden soll. Oder mußten wir denn nicht öfter die traurige Bemerkung machen, daß selbst hochgelehrte Universitätsprofessoren keinen rechten

dogmatischen Takt haben, daß sie von den Glaubensquellen und deren Gebrauch, von der Glaubensnorm und ihrer Bedeutung nicht selten ein unsicheres und lückenhaftes, oder gar grundfalsches Verständniß haben?!

Die theologische Erkenntnißlehre also zerfällt nach Dr. Sch. in zwei Theile. Der erste behandelt die objectiven Principien der theologischen Erkenntniß, der zweite die theologische Erkenntniß in sich selbst. Im ersten Hauptstück des ersten Theils (S. 8—38) kommt das Urprincip der theologischen Erkenntniß, die göttliche Offenbarung, ihr Wesen und Inhalt, ihre Nothwendigkeit und Übernatürlichkeit, ihre Ausdehnung und ihr stufenweiser Fortschritt zur Sprache. Mit der Ansicht des Verfassers, daß die Nothwendigkeit der Offenbarung für die Erkenntniß der natürlichen Wahrheiten nur eine relative, moralische und hypothetische sei, sowie mit der Bemerkung, man habe in neuerer Zeit, namentlich von Seite der Apologeten, diese Nothwendigkeit zu einseitig hervorgehoben und in Folge dessen nicht nur die Übernatürlichkeit der Offenbarung gefährdet, sondern auch das Bedürfniß und die Unfähigkeit der Natur übertrieben, sind wir vollständig einverstanden. Nur hätten wir es gerne gesehen, wenn etwas eingehender erklärt worden wäre, woher sich denn jene „factische Lage" datire, „in welcher das Menschengeschlecht im Großen und Ganzen keine genügende Kenntniß der Naturreligion erwerben kann." Denn so oft von der moralischen Nothwendigkeit einer positiven Offenbarung in Sachen der Naturreligion die Rede ist, entsteht immer gleich die Frage: Woher kommt diese Nothwendigkeit? Hat sie der Mensch selber durch seine Schuld herbeigeführt, oder ist die menschliche Natur an und für sich so schwach und elend, daß sie unter allen Umständen einer solchen Nachhilfe bedarf? Da der Verfasser die erste Frage umgeht, so ist nach der Bestimmung, welche er von der hypothetischen Nothwendigkeit der natürlichen Offenbarung gibt, die mit Inconvenienzen verbundene Annahme des Letzteren nicht ganz ausgeschlossen. Er sagt nämlich: „Diese Nothwendigkeit der Offenbarung ist eine hypothetische oder bedingte, weil sie auf die in der positiven Offenbarung gegebene Aushilfe nicht unbedingt, sondern nur in sofern lautet, als Gott keine Aushilfe anderer Art, wie sie z. B. dem ersten Menschen durch das donum integritatis gegeben war, geben will." Das donum integritatis ist aber bekanntlich ein donum praeternaturale; müßte nun die Aushilfe anderer Art immer durch ein solches geschehen, so wäre die pure Natur nicht im Stande, eine ausreichende Erkenntniß der fraglichen Wahrheiten zu erschwingen.

Den Inhalt der effectiv gegebenen Offenbarung theilt der Verfasser, abgehend von der bisherigen Praxis, mit Recht a) in einen formalen und directen, der jene Wahrheiten enthält, welche durch die Offenbarung selbst beleuchtet und erkennbar gemacht werden; und b) in einen materiellen und indirecten, der solche Wahrheiten umfaßt, welche sich mit dem directen und formalen Gebiete so berühren, daß sie im Interesse der Offenbarung, wenn auch nicht durch sie, erbaut werden müssen. Abgesehen nämlich von der innern Berechtigung der Unterscheidung tritt er dadurch auch von vornherein Jenen wirksam entgegen, die sich gegen die Unfehlbarkeit der kirchlichen Lehrgewalt auch in gewissen rein natürlichen Dingen so gerne unter dem schillernden Vorwande stemmen, die Kirche sei ja nur die unfehlbare Erklärerin der directen Offenbarung.

Überaus wichtig ist das zweite Hauptstück (S. 38—109), welches von der objectiven Übermittelung und Geltendmachung der Offenbarung im Allgemeinen oder von dem Wesen und Organismus der apostolischen Lehrverkündigung handelt. Der Verfasser stellt zuerst die protestantische und katholische Auffassung von der wesentlichen Hauptform der Übermittlung der Offenbarung einander gegenüber, zeigt dann die innere Berechtigung der kath. Anschauung von einem unfehlbaren Lehrapostolat und beweist diesen in kräf-

tiger Weise aus der hl. Schrift, aus der Geschichte und aus der offenkundigen göttlichen Legitimation selbst.

Bei der nun folgenden Darstellung der Organisation des Lehrapostolates verfährt Dr. Sch. mehr orientirend, als positiv beweisend, indem er aus der Lehre von der Verfassung der Kirche das Nothwendige ungefähr in folgenden Ausführungen anticipirt:

1) Träger des Lehrapostolates sind die Glieder der Hierarchie. Die Lehrverkündigung steht nämlich nicht nur im innigsten Zusammenhang mit den beiden andern Factoren der Hierarchie, der Weihe- und Jurisdictions-Gewalt, als Vorbereitung und Ergänzung derselben, sie ist auch selbst ein hierarchischer Akt, dessen Kraft und Bedeutung bei den einzelnen Trägern gerade von der hierarchischen Stellung bedingt und bestimmt wird, welche denselben als Organen der Gnadenspendung und der Regierung des Reiches Christi zukommt. Und zwar ist sie mit dieser Stellung in dem Maße verwachsen, daß sie zu den beiden andern Vollmachten nicht als eine selbstständige dritte hinzutritt, sondern als natürlicher Ausfluß, resp. als wesentlicher Bestandtheil, aus den beiden andern hervorgeht, resp. in ihnen enthalten ist und folglich sich unter dieselbe subsumirt.

2) Zum Zwecke des Lehrapostolates ist eine Vielheit von Organen vorhanden, welche unter einander zu einem festgeordneten Ganzen verbunden sind, auf welche, wie die Vollmachten des Apostolats, so auch der charismatische Einfluß des hl. Geistes in verschiedener Weise vertheilt ist, und welche darum zusammen einen einheitlichen, mannigfaltig gegliederten Körper, einen wahren lebendigen Organismus bilden.

3) Für die erste grundlegende Ausbreitung und Promulgation des Evangeliums durch die Apostel war diese Organisation so modificirt und die an sich nur dem Haupte zustehende Fülle der Lehrgewalt so verstärkt, daß jeder einzelne Apostel zwar nicht eine schlechthin souveräne, aber eine wahrhaft volle und universale Lehrgewalt empfing, mithin aus eigener Machtvollkommenheit alle Akte der Lehrgewalt mit gleicher Wirkung setzen konnte, wie das Haupt.

4) Nach dem Tode der Apostel fiel zwar diese specielle Verstärkung der Lehrgewalt in den einzelnen Gliedern des Lehrkörpers, d. h. in den dem Oberhaupte desselben untergebenen Bischöfen weg; der Gesammtepiskopat jedoch blieb in seiner Organisation und Beschaffenheit dem ursprünglichen Apostolate homogen und bewahrte die ganze wesentliche Vollmacht und Kraft desselben, insbesondere das Charisma der Unfehlbarkeit.

5) Obgleich daher die Bischöfe wahre Nachfolger der Apostel sind, so sind sie doch nicht mehr, wie jene, jeder für sich Träger der Unfehlbarkeit. Jetzt gibt es nur mehr zwei Träger derselben, den Gesammtepiskopat mit Einschluß des Papstes und den Papst allein. Dieses zweifache, freilich nur inadäquat verschiedene Subject der Unfehlbarkeit muß anerkannt und festgehalten werden, weil einerseits dem hl. Petrus, als auctoritativ leitendem Oberhaupte, verheißen wurde, daß er durch die Hand Christi gehalten und getragen werden solle, und weil andererseits der Gesammtheit der Bischöfe in ihrer Eigenschaft als authentischen Zeugen die Erleuchtung und Stärkung durch den hl. Geist versprochen wird.

6) Als ein wahrhaft lebendiger Organismus ist der kirchliche Lehrkörper kraft seiner göttlichen Constitution in Stand gesetzt, sich Hilfsorgane — Diakone, Priester, gelehrte Körperschaften — zu erzeugen, die a) zunächst und im Allgemeinen seine Wirksamkeit in der Übermittlung und Geltendmachung der Offenbarung expansiv erweitern, die b) secundär und unter Umständen zur Ermittelung und Entwickelung der Offenbarung dienen, und die c) eine solche relative selbstständige Kraft besitzen können, daß sie der Wirksamkeit des Lehrkörpers eine intensive Verstärkung ihrer Energie gewähren.

Digitized by Google

7) Ja der Papſt kann kraft ſeiner Vollmacht einzelne Glieder der niedern hierarchiſchen Ordnung (abbates nullius, Ordensgeneräle, Cardinäle) mit der eigentlichen Lehrgewalt vorübergehend oder dauernd betrauen und belehnen. Die betreffenden Organe bleiben zwar auch in dieſem Falle nur Hilfsorgane des von Gott ſelbſt organiſirten Lehrkörpers, ſtehen aber nicht mehr außer ihm, ſondern treten in ihn ſelbſt ein, um als außerweſentliche, integrale Glieder ihn ſelbſt zu erweitern und zu ergänzen.

8) Wie der apoſtoliſche Lehrkörper mit den aus ihm hervorgehenden Hilfsorganen in lebendigſter Wechſelwirkung ſteht, ſo ſteht er auch in der innigſten organiſchen Verbindung mit dem durch ihn begründeten und gebildeten, zuſammengehaltenen und geleiteten Glaubenskörper, der Gemeinde der Gläubigen. Da nämlich der Glaube des Glaubenskörpers wegen ſeines übernatürlichen Charakters ebenſo unmittelbar wie die Lehre des Lehrkörpers unter dem Einfluſſe des hl. Geiſtes ſteht: ſo kann und ſoll auch das Bekenntniß des Glaubens von Seiten des Glaubenskörpers in ſeiner Weiſe zur Darſtellung, Bekundung und Bezeugung der chriſtlichen Wahrheit dienen und mit der Verkündigung der Lehre von Seiten des Lehrkörpers in ſolche Wechſelwirkung treten, daß es, obgleich durch dieſe geleitet und beſtimmt, doch auch ſeinerſeits wieder unterſtützend und verſtärkend auf dieſelbe zurückwirkt.

9) Als weſentlichſter Beſtandtheil und fortdauerndes Princip des ſtetigen geſunden Beſtandes der Kirche bedingt der unfehlbare Lehrapoſtolat die Indefectibilität der Kirche als ſolcher. Dieſe iſt eine äußere und eine innere. Die äußere beſteht darin, daß zu jeder Zeit wirklich das Weſentliche in der Offenbarung actuell in der Kirche vorliege und das Übrige wenigſtens implicite von ihr vorgelegt und habituell feſtgehalten werde. Die innere Indefectibilität iſt die Fortdauer des innern, ſubjectiven, übernatürlichen Glaubens. Nach der Intention Gottes werden dieſen immer viele Mitglieder der Geſammtkirche beſitzen; aber in den einzelnen Gliedern und Gliederungen kann zwiſchen der Indefectibilität der ihrer organiſchen Stellung entſprechenden äußern Geltendmachung des Glaubens und ihres innern perſönlichen Glaubens ein Mißverhältniß eintreten.

Aus der nähern Ausführung dieſer Gedankenreihe geht klar und deutlich hervor, welche wundervolle Harmonie im Organismus der Kirche herrſcht und wie Alles in derſelben, wenn es nur mit der von Gott angewieſenen Stelle zufrieden iſt, zu ſeinem Rechte kommt, ſeine Würde bewahrt und zur Erreichung des heiligſten Zweckes Erſprießliches leiſtet. Das Herbe und Gewaltſame, welches Manche wegen einſeitiger Betrachtung der Sache in der Unfehlbarkeit des apoſtoliſchen Stuhles auch ohne vorherige Zuſtimmung der übrigen Kirche erblickt haben, verſchwindet ſo vollſtändig, wenn man mit dem Verfaſſer erwägt, in welch' verſchiedenartige kirchliche Organe der hl. Geiſt ſich ergießt, um das Charisma der Unfehlbarkeit suaviter et fortiter auszuwirken. Zur Löſung mancher Schwierigkeiten und zur Aufrechthaltung gewiſſer Lehrmeinungen, die man ſonſt in ihrer Iſolirtheit gern negiren oder niederkämpfen möchte, hat Dr. Sch. in dieſem Kapitel ganz beſonders beigetragen durch genauere Fixirung der ſubſtanziellen oder juriſtiſchen Attribute der kirchlichen Lehrverkündigung und durch die Subſumirung dieſer letzteren unter die Weihe- und Jurisdictionsgewalt. Er unterſcheidet eine officielle, authentiſche und auctoritative Lehrverkündigung. „Officiell heißt ſie, in wiefern ſie von einem habituell mit dem Auftrage zur Vollziehung derſelben Betrauten ausgeht, wie in menſchlichen Verhältniſſen von Herolden. Authentiſch heißt ſie, in wiefern mit dem Auftrag eine öffentliche Würde oder ein öffentliches Anſehen verliehen wird, kraft deſſen der Inhaber habituell befähigt iſt, ſelbſtſtändig die Wahrheit ſeiner Kundgebung zu verbürgen und den Glauben an dieſelbe in einem größeren oder geringeren Kreiſe zu erzeugen und zu beanſpruchen, wie das in menſchlichen Verhältniſſen mit öffentlichen

Zeugen, z. B. Notaren, der Fall iſt. *Auctoritativ* endlich heißt ſie, in wiefern der Träger derſelben auch formell die obrigkeitliche Gewalt Gottes über die ihm untergebene Kreatur vertritt und als förmlicher Stellvertreter Gottes an derſelben ſo Theil nimmt, daß er den Glauben gebieteriſch fordern und zugleich zur Leiſtung desſelben anhalten kann, wie das in menſchlichen Verhältniſſen beim Richter der Fall iſt.“ Dieſe Attribute, von welchen jedes folgende das vorhergehende einſchließt, aber nicht umgekehrt, ſubſumirt er dann unter die beiden hierarchiſchen Gewalten alſo, daß der officielle Vortrag und die authentiſche Bezeugung mehr unter die potestas ordinis, die auctoritative Lehrvorſchrift dagegen mehr unter die potestas jurisdictionis zu ſtehen kommen. Dadurch erſcheint erſtens die Authentie des lehrhaften Zeugniſſes der Biſchöfe als eine nicht bloß poſitiv *rechtliche*, auf äußerer öffentlicher Macht und Würde beruhende, wie ſie dem rein menſchlichen Glauben entſpricht, ſondern als eine übernatürlich lebendige, auf einer durch innere Verbindung mit dem hl. Geiſt hergeſtellten öffentlichen Würde und Macht beruhende, wie ſie der Erzeugung eines übernatürlichen, göttlichen Glaubens entſprechen muß. Zweitens wird klar, daß das übereinſtimmende Zeugniß der ſämmtlichen Zeugen, der Biſchöfe, abſolut authentiſch und unfehlbar ſein kann und muß, und daß deßhalb die Anſicht jener Katholiken zu weit ging, welche beim Lehrapoſtolate zu ausſchließlich das jurisdictionelle Element, die eigentliche *Lehrgewalt*, betonten und vergaßen oder doch nicht beſtimmt hervorhoben, daß *neben* der vollen ſouveränen Auctorität im Urtheile der Jurisdictionsgewalt, durch welche der Glaube vollkommen und unfehlbar geleitet wird, noch eine volle und unfehlbare Authentie des auf den ordo gegründeten allgemeinen Zeugniſſes vorhanden ſein könne und müſſe; wonach es dann ſchiene, als ob die unfehlbare Auctorität des leitenden Oberhauptes der *einzige* formale Grund der unfehlbaren Authentie und Auctorität des geſammten Epiſkopates ſei und dieſe nur als Ausfluß oder Theilnahme an der erſten zu gelten habe.

Das dritte Hauptſtück (S. 109—137) enthält die Lehre von der hl. Schrift, als dem ſchriftlichen Depoſitum des Glaubens. Erörtert werden die Inſpiration und die verſchiedenen Sinne der hl. Schrift, die Stellung der geſchriebenen göttlichen Urkunde im proteſtantiſchen Syſteme und in der kath. Kirche, die Authenticität der Vulgata und die kath. Regel der Schrifterklärung. Die vollſtändige Analyſe des Aktes der Inſpiration weist nach dem Verfaſſer folgende Elemente auf: „1) Als Princip der Inſpiration den Willen Gottes, die in dem betreffenden Buche enthaltenen Wahrheiten als ſeine Gedanken durch die betreffenden Schriftſteller ſchriftlich mitzutheilen; 2) in der Ausführung dieſes göttlichen Willens a. den von Gott ausgehenden *innern Antrieb des menſchlichen Willens* zur Aufzeichnung dieſer Wahrheiten nothwendig verbunden mit der *Hinlenkung des menſchlichen Denkvermögens* auf die der Intention Gottes entſprechende Auswahl und Fixirung derſelben (suggestio genannt) — analog der gratia praeveniens bei den opera salutaria, und b. *die innere Unterſtützung und Bewegung des menſchlichen Geiſtes* in der der Intention Gottes entſprechenden *Auffaſſung* und ſchriftlichen *Darſtellung* der fraglichen Wahrheiten — nach Analogie der gratia adjuvans bei den opera salutaria.“ „Das letztere Moment,“ fährt er weiter, „wird jedoch von manchen Theologen dadurch abgeſchwächt, daß ſie die Unterſtützung faſt nur als eine überwachende, vor Irrthum ſchützende äußere Aſſiſtenz erklären, nach Analogie eines ſeinen concipirenden Sekretär überwachenden menſchlichen Schriftſtellers, und ſo bezüglich dieſes Momentes in die oben sub b. verworfene Anſicht[1] zurückfallen.“

---

[1] Dieſelbe lautet: „Damit aber die Schrift Gott phyſiſch zum Urheber habe und ein von ihm ausgegangenes Wort ſei, reicht es nicht hin, daß ſie unter einem bloß

Der Verfaſſer überſieht hier, daß jene Theologen, welche nach ihm das genannte Moment abſchwächen, doch ausdrücklich den erſten von Gott kommenden innern Antrieb zum Schreiben dieſes oder jenes Gegenſtandes feſthalten, was bei den sub b. citirten Auctoren durchaus nicht der Fall iſt. Namentlich muß dieß von Bonfrère, dem man in dieſer Beziehung oft Unrecht thut, bemerkt werden. Obgleich er die Aſſiſtenz Gottes nach Analogie eines ſeinen Sekretär überwachenden Schriftſtellers auffaßt, ſo verlangt er doch einen voraufgehenden göttlichen Impuls, der den Schriftſteller auf den zu behandelnden Gegenſtand hinlenke. Notanda tamen in hoc secundo modo duo: Unum, licet in hoc modo non se habeat antecedenter divina inspiratio, qua singula demonstrentur et inspirentur, non deesse tamen scriptori initio inspirationem quandam generalem scribendi talem historiam, vel pulchras gnomas ad vitam moresque bene componendos vel quid aliud, licet haec inspiratio sit fere interna et occulta; nam sicut in aliis Spiritus s. inspirationibus nobis non constat, an a Spiritu s. an ab humano spiritu moveamur, ita nec in his fere est certa inspiratio (Praeloqu. in s. Script. c. 8, Sect. 6). Dieß alſo vorausgeſetzt, entſteht die Frage: Genügt in gewiſſen Fällen der von Gott ausgehende innere Antrieb des menſchlichen Willens zur Aufzeichnung von Wahrheiten mit der äußern Aſſiſtenz, welche das Einfließen von Irrthümern verhütet, um ſagen zu können, Gott ſei der effective Urheber dieſer aufgezeichneten Wahrheiten, das betreffende Schriftſtück ſei ein wahrhaft inſpirirtes? Leſſius zweifelt nicht im Geringſten im bejahenden Sinn zu antworten[1]. Und es will uns bedünken, daß ſie in der That mit den dießbezüglichen dogmatiſchen Beſtimmungen harmonirt. Wenn dagegen der Verfaſſer meint, auf Grund des von den Vätern betonten werkzeuglichen Verhältniſſes der menſchlichen Schriftſteller zu Gott und um dem Ausdruck der Schrift ὑπὸ πνεύματος ἁγίου φερόμενοι vollkommen gerecht zu werden, müſſe man daran feſthalten, daß die menſchlichen Schriftſteller durch einen ſteten poſitiven Einfluß Gottes unterſtützt und in ihrer ganzen Thätigkeit von Gott getragen werden; ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſe Ausdrucksweiſen durch den poſtulirten anfänglichen Impuls von Seiten Gottes hinlänglich erklärt werden, und daß der Inſpirationsbegriff nach der Verſchiedenheit des aufzuzeichnenden Gegenſtandes und nach der Verſchiedenheit des Wiſſens, welches die menſchlichen Schriftſteller auf natürlichem Wege von dieſem Gegenſtand ſchon haben, auch verſchieden ſich modificiren kann. Anders iſt die Einwirkung Gottes auf einen eigentlichen Propheten, anders auf einen Lehrer übernatürlicher Wahrheiten, anders auf einen Ver-

---

negativen Einfluſſe oder einer äußern Aſſiſtenz Gottes, wodurch bei ihrer Abfaſſung das Einfließen von Irrthümern verhütet worden wäre, geſchrieben ſei; denn die Urheberſchaft Gottes involvirt einen poſitiven Einfluß und eine innere Einwirkung auf die Schriftſteller und ihre Arbeit, wie er in dem dogmatiſchen Terminus „Inſpiration“ ausgeſprochen iſt. Wenigſtens fidei proximum.

[1] Non negamus, auctores hagiographos ex peculiari Spiritus Sancti et directione et assistentia scripsisse: sed hoc tantum dicimus, non fuisse necessarium, ut ad singulas sententias et singula verba habuerint novam et positivam inspirationem ex parte illius; id est, novam illuminationem, qua novo modo cognoscerent veritates quas scriberent, et viderent verba, quibus Spiritus Sanctus volebat eos uti; sed suffecisse, ut Spiritus Sanctus peculiari modo illos excitaret ac impelleret ad scribendum ea, quae audierant, vel viderant, vel alio modo cognoverant et simul in iis ad singulas sententias et verba assisterent, et, ubi opus esset, dirigeret.“ Apolog. Livini de Meyer, pag. 758.

Digitized by Google

kündiger von geschichtlichen Thatsachen. Was sodann die Bemerkungen betrifft, welche der Verfasser über die oft besprochenen resp. bestrittenen Inspirationsansichten der Jesuiten Bonfrère, Lessius und Hamelius macht, so erscheinen sie uns auch so noch einer kleinen Berichtigung zu bedürfen. In Übereinstimmung mit vielen Andern sagt Dr. Sch.: „Jedenfalls war der für diese Form (daß ein von einem Menschen verfaßtes Buch, wenn es Gott als wahrheitsgetreu genehmigt und bestätigt, Wort Gottes und unfehlbar wahr sei) von Bonfrère erfundene Ausdruck inspiratio subsequens absolut unpassend und eine contradictio in adjecto." Nun hat aber Bonfrère diesen Ausdruck weder erfunden noch gebraucht. Da wo er die Einwirkung des hl. Geistes auf die Hagiographen, die Urheber der hl. Bücher, zu erklären versucht, spricht er nur von einem dreifachen Verhältniß, in welchem man sich den hl. Geist zu den menschlichen Auctoren denken kann. Potest se habere Spiritus sanctus cum hagiographis antecedenter, concomitanter, consequenter (Praeloqu. c. 8). Wenn man nun jedes Verhältniß des hl. Geistes zu einem Hagiographen gleich inspiratio nennt, weil man — und zwar mit Recht — überzeugt ist, alles Einwirken des hl. Geistes auf den menschlichen Schriftsteller genüge nicht, wenn es nicht formell Inspiration ist, so kommt allerdings eine inspiratio consequens heraus. Allein Bonfrère lag diese Anschauung und diese Überzeugung ferne. Seine Worte müssen daher auch auf seine Gedanken bezogen werden; und dann sind sie keine contradictio in adjecto. Umgekehrt aber meinen wir gegen den Verfasser, es lasse sich nicht schlechtweg behaupten, Bonfrère habe die Erklärung des göttlichen Charakters durch nachfolgende Approbation nicht auf die wirklichen Bücher der hl. Schrift angewendet, sondern nur gelehrt, daß auch diese Form an sich genügen würde, um ein Buch als göttlich erscheinen zu lassen. Bonfrère spricht in der That etwas unklar. Das achte Kapitel in den praeloquiis überschreibt er einfach: de modo, quo se Deus cum hisce scriptoribus hagiographis habuit, fährt aber in der ersten Section desselben Kapitels gleich weiter: de triplici modo quo se cum his habere potest Spiritus sanctus. In der dritten Section heißt es dann wieder: consequenter se habere posset spiritus sanctus, und weiter unten an derselben Stelle: Spiritus sanctus illam sententiam Arati Act. 17. „Ipsius enim genus summus", et istam Epimenidis ad Tit. I. „Cretenses semper mendaces, malae bestiae, ventres pigri" ab ethnico et impio homine prolatam probando scripturam sacram et verbum Dei fecit. Ist es also These oder Hypothese? Dr. Sch. sagt ferner: „Die bekannte dritte Propositio[1] Lessii war in der Löwener Censur durch den Zusatz: qualis forte est secundus liber Maccabaeorum, gefälscht." Lessius beklagt sich nun allerdings über manche Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, welche sich die Censoren bei Benützung der Hefte seiner Schüler zu Schulden kommen ließen; von dieser Fälschung weiß er jedoch nichts. „Puto tamen, heißt es in der Apologie (Livin. de M. p. 775), quamvis in propositione dixerim: qualis est forte liber secundus Maccabaeorum, Deum hoc modo usum non fuisse, et etiam librum 2. Macc. ex peculiari instinctu et infallibili assistentia Spiritus sancti scriptum esse." Eines jedoch hatte die Löwener Censur übersehen und weil es seither immer übersehen worden ist, so machen wir darauf aufmerksam. Nach Lessius mußte auch jenes Buch, das durch die nachfolgende Approbation des hl. Geistes hl. Schrift werden sollte, auf speciellen Antrieb des hl. Geistes verfaßt sein[2]. Und somit

[1] Liber aliquis, qualis est forte secundus Maccabaeorum, humana industria sine assistentia Spiritus scriptus, si Spiritus sanctus postea testetur, ibi nil esse falsum, efficitur scriptura sacra.

[2] Tertia propositio, semota parenthesi, videtur mihi esse omnino certa, nisi

Digitized by Google

hätten wir eigentlich die Frage zu beantworten: Was muß ich von einem Buche halten, das auf Geheiß Gottes (für mich) geschrieben und durch den hl. Geist als wahr bezeugt worden ist?

Im vierten Hauptstück (S. 137—177) bespricht der Verfasser die apostolische Überlieferung im engeren Sinne, ihr Verhältniß zur hl. Schrift und ihren innern Charakter; die objectiven Gesetze ihrer genetischen Entwickelung und concreten Erscheinung und die verschiedenen Formen der letzteren; die Regeln für den Gebrauch der Tradition; die Bedeutung der hl. Väter und der theologischen Schulen. Was (n. 304) von dem Einfluß des hl. Geistes auf die Apostel bei ihrer mündlichen Lehrüberlieferung angenommen wird, scheint mit dem (n. 253) dargethanen Satz, daß der apostolische Charakter einer Schrift nicht genüge, ihre Inspiration darzuthun, nicht recht vereinigt werden zu können. Die betreffende Stelle (n. 304) lautet: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei denjenigen Sittenlehrern, die von den Aposteln durch eigene natürliche oder theologische Einsicht als aus der Natur der Dinge sich ergebend erkannt werden konnten, das Dictiren des hl. Geistes, wovon das Tridentinum redet, in einer analogen Eingebung und Erleuchtung des hl. Geistes bestand, wie sie bei der Inspiration der hl. Schrift erklärt wurde, ein Einfluß, welcher immer ein höherer ist, als die der spätern Kirche verheißene Assistenz; jener machte das eigene Urtheil der Apostel immerhin zu einem wirklich von Gott ausgehenden Worte, während diese das eigene Urtheil der Kirche bloß im moralischen Sinne zum Worte Gottes macht. Daher hat man denn auch mit Recht von jeher sofort den Beweis für den göttlichen Ursprung einer Lehre erbracht gesehen, wenn überhaupt der apostolische Ursprung derselben festgestellt war." Wir sagen nun: Wenn jeder mündliche Vortrag der Apostel, sofern er nur auf die Religion sich bezog, wirkliches, von Gott ausgehendes (mündliches) Wort war, d. h. Gott zum physischen Auctor hatte (man beachte in den Worten des Verfassers den Gegensatz von „wirklich" zu „moralisch"), dann war auch jedes Schriftstück, welches die Apostel behufs der Belehrung der Gläubigen verfaßten, wirkliches, von Gott ausgehendes (schriftliches) Wort Gottes, d. h. es hatte Gott zum physischen Auctor. Damit ist aber der Charakter einer inspirirten Schrift ausgesprochen (conf. n. 223).

Auf die bisher behandelten Glaubensquellen folgt nun im fünften Hauptstück (S. 177—265) die Darstellung der kath. Glaubensregel. Die Wichtigkeit der Sache begründet hinreichend die Länge des Kapitels. Nachdem der Verfasser die kirchliche Glaubens- und Denkregel im activen und passiven Sinn, die Eintheilung und Kennzeichen der kath. Wahrheit und ihres Gegentheils erklärt hat, geht er die verschiedenen kirchlichen Entscheidungen und Lehrurtheile durch: 1) die Urtheile des apostolischen Stuhles und ihre Unfehlbarkeit; 2) die Lehrurtheile der allgemeinen Concilien; 3) die Entscheidungen der römischen Congregationen; 4) die Lehrurtheile der Particularconcilien. Dann widmet er noch den eigentlichen dogmatischen Censuren, der Lehre über den Fortschritt des Dogma's und über Dogmenbildung eine besondere Betrachtung und schließt mit einer Übersicht über die wichtigsten dogmatischen

---

sit quaestio de nomine. Ponamus enim aliquam piam historiam ab aliquo pio viro, qui eam optime novit, ex instinctu Spiritus sancti scribi, qui sine ulla Spiritus s. assistentia singulari verum scribat et nullum committat errorem. Si Sp. s. postea per aliquem prophetam vel aliter testatur, omnia, quae ibi scripta sunt, vera ac salutaria esse, non video, cur talis liber non sit habiturus auctoritatem sacrae scripturae, cum eandem habeat rationem credendi, quam alia quaevis Prophetia, nempe auctoritatem divinam. Apolog. l. c. p. 759.

Digitized by Google

Documente, Symbole und Glaubensurtheile. Mit gewohnter Meisterschaft legt Dr. Sch. hier die wunden Stellen der Gallicaner, Jansenisten und der liberalisirenden Theologen bloß und führt den Leser durch all' die Sophismen und spitzfindigen Einwände, welche verletzte Eitelkeit erfunden hat, an sicherer Hand hindurch bis zur reinen lauteren Quelle der kath. Wahrheit. Wir müssen uns zum Belege hiefür auf einen Punkt beschränken.

Bekanntlich hatten einige scholastische Theologen des Mittelalters sich die abstracte Frage gestellt, ob es absolut möglich sei, daß ein Urtheil des höchsten, an und für sich unfehlbaren Glaubensrichters (des Papstes) unter gewissen Umständen doch keine Rechtskraft habe, d. h. keine innere Zustimmung des Geistes von Seiten der Gläubigen erheische. Sie beantworteten die Frage mit Ja, weil ein solcher Akt in gewissen Fällen zwar materiell von der Person des höchsten Glaubensrichters mit der Prätension seiner Auctorität, nicht aber formell von seiner Auctorität selbst ausgehen könne. Wenn es z. B., sagten sie, einem Papste einfiele, eine notorische Häresie zu definiren, oder ein von der ganzen Kirche von jeher unzweifelhaft festgehaltenes Dogma zu verwerfen und diese Verwerfung auch der Kirche anzubefehlen, oder wenn er unter dem Drucke schweren äußeren Zwanges sich verleiten ließe, seine Auctorität zu mißbrauchen; so brauchte man ihm gar nicht zu gehorchen. Er wäre im ersten Falle ein moralisch Wahnsinniger und man erhöbe sich durch die Verweigerung des Gehorsams nicht gegen die päpstliche Auctorität, sondern nur gegen die grenzenlose Willkür, Tyrannei der Person, welche bisher die päpstliche Auctorität besessen habe, jetzt aber derselben beraubt sei. Im zweiten Falle aber existire gar kein Glaubenssatz, weil es am freien, zur Erzeugung einer Pflicht nothwendigen Willen des Gesetzgebers fehle. Dr. Sch. zeigt nun, wie die Gallicaner, um Verwirrung hervorzubringen, diese in abstracto vorgetragene Lehre gegen die Intention ihrer Urheber und ohne Beibehaltung der so bestimmt bezeichneten Bedingungen gleich in's concrete Gebiet übertrugen und zur Gültigkeit der souveränen Lehrentscheidungen des hl. Stuhles eine Zustimmung der übrigen lehrenden Kirche verlangten, die anfangs unschuldig aussah, allmählich aber sich bis zur Vernichtung aller kirchlichen Lehrauctorität entwickelte. Die erste und bestechendste Form des consensus ecclesiae, sagt er n. 489, ist der sogenannte negative oder stillschweigende Consens der Bischöfe, dessen Forderung ursprünglich von der Erwägung ausging, daß der Akt des Urtheils von Seiten des Papstes auch einmal ein tyrannischer sein könne, und daß daher das ruhige Verhalten der Bischöfe ihm gegenüber als Zeichen gelten müsse, daß das jeweilige Urtheil kein tyrannischer Akt, sondern ein wirkliches Urtheil sei; allmählich ging man aber dazu über, auf Grund der Voraussetzung, daß die constatirte Legitimität des Verfahrens zur Rechtskraft des Urtheils nothwendig sei, denselben negativen und stillschweigenden Consens zu fordern als Kriterium für die Legitimität des Verfahrens, damit das souveräne Urtheil nicht bloß als wirkliches, sondern auch als formell ganz perfectes, mithin als res judicata erscheine. Das aber könnte kaum geschehen, ohne dem Consens die Bedeutung eines positiven Zeugnisses für die formelle Legitimität des Verfahrens und einer richterlichen Bestätigung desselben zu vindiciren und demgemäß auch eine positive Äußerung des Episkopates und eine Prüfung des Verfahrens von seiner Seite zu verlangen. Endlich verlangte man den Consens der Bischöfe als positives formelles Zeugniß oder richterliche Bestätigung für die materielle Richtigkeit und Wahrheit des Urtheils, folglich um dasselbe erst zur res judicata zu machen. Damit aber war sein souveräner Charakter vollständig verläugnet.

Mit diesen fünf Kapiteln ist der erste Theil, die Lehre über die objectiven Principien der theologischen Erkenntniß, vollendet. Der zweite befaßt sich, wie oben bemerkt, mit der theologischen Erkenntniß in sich selber, ist jedoch

Digitized by Google

erſt theilweiſe bearbeitet. Wir wollen daher eine Beſprechung desſelben bis auf ſpäter verſchieben. Unterdeſſen empfehlen wir das vorliegende wichtige, reichhaltige und gut durchgearbeitete Material recht ſehr. Dasſelbe leitet zu einem gründlichen Studium der hl. Wiſſenſchaft an, ſchließt durch ſich ſelber, ſowie durch eine ſorgfältige Angabe der beſten Quellenliteratur die Schätze der altclaſſiſchen Theologie auf und zeigt insbeſondere der Neuzeit gegenüber, wie man ſich durch Liebäugeln mit dem falſchen Liberalismus das Verſtändniß der wichtigſten religiöſen Dinge unmöglich macht, wenn nicht gar der Gefahr ausſetzt, an ſeiner Mutter, der Kirche, ein treuloſer Verräther zu werden.

K. Wiedenmann S. J.

1. **Eduard von Hartmann's Philoſophie des Unbewußten für das Bewußtſein weiterer Kreiſe** bearbeitet von **Guſtav Hanſemann**. Cöln und Leipzig, Ed. Heinr. Mayer. 1874. XII und 82 Seiten.

2. **Widerlegung des Materialismus und der mechaniſchen Weltanſicht.** Ein Vortrag von Dr. **Rud. Seydel,** Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Leipzig. Berlin 1873, F. Henſchel. 34 Seiten.

1. Wir haben bereits darauf hingewieſen, daß die Philoſophie des Unbewußten trotz der Ungeheuerlichkeit ihrer Behauptungen, oder vielmehr als ein Zeichen der Geiſtesverwilderung in der Gegenwart und ſomit als ein ernſtes Mahnzeichen gerade wegen derſelben unſere Beachtung verdient. Hier ſignaliſiren wir ein Schriftchen, welches in einer etwas jovialen, aber doch im Ganzen entſprechenden Weiſe die naturwiſſenſchaftliche Unterlage, die Herr von Hartmann ſeiner Philoſophie zu geben verſucht hat, der Beurtheilung weiterer Kreiſe übergibt.

Der Kern des ganzen Hartmann'ſchen Syſtems iſt bekanntlich das unbewußte All-Eins. Bevor dasſelbe durch Einreißen aller individuellen Schranken in ſeiner All-Einheit vor unſern Blick hingeſtellt wird, hat der berühmte Philoſoph für ſeine Spekulation Grund und Boden zu gewinnen geſucht, indem er ſeinen Blick auf die im ganzen Gebiete der Natur vorhandene Zweckthätigkeit richtete; er gibt ſich den Anſchein, als ſehe er ſich durch „Thatſachen" gezwungen, dieſe wirklich vorhandene Zweckthätigkeit als ein in den Naturweſen vorhandenes Wollen und Vorſtellen aufzufaſſen, deſſen ſich die Dinge ſelber nicht bewußt würden. So ſoll z. B. die männliche Hirſchhornkäferlarve bereits eine Vorſtellung haben von dem ſpäter wachſenden Geweih und beim Graben der Höhle auf dieſe Vorſtellung Rückſicht nehmen. Der Hirſch läßt ſich dieſer Anſchauung gemäß vor einem ſtrengen Winter einen dicken Pelz wachſen, weil er ſelber von der zukünftigen Kälte eine Vorſtellung hat. Wenn man einem Wurme den Kopf abſchneidet, ſo entſteht in dem kopfloſen Wurmſtück die unbewußte Vorſtellung, daß es ohne Kopf nicht freſſen, alſo nicht lange leben kann und daß deßhalb der Kopf eigentlich ganz unentbehrlich iſt, und dieſe Vorſtellung erregt in dem Wurmſtück den unbewußten Willen, einen neuen Kopf zu bekommen. Ähnlich verhält ſich die Sache bei den Knochenbrüchen. In dem Patienten entſteht die unbewußte Vorſtellung von der Unentbehrlichkeit eines unzerbrochenen Knochens; der unbewußte Wille, den zerbrochenen wieder herzuſtellen, wird erregt, und das Unbewußte ergreift nun die Moleküle des phosphorſauren Kalkes, wo es dieſelbe findet, und kittet damit die zerbrochenen Stücke aneinander. Das Embryo des Ameiſenbärs weiß unbewußt vermöge des Hellſehens des Unbewußten, daß es ſpäter als ausgewachſenes Thier nur von Termiten leben kann; deßhalb verfertigt es ſich kurze Beine und ſtarke Krallen, ſowie eine zahnloſe, mit einer klebrigen Zunge verſehene Schnauze.

Ein ähnliches unbewußtes Wollen und Vorstellen will von Hartmann auch bei den Menschen — oder, wie er selber sich ausdrückt, auf dem Gebiete des Geistes — überall entdecken; er erinnert z. B. an die Spielinstinkte der Kinder. Das kleine Mädchen putzt sich und stutzt sich und dreht sich und wartet auf's zärtlichste seine Puppe; der Knabe dagegen baut sich in der Ecke eine Wohnung, oder er spielt Räuber und Soldat. Woher diese Anticipation des künftigen Berufs? Nach Ed. v. Hartmann daher, weil das kleine Mädchen selber schon die unbewußte Vorstellung hat, daß es eine Coquette oder ein Kindermädchen oder eine Waschfrau sein wird, und der Knabe hingegen sich vorstellt, daß er später als Baumeister oder als Räuber oder als Soldat sein Brod verdienen muß; eine Vorstellung, aus der dann ebenso unbewußt der Wille entsteht, sich schon bei Zeiten auf den künftigen Beruf vorzubereiten.

G. Hansemann folgt nun dem Berliner Philosophen durch alle Reiche der Phänomene hindurch, und läßt durch eine zweckentsprechende Zusammenstellung der Hartmann'schen Auffassungen die Unzulässigkeit derselben grell in die Augen springen. Der Versuch, den Herrn v. Hartmann dadurch zu discreditiren, daß das „unfehlbare" Unbewußte in Verbindung mit der kirchlichen Unfehlbarkeit gebracht wurde, hätte wegfallen sollen. Dieses Hineinzerren der so arg mißhandelten katholischen Wahrheit kann auch auf Leser, welche in katholischen Dingen gerade so unwissend sind, wie Gustav Hansemann, nur einen widerlichen Eindruck machen. Überhaupt darf eine positive Belehrung in dieser Schrift nicht gesucht werden. Als eine Bloßstellung der berühmtesten und neuesten deutschen Philosophie gewährt sie den Nutzen, daß jeder Laie sich einmal selber überzeugen kann, was für ein verwerflicher Unfug in unserm so wissensstolzen und glaubensfeindlichen Zeitalter mit der Wissenschaft getrieben und glorifizirt wird. Im Übrigen scheint der Verfasser mit der Hartmann'schen Auffassung auch die Zweckthätigkeit selber verwerfen zu wollen. Will er nun behaupten, daß das ganze physische Sein der Naturwirkungen sich aus dem mechanischen Wirken der Naturursachen erklären lasse, so muß man ihm darin Recht geben; gerade so wie ja auch das Bild des Malers seiner physischen Seite nach in der Leinwand, den aufgetragenen Farben, den Bewegungen des Pinsels, der Hand, der Nerven... seine volle Erklärung findet: ist aber damit das Bild erklärt? Die Gegner der Zweckthätigkeit gehen gemeiniglich von der irrigen Voraussetzung aus, als lägen die Zweckursachen zwischen den wirkenden Ursachen, als deren Ergänzung, während sie doch in denselben liegen, als deren Bestimmung. Die Naturforschung mag nur rüstig vorwärts arbeiten, um die Kette der wirkenden Ursachen als eine ununterbrochene und die gewöhnlichen Vorkommnisse der Natur als das Resultat nothwendig wirkender Ursachen darzustellen! Die Frage nach der Zweckthätigkeit in der Natur bleibt dabei vollständig unberührt.

Noch in einem andern Punkte schüttet Hansemann das Kind mit dem Bade aus. Hartmann thut sich bekanntlich nicht wenig auf seine „spekulativen Resultate nach induktiv-wissenschaftlicher Methode" zu gut. Wer wollte läugnen, daß er in der Wahl dieser Methode einen glücklichen Griff gethan hat? Wir Menschen bringen nun einmal die Wahrheit nicht mit auf die Welt, sondern nur das Licht der Vernunft, d. h. die Fähigkeit, uns die Wahrheit aus dem Schacht der Wirklichkeit herauszuarbeiten. So ist denn eine jede gesunde Philosophie nothwendig auf das Thatsächliche angewiesen: eine Spekulation, welche nicht von der Beobachtung und Induktion ausgeht, artet nothwendig in Phantasterei aus, wie das unsere „großen" deutschen Philosophen in figura zeigen. Im Mittelalter verlegte man sich freilich auch mit einer gewissen Ausschließlichkeit auf die Spekulation; aber man erkannte doch die Berechtigung der Beobachtung und Naturbetrachtung ausdrücklich an: man glaubte, bei der in sich wahrhaft großartigen Naturkenntniß eines Aristoteles sich be-

Digitized by Google

ruhigen zu sollen und sah es als eine dringendere Aufgabe der Wissenschaft an, die christliche Wahrheit im Einklang mit den natürlichen Kenntnissen zu erfassen. Eine Einseitigkeit war das jedenfalls, aber es war kein Irrthum und darum auch kein Unglück. Die jüngst verflossene Vergangenheit hat an einer geradezu verderblichen Einseitigkeit gelitten; zuerst war es die Spekulation ohne Naturbeobachtung, welche zum Pantheismus führte, und dann die bloße Naturbeobachtung ohne alle Spekulation, welche den Materialismus auf die Beine brachte. Gegenwärtig nun macht sich in verschiedener Weise eine Reaction geltend; man kommt zur Einsicht, daß man Beides: Beobachtung und Denken, Induktion und Deduktion mit einander verbinden muß, ein Bestreben, welches bei aller noch dabei zu Tage tretenden Unklarheit und Verschwommenheit jeder Freund der Wahrheit mit Freude begrüßen muß. In dieser Geistesströmung steht v. Hartmann. Auch bei Gegnern muß man das Gute anerkennen. Der Philosoph des Unbewußten steht als Beweis da, daß auch die allerbeste Methode einen talentvollen Forscher nicht vor Abwegen bewahrt, wenn dieser darauf ausgeht, die Wahrheit zu construiren, anstatt demüthig nach derselben zu forschen. Hansemann durfte nicht die induktivwissenschaftliche Methode zum Gegenstand seiner Persiflage machen; er mußte sich darauf beschränken, den Mißbrauch zu zeigen, der mit dieser an und für sich richtigen Methode in der Philosophie des Unbewußten getrieben wird.

2. In dem Vortrage des Herrn Professors Seydel finden wir die Grundbegriffe des Materalismus in einer gemeinverständlichen Weise erörtert und widerlegt. Der Verfasser hält sich besonders bei der Erörterung der Zweckthätigkeit auf. Der Materialismus, welcher von einer Zweckthätigkeit in der Natur nichts wissen darf, sieht sich genöthigt, auch aus dem menschlichen Thun die Zweckthätigkeit auszumerzen. Hier ist nun freilich die Schwierigkeit keine geringe. Denn daß wir Menschen in manchen Fällen Zwecke erstreben und planmäßig nach vorgefaßter Absicht handeln, ist eine Thatsache, welche in unserm unmittelbaren Bewußtsein so fest steht, wie unsere eigene Existenz. Ein Zweifel an dieser Thatsache scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Der Materialismus muß aber nolens volens in diesen sauern Apfel beißen, wofern er nicht sich selber aufgeben will. A. Lange hatte in seiner Geschichte des Materialismus die dahin gehörigen Versuche durch folgendes Beispiel recht „überzeugend" machen wollen: „Ein Kaufmann sitzt behaglich im Lehnstuhl; herein tritt der Bediente, bringt eine Depesche, und darin steht: Antwerpen pp. Jonas u. Comp. fallirt. — „Jakob soll anspannen!" Der Bediente fliegt. Der Herr ist aufgesprungen; einige Dutzend Schritte durch's Zimmer — hinunter in's Comptoir, den Procuristen bedeutet, Briefe diktirt, Depeschen aufgegeben, dann eingestiegen. Die Rosse schnauben, er ist auf der Bank, bei Geschäftsfreunden — ehe eine Stunde herum ist, wirft er sich zu Hause wieder in den Lehnsessel mit dem Seufzer: „Gott Lob, für den schlimmsten Fall bin ich gedeckt." Wie glaubt nun Lange, diese Vorgänge ohne Annahme einer Zweckerstrebung erklären zu können? Der Kaufmann sprang auf, d. h. es contrahirten sich gewisse Muskeln. Warum contrahirten sie sich? Weil sie ein Impuls der Nerventhätigkeit traf, welcher den aufgespeicherten Vorrath von Spannkräften auslöste. Andere Nervenströme verbreiteten sich in die Athemmuskeln und in die Sprachwerkzeuge; es entstanden Schallwellen in der bestimmten Weise, wie sie der Befehl an Jakob erheischte. Alle diese und die andern Nervenimpulse, welche in dem Kaufmann ihre Wirkungen äußern, haben zur gemeinsamen Quelle eine physikalische und chemische Revolution im Gehirne, welche ausgelöst worden ist durch die von dem Depeschenpapier in die Camera des Auges eingedrungenen Lichtstrahlen, ebenso — sagt Lange wörtlich — wie die Spannkräfte einer Pulvertonne durch ein glimmendes Fünkchen ausgelöst werden. An diesem Beispiel soll also bewiesen sein, daß man überhaupt beim Menschen keine

Digitized by Google

Zweckthätigkeit anzunehmen hat, daß Alles nur rein mechanisch vor sich geht; mit andern Worten, daß der Mensch eine bloße Maschine ist.

Professor Seydel unterzieht sich der Mühe, mit der minutiösesten Sorgfalt das von Lange beigebrachte Beispiel zu analysiren und daran den schlagenden Beweis zu liefern, daß man an der Annahme einer Zweckthätigkeit im menschlichen Thun schlechterdings nicht vorbei kann. Auch über die Zweckthätigkeit in der Natur enthält das Schriftchen ganz treffende Bemerkungen. Wenn wir auch nicht alle Ausdrücke und Gedankenwendungen des Verfassers unterschreiben möchten, so ist doch seine Ausführung im Wesentlichen correct. Wir empfehlen die Broschüre allen, welche sich für eine wissenschaftliche Refutation des Materialismus interessiren.

T. P.

Miscellen.

Professor Agassiz und die amerikanischen confessionslosen Staatsschulen. Schon vor Jahren ging durch die katholische Presse eine Äußerung des sonst gelehrten, im Punkte der Religion aber sehr verkehrten Professors Agassiz, dahin lautend, daß nach den von ihm vorgenommenen genauen Untersuchungen die Thatsache festgestellt worden sei, daß die meisten schlechten Frauenzimmer in Boston und New-York den Anfang ihres Lasterlebens in die Staatsschulen verlegen, indem sie dort die erste Anleitung, den Keim zur Prostitution empfingen. Zu Lebzeiten des Professors Agassiz wagte Niemand die Behauptung des greisen Gelehrten in Abrede zu stellen, kurz nach seinem Tode aber wollte ein Methodistenprediger in Cleveland, Ohio, ein Schreiben von Agassiz erhalten haben, worin diese Behauptung abgeleugnet worden sei. Großer Lärm wurde in den Methodistenblättern darüber geschlagen und die katholischen Blätter der Verleumdung beschuldigt. Daraufhin erschien im Bostoner „Pilot" folgendes Schreiben: „Ich habe neulich vernommen, einige unserer protestantischen Blätter stellten hartnäckig in Abrede, daß Professor Agassiz eine Untersuchung in Bezug auf die Staatsschulen und auf die feilen Dirnen angestellt habe. Da ich in wissenschaftlicher Beziehung schon seit Jahren mit dem Professor Agassiz gemeinschaftlich wirkte, so bin ich im Stande, ganz positiv zu behaupten, daß er die Untersuchungen angestellt, sowohl in Boston als auch in New-York. Ich selbst stellte letzten Herbst die Frage an ihn, ob es denn wahr sei, daß er persönlich sich die Mühe gegeben, bei jenen unglücklichen Personen Nachfrage zu halten, und daß jene ihm in den weitaus zahlreichsten Fällen gestanden, sie hätten ihren Sturz und Ruin den zügellosen, ausgelassenen Einflüssen zuzuschreiben, welchen sie als Schülerinnen der Staatsschulen ausgesetzt waren. Er antwortete mir, es sei wahr, und zur Bestätigung zeigte er mir sein Notizbuch, worin die näheren Einzelheiten und die Aussagen der betreffenden Personen verzeichnet waren. Als ich ihm das Gerücht erwähnte, daß der Druck des öffentlichen Tadels ihn veranlaßt habe, seine Forschungen einzustellen, gab er mir zur Antwort, daß ein solcher Druck auf ihn ohne Ein-

Digitized by

fluß sei und daß er sein begonnenes Werk nur deßhalb unterbrochen habe, weil höhere Pflichten in Bezug auf sein Museum ihn davon abhielten, daß er aber das begonnene Werk vollenden werde, sobald er Zeit dazu finde. Wenn jener Prediger in Cleveland wirklich ein Schreiben von Professor Agassiz erhielt, dann muß es unter einem Mißverständniß geschrieben worden sein, denn der Gelehrte war furchtlos und wahrheitsgetreu und seine mir gemachten Angaben waren vollständig und nachdrucksam. Cambridge, den 26. Dezember 1873. Professor Richard Bliß."

Literarisches. Zu den Symptomen des gesteigerten religiösen und kirchlichen Geistes gehört auch das wachsende Interesse für die religiöse Literatur. Wie sollte ein Christ von Geist und Herz seinen Glauben und seine Kirche nicht noch mehr liebgewinnen, wenn er gewahrt, wie man ihm diese heiligsten Güter in der schnödesten Weise entreißen will? und wie sollte in ihm nicht der Wunsch erwachen, sich von der Haltlosigkeit aller Anfeindungen auch wissenschaftlich zu überzeugen? Bekanntlich steht hier eine schon reiche Literatur zu Gebote. Die vorübergehenden Tagesfragen finden in der trefflichen katholischen Zeitungs- und Broschürenpresse eine ausreichende Besprechung.

Aber diese Fragen sind am Ende nur Variationen der tiefern Zeitfrage über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Das beste Werk, welches alle einschlägigen Schwierigkeiten mit allseitiger Gründlichkeit erörtert, ist das rühmlichst bekannte von Professor Dr. Hergenröther[1]. Dieses Werk ist nun neuerdings vom Verfasser unter dem nämlichen Titel in einer „neuen, zu allgemeinerm Gebrauche abgekürzten Ausgabe" (Freiburg, Herder) bearbeitet worden. Das größere, zunächst für Gelehrte bestimmte Werk, ist so einem weitern Leserkreis zugänglich gemacht. Unseres Erachtens sollte es in dieser erregten Zeit keinen gebildeten deutschen Katholiken geben, der sich nicht mit dem Inhalt der erwähnten Schrift vertraut gemacht hätte. Es ist eben heutzutage nicht bloß Rath, sondern Pflicht eines Jeden, sich nach Maßgabe seiner Lebensstellung in den Stand zu setzen, um den so hart angegriffenen Glauben in entsprechender Weise zu vertheidigen. Zu dem Ende muß man aber die Waffen der Gegner und auch den Geist kennen, der die Gegner beseelt. Dieser Geist entpuppt sich zu guter Letzt als Glaubensmangel oder vielmehr als Unglaube. Und hier möchten wir noch auf eine andere Schrift aufmerksam machen, welche bisher, wie es scheint, nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdient: „Der moderne Unglaube und seine Hauptursachen von N. J. Laforet, Rektor der katholischen Universität Löwen, übersetzt von Martin Bosen" (Mainz, Kirchheim). Die Schrift ist für gebildete Laien berechnet und erörtert zuerst historisch und dann begrifflich das Wesen des Glaubens

[1] Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in Beziehung auf die Fragen der Gegenwart. Historisch-theologische Essays u. s. w. Freiburg, Herder, 1872. Dasselbe wurde zur Zeit ausführlicher besprochen. Vgl. diese Zeitschr. 1873, III. 563.

Digitized by Google

sowohl wie des Unglaubens in durchweg correcter, faßlicher Weise. Als einen besondern Vorzug dieses Schriftchens (es zählt nur XVI und 216 Seiten) heben wir hervor, daß die so wesentliche Betheiligung des Willens beim Glaubensakte in das gehörige Licht gestellt wird. Die moderne Zeit faßt den Glauben und Unglauben viel zu ausschließlich als eine That des Verstandes auf und hat deßhalb vom Glauben sowohl wie vom Unglauben ganz verkehrte Begriffe; der Unglaube ist ihr eine „persönliche Überzeugung", höchstens eine Verkehrtheit des Verstandes, während derselbe in der That eine Corruption des Willens involvirt, welche ewiger Strafe würdig ist. Hier thun gerade jetzt klare Begriffe noth, da der Kampf zwischen Glauben und Unglauben flagrant ist.

Bei allem Ringen und Abwehren nach Außen gilt dem Christen doch immer die Übung, das Leben des Glaubens als Hauptsache. Dazu findet er Anregung und Anleitung in der so reichhaltigen ascetischen Literatur; in dieser Beziehung sind zu empfehlen die „Predigten von Jos. Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu. Zwei Abtheilungen (Regensburg, Pustet, 1874)." Das Buch ist allerdings zunächst für Priester bestimmt, denen es sehr erwünscht sein wird, zu sehen, wie sich die eigentliche Theologie auf der Kanzel verwerthen läßt; da es aber dem Verfasser darum zu thun war, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens viel mehr in gediegener und verständlicher Weise als in kunstgerechter Redeform vorzutragen, so möchten wir diese „Predigten" des berühmten deutschen Theologen allen empfehlen, welche in geistlicher Lesung Nahrung für ihr Seelenleben suchen. Die eine Abtheilung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Person des göttlichen Heilandes und seiner heiligsten Mutter, während die andere vorzugsweise Missionsstoffe behandelt. Die beiden Bände bilden den 4. und 5. Band der kleineren Werke P. Kleutgens; die drei ersten der Sammlung sind auch in den Pustet'schen Verlag übergegangen und für den sehr ermäßigten Preis von 1⅓ Thlr. zu haben.

Wenn wir hier nun noch das Buch erwähnen: „Das letzte Jahr vor dem größten Tag im Kinderleben, ein Hilfsbuch für Seelsorger zur Vorbereitung des Geistes und Herzens der Erstcommunicanten von Friedrich Kösterus" (Mainz, Kirchheim, 1873), so geschieht das, weil dieses Büchlein sich dem Besten anreiht, was bisher zu dem bezeichneten Zwecke geschrieben worden ist. Mit Recht legt der Verfasser das Hauptgewicht nicht auf die intellectuelle, sondern auf die ascetische Vorbereitung, ohne aber deßhalb erstere irgendwie zu unterschätzen. Man soll nicht nur den Verstand, sondern vor Allem das Herz und das Leben der Kinder christlich bilden; das ist zweifelsohne ein Grundsatz, den man allen denen, welche sich mit der Heranbildung der Kinder zu befassen haben, nicht dringend genug intimiren kann. Dem entsprechend ist „das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß das Kind in allem, was zu einem gewissenhaften und frommen Leben gehört, fleißig geübt, daß das praktische Christenthum in Schwung gebracht, eine christliche Lebensordnung dem jungen Christen zur lieben Gewohnheit werde." Man hat diese Seite der Erziehung bekanntlich oft zu verpönen gesucht, indem

Digitized by Google

man sie Dressur nannte; aber der Mensch ist nun einmal kein bloßer Denkapparat, und im praktischen Leben gibt die Übung und Gewohnheit öfter den Ausschlag als die Einsicht. Das weiß auch die Welt, darum „dressirt" sie die Ihrigen. Der Verfasser will, daß vor Allem die Vorbereitung der Erstcommunicanten eine Übung der Frömmigkeit, ein Cursus praktischen Christenthums sei. Er will keine Dressur, denn er will „gute Angewöhnungen, von deren Güte warme, herzliche Unterweisungen überzeugt haben." Er bietet in dem Büchlein eine Anleitung, wie man die Kinder in den Tugenden einüben soll, welche nicht nur für Seeelsorger, sondern auch für Eltern und Erzieher von großem Interesse sein dürfte.

Alle jene, welche sich um die christlichen Heiligthümer und Kirchen der Stadt Rom interessiren, möchten wir in empfehlender Weise auf das Buch verweisen: „Pilger-Führer oder Wegweiser nach Rom und durch die Heiligthümer der hl. Stadt. Von P. Peter Paul Außerer O. S. Fr. Mainz, Kirchheim, 1873." Ein solches Buch für deutsche Pilger fehlte bisher. Da das sehr schätzenswerthe Werk von Wittmer und Molitor außer dem kirchlichen Leben auch die Ruinen und Kunstwerke der ewigen Stadt eingehend berücksichtigt, so findet der einfache Pilger, welchen vorwiegend religiöses Interesse nach Rom führt, die gesuchten Aufklärungen dort nicht in der gewünschten Übersichtlichkeit. Das sehr brauchbare Büchlein des Dr. de Waal beschränkt sich bekanntlich auf die sieben Hauptkirchen. Diesem Mangel ist durch das Werk des P. Außerer jetzt abgeholfen. Der fromme Franziskanerpater macht den Leser zuerst mit mehr als 300 Kirchen nebst den darin enthaltenen Merkwürdigkeiten bekannt, führt ihn alsdann durch alle berühmten Katakomben und zeigt ihm endlich das kirchliche Leben und das Wirken der christlichen Charitas in dem Mittelpunkt des Katholizismus. Der Bericht fußt entweder auf eigener Anschauung, oder ist in historischer Beziehung zuverlässigen Quellen entnommen. Neben den historisch verbürgten Thatsachen wurden auch die bemerkenswerthesten der frommen Legenden aufgenommen. Wir hätten nur gewünscht, daß letztere als solche bezeichnet worden wären. Ebenso wäre bei einzelnen anderen Angaben für Nicht-Italiener ein erläuterndes Wort sehr am Platze gewesen. Die äußere Ausstattung des Büchleins ist vortrefflich.

T. P.

Digitized by Google

Gehirn und Seele.

1. Mancher Leser wird nicht ohne Befremden diese Überschrift an dieser Stelle bemerken und dieses Befremden wäre gerechtfertigt, wenn mit derselben nothwendiger Weise eine eingehende gelehrte Erörterung angekündigt würde, wie sie etwa in eine philosophische Fachzeitschrift hineingehörte. Wir haben aber da ein Thema bezeichnet, welches unserer Überzeugung nach auch für weitere Kreise besprochen zu werden verdient. Wenn die Frage nach der Wechselbeziehung zwischen Seele und Gehirn auch gerade nicht zu jenen gehört, welche in der erregten Gegenwart in hervorragender Weise das Tagesinteresse beschäftigen, so ist sie doch in dem Kampfe gegen die christliche Wahrheit und jede Wahrheit, welche mit der christlichen zusammenhängt, eine Frage von weittragendster Bedeutung. Dafür zeugt schon die Thatsache, daß sie stets wieder und wieder sowohl von den Religionsfeinden, als auch von den christlichen Apologeten zur Verhandlung gebracht wird, obwohl dieselbe wahrlich schon längst zu den „abgedroschenen" zählen könnte. Während sich der Materialismus in Lösungen versucht, die der vorurtheilslosen Naturbeobachtung gerade so wie der gesunden Vernunft in's Gesicht schlagen, will es auch der zeitgenössischen Philosophie, wie es scheint, nicht recht gelingen, eine vollständig beruhigende und endgültige Lösung hinzustellen. Als wir jüngst die exorbitante Darstellung eines Ed. v. Hartmann über Gehirn und Bewußtsein (vergl. 1. Heft d. Jahrg. S. 38 u. 39) lasen und daraus ersahen, was für wunderliche Dinge man der wissensstolzen Gegenwart bieten darf, da wollte es uns fast als nicht mehr zu gewagt erscheinen, einmal auf die längst vergessene Anschauung der „mittelalterlichen" Philosophie, der sogen. Scholastik, aufmerksam zu machen. Wir haben nicht die Prätension, die Ansicht der alten Schule in allen Punkten als den alleinberechtigten und vollständigen Abschluß dieser Frage auszugeben: wir werden vielmehr unsere Absicht erreicht haben, wenn es sich bei dieser

Digitized by Google

Besprechung bestätigen sollte, daß die Wissenschaft der katholischen Vergangenheit die Verachtung[1] nicht verdient, die derselben oft — auch in übrigens wohlmeinenden Kreisen — zu Theil wird. Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Feststellung des äußerlich Thatsächlichen mit der Zeit die großartigsten Fortschritte gemacht wurden, und es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, die Gegenwart auf den Standpunkt der Vergangenheit à la Knack zurückschrauben zu wollen. Wenn es sich aber um die Ergründung, die innere Erklärung des Thatsächlichen handelt, besonders insofern dasselbe zu geoffenbarten Wahrheiten in engerer Beziehung steht, da sollte man unseres Erachtens nicht einfach Alles von der Hand weisen, was der emsige Forschersleiß einer Zeit geliefert hat, die nicht so von Haß gegen den katholischen Glauben voreingenommen war, wie die gegenwärtige. Und nun zu unserer Frage.

Vorab sei bemerkt, daß wir in Folgendem der Klarheit halber das spezifisch Menschliche[2] völlig außer Acht lassen und nur das Empfindungsleben beachten, welches der Mensch mit dem Thier gemeinschaftlich

---

[1] In der modernen Sprache ist Scholastik einfach zum Schimpfwort geworden. So glaubte jüngst ein israelitischer Schüler Hartmanns, Moriz Venetianer, in seiner Schrift: „Schopenhauer als Scholastiker, eine Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie mit Rücksicht auf die gesammte Kantische Neoscholastik" (Berlin, C. Duncker 1873) die moderne Philosophie (mit Ausnahme Hartmann's) nicht besser in den Grund bohren zu können, als dadurch, daß er sie als „Scholastik" brandmarkte. „Wo eine ungesunde Richtung — so heißt es S. 7 — eine krankhafte Überreizung, fast unbegreifliche Verirrungen des Denkens eine ganze Periode beherrschen, bedarf es eines charakteristischen Namens ... Ein solcher Name existirt auch schon lange, ein Name zur Bezeichnung einer corrupten, krankhaft zerfressenen, eine fortlaufende Kette von Mißgeburten zu Tage fördernden, fast ausschließlich in bestimmten Schulen sich fortpflanzenden Denkweise — es ist die Scholastik." Der gelehrte Jude versucht es, Schopenhauer als einen Erzscholastiker darzustellen und ihm gegenüber das Judenthum hoch empor zu heben. Schopenhauer ist ihm — der Leser gestatte uns diese Stylprobe — eine „Klatschschwester", ein „scholastisches Fischweib, das sich blamirt mit seinen Klatschereien auf Schritt und Tritt" und „sich äußert, wie ein unreifer Junge, der zu früh der Ruthe entlaufen;" daß die „halsabschneidenden Jesuiten" auch nicht fehlen durften, ist selbstverständlich. Venetianer ist jedenfalls kein Scholastiker im historischen Sinne des Wortes; wenn ihm Schelten und Poltern nicht ausreicht, so flucht er auch wohl einmal („zum Teufel", „gottverdammt", S. 143). Würde das Buch gratis vertheilt und wären die beständigen Wuthausbrüche des Herrn nicht gar zu roh, so würden wir dem Empfänger rathen, er möge, bevor er es zum alten Papier wirft, einen Blick hineinthun, um selbst einmal zu sehen, was nicht Alles unter der Firma: „Wissenschaftlichkeit in den hochgebildeten Kulturkreisen unseres Vaterlandes" passiren darf.

[2] Das Verhältniß des menschlichen Geistes zum Gehirn bleibt der nächstfolgenden Besprechung vorbehalten.

Digitized by Google

hat. Das Gehirn betrachten wir hier als das ſtets mitbetheiligte Centralorgan der empfindenden Thätigkeit; was wir von ſeinem Verhältniſſe zur Seele ſagen, kann mutatis mutandis von jedem weſentlichen Theil des Organismus geſagt werden.

Der moderne Materialismus gefällt ſich bekanntlich in der Behauptung, das ganze Empfindungsleben ſei nichts als ein complicirter Mechanismus des Gehirns, ſomit ſei Hirnſtoff und Seele im Grunde Ein und das Nämliche. Gegen dieſe Auffaſſung ſträubt ſich die moderne Philoſophie: auf durchſchlagende Gründe hin fordert ſie außer dem Hirnmechanismus noch irgend ein Etwas als Erklärungsgrund für das Sinnesleben; jenes Etwas nennt ſie Seele und denkt ſich dieſelbe als auf das fertige Gehirn einwirkend, wie es etwa irgend ein galvaniſches Fluidum oder ein Dämon, der in einen Leib hineinführe, thun würde. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden extremen Anſichten liegt nun die Anſchauung der alten Philoſophie. Um uns den Werth derſelben zu vergegenwärtigen, müſſen wir die beiden ſo eben erwähnten Extreme einer kurzen Diskuſſion unterwerfen.

2. Gehen wir einen modernen Materialiſten um die Begründung ſeiner Anſicht an, ſo wird er uns zunächſt ſehr Vieles über die äußere und chemiſche Beſchaffenheit der Hirnmaſſe mittheilen. Er ſpricht uns von Randwülſten, Bergen und Thälern, Brücken und Waſſerleitungen, Balken und Gewölben, Klauen und Bäumen; er erklärt uns, wie aus den Ganglienzellen des Gehirns Primitivfaſern ausgehen, hohle, mit einem öligen gerinnbaren Inhalte verſehene, etwa $^1/_{1000}$ Linie ſtarke Röhrchen, welche mit einander die eigenthümlichſten Verſchlingungen und Durchkreuzungen eingehen; wie ſich ferner in den verſchiedenen Theilen die größte Verſchiedenheit der chemiſchen Zuſammenſetzung kund thut, wie es da eigenthümliche Hirnfette mit Phosphorgehalt und noch andere Stoffe gibt, die in keinem anderen Gebilde in dieſer Weiſe wiederkehren, z. B. Cerebrin und Lecithin, wie im Gehirn ein beſtändiger und zwar viel ſchnellerer Stoff- oder Kraftwechſel vor ſich geht als in den andern Organen u. ſ. w. Hier müßten wir uns die Bemerkung erlauben: Dieſe Fortſchritte in der anatomiſch-phyſiologiſchen Erforſchung des Gehirns ſind gewiß ſehr erfreulich; dieſelben ſetzen aber nur die längſtbekannte Thatſache in helleres Licht, daß das Gehirn das zarteſte, wunderbarſte Product der organiſchen Bildungsthätigkeit ſei, ohne auch nur im mindeſten den Schleier zu lüften, der das ganze Empfindungsleben verbirgt.

Auf dieſe unſere Einwendung hin würde der Materialiſt nicht verabſäumen, uns auf die allerintimſten Beziehungen hinzuweiſen, welche das ganze Sinnesleben als vom Hirnſtoff abhängig erſcheinen laſſen; und er wird etwa folgendermaßen peroriren:

Schon bei den Thieren kann ein Zuſammenhang zwiſchen der Gehirn-, beziehungsweiſe Kopfganglienbildung und der ſeeliſchen Begabung nachgewieſen werden. Bei den Menſchen ſtehen in der Regel die geiſtigen Anlagen im Verhältniß zur Quantität des Gehirns und zum Vorhandenſein reichlicherer und tieferer Furchen in demſelben. Cuviers Gehirn wog weit über 4 Pfund, das des berühmten Gauß war ſehr reich an Windungen. Beſondere Geiſtesbegabung iſt faſt immer ſchon an der äußern Erſcheinung des Kopfes bemerkbar. Die verſchiedenen Anlagen von Männern und Frauen hängen mit der verſchiedenen Gehirnbildung zuſammen. Beim einzelnen Menſchen findet zwiſchen Gehirn und Seelenleben ein paralleler Entwicklungsgang ſtatt. Das Gehirn des Kindes iſt breiig, fettarm; bis zum 25. Jahre nimmt das Gewicht ſtetig und ſehr raſch zu; vom 50. Lebensjahre an ſchrumpft das Organ mehr und mehr zuſammen und weist im höchſten Alter eine chemiſche Conſtitution auf, welche der des erſten Kindesalters ähnlich iſt. Insbeſondere ſind es die Lappen des großen Gehirns oder genauer die auf der Oberfläche der Hemiſphären ausgebreiteten Zellen der grauen Rindenſchicht, welche zum Empfindungsleben in nächſter Beziehung ſtehen. Zahlreiche Thatſachen ſcheinen anzudeuten, daß beſtimmte einzelne Partien des großen Gehirns beſtimmten Functionen und ſeeliſchen Vermögen als Organe zugewieſen ſind; ſo hat z. B. die Zerſtörung eines Theiles des Ammonshorns und ſeiner Wurzelwindungen eine Hemmung des Gedächtniſſes zur Folge. Bei krankhaft verbildetem Gehirn findet ſich in der Regel Blöd- und Wahnſinn u. ſ. w.

Dieſe und ähnliche Ausführungen, mit welchen der Materialismus ſich zu rechtfertigen ſucht, hat man von antimaterialiſtiſcher Seite dadurch zu entkräften geſucht, daß man auf die Ausnahmen, denen die erwähnten Thatſachen unterworfen ſind, hinweist. Eine ſolche Ausnahme conſtatirt beiſpielsweiſe Profeſſor Hyrtl (in ſeinem Handbuch der Anatomie, S. 775). „Daß Unſymmetrie und Vermehrung der Windungen (gyri), ſowie bedeutende Tiefe der Zwiſchenfurchen (sulci) bei geiſtvollen Menſchen vorkommen, mag ſeine Richtigkeit haben, wurden jedoch von mir und Andern im höchſten Grad des Blödſinns gefunden.“ Bruns theilt (in ſeiner Chirurgie) mit, man habe ſchon oft

Digitized by Google

Musketenkugeln seit Jahren im Gehirn eingeschlossen gefunden, ohne daß das Seelenleben irgendwie dadurch geschwächt gewesen wäre. Weitere Beispiele anzuführen, wäre überflüssig; da es ja überhaupt anerkannt ist, daß bisweilen beträchtliche Unregelmäßigkeiten in der Hirnsubstanz, verursacht durch Geschwulst, Eiterbildung, Verhärtung u. dgl. ohne eine wahrnehmbare Störung des Geistesleben vorkommen. Diesem Einwande gegenüber bemerkt der Materialist, daß wahrscheinlich die gesunde Hirn-Hemisphäre die Functionen der verletzten mit übernehme, wie das ja bisweilen in andern Organen vorkomme, daß ferner jene gröbern Eigenschaften des Gehirns nicht unmittelbar die Seelenthätigkeit beeinflussen, sondern nur als die Merkmale anzusehen seien, die in der Regel — also nicht ausnahmslos — anzeigen, ob gewisse, mehr verborgene Gehirnaffektionen vorhanden sind, durch welche die Empfindung zu Stande kommt. „Wenn man nicht für alle Geisteskrankheiten Entartung des Gehirns findet, so sind es Zustände der Dichtigkeit oder andere Veränderungen in den kleinsten Theilen, welche die Störung veranlassen. Ein Nichts, eine kleine Fiber, irgend Etwas, das die subtilste Anatomie nicht entdecken kann, hätte aus Erasmus und Fontenelle zwei Thoren gemacht." Diese Worte citirt F. A. Lange (Gesch. des Materialismus, 2. Aufl. S. 340) aus dem bekannten Franzosen Lamettrie, und macht dabei die für den naturwissenschaftlichen „Fortschritt" seiner modernen Gesinnungsgenossen wenig complimentöse Bemerkung: „Bei der Behandlung des Gehirns in seinem Verhältniß zu den Geisteskräften ist es besonders auffallend, wie gleichartig die ganze Argumentation des heutigen Materialismus noch mit derjenigen Lamettries ist" (S. 419, Anm. 68). Was aber die erstaunliche Abhängigkeit der seelischen Thätigkeit vom Gehirn betrifft, welche bekanntlich die Operationsbasis des Materialismus bildet, ist vielleicht noch auffallender, daß dieselbe nicht nur von einem Lamettrie, sondern bereits von den großen Philosophen des katholischen Mittelalters gekannt und anerkannt war. Anstatt sich deßhalb damit zu plagen, diese Abhängigkeit von etwaigen Übertreibungen zu säubern, thäte man wohl besser daran, sofort auf den groben Fehler der materialistischen Schlußfolgerung aufmerksam zu machen. Diese Schlußfolge lautet: Die Seelenthätigkeit — z. B. äußere Wahrnehmung, innere Empfindung, Gedächtniß u. s. w. — ist wesentlich vom Gehirn abhängig: also kommt sie lediglich durch mechanische Hirnthätigkeit zu Stande. Wäre diese Schlußfolgerung richtig, so müßte man in ähnlicher Weise folgendermaßen schließen: das Zu-

ſtandekommen eines Bildes hängt weſentlich ab von einem geeigneten Pinſel, alſo bringt der Pinſel allein das Bild zu Stande; das Vorankommen der Lokomotive hängt weſentlich ab von geeigneter Feuerung, alſo iſt das Feuer die bewegende Kraft; die gehörige Stimmung der Inſtrumente trägt weſentlich zum Erfolg einer muſikaliſchen Aufführung bei, alſo ſind bei einer muſikaliſchen Aufführung nur die Inſtrumente wirkend. Sollte es noch eines weitern Nachweiſes bedürfen, um zu zeigen, daß hier ein Trugſchluß vorliegt? Der Materialiſt wird ſich vielleicht jetzt noch in die Dunkelheit der Gehirnvorgänge verſtecken wollen und ſagen: Es kann am Ende doch eine uns unbekannte Complication von mechaniſchen und chemiſchen Vorgängen im Gehirn vorhanden ſein, welche zur Erklärung der Empfindungsthatſachen ausreichte. Und hier müßte man dann mit jener Argumentation vorgehen, welche für den Materialismus von wahrhaft ſtrangulirender Bedeutung iſt; man muß ihm poſitiv den Beweis liefern, daß zur Erklärung der Empfindungsthatſachen bloß materielle Vorgänge abſolut nicht genügen können. Man erlaube uns, dieſen Beweis kurz hier anzudeuten. Vorerſt nur ein Wort über die Einheit des Empfindenden. Die Vertheidiger des Materialismus, welche ſtets nur von Atomen reden und überall nur Atome vorausſetzen, haben nicht einmal den ernſtlichen Verſuch gemacht, zu zeigen, was denn die Vielheit der „Hirnatome" zu dem einheitlichen Weſen zuſammenfaßt, welches ſich erfahrungsgemäß als das Subjekt der Empfindung darſtellt. Hier könnten ſie ſich noch helfen, indem ſie — freilich im Widerſpruch mit ihren eigenen Prinzipien — das Gehirn als einen continuirlichen, d. h. als nicht atomiſirten Stoff auffaßten, mit Schwingungen, chemiſchen Prozeſſen, elektriſchen Strömen u. dgl. Der Hauptbeweis beſteht nun darin, daß man einerſeits das Stoffliche, und andererſeits das Empfindungsleben, wie wir Beides aus der Beobachtung kennen, klar in's Auge faßt und zeigt, daß ſie in gar keinem Verhältniß zu einander ſtehen, ſomit ebenſowenig jemals durch materielle Vorgänge eine Empfindung zu Stande kommt, als man durch endloſe Fortſetzung einer geraden Linie jemals eine Fläche erhalten wird. Es gehört nämlich zum Weſen der Materie, in ihrem Zuſtande zu beharren, Einwirkungen von Außen zu erhalten, nach Außen hin, d. h. auf Anderes verändernd einzuwirken: genau in ſofern verändert ſich das Materielle, als es von Anderm verändert wird; wie jedes Ding, ſo nimmt auch die Materie dieſes ihr Weſen unzertrennlich mit: auch in dem feinſten Mechanismus löst ſich Alles darin auf, daß äußere Einwirkungen

aufgenommen werden und in Folge davon sich eine nach Außen gerichtete Thätigkeit (actio transiens) zeigt. Und nun die Empfindung? Ist sie denn nicht auch eine Aufnahme äußerer Eindrücke, ähnlich der Aufnahme des Zeichens im elektrischen Telegraphen und des Bildes in der camera obscura? Ohne Zweifel hat sie eine ähnliche materielle Aufnahme zu ihrem Substrat, aber das ist nicht die Empfindung.

Diese ist ein Aufgreifen, eine Ausprägung, ein Ausdruck, eine That, die das Empfundene erfaßt und doch im Empfindenden verbleibt (eine actio immanens). Diese Ausprägung, welche auf einen materiellen Reiz hin aus dem Empfindenden hervorgeht, ohne auf Anderes überzugehen, ist wesentlich höherer Art, als jede sich veräußerlichende Thätigkeit; sie ist eine Thätigkeit, welche dem Empfindenden inne bleibt, eine Verinnerlichung, eine im Subject haftende Function, eine elementare Thatsache, ein Urphänomen. Mag man nun ein mechanisches Wirken voraussetzen, welches man will, mag man sich eine Complication chemischer Prozesse denken, die in's Unendliche zu gehen scheint, so sähe man sich vielleicht in der Lage, jene materiellen Vorgänge in's Klare zu stellen, welche die Empfindung entweder voraussetzt oder als ihr Substrat fordert, aber zur Erklärung der Empfindung wäre noch nichts geleistet. Man hätte Alles, was erforderlich ist, um im Gehirn irgend einen materiellen Prozeß — ein „Glühen", „electrisches Leuchten", oder wie man es sonst nennen mag, — hervorzubringen, aber ist damit die Thatsache der Empfindung erklärt?[1] Wo nun eine Thatsache vorliegt, von der es feststeht, daß sie zu einer gewissen Art von Kraftwirkungen in gar keinem Verhältniß steht, da ist man ohne Weiteres zu der Annahme gezwungen, daß ein anderweitiger Grund dieser Thatsache vorhanden sein muß. Dieser Grund heißt eben in vorliegendem Falle: Seele.

Aber kann denn nicht die „Seele" ein aparter, subtiler Stoff sein? Die alten Materialisten (Demokrit, Lukrez u. A.) waren bekanntlich der Ansicht, die Seele bestehe aus einer besonderen Art feiner, glatter, feuerähnlicher Atomen, die wie ein Fluidum den ganzen Leib oder

[1] „Wüßten wir auch Alles, sagt Griesinger, Pathologie und Therapie der psych. Krankheiten, 2. Aufl. S. 6 — was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, elektrischen ꝛc. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen — was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen." In ähnlicher Weise sprechen sich alle modernen Physiologen aus. Vgl. Ulrici, Gott und Natur, S. 268 ff.

Digitized by Google

wenigſtens das Gehirn durchtränkten. Aehnliche Anſichten ſind auch wieder neuerdings aufgetaucht. So vergleicht z. B. R. Wagner die Seelenſubſtanz „mit der unſichtbaren, unwägbaren Flüſſigkeit, welche durch den Contact zweier heterogener Metalle unter Einſchaltung einer Flüſſigkeit zur Erſcheinung kommt“ (Der Kampf um die Seele, S. 159). Aehnlich bemerkt R. Virchow: „In der Sache ſelbſt dürfte es ſchwer ſein, eine Vergleichung der Seele mit dem Lichtäther abzuweiſen“ (Geſ. Abhandlungen, S. 17). Andere erinnern, um eine Vorſtellung von der Seele zu machen, an die Blume des Weines oder an den Duft einer Salbe. Wir müſſen den modernen Materialiſten darin Recht geben, daß ſie dieſe Hypotheſe eines beſonderen, materiellen Seelenfluidums als unnöthigen Ballaſt über Bord geworfen haben, denn wenn einmal etwas Stoffliches Empfindung haben kann, dann kann man auch gleich beim Hirnſtoff bleiben und ſagen: Empfindung iſt eine Bewegung oder Secretion des Hirnſtoffes. Jede Art materialiſtiſcher Erklärungsweiſe ſtellt ſich ſomit als eine wiſſenſchaftliche Unmöglichkeit heraus.

3. Was iſt denn nun die Seele, wenn es kein ſpecieller Stoff ſein ſoll? Seitdem ſich die Philoſophie zum Abfall von der Scholaſtik hat verleiten laſſen, hat man die Seele bald als eine pſychiſche geiſtartige Kraft, bald als eine continuirliche immaterielle Subſtanz, bald ſo, bald anders modificirt, aber immer als irgend ein Etwas gedacht, welches vom Stoffe nicht bloß unterſchieden (diſtinkt), ſondern auch geſchieden (diskret) ſei, welches auf die an und für ſich lebloſe Materie einwirke und hinwiederum die an der Gehirnmaterie vorkommenden Veränderungen empfinde. Wir hätten ſomit im Gehirn zwei Subſtanzen: erſtens die Hirnmaſſe, beſtehend aus Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Phosphor u. ſ. w., und zweitens die Seelenkraft, welche wohl zum Hirnſtoff in den innigſten Beziehungen ſtünde, aber doch in ihrem Sein völlig von jenen ſtofflichen Elementen nicht nur verſchieden, ſondern auch geſchieden wäre.

Dieſer Auffaſſung dürften ſich aber vielleicht zwei ſehr bedeutſame Schwierigkeiten entgegenſtellen. Und welche denn? Erſtens bekundet ſich thatſächlich zwiſchen den materiellen Hirnfunctionen und der Seelenthätigkeit eine ſo innige, weſentliche Wechſelbeziehung, wie ſie zwiſchen der Thätigkeit zweier diskreter Subſtanzen kaum denkbar iſt. Schon der ſo überaus complicirte Bau des Gehirns deutet einigermaßen darauf hin, daß dasſelbe nicht bloß zum Dienſte, ſondern zur Theilnahme

Digitized by Google

am Sinnesleben bestimmt ist. Wozu die erstaunliche Complication der Hirnmasse, wenn es sich nur um Vorbereitungen zum Empfindungsacte handelt, und wenn dieser Act selber ganz auf Rechnung der Seele, eines vom Gehirn getrennten Wesens kommt? Was nun die so wesentliche Wechselbeziehung zwischen Hirnstoff und Seele angeht, so brauchen wir nur an die oben bereits angedeuteten Thatsachen zu erinnern, welche, wenn sie auch im Munde der Materialisten zur Basis irriger Schlußfolgerungen mißbraucht werden, durchaus nicht unbeachtet bleiben dürften. Sie machen es zum Mindesten wahrscheinlich, daß der Hirnstoff am Sinnesleben selber mitbetheiligt ist. Wäre das Gehirn nur das Organ, dessen sich die Seele zu ihren sinnlichen Vorstellungen bedient, so würde ein Geisteskranker etwa einem Musiker mit einer verstimmten Violine vergleichbar sein, während er doch in der Wirklichkeit den Eindruck macht, als wäre der im Instrument sitzende Musiker „mitverstimmt“ [1]. Thatsachen, wie der so durchgreifende Einfluß von functionellen Störungen der Hirnmasse auf die Geistesthätigkeit, wie die so oft vorkommende Vererbung von Geisteskrankheiten, wie die Vervollkommnung des Gehirns durch Geistesarbeit ꝛc., lassen sich schwerlich erklären, wenn man voraussetzt, daß von Seele und Gehirn, als von zwei in sich abgeschlossenen Substanzen, gesonderte Functionen ausgehen, wohingegen jene Thatsachen alles Befremdliche verlieren, wenn man voraussetzt, daß sie sich zu Einer lebendigen Substanz ergänzen, welcher alle jene Functionen zuzuschreiben sind.

Hier berühren wir bereits die andere, wie wir glauben, weit erheblichere Schwierigkeit, welche die Annahme einer zweiten, vom Hirnstoff separaten Seelensubstanz unmöglich zu machen scheint: sie rührt her von der Einheit des Empfindungssubjectes. Hat nämlich der Hirnstoff und ebenso die Seele ihre separaten Functionen, so kann die Empfindung nur eine Conspiration, eine Vereinigung und Vermischung zweier Kraftwirkungen sein, welche aus zweifachem Thätigkeitsgrunde ausgehen. Nun fordert aber die Empfindung ihrer Natur nach Einen Thätigkeitsgrund zu ihrem Ursprung. Denn die Wahrnehmung oder Empfindung, wie wir dieselbe aus der Erfahrung kennen, ist die einheitliche Ausprägung und Erfassung eines materiellen Gegenstandes auf eine erhaltene Einprägung hin; es ist ein und das nämliche

[1] Es ist bekanntlich die Ansicht aller bedeutenderen Vertreter der Psychiatrie, daß beim Irrsein die Erkrankung auch wirklich die Seele einigermaßen betreffe.

Digitized by

Subject, welches von Innen heraus den Gegenstand gleichsam ergreift, darstellt, ausdrückt, nachdem es selber von Außen auf materiellem Wege afficirt wurde; von vorne herein wird der sinnliche Eindruck derart in das wahrnehmende Subject aufgenommen, daß kraft dieser Aufnahme in demselben jene Erkenntnißform entsteht, welche das Wahrgenommene zum Inhalt hat.

Wie will man sich nun diesem strengen Postulat der Wissenschaft gegenüber zurechtfinden? Wie will man die Thatsache der Einheit der empfindenden Substanz erklären, wenn die Seele ein vom Gehirn unterschiedenes, vollständiges „Kraftwesen" ist, und wenn das stoffliche Substrat ebenfalls eine in sich vollendete Substanz ist? Kann man vielleicht sagen, die Seele allein sei das Empfindende, während das Gehirn einen mechanischen Reiz empfange und ausübe? Aber das geht nicht wohl an. Denn erstens muß, wie wir so eben sahen, das empfindende Subject selber auf materiellem Wege afficirbar, also materiell sein. Zweitens würde in diesem Falle die Seele höchstens den Reiz des afficirten Gehirns wahrnehmen und daraus allenfalls auf das Vorhandensein einer äußern Ursache schließen, wie ich etwa aus dem Anklopfen an meiner Zimmerthür schließe, daß Jemand draußen steht; aber den äußern Gegenstand selber würde sie nicht in der Weise wahrnehmen, wie es erfahrungsgemäß der Fall ist. Drittens endlich würde man in dieser Voraussetzung gegen eine durch das Bewußtsein allgemein bezeugte Thatsache angehen. Wir wissen freilich, daß der Sturmfortschritt des modernen Geistes sich aus der Mißkennung der einfachsten Thatsachen ebenso wenig einen Scrupel macht, wie er über die „Zwirnfäden" des Rechts stolpert. Eine gesunde Wissenschaft wird sich aber stets durch eine allseitige Beobachtung des Thatsächlichen leiten lassen. Thatsächlich nun ist sich jeder Mensch seiner als eines einheitlichen Wesens bewußt. Wenn der Mensch sagt: ich, so bezeichnet er damit nicht ein Heer von Atomsubstanzen, welche durch ein seelisches Wesen wie durch einen Rosselenker im Zaum gehalten werden, sondern bezeichnet damit Eine Substanz, bestehend aus Leib und Seele. Der Leib und speciell das Gehirn ist ihm nicht ein ihm angewachsenes Schneckenhaus, eine geheime Arbeitskammer, in der „er" sitzt und durch die zwei Fenster hinauslugt, oder nach der Art eines Telegraphisten durch die Nervendrähte sich mit der Außenwelt in Communication setzt, sondern sein Bewußtsein zwingt ihn, das Gehirn, wie auch die übrigen wesentlichen Organe des Leibes als einen substantiellen Theil seiner Selbstheit

Digitized by Google

aufzufassen. Daß man durch die Analogie zwischen Mensch und Thier berechtigt ist, diese dem Menschen durch sein Bewußtsein bezeugte Einheit auch auf das unvernünftige, mit Sinnen begabte Wesen zu übertragen, bedarf keines weiteren Nachweises.

Um die gewünschte Erklärung für die Thatsache der Einheit bieten zu können, haben sehr achtungswerthe Philosophen an das recht innige Zusammensein von Gehirn und Seele erinnert, haben darauf aufmerksam gemacht, wie diese beiden so aneinander gefesselt sind, daß das Messer des Anatomen mit dem thierischen Gehirn auch die Seele stückweise herunterschneidet, wie sie stets conspiriren im intimsten Wechselverkehr, wie sie sich gegenseitig durchdringen und ihre beiderseitigen Kraftäußerungen zusammenthun. Aber bei einigem Nachdenken dürfte es unschwer einleuchten, daß hiermit die substantielle Einheit des Empfindenden, ja nicht einmal die thatsächlich vorhandene Sympathie zwischen Seele und Gehirn erklärt ist. Denn was hätten wir demgemäß? Zwei disparate Principien, welche zu Einem Resultate innig zusammenwirken, die äußere Vereinigung zweier Thätigkeiten zu Einer Wirkung, aber nimmermehr ein einheitliches Princip, aus dessen Innerstem die einheitliche Function der Empfindung sowohl ihrer materiellen als auch ihrer seelischen Seite nach hervorquillt. Es wäre ein Vereinigtsein, aber keine Einheit.

4. Hiermit hätten wir nun in die beiden extremen Erklärungsversuche einen Einblick gethan. Wir haben gesehen, daß der Hirnstoff mit seinen materiellen Vorgängen zur Erklärung des Empfindungslebens nicht ausreicht, daß wir also noch irgend ein anderes Etwas im Gehirnorganismus voraussetzen müssen; wir haben aber auch gesehen, daß man sich auf der andern Seite in unlösbare Schwierigkeiten verwickelt, wenn man neben oder über der als vollständige Substanz gedachten Hirnmasse ein zweites in sich abgeschlossenes Seelenwesen annimmt. Was für eine Möglichkeit bleibt dann nun noch übrig? Vernehmen wir, wie die alte scholastische Philosophie sich die Sache zurecht gelegt hat. Indem man die Thatsache als feststehend betrachtete, daß der Act der sinnlichen Wahrnehmung als Eine Function sowohl vom Gehirn als von der Seele ausgeht, glaubte man sich zu dem Schluß gezwungen, daß Gehirn und Seele zusammen Ein vollendetes Wesen, Eine Substanz ausmachen, daß also die Seele in das innerste Sein jener Substanz, welche lebendiges Gehirn ist, hinverlegt sei. Dachte man sich also vielleicht die Seele als eine Eigenschaft der Materie? Nein,

Digitized by Google

aber jedenfalls so innig mit dem Hirnstoff verbunden, als wäre sie dessen Eigenschaft. Als *Eigenschaft* des Stoffes erschien sie deßhalb nicht, weil sie nicht als etwas Nebensächliches, als Etwas auftritt, wodurch der *Stoff* als das principale agens in naturgemäßer Weise seine Thätigkeit äußert, sondern als das Dominirende, als etwas Wesenhaftes, vermöge dessen der Hirnstoff durch und durch eine höhere Seins- und Wirkungsweise erhalten hat. Somit mußte man weiter schließen, der Hirnstoff sei nicht ein fertiges Ding, eine in sich vollendete Substanz, sondern vielmehr etwas Unfertiges, eine *Theilsubstanz*, welche erst durch eine andere Theilsubstanz, die Seele nämlich, zu *einem* neuen Sein, dem sogen. *Leben* ergänzt und bestimmt ist. „Hierdurch findet die Überzeugung aller Menschen," sagt Kleutgen (Phil. d. Vorzeit n. 817), „ihre Bestätigung. Insofern wir nämlich unter Leben nicht die bloße Äußerung desselben, die Lebensthätigkeit, sondern den Grund, aus dem diese hervorgeht, verstehen, ist es nichts anderes, als das dem lebendigen Wesen eigenthümliche Sein, das mit dem Tode aufhört. Dieses Sein ist aber nach der allgemeinen Überzeugung dem Körper mit der Seele gemeinsam; so zwar daß mit dem Tode nicht bloß das Wesen, welches lebte, aufhört zu sein, sondern auch der Leib das ihm als solchem eigenthümliche Sein und deßhalb auch den Namen verliert." Und doch wird der moderne Physiker, welchem diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen, sich eines Lächelns über diese so höchst sonderbare Anschauungsweise kaum enthalten können. Die moderne Wissenschaft, die leider selten weiter zu denken vermag, als die Phantasie, diese Krücke der Denkträgheit reicht, kennt eben nichts, als volle, fertige Substanzen, bewegte Atome und vielleicht noch geisterhafte Kraftmonaden, weil man diese vor der zuschauenden Phantasie nach Belieben jeden Tanz vollziehen lassen kann. Der Begriff von *Theilsubstanzen* ist ihr völlig abhanden gekommen. Hält man es ja doch für absolut unmöglich, daß Eine Substanz distinkte und zugleich nicht diskrete Theile habe. Könnten aber nicht die elementaren Grundbegriffe der Geometrie genügend darthun, daß Theilgrößen (entia partialia, incompleta) *begrifflich* nicht unmöglich sind? In einem gedachten Kreise z. B. sind zwei gedachte Kreishälften, also zwei verschiedene, aber nicht diskrete Theilgrößen vorhanden, welche sich gegenseitig zu Einem Kreise ergänzen. Es ist nun durchaus nicht daran zu denken, als sollten Seele und Hirnstoff in gleicher Weise die Eine empfindende Substanz ausmachen, wie zwei in einem Kreise enthaltenen Halbkreise dieses eine Ganze; will man die Auffassung der Alten haben,

Digitized by Google

so behalte man den Begriff der Unvollständigkeit aus diesem Beispiele bei, und substituire an die Stelle der Beiordnung, wie sie zwischen zwei in einem Kreise enthaltenen Hälften stattfindet, der der Unter- und Überordnung, wie es dem Verhältniß des Gehirns zur Seele entsprechend ist, einen Begriff, welchen die alte Philosophie annähernd mit den für uns etwas dunkeln Wortpaaren potentia und actus, materia und forma ausdrückte. Wir räumen ein, daß uns die Phantasie bei diesen Auffassungen gänzlich im Stiche läßt, aber das dürfte doch keinen Grund abgeben, dieselben einfachhin bei Seite zu schieben. Gegen die begriffliche Möglichkeit läßt sich sicher nichts einwenden, es fragt sich nur: Mit welchem Rechte trug die alte Philosophie solche begriffliche Möglichkeiten in das Gebiet der Wirklichkeit hinüber? Dazu wurde sie eben hingeleitet durch die Beobachtung der Naturthatsachen. Man erlaube uns, es noch einmal kurz zu sagen: Um für die vom lebendigen Hirnstoff ausgehenden Functionen, die von Chemismus und Mechanismus himmelweit entfernt sind, einen genügenden Erklärungsgrund zu haben, behauptete man das Vorhandensein eines vom Stoff verschiedenen thätigen Grundes, und um nicht in einen Dualismus hineinzugerathen, gegen welchen das Bewußtsein sich ebenso wehrt, wie die genauere Naturbeobachtung, suchte man diesen thätigen Lebensgrund innerhalb der Einen Substanz, zu der auch der Hirnstoff gehört; man suchte das Ideale im Realen, die „Kraft" im Stoff, ohne jedoch diese beiden Principien mit einander zu identificiren; man sah, daß die das Hirn bildenden Fette, Öle, Phosphor u. dgl. zur Erklärung der Sinnesphänomene nicht ausreichten, und doch glaubte man daran festhalten zu müssen, daß der Hirnstoff der Träger der Empfindung und Wahrnehmung sei, daß somit der Hirnstoff in das innerste Sein des Lebensgrundes hineingezogen sei; zur Erklärung der in der Wirklichkeit vorliegenden Thatsachen mußte man eine Seele haben, aber ein Ding, das sich fremd der an und für sich leblosen Masse des Gehirns überordnet, das sich das Gehirn baut wie der Baumeister sein Haus, das im Gehirn sitzt wie der Werkmeister oder der Dampf in der Maschine, das den Gehirnmechanismus bewegt wie der Teufel den Besessenen, ein solches Ding konnte man nicht brauchen.

War aber nicht hiermit bei logischem Denken die Annahme von Theilsubstanzen nothwendig gemacht? wurde man nicht dazu gedrängt, die Hirnmasse als ein unvollendetes, unvollständiges Theilwesen aufzu-

Digitized by Google

faſſen, welches erſt das volle ihm als empfindendes Gehirn eignende Sein von der Seele empfängt?

Wollen wir den ſcholaſtiſchen Gedanken vollſtändig haben, ſo müſſen wir uns daran erinnern, daß jener Philoſophie gemäß ſich nicht nur in den lebenden Weſen, ſondern in Allem, was man heutzutage Stoff nennt, neben dem paſſiven Subſtrat mit ſeinem beſtimmten Kraft- (oder Bewegungs-) Quantum ein anderes beſtimmendes Prinzip, Form genannt, vorfindet, welches die vorhandene Kraftmenge zu beſtimmten Zwecken (Beharrung, Mittheilung eigener Zuſtände nach Außen, Erſtrebung des Gleichgewichts, Ausgleichung chemiſcher Gegenſätze oder verſchiedener Geſchwindigkeiten, Anziehung und Abſtoßung u. ſ. w.) zu verwerthen hat. Ebenſo wenig wie man heutzutage ſich daran ſtößt, daß die moderne Phyſik ein billionenfaches, beſtändiges Entſtehen und Vergehen örtlicher Beziehungen, ohne welches die Bewegung nicht denkbar iſt, annimmt, ebenſo wenig beanſtandete es die alte Philoſophie, wenn man von dem vielfachen Entſtehen und Vergehen derartiger Formen ſprach: das Eine iſt am Ende gerade ſo dunkel wie das Andere, nur daß die alte Philoſophie in die Erklärung der Naturerſcheinungen tiefer eindrang und eine widerſpruchsloſe Erklärung bot, während die moderne Wiſſenſchaft an der Oberfläche herum von einem Widerſpruch in den andern ſtolpert; doch hievon ein andermal. Wenn nun das lebendige Gehirn einzelne neue Stofftheile (durch die Intusſusception) in ſich aufnimmt, ſo würde die Form, welche etwa dem Kohlenſtoff oder dem Phosphor ſein beſtimmtes Sein und Wirken gab, untergehen, indem die Seele es übernähme, die ehedem von Kohlenſtoff oder Phosphor ausgeübten Functionen für ihre Zwecke auszuüben, ſo daß alſo der das lebendige Gehirn bildende Stoff ſein eigenthümliches Sein als Kohlenſtoff oder Phosphor verloren und bis in ſein tiefſtes Weſen hinein jenes Sein gewonnen hätte, welches man Leben nennt. Dieſer Anſicht gemäß wäre alſo das Gehirn in der That eine kunſtvolle Maſchine, in welcher zur Vollbringung der Lebensfunctionen die anorganiſchen Stoffe und niedern Kräfte der Natur herangezogen werden — wie wir ja überhaupt in der Natur gewahren, daß ſich gemäß der weiſen Abſicht des Schöpfers das Höhere durch das Niedrigere vollbringt, d. h. daß die Dinge niederer Art nicht unbenützt liegen bleiben, ſondern dem Erſtreben höherer Zwecke dienſtbar gemacht werden, — aber es iſt nicht eine bloße Maſchine, es iſt zugleich Maſchiniſt, es iſt eine beſeelte, lebendige Maſchine.

Gleich Eingangs haben wir bereits bemerkt, daß wir nicht beab-

Digitized by Google

ſichtigen, über jede mit der Scholaſtik nicht übereinſtimmende Anſicht den Stab zu brechen; wir wollten nur an dieſer einen wichtigen Gehirn- und Seelenfrage zeigen, daß die Denker des katholiſchen Mittelalters Winke gegeben haben, die auch zu unſerer Zeit noch beachtet zu werden verdienen. Unſere Zeit iſt reich an Beobachtungen und Einzelforſchungen, aber ſie iſt bettelhaft arm, wenn es auf die Löſung tieferer Fragen ankommt. Die alte Zeit wußte mit wenig Thatſächlichem zu einer erſtaunlichen Tiefe vorzudringen.

Die Anſichten der Alten ſind zweifelsohne in manchen Punkten unvollſtändig. Aber in den Fundamentalfragen der Wiſſenſchaft dürften ſie doch einen Grund für alle Zeiten gelegt haben. Möchte die Vorſehung bald die Zeit herbeiführen, in welcher man die Wiſſenſchaft der frühern Jahrhunderte nicht deßhalb geringſchätzt, weil ſie ſich unter der ſchützenden Ägide der katholiſchen Wahrheit ausgebildet hat.

T. Peſch S. J.

Patriotiſche Briefe.

Zweiter Brief.

Dillingen a. d. D., im Februar 1874.

In meinem letzten Briefe — denn Sie erlauben mir, gleich zur Sache überzugehen — habe ich des Gegenſatzes erwähnt, der ſich vielfach zwiſchen der Liebe zum Reich und der Liebe zur Heimat, oder zwiſchen der Liebe zum größeren und der Liebe zum engeren Vaterlande fühlbar macht. Ich weiß, daß dieſer Gegenſatz theils in Abrede geſtellt, theils als unberechtigt dargeſtellt wird. Um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, wird es genügen, die beiden, zwiſchen denen der Gegenſatz beſtehen ſoll, einer näheren Prüfung zu unterziehen. Damit ſind wir aber auf unſer eigentlichſtes Thema geführt; denn *das innere Weſen jeden wahren Patriotismus* darzulegen, habe ich bereits im letzten Briefe als meine nächſte Aufgabe angegeben.

Laſſen Sie uns aber nicht den Courierzug des Syllogismus beſteigen. Sie wiſſen, wie ſehr ich ihn hochſchätze, wo es gilt, raſch zum Ziele zu kommen. Wo es ſich aber um keine Geſchäftsreiſe handelt, hat auch er die Nachtheile aller Courierzüge; während ſie die ſchönſten Partieen zumeiſt umgehen, reißen ſie uns wie betäubt an Land und

Leuten vorüber und ermüden unsere Nerven durch das leblose Gerassel der Räder. Gehen wir also zu Fuß durch's grüne Leben, und wo es uns gefällt, da lassen wir uns nieder. Wer den Blick übt, findet die Wahrheit überall.

Die Liebe zur Heimat ist das Resultat oder die Summe der innigen Beziehungen, in welche das menschliche Herz durch den natürlichen Verlauf seiner Entwicklung verschlungen wird. Wenn wir uns diese Beziehungen vorführen wollen, so liegt im Centrum das Herz der Mutter. Nicht als wenn die Liebe zum Vater geringer wäre; allein da es sich hier zunächst um die Empfindung handelt, diese aber von der Mutter reicher erwiedert wird, so bleiben die Eindrücke hievon tiefer in der Seele. Daran reihen sich Brüder und Schwestern, mit denen die Anfänge unseres Lebens verwachsen sind, sowie die Räumlichkeiten und Plätze unserer ersten Freuden und Leiden, kurz alles was unser Leben in seiner Ausgestaltung berührt. Dehnt sich später der Gesichtskreis nach Zeit und Raum weiter aus, reihen sich Berührungen mit Fremden aus der Ferne daran, so dehnt sich auch die Anhänglichkeit an die Heimat weiter, bis endlich die Geschichte den Begriff Vaterland feststellt, und dadurch den unbestimmten Empfindungen bestimmte Grenzen gibt.

Indessen dieß alles sind bis dahin nichts anderes als unbewußte, unwillkürliche, vom Naturell des Einzelnen bedingte Empfindungen. Welchen Werth haben sie? Sind sie überhaupt berechtigt? Sind sie demnach zu pflegen, oder vielmehr als Träume und Schwächen der Kindheit zu vergessen oder zu verachten? Niemand wird das Letztere zu behaupten wagen. Aber wie erklären wir die Berechtigung dieser Empfindungen, und wie bestimmt man die Grenzen?

Hier öffnet sich uns ein Seitenweg, der allem Anschein nach zu einer nicht zu verachtenden Fernsicht führt. Lassen Sie uns denselben betreten. Ich hoffe, der Erfolg wird die Mühe des Umweges belohnen.

Es ist kaum etwas in der sinnfälligen Schöpfung so wunderbar als die Welt der Empfindungen und Gefühle. Sie kommen und gehen, ohne uns zu fragen; sie wechseln die Farben in den reichsten Schattirungen; sie bekämpfen sich mit Wuth und List und schließen wohlthuenden Frieden; sie hassen die Ungerechtigkeit und lieben die ordnende Kraft. Man sagt mit Recht: Gefühls-Welt, denn es sind die Gefühle in Wahrheit ein geheimnißvolles Völkchen in der Menschenbrust, das eigentlich die Weltgeschichte macht.

Digitized by Google

Viele brechen über die Gefühle und das Gefühlsleben raſch den Stab, wohl weil ſie nie darauf achteten; denn gefühllose Menſchen gibt es ſo wenig als ſeelenloſe Menſchen. Andere werden von apoſtoliſchem Eifer gegen die Gefühle eingenommen. Weil ſie ſehen, daß alles Elend von dorther ſtammt, wie ſchon unſer Herr und Meiſter geſagt hat, eifern ſie unermüdet dagegen, ſchütten aber nicht ſelten, wie man zu ſagen pflegt, das Kind mit dem Bade aus, was dem guten Willen ſo häufig geſchieht, wenn ihm die Klarheit fehlt. Es iſt dieß um ſo bedauerlicher, weil unſere Wirkſamkeit gerade für den hülfsbedürftigſten Theil der Menſchheit gebrochen iſt, ſowie man uns — wenn auch nur mit halbem Recht — nachſagt, daß wir zu weit gehen.

Die Gefühle ſind Stimmen unſerer niederern Natur. Wenn ich ſage „nieder“, ſage ich nicht „ſchlecht“; denn es iſt ja bekanntlich nichts ſeiner Natur nach ſchlecht im Menſchen, auch durch die Erbſünde nicht. Sie ſind Regungen der Selbſterhaltung und ſtehen auf's innigſte mit unſern Leidenſchaften in Verbindung, deren körperliche Seite man ſie nicht unpaſſend nennen könnte. Das Wort Leidenſchaft nehme ich hier natürlich in ſeiner eigentlichſten Bedeutung, nicht inſoferne wir es auch für Laſterhaftigkeit gebrauchen, wofür eigentlich unſer „Sucht“ mit ſeinen Zuſammenſetzungen dient, wie Habſucht, Eiferſucht u. dgl. m. Der Leidenſchaften im eigentlichſten Sinne des Wortes zählen wir namentlich ſieben, Zuneigung und Abneigung, Hoffnung und Furcht, Freude und Trauer, und endlich den Zorn. Das ſind denn auch die ſieben Hauptfarben des Gefühls- oder Gemüthslebens.

Es iſt daraus klar, daß die Gefühle nichts Schlechtes ſind, daß wir ſie im Gegentheile nothwendig ſelbſt zum Guten brauchen. Sie laſſen ſich alſo auch nicht ausreißen, da ſie zu unſerer Natur gehören. Das iſt richtig, ſie ſind ganz und gar ſelbſtſüchtig, weil ſie eben nichts anderes ſind als Empfindungen des Einzelnen für Wohl und Weh. Nichts deſtoweniger, ſagte ich, haſſen ſie die Ungerechtigkeit; damit bezeichnete ich natürlich die Ungerechtigkeit der Gefühle unter einander. Wenn ein Gefühl auf Koſten eines oder mehrerer anderer ſich hervorthut, ſo erhebt ſich alsbald eine Reaction der übrigen. Sie lieben eben deßwegen die ordnende Kraft, weil ſie dadurch alle zur berechtigten Geltung kommen und vor gegenſeitigen Übergriffen geſchützt ſind.

Ein ähnliches Gefühlsleben bildet das Leben der Thiere; nur ſind dort die Gefühle energiſcher und entſcheidend, weil in dieſen Haushalt keine höhere Kraft eingreift, wie dieß bei uns der Fall iſt. Das Thier

folgt dem Gefühle; denn es ist der Instinkt nichts anderes als das Resultat der sich gegenseitig in Schach haltenden Begierden, Leidenschaften, Empfindungen. In uns tritt der Wille dazwischen. Durch seinen mächtigen Zug nach dem ihm verwandten Über- oder Außersinnlichen aber zerstreut, überhört er die Stimme des richtigen Gefühles leicht. Fehlt nun auch dem Verstande das richtige Urtheil, so kann nichts anderes zu Stande kommen, als jenes Schauspiel zum Lachen, wenn es nicht zum Erbarmen wäre, das uns die Mehrzahl unseres Geschlechtes bietet, daß sie nämlich hin- und hergerissen werden, bald von einem überwuchernden Gefühle, bald von einem halben Gedanken, bald von einer gewaltsamen Verquickung beider.

Am überraschendsten zeigt sich uns die Richtigkeit unserer Gefühle in unverdorbenen, einfältigen Seelen, die einerseits genug gelebt haben, um das Leben zu kennen, andererseits aber doch zu wenig, um die Welt zu verstehen. Ihnen ist das Gefühl noch sicherer Führer zum Wahren und Rechten; und zwar merkwürdiger Weise gerade da, wo sie der Verstand und seine klare Erkenntniß verläßt. Sie fühlen ein Widerstreben, wenn sie auch der Sophistik eines Ulysses nichts erwiedern können, wie dieses Sophokles so unnachahmlich im Philoktet gezeichnet hat. Noch auffallender sind solche glückliche Menschen in Beurtheilung ihrer Umgebung; sie urtheilen nicht, aber sie fühlen sich angezogen oder abgestoßen, wiewohl ihnen der Verstand auf das „Warum" keine Antwort geben kann. Es ist bezeichnend, daß das weibliche Geschlecht hierin dem männlichen weit überlegen ist. Wir werden die Bemerkung noch brauchen. Man glaube nicht, daß es möglich ist, vor den einfachen und unverdorbenen Bewohnern eines abgelegenen Dorfes, oder vor einer Schule von etwa 20 bis 25 Kindern sich zu verstellen. Beim ersten Erscheinen hat das Gefühl geurtheilt und in schlichten Seelen geht da vor allem in Erfüllung:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Der Schöpfer hat eben für alle gesorgt, daß keines ohne Führer bleibe. Uns aber muß diese Thatsache beweisen, daß die Gefühle nicht bloß Hindernisse eines geordneten Lebens sind, die wir nur zu verachten und zu bekämpfen haben, sondern daß sie sich leicht zu mächtigen Hülfstruppen umgestalten lassen, wenn wir sie zu benützen verstehen.

Dieses Verständniß uns zu erringen, ist heute um so nothwendiger, als das Gefühlsleben gerade in unserer Zeit in hohem Grade gepflegt

Digitized by Google

wird, leider in sehr verkehrter Richtung, theils und größtentheils aus Unverstand, theils aber auch aus Bosheit und Lust am Verderben. Ich bringe nur in Erinnerung die vielen Verirrungen der Sentimentalität Seitens so mancher guten Mutter gegen ihre Kinder; die träumerische Schwärmerei, in welcher so häufig namentlich die weibliche Jugend erzogen wird; reihen Sie daran, was Literatur und Kunst in dieser Richtung unerschöpflich zu Tage fördern, so dürfte meine Behauptung übergenug erwiesen sein.

Vor allem ist es die emsige und glückliche Pflege der Musik im deutschen Lande, die uns von der Bedeutung des Gemüthes, namentlich im deutschen Leben überzeugt. Früher hat man diese Kunst mehr als Spiel getrieben, „spielen" wir ja doch noch immer die Instrumente. Heute ist sie tiefes Studium geworden, und alles sucht und übt die ersten Meister. Freilich ist hiebei auch wieder vieles Sache der Mode, und gar manche, die am Schlusse rufen „sehr schön", haben während der Ausführung gedacht: „was nur da schönes daran sein soll?" Indessen um die Thorheit der Welt ist es uns ja nicht zu thun; Thatsache ist, daß die Musik ihrer Natur nach auf's innigste mit unseren Gefühlen verbunden ist und ihr Studium erheischt.

Es gibt nämlich nichts, was so unmittelbaren und mächtigen Eindruck auf uns macht als der volle, reine Ton. Jedem Eindruck aber entspricht auch schon ein gewisses Gefühl. Nun kommt die große Verschiedenheit der Töne nach Höhe und Tiefe dazu, verbunden mit der Verschiedenheit der Tonfarbe; da sollte wohl kein Gefühl sein, dem nicht einer dieser Töne entspräche. Durch die Verwandtschaft der Töne aber kommt Bewegung in diese Welt, und dadurch auch in die Eindrücke und Gefühle selber, die im Rhythmus des Taktes selbst den Pulsschlag des Herzens beeinflußt. Darin liegt der Zauber der Musik; es ist dem Künstler die Menschenbrust geöffnet, und er kann sie in die Kreise seiner Empfindungen ziehen, ohne ein Wort mit ihr zu reden, ja unmittelbarer und unzweideutiger als durch die Sprache.

Man hat bezweifelt, ob wortlose Musik überhaupt etwas vernünftiges enthalte. Dieser Zweifel ist nur möglich, wenn man die Welt der Gefühle in ihrem directen Zusammenhang mit der Musik nicht kennt. Im chinesischen Gesetzbuche Li-ki heißt es: „Die Musik ist das Bild der Vereinigung von Himmel und Erde ... Sie wirkt auf das Innere des Menschen und setzt ihn in Verkehr mit dem Geiste ... Ihre vorzüglichste Aufgabe ist es, die Leidenschaften zu regeln."

Dem entſpricht der zürnende Eliſäus, der ſich im Spiel der Harfe auf den Geiſt des Herrn vorbereitet.

Gehen wir weiter. Wie es eine Conſequenz der Gedanken gibt, ſo gibt es auch eine ſolche der Gefühle. Sprünge ſind auch dort Verſtöße gegen die Wahrheit. Es ſpringen zwar oft Gefühle ineinander über; aber das ſind nur verwandte Gefühle, und dieſelben ſind vermittelt. Alles dieſes findet ſich wieder in der Muſik, und das iſt eben der große Meiſter, der in der Compoſition dieſe Einheit bewahrt, ſo daß ein Grundcharakter durch das Ganze weht und die Theile einen fortſchreitenden Verlauf vom Anfang bis zum Ende nehmen. Darin liegt die unerreichte Größe unſeres Beethoven. In der gewaltigen Tiefe, mit der er einſetzt, und in der pſychologiſchen Einheit, mit der er uns aus der indifferenten Ruhe des Anfangs durch die erſchütterndſten oder bezaubernſten Empfindungen trägt, um uns ſchließlich, wehmüthig vielleicht, aber vollbefriedigt der Wirklichkeit zurückzugeben: wird es ihm nicht leicht ein zweiter gleichthun. Täuſche ich mich nicht, ſo hat Richard Wagner die Grenzen des Möglichen überſchritten. Er wälzt Berge aufeinander, ohne den Himmel zu erreichen, in den uns Beethoven ohne Lebensgefahr bringt.

Sie lächeln wahrſcheinlich und denken, der Faktor habe ſich geirrt und ein Stück aus den muſikaliſchen Briefen in den patriotiſchen Brief gebracht. Wenn er es gethan hat, wollen wir ihm danken, meine ich; denn es paßt juſt hieher und gewährt einen Blick in die Geheimniſſe und die Bedeutung der Gefühle. Über Kirchenmuſik könnte ich wohl ein Wörtchen herſetzen, aber ich will mir die Finger nicht verbrennen.

Wenn es Sie nicht ermüdete, würde ich auch ein Wort über Poeſie erwähnen; indeſſen wird ſich ein beſſerer Platz dafür finden, wie ich hoffe; geſchenkt iſt es Ihnen nicht. Für dießmal nur die Bemerkung, daß darin die Aufgabe der wahren Dichtkunſt liegt, mit der Flamme des Verſtandes die berechtigten Maſchen und Verſchlingungen der Gefühle zu beleuchten; und darin die Sünden der Dichter, daß ſie entweder unverſtändig blinde Gefühle durcheinander flimmern und flunkern laſſen oder mit holperigen und unbegriffenen Axiomen durch die heiligſten Fäden der Seele ſtolpern.

Aber genug davon! Die Gefühle ſind da, und wir müſſen folglich mit ihnen rechnen. Es erübrigt uns, die Geſetze dieſes zarten Calculs ein wenig zu erforſchen.

Jedem Gefühle liegt ohne Zweifel eine gewiſſe Berechtigung zu

Digitized by Google

Grunde, da es ja in sich nichts anderes ist, als die naturnothwendige Empfindung jedes einzelnen Menschen unter dem Eindrucke seiner jeweiligen Umgebung. Darf er aber jedem Gefühle folgen?

Hier stehen wir an dem Punkte, wo der Mensch sich wesentlich vom Thiere trennt. Das Thier folgt dem Gefühle, oder der letzten Resultante seiner jeweiligen verschiedenen Empfindungen, weil es nichts anderes kennt. Der Mensch aber trägt über seiner Brust das Haupt, mit dem er in eine zweite unermeßliche Welt hineinragt, die Welt der Wahrheit und ewigen, eigentlich einzigen Wirklichkeit. Da nun sein Wille der handelnde ist, dieser aber von beiden Seiten Eindrücke erhält, so kann er sich schon nicht mehr vom Gefühle allein bestimmen lassen. Das Thier fühlt, was in jedem Augenblicke das ihm in seiner Gesammtheit Zukommliche ist, der Mensch aber muß es erkennen, er fühlt es nicht mehr. Mögen unverdorbene Naturen immerhin noch ziemlich sicher fühlen; Thatsache ist, daß mit der Entwicklung des Verstandes die Sicherheit des Gefühls abnimmt; und diese Thatsache beweist auf's Neue, daß der Verstand Schiedsrichter ist über unsere Gefühle und deren Berechtigung.

Welche Normen aber befolgt der Verstand in diesem seinem Schiedsrichter-Amte? Welche Gefühle gelten als berechtigt, welche nicht?

Halten wir uns an das Wort „berechtigt", und bleiben wir in der Gefühlswelt, so läßt sich wohl sagen: jedes Gefühl ist insoweit berechtigt, als es kein anderes Gefühl beeinträchtigt. Indessen ist uns damit nicht viel geholfen, weil die Bestimmung der Beeinträchtigung jene der Berechtigung voraussetzt. Für das Leben aber ist dieses Axiom vollständig unbrauchbar, weil nicht immer alle unsere Gefühle rege sind; im Gegentheil, gerade wenn eines derselben sehr erregt ist, treten die übrigen zurück, und die Beeinträchtigung oder Störung des Friedens in der Gefühlswelt zeigt sich zumeist erst nach geschehener That. So sind wir von hieraus auf's Neue an den Verstand gewiesen, der die Gefühle zu beurtheilen hat. Suchen wir einen andern Weg.

Jedes Gefühl, sagten wir vorhin, ist in sich nichts anderes, als die naturnothwendige Empfindung des einzelnen Menschen unter dem Eindrucke seiner jeweiligen Umgebung. An diese Umgebung müssen wir uns halten, um in unserer Entwicklung weiter zu kommen. Dieselbe ist nämlich nicht eine unbestimmte oder gleichgiltige, sondern wir finden uns in sehr genau bestimmten und scharf begränzten Beziehungen zu ihr. Das Kind steht ganz anders vor dem reichgeschmückten Tisch

Digitized by Google

des Chriſtbaumes als vor dem einladenden Schaufenſter des Zuckerbäckers, und das Weib ſteht ganz anders vor dem Leiden ihres Mannes als vor jenem ihres Bruders. Dieſe Beziehungen, in welchen wir uns unſerer Umgebung gegenüber finden, ſind nichts anderes als unſere Rechte und Pflichten; da es nun auf der Hand liegt, daß nicht unſere Rechte und Pflichten von unſeren jeweiligen Empfindungen bedingt oder beſtimmt werden, ſondern im Gegentheil, daß unſere Empfindungen an jenen eine unerſchütterliche Gränze finden: ſo bilden Rechte und Pflichten auch die Normen unſeres Gemüthslebens.

Und da ich Sie nun doch ſchon im Schlepptau der Folgerungen habe, ſo laſſen Sie uns gleich den letzten Schritt thun, der uns glücklich dorthin bringt, wohin ich auf dieſem kleinen Umwege kommen wollte. Unſere Rechte und Pflichten ruhen bekanntlich einzig und allein auf unſern Pflichten gegen den Herrn der Natur, unſern Gott. Berechtigt iſt nur, was von Gott gewollt iſt, wie alles unberechtigt iſt, was dem göttlichen Willen entgegen ſteht. Es iſt ſomit die Gottesfurcht die Grundlage und Lebensnorm, wie für unſern Geiſt, ſo auch für unſere Bruſt und ihre Gefühle. Ohne Gottesfurcht iſt die Wahrheit ebenſo aus unſerer Erkenntniß wie aus unſerm Gemüthe. Wo Gott nicht erkannt und anerkannt wird, ſind die Gefühle ein ungerechtes und unbeſtändiges und friedeloſes Volk, aus dem alle die Verirrungen entſpringen, die Chriſtus der Herr dem Herzen der Menſchen zur Laſt legt.

So hätten wir die Höhe erreicht, und ein wenig erſchöpft, wie damals, als wir den Hohen Bogen beſtiegen hatten, thut uns Ruhe wohl. Laſſen wir uns alſo nieder und ſchauen wir in die Welt hinein, die ſich von hier aus in ihrem ſchönſten Lichte zeigt. Die Entfernungen mindern ſich, Berg und Thal finden ſich zu einem Ganzen zuſammen, aus dem uns die friedlichen Wohnungen der Menſchen, wie Edelſteine in ſchützender Faſſung, entgegen lachen. Das blühende Land, der dampfende Wald, die ſchwere, geräuſchlos vorüberziehende Wolke, und weit über ihr in leichteren Lüften der breite Zug des Adlers: das alles regt die tiefſten Gefühle auf, daß ſie unſicher durcheinander wogen, weil jedes ſeine Befriedigung ſucht, aber keines zuzugreifen weiß oder wagt.

So etwas hat auch jener unruhige Geiſt erfahren, dem der Dichter die reichen Worte in den Mund legt:

Betrachte, wie in Abendſonne-Glut
Die grünumgeb'nen Hütten ſchimmern.

Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.

Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Der Himmel über mir und unter mir die Wellen.

Ein ſchöner Traum — indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.

Das iſt die Sprache des Meiſters, der die tiefe Erregung der eigenen Seele mit Zauberkraft in allen weckt, zu denen ſeine Rede dringt. Und weil die Menſchen gerade die Erregung ihrer Gefühle lieben, werden ſolche Worte immer Liebe und Bewunderung finden.

Wenn wir aber nun mit beſonnenem Gemüthe den Inhalt dieſer ſchönen Verſe unterſuchen, ſo ſind ſie eben doch nichts als ein reicher Ausdruck für leere oder beſſer mißverſtandene Empfindungen. Weil Fauſt im Drang der Gefühle den Faden des klaren Gedankens verloren hat, iſt er im Labyrinth der Zweifel kindiſch geworden und ſtrebt der ſinkenden Sonne nach. O ja, er hat Recht, „jedem iſt es eingeboren, daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt", weil es „mit dem Kranich nach der Heimat ſtrebt"! Aber wenn das Auge des Geiſtes den Gefühlen dieſe Heimat nicht zeigt, wenn dieſer vielmehr liebt, ſich auf den Wellen der Gefühle zu ſchaukeln, ſo werden ſie ihn zeit-

weilig vielleicht in ſchöne Träume wiegen, weit öfter aber in's Verderben peitſchen.

„So viel bin ich werth, als ich Wahrheit beſitze," hat uns neulich der politiſche Einſiedler als köſtliche Herbſtblume geſchrieben. Und wir dürfen dann auch, an früheres anlehnend, ſagen: ſoviel iſt eine Dichtung werth, als ſie Wahrheit beſitzt. Fauſts Rede iſt der wahre Ausdruck eines verworrenen Gemüthes; das iſt ihr Werth. Darin aber liegt auch ihre Gefahr für unſere Zeit, die es ſo ſehr liebt, einen Fauſt zu ſpielen, und hier für ihre Thorheit ſchimmernde Gewänder findet.

Gern erinnern wir uns an dieſer Stelle des gewaltigen Sängers der Vorzeit, der über alle Sänger ſeiner Zeit ragt, wie ſein Gott über die Götter und Götzen, die jene beſungen haben. Wie tief und wie wahr ſeine Worte ſind, geht ſchon daraus hervor, daß ſie einen Beethoven und einen Haydn zu einer ihrer ſchönſten Compoſitionen begeiſterten. Auch er ſah die Welt in ihrer Pracht, und das Tagsgeſtirn „rieſengroß ſeine Bahn beſchreiten". Aber er zerſchlägt die prächtige Schale und greift mitten in den Kern der lebenswarmen Wirklichkeit; deßwegen „erzählen ihm die Himmel des Ewigen Ehre", da alles „das Werk ſeiner Hände" iſt. Im Flammenzelt der Sonne durchſchreitet ihm ſeines Gottes Liebe die Welt vom Aufgang bis zum Niedergang, daß ſich kein Weſen ihrem warmen Strahl entzieht.

Freilich würden hier Fauſt und ſeine gottloſen Epigonen ſagen:

„Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Indeſſen hier bedarf es nicht des Glaubens, ſondern einzig des Verſtandes. Es geht heute mit dem Glauben wie mit dem Gedächtniſſe. Ein witziger Franzoſe hat geſagt: wir klagen uns alle leicht des ſchwachen Gedächtniſſes an, nicht ſo leicht des ſchwachen Verſtandes. Heute hört man auch ſehr oft: mir fehlt der Glaube, und doch iſt dieſes eigentlich identiſch mit: mir fehlt der Verſtand, oder doch deſſen richtiger Gebrauch. Daß man dieſes nicht einſieht, iſt nur ein neuer Beweis, wie viele nicht verſtehen, was ſie reden.

Aber ich dächte, es iſt Zeit abzubrechen. Die Sonne neigt ſich auch für uns, und da wir uns ein wenig erholt haben, eilen wir zum Schluß.

Wir hatten erwieſen, daß allein der Wille unſeres Herrn und Gottes wie die Norm unſerer Handlungen, ſo auch jene unſerer Empfindungen ſein kann und ſein muß. Es handelt ſich uns aber um jene

Digitized by Google

erſten Empfindungen der Anhänglichkeit und Liebe, auf denen jeder wahre Patriotismus ruht. Bringen wir alſo dieſe lieben Sachen und Sächelchen vor Gottes Angeſicht und hören wir ſein Urtheil ohne Bangigkeit, denn was der Schöpfer mit der Natur gegeben, hebt er durch kein Geſetz auf.

Vor allem legt er ſeine ſegnenden Hände auf die Häupter unſerer Eltern, und ſein ernſter Blick mahnt und warnt uns von früheſter Jugend, dem natürlichen Gefühle, das er ſelbſt in dieſer Beziehung in unſere Bruſt gelegt hat, mit der ganzen Kraft des Willens Zeit unſeres Lebens in dankbarer Ehrfurcht zur Seite zu gehen. Daß damit die Geſchwiſter-Liebe in zweiter Linie zur Pflicht geworden, liegt in der Natur der Liebe zu den Eltern.

„Was Gott verbunden, ſoll der Menſch nicht trennen," iſt ein zweiter Ausſpruch des Herrn, der eine zweite Beziehung des Lebens unter die Obhut des göttlichen Befehles ſtellt; und wenn es heißt: „deßhalb verläßt der Menſch Vater und Mutter und hängt ſeinem Weibe an," ſo iſt die Größe dieſer Liebe ausgeſprochen und anerkannt. Daß damit umgekehrt auch wieder die innige Liebe der Eltern zu den Kindern als göttlicher Wille kundgegeben wird, bedarf keines weitern Nachweiſes.

Wie dieſe erſten Empfindungen des menſchlichen Herzens vollberechtigt ſind, ſo ſind es nun auch alle ferneren im Verhältniß der berechtigten Beziehungen, denen ſie entſprechen. An gegenſeitige Hülfleiſtungen ſind wir durch die Natur gewieſen; ihnen entſpricht Dankbarkeit und Treue. Daß ſelbſt die Heimat, der Ort unſerer Jugend, unſere Neigung beſitzt, liegt in der Natur der Liebe ſelber, die alles umſchlingt, was zu denen in näherer Beziehung ſteht, die wir lieben.

Es iſt ſomit wahr, Gott ſteht nicht nur keiner unſerer ſchönen Empfindungen im Wege, im Gegentheil iſt es gerade er und er allein, der den dunkeln und wandelbaren, weil auf flüchtigen Eindrücken beruhenden Gefühlen unſeres Herzens die klar erkannte Pflicht zur dauernden Unterlage gibt. Ja, ich gehe noch weiter, und ſehen Sie, ob mit Recht. Eben weil die Gottesfurcht die berührten Empfindungen unſeres Herzens durch die Pflicht auch zum Gegenſtande unſeres Willens macht, gibt ſie denſelben die höchſt mögliche Innigkeit und Kraft; denn es tritt nun die Energie des Willens zur Wärme der Empfindung, und dieſe beiden ſind ſo angethan, daß ſie ſich ſtets gegenſeitig ergänzen und ſteigern. Gott liebt ja, was er gemacht hat; wie könnte ſeine Nähe es

Digitized by Google

zerſtören? Im Gegentheil vielmehr, wo die Gottesfurcht fehlt, muß die bloße Liebe naturnothwendig zur Qual werden, die ſich entweder zerfleiſcht oder zerreißt. Dieſe Thoren, die ſich Weiſe nennen und das Glück der Völker ohne Gott zu Stande zu bringen meinen, was haben ſie vom Leben begriffen?

Nun ſind wir endlich im Stande, das volle Weſen des wahren Patriotismus feſtzuſtellen. Er iſt nämlich die von Gott gewollte, in den tiefſten Empfindungen unſerer Natur anklingende Liebe zu allen denen, mit welchen wir im Leben verwachſen ſind. Uns iſt der Patriotismus nicht blinder Naturtrieb allein; iſt uns nicht geographiſches oder ethnographiſches oder hiſtoriſches Zuſammengehörigkeits-Bewußtſein allein; ja, er iſt uns dieſes alles auch nicht in erſter Linie; er iſt uns in erſter Linie heilige Pflicht, ruhend in Gottes Willen. Den Gegenſtand dieſer Liebe hat das Leben beſtimmt, wie ich im letzten Brief gezeigt habe. Über die Ausdehnung der Grenzen derſelben aber ein ander Mal. Für heute nur noch einige Gloſſen.

Religion iſt alſo der tiefe Lebensnerv jedes wahren Patriotismus. Ein religionsloſer Patriotismus iſt derſelbe nonsens wie die religionsloſe Schule.

„Sie ſpotten ihrer ſelber und wiſſen nicht wie!"

Patriotismus ohne Religion iſt Leidenſchaft ohne Gewiſſen, vor der uns graut wie vor den Thieren der Wüſte. Denn geht den ſogenannten patriotiſchen Empfindungen nicht die Pflicht zur Seite, ſo reichen ſie nicht aus zu all' den Opfern, die der Patriotismus fordert, und laſſen ſich verrätheriſch für jede Parteiſache gebrauchen. Die Pflicht aber iſt ein leeres Wort für Kinder und Thoren, wenn die Religion fehlt.

Ebenſo einleuchtend iſt, daß die wahre Religion, die den ganzen Menſchen auf's Innigſte an ſeinen Schöpfer kettet, ſich vor allem auch der patriotiſchen Empfindungen bemächtigen wird, ſie zu klären, zu kräftigen und zu ſchützen. Wir wiſſen, wie reichlich dieſes von unſerer heiligen Kirche geſchieht; denn die Kirche der Heimat mit ihren Glocken, mit ihren Feſten und ihren Geſängen ragt ja vor allem aus der Erinnerung des Kindes in's ſpäteſte Alter hinein und gießt über alle Bande, die die Wiege geknüpft hat, die kräftigſte Weihe aus.

Damit hätten wir auch eine Löſung der anfänglich berührten Frage, ob ein Widerſpruch zwiſchen Liebe zur Heimat und Liebe zum Reich

beſteht? Für uns Katholiken, ſo lange das Reich in der begonnenen Weiſe die Heimat in ihrem heiligſten Beſitze bedroht, ohne Zweifel: ja! denn daß an und für ſich kein Widerſpruch zwiſchen Liebe zur Heimat und Liebe zum Reiche beſteht, daß namentlich für Deutſchland ein ſolcher durchaus nicht vorhanden war, habe ich im erſten Briefe berührt und iſt oft genug geſagt und gezeigt worden. Aber ich ſtehe nicht an, beizufügen, daß überhaupt jedes wahre patriotiſche Gefühl für ein Land in dem Maße ertödtet wird, als die Regierung desſelben die Religion berührt; denn jede derartige Berührung entweiht die Religion im Bewußtſein des Volkes, indem dieſelbe Regierungs-Sache wird und Gott zum Schemel der Fürſten herabſinkt. Es gibt nichts, was die Staaten naturnothwendiger zum allgemeinen Verfalle führt; ſie unterwühlen ſo den Boden, auf dem ſie ſtehen. In welcher geſitteten Menſchenbruſt iſt eine heilige Begeiſterung und eine freudige Hingabe an ein Land denkbar, das dem Gott der Väter auf unſittliche Weiſe zu nahe tritt? Mag es der wahre oder mag es ein falſcher Gott ſein, dieſe Bekämpfung kann nur zwei Erfolge haben: Entſittlichung und Entrüſtung des Volkes.

Wie aber kann man hoffen, patriotiſche Empfindungen gegen ein ferner ſtehendes Land zu erzeugen, in dem man in dieſem Geiſte handelt? Wie endlich kann man den Mangel deſſen zum Vorwurf machen, was man ſelbſt unmöglich gemacht hat?

So ſind wir wieder bei jenen Ausſichten angekommen, mit denen ich ſchon den erſten Brief ſchloß. Dieſe Ausſichten ſind zwar troſtreich, denn ſie zeigen den endlichen naturnothwendigen Sieg unſeres Glaubens; aber ſie ſind trüb, denn ſie ſtellen dieſen Sieg in eine blutige Perſpektive, die ſich von Stunde zu Stunde um ganze Generationen verlängert. Wir können es nicht ändern. Aber die Fackel, die uns in die Hand gegeben, wollen wir vom ſichern Felſen aus unermüdet ſchwingen in der böſen Wetternacht, damit der Schiffbrüchigen ſo viel als möglich noch in letzter Stunde ſich zurecht finden und dem Untergang entrinnen.

H. J. v. Fugger S. J.

Digitized by Google

Die Ehe als Vertrag.

II.

Wie wir bemerkten, mag die Ehe in einem gewissen Sinne ein bürgerlicher Akt genannt werden, aber der Ehecontract hat eine ganze Reihe von Eigenschaften, die ihn über die Sphäre des bürgerlichen Lebens weit hinaushebt und ihn auf den Boden der Religion und der Kirche versetzt.

Der Ehecontract ist nämlich zuerst *ein natürlicher Contract*[1], weil er in der Natur der Menschheit seinen Grund und seinen Zweck hat, aus denen dann von selbst seine Rechte und seine Pflichten sich ergeben. Er begann demgemäß sofort mit der Schöpfung, bevor noch eine bürgerliche und staatliche Gesellschaft existirte, und wenn auch diese wieder unterginge, so würde er doch fortbestehen können. Das ist der ursprüngliche Charakter dieses Vertrages, die Eigenschaft eines *bürgerlichen* Vertrages ist ihm erst später überkommen und er könnte ihn verlieren, ohne dadurch an seinem Wesen und seiner Natur das Geringste einzubüßen.

Diesen natürlichen Contract müssen wir dann ferner *einen göttlichen* nennen, weil Gott selbst ihn eingesetzt und in vielfacher Beziehung geregelt hat. Das ist die ausdrückliche Lehre des Concils von Trient (Sess. XXIV. doctr. de sacr. mat.): „Das stete und unauflösliche Band der Ehe verkündete der Stammvater des Menschengeschlechts, als er auf Eingebung des hl. Geistes in die Worte ausbrach: Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen; und es werden zwei in einem Fleische sein (Gen. 2, 23). Daß aber durch dieses Band nur zwei mit einander verbunden werden, lehrt Christus der Herr noch deutlicher, wenn er jene letzten Worte als von Gott selbst gesprochen anführt und sagt: Es sind also nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch, und sofort die Festigkeit dieses Bandes, die vorher nur von Adam ausgesprochen war, mit folgenden Worten bekräftigt: „Was also Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen" (Matth. 19, 6). Christus erklärt demnach ausdrücklich, daß

[1] Vgl. Muzzarelli, Le Mariage en tant que Sacrement.

das unauflösliche Eheband göttlicher Einsetzung sei: damit haben wir denn den Ehevertrag als einen natürlich-göttlichen Vertrag.

Zur richtigen Beurtheilung des in der Ehe liegenden Vertrages dürfen wir aber nicht vergessen, daß Gott bei der Einsetzung desselben nicht bloß die Fortpflanzung der Menschheit bezweckte, sondern daß er noch die besondere Absicht hatte, durch die Ehe und ihre Unauflöslichkeit ein Symbol der unauflösbaren Verbindung Christi mit seiner Braut, der Kirche, aufzustellen. Zu dem Zwecke erklärte er auch ausdrücklich, daß die Ehe ihre Unauflösbarkeit gerade aus der Unauflösbarkeit des Bandes zwischen Christus und der Kirche ziehe. „Es ist dieß ein großes Sacrament; ich aber sage in Christo und in der Kirche." (Ephes. 5, 32.) Wenn deßhalb Gott im alten Bunde um der Herzenshärtigkeit willen die Ehescheidung und die Vielweiberei erlaubte, so hatte auch das nach der hl. Schrift und den Vätern noch seine symbolische Bedeutung, wie wir früher bereits angedeutet; die Ehescheidung sinnbildet die Verstoßung der Synagoge, mit der Gott nur einen zeitweiligen Bund geschlossen, wie ja der hl. Paulus Gal. 4 in der Agar, die von Abraham mit ihrem Sohne verstoßen wird, die Synagoge und in Sara die Kirche erblickt, während „die Vielweiberei der Patriarchen, wie der hl. Augustin (de bono conjug. n. 21) sagt, die aus den verschiedenen Nationen gebildeten Kirchen, die alle dem Einen Christus unterworfen sind, darstellt."

Da nun Gott beim Ehecontract diesen besondern Zweck hatte, so hörte er nicht auf, ihn entweder selbst unmittelbar zu ordnen, oder mittelbar durch das Priesterthum seiner Kirche, und zwar stets mit Beziehung auf die Kirche. Wir dürfen hier die von den hl. Vätern so nachdrücklich hervorgehobene Wahrheit nicht aus den Augen verlieren, daß die Kirche Christi so alt ist als die Welt, daß Christus, wie der hl. Johannes in seiner Offenbarung sagt, „das Lamm ist, das geschlachtet ist von Anbeginn," indem seine Erlösungsgnade schon im Paradiese an den gefallenen Menschen herantrat, um sie der Erlösung theilhaft zu machen. So sagt der hl. Papst Gregor der Große (hom. 19 in Evang.), indem er die Parabel vom Hausvater erklärt, der zu verschiedenen Stunden des Tages Arbeiter in seinen Weinberg schickt: „Wer ist wahrhafter der Hausvater als Gott . . . der einen Weinberg hat, nämlich die allgemeine Kirche, die von Abel dem Gerechten an bis zum letzten Auserwählten der Welt soviel Heilige hervorgebracht, als Rebzweige getrieben hat." Der hl. Augustin (ep. 120 al. 49 n. 12) sagt: „Wie wir an

Christum glauben, der beim Vater weilt und schon im Fleische erschienen ist, so glaubten auch die Alten an ihn, der beim Vater weilte und im Fleische erscheinen sollte. Deßhalb ist aber der Glaube nicht verändert, und das Heil nicht verschieden, weil mit dem Wechsel der Zeit jetzt das als geschehen verkündigt wird, was damals als zukünftig geweissagt wurde." An einer andern Stelle (in Ps. 36 conc. 3) sagt derselbe heilige Lehrer: „Alle Gerechte, die von Anfang der Welt an waren, haben Christum zum Haupt. Denn sie glaubten an ihn, der noch kommen sollte, wie wir glauben, daß er gekommen ist, und im Glauben an denselben sind sie erlöst, in dem auch wir erlöst sind, damit er selbst das Haupt der ganzen Stadt des himmlischen Jerusalem sei."

Ebenso müssen wir hervorheben, daß in den ersten Zeiten der Menschheit die Patriarchen die Träger des Priesterthums waren, wie ja überhaupt die väterliche, priesterliche und königliche Autorität damals in derselben Hand ruhte. Der Familienvater brachte im Namen aller seiner Angehörigen Gott das Opfer dar. Seth, Henoch, Noe, Abraham, Isaak, Jakob, Job sind eine Reihe von hervorleuchtenden Gestalten, die wir Gott Opfer bringen sehen. Es darf uns nicht irre machen, wenn Abraham dem Melchisedech, der Priester des Allerhöchsten war, den Zehnten gab (Gen. 14, 18); denn der hl. Paulus findet in diesem Vorgange eine typische Huldigung, die das aaronische Priesterthum, das von Abraham abstammte, dem Hohenpriesterthum Christi darbrachte, das in Melchisedech vorgebildet war. Die Darstellung dieser Wahrheit bildet einen der herrlichsten Abschnitte des Briefes an die Hebräer. Diese Familienväter, als Träger des Priesterthums in der Zeit des Naturgesetzes, brachten nicht bloß das gemeinsame Opfer dar, sondern sie bewahrten auch die geoffenbarten Wahrheiten der Religion, sie wachten über die Beobachtung der von Gott ihnen gegebenen Gebote, ja Gott selbst trat mit ihnen von Zeit zu Zeit, wie die hl. Schrift uns berichtet, in einen unmittelbaren Verkehr in Dingen, die sich auf die künftige Erlösung bezogen. In Kraft jenes natürlichen Priesterthums ordneten sie deßhalb auch die Ehen ihrer Kinder. Abraham will nicht, daß sein Sohn Isaac eine heidnische Chananäerin heirathe (Gen. 24) und sendet deßhalb seinen Knecht nach Mesopotamien, um seinem Sohne eine Frau erbitten; dasselbe Verbot gab Isaac seinen Söhnen Esau und Jacob, das leider von Ersterem nicht beobachtet wurde, während der Letztere es treu einhielt. (Gen. 28.) Auch aus der Mißbilligung, welche die hl. Schrift über die Ehen der Söhne der Kinder Gottes mit den Töchtern

Digitized by Google

der Menschenkinder ausspricht, und dem Sittenverderben, das aus diesen Ehen entspringt und das der Himmel mit der Sündfluth züchtigt, dürfen wir vielleicht schließen, daß Gott seinen gläubigen Verehrern den Abschluß der Ehe mit Ungläubigen untersagt hatte. Jedenfalls trug der Ehecontract in der Periode der Patriarchen einen rein religiösen Charakter und die bürgerliche Gewalt hatte nichts mit ihm zu schaffen, da dieselbe noch kaum in ihren Anfängen war.

In der mosaischen Offenbarung traf Gott selbst bestimmte Anordnungen in Bezug auf den Ehecontract und betraute das jüdische Priesterthum mit der Obhut über die Ausführung seiner Gesetze. Es war nicht die bürgerliche Gewalt, die von Gott zur Trägerin der Gewalt über die Ehe gemacht wurde, denn Moses war aus dem Stamme Levi; „Moses und Aaron waren seine Priester" Ps. 98, 6; weßhalb denn der hl. Gregor von Nazianz (or. 22) und der hl. Augustin (qu. 20 in Levit.) ihn „den Priester der Priester" nennen. Später weihte Moses auf göttlichen Befehl den Aaron zum Hohenpriester und in seiner Familie blieb diese Würde erblich. Nun hat allerdings Gott dem jüdischen Priesterthum keine solche Vollgewalt über die Ehe anvertraut wie dem christlichen; es konnte keine neuen Ehehindernisse aufstellen oder die alten abschaffen, es hatte nur zu wachen, daß die göttliche Ehegesetzgebung vom Volke treu beobachtet werde. Diese auf den Ehevertrag sich beziehende Gesetzgebung Gottes befindet sich Levit. 18 und an andern Stellen, und sie verbietet die Ehe in gewissen Verwandtschaftsgraden, sowie unter gewissen Umständen die Ehe mit heidnischen Frauen, und gestattet die Ehescheidung und die Vielweiberei. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß das jüdische Priesterthum wenigstens die Gewalt hatte, die göttlichen Ehegesetze auf die einzelnen Fälle anzuwenden und über ihre Gültigkeit und Ungültigkeit zu entscheiden. „Wer aber hochmüthig ist und den Befehlen des Priesters, der in jener Zeit dem Herrn dient, und dem Urtheil des Richters nicht gehorchen will, der soll sterben und du sollst das Übel aus Israel entfernen." (Deut. 17, 12.) So hatten die Israeliten bei ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft vielfache Ehen mit heidnischen Weibern geschlossen, Priester, Leviten und Volk hatten sich dieses Vergehens schuldig gemacht; da erhob sich Esdras mit Feuereifer gegen diese Übertretung des Gesetzes Gottes, die er als die Quelle so vieler Strafgerichte bezeichnet, fordert die Schuldigen zur Buße auf und veranlaßt sie, ihre heidnischen Frauen zu entlassen. (1. Esdr. 9. 10.) Esdras war aus der Familie Aarons. (1.

Digitized by

Esdr. 7, 1.) Auch Herodes, der das Weib seines Bruders geheirathet, hatte sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht; Johannes der Täufer tritt deßhalb offen gegen ihn auf und fällt als das Opfer der Rache der Ehebrecherin.

Mit der Erscheinung Christi tritt eine ganz neue Ordnung der Dinge ein; die Vorbilder erreichten ihre Erfüllung und die Ehe wurde zu einem Sacrament erhoben. Der Ehecontract, der bis dahin ein natürlich-göttlicher Contract gewesen, erhielt damit eine neue Würde, indem er ein geistlicher Contract, ein Abbild der Vereinigung Christi mit der Kirche und ein Sacrament wurde, das die Heiligung der Seelen der Eheleute bezweckt. Damit geht denn die Ehe und der in ihr liegende Contract vollends in die Hände der Kirche über, denn Christus hat die Verwaltung seiner Sacramente keineswegs der Staatsgewalt überlassen, sondern ein eigenes Priesterthum angeordnet, in dessen Obhut er sie gegeben. Der Heiland zeigt sich durchaus unabhängig von der mosaischen und jeder andern damaligen Gesetzgebung und erläßt seine Gesetze über die Ehe, indem er ihre ursprüngliche Einheit und Unauflösbarkeit wieder herstellt. „Es nahten sich ihm die Pharisäer, um ihn zu versuchen und sagten: Ist es dem Mann erlaubt, seine Frau zu entlassen aus jeglicher Ursache? Er antwortete ihnen und sprach: Habt ihr nicht gelesen, daß Der, welcher den Menschen im Anfange schuf, ihn schuf als Mann und Weib und dann sagte: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen, um seinem Weibe anzuhangen und es werden zwei sein in einem Fleische. Es sind also nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was also Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen. Sie sprachen zu ihm: Warum hat denn Moses befohlen, den Scheidebrief zu geben und zu entlassen? Er antwortete ihnen: Moses hat um eurer Herzenshärtigkeit willen euch erlaubt, eure Frauen zu entlassen: im Anfange war es aber nicht so. Ich aber sage euch, wer immer seine Frau entläßt, es sei denn wegen Ehebruch, und eine andere heirathet, der bricht die Ehe; und wer die Entlassene heirathet, der bricht die Ehe." Matth. 19, 5—9. „Nur in der Stadt unseres Gottes, auf seinem hl. Berge, sagt der hl. Augustin (de bono conj. n. 7), ist so das Verhältniß von Mann und Frau. Jedermann weiß, daß es in der heidnischen Gesetzgebung ganz anders ist, wo nach Ausstellung des Scheidebriefes Jeder von beiden Theilen, ohne sich gesetzlicher Strafe auszusetzen, heirathet, wen er will." Das ist ein hinreichender Beweis, daß Christus in seiner Kirche als Gesetz-

Digitized by Google

geber in Eheſachen völlig unabhängig von jeder irdiſchen Macht auftrat. Wenn er die Erde verläßt, ſo vertraut er ſeiner Kirche dieſe Gewalt an; oder ſollte er dieſelbe in dieſer Rückſicht etwa ſchlechter geſtellt haben als die Synagoge? konnte er die Ehegeſetzgebung etwa den damaligen Staatsgewalten überlaſſen, die in ihren geſetzlichen Vorſchriften über die Ehe ſo viele verderbliche und ſchmachvolle Beſtimmungen aufgenommen hatten? Chriſtus übertrug alſo der Kirche ſeine Gewalt über den Ehevertrag, und deßhalb haben die Geſetze der Kirche in dieſer Hinſicht eine ebenſo verbindende Kraft als die Gebote Gottes, weil die Kirche im Namen Gottes dieſen Contract regelt, den Willen Gottes auslegt und zwar mit der ihr von Gott verliehenen Autorität [1].

Gleich das Auftreten der Apoſtel beweist, daß ſie ſich als Geſetzgeber über den Ehecontract betrachten. Der hl. Paulus erklärt, daß wenn ein ungläubiger Ehetheil ſich von dem gläubig gewordenen trennen oder nicht mit ihm zuſammen wohnen will, der letztere ſich ſcheiden und eine neue Ehe eingehen darf. So verſteht die katholiſche Kirche den Ausſpruch des Weltapoſtels: „Wenn der Ungläubige ſich trennen will, ſo mag er ſich trennen; denn darin iſt der Bruder oder die Schweſter keiner Sclaverei unterworfen.“ 1 Cor. 7, 15. Der heidniſche Theil hätte in dieſem Falle, wo der chriſtlich gewordene Theil zu einer neuen Ehe ſchritt, ſich an die Staatsgewalt wenden können, um das zu verhindern: nichtsdeſtoweniger ging die Kirche mit ihrer eigenen Ehegeſetzgebung voran und betrachtete nur die Ehen als gültig, die ihren eigenen Geſetzen gemäß abgeſchloſſen waren.

Derſelbe Apoſtel trifft noch andere Verordnungen über die Ehe. Er verbietet den Chriſten die Ehe mit Heiden. „Ziehet nicht ein Joch mit den Heiden.“ 2 Cor. 6, 14. Den Wittwen ſagt er, wenn ſie überhaupt wieder heirathen wollen, ſo ſollen ſie nur einen Chriſten heirathen. „Wenn ihr Mann geſtorben iſt, ſo iſt ſie frei; ſie heirathe, wen ſie will, aber nur im Herrn.“ 1 Cor. 7, 39. Nun war aber nach den damaligen Staatsgeſetzen die Religionsverſchiedenheit kein Ehehinderniß, und doch ſtellte der Apoſtel ſie als ſolches auf, — es bleibt ſich für unſern nächſten Zweck gleich, ob er eine ſolche Ehe bloß als

[1] Sicut Deus non conjungit illos, qui conjunguntur contra Ecclesiae praeceptum, quod habet eandem obligandi efficaciam, quam habet divinum praeceptum. S. Thom. in 4. dist. 40. qu. unica. a. 4. ad 1.

unerlaubt oder als ungültig erklären wollte — und übte somit Gewalt über den Ehecontract.

Der hl. Paulus war als Apostel im Besitze jener Autorität, die Christus den Aposteln zur Gründung seiner Kirche verliehen hatte: seine Verordnungen über die Ehe mußten nothwendig mit denen der andern Apostel vollkommen übereinstimmen, weil derselbe hl. Geist sie alle gleichmäßig inspirirte. In der Kirche dauert diese apostolische Vollmacht fort und zwar ist ihr Träger der Papst, als Erbe des Primats Petri, in welchem die apostolische Autorität eine ordentliche und deßhalb in der Kirche stets fortdauernde war, während sie in den andern Aposteln bloß eine außerordentliche war, die mit ihrem Tode erlosch. Die Kirche besitzt demnach volle Gewalt über den Ehecontract, und darum haben wir das Recht, den Ehecontract einen kirchlichen Contract zu nennen.

Dieser kirchliche Charakter des Ehecontractes steht außer allem Zweifel. Wie der Staat die Gewalt besitzt, die Contracte seiner Bürger zu regeln, die Form ihres Abschlusses, die Bedingungen ihrer Gültigkeit oder Ungültigkeit festzustellen, in zweifelhaften Fällen seine Entscheidung zu geben, so muß auch die Kirche die Gewalt haben, den Ehecontract, der zum Sacramente erhoben wurde, so zu ordnen, daß das geistige Wohl der Eheleute und der ganzen Kirche dadurch gefördert wird. Die Kirche allein muß diese Vollmacht besitzen, denn sie allein hat ja die Gewalt über die Sacramente Christi, keine irdische Gewalt hat dazu ein Recht. Wie es absurd wäre, wenn der Staat sich die Vollmacht zu absolviren oder zu consecriren beilegen würde, ebenso absurd wären seine Eingriffe in den Ehecontract als Wesen des Sacraments der Ehe. Deßhalb zeigt auch die Kirchengeschichte, daß die Päpste zu allen Zeiten diese Autorität über den Ehecontract ausgeübt haben, daß sie Ehehindernisse aufstellten und wieder aufhoben, je nach den Verhältnissen der Zeiten und dem Stande der Gläubigen, daß sie in einigen Fällen die Ehen für nichtig erklären und auflösen, in andern dagegen dieselben revalidiren, daß sie bald die Ehen ohne alle weitern Förmlichkeiten für gültig anerkennen, bald eine ganz bestimmte Form zu ihrer Eingehung vorschreiben. Wie der Staat das Recht hat, manche Contracte, z. B. die der Minderjährigen und der Verschwender, die ohne Beistimmung ihrer Vormundschaft abgeschlossen sind, für ungültig zu erklären, weil ihm die Autorität zusteht, für das allgemeine Wohl des Staates zu sorgen; so hat auch die Kirche das Recht, den natürlichen, göttlichen

Digitized by Google

und geiſtlichen Contract der Ehe in Bezug auf das Sacrament und die geiſtliche Wohlfahrt der ganzen Kirche zu ordnen und zu regeln. Wenn die Kirche eine göttliche Inſtitution iſt, die einen höhern übernatürlichen Zweck anſtrebt, ſo muß ſie auch die dazu nothwendige Autorität, die dazu nothwendigen Mittel haben.

Demgemäß hat auch die Kirche in den Jahrhunderten ihres Beſtandes ihre eigene, durchaus ſelbſtſtändige und vom Staat unabhängige Ehegeſetzgebung ausgebildet. Unabhängig von der Staatsgewalt war die Kirche in's Daſein getreten und ſie bewahrte dieſen Charakter nicht bloß in den Zeiten des Kampfes gegen das heidniſche Römerreich, ſondern auch, als die römiſchen Kaiſer in ihren Schooß eingetreten. In der Ausbildung ihrer Ehegeſetzgebung ſchwebt ihr ſtets die Würde vor, zu der Chriſtus dieſelbe erhoben, indem er ſie zu einem Sacrament und zum Bild ſeiner eigenen Verbindung mit der Kirche machte; ſie verfährt darum ſtets ſelbſtſtändig und wenn ſie Verordnungen des römiſchen Rechtes ſich aneignet, ſo geſchieht es nur dann, wenn ſie dieſelben paſſend und zweckmäßig findet, immer aber ſteht ſie unbeugſam feſt, wenn die Staaten ſich Eingriffe erlauben, die die Heiligkeit und Würde derſelben bedrohen. Da wir hier keine Überſicht der kirchlichen Ehegeſetzgebung zu geben haben, ſondern nur eines kurzen Nachweiſes dafür bedürfen, daß die Kirche den Ehecontract ſtets als unter ihrer Jurisdiction ſtehend betrachtete, ſo können wir uns mit einigen dahin einſchlägigen Thatſachen begnügen. Vor und unabhängig von der weltlichen Autorität ſtellte die Kirche ihre Ehehinderniſſe auf. Das Concil von Neocäſarea 314 verbot can. 12 [1] die Ehe zwiſchen Schwager und Schwägerin, erklärte dieſelbe für ungültig und forderte ihre Auflöſung. Der hl. Baſilius (Ep. ad Diodor.) ſagt, daß eine derartige Verbindung eigentlich gar keine Ehe ſei. Ebenſo hatte die Kirche das feierliche Gelübde der Keuſchheit ſchon als Ehehinderniß aufgeſtellt, bevor Kaiſer Juſtinian dasſelbe in ſein Geſetzbuch aufgenommen hatte.

Dagegen wird nun zwar eingewendet, daß auch die Kaiſer Ehehinderniſſe aufgeſtellt hätten, die in der Kirche Geltung fanden. Es wäre aber ein großer Irrthum, daraus folgern zu wollen, daß die Kirche dem Staate eine ſolche Macht zugeſtanden habe. So ſtellt der Kaiſer

[1] Mulier si duobus fratribus nupserit, abjiciatur, verumtamen in exitu propter misericordiam, si promiserit, quod facta incolumis, hujus conjunctionis vincula dissolvet, fructum poenitentiae consequatur.

Digitized by Google

Theodosius die Vetterschaft als trennendes Ehehinderniß auf. Der hl. Ambrosius redet von diesem kaiserlichen Gesetze. (Ep. 60.) Die Novelle 26 über die Ehe, Ehehindernisse und Ehescheidung erklärt die Ehe für aufgelöst, falls beide Theile in's Kloster gehen. Diese und derartige Thatsachen genügen jedoch nicht, um die Autorität des Staates über den Ehecontract in Bezug auf das Sacrament zu beweisen, es müßte noch dargethan werden, daß diese kaiserlichen Gesetze gegen den ausdrücklichen Willen der Kirche erlassen, und daß die Kirche verpflichtet gewesen, sich denselben zu unterwerfen. Es läßt sich aber im Gegentheil darthun, daß die Kirche in diesen Stücken freiwillig mit dem Staat übereinstimmte, daß sie dem Staate zuvorkam und den Staatsgesetzen eine noch größere Ausdehnung gab.

So erzählt Julius Africanus (lib. 3 certam. ap.), daß der Apostel Andreas in Philippi die Ehe zwischen Vetter und Base als Incest verboten habe; und wenn der hl. Augustin (de civit. Dei XV. 16) dieß Verbot nicht gekannt zu haben scheint, so folgt daraus nur, daß dasselbe noch nicht über die ganze Kirche ausgedehnt war, und nur für einige Theile Geltung haben mochte. Die römischen Päpste gaben dann diesem Verbote eine viel größere Ausdehnung, indem sie es bis zum siebenten Grade erweiterten: so der hl. Gregor III. im Jahre 731 [1]; ein Verbot, das aber vom vierten allgemeinen Concil vom Lateran [2] 1215 bis auf den vierten Grad eingeschränkt wurde. Ein solches Vorgehen der kirchlichen Autorität beweist genugsam ihre Unabhängigkeit vom Staat. Wenn deßhalb der hl. Ambrosius an der oben angeführten Stelle das vom Kaiser Theodosius aufgestellte Ehehinderniß der Vetterschaft anzuerkennen scheint, so that er es nur, um dem Paternus desto nachdrücklicher von der Eingehung einer solchen Verbindung abzurathen, und auch nicht, ohne ihn zuvor auf das kirchliche Verbot aufmerksam gemacht zu haben [3]. Aber gerade an diesem Gesetze des Theodosius zeigt sich die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate in Bezug auf die Ehegesetzgebung. Während

[1] Progeniem vero suam unumquemque usque ad septimam generationem observare decrevimus, Ep. ad s. Bonif.

[2] Prohibitio quoque copulae conjugalis quartum consanguinitatis et affinitatis gradum de cetero non excedat, quoniam in ulterioribus gradibus jam non potest absque gravi dispendio hujusmodi prohibitio generaliter observari. Conc. Lat. IV. can. 50.

[3] Sed si divina te praetereunt, saltem imperatorum praecepta, a quibus amplissimum accepisti honorem, haudquaquam praeterire te debuerunt. Ambr. ep. 60. n. 8.

Digitized by Google

nämlich Theodosius die Ehe zwischen Vetter und Base verboten, widerriefen seine beiden Söhne Honorius und Arcadius [1] dieses Gesetz, nichtsdestoweniger hielt die Kirche dasselbe aufrecht und der hl. Gregor der Große betont sogar sehr nachdrücklich diesen Gegensatz [2].

Wenn die Kirche zuweilen den Schutz des Staates anrief, um die Ausführung ihrer Ehegesetzgebung sicher zu stellen, so ist das kein Zeichen ihrer Abhängigkeit, sie hat anderseits nur zu viele Kämpfe gegen gewaltthätige Fürsten zu bestehen gehabt, um die Heiligkeit ihrer Ehegesetze zu wahren; christliche Fürsten beeiferten sich, die staatliche Ehegesetzgebung mit der kirchlichen in Harmonie zu bringen, und überließen der Kirche den Ehecontract mit Bezug auf das Sacrament zu ordnen. Noch auf dem Concil von Trient wahrte die Kirche nachdrücklich ihre Rechte, als die französischen Könige sehr eindringlich darauf bestanden, das Verbot der Eltern zu einem trennenden Ehehinderniß für die Kinder zu erheben; das Concil, obgleich es seine Mißbilligung über solche Ehen aussprach, erklärte sie dennoch für gültig, und darum galten und gelten sie noch stets als gültig in der ganzen Kirche. (Pallav. Hist. Conc. Trid. XXII. n. 49.)

Der Ehecontract ist also ein *natürlicher Contract*, insofern er auf der Natur des Menschengeschlechts begründet ist, in ihr seine Berechtigung findet und von ihr in gewisser Beziehung geordnet ist; er ist ein *göttlicher Contract*, insofern als Gott ihn positiv angeordnet und ihn durch gewisse Gesetze, die theils dauernd und theils temporär waren, geregelt hat; er ist ein *geistlicher Contract*, weil er angeordnet ist für das geistliche Wohl der ganzen Kirche, der Eheleute, der Kinder und für das Wesen eines Sacraments, das die stete Verbindung Christi mit der Kirche sinnbildet; er ist endlich ein *kirchlicher Contract*, weil die Kirche von Gott die Autorität empfangen, ihn in allen diesen Beziehungen zu regeln und zu bewahren.

---

[1] Celebrandis inter consobrinos matrimonils licentia legis hujus salubritate indulta est: ut revocata priori juris auctoritate, restinctisque calumniarum fomentis matrimonium inter consobrinos habeatur legitimum. Cod. Justin. lib. 5. tit. 4. c. 19.

[2] Terrena lex in romana republica permittet, ut sive fratris, sive sororis, seu duorum fratrum germanorum, vel duarum sororum filius et filia misceantur; sed experimento didicimus ex tali conjugio sobolem non posse succrescere: et sacra lex prohibet cognationis turpitudinem revelare. Unde necesse est, ut jam tertia aut quarta generatio licenter sibi jungi debeat, non secunda, quam dicimus a se omnino debet abstinere. S. Greg. M. ep. ad s. Aug.

Digitized by

III.

Es erübrigt uns noch das Verhältniß des bürgerlichen Aktes zu dem so eben geschilderten Ehecontracte in einigen Worten darzulegen, ein Verhältniß, das jetzt um so wichtiger ist, als der moderne Liberalismus im Gegensatz zu den Jahrtausenden der Geschichte und zur Überzeugung aller Völker, die in der Ehe eine religiöse Institution erblickten, dieselbe zu einem bürgerlichen Contract in der Civilehe herabwürdigt.

Welche Gewalt hat der Staat über die Ehe? Wir antworten, dieselbe, die er über einen Civilcontract hat. Was ist aber ein Civilcontract? Es ist jener, der vor den Civilgerichten auf Geltung Anspruch hat: qui parit actionem in foro externo. Ein Contract kann gerecht und im Gewissen bindend sein, wenn er dem natürlichen und göttlichen Rechte entspricht, aber wenn er nicht von den vom Staatsgesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten umgeben ist, so hat er keine Gültigkeit vor den Staatsgerichten, er bleibt in seiner Natur und ist ein einfacher Vertrag. So ist ein vom Gegenpart acceptirtes mündliches Versprechen im Gewissen verpflichtend, falls nicht ein rechtsmäßiges Hinderniß eintritt, aber diese Verpflichtung kann nicht immer vor den bürgerlichen Gerichten geltend gemacht werden. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Staat das Recht hat, gewisse Förmlichkeiten für den Abschluß des Ehevertrags vorzuschreiben, an deren Erfüllung dann einige bürgerlichen Wirkungen geknüpft sind. Das räumt der hl. Thomas [1] der Staatsgewalt ein: „Insofern sich die Ehe auf das Wohl der menschlichen Natur bezieht, nämlich auf die Erhaltung des Menschengeschlechts, wird sie von der Natur selbst geordnet, die sich diesem Zwecke zuneigt, und insofern ist sie ein Naturverhältniß (officium naturae). Insofern sie sich aber auf die Wohlfahrt des Staates bezieht,

[1] S. Thomas contra Gent. lib. 4. c. 78. De sacr. matr. sagt: In quantum autem ordinatur ad bonum naturae, quod est perpetuitas speciei, dirigitur in finem a natura inclinante in hunc finem, et sic dicitur esse officium naturae. In quantum vero ordinatur ad bonum politicum, subjacet ordinationi legis civilis. In quantum autem ordinatur ad bonum Ecclesiae, oportet quod subjaceat regimini ecclesiastico. Ebenso lib. 4. sent. dist. 34. qu. 1. a. v. in resp. ad 4: Matrimonium in quantum est in officium naturae, statuitur jure naturae; in quantum est in officium communitatis, statuitur jure civili; in quantum est sacramentum, statuitur jure divino. Et ideo ex qualibet dictarum legum potest persona effici ad matrimonium illegitima.

Digitized by Google

unterliegt sie den Staatsgesetzen. Insofern sie sich aber auf die Wohlfahrt der Kirche bezieht, muß sie der kirchlichen Autorität untergeben sein." Es mag also, wenn Jemand die vom Staate vorgeschriebenen Formen des Eheontracts nicht einhält, derselbe vor dem Staate ungültig sein, aber daraus folgt nicht, daß auch der kirchliche Ehecontract, der das Sacrament bildet, ungültig wäre. Den Grund dafür gibt derselbe hl. Thomas an: „Die Ehe ist nicht bloß ein Sacrament, sondern auch eine Pflicht, und darum unterliegt sie mehr der Anordnung der Diener der Kirche als die Taufe, die nur ein Sacrament ist; denn wie die menschlichen Contracte und Pflichten durch die menschlichen Gesetze geordnet werden, so die geistlichen Contracte und Pflichten durch die Gesetze der Kirche." [1] Wenn also der Staat einen Ehecontract für ungültig erklärt, weil er nicht unter den von ihm festgesetzten Förmlichkeiten eingegangen ist, so hat derselbe keine bürgerlichen Wirkungen, er wird von den Staatsgerichten nicht anerkannt, und jene Wirkungen, welche eine gültige Ehe in Bezug auf Vermögensverhältnisse, Nachkommenschaft ꝛc. hat, werden ihm nicht zuerkannt; wenn aber die Kirche diesen den Staatsgesetzen nach ungültigen bürgerlichen Contract für gültig erklärt in Bezug auf das Sacrament, so ist es vor dem Gewissen und vor der Kirche eine wahre, sacramentale und unauflösbare Ehe. Warum? weil nicht der Civilcontract, sondern der natürliche, göttliche, geistliche und kirchliche Contract das Sacrament der Ehe bildet, und weil solche geistliche Contracte unter die Jurisdiction der Kirche fallen. „Geistliche Contracte und Pflichten werden geordnet durch das Kirchengesetz. Menschliche Verbote bilden kein Ehehinderniß, wenn nicht die Autorität der Kirche ein gleiches Verbot erläßt." [2] So der hl. Thomas.

Wenn wir diese Unterscheidung festhalten, daß der bürgerliche Akt, der die bürgerlichen Wirkungen der Ehe regelt, in den Bereich

---

[1] Dicendum quod matrimonium non tantum est sacramentum, sed etiam est in officium; et ideo magis subjacet ordinationi ministrorum Ecclesiae, quam baptismus, qui est sacramentum tantum; quia sicut contractus et officia humana determinantur legibus humanis, ita contractus et officia spiritualia lege Ecclesiae. S. Thom. diss. 40. qu. unic. a. 4. ad 2.

[2] Determinantur contractus et officia spiritualia lege Ecclesiae. Prohibitio legis humanae non sufficeret ad impedimentum matrimonii, nisi interveniret Ecclesiae auctoritas quae idem etiam interdicit. (S. Thom. in 4. dist. 42, qu. u. a. 2. ad 4.)

des Staates fällt und verſchieden iſt von dem natürlichen, göttlichen, geiſtlichen und kirchlichen Ehecontract, der unter die Autorität der Kirche fällt, ſo löſen ſich ſehr leicht alle Schwierigkeiten und es erhellt ganz klar, daß der Staat keine directe Gewalt über das Sacrament der Ehe und deren Gültigkeit im Gewiſſen der Contrahenten und vor dem Forum der Kirche hat. Es gab aber einzelne Theologen, die, wenn ſie dem Staat auch keine directe Gewalt über den Ehecontract gaben, ihm doch eine gewiſſe indirecte Gewalt darüber einräumten. Um den Gegenſtand in ein deſto klareres Licht zu ſetzen, wird der Leſer entſchuldigen, wenn wir etwas weiter ausholen.

Auf dem Concil zu Trient handelte es ſich darum, ein Geſetz für die ganze Kirche zu erlaſſen, welches in Zukunft zur Gültigkeit der Ehe forderte, daß ſie eingegangen werde vor dem rechtmäßigen Pfarrer und zwei Zeugen, um ſo die clandeſtinen Ehen zu beſeitigen, die ohne alle Förmlichkeit abgeſchloſſen wurden und deßhalb viele Mißbräuche zur Folge hatten. Es entſpann ſich unter den Vätern des Concils eine lebhafte Debatte, ob die clandeſtinen Ehen bis dahin wirklich gültig geweſen ſeien oder nicht. Um die divergirenden Anſichten zu verſöhnen, behaupteten mehrere Theologen der Sorbonne unter Anführung von Simon Vigor, daß man mit Wilhelm von Paris (Tract. de sacr. Matr. 9) den Ehecontract vom Sacrament unterſcheiden müſſe, denn der Ausſpender des Sacraments der Ehe ſei der Prieſter, der allein den an und für ſich bloß bürgerlichen oder weltlichen Ehecontract durch ſeinen Segen heiligen könne, ſo daß der Ehecontract die Materie und der Segen des Prieſters die Form dieſes Sacraments abgebe und ſo dasſelbe ein Canal der Gnade werde, wie ja auch in der Taufe das Waſſer durch die Worte des Taufenden reinigende und heiligende Kraft erhalte. Mit dieſer Diſtinction glaubten jene Theologen die Schwierigkeiten zu löſen, indem ſie ſagten, die Kirche habe zwar ſtets die clandeſtinen Ehen verboten, indeß hätten dieſelben ſtets die volle Gültigkeit und Unauflösbarkeit des Ehecontracts gehabt, nur habe ihnen die Würde und die Gnade des Sacraments gefehlt; daher erkläre ſich denn auch die verſchiedene Ausdrucksweiſe der Väter, die dieſe Ehen bald gültig, bald ungültig nennen, d. h. gültig als Contract, aber ungültig als Sacrament.

Das Concil verwarf jedoch dieſe Diſtinction und erklärte, daß die clandeſtinen Ehen bis dahin gültig geweſen ſeien, ſowohl als Sacrament wie als Contract, wenngleich es dieſelben für die Zukunft verbot, und die Eingehung der Ehe vor dem rechtmäßigen Pfarrer und zwei Zeugen

als nothwendig erklärte. Daraus folgt aber, daß in der christlichen Ehe die Trennung von Ehevertrag und Sacrament der Ehe nicht möglich ist: dort, wo der nach kirchlichen Gesetzen gültige Ehevertrag ist, da ist auch das Sacrament der Ehe, und umgekehrt, wo das Sacrament der Ehe, da ist auch ein gültiger Ehevertrag (Benedict. XIV. de Syn. Dioec. VIII. 13).

Diese Distinction zwischen dem bürgerlichen, weltlichen Ehecontract und dem Sacrament der Ehe wurde jedoch von einzelnen spätern Theologen noch festgehalten und sie wollten daraus schließen, daß der Staat wenigstens eine indirecte Gewalt über den Ehecontract, insofern er zum Sacrament erhoben ist, besitze und dieselbe, wenn auch nicht in erlaubter, doch in gültiger Weise ausüben könne. Dieser Ansicht war z. B. Bergier (Dictionn. art. Mariage), wenn er lehrt, der bürgerliche Contract bilde die Materie, der Segen des Priesters die Form der Ehe als Sacrament. Wie man nun das Sacrament der Taufe ungültig machen kann, indem man das Wasser, die nothwendige Materie desselben corrumpirt, so könne auch der Staat das Sacrament der Ehe null und nichtig machen, indem er irgend ein Hinderniß für den Civilcontract der Ehe aufstelle und so die Materie dieses Sacraments corrumpire. Dieser Vergleich hinkt aber, denn nicht der bürgerliche Akt, sondern der natürliche, göttliche, geistliche und kirchliche Contract der Ehe bildet dieses Sacrament. Der Staat kann da weder in erlaubter noch in gültiger Weise eingreifen: nicht in ersterer Weise, weil ihm das geistliche Gebiet der Kirche durchaus verschlossen ist, und nicht in letzterer Weise, weil das Sacrament der Ehe ein geistlicher Contract ist, der geistliche Wirkungen hervorruft, der seine moralischen Verpflichtungen aus dem Willen der Contrahenten und den Gesetzen der Kirche erlangt, also durchaus keine materielle Substanz ist, wie das Taufwasser, und deßhalb auch nicht wie dieses durch die Handlung eines jeden Menschen corrumpirt werden kann. Der Ehecontract kann durchaus nicht von jedem beliebigen Menschen alterirt werden, sondern nur derjenige vermag es, der die rechtmäßige Autorität hat, geistliche Contracte zu regeln, sie geeignet zu machen, ihre geistlichen Wirkungen hervorzubringen, die Einwilligung der Contrahenten zu annulliren, die daraus entspringenden moralischen Verpflichtungen zu autorisiren oder zu verhindern: und das ist allein die Kirche und nicht der Staat (Muzzarelli, Le mariage).

Diese Unterscheidung zwischen der Ehe als bürgerlichem Akt und dem kirchlichen Ehecontract als Materie des Sacraments wurde praktisch

in Frankreich, wo die Staatsregierung das Verbot der Eltern als trennendes Ehehinderniß festhielt, obgleich das Concil von Trient es nicht anerkennen wollte. Tournely (De sacr. matr. qu. 6) bespricht die Gesetze verschiedener französischer Könige, die dieses Ehehinderniß aufstellen und berichtet dann von einer Adresse der Assemblee des französischen Klerus (1629) an den Staatsrath, die bittet, „daß die Gültigkeit und Ungültigkeit jener Ehecontracte sich nur auf den bürgerlichen, nicht aber auf den kirchlichen Contract des Sacraments der Ehe beziehen möge", und „daß die kirchlichen Gerichte nicht gehalten sein möchten, nach diesen Staatsgesetzen die Ehesachen abzuurtheilen, sondern nach dem kanonischen Recht, das für die Kirche die einzige Norm abgibt, weil sie ihre Jurisdiction von Gott und nicht von den Laien hat." Beide Bitten wurden dem Klerus bewilligt. Die Ungültigkeit jener vom französischen Gesetze verbotenen Ehen bezog sich also bloß auf den bürgerlichen Akt und dessen Wirkungen, Mitgift, Erbschaft, Schenkung unter den Eheleuten, bürgerliche Legitimität der Kinder, während dieselben im Gewissen und vor der Kirche wahre, sacramentale und unauflösbare Ehen und die Kinder legitim waren.

Dieselbe Distinction lag der Entscheidung zu Grunde, die Benedict XIV. am 17. Sept. 1746 erlassen. Es war nämlich die Frage vorgelegt, ob es dem Katholiken in gewissen ungläubigen oder heterodoxen Ländern gestattet sei, die Ehe vor dem staatlichen Beamten oder dem heterodoxen Staatsdiener einzugehen. Die Antwort lautete, es sei unerlaubt, wenn der heterodoxe Religionsdiener damit eine religiöse Ceremonie vornehme und der Ehe damit eine gewisse Weihe zu ertheilen glaube; erlaubt dagegen, wenn der Staatsbeamte oder Religionsdiener damit nur einen bürgerlichen Act vornehme, der weder eine ausdrückliche noch eine stillschweigende Billigung des falschen Cultus einschließe; indeß habe alsdann dieser rein bürgerliche Contract, obgleich erlaubt, durchaus keine Gültigkeit für das Sacrament der Ehe, ertheile auch den Gläubigen durchaus nicht die Rechte von Eheleuten, sondern sie seien verpflichtet, zuvor die Ehe einzugehen vor dem rechtmäßigen Pfarrer und zwei Zeugen (Bened. XIV. de Synod. Dioec. 6. 7). Der bürgerliche Contract hat also bloß Gültigkeit vor dem Staat und bildet nicht Gegenstand des Sacraments, das in dem natürlichen, geistlichen und kirchlichen Contracte besteht.

Als dann die Revolution die Civilehe in verschiedenen Ländern einführte, diente dieselbe Unterscheidung wieder als Richtschnur für das

Digitized by Google

katholische Volk. Man unterzieht sich der Civiltrauung als einer Formalität, um der bürgerlichen Wirkungen theilhaft zu werden, ohne jedoch dadurch im Gewissen und vor dem Forum der Kirche zur Ehe verbunden zu sein und die Rechte von Eheleuten erlangt zu haben, was erst durch den Abschluß der Ehe vor der Kirche geschieht. In der Allocution vom 27. September 1872 über die Angelegenheiten der Republik Neugranada sagte Papst Pius IX.: „Jeder Katholik weiß, daß die Ehe wahrhaft und eigentlich eines der sieben Sacramente des Neuen Bundes von Christus eingesetzt ist, und daß es deßhalb unter den Christen keine Ehe geben kann, die nicht zu gleicher Zeit ein Sacrament ist, und daß deßhalb jede andere Verbindung unter Christen zwischen Mann und Frau, außerhalb des Sacraments, auch wenn sie in Kraft irgend eines Civilgesetzes abgeschlossen ist, nichts anderes ist als ein abscheuliches und verderbliches Concubinat und von der Kirche von jeher verdammt, daß also das Sacrament niemals vom Ehebündnisse getrennt werden kann, und daß der kirchlichen Gewalt allein zusteht, dasjenige zu bestimmen, was sich irgendwie auf die Ehe bezieht."

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ist der Ehecontract in seinem Ursprunge ein natürlicher und göttlicher Contract, der mit den erforderlichen staatlichen Feierlichkeiten umgeben Geltung hat in Bezug auf die bürgerlichen Wirkungen der Ehe, und der bekleidet mit den kirchlichen Feierlichkeiten gültig ist im Gewissen und als Sacrament. Es ist ein einziger Contract, aber ein bürgerlicher und kirchlicher, wenn er mit den vom Staat und von der Kirche geforderten Feierlichkeiten umgeben ist: fehlen entweder die einen oder die andern, so ist er je nachdem bloß ein bürgerlicher oder kirchlicher Contract, und hat bloß Gültigkeit für das eine oder andere Gebiet. Demnach ist ein Ehecontract, ohne die bürgerlichen Feierlichkeiten, aber vor der Kirche geschlossen, ein wahres Sacrament und unauflösbar; dagegen ein bloß vor dem Staat geschlossener sogen. Ehecontract ohne kirchliche Feierlichkeiten, auflösbar und muß im Gewissen aufgelöst werden, weil die Kirche auf diesem Gebiete allein Autorität besitzt. Es kann also keine unauflösbare Ehe geben, wenn sie nicht eingegangen ist nach den Vorschriften der Kirche und jede von Christen nach den Vorschriften der Kirche geschlossene Ehe ist ein Sacrament und unauflösbar, auch wenn die vom Staate vorgeschriebenen Feierlichkeiten bei ihrem Abschluß fehlten.

B. Rive S. J.

Digitized by

Zur neueſten Geſchichte der italieniſchen Freimaurerei[1].

Als die Regierung den Socialiſten-Congreß im römiſchen Coloſſeum (24. Nov. 1872) hintertrieb, drohte die Revolutionspartei, ſie werde fortan, weil man ihr das öffentliche Auftreten verkümmere, den Weg der Verſchwörung betreten, und ſie hat Wort gehalten. Es gährt unheimlich im Lande des Veſuvs. Kein Land iſt aber auch für Conſpirationen geeigneter; denn der italieniſche Volkscharacter iſt für das Heimlichthun und für Geheimhaltung des Anvertrauten wunderbar geeignet, ja in dieſem Stücke geradezu unüberwindlich; die ſüdliche Phantaſie ferner erhitzt ſich außerordentlich leicht für die ſchönen Phantome der nationalen Einheit, der bürgerlichen Freiheit und eben jetzt der ſocialen Wohlfahrt. Hiezu kommt noch der weitere Umſtand, daß das heutige Italien ganz und gar das Werk der Actions-Freimaurerei, der Carbonaria, iſt[2]. Jedes Reich aber wird durch die nämlichen Mittel erhalten, durch welche es geſtiftet worden; ſo iſt denn auch dortzuland die Freimaurerei Regierung geworden; und ſollte ein freier Miniſter zur Leitung der Geſchäfte kommen, ſo könnte er doch ſeinen Poſten nur kurze Zeit behaupten.

Die italieniſchen Logen, welche erſt mit der Invaſion der Franzoſen unter Napoleon I. geſtiftet und bei der Reſtauration wieder unterdrückt worden waren, regten ſich ſeit dem Sturmjahre 1848 gewaltig,

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1873, IV. S. 220 ff.

[2] Maſſimo d'Azeglio erzählt in ſeinen 1867 herausgegebenen Memoiren, Kapitel 34, daß er im Herbſte 1845 eine Reiſe durch Italien im Intereſſe der Geheimbünde zu dem Zwecke gemacht habe, um die Mazziniſten und Republikaner dahin zu bringen, daß ſie behufs der Stiftung des einigen Italiens ſich mit den liberalen Monarchiſten und Karl Albert verbinden möchten. Um die Geheimbündler zum Vertrauen für den piemonteſiſchen König zu gewinnen, gebrauchte er nach ſeinen eigenen Worten folgende Vergleichung, welche allerdings die ſchuldige Achtung vor dem Landesfürſten mit Füßen tritt, aber grell die Stellung der Loge zum Königthume zeichnet. Er fährt in ſeiner Anſprache an die „Brüder" alſo fort: „Wenn ihr einen Dieb auffordert, ein Ehrenmann zu werden, und er es auch zehnmal verſpricht, könnt ihr auf Worthalten rechnen? Aber einen Dieb auffordern, er ſolle ſtehlen, und dann von ihm Wortbrüchigkeit fürchten, das hat keinen Sinn." Dieſe berüchtigte Vergleichung war nach des Schriftſtellers Worten von durchſchlagender Wirkung. „Was ſie — die Geheimbündler — überwältigte, war die berühmte und impertinente Vergleichung mit dem Diebe; ein Argument, gegen welches nach der Anſicht Aller eine Replik nicht möglich war."

Digitized by Google

als man Karl Albert für die zunächſt politiſchen Pläne gewonnen hatte. Als im Jahre 1859, Dank den Bomben des Br.·. Orſini, die italieniſche Einheit einen ſtarken Schritt vorwärts gethan hatte, begann auch die Freimaurerei ihren Siegeslauf im Lande. So lange Br.·. Cavour lebte, war erträgliche Einigkeit unter den Geheimen; ſie ſtützten die Regierung und ließen ſich von ihr unterſtützen, d. h. man war blau. Erſt nach Cavours Tode arbeitete ſich das veruneinigende Roth empor, und ſo konnte Br.·. Nigra, Geſandter in Paris, die Großmeiſter-Würde nicht annehmen (22. Nov. 1861), weil er nicht alle Stimmen bekommen hatte. In einer ferneren Verſammlung, zu Turin am 1. März 1862, fielen 15 (blaue) Stimmen auf den Handelsminiſter Córdova, und 13 (rothe) auf Garibaldi als Großmeiſter. Dennoch wuchs die Zahl der Mitglieder und der Logen fabelhaft, ja in keinem Lande mehr als in Italien, wo die Freimaurerei eine wahre Macht, und ſogar die Macht geworden iſt. Aber im nämlichen Grade röthete ſich auch der Bund, und auf der Coſtituente zu Florenz, 23. Mai 1864, fielen auf Garibaldi als künftigen Großmeiſter alle Stimmen, ausgenommen fünf, während Franz de Luca mit allen Stimmen gegen ſieben zum Präſidenten des Groß-Orients erkoren wurde. Garibaldi nahm an und ernannte (Caprera, 6. Juni 1864) zu ſeinem Stellvertreter Br.·. Ant. Mordini, dankte jedoch wegen innerer Unruhen bald wieder ab, was ihn nicht hinderte, lebenslängliches Mitglied des Supremo Consiglio zu Palermo zu bleiben[1]. So zerriſſen nun auch der Geheimbund Italiens in Fragen des Ritus und der Obedienz iſt, ſo einig und mächtig iſt er doch auf der andern Seite im Wirken nach Außen. Und eben jetzt iſt es für Katholiken Deutſchlands von Wichtigkeit, einigermaßen hinter die ſchwarzen Gardinen zu ſehen, wo nicht bloß für unſere Glaubensgenoſſen ſüdlich vom St. Gotthard gekocht wird.

Wir geben im Folgenden eine kurze Geſchichte der italieniſchen Freimaurerei in ihrem politiſchen und in ihrem ſocialiſtiſchen Wirken.

I. Die neueſte Politik der Freimaurerei Italiens.

Bis zum Neujahre 1871 hatte die italieniſche Freimaurerei ihren Schwerpunkt in den franzöſiſchen Logen, welche überhaupt im Großen und

[1] Das Nähere nebſt den Documenten bis 1866, ſ. bei A. Neut, la Franc-Maçonnerie soumise au grand jour de la publicité. Gand 1866 (2. éd.), tome II. pag. 305 et suiv.

Digitized by Google

Ganzen ebenſogut an der Spitze der europäiſchen Logenwelt marſchirten, wie das Kaiſerreich des dritten Bonaparte an der Spitze der abendländiſchen Staaten. Aber mit dem politiſchen Schwerpunkte wurde auch der maureriſche in Folge des Friedens von 1871 verrückt. Preußen behauptet ſeitdem das Übergewicht in der politiſchen Welt, und die drei Berliner Großlogen tragen den internationalen Brüdern des Schurzfells die Fahne voran.

Voll patriotiſcher Luſt über die von „profanen" deutſchen Armeen erfochtenen Siege richtete die Berliner Groß-Loge Royal-York durch Vermittelung des bei ihr beglaubigten italieniſchen Logen-Geſchäftsträgers (Garante amicizia) Br.·. Phil. Laute 33.·. (vom 33. Grade = Souveräner Groß-General-Inſpector) unter dem 10. Januar 1871 an den italieniſchen Groß-Orient ein Zeichenbrett (Brief), worin ohne Weiteres die rückſichtsloſe Frage geſtellt wurde: „Ob der ſüdliche Groß-Orient ſolidariſch verbunden ſei mit dem, was ſein Groß-Meiſter Ludwig Frappolli im deutſch-franzöſiſchen Kriege vollbracht habe?" [1]

Was hatte nun aber der bitterböſe Frappolli während des Krieges angeſtellt, daß die Berliner Ordensbrüder ſolch' ſtramme diplomatiſche Intervention für nöthig hielten? Du lieber Himmel! Ganz dasſelbe, was alle Freimaurer der Apenninen-Halbinſel gethan, er hatte mit dem Gambetta'ſchen Regimente, der Regierung vom 4. September 1870, ſympathiſirt; denn dieſe Zwiſchenregierung war, was die „Brüder" im erſten Augenblicke wußten, und wir profane Menſchenkinder erſt ſpäter begriffen, die rothe Loge, wie ſie leibt und lebt. Daher die brüderliche Sympathie zwiſchen den beiderſeitigen Geheimbünden, daher die Ausrüſtung der Garibaldiſchen Freiſchaar für den Kampf um's Menſchenthum auf franzöſiſchem Boden, daher nach Gambetta's Sturz die letzte Karte, welche von den „Brüdern" ausgeſpielt wurde, die Commune. Nun ja, damals, als alle Maurerherzen Italiens für die rothe franzöſiſche Dictatur ſchlugen, und als das Ideal der Loge ſeiner Verwirklichung nahe ſchien, war eben auch der Großmeiſter Frappolli nach dem Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegangen oder

[1] In treuherziger Einfalt mitgetheilt von der Rivista della massoneria italiana (Nummer vom 12. Auguſt 1871), redigirt vom Br.·. Uliſſe Bacci 30.·. (Kadoſch). Dieſelbe vertritt den ſchottiſchen Ritus, während die Mailänder „Luce", redigirt von Br.·. Franz Dobelli, die ſymboliſchen Grade der (blauen) Johannesmaurerei vertritt. — Die Rivista wurde gegründet am 26. Juli 1870.

wahrſcheinlicher geſchickt worden, um gegen die Deutſchen zu „arbeiten“. Aber die Niederwerfung der Commune und die Allgewalt, womit die beſſeren Elemente des unglücklichen Volkes zur Geltung kamen, beſonders in der damals gewählten Deputirtenkammer, der Aufſchwung des katholiſchen Geiſtes, die Flucht gerade der Eingeweihteſten, Geriebenſten und Thatkräftigſten nach Genf, London und New-York: dieß Alles bewies auch einem Blinden, daß man die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, und der Apfel, nach welchem man griff, gerade bei unſeren weſtlichen Nachbarn am wenigſten reifen wollte. Auf der anderen Seite ſtellten ſich Vorzeichen ein, aus welchen man erſah, daß man an Preußen den liebreichſten Bruder gehaßt habe. Daher das „Zeichenbrett“ der Groß-Loge Royal-York zur Freundſchaft und ihres Großmeiſters J. F. Schnackenburg an die im Verſtehen ſo langſamen Brüder im auſoniſchen Lande, und das Wort, ob ſie dann noch länger im Finſteren tappen wollten.

Da fiel es Denen im Süden wie Schuppen von den Augen. Garibaldi und ſeine Freiſchaaren wurden mit einem Male unthätig, ja ſie vertauſchten unerwartet ſchnell die Fleiſchtöpfe Frankreichs mit der heimiſchen Polenta; und als der Ziegenheld im März 1871 von der Commune in Paris zu einem Commando eingeladen wurde, zog er die Langeweile auf Caprera dem luſtigen Treiben in der Seineſtadt vor[1]. Kurz, die italieniſche Loge, von der Spitze bis zur unterſten Sproſſe der Leiter, war mit Sack und Pack in's preußiſche Lager gegangen. Aber was thun, um die in Frankreich geholte Scharte auszuwetzen? Das Nämliche, was die Loge in allen Fällen dieſer Art thut: die Individuen werden als „verirrte Brüder“ geopfert, damit die Körperſchaft keinen Schaden leide. So wurde denn der Souveräne Groß-General-Inſpector und Großmeiſter Ludwig Frappolli als Sündenbock dem Aſaſel in die Wüſte zugeſchickt und an ſeine Stelle Joſeph Mazzoni[2] zum Haupte der italieniſchen Maurerei gekürt. Nun konnte der neue Häuptling den Brüdern an der Spree die demüthige Verſicherung geben, daß der ſchwere Sünder Frappolli abgethan ſei, und wörtlich ſchreiben: „Wir (in Italien) hoffen, daß dieſe unſere offenen Erklärungen im Stande

---

[1] S. dieſe Monatſch., 1872, II. S. 44.

[2] Deputirter der äußerſten Linken in Monte Citorio; man verwechsle ihn nicht mit dem heimgegangenen Joſ. Mazzini. Daß die Mehrzahl der heutigen Deputirten Italiens zur Loge gehört, ſ. Civiltà catt. 1873, quad 565, pag. 92.

ſind, jedes Bedenken, welches in der dortigen erlauchten Großloge (zu Berlin) gegen unſere maureriſche Treue entſtehen konnte, aus dem Wege zu räumen. Wir erwarten mit ängſtlicher Spannung eine Antwort von Ihnen." — Wer wollte ſo guten Kindern, welche ihren Fehler alsbald einſehen, eingeſtehen und verbeſſern, lange ſchmollen. Und wirklich fühlte Royal-York ein brüderliches Herzklopfen hinter dem Schurzfelle, und der Großmeiſter Schnackenburg entſandte unter dem 14. Mai 1871 ein neues „Zeichenbrett" an die Reumüthigen ſüdlich vom Gotthard und ließ ihnen die Worte entgegenleuchten: „Wir (zu Berlin) haben mit lebhafter Freude vernommen, daß auch von Ihrer Seite die Aufführung des Br.·. Frappolli gegen Deutſchland entſchieden getadelt worden iſt."[1]

Aber doch müſſen wir Uneingeweihte hier die kleine Frage ſtellen: welcher Talisman hat denn ſo augenblicklich den ſchrillen Mißton in die weichſte Harmonie aufgelöst? Die ſüdliche Loge fürchtete, daß ihr Römerzug vom 20. September 1870 — er war ihr Werk[2] — von der Spree her den Zwangspaß nach der Heimath bekäme; als ſie aber ſah, daß das gerade Gegentheil der Fall und Nichts zu befürchten ſei, ſo wurde die Schwenkung nach Oſten — woher das maureriſche Licht kommt — vollzogen und ein Generalkapitel auf den 29. Mai 1871 nach Florenz ausgeſchrieben. Darin hielt der neue Großmeiſter Mazzoni eine Rede darüber[3], „daß der maureriſche Geiſt im Allgemeinen in Italien geſunken und eine Verknöcherung eingetreten ſei, woran das ſociale Leben Italiens die Hauptſchuld trage." — Der Hauptgegenſtand der Verhandlungen auf dem Florentiner Generalkapitel war, wie unſere Leſer leicht verſtehen, die Abwendung der italieniſchen Logen von Frankreich und die Bekehrung zu Preußen, deſſen Lob nun in allen liberalen Blättern ebenſo begeiſtert geſungen wird, als man vor und während des Krieges gegen die „nordiſchen Barbaren" gepoltert hatte. Die Berliner Reptilienpreſſe kann nicht loyaler ſchreiben, als jene italieniſchen Blätter, welche in ſtillen Beziehungen zu den „Brüdern" ſtehen. Um jene Zeit erſchien der berüchtigte Artikel in der Opinione, welcher den Sieg der deutſchen Waffen, die Blüthe und den Wohlſtand Deutſchlands dem Proteſtantismus und dem Geiſte der abſoluten individuellen

---

[1] Rivista della massoneria it. in der angef. und den ff. NN. — Civiltà catt., q. 556, pag. 233.

[2] Siehe: Der ſtille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar (Freiburg, Herder, 1873), S. 25 ff., 253.

[3] Rivista della masson... vom 2. Juni 1871.

Unabhängigkeit, d. h. dem Ideale der Freimaurerei, zuschrieb und die Runde durch die europäische Presse machte. Die Loge der Halbinsel aber ist seitdem von den Berliner Groß-Logen nicht weniger abhängig als die italienische Politik von der preußischen.

Jedoch den armen „freiresignirten" Frappolli dürfen wir nicht so ohne Sang und Klang zu den Todten legen; wir müssen seine in französischer Sprache verfaßte und in der Rivista (1. Juli 1871) erschienene Erklärung um so mehr beachten, weil dadurch unsere bisherigen Ausführungen bis zur Evidenz bewiesen und bekräftigt werden. Frappolli erklärte also unter Anderem über seine Reise nach Frankreich: „Aus unserem Munde konnte (damals) nicht eine Ermuthigung zu Metzeleien und zur Eroberung ausgehen. Dieses mein Betragen hat eine auswärtige Groß-Loge (Royal-York zu Berlin) beleidigt. Ich bedauere und vergesse es. Ich bin (nach Frankreich) gereist, um meine heißen Wünsche zu überbringen und mein Dasein für die Vertheidigung des Schwächeren und für den Triumph des humanitären Rechtes gegen die Invasionen der Männer des religiösen Glaubens und des göttlichen Rechtes aufzuopfern." — Hiemit haben wir schwarz auf weiß bewährt:

1. daß die italienische Freimaurerei bis Anfang 1871 für Frankreich gewesen ist, weil sie dort die freimaurerischen Grundsätze in Blüthe wußte;

2. daß diese Sympathie sich nicht auf bloße Gefühle und Worte beschränkte, auch nicht bei einer Affectionsreise des Großmeisters stehen blieb;

3. daß von der alten Unwahrheit, die Loge mische sich weder in religiöse noch in politische Fragen, Nichts zu halten ist[1];

4. daß man Preußen haßte in der Meinung, es vertrete den religiösen Glauben und das göttliche Recht;

5. daß die Bekehrung zu Preußen nur möglich war, als man sich überzeugt glaubte, daß von ihm Nichts zu fürchten, wohl aber Alles zu hoffen sei;

6. daß auch die neue Sympathie für Deutschland sich nicht mit thatlosen Wünschen und Worten zufrieden geben wird, sondern zur Aktion im freimaurerischen Sinne fortdrängt.

---

[1] Zu besserer Beleuchtung diene der einzige Satz der Rivista (Jahrg. 4, Nr. 4, S. 3): „Cavour, Mazzini, Lincoln und Garibaldi sind solche Freimaurer gewesen, daß man sie nach unserer Überzeugung für Alle kann (als Muster) gelten lassen."

Digitized by

Und wunderbar! Ganz derſelbe Umſchlag der freimaureriſchen Geſinnung bethätigte ſich um die nämliche Zeit in der Schweiz, in Belgien und in anderen Ländern. Man vergleiche z. B. die Sprache des Étoile belge und der Indépendance belge zur Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges mit jener ſeit dem Frühlinge 1871, und dann ſage man, ob die Freimaurerei für eine gewiſſe Politik nicht ausgezeichnete Dienſte leiſte, ſogar bis in Kreiſe, zu welchen keine Diplomatie dringen kann! Selbſt in Frankreich läßt ſich der maureriſche Einfluß zu Gunſten des neuen Deutſchlands nicht verkennen. Den Beſchluß vom 21. und 29. October 1870, den man in Pariſer Logen zur Vorladung König Wilhelms und des Kronprinzen vor ein Freimaurertribunal faßte, und den nachher auf die beiden Häupter geſetzten Preis von je einer Million Franken hat die Chaîne d'union bereits in ihrem Dezemberhefte 1871 mit der damaligen Erregtheit der Gemüther entſchuldigt und beſchönigt[1], ſo daß man aus ihren Worten die Reue und Bekehrung auch der franzöſiſchen „Brüder" heraushörte. Und wenn unmittelbar nach dem Frieden die franzöſiſchen Werkſtätten erklärten, ſie wollten keinem Deutſchen mehr „das Licht ertheilen", ſo thaten ſie nur ſo, um ſich in der öffentlichen Meinung wieder zurechtzuſetzen, weil ihr Eintreten für die Commune[2] dem guten Namen der Brüderſchaft ein gewaltiges Loch gemacht hatte. Zudem war das Zerſchneiden des Tiſchtuchs zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Maurern gar nicht ernſt gemeint, ſondern eine jener längſt geübten Mummereien, um das profane Publikum auf falſche Fährte zu leiten. Im Gegentheile ſind gerade jene Zeitungen, welche in ſtillen Beziehungen zur Loge ſtehen (wie z. B. Siècle, Le XIX. Siècle des Br.·. About, Rappel), zugleich die gegen Preußen freundlichſten, und wirken auch ſonſt politiſch ganz nach Wunſch. Ja, kurz nach dem Kriege wurde, nach dem Bericht des Prof. Roch im Bulletin des franzöſiſchen Groß-Orient, von der franzöſiſchen Maurerei ein unentgeltlicher Lehrkurſus für deutſche Sprache zu Paris geſtiftet. Derſelbe begann mit 220 Schülern und hatte nach zweijähriger Dauer, im Herbſte 1873, „noch keine Verminderung an Zahl erlit-

[1] Vgl. auch Freimaurer-Zeitung, 1871, S. 29. — Dr. Scheeben, Periodiſche Blätter 1873, S. 77 f. — Daß jedoch das Todesurtheil gegen die hohen Herren nicht ſpaßhaft gemeint war, beweiſt die Patrie de Bruges (15. November 1870) nach dem Pariſer Rappel, dem Blatte der beiden Socialiſten- und Logen-Häupter Victor Hugo und Louis Blanc.

[2] Siehe: Der ſtille Krieg der Freimaurerei. S. 149 ff., 233 f.

Digitized by Google

ten.“ [1] Endlich überraschte uns die Freimaurer-Zeitung vom 22. November 1873 mit der scheinbar winzigen, aber dennoch vielsagenden Notiz: daß „den deutschen Brüdern in Frankreich die Pforten der Loge geöffnet sind, und daß sie brüderlichen Empfangs gewärtig sein dürfen.“ Also ist die alte Feindschaft zwischen den Logen, wenn sie je bestanden hätte, thatsächlich aufgehoben, und nicht bloß dieß, sondern die französische Maurerei, welche im Lande nicht mehr gern gesehen ist und seit dem 24. Mai 1873 eine neue starke Einbuße erlitt [2], blickt, wenn auch verstohlener, doch ebenso ehrerbietig nach Berlin als die italienische. Kurz, der gegenwärtige Mittelpunkt der europäischen Logen ist in der Stadt an der Spree, und man wird begreifen, von welcher Bedeutung dieser Umstand ist.

Das italienische Freimaurerthum hat noch einen weiteren Grund, sich rückhaltslos an die Berliner „Brüder“ anzulehnen: es ist sein unduldsamer, unvolksthümlicher, ungerechter und verhängnißvoller Kampf gegen das Heiligste des Italieners, die katholische Kirche und ihre mit dem Volksleben so innig verwachsenen Einrichtungen. Ist der Kampf gegen die Kirche schon in Deutschland trotz der protestantischen Mehrheit unermeßlich schwierig, so ist er es noch weit mehr in Italien, und am allermeisten im Kirchenstaate. Darum hatte der Senator Ponza di San Martino vor der Wegnahme Roms die Schonung sämmtlicher religiöser Anstalten hoch und heilig im Namen der Regierung zugesichert, und wir haben keinen Grund, an der damaligen Aufrichtigkeit zu zweifeln. Erst das Drängen vom Norden her und ganz vorzüglich von Seiten der inländischen Logen, welchen ja die Mehrzahl der Deputirten in Monte Citorio angehört, nöthigte zum weiteren Vorgehen und

---

[1] Freimaurer-Zeitung vom 18. October 1873, S. 335. Dieses Leipziger Logenblatt setzt vorsichtshalber den klugen Zweifel bei, „ob denn auch die Schüler, was das Allernothwendigste sei, die deutschen Verhältnisse kennen und würdigen lernen,“ d. h. ob die bekannte kulturpolitische Propaganda auch mit Seeleneifer getrieben werde.

[2] Im Jahre 1868 zählte der Pariser Groß-Orient 67 Capitel und 18 Conseils; in dem Jahre 1870 nur 61 Capitel und 16 Conseils; nach dem Friedensschlusse 1871 gar nur 42 Capitel und 12 Conseils, von welchen überdieß viele seit neuester Zeit nurmehr scheinbar existiren und am Erlöschen sind. Freim.-Ztg. vom 11. October 1873. — Auch schritt man von Amtswegen ein; die Loge Humanité et Progrès zu Bourgoin (Isère) wurde vom Präfecten aufgelöst, weil sie sich nicht mit „Wohlthätigkeit, sondern mit Politik“ befasse. Journal des débats vom 28. October 1783.

Digitized by Google

zur Maſſen-Säculariſation in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt. Dieſer politiſche Mißgriff ohne Gleichen hat die Gegner des augenblicklichen Regiments noch zahlreicher gemacht. Die Loge weiß, was ihr bei einem etwaigen Wechſel droht, und fühlt ſich daher genöthigt, im vollſten Sinne international voranzugehen. Wir leſen dieß mit platten Worten ausgedrückt in der Broſchüre des Br.·. Dr. Willem Smitt: „Wir und die Ultramontanen" (Leipzig 1873)[1], z. B. auf S. 9 f.:

„Die Überzeugung, daß die geſammte Menſchheit ſolidariſche Intereſſen habe, die ihre Glieder an einander knüpft, jene großen Intereſſen, welche mit der Förderung der Humanität zuſammenhangen; die Überzeugung, daß, ſoweit auch durch die Kirche und die Staaten die Menſchen von einander getrennt werden, ſie dennoch durch ein natürliches Band, durch ihre gemeinſame Abſtammung, ſich wieder vereinigen laſſen und vereinigt werden müſſen; die Überzeugung, daß das Ringen nach Selbſtveredlung im Dienſte der Sittlichkeit allen guten Menſchen gemeinſam iſt; die Überzeugung, daß der Glaube an die höchſten Wahrheiten, an einen höchſten und weiſen Weltenmeiſter, an die Unſterblichkeit der Seelen ... unabhängig iſt von der Zufälligkeit der verſchiedenen Culte, denen der Menſch durch ſeine Geburt angehört; die Überzeugung, daß es weder ein auserwähltes Volk, noch einen auserwählten Stand gibt, der beſonders begnadigt iſt, die Sonne der Wahrheit zu ſehen, um dieſe durch ſeine Brille erſt den Augen der anderen Sterblichen ſichtbar zu machen; dieſe unſere Überzeugung... müſſen wir hinaustragen in alle Welt."

Mit anderen Worten: Wir Freimaurer kämpfen gegen das poſitive Chriſtenthum, im Logenjargon Ultramontanismus genannt, um die atheiſtiſche Humanität allgemein zu verbreiten und aus der ganzen Menſchheit in religiöſer und politiſcher Beziehung eine einzige und freie Familie zu machen; darum müſſen wir für unſer internationales Endziel auch international organiſirt ſein. Dieſes internationale Wirken iſt die eigentliche Herzensluſt des ſtillen Bruders. Der ebengenannte Verfaſſer ſagt (S. 3):

„Wer im Dienſte der Menſchheit zu ſtehen glaubt, und wem dieſer Dienſt um die Menſchheit, deren Wohnſitze ſich über dieſe ganze Erde ausbreiten, keine inhaltsleere Phraſe zu ſein ſcheint, der darf ſagen: Dieſe Arbeit, die ich zu thun gewürdigt bin, iſt eine heilige Arbeit. Die allumfaſſende Menſchenliebe, die Niemand unſeres Geſchlechtes von der Wirkung ihrer beſeligenden Kraft ausnehmen will, die Entflammung der allerverſchiedenſten Menſchen, die ſich draußen in Gegnerſchaft, ja oft im tödtlichen Haſſe gegenüberſtehen, weil die Religion und das Vaterland, die Kluft zwiſchen Hoch und Niedrig, Reich und Arm weitgähnend ſie von einander trennt, die Entflammung der Menſchen

[1] Der vollſtändige Titel iſt: „Wir und die Ultramontanen, ein Logenvortrag von Br.·. Dr. Willem Smitt, erſtem Aufſeher der Loge Apollo zu Leipzig." Leipzig, J. G. Findel, 1873. 8°.

Digitized by Google

für einen und denſelben Gedanken, der Alle durchglüht, den Alle bekennen, von dem Alle einſtimmig ſagen: ja, das iſt der höchſte, göttlichſte Gedanke, den Menſchen denken können; dieſe allumfaſſende Menſchenliebe, dieſe Begeiſterung für den höchſten Gedanken, wollen wir ſie nicht verbreiten und entzünden? Iſt ſie nicht das Ideal, dem wir nachſtreben?

Kurz, die Loge hat den territorialen Charakter, welchen ſie aus Klugheit früher zur Schau trug, abgeſtreift und den internationalen angenommen, um ihr nächſtes Endziel, Niederwerfung der katholiſchen Kirche, und ihr letztes, den Sturz der ganzen alten Staaten- und Geſellſchaftsordnung, zu erreichen. Was folgt aber hieraus für den Groß-Orient Italiens? Daß er im Schlepptau der zahlreichſten und mächtigſten Groß-Logen, der drei zu Berlin, laufen muß, daß er nicht mehr italieniſch denken darf (was er überhaupt nur bis zur Vollendung der „Einheit" gethan), ſondern in den Bardengeſang der nordiſchen Brüder einſtimmen muß. Wir ſtehen vor einer großen Liga der Freimaurerei Europa's, die ihren Mittelpunkt zu Berlin hat und von dort aus geleitet wird, und welche nach der Weltherrſchaft ſtrebt. Nachdem der frühere ſchweizeriſche „Bruder", nunmehrige Redacteur der Freimaurer-Zeitung, Dr. O. Henne-Am-Rhyn, in der Nummer vom 27. December 1873 die großen Fortſchritte des Maurerthums in jüngſter Zeit conſtatirt hat, ſchließt er mit den Worten: „Iſt einmal die ganze Welt vom maureriſchen Geiſte durchdrungen, dann werden die Logen gedeckt[1], und die Menſchheit wird Ein Bund ſein, deſſen Grundgeſetz die Liebe (?) iſt, nach dem Willen des großen Baumeiſters aller Welten."

Kaum war die Bekehrung des italieniſchen Groß-Orients zu Preußen vollbracht, ſo trat in der ganzen liberalen Preſſe der Halbinſel eben derſelbe Umſchlag ein; eine Erfahrung, welche man auch in anderen Ländern machte. Aber es handelte ſich darum, die gleiche Bewegung bis in die unterſten Volksſchichten zu tragen. In keinem Lande hat ja die Freimaurerei ſo viele plebeiſche Töchtervereine als in Italien. Zu dieſem Zwecke wurde z. B. die Società Alfieri, von welcher wir früher einmal geſprochen[2], eben im Frühjahre 1871 geſtiftet; zum Beweiſe führen wir nur den vierten Artikel ihrer Statuten an:

[1] So wurden auch die Logen in Frankreich, ſelbſt die berüchtigte Les Neuf Soeurs zu Paris geſchloſſen, als die erſte Revolution vollkommen durchgeführt war, denn, ſagte man, ganz Frankreich ſei Eine große Loge geworden.

[2] S. dieſe Zeitſchrift 1872, II. S. 43.

Digitized by Google

„In der Politik muß man die Pflicht einer Allianz zwiſchen Deutſchland und Italien aufrecht halten, verbreiten und weiter fördern; in Sachen der Religion auf jede Weiſe den Katholicismus bekämpfen, indem man den Proteſtantismus ſtützt.“

Wie 1871 wurde auch im darauffolgenden Jahre ein General-Capitel (Costituente) der Logen Italiens gehalten. Das auf den Sommer 1873 angeſetzte wurde wegen der in Rom ausgebrochenen Cholera verſchoben, aber auch nach Verſchwinden der Seuche noch nicht zuſammenberufen. Warum wohl? Aus Mangel an Geld. Wie anderwärts, ſo gehen nämlich auch dortzuland die maureriſchen Jahresbeiträge (le tasse) herzlich ſchlecht ein, und aus Mangel an Mitteln konnte man die Auslagen für die Jahresverſammlung nicht wagen.

Aber unthätig war die italieniſche Freimaurerei, trotz Ausfalls ihres Jahres-Congreſſes, im verfloſſenen Jahre doch nicht. Sie hatte mit der Aufhebung der Klöſter im Kirchenſtaate und beſonders in Rom ein großes Stück Arbeit und leiſtete ihr Möglichſtes, nicht um mit dem fremden Gute das Deficit des Finanzminiſters zu mildern, ſondern um ihr eigenſtes Werk, die Vernichtung der Kirche, damit zu fördern. Weil es aber in dieſem katholiſchen Lande nicht anging, die Todfeinde der Revolution, die Jeſuiten, als reichsgefährlich über die Grenze zu jagen, ſo half die Maurerei in ihrer Weiſe nach, um durch Pöbelexceſſe dasjenige zu erzwingen, was „geſetzlich“ nicht möglich geweſen war. Der Tumult des meiſt fremden Geſindels gegen die Jeſuiten, welcher Ende November und Anfang December 1873 in Florenz zum großen Leidweſen der braven und feingebildeten Bürgerſchaft aufgeführt wurde, war das Werk der Maurerei und der von ihr gegängelten ſocialiſtiſchen Bünde. Das Mailänder Logenblatt La Luce (13. Dec. 1873) rühmte ſich dieſer Heldenthat mit den Worten: „Das Meeting zu Florenz gegen die Jeſuiten iſt (nächſt der Klöſter-Aufhebung) eine zweite Schlacht, welche von der Freimaurerei gegen die Jeſuiten geſchlagen wurde.“ Wie tief muß doch der Ehrenpunkt von Leuten ſtehen, welche ſich der frechen Pöbelexceſſe nebſt Aufruhr und Hausfriedensbruch noch rühmen können!

Vorzüglich liegt Rom den Männern des Schurzfells am Herzen. Wohl iſt der Groß-Orient von Italien ſeit Ende 1870 dahin verlegt, aber die Gründung einer eigenen Loge in der heiligen Stadt erſchien daneben als ſchreiendes Bedürfniß. So ſchritt man im Nachſommer 1873 zur Stiftung der Loge Universo zu Rom. Dieſelbe arbeitet nach

Digitized by Google

ſchottiſchem Ritus und beſtand gleich Anfangs aus 29 Mitgliedern, unter welchen der Großmeiſter Joſ. Mazzoni und der hochroth-demokratiſche Oberbürgermeiſter (sindico) von Rom, Luigi Pianciani (vom 32. Grad), glänzen. Dieſe Beiden, ſowie die Br.·. Tamaio und Macchi, ſind zugleich Deputirte, natürlich auf der äußerſten Linken. Die böſe Welt wollte behaupten, die „Werkſtätte" Universo ſei im ſtillen Einverſtändniſſe mit den deutſchen und franzöſiſchen Brüdern eigentlich zu dem Zwecke geſtiftet worden, um der damals gefürchteten Thronbeſteigung Heinrichs V. von Frankreich entgegen zu arbeiten. Aber wer wollte gleich an ſo fern liegende Ziele denken? Hören wir doch lieber die ehrenwerthen Brüder ſelbſt ſprechen! Sie bezeichnen als Endzweck des Universo: „Alle im Tiberthal zerſtreuten Freimaurer zu ſammeln;" und um die Worte der Rivista zu gebrauchen, „indem die neue Loge Universo die Traditionen der alten gleichnamigen, die einſt glorreich im Arnothale (Florenz) blühte, wieder aufnimmt, will ſie alle ehrbaren und liberalen Männer um ſich ſammeln; Männer, welche auch ihre Hand in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben, nicht damit unter uns geſchehe, was ſonſtwo vorkam, daß nämlich die Staatsregierung im (Freimaurer-)Orden ſei, ein nie genug zu beklagendes Übel, ſondern damit der Orden in die Regierung eindringe und ſie mit ſtillem Einfluſſe (latente influenza) zu den letzten Zielen der Verbrüderung führe." Dieſer „ſtille Einfluß" auf die öffentlichen Verhältniſſe iſt zum Schrecken gewiſſer Herren ſchon jetzt ſichtbar genug. Luigi Pianciani iſt nicht bloß Mitglied des Universo und des Groß-Orients und Maurer des zweithöchſten ſchottiſchen Grades, ſondern auch Obercommandant der Nationalgarde und Syndicus von Rom, übt ſodann einen großen Einfluß aus auf die Legionen von Arbeitern, welche man wegen der Haußmanniaden zu Rom braucht, hat endlich auf dem Capitole eine eigene Kaſerne für die Municipalwachen (cohortes urbanae) in dem ſtrategiſch wichtigen Kloſter Ara coeli. Ein weiterer Bruder des Universo, Antonio Pacca, iſt Obercommandant der Municipalwachen und zugleich Oberſt der Nationalgarde. Was iſt alſo nicht Alles möglich, wenn einmal der längſt gefürchtete Augenblick kommt, z. B. wenn das ſtehende Heer zu einem auswärtigen Kriege an die Grenze gezogen iſt? Wohl iſt der Verſuch zu Paris und Carthagena mißlungen; aber wer bürgt für daſſelbe Ende bei einem neuen Verſuche? Hat nicht auch die Carbonaria oft und blutig gebüßt auf dem Schaffot, unter den Bleidächern

Digitized by Google

Venedigs, in Spielberg, Turin und Alessandria? Und dennoch steht ihr Traum, die italienische Einheit, heute als Thatsache vor den Augen der Welt! Allerdings muß zuerst die katholische Kirche am Boden liegen, damit man über sie hinweg zur socialdemokratischen Föderativ-Republik vordringen könne; aber dazu hat man lächelnde Aussichten und die mächtigste Hilfe in den „Brüdern" aller Länder.

Zu diesem Zwecke der Niederwerfung der katholischen Kirche geschieht der concentrische Angriff in allen von der Loge beeinflußten Ländern zunächst auf die Hierarchie. Seit 1871 erfanden die Brüder in Italien den Schlachtruf: „Das Papstthum nur noch Archiv-Artikel." Bald darauf erstreckte sich der Kampf auch auf die Bischöfe, und als man den niederen Klerus von ihnen nicht trennen konnte, auf das gesammte Priesterthum, welches man durch Laisirung und Demokratisirung des Kirchenregiments und der Pfründenverwaltung, mit oder ohne Beihilfe des Polizeistaats, mürbe und kraftlos machen will. An der Spitze des bacchantischen Zuges marschirt die Schweiz, hinter ihr drein andere Länder; wo die Fäden zusammenlaufen, weiß Jedermann. Darum erscholl der Ruf nach „Reform der äußeren Constitution der Kirche" auch im italienischen Parlamente[1], um den Berner Jura auf der Halbinsel nachzubilden. Der Siegelbewahrer, Minister Vigliani, mußte allerdings zu Ehren des noch allzu jungen Garantiengesetzes einen Dämpfer aufsetzen, konnte sich aber nicht enthalten, unter Anderem die folgenden Sätze zu sprechen:

„Werden wir einmal einen Klerus haben, der (abhängig) Angesichts der Laienwelt steht und zu Unterhandlungen mit den Gläubigen verpflichtet ist, dann wird der Klerus traktirbar sein, Raison annehmen, sich mit den Völkern verständigen, da ja Verständigung mit den Personen zu seinen Amtspflichten gehört. So lange man aber einen Klerus hat, welcher gegen die Regierung Opposition macht, ... ist eine friedliche Vermittlung unmöglich; das Vertrauen, die Grundlage jeder Versöhnung, fehlt. Innigst wünsche ich die Zeit herbei, in welcher wir endlich jenen Rest zeitlicher Güter der Kirche in die Hände der Bevölkerungen legen können, denn *sie* sind und müssen sein die eigentlichen Verwalter dieser Güter. Bricht einmal jener Tag an, ... dann, meine Herren, werden die Gemeinden Hirten nach ihrem Wunsche haben, und die Hirten werden den Anschauungen der Gläubigen (d. h. der Loge) entsprechen."

Mit anderen Worten: Die „Brüder" müssen erst den Papst beseitigen, die Bischöfe zu Puppen des Staates und die Seelsorger zu Spielbällen der Gemeindemehrheit machen, dann erst kann die Regierung den Wünschen des Geheimbundes entsprechen. Deutlicher kann

[1] Atti ufficiali del 4 dicembre 1873, n. 49, pag. 191.

Digitized by

man doch die Richtung des Marſches nicht verzeichnen. Man ſieht, es iſt einheitlicher Plan im europäiſchen Kampfe gegen die Kirche.

II. Die ſocialiſtiſche Bewegung Italiens in den Händen der Freimaurer.

Man weiß es längſt, daß in Italien die Internationale, der Mazzinismus und die Freimaurerei nur eine einzige Sippe ſind und wir haben die Leſer der Stimmen wiederholt darauf aufmerkſam gemacht [1]. Aber der Loge muß natürlich daran liegen, daß dieſe Entdeckung nicht allſeitigen Glauben finde und als ultramontane Verläumdung mit „Entrüſtung" abgewieſen werde, ſo ſehr es ein öffentliches Geheimniß iſt, daß die Brüderſchaft dem Ideale der atheiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Univerſal-Republik nachſtrebt. Allerdings in monarchiſchen Staaten und in reactionären Zeiten begnügt ſie ſich mit Ausbreitung liberaler und aufgeklärter Gedanken, wie der Fuchs ſich mit den Mäuſen zufrieden gibt, wenn er keine Hühner bekommt. Außerdem hat ſie in ihrer kunſtvollen Verfaſſung ſelbſt ein herrliches Mittel zum Temporiſiren. In konſervativen Zeiten kehrt ſie ihre ariſtokratiſch ausſehenden Hochgrade mit dem Schnickſchnack von Schärpen, Bändern, Bijous und Farben hervor; in demokratiſchen hackt ſie ſelbſt auf die Hochgrade hinein und ſtellt die drei niederen oder ſymboliſchen Grade als die einzig berechtigten und vernünftigen hin, ohne daß die Kadoſchs und Roſenkreuz-Ritter auch nur ein Wörtchen der Entgegnung einwerfen: ſo gut verſteht man ſich gegenſeitig unten und oben. — Dieſe Erſcheinung, daß die ſymboliſchen (Johannes-) Grade ſich eben jetzt auffällig vordrängen, tritt auch in Italien zu Tage. Ihr Blatt, die Mailänder Luce, kann nicht genug Spott auf das Hochgrads-Blatt, die römiſche Rivista, ausgießen [2]; und doch ſind die beiden einander nicht böſe, ſie wiſſen ja, daß keine Krähe der anderen die Augen aushackt. Daher ſchrieb ſich auch die während des letzten Jahres häufig wiederkehrende Nachricht, daß die italieniſche Maurerei innerlich ganz zerfallen und von Zwiſtigkeiten zerriſſen ſei; eine einfache Politik, um das Publikum zu täuſchen und einzuſchläfern. Da platzte auf einmal das enfant terrible der italieni-

[1] Vgl. dieſe Zeitſchr. 1872, II. S. 42 ff.; S. 114 ff.; 1873, IV. S. 220 ff., beſ. S. 227 ff.

[2] La Luce vom 1. und 15. Juli, 1. Auguſt, 1. und 15. September, 15. October und 15. November 1873. Kleinere Zänkereien faſt in jeder Nummer des abgelaufenen Jahres.

Digitized by

ſchen Journaliſtik, die Gazzetta d' Italia (1. Oct. 1873) mit der indiskreten Mittheilung heraus: „Zur Vervollſtändigung unſeres vor einigen Tagen gegebenen Berichtes, in Betreff der Fuſion der Freimaurerei mit den Mazziniſten und Internationalen, können wir heute beifügen, daß die Großwürdenträger (les grands bonnets) dieſer drei verſchiedenen (?) Geſellſchaften bereits mehrere Conferenzen zu Rom gehalten haben, und daß die weiteren Sitzungen in der erſten Hälfte Octobers ſtattfinden werden, um ein Programm und ein gemeinſames Statut zu vereinbaren und den Namen der fuſionirten Geſellſchaft feſtzuſtellen; letzterer wird allem Anſcheine nach ſein „Società democratico-unitaria italiana.“ — Das hieß in's Weſpenneſt ſtechen. Darum beeilte ſich die Loge, dieſes plötzliche und grelle Licht mit dem Nebel und Rauch ihrer amtlichen Dementi's zu umhüllen, wobei ſich beſonders Br.·. Sbarbaro, Profeſſor in Siena (Gazz. d' It., 3. Oct. 72), hervorthat, indem er dieſe Kunde nicht nur für irrig, ſondern geradezu für albern erklärte. Nichtsdeſtoweniger hielt die Zeitung (5. Oct.) ihre Nachricht vollſtändig aufrecht und fügte noch bei, daß im November 1873 über 60 Delegirte von freimaureriſchen, mazziniſtiſchen und ſocialiſtiſchen Geſellſchaften in Rom zuſammenkommen werden, um das in Florenz begonnene Werk der Fuſion zu vollenden. Da mußte denn der Großmeiſter Mazzoni ſelbſt in einer Zuſchrift an die Gazzetta auftreten und die Körperſchaft der Freimaurerei als weiße Taube darſtellen, welche nur „an ihrer friedlichen, erziehlichen und humanitären Aufgabe arbeite“; jedoch geſtand er im nämlichen Athemzuge, daß die einzelnen Maurer in ihren politiſchen und ſtaats-ökonomiſchen Anſichten unabhängig von ihren Logen ſeien. Das heißt, wenn der Plan, zu welchem die Fuſion geſchieht, gelingt, wird die Brüderſchaft als Thäterin auftreten und den Lorbeerkranz in Empfang nehmen; im anderen Falle wird ſie die Individuen als „verirrte Brüder“ desavouiren.

Einer der thätigſten Agitatoren iſt Dr. Luigi Caſtelazzo, der als Präſident eines Socialiſtenbundes zu Florenz ſchon 1871 von der Polizei eingezogen wurde[1] und an dem Coloſſeumscongreß (24. November 1872) äußerſt energiſch ſich betheiligt hatte. Und dieſer nämliche Mann iſt als Freimaurer Groß-Secretär des Groß-Orient von Rom! Er und ſeine Mithelfer am ſocialiſtiſchen Werke hatten im vergangenen Jahre ein wirklich ausgezeichnetes Agitationsmittel: die fortdauernde

[1] Siehe dieſe Zeitſchrift 1872, II. S. 42.

und immer wachſende Noth des armen Volkes, welcher man den Glanz der hohen Geſellſchaft und vor Allem des königlichen Hofes als Revers entgegenſtellt. Die Deviſe iſt: „Von den Alpen bis Sicilien ſtößt Italien den Jammerſchrei aus: man ſtirbt Hungers!“ In dieſem Sinne wurden Meetings in großer Zahl beſtellt, von welchen allerdings einige von der kummervollen Regierung verboten wurden, wie z. B. in Turin, andere aber, wie zu Genua und Bologna, nicht verhindert werden konnten oder durften. In der letztgenannten Stadt, Bologna, war das Meeting der Socialiſten am 28. December in der jetzt profanirten Kirche S. Lucia, wo ſich Tauſende von Arbeitern und Leuten des gemeinen Volkes drängten, um die fürchterlich-heißen Declamationen der Volkstribunen anzuhören, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft als höchſtes Unrecht hinſtellten und dem Volke das Recht zuſprachen, ſich ſelbſt zu helfen, indem ſie brüllten: „So kann es nicht weiter gehen, man ſtirbt Hungers!“ Präſident aber war der Freimaurer Filopanti. Im Einverſtändniſſe ſchilderten unterdeſſen die Blätter den koſtſpieligen Luxus der königlichen Jagden, die Brillanten und die herrlichen Damenkleider bei den Hoffeſten, die unſäglich theuren Schabraken der königlichen Pferde, die neuen Pferdeſtälle im Quirinalgarten, welche mehrere Millionen Lire koſten. Man begreift den Eindruck ſolcher Beſchreibungen auf das gedrückte Volk.

Kein Wunder, daß ſich die Regierung in ſolch beengenden Nöthen wenigſtens einige Luft verſchaffen mußte durch Aufhebung und Schließung der ärgſten Socialiſten-Vereine. Dieſem Todesloose verfielen z. B. durch Dekret vom 30. Nov. 1873 zu Genua die Consociazione operaria, il Comitato esecutivo delle Associazioni liguri und der Club Pensiero ed Azione.

Aber der Gegenſtoß blieb nicht aus, der alte Carbonaro und hochgradige Maurer Georg Pallavicino, der „Martyrer von Spielberg“ und Ritter des Annunciatenordens (des höchſten), welcher als ſolcher den König mit „Vetter“ anſprechen darf, wagte es, unter dem 7. December einen offenen Brief an die hochrothe Capitale von Rom (Nummer vom 12. December) zu richten und darin abdrucken zu laſſen. Der Eingang lautet: „Am 12. September ſchrieb ich: Man ſpreche nicht mehr von Erſparniſſen, ſondern man mache ſolche; und die Krone gebe das Vorbild durch Verminderung der Civilliſte um jährlich vier Millionen![1]

[1] Im Budget für 1872 figuriren als „Civilliſte und Apanagen“ 13,850,000 Lire, von welchen der König 12¼ Million bezieht. Hiezu kamen im Jahre 1873 jährlich

Man erwiederte mir, daß man nicht von der Luft leben könne. Ganz richtig. Aber der Präſident Grant hat zu einem guten Auskommen und zu würdiger Vertretung des größten Volkes der Gegenwart an 50,000 Dollars (250,000 Lire) genug, bezieht genau die Hälfte der von unſeren Kammern für den Herzog von Aoſta ausgeworfenen Apanage.“ In ähnlichem Tone geht der Brief fort bis zu folgendem Schluſſe: „Ich ſage zur Monarchie: ſchwere Gefahren drohen dir, ſuche ſie zu beſchwören, indem du mit Opfern dich populär machſt; denn falls du von der Revolution angegriffen wirſt — und du wirſt es werden, wenn deine Sitten keiner Bekehrung zugänglich ſind — ſo wird dir die Vertheidigung mit den Waffen übel bekommen!“ Welche Sprache gegen die unverletzliche Perſon des Herrſchers und gegen die monarchiſche Staatsordnung! So ſpricht man nur, wenn Alles im Geheimen wohl vorbereitet iſt. Und welches Echo müſſen ſolche Worte zur Zeit einer Theuerung und Noth, wie ſeit zwei Jahren in Italien, bei Hunderttauſenden finden!

Der Br.·. Pallavicino war mit ſeinem Briefe offenbar nur als ſichtbarer Vorkämpfer aufgetreten und wußte hinter ſich eine dichtgedrängte Schaar. Denn um dieſelbe Zeit brachte die Rivista (Jahrg. 4, Nr. 2) die Sätze: „Die Maurer müſſen die ihnen entgegenſtehenden Schwierigkeiten, ſeien ſie moraliſch oder materiell, beſiegen und im Nothfalle ſogar Soldaten ſein,“ d. h. zur Waffengewalt greifen. „Wir arbeiteten im Verborgenen; jetzt wollen wir uns offen zeigen! Ehemals wohl nahm die Freimaurerei Leute von Geiſt ohne Anſehung der politiſchen und religiöſen Meinungen auf und vermehrte ihren Kreis mit Elementen, welchen man das letzte Wort nicht ſagen durfte.“ — Aber aus kluger Berechnung trat in der übernächſten Nr. 4 ein Schriftſteller mit dem gemäßigteren Rathe auf: man möge doch auf dem gefährlichen Boden mit ſtrengſter Zurückhaltung wandeln und der Gefahr ausweichen, daß die Freimaurerei als ſolche auf das praktiſche Schlachtfeld trete, denn der Maurerorden dürfe ſich nicht nutzlos Angeſichts des Landes bloßſtellen. Darum ermahnte er den Groß-Orient zur Wachſamkeit „über gewiſſe Arbeiten gewiſſer Werkſtätten; denn bei Erweiterung des Übels würde man ſicherem Untergange entgegengehen.“ Die alte Taktik, Roth und Blau auf die Bühne zu führen und im Grunde den nämlichen Gedanken ausſprechen zu laſſen. Soviel ſteht

½ Million für Amadeo, ſowie der Erſatz für die königliche Reiſe nach Wien und Berlin, welche mehrere Millionen beanſpruchte.

Digitized by Google

aus dem Angeführten feſt, daß die italieniſche Loge den Socialismus als Hebel gebraucht und die gegenwärtige Noth des Volkes für ihre Zwecke ausnützt.

So ſteht denn auch die italieniſche Freimaurerei vor den Augen der Welt mit jenen zwei Eigenſchaften, welche der Kirche des Antichriſts überall ankleben: der Lächerlichkeit und der Schrecklichkeit. Lächerlich iſt ſie in ihrem Wörterbombaſt und dem Nichts ihrer Werke, lächerlich, weil ſie den Menſchen an die Stelle des entthronten Gottes ſetzen und das Werk unſeres Mittlers und Erlöſers zerſtören will, lächerlich, wenn ſie von Völkerglück und Menſchenliebe zu ſprechen ſich erkühnt und doch überall nur Jammer und Elend aufthürmt, lächerlich, wenn ſie des Menſchen Sehnſucht nach Glück und Befriedigung mit der ihr eigenen Öde und Zerriſſenheit ſtillen will, lächerlich, wenn ſie dem Hungernden ſtatt des Brodes einen Stein bietet. Aber ſchrecklich iſt ſie durch ihren Bund mit allem Böſen, was es im Reiche der Nacht, in der verirrten Welt und im bethörten Herzen des gefallenen Menſchen gibt. Sie umſtrickt den Herrſcher mit ſeinen eigenen Schwachheiten, ſchmeichelt ihm mit betäubenden Huldigungen, bis er zu Willen iſt, und benützt ihn herzlos, bis ihre Plane erreicht, die Gedanken der Revolution zum öffentlichen Rechte geworden ſind, und zwiſchen der Regierung und dem Chriſtenthum, zwiſchen der Krone und dem beſten Theile der Bürger ein entſetzlicher Abgrund gähnt. Dann, wenn der Regent rathlos vor der Tiefe ſteht, wenn das eigentliche Volk rechtlos, der Geheimbund aber allgebietend geworden iſt, dann tritt man frech vor den Träger der Krone und ſagt ihm: „Deine Zeit iſt vorüber, die Völker ſind frei, die Güter der Erde ſtehen zur allgemeinen und gleichmäßigen Verfügung für die einzig Würdigen, die Producirenden. Darum, wenn du nicht von den glühenden Trümmern deines Palaſtes erſchlagen werden willſt, wenn dir die Krone nicht auf dem Haupte ſchmelzen ſoll, ziehe lieber freiwillig ab; und um dein Leben zu retten, werde wie der Niedrigſte des Volkes.“ Die Völker der Erde werden nicht zur Ruhe kommen, ſo lange der nächtliche Bund die Säulen der Geſellſchaft und der Staaten untergraben darf.

M. Pachtler S. J.

Digitized by Google

Bibel und Chronologie.

II.

Im bibliſchen Commentar zum alten Teſtamente, herausgegeben von Keil und Delitzſch, leſen wir Bd. I., S. 129: „Die Anſichten der neueren Ägyptologen ſtehen mit der bibliſchen Chronologie und Geſchichte in unverſöhnlichem Widerſpruch.“ Ähnlich ſprechen noch viele Andere. Iſt dieſer Widerſpruch in der That vorhanden?

Wie wir geſehen haben, muß ſich jede Berechnung der bibliſchen Chronologie der Urzeit nothwendig auf das Geſchlechtsregiſter Gen. Kap. 11 ſtützen und mit deſſen Zahlangaben operiren. Es iſt nun ein Zweifaches denkbar. Dieſe Zahlangaben ſind entweder die nämlichen, wie ſie der inſpirirte Schriftſteller einſtens niederſchrieb, oder ſie haben im Lauf der Jahrhunderte durch die vielen tauſend und tauſend Abſchreiberhände eine Veränderung, eine Entſtellung erfahren — mit andern Worten: dieſe Zahlangaben ſind entweder richtig oder ſie ſind es nicht. Richtig ſind ſie, falls ſie wirklich ſo, wie wir ſelbe heute im hebräiſchen oder im Vulgata-Texte leſen, vom inſpirirten Schriftſteller abgefaßt wurden; haben ſie aber durch die Abſchreiber eine Veränderung erlitten, ſo ſind ſie unrichtig. Daß auch die heilige Schrift dem Schickſale jedes anderen Buches anheimfällt, das durch Abſchreiben vervielfältigt werden muß, daß ſich Schreibfehler und andere Unrichtigkeiten einſchleichen können und wegen der Gebrechlichkeit der Menſchen auch einſchleichen werden, das hat für einen Katholiken keine Schwierigkeit. Der inſpirirte Schriftſteller allerdings erfreut ſich eines ſolchen Beiſtandes von Seiten Gottes, daß er nichts Unrichtiges, nichts Falſches berichten wird — aber der Abſchreiber, derjenige, welcher Sorge trägt, daß das heilige Buch vervielfältigt und verbreitet werde, hat keinen außergewöhnlichen Gnadenbeiſtand, der ihn verhinderte, beim Abſchreiben entweder falſch zu ſehen oder zu hören, ähnliche Buchſtaben untereinander zu verwechſeln, hie und da etwas auszulaſſen, und was dergleichen allbekannte Fehler der Copiſten ſind. Aber wird bei dieſer Annahme nicht die Subſtanz des Buches ſelbſt, die Wahrheit und Untrüglichkeit der Lehre, in Frage geſtellt? Durchaus nicht. Dafür bürgt zunächſt das Walten der Vorſehung. Wenn nämlich Gott den Menſchen ein Buch als ſein Buch übergibt und deſſen Verbreitung und Aufbewahrung

Digitized by Google

verlangt, so ist es freilich denkbar und mit dem Plane seiner Vorsehung vereinbar, daß er die eine oder andere Zahl, den einen oder anderen Namen durch die Schuld der Abschreiber corrumpiren läßt — daß aber eine falsche und verderbliche Lehre auf diesem Wege ganz allgemein in alle Exemplare eindringe, daß so das Wesen des Buches geändert, es selbst ein Born des Giftes und Verderbens werde, das streitet diametral mit dem Plane seiner Vorsehung, mit der Absicht, in der er das Buch den Menschen übergab und daher *wird* und *muß* seine Vorsehung Mittel und Wege finden, dieses zu verhüten.

Noch einfacher und klarer stellt sich die Sache dar, wenn wir erwägen, daß die heilige Schrift *der Hut der Kirche* übergeben ist, daß das Ansehen des unfehlbaren Lehramtes der Kirche uns für die *doctrinäre* Unverfälschtheit der heiligen Schrift Zeugniß ablegt — aber auch nur für diese.

Wie wir oben zwischen dem inspirirten Schriftsteller und den Abschreibern unterschieden, so ist auch das Verhältniß des Urtextes und der Übersetzungen auseinander zu halten. Der Übersetzer ist als solcher nicht inspirirt, hat als solcher auch keinen besonderen Beistand Gottes; er kann daher ungenau, unrichtig übersetzen. Der Kirche steht es wiederum zu, die Übersetzung zu beurtheilen. Unsere Vulgata wurde vom Concil von Trient als „authentisch" erklärt. Was besagt diese Erklärung? Nichts anderes, als was die Väter des Concils und die vorsitzenden Legaten wiederholt als ihre Meinung und Absicht bei Abgabe dieser Erklärung aussprachen: sie ist authentisch, weil sie durch keinen Irrthum in Sachen des Glaubens oder der Sitten entstellt ist.

Aus diesen Bemerkungen und Grundsätzen erhellt zugleich, welch' große Freiheit die katholische Wissenschaft der Bibel gegenüber hat. Der orthodoxe Protestantismus muß sich an das Wort der Bibel anklammern. Darf er aber eine auch nur unwesentliche Corruption zugeben? Gibt er diese zu, wer verbürgt ihm, daß keine wesentlichen, Glauben und Sitten betreffende Sätze mit untergelaufen? Etwa der ausgesprochene Wille der Vorsehung? Aber wo kann der Protestantismus diesen ausgesprochen finden? In der Bibel nicht. Also außerhalb derselben? Aber wie und durch wen schließlich und in befriedigender Weise?

Aus diesem prinzipiell verschiedenen Verhältniß zur Bibel erklärt es sich auch in unserem Falle, warum der orthodoxe Protestantismus so gern und vorschnell von einem „unversöhnlichem Widerspruch gegen das klare Schriftwort" spricht, nicht bedenkend das Meer von Schwierig-

Digitized by Google

keit, in das er sich dadurch stürzt, während eine Anzahl von katholischen Gelehrten erklären konnte: es gibt gar keine Chronologie in der Bibel.

Schreiten wir nach diesen Vorbemerkungen zur Beantwortung unserer Frage: wie stellt sich die heilige Schrift zur Chronologie? Wie oben bemerkt, ist ein Zweifaches denkbar. Die überlieferten Zahlen in dem angeregten Geschlechtsverzeichniß sind entweder richtig oder nicht. Untersuchen wir die Frage in beiden Annahmen.

Es verdient von vorneherein unsere ernste Beachtung, daß gerade die älteste Übersetzung und die älteste Umschrift des Pentateuchs in diesen Zahlangaben bedeutend vom heutigen hebräischen Texte und der Vulgata abweichen. Der griechische Text der sogen. Siebzig bietet für die Periode von Noe bis Abrahams Geburt 1172 Jahre; der samaritanische 942 Jahre, während der hebräische Text und mit ihm die Vulgata nur 292 Jahre zählen. Es liegt von selbst auf der Hand, daß nicht alle drei Angaben richtig sein können. Zwei sind nothwendig falsch. Könnten nicht alle drei verderbt und entstellt sein? Oder mit welchen Mitteln will man es feststellen, welche Zahlen ursprünglich im heiligen Texte standen, welche Angaben vom inspirirten Schriftsteller selbst herrührten? Allerdings haben sich protestantische und katholische Bibelkritiker alter und neuer Zeit viel Mühe kosten lassen, die heutige Lesart des Hebräischen als die anfängliche und ursprüngliche zu erweisen; allein es ist unmöglich, die kritischen Bedenken zu beseitigen, die dieser Ansicht eben aus den ältesten Versionen erwachsen. Die Kritik muß hier eingestehen, sie habe eine für sie unheilbare Wunde des Textes vor sich. Ebenso wenig läßt sich auf dem Wege der Auctorität eine Remedur finden. Denn man entgegne mir nicht, die Vulgata sei der kirchlich recipirte Schrifttext, also hätten ihre Angabe kirchliche Sanktion. Denn zuerst bezieht sich die kirchliche Bestätigung und Authentisirung der Vulgata nur darauf, daß in dieser Übersetzung der heiligen Schrift keine Glauben oder Sitten gefährdende Irrthümer enthalten seien; ferner ist es jedem Leser der Vulgata zur Genüge bekannt, daß im Vulgatatexte mehrere sich widersprechende Zahlangaben stehen, daß somit selbstverständlich die kirchliche Gutheißung sich nicht auf diese bezieht, und drittens verdient hier Folgendes in Erinnerung gebracht zu werden. Bis zu den Zeiten des hl. Hieronymus, ja noch weiter herab bis zum 6. Jahrhundert war die griechische Übersetzung der sogen. Siebzig und die aus ihr geflossene altlateinische, die Itala, der einzig kirchlich recipirte Text. Somit

las man in der gesammten griechischen und lateinischen Kirche bis zum 6. Jahrhunderte die Zahlen des griechischen Textes, der um nahezu 1000 Jahre abweicht. Die lateinische Kirche hat diese dem griechischen Texte practisch und factisch ertheilte Approbation niemals widerrufen, und in der griechisch-unirten Kirche ist er heute noch der einzige kirchlich angenommene Text. Außerdem entstammen die Ziffern unseres römischen Martyrologiums dem griechischen Texte, die lateinische Kirche liest also in ihren Dokumenten beide Zahlen und verbürgt somit weder die Richtigkeit der einen noch der anderen.

Diese eine Erwägung ist schon im Stande, uns alle die Einwürfe, die man aus der Chronologie der Urzeit gegen das Ansehen der heiligen Bücher erhebt, in ihrer Unhaltbarkeit darzustellen. Es hat der göttlichen Vorsehung nicht gefallen, den Text der inspirirten Schriftsteller bis zum letzten Jota herab gerade so, wie sie ihn niedergeschrieben, auf uns gelangen zu lassen. Zeuge dessen sind die Tausende von Varianten, die sich in Bezug auf den heiligen Text in den handschriftlichen Quellen finden. Speziell bei dieser Genealogie aber, auf der allein jedes chronologische System der Bibel beruhen muß, sind die Zahlen uns zweifelhaft überliefert; die kritischen Quellen weisen einen Unterschied von beinahe 1000 Jahren auf; was hindert nun bei dieser Sachlage, mit Fug und Recht zu sagen: wenn also die profane Geschichtsforschung ein paar tausend Jahre für diese Periode beanspruchen zu müssen glaubt, gut, so thue sie es, falls sie stichhaltige Beweise dafür hat; dem Ansehen der heiligen Schrift tritt dieses Beginnen keineswegs nahe; die heilige Schrift bietet für diesen Zeitraum keine Chronologie; die Berechnungen, die man aus ihr ableiten will, stützen sich auf in sich unverbürgte, problematische Zahlen. Es ist ja doch von selbst einleuchtend und muß für zahlreiche andere Fälle zugegeben werden, daß der Katholik an dem inspirirten Charakter der heiligen Schrift festhalten und dennoch behaupten kann: diese oder jene Stelle hat ein Textesverderbniß erfahren, diese oder jene Zahl ist durch die Unbild der Zeit, durch Gebrechlichkeit oder Schuld der Abschreiber verderbt worden. Was nützt es, in solchen Fällen sich engherzig an den überlieferten Buchstaben anzuklammern und dafür sich in unlösliche Schwierigkeiten zu verwickeln?

Es gab und gibt Katholiken, welche zwar in dieser chronologischen Frage die Zahlen des hebräischen Textes und der Vulgata preisgeben und geradezu als unrichtig und verderbt bezeichnen, sich aber dann um so hartnäckiger an die Zahlen der Siebzig oder des samaritanischen

Digitized by

Textes halten und alle Thatsachen und historischen Anhaltspunkte nach diesen Zahlen zurechtschneiden[1]. Das will uns denn doch ein gewagtes Unternehmen scheinen! Denn gebe ich einmal zu, daß die Zahlen des hebräischen Textes nicht die ursprünglichen seien, was nöthigt oder berechtigt mich zur Behauptung: also sind die Angaben des griechischen Übersetzungstextes die vollgiltigen? Ebenso gut, wie der eine Text eine Corruption erfahren, konnte es auch der andere.

Es ist und bleibt soweit das Gerathenste, einfach zuzugestehen, daß von Seiten der hl. Schrift der chronologischen Forschung und Anforderung keinerlei Fesseln angelegt, ihr keinerlei bestimmte Zeitschranken gesetzt werden.

Um Letzteres in noch klarerer Weise darzulegen, gehen wir jetzt auf den zweiten der oben als möglich und denkbar bezeichneten Fälle über. Nehmen wir nämlich an, die Zahlen des hebräischen Textes seien wirklich die authentischen, die vom inspirirten Schriftsteller herrührenden! Ist damit ein festes chronologisches System gegeben? Wir antworten auch in diesem Falle mit einem entschiedenen Nein. Dieses Nein müssen wir begründen.

Die Begründung bauen wir auf folgende Sätze: erstens der Charakter der alttestamentlichen Genealogieen überhaupt macht jede chronologische Berechnung unmöglich, da häufig Mittelglieder fehlen; zweitens in der Genealogie des hebräischen Textes speziell für unsere in Frage stehende Periode fehlt nachweislich ein Glied, mithin ist von vornherein Grund vorhanden, anzunehmen, daß auch diese Genealogie trotz der bestimmt ausgeprägten Form, in die sie gegossen erscheint, das den Genealogieen gemeinschaftliche Merkmal, nämlich das Lückenhafte, an sich trage. Hiedurch aber wird sie für chronologische Bestimmungen in sich unbrauchbar.

Erstens also berufen wir uns im Allgemeinen auf den Charakter der alttestamentlichen Genealogieen. Wir haben glücklicher Weise eine große Anzahl von Stammbäumen oder Genealogieen in den Büchern des alten Testamentes angegeben; mehrere Geschlechtsregister liegen selbst in doppelter Fassung vor; ein aufmerksames Studium und Vergleichen der-

[1] Diese Richtung findet besonders eifrige Anhänger in England. Auch Cardinal Wiseman huldigt ihr (Zusammenhang S. 368; vgl. 377). Man vgl. u. a. Palmer, Egyptian Chronicles, und in der Zeitschrift The Month Sept. 1865 — June 1866 die Aufsätze Egypt in the British Museum. Auch Windischmann neigte ihr zu.

Digitized by Google

ſelben wird uns mit Leichtigkeit das ihnen zu Grunde liegende Princip erkennen laſſen. Und was iſt das für ein Princip? Es iſt durchaus nicht der Grundſatz einer ängſtlich genauen Aneinanderreihung, vielmehr lieben es die Genealogieen, mit Übergehung von natürlichen Mittelgliedern, entferntere Stammesglieder, z. B. Großvater und Urenkel in die unmittelbarſte engſte Verbindung der Vater- und Sohnſchaft zu bringen, d. h. in den Geſchlechtsregiſtern ſtehen ſich häufig Großvater, Enkel oder Urenkel als Vater und Sohn durch genuit vermittelt gegenüber. Sehen wir, um die freie und ungezwungene Bewegung der Genealogieen kennen zu lernen, einige Beiſpiele. I. Paral. 26 werden aus Davids Zeiten die verſchiedenen Hof- und Tempelbeamten aufgeführt. Jedem wird ſeine Abſtammung beigeſchrieben. Im 24. Verſe erſcheint als Schatzmeiſter Subael. Wie wird ſein Geſchlechtsregiſter gebildet? Hören wir, es heißt ganz einfach: Subael autem filius Gersom, filii Moysi. Subael, der Schatzmeiſter zur Zeit Davids, iſt als Sohn des Gerſom, des Sohnes von Moſes aufgezeichnet. Gerſom war ein wirklicher, leiblicher Sohn des Moſes (Ex. 2, 22; 18, 3). Aber war Subael, der mit David lebte, auch ein wirklicher Sohn Gerſoms? Und doch ſtehen beide Bezeichnungen in der gleichen Weiſe nebeneinander. Wie viele Mittelglieder mögen da überſprungen ſein? Zwiſchen Moſes und David liegt ja doch ein mehrhundertjähriger Zeitraum und dieſer ganze Zeitraum iſt durch eine Generation, durch einen Namen bezeichnet. Ein ähnliches Beiſpiel liefert uns das Geſchlechtsregiſter des Esdras (Esdr. Kap. 7). Eine einfache Vergleichung mit I. Paral. 6, 7—14 belehrt uns, daß zwiſchen Azarias, der im Geſchlechtsregiſter des Esdras als Sohn des Marajoth aufgeführt wird, nicht weniger als fünf Glieder fehlen (es ſind nämlich ausgelaſſen Johanan, Azarias, Achimaas, Achitob, Amarias). Im Geſchlechtsregiſter des Esdras folgen ſich alſo in einem Falle die im 6. Grade der linea ascendentium verwandten ganz friedlich als Vater und Sohn nebeneinander. Ich frage: welchen Mißgriffen müßte ſich der ausſetzen, der auf ſolche Genealogieen hin ein chronologiſches Syſtem bauen wollte? An mehreren Stellen der hl. Schrift wird uns das Geſchlechtsregiſter von Moſes und Aaron vorgeführt. Durchgehends iſt es ſo angelegt, daß zwiſchen Levi, der mit Jakob die Einwanderung in Ägypten vollzog, und Moſes nur zwei Mittelglieder Caath und Amram auftreten. Levi erſcheint demnach als Urgroßvater des Moſes. Ich frage, ob hier nicht wiederum einige Mittelglieder fehlen? Zum Erweiſe dafür will ich mich freilich nicht

Digitized by Google

auf die Dauer des ägyptischen Aufenthaltes beziehen. Sie wird zwar im alten Testamente deutlich und wiederholt auf 430 Jahre angesetzt; allein man könnte mir da Gal. 3, 17 entgegenhalten, eine Stelle, in der der hl. Paulus diese Zeit geradezu auf die Hälfte zu reduciren scheint und für 215 Jahre könnte allenfalls die angegebene Geschlechtsfolge genügen. Das Fehlen der Mittelglieder kann aber bis zur Evidenz aus einem anderen Umstand nachgewiesen werden. Es werden dem Levi beständig nur 3 Söhne zugetheilt; da ist es nun doch absolut unmöglich, daß Levi der Urgroßvater von 22,300 Urenkeln männlichen Geschlechtes sei — ebenso unmöglich ist es, daß Caath, der nur als Vater von 4 Söhnen erscheint, Großvater von 8600 Enkeln sei, oder Gersom mit seinen 2 Söhnen Großvater von 7200, oder Merari mit seinen 2 Söhnen Großvater von 6200 Enkeln sei. So zahlreich sind aber nach Num. Kp. 3 u. Kp. 26 die Leviten männlichen Geschlechtes in ihren Abtheilungen. Müssen daher nicht nach den 3 Söhnen und 8 Enkeln Levi's noch zahlreiche Mittelglieder angenommen werden, ehe diese Familie auch beim reichsten Kindersegen und der Vielweiberei auf 22,300 männliche Nachkommen anwachsen kann? Aber all' diese Mittelglieder sind in der Genealogie übergangen; die Genealogie verknüpft die weit auseinander liegenden Glieder auf's engste, überspringt die vermittelnden. Außer dieser numerischen Angabe, die deutlich das Fehlen der Mittelglieder verbürgt, bietet Num. Kp. 3 noch weitere Anhaltspunkte, die zu demselben Resultate führen. Den Häuptern der einzelnen Abtheilungen werden nämlich Väter beigelegt, welche, wenn die oben angeregte Geschlechtsfolge eine vollständige wäre, ausgeschlossen blieben.

Mit Leichtigkeit könnten diese Beispiele der lückenhaften Genealogie vermehrt werden. Statt dessen ziehe ich es vor, durch Vorführung eines Ereignisses die Aufmerksamkeit auf das Princip zu lenken, das dieser Aufstellung der Geschlechtsregister wohl häufig genug dürfte zu Grunde gelegen haben.

Im 7. Kapitel des Buches Josue erscheint die ganze Masse des Volkes eingetheilt in tribus, cognationes, domos, viros. Wann ein solches Schema der Eintheilung zuerst angewandt worden sei, davon mangelt freilich jede Spur. An unserer Stelle wird es als längst vorhanden und bekannt vorausgesetzt. Ebenso bereits Num. 1, 2. Erwägen wir nur einerseits den stabilen Charakter der Semiten, andererseits ihre Hochachtung und Werthschätzung der genealogischen Register und der Reinheit der Abstammung, so erscheint die Annahme nicht zu

Digitized by Google

kühn, daß eine ähnliche Eintheilung aus sehr alter Zeit herrühre. Es handelt sich nun bei dem zu erwägenden Vorfalle darum, durch's Loos ausfindig zu machen, wer einen Diebstahl von der Beute begangen habe. Zuerst loosen die einzelnen Tribus. Das Loos fällt auf den Stamm Juda. Dann loosen die einzelnen cognationes dieses Tribus. Das Loos bezeichnet die cognatio *Zari*. Diese cognatio wird alsdann dem prüfenden, durch Jehovah's Willen gelenkten Looſe unterworfen und das Loos trifft das Haus Zabdi. Jetzt wird per viros geloost und endlich Achan, Sohn des Charmi, als der Schuldige angetroffen. Er war es auch in der That. Jetzt aber beachte man, wie die hl. Schrift das Stammregister dieses Achan anführt. Es heißt ohne Weiteres: Achan filius Charmi, filii Zabdi filii Zare de tribu Juda. Die Eponymoi also der größeren und kleineren Verwandtschaftskreiſe, diejenigen, nach deren Namen die einzelnen unter sich näher verwandten Stammesfamilien sich gemeinsam bezeichneten, figuriren einfachhin als Groß- und Urgroßväter derer, für die das Stammesregiſter, die Genealogie ausgefertigt wird. Filius heißt also hier nichts anderes, als: er ist aus der Verwandtschaft (cognatio), oder dem Hauſe (domus), das seinen Namen von Zabdi oder Zare trägt. Der eigentliche Grad der Verwandtschaft ist dadurch in eben so unbestimmte und unbestimmbare Fernen gerückt, als aus solchen Angaben unmöglich irgend ein Maß für die zeitliche Entfernung der Genannten erhoben werden kann. Letzteres springt um so mehr in die Augen, als wir aus Num. 26, 29 lernen, daß als Eponymoi, als Namengeber für die cognationes nicht bloß Jakobs Enkel und Urenkel, sondern auch die Söhne und Enkel der Urenkel verwendet wurden. Welche Bedeutungsweite sich hienach für filius ergibt, leuchtet von selbst ein. Die oben mitgetheilte Genealogie des Achan erscheint später Jos. 22, 20 in noch stärkerer Verkürzung. Achan ist geradezu als filius Zare angegeben, also aus der ohnehin schon lückenhaften ersteren Genealogie sind nochmals zwei Glieder ausgefallen. Doch genug der Beispiele! Machen wir jetzt die Schlußfolgerung! Muß nicht diese Betrachtung allein schon, die nicht etwa eine Vermuthung in sich schließt, sondern aus dem in der hl. Schrift Vorliegenden entnommen ist, uns gegen alle Chronologieen, die auf Geschlechtsregiſter fußen, mißtrauisch machen? Die Basis einer solchen Berechnung ist höchst schwankend und unbestimmt; du lieſest im Verzeichniß Vater und Sohn, du richteſt deine Berechnung darnach ein, und vielleicht ist das Verhältniß in Wirklichkeit ein ganz anderes!

Vielleicht laufen hier Sprünge mitunter vom Urgroßvater auf den Urenkel! Oder wer weiß, welche Lücken und wie oft sie sich finden? Woher soll ich orientirende Anhaltspunkte nehmen, falls die Genealogie nur einmal vorliegt und alle Mittel zu einer Controle gebrechen? Ist da nicht jeder Schritt, jeder Schluß ein Wagniß, das nur jener noch über sich nehmen mag, der keine Ahnung hat von dem Charakteristischen der alttestamentlichen Genealogieen?

Soviel im Allgemeinen. Doch um diese Auffassungsweise auch unserer in Rede stehenden Genealogie, Gen. Kp. 11, zu vindiciren, müssen wir noch einen und den andern Schritt weiter gehen. Zunächst müssen wir zeigen, daß in derselben weiten und unbestimmten Weise auch das historisch referirende *genuit* der Stammtafeln gebraucht wird. Das bietet nun gar keine Schwierigkeit und ist auch anderweitig allgemein zugestanden. Schegg schreibt zu Matth. Kap. 1: „zeugte ist die einmal recipirte Formel der Geschlechtstafel ohne Rücksicht darauf, ob die Zeugung eine unmittelbare oder mittelbare ist." Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet eben die Genealogie Christi bei Matthäus. Neben David genuit Salomonem, Salomon genuit Roboam, wo von realer unmittelbarer Erzeugung die Rede ist, steht unvermittelt und ohne die leiseste Andeutung des geänderten Verhältnisses Joram genuit Oziam, und doch fehlen drei Mittelglieder, Ozias ist der Urenkel des Joram. Schon der hl. Hilarius macht dazu die Bemerkung: Joras Oziam *genuisse* scribitur, cum *quartus* ab eo sit [1].

Anstatt mehrere dieser Fälle zu registriren, wollen wir lieber für einen Augenblick unser Augenmerk auf einen Punkt richten, der im Stande ist, uns diese Erscheinung als Folge einer allgemeinen und tief gehenden Anschauung, als die spezielle Anwendung eines umfassenden und tiefer liegenden Princips zu zeigen. Diese Hinweisung mag dann zugleich das Vorausgeschickte erklären und begründen, und selbes nur als einen Ring in einer ganzen Kette darstellen und eben dadurch dessen Realität um so mehr sichern.

Wir müssen bei Erklärung eines Schriftwerkes aus ferner, fremder Zeit, aus fernem, fremdem Volke vor Allem in die Anschauungen und den Ideenkreis dieser Zeit und dieses Volkes eindringen und aus ihnen heraus die Interpretation dieser Schriftwerke vornehmen — ihre, nicht

[1] Es heißt Joram habe den Ozias gezeugt, obgleich dieser doch der vierte von jenem an ist.

Digitized by Google

unsere Anschauungen müssen das Correctiv und Regulativ bilden. Das ist die erste, klare und von selbst sich ergebende Regel jeder Erklärung. In unserer Anschauung hat der Begriff des Zeugens einen engen Kreis, er beschränkt sich auf das Unmittelbare. Anders bei dem beweglichen, poetischen und plastischen Sinne der Orientalen. Die feurige und lebhafte Phantasie bringt Gegenwart und fernste Zukunft, Ankündigung und Erfüllung, Hoffnung und vollendetes Schauen des Gehofften in unmittelbarste Nähe und Berührung. Die Sprache aber ist der Spiegel und Reflex dieser Auffassung. Erst viele Jahrhunderte nach Abraham sollen aus seinen Nachkommen Könige erstehen; doch die Verheißung lautet: reges *ex te* egredientur, reges *ex te* erunt, eris *pater* multarum gentium, reges *de lumbis tuis* egredientur; gentes et populi *ex te* erunt; und von Isaak heißt es: reges populorum *orientur ex eo* (Gen. 17, 4. 6. 16; 35, 11 u. s. w.[1]). Und welcher Wunsch wird der jugendlichen Rebekka, Isaaks Braut, beim Abschied vom heimathlichen Herde als Festgesang und Brautlied dargebracht? Ein unserer Anschauung so fern liegender: crescas in mille millia![2] Derselbe Grundton klingt durch in Ausdrücken, wie faciam te in gentem magnam; crescere te faciat atque multiplicet, ut sis in turbas populorum, dilataberis ad occidentem et orientem et septentrionem et meridiem (Gen. 12, 2; 28, 3. 14[3]); dieselbe Anschauung schimmert durch, wenn an Jakob, der zaudert nach Ägypten hinabzusteigen, die Verheißung wird: ego adducam *te* revertentem[4], ein Wort, das sich erst nach 400 Jahren erfüllen sollte an seinem Volke. Diese Betrachtungsweise findet sich, wenn von 70 Seelen die Rede ist, quae egressae sunt de femore Jacob (Ex. 1, 5)[5], wenn in dem Verzeichnisse Gen. Kp. 46 auch diejenigen Enkel Jakobs, die erst in Ägypten geboren wurden, als in ihren Vätern nach Ägypten gekommen bezeichnet werden; dasselbe tritt uns entgegen in der Beweisführung des hl. Paulus für den Vorzug des Priesters nach der Ordnung Melchisedechs

---

[1] Könige sollen aus dir hervorgehen — du sollst sein ein Vater vieler Völker — Völker und Völker Mengen sollen werden aus dir und Könige aus deinen Lenden hervorgehen.

[2] Werde Mutter von tausendmal Tausenden.

[3] Ich will dich zu einem großen Volke machen — Gott mache dich fruchtbar und mehre dich, daß du werdest zu einer Menge von Völkern — du sollst dich ausbreiten nach Westen hin und nach Osten, nach Norden hin und nach Süden.

[4] Und ich führe von dort dich herauf, wenn du zurückkehrst, Gen. 46, 4.

[5] 70 Seelen, die entstammen dem Schooße Jakobs.

Digitized by

vor dem aaronitiſchen. Oder iſt es nicht die gleiche Anſchauung und Auffaſſung, wenn zum Erweiſe dieſes Vorzuges geltend gemacht wird, daß Levi, cum adhuc esset in lumbis Abraham[1], dem Melchiſedech den Zehnten entrichtet habe und von ihm geſegnet worden ſei? — eine Darſtellung, die von unſerer Betrachtungsweiſe ſicherlich fernab liegt. In dieſen weiten Rahmen iſt auch das bei den Geſchlechtsregiſtern ſtereotype *genuit* einzufügen, in dieſem weitumfaſſenden Zuſammenhange erklärt ſich der freie, uns unbekannte Gebrauch von Sohn, Tochter, Bruder in der farbloſen Allgemeinheit der Bedeutung Nachkommen, Verwandten. Einzelne Ausdrücke haben ſich zwar durch den bibliſchen Gebrauch in unſere Sprache eingebürgert; wir ſprechen von Söhnen Abrahams, Söhnen Iſraels, Brüdern Jeſu in ganz anderer, als der wörtlichen Bedeutung — aber die allgemeine Grundanſchauung iſt trotzdem uns und unſerer Sprache fremd; kein Wunder demnach, wenn die Genealogieen uns zugleich Abbilder der Chronologie zu ſein ſcheinen.

Wir haben nun das Terrain recognoscirt, aus dem unſere Genealogie emporgewachſen iſt, wir haben die treibenden Grundanſichten kennen gelernt, den Ideenkreis geprüft und den Zuſammenhang der Anſchauungen aufgedeckt, in denen die Genealogieen ſich thatſächlich bewegen und aus denen heraus ſie erklärt und aufgaßt ſein wollen, ſollen ſie nicht gegen alle Regel der Interpretation von heimathlicher Erde abgelöst und als ein abgeriſſenes Glied ohne Rückſicht auf den ganzen Organismus, nach unſerem modernen und nicht nach antik ſemitiſchen Verſtändniſſe ausgelegt werden. Was ergibt ſich aber aus dieſem Zuſammenhange und dieſem durchgreifenden Cyklus von Anſchauungen, in denen antikes Leben und antike Ideen kreiſen? Sicher die Möglichkeit, daß auch unſere Genealogie von der Sündfluth bis Abraham mit dieſer Freiheit und mit dieſer Zuſammenfaſſung entfernter Namensglieder angelegt ſei. Mit dieſer Möglichkeit ſchwindet aber jede feſte und berechtigte Baſis zu einem chronologiſchen Syſtem der Bibel.

Wir ſehen an der ſtiliſtiſchen Verſchiedenheit der einzelnen heiligen Bücher, daß der inſpirirende göttliche Geiſt nicht die Individualität der Schriftſteller durch ſeine Inſpiration zurückdrängte oder verwiſchte — gehört es ja doch zum ſanften Wirken dieſes Geiſtes, an das Vorhandene und in der Natur bereits Beſtehende anzuknüpfen. Der göttliche Geiſt konnte aus den ſemitiſchen Auffaſſungen der Genealogieen heraus, d. h.

[1] Er war noch in den Lenden des Vaters.

Digitized by Google

ohne engen und unmittelbaren Gliederanschluß, unsere fragliche Genealogie ebenso gut aufbauen, wie es ihm thatsächlich gefallen hat, viele andere nach dem weiteren Schema anzulegen. Fassen wir so die Genealogieen nach der im Oriente und bei den Arabern heute noch geltenden Weise, nach der Freiheit, Mitglieder zu überspringen, kurz nach dem Geiste und nicht nach dem todten Buchstaben, so brauchen wir nicht mit manchen orthodoxen Protestanten von einem unversöhnlichen Gegensatz, von einem unversöhnlichen Widerspruch zu reden, in dem die gesammte neuere Geschichtsforschung zum „klaren Schriftworte" steht. Wir brauchen nicht mit eben diesen steif und fest zu behaupten, daß „nach den chronologischen Daten des alten Testaments die Welt 4157 v. Chr. geschaffen wurde" und uns damit in eine unmögliche Stellung hineinzuzwängen und das Ansehen der heiligen Bücher auf's schwerste und unheilvollste zu schädigen.

Doch ein bedeutender Einwand bleibt uns noch zu erörtern und zu lösen übrig. Man kann nämlich den oben entwickelten Charakter der Genealogieen zugeben, aber seine Anwendung auf die uns vorliegende, Gen. Kap. 11, läugnen. Und in der That ist zuzugestehen, daß dieser Einwurf nicht ohne Gewicht sei. Denn in dem Wortlaute dieser Genealogie scheint der Termin der jedesmaligen Zeugung so genau fixirt, Vater und Sohn selbst so energisch hervorgehoben zu sein in ihrer Eigenschaft als Erzeuger und Erzeugter, daß an ein Fehlen von Mittelgliedern nicht zu denken sei. Heißt es ja doch z. B. Arphaxad vixit 35 annis et genuit Sale, vixitque postquam genuit Sale[1] u. s. w., also die unmittelbare Erzeugung scheint durch die Angabe der Zeit unverrückbar gesichert und diese Genealogie eine Kette zu sein, aus der mit Nothwendigkeit jedes Glied aufgeführt ist. Können und dürfen wir hier den so fest gefügten und geschlossenen Zusammenhang durchbrechen? Ist es möglich, in dieser eng verknüpften Aneinanderreihung eine Lücke anzunehmen?

Ja, wir dürfen nicht bloß, wir müssen einmal wenigstens diese scheinbar undurchdringliche Verbindung durchbrechen, wir müssen in einem Falle wenigstens eine Lücke annehmen.

Die Sache liegt so. Der hl. Evangelist Lukas gibt Kap. 3 das gleiche Geschlechtsregister. In demselben sagt er: Sale, qui fuit Cainan,

[1] Arpharad lebte 35 Jahre und zeugte Sale und er lebte nachdem er Sale gezeugt u. s. w.

Digitized by Google

qui fuit Arphaxad[1]; er bezeichnet somit Sale ausdrücklich als Sohn des Cainan, er stellt zwischen Arpharad und Sale, die der hebräische Text und unsere Vulgata so eng und scheinbar unzertrennlich mit einander verbinden, Cainan in die Mitte, und gibt uns somit einen klaren Fingerzeig, wie wir den Ausdruck **Arphaxad vixit 35 annis et genuit Sale** nicht verstehen dürfen. Im Texte des hl. Lukas existirt für diese Stelle und den Namen Cainan keine Variante; diese Lesart ist so allgemein und kritisch so sicher und unanfechtbar, als sich nur wünschen läßt. Nach den sonst geltenden Normen müssen wir also sagen, daß wir hier den authentischen Text des inspirirten Schriftstellers haben. Wenn aber das, dann ist es eine unabweisliche Folgerung, daß dieser Text die Wahrheit besage, daß somit Cainan wirklich zwischen Arpharad und Sale hineingehöre und der hebräische Text und die Vulgata die Genealogie nur lückenhaft geben. Ich weiß freilich, daß eine reiche Literatur existirt, welche diese aus Lukas zu Gunsten des Cainan gezogene Folgerung bestreitet. Allein die vorgebrachten Gründe verfangen nicht. Gäbe Lukas diese Genealogie als ein Citat aus dem griechischen Texte, dann könnte man die Ausflucht gelten lassen, er halte sich eben an die Übersetzung der Siebzig, unbekümmert um deren objective Richtigkeit oder Unrichtigkeit; aber es tritt im Texte des Evangelisten keine Spur einer bloßen Entlehnung zu Tage, er referirt selbstständig, er stellt es unabhängig von aller schriftlichen Vorlage als Thatsache hin, daß zwischen Arpharad und Sale Cainan gelebt habe und daß diesem Cainan in der Übermittlung und Fortpflanzung des Geschlechtes ein Antheil gebühre. Wird also mit dem Begriff der Inspiration Ernst gemacht, so muß auch diese Angabe wahr und richtig sein. Andere wollen Cainan als Einschaltung erklären. Diese Ausrede kann nur als eine im höchsten Grade willkürliche bezeichnet werden. Wo die vorhandenen handschriftlichen Quellen nicht die leiseste Andeutung bieten, da von Textescorruption sprechen, das heißt jede Textessicherheit von Grund aus zerstören und den reinsten Subjectivismus als kritische Norm legalisiren.

Es ist also ausgemacht, daß ein Glied wenigstens in dieser Genealogie fehlt. Wer dieses läugnet, muß behaupten, daß die Darstellung des hl. Lukas nicht den Charakter und das Siegel der Wahrheit an sich trage. Daß Glieder ausfallen konnten und thatsächlich übergangen

[1] Sale, Sohn des Cainan des Sohnes des Arpharad.

wurden, haben wir oben bewiesen; das erklärt sich einmal aus dem fixirten Gebrauch. Wie, sollen nun auch Personen, die nie existirt hätten, die außerhalb alles genealogischen Zusammenhanges gestanden, als wirkliche und lebendige Glieder diesen Registern eingefügt worden sein? Gewiß nicht. Also gehört Cainan in der That in die Geschlechtsreihe hinein, oder es ist um die Wahrhaftigkeit eines inspirirten Schriftstellers geschehen.

Wir haben also in der besprochenen Genealogie eine offenkundige Lücke? Wer verbürgt uns nun, daß nur diese eine vorhanden sei? Wenn es heißen kann: Arphaxad vixit 35 annis et genuit Sale und ich doch auf das Ansehen des hl. Lukas hin erklären muß: „er lebte 35 Jahre und erzeugte einen Sohn, von dem später Sale abstammte," wenn also auch in dieser Genealogie das genuit in dem Sinne wie in den anderen Genealogieen als mediate oder immediate, als proxime oder remote genuit gefaßt werden muß trotz der bestimmten Zeitangabe; was ist dann berechtigter, als der Zweifel, ob nicht ähnliche Lücken auch noch in andern Gliedern anzunehmen seien, was begründeter und unbestreitbarer, als die Möglichkeit, daß auch anderwärts noch Mittelglieder ausgefallen? Hiedurch aber löst sich das ganze genealogische Schema, anstatt eine feste Basis für die Chronologie zu bilden, in unbestimmte unfaßbare Umrisse auf, die zu nichts weniger geeignet sind als zur Abgrenzung und Absteckung eines chronologischen Systemes. Die heilige Schrift legt demnach der Erweiterung und Ausdehnung des herkömmlichen chronologischen Netzes nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg.

Wir können aus voller Überzeugung, den Kampf für das Unwirkliche und Unmögliche den orthodoxen Lutheranern überlassend, mit P. Bellynk, Fr. Lénormant und vielen Katholiken sagen: Es gibt keine Chronologie in der Bibel. Die Genealogieen der heiligen Schrift, aus denen man die Daten herleitet, sind lückenhaft. Wie viele Jahre hier fehlen, wie viele Ringe dieser Kette übergangen sind, wer will das ermessen? Es ist also der Wissenschaft gestattet, die Sündfluth um so viele Jahrhunderte hinaufzurücken, als sie mit Sicherheit beweisen kann. Man lasse ja nie außer Acht, daß die Geschichtsschreibung der heiligen Schrift wesentlich Heilsgeschichtsschreibung ist, die zum Zwecke hat, Gottes Heilsvorsehung und Heilspläne zu zeichnen. Die Realisirung dieses Heilsplanes, seine Fortleitung von Geschlecht zu Geschlecht ist an keine Zeit gebunden; sie erfordert also auch kein chronologisches

Digitized by Google

System nach unseren Begriffen. Noe hatte die Verheißung an Sem übertragen, für Sem ist Elohim zugleich Jehovah, der Gott des Heiles; wann er aber als solcher sich offenbaren will, in welcher Zeitenferne, das chronologisch auszutüpfeln, liegt der heiligen Geschichte fern. Genug, daß ein Träger dieser Verheißung auserkoren ist — genug, daß von diesem Träger, von Sem, bis herab auf Abraham die Kette der Generationen fortgeführt wird von Stammeshaupt zu Stammeshaupt, daß von Zeit zu Zeit aus der Masse der Nachkommen Sems ein Haupt auserwählt wird, in dem die alte Heilsverheißung gleichsam sich von Neuem concentrirt, um dann auf die folgenden Geschlechter vererbt zu werden. Die Patriarchen von Sem bis Abraham bilden die vermittelnden Säulen, auf denen der Bau des Heiles sich in die Zeiten hineinsenkt, sie bilden die Höhepunkte und die Warten, die Denksäulen, daß Gott seiner Verheißung treu geblieben. Wer will jetzt mit Maß und Zirkel an diese Säulen, diese Höhepunkte und Warten herantreten und bei Fuß und Zoll ihre Entfernung messen? In der Genealogie Christi bei Matthäus wurden lasterhafte Glieder ausgeschieden. Sie waren unwürdig, als Heilsträger und Heilsvermittler aufgeführt zu werden. Sollte unter Sems Nachkommen kein so entartetes Glied sich gefunden haben, daß der Geist Gottes der Aufnahme in die heilsvermittelnde Reihe es beraubte? Der Geist weht, wo er will — er erweckt sich seine Organe nicht nach Zeit und Stunde der Geburt, nicht nach dem chronologischen Maßstabe eines Systematikers; er verwirft Esau den Erstgebornen und Ruben den Erstgebornen, und wählt sich den Jüngeren. Sein Schalten ist unabhängig vom Zeugungsakte — weiß er ja dem Verstorbenen noch Samen zu erwecken, aber auch die bloß physische Abstammung und Verwandtschaft zu verwerfen. Die freie und von unmittelbarer Erzeugung unabhängige Bewegung der bedeutungsvollen, das Heil und dessen Verheißung übermittelnden Geschlechtsregister ist der sachliche Ausdruck, die genealogische Umsetzung und Ausprägung des Axioms: non est neque volentis, neque currentis, sed miserentis Dei [1]. Bei der das neue Testament eröffnenden Genealogie wurde und wird das anerkannt; warum sollte man sich scheuen, dasselbe im alten Testamente ausgesprochen und niedergelegt zu finden? Und so vereinen sich denn hinreichende Andeutungen von mehr als einer Seite, die uns

[1] Es ist nicht Sache des Wollenden, noch des Laufenden, sondern des begnadigenden Gottes. Röm. 9, 16.

Digitized by

zu dem Satze berechtigen, daß die Genealogie Gen. Kap. 11 mit Unrecht als Grundlage irgend einer chronologischen Berechnung herbeigezogen wird.

J. Knabenbauer S. J.

Das ökumenische Patriarchat.

Als wir im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift jene Angelegenheit, welche die griechisch-schismatische Kirche in jüngster Zeit am meisten beschäftigte und beständig in Athem hielt, den griechisch-bulgarischen Conflict nämlich, unsern Lesern vorführten, hatten wir uns darauf beschränkt, das Wesen und den Charakter der bulgarischen Bewegung zu schildern, ihre Genesis und ihren äußern geschichtlichen Verlauf zu verfolgen und uns strenge an den gerade in Frage stehenden objectiven Thatbestand zu halten. Die Erscheinungen aber, welche hinsichtlich der „orthodoxen" (schismatisch-orientalischen) Kirche oder des „ökumenischen Patriarchates" im Allgemeinen zu Tage traten, sind zu wichtig, als daß sie nicht eine besondere Besprechung verdienten. Das Schauspiel, welches sie bieten, ist die in einem überraschenden Lichte sich offenbarende innere Zersetzung dieser Kirche, die ihr kraft ihres Ursprungs und ihrer tausendjährigen Entwicklung anhaftende Selbstauflösung in einem neuen Stadium.

Daß mit der Losreißung der bulgarischen Kirche der völlige Zerfall des ökumenischen Patriarchates herbeigeführt werde, ist nicht etwa die leere Behauptung eines phantasiereichen Kopfes oder nur der vorlaute Wunsch einer feindseligen Gesinnung, sondern das nothwendige Ergebniß der von uns bereits dargestellten bestehenden Verhältnisse. „Das ist der Ruin der orthodoxen Kirche"[1], so lauteten die wehmüthi-

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873, V. S. 453. — Eine Anmerkung jenes Artikels (S. 449, Anm. 4) hat bei einem Brünner Correspondenten des Wiener „Vaterland" (30. December 1873) Anstoß erregt. Er hat wohl übersehen, daß wir nicht von der anerkannt begabten Nation der Czechen, sondern von den „modernen" Czechen gesprochen, wir meinen vom Bruchtheil jener, welche in religiöser Hinsicht ihre katholische Vergangenheit verläugnen und betreffs des Politischen nach Petersburg und Moskau pilgern. Daß übrigens das dort besprochene Realgymnasium in Tabor

Digitized by Google

gen Worte Gregors, des byzantinischen Patriarchen, in seinem Briefe an den Sultan, damals als er den drohenden Sturm mit der bevorstehenden Gründung des bulgarischen autonomen Exarchats heranziehen sah. Gleichwohl gab die Pforte ihre traditionelle Politik auf, ließ die Fanarioten im Stich und erkannte den Bulgaren ihre Selbstständigkeit zu. Auch der Spruch der letzten entscheidenden Instanz, des Concils der schismatisch-orientalischen Kirche, und das über die Bulgaren als Häretiker verhängte Anathem blieben ohne das gehoffte Resultat. Jeder Versuch zum Ausgleich ist gescheitert und dürfte auch für alle Zukunft der Aussicht auf Erfolg entbehren. Die Bulgaren sind alles Ernstes bestrebt, die auf dem Papier ihnen eingeräumten Rechte zur Thatsache werden zu lassen und so weit als möglich auszudehnen. So hat der Versuch des neuen Bischofs der Bulgaren zu Köprülü (Welesa) alsbald nach seiner Ankunft das längst zwischen ihnen und den Griechen streitige Stromnitza seiner Jurisdiction zu unterwerfen, nicht wenig von sich reden gemacht[1]. In Adrianopel haben sie eine bulgarische Kirche eingeweiht. Auch in Saloniki[2] suchten sie einen Bischof ihrer Nation einzusetzen. Kurz, die Kluft beider Kirchen wird bei dem Weiterbau auf der neugeschaffenen Basis sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch erweitern. Was aber vom griechischen Standpunkte aus als das Beklagenswertheste gelten muß und von katholischer Seite nicht scharf genug hervorgehoben werden kann, ist der Umstand: das ökumenische Patriarchat hat kein Recht, sich über seinen Verfall zu beklagen; das Princip, dem es seine Entstehung verdankt, hat die Spitze gegen das eigene Kind gekehrt, man erntet, was man gesäet hat.

Die Theorie, die Ordnung und Veränderung der hierarchischen

---

nicht dieser Richtung angehöret, daß es im Gegentheile, gleich der böhmischen Oberrealschule in Prag und andern böhmischen Gymnasien, sich sowohl in literarischer als in religiöser Beziehung eines guten Rufes erfreue, ist uns seitdem in verschiedenen Briefen mitgetheilt worden. Auch wird uns geschrieben, benannte Schule in Tabor sei in der That so stark von Bulgaren besucht, daß man sich veranlaßt gesehen habe, für sie eigens eine Grammatik zu verfassen, um ihnen das Studium der czechischen Sprache zu erleichtern.

[1] Ausführlich im Univers, Correspond. Pera, 24. Dec. 1873, nach dem in Saloniki erscheinenden Journal „Rumelien".

[2] Obiges war bereits gesetzt, als der Telegraph meldete, Nil, der bulgarische Bischof von Macedonien oder von Saloniki, wie von Andern wohl ungenau geschrieben wird, habe sich mit einem Theil seiner Diöcesanen für die Union mit Rom erklärt.

Digitized by Google

Sprengel, vom einfachen Bisthum angefangen bis zu den höchsten Patriarchaten hinauf, dem Forum der Kirche zu entrücken und auf Grund der civilen und politischen Bedeutung eigenmächtig zu verändern und umzugestalten, ist ein ächt byzantinisches Gewächs. Frühzeitig suchte die allgewaltige Staatsomnipotenz sich auch dieses Gebietes zu bemeistern, aber Rom, der Hort der katholischen Einheit, wachte, alle entgegengesetzten Anstrengungen mußten sich vor seiner Festigkeit beugen und konnten nur in dem Grade Boden gewinnen, als der Verband mit Rom sich lockerte. „Wenn auch," mahnte der hl. Papst Innozenz I. (um 415) den Patriarchen Alexander von Antiochien, „durch Entscheidung des Kaisers eine Provinz in zwei (mit zwei Civilmetropolen) getheilt worden ist, so sind deßhalb nicht auch zwei (kirchliche) Metropoliten zu schaffen." [1] Als bei dem Tode Kaiser Theodosius' I. Illyrien in ein östliches und westliches getheilt und ersteres dem oströmischen Reiche zugewiesen wurde, hatte diese Anordnung nur in politischer Hinsicht Geltung; und als dennoch Kaiser Theodosius II. (im J. 421) es dem Bischof von Constantinopel unterordnen wollte, sandte P. Bonifazius I. Legaten, um das Vorgehen für nichtig zu erklären. Der Kaiser mußte nachgeben und nahm sein Dekret zurück [2]. Derselbe Kaiser († 450) hatte in den letzten Jahren seiner Regierung Phönizien getheilt und als Metropole des zweiten Phöniziens Berytus (Beyrut) bestimmt. Kaum hatte jedoch der Bischof dieser Stadt, Eustachius, begonnen, von seinem angeblichen Rechte Gebrauch zu machen, so trat Photius, der Bischof von Tyrus, der alten Metropole der gesammten Provinz Phönizien, gegen ihn klagend auf, das allgemeine Concil von Chalcedon (451) entschied für ihn und der Kaiser Marcian selbst bemerkte, Kirchliches sei nicht nach den Gesetzen des Staates, sondern nach den Canones der Kirche zu bestimmen [3]. In gleichem Sinne wurde eine ähnliche Streitigkeit zwischen zwei Bischöfen Bithyniens, dem Metropoliten Eunomius von Nicomedien und dem Bischof Anastasius von Nicäa, zum Austrag gebracht [4]. Anastasius berief sich auf eine Verordnung der Kaiser Valentinian I. und Valens, durch welche der seiner bischöflichen Stadt zugestandene Titel einer Metropole bestätigt und ihr gleiche Rechte wie Nicomedien ein-

[1] Mansi, Concil. III. 1854. Jaffé Regest.
[2] Laacher Stimmen 1873, H. 6, S. 546—47.
[3] Le Quien, Oriens christianus II. 815 sq.
[4] Dr. Hefele, Conciliengeschichte II. 478 ff. 444.

Digitized by Google

geräumt werden. Aber selbst der kaiserliche Commissär gab zu, hier könne nur von den bürgerlichen Ehren beider Städte die Rede sein, eine kirchliche Metropole Nicäa neben Nicomedien sei den Kirchengesetzen entgegen.

Ungleich gefährlicher war, daß der byzantinische Klerus selbst in diesem Punkte auf Abwege gerieth. An dem Glanze theilzunehmen, den das weltgebietende Byzanz verbreitete, sei, so meinte dessen Bischof, vor Allen auch er berufen. Mit Stolz athmete er die Hofluft ein, in seinem Rang als einfacher Bischof, oder auch als Metropolit und selbst als Primas fühlte er sich gedemüthigt. Mit der Bedeutung des alten Roms gehe es doch zu Ende, seine Macht und seine Größe sei mit dem Kaisersitz nach Neu-Rom übertragen, am Bosporus würden die Geschicke der Erde entschieden, einer solchen Stellung müsse auch der Rang seiner Kirche entsprechen. In diesem Sinne wurden schon auf dem zweiten ökumenischen Concil zu Constantinopel (im J. 381) Stimmen der Griechen laut[1], und klar und unumwunden faßten sie auf dem Concil zu Chalcedon entsprechende Beschlüsse. Nachdem bereits die päpstlichen Legaten den Saal und zwei Drittel der Bischöfe die Stadt verlassen, bestimmte der byzantinische Rest derselben nach dem Wunsche des Kaisers und des Klerus von Constantinopel[2]: der Bischof dieser Stadt, als jener, welche das neue Rom und Sitz des Kaisers und des Senates sei, auch im Übrigen gleiche Vorrechte wie die alte Kaiserstadt genieße, solle in kirchlicher Hinsicht gleichfalls erhöht werden und Rang und Ehre des Primats nächst dem römischen Papste erlangen.

Wäre der Papst bloß um die Würde seines Stuhles besorgt gewesen, so hätte er schweigen können, denn die Bischöfe hatten in ihrem Schreiben an ihn, in welchem sie ihn, „den Wächter des göttlichen Weinbergs", um Bestätigung des Geschehenen bitten, den römischen Primat ausdrücklich anerkannt. Aber die ganze Voraussetzung und der Beweggrund, nach der politischen Bedeutung sei auch die kirchliche Rangordnung zu bemessen, war verkehrt. Deßhalb widersetzten sich sogleich die päpstlichen Legaten in der folgenden Sitzung. Am wenigsten aber konnte dem Scharfblick eines Leo des Großen, des damals regierenden Papstes,

[1] Der in diesem Sinne gefaßte Can. 3 wurde, wie der päpstlichen Legat im Concil von Chalcedon und P. Leo d. Gr. bemerkten, in die von Rom angenommene Canonensammlung nicht aufgenommen. Dr. Hefele a. a. O. II. 513, 544, le Quien, l. c. I. 29 sq.

[2] Le Quien, l. c. I. 29 sq., 48 sq., 64.

Digitized by Google

die Tragweite des falschen Grundsatzes entgehen. Mit der seinem starken Charakter eigenen Energie stand er für die Aufrechthaltung der alten kirchlichen Ordnung ein. Unerschrocken schrieb er an den Kaiser (22. Mai 452)[1]: „Die Stadt Constantinopel mag ihres Ruhmes und des Sitzes deiner kaiserlichen Herrschaft sich lange erfreuen. Anders aber verhält es sich mit weltlichen, anders mit kirchlichen Dingen. Kein Bau wird von Bestand sein, der nicht auf jenem Felsen ruht, den der Herr als Grundstein gelegt hat.... Anatolius mag sich rühmen, Bischof der kaiserlichen Residenzstadt zu sein, aber einen apostolischen Stuhl kann er aus ihr nicht machen." Und in der Antwort an die Väter des Concils wies er ihr Verlangen mit der Berufung auf die Canones des Concils von Nicäa und mit der Bemerkung zurück, ruchloser Ehrgeiz soll nicht begehren, was ihm nicht zukömmt. Auch konnte er[2] offen aussprechen, schon durch die kaiserlichen Gesetze sei verordnet, daß dasjenige, was der apostolische Stuhl betreffs Abgrenzung der Diözesen angeordnet, genau beobachtet werden müsse. Anatolius, der im vornherein bei der Bitte um Bestätigung dem Papste geschrieben: „Alles ist der Autorität Eurer Heiligkeit reservirt," entschuldigte sich nun: er trage keine Schuld, die Kleriker von Constantinopel und die Bischöfe seines Sprengels hätten jenen Beschluß gewollt[3].

Für den Augenblick mußte der geplante Versuch aufgegeben werden. Kaiser Zeno nahm ihn wieder auf und erließ ein Gesetz, demzufolge die Vorrechte des Stuhles von Byzanz nach dem Decrete des Concils von Chalcedon restituirt werden sollten. Schon diese Ausdrucksweise zeigt an, daß man bis dahin nicht gewagt hatte, an dem streitigen Rechte festzuhalten. Acacius, Bischof von Constantinopel, der es schlechterdings zur Geltung bringen wollte, wurde von P. Felix III. in zwei römischen Concilien (28. Juli 484 und Oct. 485) verurtheilt und als abgesetzt erklärt. Des P. Felix Nachfolger Gelasius nahm davon Anlaß, neuerdings das der Anmaßung des Acacius zu Grunde liegende Princip als ungereimt zu widerlegen und zu verwerfen.

Aber um Gründe der Vernunft und des Glaubens kümmerten sich

---

[1] Leonis I., opp. ed. Ballerini I., 1143, 1157, coll. 1149, Dr. Hefele, Concil II. 530 ff. Mansi, Concil. VI. 187, 198 coll. 229.

[2] Dr. Hefele a. a. O. II. 571.

[3] Daher nahmen denn auch die Griechen selbst den bestrittenen Canon 28 nicht in ihre Canonensammlung auf. Dr. Hefele a. a. O. II. 517, 543, Laacher Stimmen 1873, H. 6. 550.

Digitized by Google

die Griechen sehr wenig. Die Frucht ihres nie endenden ehrgeizigen Ringens war Photius und der vollständige Bruch mit Rom. Der Bischof von Alt-Rom galt nur als Papst des Abendlandes, der Bischof von Neu-Rom hingegen als Papst des Morgenlandes. Die göttliche Institution wurde verworfen, die alte kirchliche Ordnung mußte der Politik weichen. Ein auf politische Verhältnisse gegründetes Princip wurde in Lehre und Praxis Norm der orientalischen, zunächst der nationalbyzantinischen Kirche, aber eben deßwegen durfte und darf sie niemals klagen, wenn sie dem Loos aller politischen Wechselfälle verfiel und noch fortan verfällt. Im Sonnenstrahl byzantinischer Größe konnte sie einen gewissen äußern Glanz verbreiten, mit dem Sturze von Byzanz mußte auch ihr Stern erbleichen. Dieser Zeitpunkt mußte eintreten, sie mußte in Nationalkirchen zerfallen, sobald gleich mächtige Nationen und Reiche ihres Glaubens ihr zu Seite traten und die Consequenzen des ausgesprochenen Princips zu ihren Gunsten in Anspruch nahmen, oder wenn die „Orthodoxen" desselben Reiches in Nationalitäten von gleicher Stärke sich theilten. Zu letzterem kam es in unsern Tagen im osmanischen Reiche, den Reigen der ersteren eröffnete Rußland.

In fünfzigjähriger Herrschaft hatte Iwan IV. sein Reich auf eine Stufe nicht gekannter Macht gebracht; dem Cäsaropapismus, der ihm gleiche Blüthe verdankte, fehlte nur das Eine, daß die russische Kirche ein Haupt erhalte, welches dem Czar unbedingt zu Diensten stehe und sich als Werkzeug gebrauchen lasse, Klerus, Volk und Bojaren seiner despotischen Willkür zu Füßen zu legen. Der günstige Augenblick zur Erreichung des Zweckes stellte sich bald ein. Kaum hatte der Nero des Nordens die Augen geschlossen (1584), zwei Jahre nachdem er seinen Sohn und Thronerben erschlagen, so unternahm der Patriarch Joachim von Antiochia eine Reise nach Moskau, um für die griechische Kirche Gaben zu sammeln. Der Czar Feodor beschenkte ihn reichlich und verband damit die Bitte, ein russisches Patriarchat zu gründen. Sie zu erhören, stand nicht in Joachims Macht, aber er erbot sich, nach seiner Rückkehr in Stambul die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

So reiste denn Jeremias, Patriarch von Constantinopel, in die russische Hauptstadt, erhielt viel Geld und Ehren und trug kein Bedenken, auf den Vorschlag einzugehen. Zwar lehnte er es ab, selbst als „Patriarch von Wladimir, Moskau und ganz Rußland" zu bleiben, um, wie man ihm bemerkte, mit größerem Rechte „ökumenischer Patriarch" zu heißen; aber die Zerstücklung seines Patriarchats durch

Digitized by Google

Lostrennung eines so weiten Ländergebietes gab er unbedingt zu (Januar 1589) und die nach seiner Rückkehr zu Constantinopel gehaltene Synode (1593) stimmte ihm bei. Das neue Patriarchat wurde den vier übrigen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem an Würde und Rang gleichgestellt, die Unabhängigkeit von ihnen anerkannt, ja nicht einmal die Anzeige seiner Wahl bei ihnen für geradezu nothwendig gehalten. Das Merkwürdige bei der Sache war, daß die von Rußland zu dem Behuf vorgebrachten Gründe genau dieselben waren, mit welchen einst Byzanz seine Auflehnung gegen Rom begründet hatte. Das alte Rom, hieß es, sei der Ketzerei, das neue Rom den Muhammedanern verfallen, das dritte Rom sei Moskau, das sei gegenwärtig der Sitz des Kaisers, auf den man — so drückte sich etwas später ein Patriarch von Jerusalem in der Bestätigung des Moskauer Patriarchats aus — wie ehemals auf den griechischen Kaiser blicke. Natürlich mußte da unser Canon 28 des Concils von Chalcedon seine Anwendung finden.

Seit dieser Zeit, rühmt ein Voltaire, war die Kirche Rußlands ebenso unabhängig als das Reich. Freilich, dem Patriarchen von Constantinopel gegenüber allerdings; dafür gebot jetzt der Czar mit der Knute. Das neue Kirchenhaupt fand endlich, das stets zum Aberglauben geneigte Volk möchte, wenn es einen Einzigen an der Spitze der Kirche, wie Einen an der Spitze des Staates sehe, sich einbilden, daß es in der That zwei höchste gleichberechtigte Gewalten gebe, auch sei eine einzige Person stets den Leidenschaften zugänglich. Es sei daher vorzuziehen, daß an die Stelle des Einen ein Collegium oder eine Synode Mehrerer trete und so ward denn „der heilige Synod" von Peter I. (im Jahre 1721) errichtet und vom Patriarchen von Constantinopel (23. Sept. 1723) anerkannt. Jedes Mitglied wird nach der Willkür des Czaren ernannt oder entfernt und schwört den Eid: ich bekenne und versichere eidlich, daß der höchste Richter dieses Collegs unser Herr, der Czar von ganz Rußland ist! Als man eines Tages Peter I. eine Parallele zwischen ihm und Ludwig XIV. von Frankreich vorlas, erwiederte er: „In einem wesentlichen Punkte bin ich ihm voraus: ich habe den Klerus zum Gehorsam gezwungen," und er hatte in dieser Behauptung Recht; dieß aber als einen Vorzug preisen, daß der Staat an die Stelle der Kirche Gottes trete, muß man von Rußland lernen[1].

[1] Daß Peter I. sich selbst zum Haupt der Kirche erklärte, bezeugt Karamsin in dem lang inedirt gebliebenen Werke Mémoire sur la Russie ancienne

Digitized by Google

Der Anfang zur praktischen Durchführung der Lehre, daß die politische Macht eines griechisch-schismatischen Volkes eine von Byzanz unabhängige Staats- und Nationalkirche nach sich ziehe, war gemacht. Eigentlich waren dem Beispiele der Russen die Serben längst zuvorgekommen. Zur Zeit der Blüthe ihres Reiches waren auch sie zu einem selbstständigen Patriarchat gelangt. Allein bei dem Wechsel ihrer Geschicke theilte die Kirche das Loos der Nation. Von den Türken unterjocht, wurden sie mit allen „Orthodoxen" so ziemlich auf Eine Stufe gestellt, und dem griechischen Patriarchen gelang es, das zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunkene serbische Patriarchat von Petsch (oder Ipek an der Bistriza) im J. 1767 zugleich mit dem bulgarischen von Okhrida mit dem seinigen zu vereinigen. Ein Theil der Serben war indessen unter Führung der Patriarchen Archenius III. Tschernowitsch (1670) und Arsenius IV. Janowitsch (1737—40) nach Ungarn ausgewandert und diese hielten an ihren Sitten und Traditionen fest, bildeten eine für sich bestehende Nation und unterstanden dem Erzbischof (oder Primas, Patriarch)[1] von Karlowitz, wo sich nämlich Janowitsch eine Residenz erbaut hatte; der Patriarch hat das alte serbische Wappen bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Von ihm ließ sich auch der Bischof von Montenegro, einem Landestheil des alten serbischen Reichs, nach der Unterdrückung des Patriarchats von Ipek weihen. Seitdem aber das Ländchen seine Hoffnungen auf Rußland setzt, wandert auch der Metropolit zur Weihe nach St. Petersburg. Serbien im engern Sinn, das Fürstenthum, verjagte sogleich nach seiner Emancipation von der unmittelbaren Herrschaft der Pforte den griechischen Erzbischof (1815) und stellte sich unter das österreichisch-serbische Patriarchat. Da es jedoch mit allen Serben den Gedanken der Wiederherstellung ihres alten Reiches nährte und an der Spitze der allgemeinen Bewegung sein wollte, war es auf die Gründung einer selbstständigen Nationalkirche bedacht und das griechische Patriarchat von

et moderne, S. 34, ebenso der Autor des Coup d'oeil sur la legislation russe, Paris 1839, S. 63; vgl. die Pariser Zeitschrift Études relig. etc., avril 1873, S. 621. Wie weit russisch-kirchenpolitischer Blödsinn und Staatsvergötterung geht, erhellt aus einem zum Gebrauch der Kinder geschriebenen und mit Approbation der russischen Censur erschienenen Buch Gurianovs, demzufolge kann der Czar, das russische oberste Kirchenhaupt, auch Messe lesen, vgl. Études, l. c. S. 622.

[1] Er hieß auch Patriarch von Illyrien. Der Distrikt der Serben stand unter der Illyrischen Hofkanzlei in Wien bis 1792. Die zwei ersten Patriarchen nach Arsenius III. residirten in dem nahe bei Karlowitz gelegenen Kloster Krussedol.

Digitized by Google

Constantinopel gab sich damit in einem Concordat vom J. 1832 gegen eine Abfindung von jährlichen 9000 Piastern zufrieden. Nur die nothwendigsten canonischen Beziehungen zwischen beiden Kirchen sollten gewahrt bleiben und sie wurden in neuester Zeit noch mehr gelöst. Demnach [1] wurde das Bestätigungsrecht des griechischen Patriarchen hinsichtlich des serbischen Metropoliten derart beschränkt, daß diesem die Bestätigung unbedingt ertheilt werden muß, und er deßhalb nicht mehr nach Constantinopel zu reisen hat, daß ferner die Bischöfe nicht mehr der Bestätigung des Patriarchen bedürfen; nur ein Hauptpunkt bei den Schismatikern, das Geld: die Ehrenabgabe von 300 Dukaten von Seiten des neuerwählten Metropoliten, ist geblieben. Man steuert auf dasselbe Ziel, wie bei den Bulgaren zu, auf die Errichtung eines alle Stammgenossen umfassenden Reiches und Patriarchates.

Die Gährung hat auch die Bewohner der übrigen altserbischen Provinzen erfaßt, nur weiß man noch nicht recht, ob man sich besser an das Fürstenthum oder an Montenegro anschließen soll; mit letzterem gemeinsame Sache zu machen, beschloß man in einer Volksversammlung von Herzegowinern 1858, sechs Jahre darauf hielt man in Bosnien in gleicher Angelegenheit Rath, und die Repräsentanten der Serben zu Prisren haben im letzten Jahre offen in einer Adresse den Wunsch ausgesprochen, dieselben Rechte wie die Bulgaren zu bekommen [2], worüber die griechischen Walachen der Stadt mit ihnen in Streit geriethen. Somit befindet sich noch Alles im provisorischen Zustande, aber das, was die serbische Bevölkerung Österreichs, Montenegro's und Serbiens, zum Theil mit ausdrücklicher Genehmigung der griechischen Patriarchen, bereits errungen hat, läßt die Meinung derer, welche von dem endlichen Sieg der Serben überzeugt sind, nicht unglaublich finden.

Dieselbe Zerreißung der orthodoxen Kirche nach demselben Grundprincip dieser Kirche tritt in der Geschichte des Königreichs Griechenland zu Tage. Sobald der Freiheitskampf begann (1821), wies man auf dem unabhängigen Boden jeden von da an vom Patriarchen ernannten Bischof zurück. Kaum war die Wahl eines Monarchen und

---

[1] Archiv für Kirchenrecht Bd. 13, N. F., Bd. 7, 1865, S. 156.

[2] So das zu Constantinopel erscheinende Blatt Phare du Bosphore, 25 août 1873 nach dem Typos. Von Rußland erwarten die Serben für den Triumph ihrer Sache nichts, weil seine Bestrebungen denn doch nur darauf hinauslaufen, die Slaven der Türkei zu entnationalisiren und zu russificiren, worüber sich der russische Golos und der serbische Vidovdan mitunter in den Haaren liegen.

hiemit die Rückkehr geordneter Zustände in Aussicht genommen, so versuchte Patriarch Constantin (August 1830) die Hellenen wieder zur Unterwerfung unter die alte Gerichtsbarkeit zu bestimmen, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Nach der Errichtung des Königreichs wurde die feste Organisation der Kirche endlich in Angriff genommen, und merkwürdig, es waren die Bischöfe selbst, deren Ansicht und Beschluß am 15./27. Juli 1833 dafür war, die Kirche des Königreichs für unabhängig vom Constantinopolitanischen Patriarchate zu erklären, wie es thatsächlich damals bereits gewesen, und nach dem Muster der russischen Kirche eine „heilige Synode" als höchste geistliche Gewalt einzusetzen. Und so geschah es durch Gesetz vom 23. Juli/4. Aug. 1833. Das neue Oberhaupt, ein König, welcher der „orthodoxen Kirche" gar nicht angehörte, hatte die Mitglieder der Synode zu ernennen. Zur Rechtfertigung sollte dienen, man räume doch nur das ein, was ja „auch die alten byzantinischen Kaiser" besessen haben, und auch zu dieser weiteren Zerstücklung seiner Kirche nickte der Patriarch von Constantinopel nach langem Sträuben (1850) beistimmend zu [1]. Daß auch die jonischen Inseln nach ihrer Vereinigung mit dem Königreich Griechenland (1863) von der Abhängigkeit von demselben Patriarchen sich lossagten, bedarf nach alledem kaum der Erwähnung.

Wäre Rumänien von der Pforte so unabhängig wie Griechenland, so würden wir wohl auch von ihm Gleiches zu berichten haben. Der nominellen politischen Abhängigkeit entspricht, wie bei Serbien, der lose kirchliche Verband mit Byzanz und die Auslieferung an den Staat. Bis jetzt fand die Einheit des emporstrebenden Reiches darin ihren Ausdruck, daß der Metropolit der Walachei nach Landes- und Kirchengesetzen zum Primas von ganz Rumänien erhoben wurde. Freilich fand sich der Metropolit der Moldau zu Jassy, welches der alten Metropole Suczawa succedirte, sammt Klerus und Volk in seinen Rechten schwer gekränkt und die hieraus entsprungenen Streitigkeiten sollen, wie man aus Bukarest schreibt [2], beim „Cultusministerium ganze Aktenstöße aus-

---

[1] Maurer: Das griechische Volk II. 159 f.

[2] A. A. Z. 27. Nov. Auch die Vermittlung des russischen „heiligen Synods" wurde zur Organisation der rumänischen Kirche nach Kusa's Sturz in Anspruch genommen und er war in der That für ihre Selbstständigkeit thätig. Dieß und die von Fürst Kusa gegen „die hierarchischen Rechte des Patriarchen von Constantinopel" eingeführten Neuerungen und „die Disharmonien im Gang des innern Lebens der rumänischen Kirche", sodann die „Einrichtung eines örtlichen (sic!) Synods" be-

Digitized by Google

machen.“ Jedoch wird die Bagatelle, ſich einem rumäniſchen Primas ſtatt einem griechiſchen Patriarchen unterordnen zu müſſen, einer vom Stamm der Einheit getrennten Kirche nicht übergroße Schwierigkeiten bereiten; vorderhand hat eine rumäniſche Synode einen nothdürftigen Vergleich erzielt.

So iſt denn die totale Zerklüftung der orthodoxen Kirche die Folge ihres eigenen Princips und der verjährten Praxis. Allerwärts, wo im Auslande ſich ein politiſch unabhängiges Reich ihres Glaubens erhob, bildete ſich auch eine ſelbſtſtändige „orthodoxe“ Kirche. Auf türkiſchem Boden ſelbſt nahm die Autonomie der ſchismatiſchen Kirchen dem ökumeniſchen Patriarchate gegenüber in demſelben Maße zu, als nationale Beſtrebungen ihrem Ziele, der vollen Souveränetät, näher kamen. War es zu verwundern, daß die numeriſch ſtärkſte Nation „orthodoxen Glaubens“ im osmaniſchen Reiche, die bulgariſche, in die gleichen Bahnen einlenkte? Wenn nun das ökumeniſche Patriarchat, um dem verwegenen Unterfangen ein- für allemal den Riegel vorzuſchieben, zu deſſen Verurtheilung ein allgemeines Concil berufen hat, ſo hat es zwar anſcheinend ſeinen Zweck erreicht, in der That aber nur ſeinen Bankerott conſtatirt. „Will man erkennen,“ ſo ſchrieb ein Döllinger [1] noch im J. 1861, „was Alles mit dem päpſtlichen Stuhle ſtehe und falle, und wie derſelbe mit dem innerſten Weſen der Kirche unauflösbar verwachſen ſei, ſo darf man nur einen Blick auf jene Kirchenkörper werfen, die ſich von Rom losgeſagt, oder überhaupt ihre Verfaſſung ſo eingerichtet haben, daß für einen Primat kein Raum gelaſſen iſt,“ und fügen wir bei, in der Geſchichte des beſagten Concils wird man den bündigſten Beweis finden.

Iſt in der „orthodoxen Kirche“ überhaupt noch jene höchſte und letzte Autorität in Glaubensſachen vorhanden, welche Chriſtus ſeiner Kirche verliehen hat und gemäß ſeiner Verheißungen und ſeiner unendlichen Weisheit verliehen haben muß, um dem quälenden Zweifel in dem wichtigſten Anliegen der Menſchheit ein Ziel zu ſetzen? Ihr beſitzt keine, rief Papſt Pius IX. den Orientalen bald nach ſeinem Regierungsantritt in jenem Schreiben zu, in welchem er zu ihrer Rückkehr in die Einheit der Kirche die einladende, rettende Hand bot (1849). Anthimos, der ökumeniſche Patriarch, ſtieß ſie mit den Worten zurück:

ſpricht auch Gr. Tolſtoy in ſeinem „Bericht an den Kaiſer von Rußland in Angelegenheiten der orthodoxen ruſſiſchen Kirche für das Jahr 1870“, Wiesbaden 1872, S. 131 f., aber auf eine unklare und mangelhafte Weiſe.

[1] Kirche und Kirchen S. 156.

„In streitigen Fragen benehmen sich die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem mit dem von Constantinopel, weil diese Stadt der Sitz des Herrschers ist und weil er den Vorsitz auf der Synode hat.... Kommen sie nicht überein, so wird die Angelegenheit nach bestehendem Brauch vor den Sultan gebracht." Dieser Fall traf in der That im griechisch-bulgarischen Conflict ein und der türkische Großvezier entschied zu Gunsten der Bulgaren; er notificirte dem Patriarchen ihre Lostrennung und somit den tiefsten Riß in seiner Kirche zur selben Zeit, ja, wenn wir einer Correspondenz aus Constantinopel Glauben schenken, und diese Thatsache verdient bemerkt zu werden, am selben Tage, an welchem dieser die letzte Mahnung zur Union, die Einladung zum Vaticanischen Concil von sich wies.

Jetzt griff derselbe zum äußersten Mittel, der Zusammenberufung der Bischöfe, zwar nicht der allgemeinen Kirche, wie er fälschlich vorgab, da ja keine allgemeine Kirche der Schismatiker existirt, aber doch der gesammten Kirche aller „Orthodoxen". Doch davon später.

(Schluß folgt.)

D. Rattinger S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Petr. Carl Aloys Kreutzwald, de canonica iuris consuetudinarii praescriptione dissertatio inauguralis. Friburgi 1873. 8°. PP. 92. (Die im kanonischen Rechte für das Gewohnheitsrecht erheischte Präscription.)

In den Gesetzessammlungen Gregors IX. und Bonifaz' VIII. gibt es einige Dekretalen, welche für die Zurechtbestehung einer Gewohnheit eine „rechtmäßige Präscription" erlangen. Die Untersuchung, von welcher Art dieses Erforderniß einer Gewohnheit jenen Quellen gemäß sei, muß, bei dem innigen Zusammenhange dieser Frage mit fast allen über das Gewohnheitsrecht aufgeworfenen Hauptfragen, über diese ganze so schwierige und wichtige Lehre ihr Licht verbreiten, und wir begrüßen daher mit Freuden vorstehende Schrift, welche sich mit jener Untersuchung beschäftigt und dieß um so mehr, als die speciell kirchenrechtliche Literatur bis dahin der Lehre vom Gewohnheitsrechte verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. An der Hand bewährter Grundprincipien und in den Rechtsquellen und der älteren und neuern Rechtsliteratur wohl bewandert, führt uns der Verfasser derselben zu anerkennenswerthen Resultaten.

In der Einleitung verbreitet er sich über das Wesen und die bindende Kraft des Gewohnheitsrechtes überhaupt. Die bis zu Anfang unseres Jahrhunderts fast allgemein bejahte, heutzutage aber controverturte Frage, ob eine Gewohnheit *nur* durch Zustimmung des Gesetzgebers Gesetzeskraft erhalte, läßt der Verfasser für das Gebiet des *weltlichen* Rechtes unentschieden. Hinsichtlich des *kirchlichen* Rechtes aber verlangt er unbedingt die Billigung der Gewohnheit durch den Gesetzgeber. Und das mit Recht: Die Beanstandung der alten Lehre hat nur in Unkenntniß der Grundverfassung der Kirche ihre Quelle![1] Ebensowohl, wie für den Erlaß eines geschriebenen Gesetzes, sagt Kreutzwald mit Suarez, ist auch für die Einführung des ungeschriebenen legislative Gewalt erforderlich. Die Träger dieser Gewalt in der Kirche sind aber für die Gesammtkirche nur der Papst und die allgemeinen Concilien, und für die Diözesen die einzelnen Bischöfe. Das Volk hat keine gesetzgebende Gewalt und die Gewalt der Bischöfe reicht nicht über ihre Diözese hinaus und findet auch in der Diözese an den allgemeinen für die ganze Kirche gegebenen Gesetzen ihre Schranken. Eine vom Bischofe gegen das allgemeine Gesetz eingeführte oder eine vom Volke überhaupt, sei es gegen das Gesetz oder neben dem Gesetze, geübte Gewohnheit hat also keine Gesetzeskraft, so lange ihr die Zustimmung des Gesetzgebers resp. des höhern Gesetzgebers

[1] Ausführlicher handelt hierüber *diese* Zeitschrift, 1871, I. S. 319 ff.

Digitized by Google

fehlt. Diese Zustimmung kann aber eine doppelte sein. Entweder nimmt der Gesetzgeber Kenntniß von einer sich bildenden Gewohnheit und gibt ihr dann seine persönliche Zustimmung, sei es stillschweigend oder ausdrücklich, oder er hat in einem allgemeinen Gesetze die Bedingungen aufgestellt, unter denen eine Gewohnheit Gesetzeskraft haben soll, und gibt damit von vorne herein seine (legale) Zustimmung zu einer jeden Gewohnheit, bei welcher sich jene Bedingungen verwirklichen, sollte sie sich auch ohne sein Wissen bilden. Eine Zustimmung der letzten Art genügt, und eine der Bedingungen, welche die kirchliche Gesetzgebung für die Zurechtbestehung einer Gewohnheit verlangt, ist die rechtmäßige Präscription.

Die rechtmäßige Präscription ist in der That ein Erforderniß der Gewohnheit, wie aus den oben erwähnten Dekretalen hervorgeht. Indessen ist diese Wahrheit nicht unbestritten. Einige Rechtslehrer, wie namentlich Schulte[1], vertheidigen nämlich die Ansicht, daß jene Dekretalen allesammt nicht von eigentlichen Gewohnheiten, welche Gewohnheitsrechte oder objective Rechtsnormen einführen, sondern vielmehr von Verjährungen subjectiver Rechte sprechen. Diese irrthümliche Ansicht widerlegt Kreutzwald in dem ersten gegen Schulte gerichteten Theile seiner Schrift, und durch eine ausführliche und reichhaltige Erklärung aller auf unsern Gegenstand bezüglichen Kapitel des Corpus iuris liefert er den Nachweis, daß die Päpste in der That unter dem Ausdrucke consuetudo praescripta eine Gewohnheit im eigentlichen Sinne verstanden haben, ein Satz, den wir durchaus unterschreiben.

Die einzelnen Ausführungen können wir selbstverständlich nicht besprechen. Beispielsweise erwähnen wir, daß wohl das cp. „Abbate" schwerer für die Ansicht des Verfassers in die Wagschale fällt, als er selbst annimmt. Nachdem die Mönche von St. Bertin zur Begründung ihrer Forderung, daß das Kloster von Auri-le-Château nur aus ihrer Mitte seinen Abt wähle, sich auf die alte Gewohnheit berufen, hebt Innocenz[2] bedeutsam hervor, daß sie in der That den Nachweis geliefert, schon 40 Jahre und darüber jenem Kloster den Abt gegeben zu haben. Es darf nicht Wunder nehmen, daß Innocenz in der Sentenz selbst nicht mehr diese Gewohnheit, sondern nur das päpstliche Privileg erwähnt, auf welches sich die Mönche von St. Bertin gleichfalls berufen. Die Gewohnheit hätte genügt, falls kein Privileg vorhanden gewesen. Gab es aber ein solches, so existirte in Wirklichkeit kein Gewohnheitsrecht. Denn wie die Gewohnheit nicht einführt, was schon ein geschriebenes Gesetz festgestellt hat[3], so erwirbt sie auch nicht, was schon ein Privileg verliehen.

Der zweite Theil erklärt eingehend den Begriff der „rechtmäßigen Präscription" des Gewohnheitsrechtes.

Nachdem sich der Verfasser im ersten Kapitel mit der Widerlegung einiger hinsichtlich unseres Gegenstandes vertretenen Ansichten befaßt, beginnt er im zweiten Kapitel seine positiven Erörterungen mit der geschichtlichen Untersuchung, wie sich die Lehre von der Präscription der Gewohnheit allmählich bildete und zur Geltung kam:

1. Gratians Dekret erkennt der Gewohnheit gegen das Gesetz, wenigstens

---

[1] K.-R. I. 222 ff.

[2] Dieses sind doch wohl Worte des Papstes und nicht der Partei, wie Schulte zu glauben scheint (a. a. O. 229). Nicht ist es sonderbar, wie Schulte meint, „daß man nicht auch das contradictorium iudicium als Erforderniß der consuetudo citirt". Dieses wird nur von der Partei als Erforderniß hingestellt und vom Papste weder in noch außerhalb der Sentenz berücksichtigt.

[3] Suarez, de leg. VII. cp. 4 n. 14. 15.

Digitized by

der particulären, keine Rechtsgültigkeit zu, und in dem berühmten aus dem röm. Rechte herübergenommenen cp. „Consuetudinis" (4 Dist. XI.) spricht er ihr klar die derogatorische Kraft ab.

2. Bis zum letzten Decennium des 12. Jahrhunderts hielt sich die Lehre Gratians, und von der Präscription der Gewohnheit ist in der ganzen Rechtsliteratur noch nirgendwo die Rede.

3. Gegen Ende des 12. Jahunderts aber beginnen die Rechtslehrer sich von jener Lehre abzuwenden, welche die gedeihliche Entwicklung des Rechtslebens zu hemmen schien. Das cp. „Consuetudinis" und die übrigen der Lehre Gratians günstigen Gesetzesbestimmungen werden durch gewaltsame Erklärungen abgeschwächt, und allmählich findet allenthalben die Lehre Eingang, daß *wohl dann* eine Gewohnheit gegen das Gesetz derogatorische Kraft habe, wenn sie „*rechtzeitig präscribirt*" sei, und der rechtmäßig präscribirten Gewohnheit wurde denn wirklich dadurch derogatorische Kraft verliehen, daß die Päpste jene Lehre billigten, sie in ihren Entscheidungen anerkannten und endlich Gregor IX. durch das berühmte letzte Kapitel im Titel über die Gewohnheiten den Kanon Gratians dahin erklärte, daß *nur solchen* Gewohnheiten derogatorische Kraft *abzusprechen* sei, denen Rationabilität und die „*rechtmäßige Präscription*" fehle.

Was aber haben die Päpste unter dieser für die Zurechtbestehung einer Gewohnheit erforderlichen „rechtmäßigen Präscription" verstanden? Sie verstanden darunter, antwortet Kreutzwald im 3. Kapitel, eine gegen den Gesetzgeber gerichtete Präscription im eigentlichen Sinne. Das Gewohnheitsrecht wird durch Usucapion ersessen, wie ein subjectives Recht, und mit Unrecht nehmen manche Kanonisten an, daß das Erforderniß der Präscription weiter Nichts sei, als das Erforderniß der für die Präscription subjectiver Rechte erforderlichen Zeit. Beweis hiefür ist erstens der Sprachgebrauch, welche nur eine consuetudo legitime praescripta, nicht aber eine consuetudo praescriptionis legitimae tempore munita kennt; sodann beruft sich Kreutzwald auf das Ansehen der Glossatoren und vieler Kanonisten. Den Vergleich zwischen Gewohnheit und Ersitzung eines subjectiven Rechtes führt er dann genauer im 4. Kapitel durch, was ihm Gelegenheit bietet, manche in Betreff der Gewohnheit aufgeworfene Fragen, wie die Frage über die Dauer der erforderlichen Zeit zur Sprache zu bringen — er entscheidet sich für die Ansicht, welche 40 Jahre verlangt —, und im letzten Kapitel spricht er noch kurz über die consuetudo praeter legem, hinsichtlich welcher er zur Ansicht neigt, daß die nothwendige Dauer derselben dem Ermessen des Richters anheimzustellen sei.

Wenn wir nun auch in Bezug auf die meisten behandelten Punkte die Ansicht des Verfassers theilen, so glauben wir doch trotz seiner lehrreichen und im Übrigen gründlichen Ausführung in einem Hauptpunkt derselben widersprechen und einen wesentlichen Unterschied zwischen Präscription und Gewohnheit vertheidigen zu müssen. Bei der Präscription handelt es sich um Gewinnung eines Rechtes oder Befreiung von einer Pflicht; bei der derogatorischen Gewohnheit dagegen — auf diese kommt es hier namentlich an —, um Abschaffung eines *Gesetzes*, einer allgemeinen das Leben einer Communität regelnden Norm. Diese Wirkungen der Präscription und der Gewohnheit sind grundverschieden und vergebens sucht man sie unter einen gemeinsamen Begriff zu bringen. Wie in der Präscription, so sagt man, der Eine sich von einer Verpflichtung gegen den Andern befreit, so befreit sich durch die Gewohnheit die Communität von einer Verpflichtung dem Gesetzgeber gegenüber. Einer solchen Anschauung liegt, so scheint uns, eine ganz verkehrte Auffassung des Gesetzes zu Grunde. Liegt es ja durchaus nicht im Wesen eines Gesetzes, eine vom Gesetzgeber der Communität auferlegte Bürde, ja nicht einmal eine zu einer Handlung verpflichtende Vorschrift zu sein, und

Digitized by

ganz gewiß nicht eine zum Besten des Gesetzgebers gegebene Vorschrift. Es ist vielmehr ein der Gemeinschaft angehöriges Gut — bonum communitatis nach der Definition des hl. Thomas —, weil eine ihr Leben regelnde Norm und nothwendige Bedingung ihres glücklichen Bestandes, ähnlich wie das physische Gesetz der Anziehung und Beharrung ein Gut der Sternenwelt ist, weil die ungestörte und harmonische Bewegung des Sternensystems durch dasselbe bedingt ist. Wenn das Oberhaupt der Kirche die Lossprechung von gewissen Sünden durch ein Gesetz für sich reservirt, oder wenn der weltliche Gesetzgeber durch ein Gesetz bestimmt, daß der älteste Sohn beim Hinscheiden des Vaters in den Besitz aller liegenden Güter trete, so hat damit weder jener noch dieser der Communität eine Verpflichtung auferlegt; der letztere hat nur eine Bestimmung erlassen, in Folge welcher bei einer gewissen eintretenden Bedingung ein Besitz auf ein bestimmtes Subject übergeht. Daß ein Jeder demgemäß verpflichtet ist, den ältesten Sohn nach dem Tode des Vaters im ungestörten Besitze zu belassen, folgt zunächst aus dem andern Gesetze, welches das Eigenthum zu achten befiehlt. Das Erbgesetz hat nur das Eigenthum übertragen. Demnach wäre es denn auch unstatthaft, die Gewohnheit als gegen den Gesetzgeber gerichtet zu betrachten. Was verliert auch der Gesetzgeber durch die Gewohnheit? Hat er das Gesetz zu seinem Vortheile gegeben? Oder übt vielleicht das Volk einen nur dem Gesetzgeber zustehenden Akt und greift so in seine Rechte ein? Aber es ist ja nur die causa instrumentalis in seiner Hand. Er ist es, welcher das Gesetz zurückzieht; denn er hat die Bedingungen angegeben, bei deren Eintritt er das Gesetz als aufgehoben erklärt; durch das Volk haben sich nur diese Bedingungen verwirklicht. Oder sollen wir deßhalb die Gewohnheit als gegen den Gesetzgeber gerichtet betrachten, weil er nach vollendeter Präscription nicht mehr die vom Gesetze vorgeschriebenen Handlungen verlangen kann? Auch das ist nicht zulässig; denn abgesehen davon, daß nicht jedes Gesetz Handlungen vorschreibt, ist er es ja selbst, welcher das Gesetz außer Kraft gesetzt. Wie er durch schriftliche Abrogation eines Gesetzes sich keines Rechtes begibt, so verliert er keines durch Abrogation vermittelst Gewohnheit, zumal, da er das abrogirte Gesetz jeden Augenblick wieder in Kraft setzen kann.

Urtheilen wir nun auch nicht in Allem, wie der Verfasser, so hindert uns das nicht, der Arbeit unsere volle Anerkennung zu zollen und sie als eine höchst lehrreiche Schrift auf's Wärmste zu empfehlen. Je lehrreicher aber der Inhalt und je nützlicher die Lektüre der Schrift ist, um so mehr bedauern wir die Schwerfälligkeit des Stiles. Der treffliche Inhalt verdiente es, in eine leichtere Form umgegossen zu werden, und wir wünschten, daß es geschähe, überzeugt, daß die Schrift nur dann den Nutzen stiften wird, welcher ihrer Gediegenheit entspricht.

Th. Granderath S. J.

Briefe über das heilige Meßopfer von Dr. **F. J. Holzwarth.** Mainz, Kirchheim 1873. 8°. VI und 342 SS.

Unstreitig gehört diese Schrift zu denjenigen, welchen man in unsern Tagen die weiteste Verbreitung wünschen und auch verschaffen muß. Seitdem aus den theologischen Schulen das scholastische Studium der Dogmatik und damit das tiefere Verständniß der Glaubenswahrheiten verschwunden war, zog sich zwischen der theologischen Wissenschaft und einem großen Theile der ascetischen Literatur eine tiefe Kluft. Jene (die Theologie) begnügte sich damit, auf dem Gebiet der Einleitungen, Vorfragen und Hülfswissenschaften eine möglichst große Gelehrsamkeit zu entwickeln; und diese erging sich in der Welt der Gefühle und in der Aufstellung stets neuer äußerer Formen

der Andacht. Der Theologie war es genug, sich in Concurrenz mit der akatholischen Gelehrtheit als „Wissenschaft" auszubauen; sie ging abwehrend um den Tempel herum, nur per transennam warf sie einen Blick in das innere Heiligthum. So fehlte denn jene Kenntniß und jenes Verständniß der dogmatischen Wahrheiten, woran eine solide Ascese hätte anknüpfen können. Wir sind weit davon entfernt, unserer heutigen Ascese ihre Vorzüge absprechen zu wollen, aber wir sagen doch nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß ihr nicht selten der solide dogmatische Boden abging; und da sie nicht in die Tiefe gehen konnte, um dort aus dem gründlich durchdachten Glaubensinhalt ihren Lebenssaft zu holen, so mußte sie in die Breite gehen und in vielerlei kleinen Gestaltungen zu Tage treten. Nun haben wir Deutsche mehr als andere Nationen die Charaktereigenthümlichkeit, daß uns der substanzielle Gehalt einer religiösen Übung höher gilt, als deren gefühlserregend, durch ihre Neuheit frappante Form; überhaupt möchten wir stets zuerst die ruhige Vernunft engagirt sehen, bevor wir Etwas zum Gegenstand des Gefühls und der Begeisterung machen. Es mag sein, daß diese Verstandesrichtung bei uns bisweilen zu einseitig hervortritt; aber mit Unrecht würde man es — so will uns bedünken — als einen Mangel an Frömmigkeit verschreien, wenn man darauf Bedacht nimmt, die gläubig angenommene Wahrheit gehörig und allseitig zu überdenken und dem religiösen Leben in der Wahrheit eine vernünftige Begründung zu geben. Fenelon sagt irgendwo: „Sehr vielen fehlt es nicht bloß an der Religion, es fehlt ihnen noch viel mehr an der Vernunft." Aehnlich könnte man heute klagen: Manchen von denen, welche sich mit Ascese befassen oder wenigstens befassen *sollten*, fehlt es nicht bloß an Affektion für die christliche Wahrheit, es fehlt ihnen noch viel mehr an gediegener Kenntniß der großen Lehren unseres Glaubens. Dieser Mangel spiegelt sich nur zu oft in ascetischen Schriften, zumal den „übersetzten" wieder; da soll fast Alles mit frommen Exklamationen und Redewendungen, mit einigen halb verstandenen Texten und ganz subjectiven Auffassungen abgethan sein. Daher kommt es, daß in manchen Kreisen der deutschen Katholiken — speziell der gebildeten Männerwelt — sehr viele ascetische Schriften als ungenießbar gelten. Wenn die so empfehlenswerthe Herz-Jesu-Andacht in eben jenen Kreisen auf so viele Bedenken stößt, so kommt das zum Theil daher, weil die meisten Herz-Jesu-Andacht-Bücher es an der gehörigen Begründung dieser Andacht fehlen lassen. Der Himmel bewahre uns vor allem falschen Rationalismus im innern Leben des Geistes; wir wissen wohl, daß da Alles von der Gnade und dem Willen abhängt; wir verkennen auch nicht, wie wichtig es ist, das Gemüth, welches ja mit seiner Gefühlsmacht so oft den Ausschlag gibt, für den lieben Gott mit Beschlag zu belegen. Aber das Gefühl wirkt doch nur dann mit voller Berechtigung auf den Willen ein, wenn zuerst die *denkende Vernunft* das Ihrige gethan hat; Einsicht und Vernunft sind auch Seelenkräfte, und die göttliche Wahrheit richtet sich an den *ganzen* Menschen. Frühere Jahrhunderte waren reich an rationell-theologisch-gebildeten Asceten, weil sie reich waren an frommen Theologen. Bei uns in Deutschland hat schon seit geraumer Zeit wieder der alte echt-katholische Hauch die theologische Wissenschaft durchweht. Während Einige dadurch leider in eine losere Beziehung zum Glaubensleben geriethen, vertiefte sich auf der andern Seite das Glaubensleben in erfreulicher Weise: eine solide in der Theologie wurzelnde Ascese konnte nicht ausbleiben. Hier hat das Buch des Herrn Holzwarth über das hl. Meßopfer seinen Platz. Wer dieses Werk bedachtsam gelesen hat, der weiß klar, *warum* er der hl. Messe andächtig beiwohnt. Es sind ihm die Hochschätzung und Begeisterung für diese vornehmste Handlung unseres hl. Cultus, die Freude und Sehnsucht, recht oft der hl. Messe beiwohnen zu können, nicht bloß vorübergehende Gefühlsregungen, sondern das bleibende Resultat glaubensvoller Überzeugung. Die Art und Weise

Digitized by Google

der Behandlung wäre also der erste Grund, warum wir die bezeichnete Schrift für sehr empfehlenswerth erachten.

Der andere Grund ist der in diesem Buche behandelte Gegenstand. Das Geheimniß des Altars ist der Lebensfaden des Christenthums. Man nehme dem Christenthum dieses reale Opfer, und alsbald wird auch das große Kreuzesopfer zu einer bloß historischen Thatsache herabsinken, bald sogar als Mythus erscheinen und wohl gar — wie es ja in den Kreisen der modernen Culturfreunde faktisch geschieht — als Absurdität verlacht werden; man veranlasse bei den Gläubigen Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die hl. Messe, und alsbald wird sich auch im religiösen Leben ein Siechthum einstellen. An der hl. Messe müssen sich die Verirrten zurechtfinden und die Schwachen stärken. Wie könnten wir es uns nun verhehlen, daß nicht in allen katholischen Kreisen eine der Hoheit des hl. Meßopfers entsprechende Werthschätzung vorhanden war? Die religiösen Krisen der letzten Jahre haben auch in dieser Beziehung das Gewissen aufgerüttelt und in Folge des religiösen Aufschwunges wohnen die Gläubigen an vielen Orten der hl. Messe fleißiger und andächtiger bei. Dazu ereignet es sich oft, daß gläubige Protestanten, durch den jetzt tobenden Sturm auf die katholische Kirche aufmerksam gemacht, über das Meßopfer Aufschluß begehren. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der Meinung bin, daß eine kurze, bestimmte und für die Gebildeten geschriebene Erklärung des hl. Meßopfers gerade in unsern gegenwärtigen Verhältnissen weder eine überflüssige Arbeit, noch eine unwillkommene Gabe sein dürfte. Was wir an reicher, einschlägiger Literatur besitzen, wendet sich vorzugsweise an andere Kreise, als ich sie im Auge habe; diesen aber, ob sie zur Kirche gehören oder nicht, das Verständniß unserer allerwichtigsten Culthandlung zu erleichtern, die Einen zu erquicken und zu erwärmen, die Andern zum Nachdenken und Gebet um die Gnade der Erleuchtung anzuregen, scheint mir eine gar wichtige Aufgabe zu sein. Wenn wir Alle mit Verständniß und der aus ihm mit Gottes Gnade fließenden Ergriffenheit um den Opferaltar Christi uns schaaren würden, dann könnte ja der Segen nicht ausbleiben, dessen jede Seite und Gestaltung des Menschenlebens in den gegenwärtigen Trübsalen so sehr bedürftig ist." Bevor uns der Verfasser in jener Reihe anregender Vorträge, welche den zweiten Theil seiner Schrift ausmachen, die heilige Messe selbst und ihre Feier erklärt, erörtert er uns zuerst in etwa 15 Briefen die Bedeutung des Meßopfers. Er beginnt damit zu zeigen, wie für uns Menschen das Opfer zum Wesen der Verehrung eines außerweltlichen persönlichen Gottes gehört; und indem er dann auf die Bedeutung des Kreuzesopfers für das Christenthum übergeht, zeigt er, wie das Altarsgeheimniß dieses Eine Kreuzopfer in realer Weise fortsetzt und allen Generationen vergegenwärtigt. Bezug nehmend auf die wissenschaftlichen Arbeiten von Dr. Sebastian Drey, Dr. Ferd. Probst und Dr. Gustav Bickell, läßt er den apostolischen Ursprung der heutigen katholischen Meßliturgie mit überwältigender Klarheit hervortreten. Die ganze Darstellung des Verfassers ist ebenso erhebend und herzerwärmend, als überzeugend. Nothgedrungen muß jeder Leser in die Gedanken des Verfassers einstimmen: „Wenn das hl. Meßopfer nichts Anderes ist als das Opfer Christi am Kreuze, dann ist es das Herz der Kirche, das große, starke, Liebe gebende, erquickende, tröstende, Alles umfassende Herz der Kirche ... dann ist es der Quell des Lebens, dann ist es die Sonne für die Erleuchtung derer, die in der Finsterniß sitzen und im Schatten des Todes wandeln ... dann ist es der Stab für die Schwachen, die Arznei für die Kranken, der Trost der Betrübten, die Heimsuchung der Verlassenen ... die Ehre Gottes; dann findet man in jeder hl. Messe die Früchte wieder, die am Kreuze erworben sind. Es gibt nichts Erhabeneres, nichts Nützlicheres, nichts vor den Augen der göttlichen Majestät Wohlgefälligeres, als die Darbringung

Digitized by

des hl. Meßopfers (S. 120). O wie kann ein einziges Meßopfer so viele Ketten brechen, so viele Thränen trocknen, so glücklich machen! Welcher Verlust ist es für Himmel und Erde, für den Reinigungsort, für die ganze Welt, wenn eine hl. Messe unterbleibt! Welch' ein Unglück, welch' ein entsetzliches Elend, wenn unsere Kirchen verwüstet, unsere Altäre gebrochen würden, wenn das Verbrechen der Welt in den heiligen Ort eindringen, wenn Gott zu unserer Strafe das heilige Opfer hinwegnehmen würde" (S. 140).

Heutzutage gehört es nun einmal zum „guten Ton", daß eine jede Recension an dem recensirten Buche etwas auszusetzen habe. Diesem usus tyrannus fügen wir uns, indem wir bemerken, daß wir es gerne gesehen hätten, wenn der geehrte Verfasser etwas eingehender dargelegt hätte, wie die hl. Messe in sich ein wahres Opfer und speziell die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers ist. Er berührt diesen Punkt S. 57 wo er sagt: „Nicht die äußere Handlung macht das Opfer aus, sondern die Gesinnung, welche die Handlung hervorbringt und gestaltet [1]. Im Gehorsam Christi wurzelt sein Opfer, im Gehorsam hat Christus sich, sein Leben, seinen Leib und sein Blut hingegeben.... nun fragen wir, ob dieselbe Hingabe, dieselbe Aufopferung an den Willen Gottes für das Heil der Menschen, nicht schon beim letzten Abendmahle vollzogen werden konnte?" u. s. w. und noch viel zutreffender S. 327, wo es heißt: „Der Opferakt liegt in der gesonderten Consecration des Leibes und des Blutes. Dadurch, daß die Scheidung des Blutes vom Leibe Christi am Kreuze vollzogen wurde, ist das abschließende Moment seines blutigen Opfers gesetzt worden, und diese Scheidung wird in unserer gesonderten Consecration vollzogen." Wir sind nun keineswegs der Meinung, als hätte der Verfasser in die den Theologen bekannte Controversfrage zwischen Vasquez und Cardinal Lugo des Näheren eingehen sollen; aber er hätte doch die Grundgedanken, welche bei Gelegenheit jener Controverse von den scholastischen Theologen ausführlicher entwickelt wurden, dazu verwerthen können, um allseitig zu zeigen, wie wirklich auf dem Altare (hic et nunc) ein wahres Opfer dargebracht wird, wie somit der Opferakt auf dem Altare nicht bloß eine Erinnerung, sondern eine inhaltliche Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers ist. Das Kreuzopfer enthält die drei Hauptmomente: für uns — am Kreuz — gestorben. Um mit dem letzten und wichtigsten dieser drei Punkte zu beginnen, so sehen wir, wie auch der Verfasser flüchtig bemerkt, auf dem Altare den Tod Christi dargestellt in der Trennung der Gestalten. Den zweiten Punkt, das Kreuz anbelangend, so haben wir das Wesentliche hievon wieder auf dem Altare. Das Kreuz galt als eine feierliche Degradation des Menschen, den man recht verächtlich erscheinen lassen wollte; es war der Abgrund und Inbegriff einer

---

[1] Aus dem ganzen Buche geht hervor, daß die Ansichten des Herrn Verfassers durchaus correct sind; die oben citirten Worte dürften vielleicht dieser Correctheit nicht ganz entsprechen. Die Gesinnung macht nicht eigentlich das Opfer aus; ein innerer Akt des Gehorsams ist noch kein Opfer. Das Opfer im engeren Sinn des Wortes, — von dem hier doch die Rede — ist eben die äußere That der Darbringung oder die Darangabe, welche geschieht, um dem richtigen Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen den entsprechenden Ausdruck zu geben. Wohl erhält die äußere Handlung durch die bezügliche innere Gesinnung die zum Opferakt erforderliche Qualification, ein actus humanus zu sein. Das ist es wohl, was dem Verfasser vorschwebte. — Auf der nämlichen Seite 57 scheint er die Identität des Kreuzesopfers und Abendmahlopfers daraus herzuleiten, daß beiden der nämliche Willensakt des Gehorsams zu Grunde lag. Diese Bemerkung ist dem soeben Gesagten gemäß weniger zutreffend; die eigentliche ratio sacrificii liegt, wie bereits bemerkt, im äußeren Akt. Jener innigste Zusammenhang zwischen dem Kreuz und Abendmahl ist an erster Stelle darin zu suchen, daß bei letztern die Gestalten getrennt waren im Hinweis auf dem Kreuzestod.

Digitized by Google

grenzenlosen Erniedrigung. Diese im Kreuzopfer liegende Erniedrigung sehen wir auf dem Altare vergegenwärtigt, indem Christus der Herr erscheint unter den verächtlichsten Gestalten, von den Menschen selten gebührend beachtet, und von der „gebildeten" Welt als größte Thorheit verurtheilt. Man hat wohl daran erinnert (vergl. Scheeben, Mysterien des Christenthums S. 455), daß die sakramentale Existenzweise Christi weit erhabener ist als die, welche ihm als Menschen natürlich ist, indem er hier gegenwärtig ist in der Weise höherer (geistiger oder gar göttlicher) Substanz; man hat auch an die Verehrung erinnert, welche der Heiland im Sakramente findet. Aber ebensowenig, wie die unter dem Kreuz betenden Seelen und die am Kreuz vorhandene Gottheit Christi das Kreuzopfer beeinträchtigt hat, ebensowenig thut die Andacht der Gläubigen und eine für die Sinne unzugängliche höhere Existenzweise der Verdemüthigung Abbruch, welcher sich Christus auf dem Altare unterzieht. Er, von welchem es auf Kalvaria hieß: „ich bin ein Wurm und kein Mensch," opfert auch auf dem Altare seine menschenwürdige Erscheinung. Und was endlich die dritte Seite des Kreuzesopfers, nämlich die Hinopferung für uns betrifft, so wird uns dieselbe auf dem Altare in einer wahrhaft ergreifenden Weise vergegenwärtigt, indem sich der Heiland jedem Einzelnen als Nahrung darbietet. Gibt es etwas Unselbstständigeres, etwas, was ausschließlicher für Anderes da ist, als Nahrung? So wollte Christus für uns sein! Totus in nostros usus impensus Deus, wie ein Kirchenvater ausruft. In dieser Weise erklärt uns eine hl. Messe den Abgrund der göttlichen Erbarmung besser als tausend Bücher; sie bringt uns das Kreuzopfer nahe, trägt es uns gleichsam in die Seele hinein. Hier zeigt sich so recht, daß die Zeit es nicht vermocht hat, uns unsern Erlöser in historische Ferne zu rücken, daß er in der Kirche unser Emmanuel, d. h. Gott mit uns ist. Er ist bei uns geblieben, lehrend im kirchlichen Lehramt, verhöhnt und verfolgt von der Welt, entsündigend im Bußsakrament, vor Allem aber als Opfer für uns in der hl. Messe. Das Meßopfer hat freilich so viele erhebende Seiten, daß man von einem Buche kaum erwarten kann, es werde dieselbe vollständig auch nur andeuten.

Das Buch des Herrn Dr. Holzwarth bietet eine so reiche Auswahl der trefflichsten Gedanken, daß man Unrecht thäte, wenn man ihm aus der etwas zu kargen Beachtung der so eben angedeuteten Gesichtspunkte einen Vorwurf schmieden wollte.

Gerne hätten wir es gesehen, wenn der Verfasser S. 251, wo von dem Anhören der heiligen Messe in der Pfarrkirche die Rede ist, sich klarer und bestimmter ausgedrückt hätte. Die dort befindliche Redeweise könnte bei ängstlichen Gemüthern die falsche Ansicht veranlassen, als wäre es strenge Pflicht, des Sonntags gerade in der Pfarrkirche der heiligen Messe beizuwohnen.

T. P.

Das Leben unsers lieben Herrn und Heilandes Jesus Christus und seiner jungfräulichen Mutter Maria zum Unterricht und zur Erbauung im Sinne und Geiste des ehrw. P. Martin von Cochem dargestellt von **L. C. Businger,** Regens des bischöfl. Seminars in Solothurn. Einsiedeln 1873. 4°. 1030 S.S.

Man hat es schon oft ausgesprochen — und leider bestätigt sich diese Wahrnehmung zusehends auf allen Gebieten, nicht bloß den hochwissenschaftlichen, sondern auch bis hinein in die Kreise des gesellschaftlichen, bürgerlichen und häuslichen Lebens und seiner Einrichtungen — daß der Unglaube unserer Zeit im Unterschiede von dem früherer Tage nicht mehr einzelne Wahrheiten

Digitized by Google

und Sätze als mißliebige und unbequeme Mahner zu entfernen trachte, sondern daß er mit der gesammten Offenbarung, dem gesammten Christenthum, ja mit Allem, was überhaupt noch Religion heißen oder an selbe erinnern könnte, reine Bahn zu machen bestrebt sei. Eine zahlreiche, rührige und wohlbediente Tagespresse ist unter allen möglichen Formen und Gestaltungen bemüht, diesem modernen Heidenthum, der vollendeten und buchstäblichen Gottlosigkeit mittelbar oder geradezu die Wege zu bereiten. Diesen umfassenden Anstrengungen gegenüber, vom Gottesglauben und Christenthum offen und versteckt so viel als möglich hinweg zu escamotiren, ist jedes Unternehmen freudig zu begrüßen, das es sich zur Aufgabe stellt, die ewige und unerschöpfliche Fülle von Licht und Wahrheit, von Kraft und Trost, von Hoffnung und Heil, deren Born unversieglich im Christenthum quillt, dem Einzelnen, der Familie, dem Volke näher zum Bewußtsein und zur thatsächlichen Erfahrung zu bringen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus fühlen wir uns gedrängt, obenstehendes Werk auf's Wärmste zu weitester Verbreitung zu empfehlen. Es hat zudem die Approbation und theilweise eine eingehende Würdigung und rühmende Anerkennung seiner Vortrefflichkeit von fünfzehn hochwürdigen Bischöfen gefunden, und was der erlauchte Episkopat mit so viel Lob empfohlen, hat auch die katholische Tagesliteratur in zahlreichen und oft detaillirten Besprechungen mit einstimmigem und wohlverdientem Beifall überschüttet.

Vorliegendes Werk mit seinen mehreren hundert Illustrationen, meistens wahren Zierden des Textes, ist ganz dazu geeignet, ein wahres Volksbuch, ein Familienbuch und Familiengut (um mit dem hochw. Herrn Bischof von Paderborn zu sprechen) zur allseitigsten Belehrung, Anregung und Erbauung zu werden. Es bietet viel mehr, als der Titel beim ersten Anblick zu versprechen scheint. Der geehrte Herr Autor, Regens des bischöflichen Seminars in Solothurn, faßt nämlich den Herrn und Heiland Jesus Christus als das auf, was er in Wirklichkeit ist, als das Alpha und Omega, als den Anfang und die Vollendung, den Ausgangspunkt und das Ziel, als den belebenden und bewegenden Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte, durch den, in dem und für den Alles ist, was da ist. In dieser großartigen, alle Welt und alle Zeiten umspannenden, durchdringenden und belebenden Bedeutung, in dieser Himmel und Erde beseligenden Auffassung soll hier das Bild Jesu Christi, sollen sein Leben und seine Thaten frisch, glaubenskräftig und liebewarm hineingezeichnet werden in's Herz des katholischen Volkes; es soll ihm erschlossen werden, welche Reichthümer der Wissenschaft und Erkenntniß, der Freude und Beseligung eben im Heilande ihm gespendet wurden, und daß kein anderer Name, weder den Einzelnen, noch den Völkern gegeben ist, in dem sie glücklich und selig werden könnten.

Von dieser Grundauffassung ausgehend, entwickelt der Herr Verfasser zunächst im ersten und zweiten Theile die allgemeine und unmittelbare Vorbereitung auf die Ankunft des Erlösers (S. 1—345). Der alte Bund tritt uns hier entgegen in seiner typischen Bedeutung und providentiellen Stellung als Wegweiser und Führer hin zu Christus; so gewinnen die Thatsachen und Ereignisse Leben und Gestalt; die Personen und Charaktere, die Begebenheiten und Schickungen einer fernen, fremden Zeit stehen uns nicht mehr ferne, sie sind mit uns und unseren heiligsten und wichtigsten Interessen verwachsen. Man hat der katholischen Kirche oft nachgesagt, daß sie die Bibel dem Volke vorenthalte. Wir möchten all' diese Ankläger auf dieses eine Werk hinweisen und sie fragen, ob hier nicht ein tiefes, inniges und seelenvolles Verständniß des alten Bundes dem Volke vermittelt wird, ein Verständniß und eine Erfassung der Heilsgeschichte, wie sie durch das bloße Lesen der Bibel nie und nimmer gewonnen werden könnte.

Der 3., 4., 5. Theil (S. 346—830) geben das Leben Jesu in seinem Eintritte in die Welt, in seinem Lehramte, in seinem Leiden. Neben der Per-

Digitized by Google

son des göttlichen Heilandes erscheinen in ansprechenden Schilderungen die hervorragendsten Personen und Träger der heiligen Geschichte; auch sie werden in anschaulicher und herzgewinnender Weise mit ihren Gesinnungen und Tugendbeispielen dem Verstande und Herzen des Lesers nahe gebracht. Der 6. Theil endlich entwickelt die Verherrlichung und wunderbare Fortdauer Jesu Christi in seiner Kirche (S. 831—1030). Nachdem in wenigen aber treffenden Zügen die Gründung und das Wesen der Kirche, ihre Belebung durch den hl. Geist und ihre Ausbreitung, ihre Katholicität nach Zeit und Ort zur Darstellung gekommen, wird der Kern und Geist, das Motiv und der unversiegliche Born all' des Lebens und all' der Einrichtungen der Kirche dem Leser vorgeführt: der in seiner Kirche fortlebende und fortwirkende Christus. Mit frischer und wohlthuender Klarheit entfaltet sich das Bild der Kirche, wie sie eben in all' ihren Beziehungen und Thätigkeiten, in allen Ständen und Abstufungen, in all' ihren Kämpfen und Leiden das getreue Abbild ihres Herrn und Meisters ist. Christus lebt und wirkt als Erlöser und Hoherpriester in ihrem Kulte, in den Sakramenten und Festen, als Lehrer und König in ihrem Lehr- und Hirtenamte, als der Heilige in ihren Heiligen, als der Mißkannte und Gekreuzigte in ihren Anfechtungen und Verfolgungen, als der siegreich Verherrlichte in ihren Siegen, jetzt in der Zeit und Geschichte, und schließlich am großen Tage der Abrechnung. Hiemit sind auch die fruchtbarsten Gesichtspunkte gegeben zur Orientirung und Belehrung des Volkes über die verschiedenen Zeitströmungen, und der Herr Verfasser hat es verstanden, hier recht zeitgemäße Winke einzustreuen. Der Natur der Sache und dem angestrebten Zwecke entsprechend, herrscht zwar das erbauliche Moment im ganzen Werke vor, aber es bietet trotzdem einen reichen Schatz von Unterricht aus dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehre, der Schrifterklärung, der Gebräuche und Ceremonien der hl. Kirche. Um eine desto vielseitigere Belehrung und Erbauung zu erzielen, hat der Herr Verfasser auch aus dem reichen Schachte der frommen Überlieferungen, Legenden und Sagen und aus den Betrachtungen der hl. Väter und den Visionen hochbegnadigter Seelen (z. B. der Katharina Emmerich) gar Manches in seine Darstellung hineinverwoben — ein Verfahren, das durch den Vorgang und das Beispiel der hl. Väter und aller Geisteslehrer gebilligt wird und den Geist der Andacht und liebevollen Hingabe an die hl. Geheimnisse nur fördern kann, wenn es mit der gehörigen Umsicht und einem gewissen ascetischen Takte geübt wird. Wenn auch in einzelnen Punkten über das Wie und Was des letzterer Quelle entnommenen Stoffes Meinungsverschiedenheiten herrschen werden, so wird doch Jedermann dem Herrn Verfasser das Zeugniß geben müssen, er habe auch hier im Allgemeinen die goldene Mittelstraße eingehalten und sicheren Griffes das Passende ausgewählt. Zudem ist der Inhalt der evangelischen Berichte und der frommen Überlieferungen in der Darstellung meistens deutlich geschieden und kenntlich gemacht. — Betrachten wir schließlich das Werk noch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, so ist, glauben wir, auch da den billigen Anforderungen Genüge geleistet. Einwendungen und Schwierigkeiten finden ihre Lösung, die Errungenschaften der Forschungen werden oft gebührend berücksichtigt. Bei der Masse und dem Umfang des zu behandelnden Stoffes kann es selbstverständlich nicht fehlen, daß sich mitunter im kritischen Leser einige Bedenken und Wünsche regen. So scheint uns die Darstellung der Nothwendigkeit des Sühnungsopfers Christi zu schroff und ungenau; die Ausführung über das Wachsthum und die Entwicklung des Knaben Jesu, über Maria's Vorbereitung auf das Geheimniß der Menschwerdung (bes. S. 302 Sp. 1) läßt den Leser schließlich doch im Unklaren über die eigentliche Meinung des Herrn Verfassers; bei der Verwendung mancher Prophetenstellen und in einzelnen Punkten der Leidensgeschichte, z. B. über Jesus bei Annas, über den Mischtrunk vor der Kreuzigung u. dgl., hätten wir es lieber

Digitized by Google

gesehen, wenn der Herr Verfasser einer exakten Schrifterklärung mehr Rechnung getragen hätte. Diese und ähnliche Ausstellungen beeinträchtigen den Werth des in fließender, herzlicher Sprache und mit soviel Liebe und Begeisterung für den hl. Gegenstand geschriebenen Werkes nicht. Mit Rücksicht darauf, daß es ein Volksbuch, ein Familienbuch zur Erbauung und Lektüre namentlich an Sonn- und Festtagen ist, hätten wir noch als Zugabe ein Inhaltsverzeichniß gewünscht, in dem für die Festzeiten, die sonntäglichen Evangelien und Episteln (für letztere, insoweit sie z. B. bei Besprechung des alten Bundes und der Propheten inhaltlich berührt werden), und die einschlägigen kirchlichen Ceremonien u. dgl. die betreffenden Lesestücke angezeigt wären. Gebrauch und Nutzen des Buches würde erhöht; mancher würde zur Lesung schon dadurch angeregt, daß er in dem nach Art eines Kalendariums angelegten Verzeichnisse einen bestimmten Leseabschnitt für die jedesmalige Festzeit angegeben fände; und wie viele wünschen und suchen eine Belehrung über den Geist und die Bedeutung der Feste, der Ceremonien? Auf diese Weise könnte der reiche und vielseitige Inhalt des Buches zudem recht klar, übersichtlich und einladend vorgelegt werden. In Bezug auf die im Ganzen recht schätzenswerthen Illustrationen erlauben wir uns noch eine Andeutung, die freilich nur ein paar Darstellungen des Jesuskindes, der Engel und Kinder trifft. Wäre es nicht geziemender, daß auch die Kunst (trotz des gegentheiligen Beispieles großer Meister und ganzer Schulen) sich an Luk. 2, 7: et pannis eum involvit hielte?

Joseph Knabenbauer S. J.

Digitized by Google

Miscellen.

Ein russisches Urtheil über den Nationalliberalismus. In einem jüngst erschienenen, von einem Lievländer verfaßten Werke[1], auf welches wir nächstens ausführlicher einzugehen gedenken, finden wir folgendes treffliche Urtheil über den deutschen Nationalliberalismus:

„Ja dieser herrliche Nationalliberalismus! So oft ich an ihn denke, fällt mir immer jener in sich vergnügte, stattliche, reiche Müller in Hebels Schatzkästlein-Geschichten vom Zündel-Heiner und rothen Dieter ein — oder auch Wagners Zukunfts-Musik mit all' ihrem erfindungsarmen, aber um so ehrgeizigeren und betriebsameren Gegenwartslärm — oder endlich von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" mit ihrer blinden Vorsehung und vorsehenden Blindheit, dieser unbezahlbare „Rossoli"-artige Mischmasch aus aller Herren Philosophen Systemen, diese feierlich systematisirte und stereotypirte contradictio in adiecto.

Über den Fürsten Bismarck aber mag man sagen, was man will: immer doch wird ihm auch sein Feind lassen müssen, daß er eine persönliche Urkraft, ein Erfinder, oder doch Überrascher ist, kurz ein Original. Auch ich habe, ohne je sein Feind gewesen zu sein, mitunter meine schwarzen Gedanken gehabt über seine Intimität mit den Nationalliberalen; eine Intimität, für die man mitunter versucht ist, einen noch undeutscher lautenden Namen zu suchen. Ich habe mich aber nie von dem Glauben ganz losmachen können, daß es ihm eigentlich doch unmöglich erscheinen müsse, auf dem Fuße moralischer Gleichheit mit ihnen sich zu fühlen. Dieser mein Glaube nun wirft mir, in meiner Klause, folgendes Schattenspiel an die Wand, das ich gern als ein wenig zu prophetisch ansehen möchte, und mich daher von Zeit zu Zeit über die Gegenwart daran tröste.

Der Fürst hat seine Leute in der Conflictzeit gut kennen gelernt; aber besser doch noch, als der Conflict damit zu Ende ging, daß Magister Eventus hervortrat, und mehr leistete, als selbst der Kampf der Götter vermag. Aha, dachte nun der Fürst, jetzt hab' ich Euch! Ihr sollt mir noch ganz andere Sprünge machen lernen, Pirouette, auf dem Kopfe stehen, am Trapez hängen, bis man Eure leidige Gelehrigkeit für immer satt hat.

Und sofort nahm er sie in eine zwar etwas langwierige, aber, ich denke, dereinst auch erfolgreiche „hohe Schule". Er wußte, daß sie allesammt

---

[1] Russische Bekehrungen, wie sie Herr Georg von Samarin enthüllt und bekennt. Von einem stillen Beobachter. Leipzig 1874. 8°. XXXII u. 338 SS.

Digitized by Google

gegen den „schnöden Völkerschacher" des Wiener Congresses declamirt hatten, gegen die „Abscheulichkeit", über ganze Bevölkerungen, wie über „eisernes Vieh" oder globae adscriptos, ohne deren Wunsch und Willen zu befragen oder auch nur zu berücksichtigen, diplomatisch, chartographisch, militärisch zu verfügen. Er legte ihnen also einige solche Brocken natürlich mit der gehörigen, immer auf das Phantom ihrer dereinstigen „Herrschaft" gemünzten Witterung, zunächst vorzugsweise, mit derjenigen der „Idemnität", vor, ob sie wohl anbeißen würden? Und siehe da, sie bissen an, einmal, zweimal, dreimal. Er wußte, daß sie fast Mann für Mann geschworen hatten, es gebe nichts Edleres als: „freie Kirche im freien Staate". Doch er brauchte nur den Brocken „Staatskirche" anmachen zu lassen mit der Witterung einer natürlich dereinst von ihnen einzurichtenden und zu beherrschenden „Nationalkirche", und — schnapp — war der Happen herunter. Und so ging's fort, durch das ganze Parabigma: der Fürst kannte alle „Grundsätze" dieser Catonen, er wußte, theils von 1848, theils von 1862—66 her, was sie „dachten" über „Ausnahmegesetze", und dennoch — wupp, hatte er sie im Hamen des Kanzelparagraphen, des Jesuitengesetzes, der Maigesetze u. dgl., immer unter Anlegung des bewußten „Herrschafts"-Köders. Er kannte die andächtige Emphase, mit der sie das Wort „Schwurgericht" auszusprechen pflegten und siehe da, in einem Handumwenden, d. h. sobald sie zu ahnen glaubten, daß eine andere Gerichtsform ein handlicheres Mittel sein dürfte, die „Feinde", nicht des Staates, wohl aber ihrer „Herrschaft" über denselben geschäftsmäßig verurtheilt zu sehen, demonstrirten die „vornehmsten Tages-, Wochen- und Monats-Blätter" der Partei in ausführlichen, wohlstylisirten, brusttonvollen Abhandlungen, daß es nichts Absurderes, Ungerechteres und Schädlicheres geben könne als Schwurgerichte. Er wußte, daß fast jede einzelne dieser Brutusnaturen die „Verfassung" anbetete wie ein höheres Wesen, dessen Beruf ganz eigentlich darin bestehe, die künstliche Fischzucht der Gesetzgebung nicht die „heiligen" Schranken debordiren zu lassen; aber er brauchte ihnen nur den Köder der „Herrschaft" über Pfaffen, Mucker u. s. w. von Weitem zu zeigen, und flugs stellten sie zu allen übrigen Präcedenzfällen den neuen auf, nach welchem es fortan nur noch der Beruf der „Verfassung" sein solle, gefälligst Platz zu machen, sobald sie unbequem wird.

Diese ganze hohe Schule der moralischen Selbstvernichtung auf dem trockenen Wege der unter der Hitze des „Herrschafts"-Fiebers zur Vollreife gebrachten Gesinnungslosigkeit kann man sich auch unter dem Bilde zunehmender Fertigkeit des Springens über den vorgehaltenen Stock veranschaulichen, immer natürlicher unter gleichzeitiger „dilatorischer" Vorhaltung des „Alleinherrschafts"-Brockens.

Auf diese Weise nun hat die nationalliberale Partei den Kursum nachgerade soweit durchschmarutzt, daß ihr fast nur noch, gleichsam als Abiturientenarbeit, eine deutsche Repristinirung der alten englischen Bills of attainder zu leisten übrig bleibt. Und nach ihrer seit sieben Jahren bewiesenen Gelehrigkeit ist nicht im Geringsten daran zu zweifeln, daß man ihr be-

Digitized by Google

liebige einzelne, natürlich ihrer geträumten Alleinherrschaft im Wege stehende und darum verhaßte Persönlichkeiten nur würde designiren dürfen, um diese „sonderbaren Schwärmer" des „Rechtsstaats" vollkommen willig zu finden, den Weg der „Gesetzgebung" für Fällung beliebiger „Strafbeschlüsse" verwerthet zu sehen. Wird doch schon jetzt, noch ehe dergleichen Vorlagen gemacht worden sind, nach deren Vorlegung brunstvoll geschrieen, und werden die verlangten Opfer der Proscription öffentlich und namentlich bezeichnet.

Aber so hoch, denke ich, wird der Fürst den Kursus nicht einmal zu spannen brauchen. Denn er hat seine alten Freunde conflictzeitlichen Andenkens schon längst so gut dressirt, wie er sie braucht, um eines schönen Tages sich von ihnen ihr eigenes Todes- oder Abiturienten-Urtheil ausfertigen oder vielleicht auch nur mundiren zu lassen: ganz nach den Regeln der seit sieben Jahren geübten Kunst.

Dann wird man ihnen das wohlverdiente Epitaphium setzen: „Hier ruhen die National-Liberalen, welche Fürst Bismarck zwar nicht über die Klinge, wohl aber über den Stock springen ließ."

Wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zugeht. In jüngster Zeit haben die Zeitungen zuweilen „Brutalitätsstatistiken" veröffentlicht, um die in Deutschland zunehmende Verwilderung und Sittenlosigkeit gleichsam ad oculos zu demonstriren. Kein Vernünftiger zweifelt daran, daß dieses Wachsthum der Brutalität im geraden Verhältnisse zur Abnahme der Religiosität steht und folglich bei dem jetzt herrschenden „Culturkampf" noch immer zunehmen wird. Sollte es gelingen, das positive Christenthum aus Deutschland ganz zu vertreiben, so wäre es damit auch gelungen, die Zeiten der Barbarei wieder zurückzuführen. Wie es in einem „religionslosen" Staate zugeht, wo man aber doch der Kirche noch die Freiheit gestattet zu arbeiten, zeigen uns die Vereinigten Staaten Nordamerika's; dort ist aber, sobald nur einmal die katholische Kirche eine größere, den ungeheuern Länderstrecken entsprechende Thätigkeit entfalten kann, Besserung möglich; in einem „religionslosen" europäischen Staate, in welchem man der Kirche alle Adern unterbindet und sie wie ein Gewürm vertritt, wird die Brutalitätsstatistik noch ganz andere Dimensionen annehmen.

Unterdessen mag man, wie es in den Vereinigten Staaten zugeht, aus Folgendem entnehmen. In einer einzigen Nummer des „Wochenblattes der New-Yorker Presse" (Nr. 30 vom 22. Januar 1874) finden wir folgende Verbrechen verzeichnet — wir geben nur die Facta, ohne uns um die Details zu kümmern:

Boston, 19. Januar. Ein junges Bürschchen von 16 Jahren entwendet aus einem Waggon Juwelen im Werthe von 1400 Dollars.

Washington, 20. Januar. Heute begann der Prozeß gegen Richter J. W. Wright, welcher Unterschriften gefälscht hat.

St. Louis, Mo., 20. Januar. Heute wurde im Senate die Amtsentsetzung des Criminalrichters Prim beantragt, welcher sich grober Vergehen gegen die Moral schuldig gemacht hat.

Digitized by Google

Oswego, N.-Y., 20. Januar. Frecher Einbruch bei hellem Tag.

Harrisburg, Pa., 20. Januar. Ein Deutscher erschoß sich gestern mit einer bis an die Mündung geladenen Flinte.

San Francisco, Cal., 19. Januar. Randolph Mitchell tödtet seine Frau, die ihn böswillig verlassen, mit einem Rasiermesser und darauf sich selbst mit dem nämlichen Messer.

Montreal, 20. Januar. Der in Finanzkreisen wohlbekannte James J. Gentle jagte sich eine Kugel durch den Kopf.

Anderson, Ind., 18. Januar. Thomas N. Stillwell, der unter Johnson einen Gesandtschaftsposten bekleidete und gegenwärtig Präsident der Nationalbank war, macht einen Mordversuch auf Banquier Collins, wird aber von diesem zu Boden geworfen und dann mit zwei Revolverschüssen durch den Kopf getödtet.

Cincinnati, 19. Januar. Ein Soldat wird aus einer Wirthschaft geworfen und augenblicklich getödtet.

Lucan, Ont., 20. Januar. Der Farmer Sully erhängte sich heute.

Washington, 20. Januar. Im Criminalgericht wurde Dr. Christian des Leichenraubes schuldig erklärt.

Philadelphia, 20. Januar. Heute steht Fr. Heidenblut, der Ermordung des Gottfried Kühnle angeklagt, vor den Quartalassisen.

Salisbury, Md., 20. Januar. Ein gewisser Mac Lane, der am Samstag Herrn Jordan ermorden wollte, wurde heute festgenommen.

St. Louis, Mo., 14. Januar. Repräsentant Rogers von Neosha C. wurde gestern wegen Meineides festgenommen.

Indianopolis, 14. Januar. Ein Briefmarder entdeckt in einem Postbeamten, der in zwei Jahren etwa 20,000 Briefe unterschlagen hat.

Buffalo, 14. Januar. Ein Lokomotivführer hat sich den Spaß gemacht, auf einen ruhig dastehenden Zug mit seiner Maschine loszufahren; drei Passagiere und ein Bahnbeamter wurden schwer verletzt.

San Francisco, 15. Januar. Eine Schauspielerin erschoß sich in letzter Nacht.

Portland, Me., 15. Januar. Thomas A. Pike spielte gestern mit seiner erst 19 Jahre alten Frau Hazard, gerieth dabei in Streit mit ihr, schleppte sie bei den Haaren in ein Nebenzimmer und erwürgte sie.

Cincinnati, O., 17. Januar. Ein feingekleideter junger Mann stahl heute im Laden der Herren Duhme u. Comp. Juwelen im Werthe von 7000 Dollars.

Wilkesbarre, Pa., 17. Januar. Ein deutscher Commis bestiehlt seinen Prinzipal um mehrere hundert Dollars, nachdem er vorher einen Wechsel gefälscht hatte.

Milwaukee, Wisc., 17. Januar. Bob Turner von Potosi Wisc. erschlug seinen Bruder Albert mit einer Art und zwang einen andern Bruder, ihm beim Verbergen der Leiche behilflich zu sein. Von diesem dem Gerichte angezeigt und verhaftet, rühmt er sich, daß er wohl schon drei Dutzend Menschen ermordet habe.

Baltimore, Md., 17. Januar. Heute ermordete sich ein Polizist auf seinem Posten.

Baltimore, Md., 18. Januar. Zwei Neger kamen überein, einen Streit durch Zweikampf mit dem Messer auszugleichen; der eine erhielt mehrere Stichwunden im Rücken, die in zehn Minuten den Tod herbeiführten.

Morristown, Pa., 19. Januar. Die Gattin eines der bekanntesten hiesigen Kaufleute hat sich in den Fluß gestürzt.

New-York, 19. Januar. Ein Fäßchen mit 25,000 Dollars in Gold wurde am Samstag im Zollhause gestohlen.

New-York, 19. Januar. Vor zwei Wochen wurden im Schatzamt zu Washing-

ton 75,000 Dollars in Schatzanweisungen gestohlen; die beiden Diebe wurden heute hier entdeckt; der eine ist ein Stiefsohn des Generalanwaltes der Vereinigten Staaten, der andere ein Commis des Schatzamtes.

Jersey-City, 15. Januar. Frau Mary E. Freeman wurde heute von ihrem 27 Jahre alten Sohne erschossen, weil sie ihm nicht 2000 Dollars zum Beginne eines Geschäftes geben wollte.

Nehmen wir zu dieser Liste noch hinzu, daß im nämlichen Blatte noch zehn Feuersbrünste verzeichnet sind, die, theilweise wenigstens, ebenfalls Verbrechen zur Ursache haben, daß dagegen kleinere Vergehen ganz übergangen wurden, so erhalten wir ein kleines Bild von den wohlthätigen Wirkungen des religionslosen Staates. Denn wir bitten wohl zu beachten, daß die oben mitgetheilten Verbrechen zum großen Theile sogenannte „Gebildete" und Häupter des Volkes zu Urhebern hatten: Richter, Repräsentanten, ehemalige Gesandte, Postbeamte, Banquiers ꝛc.

Es könnte nun allerdings scheinen, die Woche vom 14. bis 20. Januar bilde eine Ausnahme, denn die „New-Yorker Presse" verzeichnet nicht in jeder Nummer eine solche Anzahl schwerer Verbrechen. Allein andererseits ist zu bemerken, daß dieses Blatt es sich durchaus nicht zur Aufgabe macht, alle Verbrechen zu registriren, sondern nur berichtet, was ihm gerade mitgetheilt wird; daher könnte auch diese Liste aus andern Blättern, z. B. aus dem New-York-Herald vom 21. Januar noch um ein gutes Stück vermehrt werden. Die letzte Nummer des Herald vom vorigen Jahre theilte wenigstens ein Dutzend Todtschläge mit, die am ersten Weihnachtstage stattgefunden hatten, und in der ersten Nummer dieses Jahres (7. Januar) lesen wir: „Es ist traurig, die lange Reihe von Verbrechen aufzuzählen, mit denen das neue Jahr beginnt. Kaum hat der fröhliche Klang der Glocken den Anbruch des neuen Jahres verkündet, da erhält es auch schon eine blutige Taufe. In der langen Liste von Mord und Todtschlag, ist auch nicht ein einziger Fall, wo ein Schatten von Rechtfertigung gefunden werden könnte; das Messer war überall nur das Werkzeug einer frechen und schmählichen Rachsucht." In der Nummer vom 11. Februar theilt der Herald mit, daß fünf Straßenräuber in Little-Rock O. einen Postwagen mit 14 Passagieren anhielten und ausraubten, ebenfalls fünf in Gadshill Mo. einem ganzen Eisenbahnzug das Haltesignal gaben, das Zugpersonal banden und die Passagiere plünderten und wiederum fünf in Point-Jefferson-La. die Mannschaft eines Dampfschiffes des Boeuf-River überwältigten und mit reicher Beute abzogen. „Diese frechen Raubthaten," fügt er hinzu, „werden mit der Zeit doch gar zu häufig." Es ist wohl wahr, aber die strenge Justiz und drakonischen Gesetze, die er fordert, dürften nicht das Hauptmittel sein, bessere Zustände herbeizuführen; nur eine religiöse Erziehung der Jugend, die Wiederbelebung der christlichen Lehren unter der Masse des Volkes und eine dem Christenthume entsprechende Politik und Verwaltung wird die Nordamerikanische Republik und die europäischen Staaten hindern, große Räuber- und Mörderhöhlen zu werden.

R. C.

Digitized by Google

Die Papstwahl.

Wenn die Geschichte den Geschlechtern künftiger Jahrhunderte die Personen und Ereignisse unserer Zeit vor Augen führt, so wird sie viel zu erzählen haben von einem Manne, welcher in diesem Zeitalter der Herrschaft physischer Gewalt durch die moralische Kraft seines Wortes seine gewaltigen Feinde in Verwirrung setzte und seine unterdrückten treuen Völker tröstete und stärkte. Neben ihn wird sie dann gefeierte Helden unserer Tage hinstellen, um durch deren Dunkel den Glanz seiner Lichtgestalt zu erhöhen. Gar grelle Contraste wird sie bieten; auf der einen Seite werden die zwischen den Leitern der Staaten abgeschlossenen Verträge, die Vertheilungen von Ländern und Völkern, die Verhandlungen und Beschlüsse „volksvertretender" Versammlungen nebst den Documenten der Beamtenwillkür in Ausführung der „Gesetze" dem Geschichtsschreiber die Überzeugung aufdrängen, daß in der glücklich überwundenen Zeit alle Begriffe des Rechts verloren und vergessen, und an ihre Stelle die Übermacht der Waffen, das Mehr der abstimmenden Köpfe, die oft durch Lug und Heuchelei, durch Bestechung und Verrath herbeigeführte Thatsache getreten waren. Auf der andern Seite wird aber auch der Forscher jenen Mann gewahren, welchen die Vorsehung als Träger der alten Traditionen von Freiheit und Recht, als Hüter der unverfälschten christlichen Lehre und als Vertheidiger der Rechte der Kirche Christi hingestellt. Mit allen natürlichen und übernatürlichen, zu diesem so erhabenen Berufe erforderlichen Gaben findet er ihn ausgestattet und deßhalb seines Landes und seiner Stadt beraubt, damit sein mildes und kräftiges Wort um so mächtiger aus seinem Gefängniß hinaus erschalle über die Lande, zum Schrecken seiner Feinde, zum Troste seines Volkes.

Kein denkender Christ verkennt in Pius IX. den Mann der Vorsehung für eine der denkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte. Um so mehr aber drängt sich die Frage auf: wird die Vorsehung die Grenze

Digitized by Google

ſeiner jetzt ſchon beiſpiellos langen Regierungszeit noch in weite Ferne hinausſchieben, ihn hienieden noch durch den Sieg der heiligen Sache, für welche er ſo treu gekämpft, belohnen und ſeinem Volke den Führer im Kampfe erhalten? Wir möchten ſo gerne dieſe Frage bejahen; es will uns ſcheinen, die Vorſehung müſſe aus Gründen der Billigkeit ihn mit dem Siege belohnen und dürfe uns nicht mitten im Kampfe des Führers berauben. Aber wer weiß, ob Gottes Gedanken nicht andere ſind als unſere Menſchengedanken? Wer weiß, ob nicht Pius IX., welcher während ſeines Pontificates von Kreuz zu Kreuz wandeln mußte, nicht das Kreuz zu tragen beſtimmt iſt bis in den Tod? Wer weiß, ob wir nicht auch dieſer letzten menſchlichen Stütze beraubt werden ſollen, damit wir um ſo feſter auf Gott allein vertrauen, und endlich zum Siege geführt, um ſo klarer einſehen, daß wir Gott allein den Sieg verdanken und Er keines Menſchen, auch nicht des Beſten, Hilfe bedarf?

Die Abberufung Pius' IX. mitten im Kampfe gehört in den Bereich der Möglichkeiten, und es iſt gut, ſich hieran zu erinnern. Verſetzen wir uns aber in dieſe Eventualität, ſo ſteht gleich die andere Frage vor uns: wird der große Papſt wieder aufleben in einem würdigen und den ſchwierigen Verhältniſſen gewachſenen Nachfolger?

Wir glauben nicht, durch die Berührung einer ſolchen Frage die dem geliebten Vater der Chriſtenheit ſchuldige Pietät zu verletzen. Denn die nächſte Papſtwahl iſt ja ſchon Gegenſtand des Weltgeſpräches. Leider ſieht man dem Hingange Pius' IX. nicht von allen Seiten mit denſelben Gefühlen entgegen. Während die Einen mit banger Erwartung ſich die Möglichkeit desſelben vergegenwärtigen, ſcheinen die Andern auf die Erledigung des Stuhles Petri zu harren, als auf die längſt erſehnte Gelegenheit, endlich einmal mit entſcheidendem Erfolge den ſo lange mit halbem Erfolge gekämpften Kampf zu beendigen. In der That, wäre ein ſolcher Sieg möglich, ſo dürfte freilich das beſte Mittel dazu die Beſetzung des Stuhles Petri mit einem willfährigen Werkzeuge ſein; denn ſo könnte ja die Unterwühlung des Heiligthums gleichſam vom Centrum ſelbſt aus und gewiſſermaßen unter legitimer Führung geſchehen. Indeſſen, wenn auch dieſes Ziel zu erreichen den Feinden der Kirche nicht gelingt, ſo wäre ſchon viel gewonnen, wenn ſie die Papſtwahl auf längere Zeit verhinderten. Iſt der Hirt ferne, zerſtreut man leicht die Heerde. Man ſcheint nun zu fürchten, der heilige Vater habe durch Vereinfachung der Papſtwahlgeſetze die Pläne durchkreuzt, und ſucht für den Fall, daß dieſes ſich als wirklich herausſtelle, von vorne

Digitized by Google

herein Verwirrung unter die Katholiken zu bringen, indem man dem Papste das Recht einer Änderung der Wahlordnung abspricht und falsche Lehren über die Gültigkeit der Papstwahlen in Umlauf setzt. Diesen gegenüber wollen wir daher die Hauptfragen des canonischen Rechtes über die Papstwahl, soweit sie von allgemeinerem Interesse ist, kurz aber vollständig erörtern und begründen.

I. Stellung der Päpste zur Wahl ihrer Nachfolger.

Der Kürze wegen sprechen wir nur von der Stellung der Päpste zur Papstwahl, obgleich Alles, was wir von den Päpsten sagen, von den legitimen, d. h. den durch sie berufenen und geleiteten, Concilien gilt. Beide sind Träger derselben Gewalt.

Die in diesem Artikel zu erörternden Principien sind von entscheidender Wichtigkeit für die ganze Behandlung der Papstwahlfrage; um deßhalb der Klarheit nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, wollen wir die vier erörterten Punkte in kurzen Sätzen an die Spitze stellen:

1. Die Wahl des Papstes hat Gott der Kirche überlassen.

2. Die Päpste haben sie durch Gesetze zu regeln.

3. Ein jeder Papst hinterläßt seinem Nachfolger das Recht hierzu ungeschmälert, so daß ein jeder die von seinem Vorgänger erlassenen Gesetze abändern kann.

4. Dieses Recht erstreckt sich, seinem Umfange nach, auf alle Punkte der Wahlordnung, ohne jegliche Ausnahme.

1. Seine Erörterung über die Papstwahl beginnt Suarez[1] mit einem Einwurfe, dessen kurze Besprechung nicht wenig Licht über unsere Frage verbreitet. Die päpstliche Gewalt, so wirft er sich ein, kann als die höchste Gewalt in der Kirche nur unmittelbar von Gott, nicht aber durch menschliche Wahl übertragen werden.

Es ist wahr, erwiedern wir mit ihm: nicht nur das Papstthum ist göttlichen Ursprungs, sondern auch die den einzelnen Päpsten innewohnende Gewalt wird denselben unmittelbar von Gott ohne Dazwischenkunft einer Mittelsperson verliehen. Empfangen die Bischöfe nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar ihre Gewalt von Gott, nämlich durch den Papst, so ist dieses deßhalb möglich, weil sie nicht die höchsten Hirten der Heerde sind, und ein höherer Hirt, welcher zwischen ihnen und Gott seinen Platz einnimmt, sie zur Theil-

[1] De fide disp. X. sect. 4, n. 1.

Digitized by Google

nahme am Hirtenamte beruft. Der höchſte Stellvertreter Gottes auf Erden aber kann nicht durch einen höhern Stellvertreter Gottes — denn einen höhern, als den höchſten Stellvertreter, gibt es nicht — ſondern nur durch Gott ſelbſt mit ſeinem Amte betraut werden, und es bleibt ſomit wahr, daß der Papſt nicht von Wählern, ſondern nur von Gott ſeine Macht empfangen kann; die entgegengeſetzte Behauptung ſtellt die Wähler über den Papſt und vernichtet ſomit das Papſtthum.

Nichts deſto weniger hat die Papſtwahl ihre volle Berechtigung. Denn zwei verſchiedene Dinge ſind es, eine Macht übertragen und denjenigen bezeichnen, auf den ſie übertragen werden ſoll, und es können ſich Verſchiedene ſo bei der Erhebung zu einer Würde und Machtſtellung betheiligen, daß der Eine die zu erhebende Perſon beſtimmt, der Andere ſie mit der Macht ſelbſt ausſtattet. So erhalten in einem monarchiſchen Staate die unmittelbar unter dem Könige ſtehenden Statthalter der Provinzen ihre Amtsgewalt nur unmittelbar vom Könige, und dennoch kann der König den einzelnen Stämmen das Recht verleihen, ſich ihren Statthalter aus ihrer Mitte zu wählen, und ein für alle Mal die geſetzliche Beſtimmung erlaſſen, daß derjenige ſein Statthalter ſei, welchen die Wahl der Untergebenen bezeichnet.

Daß Gott es nun der Kirche überlaſſen habe, ſeinen höchſten Stellvertreter auf Erden ſelbſt zu bezeichnen, bedarf keines Beweiſes. Das Amt ſollte nach ſeinem Willen bis zum Ende der Zeiten fortbeſtehen, wie die heilige Schrift lehrt; aber weder hat Gott die Namen der ſämmtlichen Päpſte genannt, welche von Petrus an bis zum Untergang der Welt den Stuhl Petri einnehmen ſollen, noch hat er verſprochen, die einzelnen Päpſte nach einander durch himmliſche Zeichen zu berufen, und die Geſchichte lehrt das Gegentheil. So paßt es auch am beſten in den ganzen Plan des Erlöſungswerkes. Die Offenbarung iſt mit der Sendung des heiligen Geiſtes zum Abſchluſſe gebracht, Gott greift für das Gewöhnliche nicht mehr ſichtbar ein in den Gang der Dinge und läßt die einmal geſtiftete Kirche von Menſchen durch menſchliche Mittel regieren. Die unſichtbare Leitung der Kirche durch den heiligen Geiſt wird ſich freilich beſonders bei der Wahl ihres Oberhauptes bekunden, und die glänzende, nur von wenigen Ausnahmen unterbrochene Reihe ſo vorzüglicher Päpſte, mit welcher ſich die Herrſcherlinie keiner Dynaſtie vergleichen kann, legt in der That vom Wirken des heiligen Geiſtes bei der Papſtwahl das herrlichſte Zeugniß ab, ein Zeugniß, welches durch jene Ausnahmen nicht abgeſchwächt wird, da jenen Ausnahmen als Ausnahmen

Digitized by Google

eine providentielle Bedeutung für das Wohl der Kirche nicht abzusprechen ist.

2. Hat Gott es nun der Kirche überlassen, denjenigen zu bezeichnen, auf welchen er dann die höchste Gewalt überträgt, sagen wir einfach, ihr Oberhaupt selbst zu wählen, so liegt die Frage nahe, wie die Wahl vollzogen werden soll. Hierbei ist von entscheidender Bedeutung, ob Gott selbst die Wähler bezeichnet und eine bestimmte einzig gültige Wahlreform vorgeschrieben habe oder nicht. Ist jenes der Fall, so muß Gottes Anordnung unverändert durch alle Zeiten beibehalten werden, und handelte man ihr zuwider, so würde Gott den Gewählten ebenso wenig mit der päpstlichen Macht, wie einen Täufling, bei dessen Taufe man die vorgeschriebene Taufformel nicht anwendet, mit der heiligmachenden Gnade bekleiden. Hat aber der göttliche Stifter der Kirche keine feste Norm für die Papstwahl vorgeschrieben, so ist die Kirche in Anordnung derselben frei, und es gilt für sie, was für jedes Königreich: die höchste gesetzgebende Gewalt gibt auch die Gesetze der Thronfolge. Das Letztere ist der Fall, wie leicht zu zeigen.

Nirgendwo in den Offenbarungsquellen stoßen wir auf eine Bestimmung Gottes in Bezug auf die Wahl der Nachfolger Petri. Sie sprechen weder von Wahlberechtigten, noch von Wählbaren, erklären sich nicht darüber, ob absolute oder relative Majorität oder zwei Drittel der Stimmen erforderlich seien. Und nicht nur finden wir nirgendwo ausdrückliche Bestimmungen, sondern auch keine allgemeinen, aus welchen wir auf die Anordnung einer bestimmten Wahlreform durch Gott schließen könnten. Petrus wird zum Oberhaupte der Apostel und der ganzen Kirche erhoben und soll in seinen Nachfolgern leben bis zum Ende der Zeiten; das ist Alles, was Gott angeordnet. Ohne nähere Bestimmungen über die Papstwahl, und zwar ohne genaue und beim Ableben eines Papstes schon vorliegende Bestimmungen kann aber die Kirche unmöglich bleiben. Denn in welche Rathlosigkeit und Verwirrung würde sie durch jede Erledigung des Stuhles Petri versetzt? Und um so mehr ist die genaue gesetzliche Feststellung der Bedingungen einer giltigen Wahl nothwendig, als es nicht, wie bei Bischofswahlen, eine höhere Behörde gibt, welche über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit, Giltigkeit und Ungiltigkeit der Papstwahl zu Gericht sitzen kann. Wer hat aber die Gesetze in Betreff der Papstwahl zu erlassen? Ohne Zweifel derjenige, welcher der Gesetzgeber der Gesammtkirche ist, da ja die Wahl des Oberhauptes der Gesammtkirche das Interesse der ganzen

Digitized by

Kirche auf's Innigſte berührt. Geſetzgeber der Geſammtkirche iſt aber der Papſt.

Ohne ein poſitives, von dieſer Gewalt ausgehendes Geſetz, fehlte ſelbſt das erſte Erforderniß einer Papſtwahl, nämlich Wähler mit zweifelloſer Wahlberechtigung. Nur ein Beweis hiefür. Der Biſchof von Rom iſt zugleich das Oberhaupt der Geſammtkirche, ähnlich wie der Inhaber des biſchöflichen Sitzes der Metropolitankirche zugleich kirchlicher Oberer der zur Provinz gehörigen Diöceſen iſt. Hat nun etwa die römiſche Kirche allein die Wahl zu vollziehen, weil es ſich um die Wahl ihres Biſchofes, oder hat die ganze Kirche das Wahlrecht, weil es ſich um die Wahl des Oberhauptes der Geſammtkirche handelt? In der fingirten Vorausſetzung, die höchſte kirchliche Behörde habe keine geſetzliche Beſtimmung in Bezug auf das Wahlrecht erlaſſen, iſt die Entſcheidung dieſer Frage unmöglich. Die in der Offenbarung enthaltenen Angaben reichen nicht aus. Cajetan entſcheidet ſich in der obigen Vorausſetzung für die römiſche, Suarez für die Geſammtkirche, Bellarmin glaubt, die Geſammtkirche zwar habe das Recht, ſei aber verpflichtet, die römiſche Kirche mit der Wahl zu betrauen[1]. Welche von dieſen Anſichten iſt die richtige? Wir wollen die Gründe für die einzelnen Anſichten ſpäter kurz beſprechen; hier genüge es, aus dem Umſtande, daß die maßgebenden Auctoritäten geradezu alle Meinungen vertreten, welche nur denkbar ſind, den ſicherſten Beweis herzuleiten, daß es nicht einmal zweifellos berechtigte Wähler gibt, wenn nicht die geſetzgebende kirchliche Gewalt das Wahlrecht verliehen. Hat aber die Kirche ſelbſt die Wähler zu beſtimmen, um wie viel mehr die Wahlordnung!

Einen unumſtößlichen Beweis für dieſe Wahrheit liefert uns auch die Geſchichte. Sie weist eine ganze Reihe von päpſtlichen Erlaſſen über die Papſtwahl auf. Das Ceremoniale Gregors XV., welches nur die hauptſächlichſten, noch jetzt zu Recht beſtehenden Papſtwahlgeſetze aufführt, enthält zwölf von den Päpſten und Concilien erlaſſene Conſtitutionen, von denen die erſte im Jahre 499 vom Papſte Symmachus und die letzte von Urban VIII. im Jahre 1625 gegeben wurde. Nicht zu gedenken alſo der vorhergehenden und nachfolgenden Jahrhunderte, in welchen auch Beſtimmungen über die Papſtwahl nicht fehlten, bezeu-

[1] Cajetanus Apol. II. cp. 22. (Anders in ſeinem frühern Werke: de auctoritate papae et concilii cp. 13.) — Suar. de fide disp. X, sect. 4, n. 11, 17, 18. — Bellarm. Controv. De Clerv. ep. 10.

Digitized by Google

gen diese Aktenstücke die Praxis der Kirche von mehr als elf Jahrhunderten und beweisen damit nicht etwa nur, daß Päpste und Concilien das Recht dieser Gesetzgebung thatsächlich sich zugeschrieben haben, sondern auch, daß sie es wirklich besitzen. Denn in der entgegengesetzten Voraussetzung hätte Gott selbst und nicht die Kirche die Wahlordnung gegeben. Diese Wahrheit, welche natürlich zu den Offenbarungswahrheiten gehörte, hätte die Kirche durch eine elfhundertjährige Praxis geleugnet und somit hätte sie den entgegengesetzten dogmatischen Irrthum eingeführt, was eben so sehr der Unfehlbarkeit der Kirche widerspricht, wie die Definition eines Irrthums. Mit dem Glauben an die Vorsehung Gottes für seine Kirche und an die Leitung derselben durch den heiligen Geist ist ferner die Annahme schlechterdings unvereinbar, daß die Kirche durch Verdrängung der einzig giltigen Wahlform so viele Jahrhunderte hindurch ohne Haupt und mithin auch ohne legitimes Concil gewesen, und eine so lange Reihe von Päpsten und so viele Concilien anerkannt habe, welche in Wirklichkeit gar keine Päpste und Concilien waren.

Unsere Wahrheit, daß die Regulirung der Papstwahl zu der Sphäre der höchsten gesetzgebenden Gewalt in der Kirche gehöre, steht demnach so fest, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche und der Leitung derselben durch den heiligen Geist. Berührte also auch die Geschichte mit keinem einzigen Worte die Wahlordnung der ersten christlichen Jahrhunderte, so dürfte dennoch darüber kein Zweifel obwalten, daß jenes Recht der kirchlichen Behörde vom Ursprunge der Kirche an zustand, und daß die älteste Wahlordnung von den Aposteln und deren Nachfolgern selbst eingeführt, und nicht etwa als eine von Gott selbst vorgeschriebene von ihnen nur publicirt worden ist. Denn wäre das Letztere der Fall, so würde ja die Regulirung der Wahlordnung auch in spätern Jahren nie der Kirche zugestanden haben.

Obgleich indessen bei der Einfachheit der Wahlen der ersten christlichen Zeiten, welche in der kleinen durch die Christenverfolgungen von Außen abgeschlossenen und in unterirdische Gewölbe zusammengedrängten Christenfamilie von Rom sich vollzog, sicherlich die vielen Bestimmungen späterer Jahrhunderte nicht nothwendig waren, und die nothwendigen etwa von den sterbenden oder zum Martyrertode abzuführenden Päpsten mündlich gegeben wurden, und somit amtliche Aktenstücke über die Papstwahl nicht wohl auf uns kommen konnten, so sind wir dennoch nicht ohne allen directen geschichtlichen Beweis für den Satz, daß die Päpste der allerersten Jahrhunderte über die Papstwahlen Verfügungen trafen,

Digitized by Google

und daß der erste Papst selbst aus eigener Machtvollkommenheit die erste Wahlform angeordnet hat. Da die Besprechung der ältesten Papstwahlen einem spätern Aufsatze vorbehalten bleibt, wollen wir hier nur ein höchst wichtiges Zeugniß über dieselben verzeichnen. Clemens von Rom, der Schüler Petri und sein dritter oder gar, wie Einige glauben, sein unmittelbarer Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle, schreibt der Gemeinde in Korinth[1], den Aposteln sei es nicht verborgen geblieben, daß einstens Streit über das bischöfliche Amt entstehen würde, und aus diesem Grunde hätten sie die ersten Amtsnachfolger eingesetzt und für die Zukunft die nothwendigen Bestimmungen getroffen, auf daß nach deren Tode auf andere würdige Männer das Amt übergehe. Es ist hier nicht nur nicht gesagt, daß die Apostel eine von Christus getroffene Anordnung bloß publicirt haben, sondern es ist dieses geradezu ausgeschlossen, da ja die Erkenntniß, es würden ohne solche Bestimmungen Streitigkeiten entstehen, als der Grund, weßhalb sie dieselben erlassen haben, hingestellt wird. Daß übrigens die im Ceremoniale Gregors XV. an die Spitze gestellte Constitution, die des Symmachus vom Jahr 499, nicht überhaupt die erste päpstliche Bestimmung in Betreff der Papstwahl ist, geht aus diesem Gesetze selbst hervor. Denn wenn der genannte Papst, wie er sagt, deßhalb jene Bestimmung erläßt, um Unordnungen zu verhüten, falls ein Papst durch plötzlichen Tod dahingerafft, über die Wahl seines Nachfolgers keine Anordnungen treffen kann, so hat er es damit als die gewöhnliche Praxis seiner Zeit hingestellt, daß die Päpste selbst Verordnungen über die Wahl der Nachfolger erließen.

3. Mit der erörterten Wahrheit, daß die näheren Bestimmungen der Papstwahl nicht von Gott, sondern von Menschen vermöge ihrer von Gott empfangenen Gewalt angeordnet wurden, ist die zweite Frage fast identisch, daß sie auch der Veränderung durch Menschen fähig ist, und nur deßwegen wollen wir dieser zweiten Wahrheit noch eine besondere Erörterung angedeihen lassen, weil die theologisirende Tagespresse, sei es aus Unwissenheit oder aus Bosheit, neben andern einfachen theologischen Wahrheiten auch die genannte zu mißbilligen beliebt.

Als jüngst ein liberales Hauptorgan die viel besprochene Afterbulle veröffentlichte, rief es aus: Ist das noch die alte katholische Kirche? und entsetzt wiederholten die liberalen Schwestern im Chore: Ist das

[1] I. Cor. 44.

Digitized by Google

noch die alte katholische Kirche? Und warum wäre sie es denn nicht mehr? Weil Pius IX. die Cardinäle von einigen Vorschriften seiner Vorgänger, etwa von der Constitution Gregors X. entbindet, nach welcher die Papstwahl an dem Orte vorzunehmen ist, an welchem der letzte Papst verschieden? Wir erlauben uns, die entgegengesetzte Frage zu stellen: Wäre das noch die alte katholische Kirche, wenn Gregor X. sein Gesetz so erlassen hätte, daß sein Nachfolger Pius IX. es nicht aufheben könnte? Und wir antworten entschieden: Ganz gewiß nicht. Denn dann ist die Kirche in ihrem Wesen verändert, wenn die von Gott selbst angeordneten Einrichtungen verändert sind. Der Primat aber mit der ganzen Ausdehnung seiner Gewalt ist eine unmittelbar göttliche Institution. Der Versuch eines Papstes, den Primat zu vernichten oder auch nur das geringste seiner von Gott verliehenen Rechte loszulösen, wäre ein Übergriff in die Rechte Gottes und ein Attentat auf eine wesentliche Institution der Kirche, und gelänge ein solcher Versuch, was freilich unmöglich, dann wäre in der That die Kirche nicht mehr die alte, sie wäre wesentlich verändert. Gehörte es demnach zur Zeit Gregors X. zu den von Gott verliehenen Rechten des Primats, die Ordnung der Papstwahl zu regeln, so konnte er dieses Recht keinem seiner Nachfolger entziehen; er konnte wohl sein Recht in Anwendung bringen und ein Wahlgesetz erlassen; aber seinen Nachfolgern verbieten, eine neue Anordnung zu treffen, ging über seine Machtsphäre hinaus, und ein Versuch dieser Art wäre in der That der Versuch einer wesentlichen Änderung in der Kirche gewesen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Nachfolger im Amte die Verfügungen seines Vorgängers ändern kann. Denn wenn der Gesetzgeber selbst seine früher gegebenen Gesetze umändern und aufheben kann, so kann es auch sein Nachfolger, in welchem seine Macht fortlebt, und selbst das ist eine bei den Theologen[1] ausgemachte Wahrheit, daß auch die Verfügungen der Apostel, welche sie nicht etwa nur im Auftrage Gottes verkündeten, sondern selbst kraft der ihnen übertragenen Gewalt trafen, von ihren Nachfolgern verändert und aufgehoben werden können. Haben ja ihre Nachfolger dieselbe Gewalt wie sie, wie überhaupt die Nachfolgerschaft in einem Amte nichts Anderes ist als das Eintreten in dieselben Rechte und Pflichten. Durch Ursprung und Alter ehrwürdig, erfreuen sich die

[1] S. Thom. Aqu. Quodlib. IV. a. 13. ad 1. — Suar. de leg. lib. VI. cp. 14. n. 2.

Digitized by

apostolischen Anordnungen freilich des höchsten Ansehens in der Kirche, und es kann den Päpsten das wahrlich nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß sie leichtsinnig altehrwürdige Traditionen ändern. Aber das Recht, sie zu ändern, bleibt dabei bestehen, und die Ausübung desselben kann ihnen durch Veränderung der Verhältnisse zur Pflicht gemacht werden.

Wenn man aber akatholischen Zeitungstheologen einen solchen theologischen Nonsens zu Gute halten und ihnen vielmehr nur ihre Übergriffe in ein fremdes Gebiet zum Vorwurf machen muß, bleibt es dennoch ganz unbegreiflich, wie jemand, der Theologe von Fach sein will, nämlich der neuprotestantische „Bischof", an der Änderung der Papstwahl Anstoß nehmen und ihretwegen selbst die Legitimität der heutigen Papstwahl in Zweifel ziehen kann. Woher hat denn der Herr den Satz, daß das, was einmal war, bleiben müsse in alle Ewigkeit? Ist er nicht in seinen Geschichtsstudien, denen er ein Viertel Jahrhundert gewidmet zu haben sich brüstet, auf hundert Einrichtungen gestoßen, welche der Strom der Zeiten an's Ufer geworfen? Dürfen wir erwarten, daß er die alte Fastenordnung, die strengen öffentlichen Bußen, den Laienkelch, die verschiedenen Stufen des Katechumenates für die zum Neuprotestantismus zu bekehrenden Heiden und Juden in seine Secte wieder einführt und dann das nach heutigem katholischen Brauch gespendete Buß-, Altars- und Taufsacrament als ein ungültig gespendetes bezeichnet? Durch „Menschensatzung" ist der heutige Brauch geschaffen, das ist wahr. Aber der ꝛc. ꝛc. Reinkens thut Unrecht, in Luthers Fußstapfen tretend, so verächtlich von „Menschensatzung" zu sprechen, wenn Gott selbst den Menschen, von denen die „Satzung" ausgeht, die Gewalt der Gesetzgebung verliehen. Weil Gott sie ihr verliehen, ist das, was, von ihr eingeführt, „jetzt das „„geltende Recht"" genannt wird", nicht „eine durch Usurpation oder Gewalt errungene und gesicherte Praxis", sondern wirkliches vor Gott geltendes und von den Menschen heilig zu haltendes Recht, und weil der Papst und die Bischöfe Nachfolger der Apostel und die Träger der gesetzgebenden Gewalt sind, so haben sie durch Änderung „der von den Aposteln getroffenen Anordnung" nur ihr Recht ausgeübt und nicht, wie der ꝛc. ꝛc. Reinkens im Widerspruche mit sich selbst sagt, „die göttliche Ordnung definitiv vernichtet". Oder ist jede Änderung in der Kirche unmöglich? Ist diese denn wie ein nach allen Seiten hin starrer Meteorstein vom Himmel gefallen? Ist sie nicht vielmehr wie ein Samenkorn von Gott in die Erde gesenkt, das sich unter dem Einflusse der verschiedenen Zeiten zum Baume entwickelt?

Digitized by Google

Hat ja Gott durch den Vorzug den neuen Bund vor dem alten ausgezeichnet, daß er der Kirche anstatt jener bis in die geringsten Einzelheiten hinabsteigenden Gesetze, vielmehr die weiteste, nur durch wenige positive Gesetze eingeschränkte Gewalt der Gesetzgebung selbst gab. Gleichwie das Ceremonialgesetz des neuen Bundes im Gegensatze zu dem des alten, das selbst die Länge und Breite der Altäre und die Kleidung der Priester bestimmte, nur die Hauptbestandtheile der vorzüglichsten Kultushandlungen, nämlich des heiligen Opfers und der heiligen Sacramente einführte und die Bestimmung aller übrigen Ceremonien der Kirche selbst überließ, so gab Gott auch nur die Hauptumrisse der kirchlichen Verfassung und überließ es der Kirche selbst, auf diesem Fundamente das ganze Gebäude bis zum Giebel hinaus aufzuführen.

Stellte Gott diesem allgemeinen für Gründung der Kirche beobachteten Principe gemäß auch für die Papstwahl keine unabänderliche Norm auf, so zeigt sich doch darin ganz besonders seine göttliche Weisheit, indem sich wohl schwerlich eine feststehende und unveränderliche Regel aufstellen ließe, welche für alle Zeiten zweckmäßig genannt werden könnte. Die christliche Religion ist nämlich nicht, wie die jüdische, die Religion eines einzigen, und dazu durch seine Geschichte, nationale Eigenthümlichkeiten, auf Absonderung abzielende Einrichtungen und das ausdrückliche Gebot Gottes von allen übrigen Nationen sich abschließenden Volkes, sondern eine Weltreligion, und ihr Oberhaupt ist nach Gottes Bestimmung der Herrscher aller Völker in geistlichen Dingen. Zuerst war ihr Terrain klein und die Papstwahl einfach, da weder weltliche Fürsten sich einmischten, noch ehrsüchtige Candidaten nach der päpstlichen Würde, welche außer einem baldigen Martyrertode damals wenig versprach, die Hand ausstreckten. Als aber die Kirche in die Öffentlichkeit trat und ihr Oberhaupt die Macht, welche Gott ihm verliehen, auch ausüben konnte, als die Tiara der Gegenstand ehrgeiziger Wünsche wurde und mächtige Familien dieselbe an die Glieder ihrer Häuser und Fürsten an ihre Günstlinge zu bringen suchten, genügte offenbar die einfache Wahlform der ersten Zeit nicht mehr und es mußten Maßregeln getroffen werden, um zu verhüten, daß Unwürdige und Untaugliche die höchste Würde in der Kirche zum größten Schaden derselben an sich rissen. Es ist interessant, die allmähliche Entwicklung der Wahlordnung, wie sie heutzutage vorliegt, von den Anfängen der Kirche bis auf unsere Zeit zu verfolgen. Jedes Jahrhundert lieferte neue Erfahrungen, und nie wird der Zeit-

Digitized by Google

punkt eintreten, in welchem die Kirche von dem Werke der Gesetzgebung ausruhen und sagen kann: Nun ist die Wahlform vollendet. Denn den welterschütternden Ereignissen kann sich auch die Kirche nicht entziehen, gehen sie ja vor sich in dem Schooße der alle Völker umspannenden Kirche. Wer wird sich wundern, daß Pius IX. die seit Gregor XV. übliche Wahlform modificirt, wenn er die Katastrophen in Erwägung zieht, durch welche seit 1622 die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundfesten erschüttert und namentlich die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche verändert wurden, nicht zu gedenken der Gefahren, welche dem nächsten Conclave drohen?

4. Die Gewalt, die Papstwahl durch Gesetze zu regeln, und die Gesetze der Vorgänger durch andere den Zeitumständen gemäß zu ersetzen, gehört wesentlich zur päpstlichen Gewalt und wird beim Stuhle Petri verbleiben bis zum Ende der Zeiten. Welcher aber ist der Umfang dieser Gewalt? Dehnt sie sich aus auf alle bestehenden Bestimmungen über die Wahl, oder gibt es *einen* festen Kern, welchen selbst die Päpste und Concilien nicht antasten dürfen?

Thatsache ist es, daß bei aller Verschiedenheit der so oft wechselnden Formen der Papstwahl *eine* Regel sich unverändert durch alle Jahrhunderte hindurch behauptete; das Wahlrecht war nämlich allezeit ein Vorzug der Kirche von Rom. Sollte es nun Jemand vielleicht bezweifeln, daß diese unter allen Formen wiederkehrende Regel von dem Papste alterirt, und das Wahlrecht von der römischen Kirche etwa auf die Gesammtkirche übertragen werden könne, so kann jedenfalls über keine anderen der jetzt zur legitimen und gültigen Wahl erforderlichen Bedingungen ein ähnlicher Zweifel obwalten. Denn bei jeder derselben kann man den menschlichen Ursprung leicht nachweisen. Im Jahre 1059 gab Nikolaus II., oder doch ein Jahrhundert später Alexander III. den Cardinälen das ausschließliche Wahlrecht. Das Erforderniß von zwei Dritteln der Stimmen stammt von Alexander III. aus dem Jahre 1179. Gregor X. schuf im Jahre 1274 das Conclave, welches von seinem Nachfolger wiederum beseitigt, von Cölestin V. aber wieder eingeführt wurde und von mehreren nachfolgenden Päpsten verschiedene Modificationen erhielt. Erst seit Julius' II. Constitution „Cum tam divini" (1506) macht das Verbrechen der Simonie die Wahl nichtig. Das sogenannte „Recht" der Fürsten an Betheiligung bei der Papstwahl ist selbstverständlich in spätern Jahren erst entstanden; doch wollen wir der Wichtigkeit der Sache wegen in einem besondern Artikel die

Digitized by Google

Frage erörtern, ob der Papst ihnen dasselbe entziehen kann. Kurz, wenn wir die eine Bedingung der Papstwahl, nämlich die, daß sie von der römischen Kirche vollzogen werden muß, ausschließen, so sind alle übrigen zweifelsohne nicht unmittelbar von Gott, sondern nur durch die kirchliche Gesetzgebung eingeführt und können somit auch durch dieselbe Gewalt wieder beseitigt werden.

Wie aber steht es mit jener einen Bedingung? Ist eine Übertragung des Wahlrechtes von der römischen Kirche auf eine andere oder die Ausdehnung desselben auf die Gesammtkirche möglich? Phillips [1] ist der Ansicht, daß der römischen Kirche das Wahlrecht nicht genommen werden kann. Nach ihm ist ihr „von Gott die große Auszeichnung und die besondere Gnade gewährt, als Werkzeug des göttlichen Willens dazu zu dienen, der gesammten Kirche ihr Oberhaupt zu geben." Eine ausdrückliche Bestimmung Gottes hierüber gibt es zwar nicht. Aber jener Vorzug wurde ihr dadurch zu Theil, daß der Apostelfürst den Sitz des römischen Bischofs zum Primatialsitze der ganzen Kirche erhob. In Folge dieser Thatsache wählt die römische Kirche durch die Wahl ihres Bischofs zugleich für die gesammte Kirche den Papst, wie in der Metropolitankirche des Klerus einer Diöcese durch die Wahl seines Bischofs zugleich den kirchlichen Obern für alle Bischöfe der ganzen Provinz wählt. So Phillips. Wir theilen diese Ansicht nicht. Vorerst erinnern wir daran, daß es keineswegs feststeht, ob durch eine von Gott getroffene Anordnung oder durch freien Willensentschluß Petri der bischöfliche Sitz der Stadt Rom zum Primatialsitze der ganzen Kirche erhoben worden. Wäre das Letztere der Fall, so könnten durch die Nachfolger Petri beide getrennt und der päpstliche Stuhl anderswohin verlegt werden. Sehen wir aber hievon ab und nehmen wir selbst den günstigsten Fall an, nämlich, daß Gott selbst den Primat mit dem Bischofssitze der Stadt Rom unauflöslich verbunden hat, so ist durch dieses Factum noch gar nicht der Wille Gottes kund gethan, daß die Kirche Roms das ausschließliche Wahlrecht bei Besetzung des Stuhles Petri haben solle. Bedarf die Kirche Roms nach Erledigung ihres Hirtensitzes eines Bischofs, so bedarf die Gesammtkirche eines Papstes und man könnte ebensowohl für die Behauptung Gründe aufstellen, daß nunmehr die Kirche ihren Papst zu wählen und somit bei der unzertrennlichen Verbindung des Primates mit dem bischöflichen Stuhle

[1] Kirchenrecht V. S. 735 ff.

Digitized by Google

von Rom zugleich dieser Kirche einen Bischof zu geben habe, wie für die umgekehrte Behauptung, daß die römische Kirche ihren Bischof zu wählen und zugleich aus jenem Grunde der ganzen Kirche ein Oberhaupt zu geben habe. Wie das ausschließliche Recht der Metropolitankirche, den Metropoliten für alle Bisthümer der Provinz zu wählen, menschliches Recht ist, so scheint uns auch das Recht der römischen Kirche, den Papst zu wählen, menschliches und darum der Veränderung fähiges Recht zu sein. Freilich geben wir zu, daß die wichtigsten Gründe für Beibehaltung des alten Gesetzes sprechen, wie die Schwierigkeit, bei der so oft sich erneuernden Vacanz des Stuhles Petri Vertreter des ganzen Erdkreises zu einer Wahlversammlung zu vereinigen, und namentlich das Alter des von den Aposteln herstammenden Rechtes, welches von der Kirche, wie es sich geziemt, in den höchsten Ehren gehalten wird. Aber wenn diese Gründe für die kirchliche Gesetzgebung auch entscheidend sind, das Wahlrecht der römischen Kirche zu lassen, so machen sie dasselbe doch keineswegs zu einem von Gott selbst direct verliehenen und darum unabänderlich ihr zustehenden Vorzuge.

In der Voraussetzung, daß zur Zeit der Sedisvacanz das ganze Cardinalcollegium ausstürbe, würden wir freilich mit Phillips dem Klerus der römischen Kirche, und nicht mit Suarez dem Episcopate der Gesammtkirche das Recht zusprechen, den Papst zu wählen; aber nicht aus dem von Phillips angegebenen Grunde, weil es sich um die Wahl des Bischofs von Rom handle, noch auch etwa weil, wie Bellarmin meint, ein Concil der Gesammtkirche auf den Klerus von Rom das Wahlrecht übertragen müsse, sondern, unserm obigen Grundsatze getreu, weil die kirchliche Gesetzgebung dem Klerus von Rom in der obigen Voraussetzung das Wahlrecht verliehen. Ihr zufolge sind freilich die Cardinäle die Wahlberechtigten. Aber die Wahl durch sie ist eine Unmöglichkeit. Ist aber die Beobachtung eines Gesetzes in seiner ganzen Ausdehnung unmöglich, so muß es beobachtet werden, in so ferne es beobachtet werden kann. Das früher dem Klerus von Rom zustehende Wahlrecht aber haben die Päpste in der Weise modificirt, daß es nicht mehr vom ganzen Klerus, sondern nur von einem Theil desselben ausgeübt werden soll. Ist dieser Theil an der Ausübung seines Rechtes behindert, fällt es dem Willen des Gesetzgebers gemäß dem ganzen Klerus wieder zu. Denn die Annahme ist doch wohl unhaltbar, daß die Gesetzgeber das Wahlrecht vom römischen Klerus so auf einen Theil

Digitized by Google

desselben übertrugen, daß es, falls dieser an der Ausübung desselben einmal verhindert würde, an die ganze Kirche übergehen solle [1].

Der höchste kirchliche Gesetzgeber kann also die Papstwahl regeln und alle in Betreff der Wahl bestehenden Gesetze ohne Ausnahme ändern. Schwierig ist nun die Frage, ob der Papst überhaupt die Wahl ganz umgehen und selbst einen Nachfolger bestimmen kann. Der Erörterung dieser viel besprochenen und so verschieden beantworteten Frage wollen wir einen besondern Artikel widmen.

Th. Granderath S. J.

Die „großartigen Zeugnisse" für die Descendenztheorie.

Nicht ohne Emphase inaugurirt der berühmte Jenenser Professor seinen vierzehnten Vortrag über „natürliche Schöpfungsgeschichte" folgendermaßen: „Wie ich schon zu wiederholten Malen hervorgehoben habe, wie aber nie genug betont werden kann, liegt der eigentliche Werth und die unüberwindliche Stärke der Descendenztheorie nicht darin, daß sie uns diese oder jene einzelne Erscheinung erläutert, sondern darin, daß sie uns die Gesammtheit der biologischen Phänomene erklärt, daß sie uns alle botanischen und zoologischen Erscheinungsreihen in ihrem innern Zusammenhange verständlich macht." [2] Es kann daher nicht genügen, die Principien der Darwin'schen „Theorie" auf das

---

[1] Die Wahl Martins V. durch ein aus 30 Concilsdeputirten und 22 Cardinälen zusammengesetztes Conclave, ein Factum, welches neben andern Suarez für seine Meinung geltend macht, beirrt uns nicht in unserer Ansicht. Die Giltigkeit der Wahl kann schon deßhalb nicht beanstandet werden, weil die zweifellos berechtigten Wähler, die Cardinäle, alle ohne Ausnahme für ihn votirten, und damals die Giltigkeit einer Wahl weiter Nichts erheischte, als zwei Drittel der Stimmen. Aber sie war auch durchaus legitim. Wie Gregor XII. durch seine Resignation die Cardinäle der Obedienz Johanns XXIII. zu wirklichen Cardinälen machte, so bestätigte er auch zum Voraus die vom Concil anzuordnende Wahlordnung. Gab er ihm ja die vollste Gewalt alle zur Hebung des Schisma's nöthig scheinenden Bestimmungen zu treffen (Mansi, T. XXVII. p. 733). Um so mehr war darin auch die Gewalt, die Wahlordnung dem besagten Zwecke gemäß zu bestimmen, eingeschlossen, als das Concil seinen Einfluß auf die kommende Papstwahl schon in Aussicht gestellt (Mansi, l. c. p. 715, vgl. Hefele, Conciliengesch. VII. S. 182 f.), bevor der mit den weitesten Vollmachten versehene Graf Malatesta im Namen Gregors resignirte.

[2] Häckel, S. 311.

Digitized by

bescheidene Maß erwiesener Wahrheit zurückgeführt zu haben; wir müssen uns auch das Licht näher ansehen, welches dieselbe auf die Gesammtheit der biologischen Erscheinungen wirft.

Gezwungen durch die Eigenthümlichkeit unseres Verstandes, von den sinnlich wahrnehmbaren Dingen die Eigenschaften zu abstrahiren, schreiten wir, sobald wir ein Verständniß der Naturdinge erstreben, sofort zu einer Rubrizirung derselben; wir vereinigen Individuen, deren Eigenschaften wir identisch finden und stellen dieselben andern Individuen-Complexen gegenüber. Müssen wir dabei gewissen Charakteren eine größere Verbreitung zuerkennen als andern, so werden wir zur Aufstellung eines Systemes veranlaßt, in welchem wir das Eine dem Andern unterordnen und so die organische Natur ähnlich den Büchern einer Bibliothek in ein leichter übersehbares Fachwerk bringen. Wenn dabei unsere Kriterien an der Oberfläche haften, so werden wir manche Organismen weit von einander trennen, von deren Zusammengehörigkeit uns eine genauere Untersuchung überzeugt; andere werden wir zusammenwürfeln, welche naturgemäß zu trennen wären; unser System wird ein künstliches sein. Gehen wir dagegen auf die Erforschung der Natur näher ein, so werden wir um so weniger Gefahr laufen, in unserer Anordnung den natürlichen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen, je genauer unsere Untersuchung ist; und wenn wir erst im Stande wären, alle Verhältnisse der organischen Wesen gebührend zu würdigen, so würden wir ein vollkommen natürliches System, das erste und letzte Ziel der Naturforschung, wie Linné es nennt, aufstellen können.

Von diesem natürlichen Systeme behauptet Darwin seiner Hypothese gemäß, daß es nur ein genealogisches, d. h. ein solches sein könne, welches den Stammbaum der Organismen angebe. Aus der leichten Erklärung aber, welche gewisse Regeln der Klassifikation in dieser Annahme und der Selectionshypothese finden sollen, glaubt er einen Beweis für die Richtigkeit der letzteren herleiten zu können.

Naturgemäß fragen wir zuerst nach den Gründen, welche für die Identifizirung des natürlichen mit einem genealogischen Systeme sprechen. Da stoßen wir denn zunächst auf einen Vergleich mit den Sprachsystemen, welcher die Ansicht des englischen Forschers nicht wenig zu empfehlen scheint. Wollte man nämlich, so meint derselbe, in eine Klassifikation der Sprachen alle lebenden und erloschenen Idiome ebenso wie alle mittlern und langsam abändernden Dialecte aufnehmen, so wäre

Digitized by Google

wohl eine genealogische Anordnung die einzig mögliche und zugleich streng naturgemäße[1]. Ganz so verhalte es sich auch mit den Organismen.

Dieser Vergleich mag die Ansicht Darwins recht gut erläutern, nicht das Geringste aber kann er zur Begründung ihrer Richtigkeit beitragen. Denn während man die Abstammung aller Sprachen und Dialecte von einigen wenigen Ursprachen wenigstens nachweisen kann[2], beruht die Abstammung aller Organismen von wenigen Urformen auf einer reinen Annahme, welche des Beweises ebenso sehr bedarf, wie die Behauptung der Identität zwischen genealogischem und natürlichem System.

Statt eines solchen Beweises für letztere, stoßen wir auf zwei eigenthümliche Anschauungen, deren erste die Klassifikation der Varietäten zur Grundlage hat. Darwin

„stellt sich nämlich vor, daß, wenn man einen wirklichen Stammbaum hätte, eine genealogische Klassifikation der Varietäten allgemein vorgezogen werden würde, wie denn auch einige Autoren in der That einen solchen versucht hätten. Denn möge ihre Abänderung groß oder klein sein, so könnten wir uns doch überzeugt halten, daß das Vererbungsprincip diejenigen Formen zusammenhalte, welche in den meisten Beziehungen mit einander verwandt seien. So würden alle Purzeltauben, obgleich einige Untervarietäten in dem wichtigen Merkmal der Länge des Schnabels weit von einander abweichen, doch durch die gemeinsame Sitte zu purzeln unter sich zusammengehalten, aber die kurzschnäbelige Zucht habe diese Gewohnheit beinahe oder vollständig abgelegt. Demungeachtet halte man diese Purzler, ohne über die Sache nachzudenken oder zu urtheilen, in einer Gruppe beisammen, weil sie einander durch Abstammung verwandt und in manchen andern Beziehungen ähnlich seien.“[3]

Halten wir uns an dieses Beispiel, welches Darwins ersten Beweis illustriren soll, so erfahren wir, daß zwar die kurzschnäbeligen Purzler in dem wichtigen Merkmal der Schnabellänge von den andern weit abwichen, auch die Gewohnheit zu purzeln, welche diese Gruppe eigentlich zusammenhalte, vollständig oder beinahe ganz abgelegt hätten; daß man aber dennoch, obgleich diese Tauben „fast vom Typus der Columbiden abwichen“, jedenfalls „nach bloßen äußern Charakteren von keinem Ornithologen in dieselbe Gattung mit der Felstaube würden gebracht werden,“[4] ohne weiter darüber nachzudenken oder zu urtheilen,

---

[1] Entstehung der Arten. Deutsch. Stuttgart 1872. S. 493.

[2] Vgl. die Aufsätze von P. Knabenbauer in dieser Zeitschrift 1871 I. S. 405, 1872 II. S. 224, 406, 519.

[3] Entst. der Arten. S. 494.

[4] Variiren der Thiere und Pflanzen. Deutsch. Stuttgart 1873. Bd. I. S. 168 u. 170.

Digitized by

die Unterordnung derselben unter die Purzeltauben als die natürlichste ansehen müsse, weil sie einander durch Abstammung verwandt seien. Also sei die genealogische Anordnung der Varietäten die natürlichste! — Dem gewöhnlichen Verstande dürfte dieser „Beweis" für die Identität des natürlichen und genealogischen Systemes nichts weiter scheinen als die einfache Behauptung, daß man ohne weiter nachzudenken oder zu urtheilen die Anordnung der Varietäten nach ihrer Abstammung als die natürliche ansehen müsse.

Nicht minder originell, aber wegen der künstlichen Verbindung des Wahren mit rein hypothetischen Vermuthungen ebenso verfänglich ist der zweite „Beweis" für die Identität der natürlichen und genealogischen Anordnung des Systemes. Darwin hat nämlich entdeckt, daß eigentlich schon alle Systematiker, wenn auch unbewußt, das genealogische Princip immer angewandt haben. Zwei Momente führten ihn zu dieser Entdeckung: das erste ist die Thatsache, daß man Männchen, Weibchen und Larven einer Art trotz ihrer oft außerordentlichen Verschiedenheit immer zusammenstellte und bei der Klassifikation der Varietäten die Abstammung (wie eben „bewiesen") schon wirklich mit in Betracht zog; das andere besteht darin, daß er nur so die verschiedenen Regeln und Vorschriften zu verstehen vermag, welche von unsern besten Systematikern befolgt werden[1]. Den Scharfsinn, durch welchen diese Momente zur Entdeckung jener merkwürdigen Thatsache führten, können wir nicht umhin zu bewundern; dennoch vermögen wir einige Zweifel an ihrer Beweiskraft nicht zu unterdrücken. Wenn nämlich zunächst das genealogische Princip bei der Klassifikation auch berücksichtigt wurde, folgt daraus, daß dasselbe allein maßgebend, daß die so erhaltene Anordnung eine rein genealogische war? Wie kann ferner die Logik berechtigen, aus der allerdings sichern Thatsache, daß Männchen, Weibchen und Larven immer derselben Art zugezählt wurden, den allgemeinen Schluß zu ziehen, daß die Systematiker bei Aufstellung ihrer natürlichen Arten das genealogische Princip angewandt haben? Wie will weiterhin daraus etwas für die Anordnung der Arten folgen, daß einige (keineswegs, wie hier insinuirt zu werden scheint, alle), welche die Varietäten klassificirten, die Abstammung in Betracht zogen? Und was beweist endlich die Versicherung Darwins, daß er nur so verstehen könne, wie für den Systematiker „diejenigen Charaktere (mögen sie auch

[1] Entstehung der Arten. S. 495.

Digitized by Google

an sich noch so unwesentlich sein), am wichtigsten sind, welche sich durch viele und verschiedene Species unverändert erhalten, zumal wenn diese sehr ungleiche Lebensweisen haben? Ihre Anwesenheit in so vielerlei Formen, mit so mannigfaltigen Lebensweisen könnten wir nämlich nur durch Ererbung von einem gemeinsamen Stamme erklären.“ [1] Wissen wir denn mit dieser „Erklärung“ auch nur das Geringste mehr, als wir früher wußten? Ist nicht die Zuweisung dieser unveränderten Übertragung „unwesentlicher Charaktere“ an die Vererbung die Appellation an eine durchaus unerklärte Erscheinung? mit andern Worten, die „Erklärung“ eines in seiner Ursache Unbekannten durch etwas ursächlich gleich Unbekanntes? Und wenn uns Darwin versichert, daß diese Charaktere deßhalb constant vererbt würden, weil sich die Zuchtwahl derselben wegen ihrer Bedeutungslosigkeit nicht bemächtigte; zeigt sich nicht die ganze Willkürlichkeit dieser Hypothese sofort in der weitern Annahme, daß ganz dieselben Charaktere trotz ihrer gleich geringen Bedeutung bei nahe verwandten Arten durch die Zuchtwahl in sehr verschiedener Weise verändert wurden? [2]

Hier finden wir also wirklich das rein Hypothetische mit den Thatsachen so innig verwebt, daß auf das Ganze ein Schlußsatz gebaut werden kann, der scheinbar auf Thatsachen, in Wirklichkeit auf unerwiesenen Annahmen beruht.

Es erübrigt, uns die „besonders leichte, einfache und lichtvolle Erklärung“ anzusehen, welche die bei der Klassifikation zu berücksichtigenden Erscheinungen in der Descendenztheorie finden. Fast zu gleicher Zeit, als Cuvier in seinem Règne animal mit Hilfe der vergleichenden Anatomie den Weg zur Begründung eines natürlichen Systems des Thierreiches eröffnete und nachwies, daß sich in dem innern Bau der Thiere Verschiedenheiten zeigen, welche auf ganz abweichende, nicht aufeinander zurückführbare Grundplane hinweisen, erkannte der geistreiche Begründer der heutigen Entwicklungsgeschichte, C. E. v. Bär [3] in der Entwicklungsweise der Thiere die Unterscheidung ganz derselben Typen begründet. So stellte man zunächst vier Thier-Kreise auf, die Wirbel-, Kerb-, Weich- und Strahl-Thiere, welchen später in den Pflanzen- oder gestaltlosen Thieren ein fünfter Kreis zugesellt wurde. Während also

[1] Entstehung der Arten. S. 495.
[2] Vgl. Entst. der Arten S. 486.
[3] Über Entwicklungsgeschichte der Thiere. 2 Bde. 1828.

Digitized by Google

diese fünf Typen durch anatomische Verhältnisse sowohl, wie durch den Gang ihrer Entwicklung auseinander gehalten werden, theilen die verschiedenen Individuen desselben Kreises im Körperbau und in ihrer Entwicklungsgeschichte gewisse Eigenschaften, welche auf eine Zusammengehörigkeit derselben hindeuten. So lassen sich in den so verschiedenen Extremitäten nicht nur der Säugethiere, sondern aller Wirbelthiere mit Einschluß der Fische ohne große Mühe die wichtigern einander entsprechenden Knochen nachweisen. Wir sehen dasselbe Baumaterial sich hier zur Flosse des Fisches, dort zum Flügel des Vogels oder zum Beine des Säugethieres gestalten, und wieder in derselben Klasse, z. B. der Vögel oder Säugethiere, die äußerlich verschiedensten Bildungen annehmen, und zwar so, daß sie das Thier zu denjenigen Funktionen, welche es mit seinen Extremitäten auszuführen hat, immer ganz vorzüglich befähigen. Diese Verschiedenheit bei gleichbleibendem Typus faßte man schon frühe als eine Art Anpassung der Organismen an ihre Lebensbedingungen auf, und neigte sich zu der Ansicht, daß dieselben die so oder so gestalteten Organe besäßen, damit sie diese oder jene Lebensweise befolgen könnten. Dabei glaubte man gerade in dieser Variebilität desselben Grundschema's, einer Variebilität, deren Grenzen der menschliche Geist vergebens zu bestimmen sucht, die unendliche Armuth des letztern gegenüber dem Geiste dessen zu erkennen, auf welchen als letzten Urgrund alles Geschaffene bezogen werden muß. — Aus dieser sogenannten Anpassung ergibt sich weiter, daß die nach demselben Plane angelegten Organe bei sonst sehr von einander verschiedenen Thieren eine äußerliche Ähnlichkeit annehmen müssen, wenn die betreffenden Arten die gleiche Lebensweise führen. (Darwins „Anpassungsähnlichkeit" z. B. der Flossen bei Walen und Fischen.)

Analog wie beim anatomischen Bau finden wir auch in der Entwicklungsgeschichte bis zu einer gewissen Periode eine allgemeine äußere Ähnlichkeit der Individuen desselben Thierkreises, welche zwischen verschiedenen Familien um so länger bestehen bleibt, je näher sich dieselben im Systeme stehen. Diese gedrängte Erörterung deutet vier Thatsachen an: 1. daß alle Organismen nur wenige große Ordnungen und noch weniger Klassen bilden; 2. daß die Glieder derselben Klasse im allgemeinen Plan ihrer Organisation einander gleichen; 3. daß die entsprechenden Organe in verschiedenen Ordnungen einander ähnlich sind, wenn diese unter gleichen Bedingungen leben; 4. daß die Individuen einer Klasse während ihrer Entwicklung gewisse Ähnlichkeiten aufweisen.

Digitized by Google

Dieselben sollen wegen der leichten Erklärung, welche sie in der Descendenztheorie finden, besonders schwer zu deren Gunsten in's Gewicht fallen. Da es uns hier einzig und allein darauf ankommt, zu zeigen, wie geringe Anforderungen der wortführende Theil der heutigen Naturforscher an die Wissenschaft stellt, so müssen wir uns damit begnügen, die Darwin'sche „Erklärung" obiger Thatsachen etwas näher zu beleuchten.

Mit der ersten Erscheinung, „daß alle erloschenen wie noch lebenden Organismen einige wenige große Ordnungen und noch weniger Klassen bilden," ist Darwin schnell fertig.

„Da nämlich die abgeänderten Nachkommen herrschender Arten großer Gattungen diejenigen Vorzüge, welche die Gruppen, wozu sie gehören, groß und ihre Eltern herrschend gemacht haben, zu erben streben, so sind sie beinahe sicher, sich weit auszubreiten und mehr oder weniger Stellen im Haushalte der Natur einzunehmen. So streben die größern und herrschenden Gruppen in jeder Klasse nach immer weiterer Vergrößerung und ersetzen demnach viele kleinere und schwächere Gruppen." [1]

Die in diesen beiden nicht einmal großen Sätzen gegebene „wissenschaftliche Erklärung" ist das Ergebniß von mindestens vier größtentheils mehr als unwahrscheinlichen Hypothesen. Zunächst sollen nämlich jene Charaktere, die unsere heutigen Klassen und Ordnungen kennzeichnen, den ersten Wesen, welche sie durch Variation erhielten, ein Übergewicht über ihre Verwandten verliehen haben; zu einer derartigen Vorstellung aber gehört eine mehr als üppige Phantasie. Denn um nur ein Beispiel anzuführen, so besteht der Grund-Unterschied zwischen Wirbelthieren und Wirbellosen in dem Rückenmarke, welches zuerst als sogenannte chorda dorsalis auftritt. Da nun eine von Professor Kuppfer bestätigte Beobachtung Kowelewsky's zeigte, daß den Larven der zu den Weichthieren gehörenden meist festsitzenden Ascidien (Seescheiden) ein der chorda ähnliches Gebilde zukomme, so sollen ihnen ähnliche Wesen die ersten Ahnen der Wirbelthiere gewesen sein. Diese müssen natürlich ihre Rückenmarksanlage durch eine mit den winzigsten Anfängen beginnende, ganz allmähliche Umbildung des Nervenknotens ihrer Vorfahren unter Einwirkung der natürlichen Zuchtwahl erhalten haben. Wir staunen mit Recht über die Phantasie desjenigen, der sich eine Vorstellung von dem Vortheile machen kann, welchen die schwächste Andeutung einer chorda dorsalis einem Thiere über seine nur mit einem Nervenknoten und Nervenfäden versehene Verwandten im Kampfe um's Dasein geben

[1] Entst. der Arten S. 502.

Digitized by Google

kann. Als weitere Hypotheſe ſchließt ſich an dieſe die Behauptung, daß eine ſolche eben angedeutete dem Rückenmark ähnliche Umbildung des Nervenknotens auf die Nachkommen ſich nicht nur vererbt, ſondern auch gehäuft habe, d. h. einer wirklichen chorda immer ähnlicher geworden ſei. Obgleich ferner bei den Urformen des Thier- und Pflanzenreiches nach der Selectionshypotheſe ſehr viele und mannigfache Variationen möglich waren und auch wohl ſicher exiſtirt haben, ſo waren doch, wie Darwin drittens annehmen muß, nur diejenigen von Vortheil, welche zu den Charakteren der jetzt exiſtirenden Klaſſen und Ordnungen beider Reiche führten. Alle andern Variationen, welche etwa andere Ordnungen und Klaſſen begründen konnten, mußten früher oder ſpäter ausſterben und dabei, wie ſich als vierte Hypotheſe ergibt, es ſich bei allen immer wieder ſo fügen, daß die günſtigen Umſtände, welche zur Verſteinerung eines Organismus zuſammentreffen müſſen, nie vorhanden waren.

Ebenſo „einfach und lichtvoll“ iſt die „Erklärung“ Darwins für die zweite Thatſache, daß „die Glieder einer und derſelben Klaſſe unabhängig von ihrer Lebensweiſe, im allgemeinen Plan ihrer Organiſation einander gleichen.“ Doch findet er es zweckmäßig, dieſelbe durch folgende Einleitung in's gebührende Licht zu ſetzen:

„Nichts hat weniger Ausſicht auf Erfolg, als der Verſuch, dieſe Ähnlichkeit des Bauplanes in den Gliedern einer nämlichen Klaſſe mit Hilfe der Nützlichkeitstheorie oder der Lehre von den endlichen[1] Urſachen zu erklären. Nach der gewöhnlichen Anſicht von der ſelbſtſtändigen Schöpfung einer jeden Species läßt ſich nur ſagen, daß es ſo iſt und daß es dem Schöpfer gefallen hat, alle Thiere und Pflanzen in jeder großen Klaſſe nach einem einförmig geordneten Plane zu bauen; das iſt aber keine wiſſenſchaftliche Erklärung.“ „Dagegen,“ fährt dann Darwin nicht ohne Selbſtgefühl fort, „iſt die Erklärung nach der Theorie aufeinanderfolgender geringer Abänderungen, deren jede der abgeänderten Form einigermaßen nützlich iſt, welche aber in Folge der Correlation oft auch andere Theile der Organiſation mit berühren, in hohem Grade einfach.“ Wir brauchen in der That nur „anzunehmen, daß die alte Stammform oder der Urtypus, wie man ihn nennen kann, aller Säugethiere, Vögel und Reptilien ſeine Beine, zu welchem Zwecke ſie auch beſtimmt geweſen ſein mögen, nach dem vorhandenen allgemeinen Plane gebildet hatte, ſo werden wir ſofort die klare Bedeutung der homologen Bildung der Beine in der ganzen Klaſſe begreifen.“[2]

Dieſem Darwin'ſchen Urtypus wurden die Beine wohl von einem Urfiſche erblich übermacht, der ſeine den allgemeinen Beinbau bei den Wirbelthieren bedingenden Extremitäten wahrſcheinlich auf „eine beinahe

[1] So nennt der Überſetzer J. V. Carus die causae finales.

[2] Entſt. der Arten. S. 509.

Digitized by Google

jenſeits der Darwin'ſchen Unterſuchungen liegende", jedenfalls aber durchaus natürliche Weiſe erhielt. Derſelbe tummelte ſich ohne Zweifel im Waſſer umher, wo er, Dank ſeiner Beine, „zu welchem Zwecke ſie auch beſtimmt geweſen ſein mögen", jedenfalls über ſeine Mitconcurrenten glänzende Siege erkämpfte. Er vermehrte ſich daher ſehr ſtark und da zweifelsohne ſeine Beine in demſelben Maße variirten, ſo ergibt ſich die ganz natürliche Annahme, daß einmal eine Varietät auftrat, welche ſich reptilienartig etwas auf dem Lande fortzuſchieben vermochte. Vielleicht ſchon früher hatte der Vorzug, bei eintretendem Waſſermangel den Sauerſtoff aus der Luft ſtatt aus dem Waſſer aufnehmen zu können, demſelben Urtypus aus der Schwimmblaſe eine Art Lunge angezüchtet, vielleicht war auch dieſe Umwandlung gleichzeitig mit der inhaltsſchweren Beinvariation durch das geheimnißvolle Band der „correlativen Variabilität" vor ſich gegangen; kurz, daran können wir jedenfalls nicht zweifeln, daß jenes Stammreptil mit ſeinen Schiebbeinen auch Lungen bekam. Hatte ſich aber jener Urtypus einmal an das Land gewöhnt, ſo ging es verhältnißmäßig ſchnell weiter: durch Variation, Kampf um's Daſein und Zuchtwahl bevölkerte ſich der betreffende Contingent oder die Inſel mit den verſchiedenſten Reptilien, von denen natürlich diejenigen die exiſtenzfähigſten waren, auf welche ihre zwerghaften Epigonen von heute nach descendenztheoretiſcher Vorſchrift als Ahnen zurückzublicken haben.

Eines dieſer Reptilien war zweifelsohne die Stammform der befiederten Bewohner unſeres Planeten, woraus „ſich die klare Bedeutung der homologen Bildung" ihrer Flügel mit den Beinen der Reptilien „begreifen" läßt. Ob nun die Flügel oder die Federn zuerſt entſtanden, darüber läßt ſich nicht entſcheiden; die Vogelgeneſis war aber in beiden Fällen ganz analog. Bei unſerer Schilderung nehmen wir den letzteren Fall an, weil auf dieſen eine merkwürdige Beobachtung Darwins hinzudeuten ſcheint, für welche er erſt nach langem vergeblichem Nachdenken eine Erklärung zu finden wußte.

„Bei mehreren Tauben- und Hühnerraſſen ſind nämlich die Beine und die beiden äußern Zehen dicht befiedert, ſo daß ſie bei der Trommeltaube wie kleine Flügel ausſehen. Bei den federfüßigen Bantoms haben die „Stiefeln" oder Federn, welche von der Außenſeite des Beines ausgehen und meiſt auch von den beiden äußern Zehen, zuweilen die Flügelfedern an Länge übertroffen und in einem Falle waren ſie faktiſch neun und einen halben Zoll lang! ... Man kann vermuthen, daß reichliche Nahrung zuerſt dem Gefieder eine Üppigkeit gegeben hat und daß dann das Geſetz homologer Variationen zu der Entwicklung von Federn auf den Füßen führte und zwar in

einer Stellung, die der an den Flügeln entſpricht, nämlich an der Außenſeite der Läufe und Zehen. In dieſer Annahme werde ich noch durch den folgenden merkwürdigen Fall von Correlation beſtärkt, welcher mir eine lange Zeit völlig unerklärlich ſchien: nämlich daß bei den Tauben aller Raſſen, wenn die Füße befiedert ſind, die zwei äußern Zehen theilweiſe durch Haut verbunden ſind. Dieſe beiden äußern Zehen .... entſprechen dem dritten und vierten Finger, welche im Flügel aller Vögel vollſtändig verbunden (verwachſen) und von der Haut eingeſchloſſen ſind und zuſammen das Ende des Flügels bilden. Es trägt daher bei ſiederfüßigen Tauben nicht bloß die äußere Oberfläche eine Reihe langer Federn wie Schwingen, ſondern dieſelben Finger, welche am Flügel vollſtändig durch Haut verbunden ſind, werden am Fuße zum Theil von Haut verbunden, und ſo können wir nach dem Geſetz der correlativen Variation homologer Theile die merkwürdige Verbindung gefiederter Füße und einer zwiſchen den beiden äußern Zehen auftretenden Membran verſtehen.“ [1]

Dieſes eigenthümliche Verſtändniß könnte uns faſt ein Lächeln abnöthigen, zumal ſich unvermerkt die kleine Änderung eingeſchlichen hat, daß die beiden mit einander „vollſtändig verbundenen“, d. h. verwachſenen und „von der Haut *eingeſchloſſenen*“ Finger ſchließlich nur „vollſtändig durch Haut verbunden“ ſind, während die entſprechenden Zehen nur eine theilweiſe Verbindung zeigen. Ein ſolches Lächeln aber würde ein gar „geringes Verſtändniß“ Darwin'ſcher Conjecturen verrathen; wir unterdrücken es daher, um an der Entſtehungsweiſe des Vogelflügels die ungeheure Tragweite ſolcher Dinge begreifen zu lernen.

Was iſt alſo berechtigter als die Annahme, daß ſich einmal die Schuppen oder Schilder eines Reptils in ihrer Variation der Geſtalt einer Feder etwas näherten? Ohne Zweifel bemächtigte ſich dieſer Abänderung ſofort die natürliche Zuchtwahl, weil ſie einmal nach Jahrtauſenden die Atmoſphäre mit befiederten Weſen zu bevölkern gedachte [2]. Daher achtete ſie wohl darauf, daß jene Federſpuren nicht verloren gingen, ſuchte ſie vielmehr der heutigen Feder immer näher zu bringen und ſchuf ſchließlich ein befiedertes vierfüßiges Reptil, welches ſich auf der Erde herumtrieb. Wir können leicht annehmen, daß dieſes ſeinen Verwandten einen gewiſſen Vorrang ablief, ſich ſo reichlichere Nahrung verſchaffte und dadurch das Gefieder zu einer gewiſſen Üppigkeit brachte,

---

[1] Variiren der Thiere und Pflanzen. Deutſch. 1873. Bd. II. S. 368.

[2] Nach Darwin ſollen zwar nur diejenigen Variationen an der Zuchtwahl betroffen werden, welche hic et nunc nützlich ſind. Da aber die nach ihm aus „unmerklichen Abänderungen“ entſtandenen Gebilde und Organe höherer Thiere, z. B. Federn, Flügel u. ſ. w. *nur nützlich ſind, wenn ſie eine gewiſſe nicht tief ſtehende Vollkommenheit zeigen*, ſo läßt ſich ihr ſelectionstheoretiſches Entſtehen durchaus nicht begreifen, wenn nicht die natürliche Zuchtwahl unter weiſer Berückſichtigung der Zukunft voranging.

Digitized by Google

welche ſich beſonders in der Befiederung der Füße, und zwar, wie wir annehmen können, der vordern mehr als der hintern, äußerte. Jetzt iſt es nach der Beobachtung an federfüßigen Tauben leicht zu verſtehen, daß dadurch die dritte und vierte Zehe zuerſt theilweiſe, dann ganz durch eine Haut verbunden und endlich durch die natürliche Zuchtwahl zur völligen Verwachſung geführt wurden. Den Daumen jedoch wußte ſie ſorglich vor dieſer Verwachſung zu bewahren, da ſie geſonnen war, ihm den ſpätern Lenkfittich anzuzüchten. Noch ehe dieſe Umwandlungen mit den vordern Extremitäten vollendet waren, ſetzten ſich die ſo bevorzugten Thiere wohl oft auf ihre Hinterbeine und ſchlugen mit den zum Gehen unbequem gewordenen Vorderbeinen die Luft; durch dieſen häufigern Gebrauch wurden natürlich die Bruſtmuskeln außerordentlich geſtärkt und ihnen zu Liebe erhob ſich, Dank der raſtlos thätigen Zuchtwahl, auf dem Bruſtbeine eine Knochenleiſte, welche erſt lange nachher ihrer Vollendung im Bruſtbeinkamme entgegengeführt wurde. Da jedoch nicht der Flügel allein den Vogel macht, ſo nahm die natürliche Zuchtwahl ſchon frühzeitig auch auf die andern zum Luftleben nöthigen Eigenthümlichkeiten Bedacht, fing, wie wir annehmen können, mit Hilfe der „correlativen Variabilität“ oder des „Geſetzes der Sparſamkeit“ an, die Größe des Kopfes zu reduciren, ihn ſtatt der Zähne mit einem Schnabel zu verſehen und gleichzeitig den innern Bau zweckmäßig umzugeſtalten. Endlich wird das beſtändige Streben des Thieres, ſich mittelſt der vordern Extremitäten einen größern Geſichtskreis zu eröffnen, mit Erfolg gekrönt: eines ſchönen Morgens erhob es ſich in die Lüfte, hatte vielleicht ſchon damals den Gedanken Seneca's: pertinacia impedimentum omne transcendit, und wunderte ſich wahrſcheinlich darüber, daß ihm das Fliegen bisher ſo ſchwer wurde. Sehr bald überzeugte ſich nun die natürliche Zuchtwahl, daß die befiederten Hinterbeine des reptilienartigen Federthieres für ihr fliegendes Erſtlingswerk recht unzweckmäßig ſeien, ſie beſeitigte daher zuerſt die Federn und verwandelte je nach Bedürfniß die Füße des einen in Schreit-, des andern in Sitz- oder Gang- oder Schwimm-Füße u. ſ. w. Erſt in unſerer Zeit, wo ſie nach Jahrmillionen langer Bemühung die ſtaunenswerthe Mannigfaltigkeit der Flugorgane erzeugt und es endlich dahin gebracht hat, daß mehrere ihrer beſondern Lieblinge ſich aller Lebensbedürfniſſe fliegend bemächtigen, wird die natürliche Zuchtwahl, wie wir nicht ohne Grund annehmen können, daran denken, auch die hintern Extremitäten derſelben allmälich in Flügel umzuwandeln. Die Naturforſcher kommender Jahrtauſende werden daher

Digitized by

ohne Zweifel die Freude haben, gedankenſchnelle Vierflügler in den dann jedenfalls erfundenen Luftſchiffen zu erjagen.

Wir glauben uns hiernach die Beſchreibung der „wiſſenſchaftlichen“ Entſtehungsweiſe der verſchiedenen Bewegungsorgane der Säugethiere erſparen zu können; nur müſſen wir noch hervorheben, daß die natürliche Zuchtwahl, in der Vorausſicht, daß noch einige Stellen im Luftocean von Vögeln würden unbeſetzt bleiben, ſchon frühzeitig anfing, an die Züchtung fliegender Säugethiere, die wir Fledermäuſe nennen, zu denken. Da ſich aber flügelartige Organe als die beſten Luftruder erprobten, ſo wurden ihnen dieſe mutatis mutandis in nicht minder natürlicher Weiſe, wie den Vögeln angezüchtet. So erhalten wir denn auch eine „wiſſenſchaftliche Erklärung“ der im dritten Punkte berührten „Anpaſſungsähnlichkeit“, welche ſich leicht auf alle derartigen Fälle anwenden läßt.

Beim Anblicke ſo außerordentlicher Leiſtungen der Selectionstheorie kann es uns nicht befremden, wenn ihr Urheber ſich darüber wundert, daß „viele Naturforſcher glauben, das natürliche Syſtem habe noch eine weitere Bedeutung, nämlich die, den Plan des Schöpfers zu enthüllen“.[1] Solcher Unwiſſenſchaftlichkeit gegenüber, kann er ja auf ſeine „in hohem Grade einfache“, rein „natürliche und wiſſenſchaftliche Erklärung“ hinweiſen, davon überzeugt, daß ein Dutzend Hypotheſen der „wahren Wiſſenſchaft“ keinen Eintrag thut, ſobald nur keine derſelben die Annahme des perhorrescirten perſönlichen Schöpfers nothwendig macht.

Faſt noch einfacher geſtaltet ſich nach Darwin die „wiſſenſchaftliche Erklärung“ der verwickelten Entwicklungserſcheinungen der Organismen. Sie ergibt ſich ganz von ſelbſt aus der Anwendung der beiden Principien, „daß unbedeutende Abänderungen allgemein zu einer nicht ſehr frühen Lebensperiode eintreten“ und „zu einer entſprechenden Lebensperiode vererbt werden“. Die ächt Darwin'ſche Herleitungsweiſe dieſer „Principien“ entbehrt nicht eines gewiſſen Intereſſes.

Darwin war begierig, zu erfahren, ob die neugeborenen Jungen von Windhund und Bullenbeißer, Renn- und Karrenpferd ebenſo von einander abwichen, wie die alten Thiere. Erkundigungen, welche er deßhalb bei Züchtern einzog, lauteten dahin, daß die Verſchiedenheiten beinahe ebenſo groß ſeien, was „nach dem Augenſchein auch ziemlich der

[1] Entſtehung der Arten. S. 485.

Digitized by Google

Fall war“. Sorgfältige Ausmessungen ergaben ihm aber, daß die Jungen noch entfernt nicht die abweichenden Maßverhältnisse angenommen hatten. Mögen daher auch die eben geworfenen Jungen so verschieden sein, daß man sie unmöglich verwechseln kann, so ist Darwin doch von der Richtigkeit seines „Princips“ überzeugt, daß denselben ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten „zu einer nicht frühen Periode vererbt werden“. Dieses „Princip“ haben dann die Messungen an den Jungen der wilden Felsentaube, der Kropf-, Pfauen-, Reut-, Bart-, Drachen-, Boten- und Purzeltauben ganz außer Zweifel gesetzt. Sie führten nämlich zu dem Resultate, daß „die (charakteristischen) Verschiedenheiten bei den Nestlingen dieser Rassen, obwohl man die meisten derselben eben noch von einander unterscheiden kann, ungleich geringer seien, als bei den erwachsenen Vögeln“ [1]. Wenn nun überhaupt etwas, so läßt sich aus diesen Messungen höchstens schließen, daß die Jungen verschiedener Varietäten einer Art den ganzen Betrag ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten erst einige Zeit nach ihrer Geburt erhalten; Darwins eigenthümliche Logik aber berechtigt ihn sofort zur Aufstellung seiner beiden „Principien“ in ihrer ganzen Allgemeinheit. Wie nun ganz besonders das erste „Princip“, daß „Abänderungen allgemein zu einer nicht sehr frühen Lebensperiode (zuerst) zum Vorschein gekommen sind,“ aus jenen Erörterungen folgt, läßt sich in Darwins Worten nicht eben leicht erkennen. Doch scheint ihn der Gedanke geleitet zu haben, daß „diese Vererbung zu einer nicht frühen Periode“ ihre „natürliche Erklärung“ nur in der Annahme des „allgemeinen Princips“ finde, wonach jene Abänderungen auch zu einer nicht frühen Lebensperiode zuerst eingetreten seien. Mit der Allgemeinheit dieses „Princips“ scheint es nach Darwins Ansicht vollständig verträglich zu sein, wenn er uns anderswo [2] belehrt, daß die Ursache der Veränderlichkeit in den Einwirkungen zu suchen sei, welche entweder auf den reifen Organismus, oder auf den Embryo oder schon auf das Reproduktionssystem der elterlichen Organismen ausgeübt werden.

Sehen wir daher das Säugethierindividuum in der ersten Zeit seiner Existenz einen bloßen Zellenkomplex bilden, so brauchen wir nach diesen herrlichen „Principien“ keinen Augenblick Anstand zu nehmen, darin das Erbstück seines allerersten Urahnen zu erblicken, der nach

---

[1] Vgl. über diese „Principien“ Entstehung der Arten. S. 520 u. 521.

[2] Variiren der Thiere und Pflanzen. Bd. II. S. 305 ff.

Digitized by Google

Darwin'ſcher Anſicht vor Jahrmilliarden ſein Zellendaſein friſtete. Und wenn ſich dann ſpäter im Embryo die erſte Anlage des Rückenmarkes, die chorda dorsalis, dann die Allantois, die Placenta u. ſ. w. bilden, ſo geſchieht das zweifellos deßhalb, weil einerſeits die Urahnen der Wirbelthiere ihre Chorda, andererſeits der erſte Vorläufer der Reptilien ſeine Allantois, das Stammplacentalthier ſeine Placenta u. ſ. w. „in einer nicht ſehr frühen Lebensperiode erhielt" und dem entſprechend ſie auch „ſeinen Nachkommen zu einer nicht frühen Lebensperiode vererbte". Wozu nun eine in nicht früher Lebensperiode erhaltene Chorda, Allantois, Placenta u. ſ. w. nütze waren, davon ſchweigt die Geſchichte, ebenſo wie ſie unter vielem Andern darüber Aufſchluß zu geben vergißt, weßhalb in der individuellen Entwicklungsmetamorphoſe nur die heute zu beobachtenden Eigenſchaften und zwar überall in einer genau beſtimmten Reihenfolge vererbt worden ſind.

Da nun jede irgendwie annehmbare Hypotheſe für alle einſchlägigen Fälle eine Erklärung liefern muß, ſo war dann auch Darwin auf die Beſchaffung weiterer „Principien" bedacht, welche die den eben beſprochenen zuwiderlaufenden Erſcheinungen erklären möchten. Er machte nämlich die Entdeckung, daß jene beiden „allgemeinen" Principien „keine allgemeine Regel"[1] ſeien. Er „fand nämlich beim kurzſtirnigen Purzler, daß ſeine Jungen von denen der wilden Felſentaube und der andern Raſſen in allen Maßverhältniſſen faſt genau ebenſo verſchieden waren, wie im erwachſenen Zuſtande." Statt nun durch dieſe Beobachtung betreffs ſeiner beiden erſten „Principien" mißtrauiſch zu werden, führt ihn dieſelbe zu den weitern, wenn auch nicht ganz ſo allgemeinen Principien, daß „die charakteriſtiſchen Unterſchiede entweder in einer frühern Periode, als gewöhnlich (zuerſt) erſcheinen, oder, wenn nicht, ſtatt in dem entſprechenden, in einem frühern Alter vererbt werden"[2].

Jetzt kann er nun dreiſt in alle Thatſachen der Entwicklungsgeſchichte herantreten und fragen, welche derſelben mittelſt dieſer mit faſt gleicher logiſchen Schärfe hergeleiteten „Principien", von denen die einen das Gegentheil der andern behaupten, nicht auf eine rein natürliche Weiſe „erklärt" werden könne, ohne daß man irgend eines Rekurſes auf einen perſönlichen Schöpfer benöthige.

---

[1] Entſtehung der Arten. S. 521.
[2] Entſtehung der Arten. S. 521.

Digitized by Google

Noch zwei andere Erscheinungen der Klassifikation sollen in der Hypothese Darwins eine leichte „Erklärung" finden. Die erste derselben besteht darin, „man könne es als eine allgemeine Regel ansehen, daß, je weniger ein Theil der Organisation für Specialzwecke eingerichtet ist, desto wichtiger er für die Klassifikation wird" [1]. Diese Wichtigkeit solcher Organe „hängt eben von der Beständigkeit ab, mit welcher sie in vielen verwandten Gruppen auftreten; und diese Beständigkeit wiederum hängt hauptsächlich davon ab, daß etwaige geringe Strukturabweichungen in solchen Theilen von der natürlichen Zuchtwahl, welche nur auf nützliche Organe wirkt, nicht erhalten und angehäuft worden sind" [2].

In dieser „Erklärung" haben wir wieder einen Beweis für die außerordentliche Geschicklichkeit, mit welcher der englische Forscher sich in der „natürlichen Zuchtwahl" ein Agens zu beschaffen wußte, dessen Thätigkeit er ganz nach seinem Belieben und Bedürfniß zu dirigiren vermag. Denn wir können doch nicht daran zweifeln, daß diejenigen Eigenschaften, welche „die großen Ordnungen und Klassen" der organischen Welt charakterisiren, von sehr großem klassifikatorischem Werthe sind. Von diesen hörten wir Darwin oben behaupten, daß sie den ersten damit versehenen Wesen ein Übergewicht über ihre Verwandten verschafft hätten; sie mußten daher für die betreffenden Organismen von besonderer Wichtigkeit sein und daher von der Zuchtwahl ganz vorzüglich betroffen und verändert werden. Hier erfahren wir, daß dieselben Eigenschaften wegen ihrer geringen Wichtigkeit für die Organismen durch die Zuchtwahl nicht berührt wurden und darin ihre Beständigkeit und Wichtigkeit für die Klassifikation eine Erklärung finde! [3]

Wie hier, so müssen wir auch weiterhin auf ein Verständniß der Darwin'schen Logik verzichten, wenn dieser Denker in einem Athemzuge behauptet, daß ein Organ „für die Klassifikation um so wichtiger werde, je weniger es für Specialzwecke bestimmt sei", weil nach der Selectionstheorie dadurch „seine Beständigkeit bedingt werde"; und dann wieder, daß dasselbe Organ „in verwandten Gruppen, wo man ihm doch eine gleiche (d. h. gleich geringe) physiologische Bedeutung zuschreiben darf, oft sehr veränderlich ist" [4]. Da nämlich nach Darwin eine derartige Ver-

[1] Entst. der Arten. S. 486.

[2] S. 487.

[3] Bezüglich der an dieser Stelle ebenfalls zur Sprache kommenden sogenannten rudimentären Organe verweisen wir auf die spätern Erörterungen.

[4] Entst. der Arten. S. 486 ff.

Digitized by

änderlichkeit dem Einflusse der Zuchtwahl zuzuschreiben ist, so entzieht es sich dem nicht „wissenschaftlichen“ Verständnisse, wie dieselben Organe einmal von der Zuchtwahl *nicht verändert werden*, weil sie *nicht* „für Specialzwecke bestimmt sind“, und das anderemal von der Zuchtwahl *verändert werden*, weil sie *ebenso wenig* „für Specialzwecke bestimmt sind“.

Die letzte bei der Klassifikation hervortretende Thatsache endlich ist die sog. Reihenhomologie, welche auf der Übereinstimmung verschiedener Theile desselben Individuums beruht. So sind die vordern und hintern Gliedmaßen, so nach der Ansicht vieler Physiologen die Knochen des Schädels und der Wirbel, so die Freßwerkzeuge und die Beine der Krustenthiere (Krebse) u. s. w. homolog.

Andere Naturforscher glaubten, wie wir schon oben bemerkten, gerade darin offenbare sich die unendliche Größe des schöpferischen Geistes gegenüber der Armuth eines menschlichen Bildners, daß die Grundschemen der verschiedenen Organe in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit sich zu immer neuen und neuen Formen zu gestalten vermögen. Die Darwin'sche Schule aber huldigt der Ansicht, daß man in demselben Momente auf eine „wissenschaftliche Erklärung“ verzichte, in welchem man auf den Schöpfer zu rekurriren anfange. Es befremdet uns daher durchaus nicht, wenn Darwin mit einem gewissen Mitleid ausruft: „Wie unerklärbar sind diese Erscheinungen der Reihenhomologie nach der gewöhnlichen Ansicht von einer Schöpfung! Warum sollte doch das Gehirn in einem aus so vielen und so außergewöhnlich geformten Knochenstücken zusammengesetzten Kasten eingeschlossen sein, welche dem Anscheine nach Wirbel darstellen?“ [1] Nur vermögen wir unsererseits unsere Verwunderung über diese und ähnliche Fragen, welche als ebenso viele unwiderlegliche Argumente gegen die Schöpfung angesehen werden, nicht zu unterdrücken. Denn es nimmt sich doch gar sonderbar aus, wenn Jemand daraus, daß z. B. in einem größeren Musikstücke dasselbe Motiv im buntesten Wechsel der Stimmen und Instrumente immer wiederkehrt, zu demonstriren sich unterfängt, das könne nicht einem Meister seinen Ursprung verdanken.

Darwin versichert uns nun, daß „wir nach der Theorie der natürlichen Zuchtwahl diese und alle ähnlichen Fragen beantworten können“. Zunächst läßt er uns den Verlust einer Reihe scharfsinniger und phantasiereicher Vermuthungen bedauern, indem er die Frage, wie der Körper

[1] Entst. der Arten S. 510.

Digitized by Google

mancher Thiere zuerſt in eine Reihe von Segmenten oder in eine rechte und linke Seite getheilt wurde, „beinahe jenſeits ſeiner Unterſuchungen liegend findet.“ Dann fährt er fort:

„Es muß für unſern Zweck genügen, im Sinne zu behalten, daß eine unbegrenzte Wiederholung desſelben Theiles oder Organes, wie Owen bemerkt hat, das gemeinſame Attribut aller gering oder wenig modificirten Formen iſt; daher beſaß wahrſcheinlich die unbekannte Stammform aller Wirbelthiere viele Wirbel, die unbekannte Stammform aller Gliederthiere viele Körperſegmente und die unbekannte Stammform der Blüthenpflanzen viele in einer oder mehreren Spiralen geordnete Blätter. Wir haben auch früher geſehen, daß Theile, die ſich oft wiederholen, ſehr geneigt ſind, nicht bloß in der Zahl, ſondern auch in der Form zu variiren. Folglich werden ſolche Theile, da ſie bereits in beträchtlicher Anzahl vorhanden und ſehr variabel ſind, natürlich ein zur Anpaſſung an die verſchiedenen Zwecke geeignetes Material darbieten; und doch werden ſie allgemein in Folge der Kraft der Vererbung deutliche Züge ihrer urſprünglichen oder fundamentalen Ähnlichkeit bewahren .... Derartige Theile werden, mögen ſie mehr oder weniger modificirt ſein, Reihenhomologe darſtellen, wenn nicht ihr gemeinſamer Urſprung vollſtändig verdunkelt iſt.“ [1]

Daß auch dieſer „Erklärung“ eine Anzahl Hypotheſen unterläuft, thut ihrer „Wiſſenſchaftlichkeit“, wie wir ſchon wiſſen, nicht den mindeſten Eintrag. Wir wundern uns daher nicht, wenn zu deren Gunſten zunächſt angenommen wird, daß die „unbekannte Stammform aller Wirbelthiere viele Wirbel gehabt habe“ u. ſ. w. Ebenſo wenig nehmen wir Anſtoß daran, daß Darwin die Antwort auf die Frage nach dem ſelectionstheoretiſchen Grunde dieſer Beſchaffenheit jener Stammform „beinahe jenſeits ſeiner Unterſuchung“ ſituirt findet; obgleich wir uns nicht leicht vorſtellen können, wie dieſe größere Wirbelzahl trotz der „geringen phyſiologiſchen Bedeutung“ [2], welche ſie für das Thier haben, demſelben angezüchtet werden konnten. Merkwürdiger ſchon ſcheint uns die weitere Behauptung, daß ſolche in beträchlicher Anzahl vorhandenen Theile allgemein „ſehr geneigt ſind, nicht bloß in der Zahl, *ſondern auch in der Form* zu variiren“. Wir finden dieſe Verſicherung um ſo auffallender, als Darwin an einem andern Orte [3], nachdem er die Variabilität ſolcher Theile *in der Zahl* hervorgehoben, ſo fortfährt: „In Bezug auf die Variabilität in der Struktur vielfacher Theile ſind die Zeugniſſe nicht ſo entſcheidend; aber ſoweit man ſich auf die Thatſachen verlaſſen kann, hängt ſie wahrſcheinlich davon ab, daß vielfach vorhandene Theile von geringerer phyſiologiſcher Bedeutung ſind, als einfache.

[1] Entſt. der Arten. S. 511.

[2] Vgl. Variiren der Thiere und Pflanzen. Bd. II. S. 389.

[3] Variiren der Thiere und Pflanzen. Bd. II. 388 und 389.

Digitized by

Es ist in Folge dessen der Maßstab ihrer vollkommenen Bildung weniger rigorös durch natürliche Zuchtwahl fixirt worden." Hier also sieht sich Darwin außer Stande, über die Variabilität in der Struktur vielfacher Theile entscheiden zu können, dort wird dieselbe zu Gunsten einer „wissenschaftlichen Erklärung" frischweg behauptet; hier können diese Theile wegen ihrer geringern physiologischen Bedeutung durch die natürliche Zuchtwahl weniger rigorös fixirt werden; dort hat dieselbe natürliche Zuchtwahl sie zu Organen umgebildet, welche in physiologischer Beziehung zum Theile ungefähr in erster Reihe stehen.

Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit der weitern Hypothese, daß jene Theile trotz der unzähligen Abänderungen, denen sie nach Darwin ihre heutige Gestalt verdanken, „allgemein in Folge der Kraft der Vererbung deutliche Züge ihrer ursprünglichen oder fundamentalen Ähnlichkeit bewahren." Es ist das eben wieder eine unerwiesene Annahme, welche aber die einzige Darwin'sche Logik in besten Einklang zu bringen vermag mit der andern Behauptung: „daß beständig wiederkehrende Variabilität die starke Neigung zur Vererbung überwältigt." [2] Durch die Vereinigung beider Behauptungen verschafft sich endlich Darwin ein Princip ganz wunderbarer Plasticität, durch welches er mit derselben Leichtigkeit zu „erklären" vermag, sowohl welche homologe Theile „deutliche Züge ihrer ursprünglichen Ähnlichkeit bewahren", als auch weßhalb in andern Theilen, welche man aus gewissen Gründen als homolog ansehen muß, „der gemeinsame Ursprung (d. h. ihre ursprüngliche Ähnlichkeit) vollständig verdunkelt ist."

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal in Gedanken die „wissenschaftlichen Erklärungen", welche uns Darwin gegeben hat, so erblicken wir in denselben einen traurigen Beleg für das allerdings etwas harte Urtheil, welches uns in Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte auffiel. „Aus der beklagenswerthen Entfremdung der Naturforschung von der Philosophie," sagt derselbe, „entspringen jene seltsamen Quersprünge des Verstandes, jene groben Verstöße gegen die elementare Logik, jenes Unvermögen zu den einfachsten Schlußfolgerungen, denen Sie heutzutage auf allen Wegen der Naturwissenschaft begegnen können. Hier rächt sich die Vernachlässigung der philosophischen Bildung und Schulung des Geistes unmittelbar auf das Empfindlichste."

Heinr. Kemp S. J.

---

[1] Variiren der Thiere und Pflanzen. Bd. II. S. 29.

Digitized by Google

Der hl. Cyprian und die „Altkatholiken" seiner Zeit.

„Wo steht Cyprian? Auf der Seite des vaticanischen Paganismus oder in der altkatholischen Kirche? Das ist jetzt eine brennende Frage." Mit diesen Worten eröffnete das Haupt der Neuprotestanten seine Untersuchungen über „die Lehre des hl. Cyprian von der Einheit der Kirche" (Würzburg. Stahel. 1873. 62 SS.), deren Ergebnisse er für so solid hält, daß er an denselben sogar einen Schild gegen das Anathem zu besitzen wähnt[1], welches Pius IX. in „Etsi multa" vom 21. November 1873 über ihn und seine Anhänger verhängt hat. Ob diese Ergebnisse hinreichenden Schutz gewähren, wollen wir später untersuchen; für heute erlauben wir uns die Frage umzukehren: Wo stehen die Neuprotestanten? Auf der Seite des hl. Cyprian, oder aber auf der Seite der Schismatiker, Häretiker und heidnischen Verfolger, welche Cyprian bekämpft hat?

Diese Frage erscheint uns viel natürlicher, denn es entspricht doch wohl mehr dem „historischen Sinn", an den unsere heutige „Wissenschaft" so oft appellirt, daß wir die Gegenwart an der Vergangenheit, als umgekehrt diese an jener messen. Der hl. Cyprian ist fertig und abgeschlossen, wir können von ihm, von seinen Grundsätzen ein objectives Bild aus den Quellen erlangen. So eignet es sich zur Grundlage, um darauf weiter zu bauen. Der Heilige bietet uns einen Spiegel, den wir den Neuprotestanten vorzuhalten gedenken. Wir gewinnen dadurch aber auch einen festen historischen Boden für unsere zweite Aufgabe, die Prüfung der neuprotestantischen Urtheile über den hl. Cyprian; die totale Unrichtigkeit derselben wird ganz natürlich aus dem absoluten Gegensatz zwischen dem hl. Cyprian und den neuprotestantischen Anschauungen sich ergeben.

1. Der heilige Cyprian; Bekehrung; Episcopat; erste Verfolgung unter Decius; die Bedeutung des Martyriums. (245—51.)

Ähnlich wie der hl. Augustin erst im reiferen Alter der katholischen Wahrheit gewonnen wurde, geschah es mit dem berühmten Rhetor

[1] In seinem Ausschreiben vom 14. December 1873.

Digitized by Google

Thascius Cyprianus von Carthago. Seine freie, ungebundene Lebensweise im Heidenthum, begünstigt durch eine vornehme Abkunft, durch Reichthümer und eine angesehene Stellung, war ihm so zur andern Natur geworden, daß ihm die vollkommene Umwandlung der Sitten, wie sie ihm als Wirkung der Taufe verheißen wurde, unmöglich schien[1]. Allein die Gnade hielt Wort. Je größere Schwierigkeiten sie zu überwinden hatte, desto vollständiger war der Sieg. Das Bad der Wiedergeburt löste in dem Neubekehrten alle Zweifel, verscheuchte alle Muthlosigkeit und verlieh seinem Wesen einen Aufschwung zum Höchsten, den einzig die Furcht, eingeflößt durch die Wahrnehmung seiner Gebrechlichkeit, mäßigte. Ungetheilt war seine Hingebung an Christus, unbegrenzt sein Vertrauen auf die göttliche Gnade. Es ist der Inbegriff ascetischer Weisheit, was Cyprian nach der Taufe seinem Freunde zurief: „In reicher Fülle ergießt sich der Geist, er ist an kein Maß gebunden, er strömt immerfort, er strömt im Überfluß. Wenn nur unsere Brust Verlangen trägt und sich öffnet: soweit die Fassungsfähigkeit des Glaubens reicht, den wir mitbringen, soweit geht auch die einströmende Gnade, welche wir in uns aufnehmen."[2] Gott hat sich nie von seinen Geschöpfen an Freigebigkeit überbieten lassen, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß in Cyprian schon die ersten Flitterwochen seines vertrauten Umganges mit Gott heroische Tugenden zur Reife brachten, wie sie sonst nur langer Übung zufallen[3]; sogar ungewöhnliche Gnaden, wie die Gabe der Weissagung und der Krankenheilung, sowie die Macht, Dämonen auszutreiben und zum Bekenntnisse zu zwingen, Gnaden, die in jenen Zeiten nicht selten waren, scheinen den Neophyten geschmückt zu haben[4]. Er verschenkte seine Güter an die Armen, ergab sich vollkommener Enthaltsamkeit und verbrachte seine Zeit, unter der Leitung, wie es scheint, desselben Priesters Cäcilian, der ihn bekehrt hatte, in Gebet und Studien[5].

Zu dieser völligen Hingabe an Christus trug, wie bei anderen hervorragenden Convertiten jener Zeit, der Einblick in die tiefe Corruption des rasch sinkenden Heidenthums nicht wenig bei. Hiervon gibt die

---

[1] Ep. ad Donatum, n. 3. Opp. ed. Migne. t. 4. c. 199.
[2] L. c. n. 5, c. 203.
[3] Pontius in Vita. cp. 2.
[4] Ep. ad Don. c. 203. cf. Tillemont, Mém. pour servir à l'histoire. IV. 50.
[5] Pontius, l. c.

Digitized by Google

erste Schrift Cyprians, der mehrerwähnte Brief an Donat, Zeugniß. Cyprian führt seinen Freund in dieser blühenden Apologie auf eine Warte, um in einer meisterhaften Umschau den rettungslosen Zustand, das völlig Unbefriedigende des heidnischen Lebens und Treibens zu zeigen. Die zuchtlose Üppigkeit der Theater, die Unnatur der Gladiatorenspiele und Thiergefechte, der völlige Verfall der Sitte in der Familie, das Verschwinden aller Tugend aus dem öffentlichen Leben, die Bestechlichkeit der Richter, die Unmenschlichkeit der den Parteileidenschaften dienenden Strafrechtspflege, die Hohlheit und innere Verlogenheit der mit ihren Opfern für's Vaterland prunkenden politischen Größen, die unersättliche Gier der Reichen, das wilde Jagen nach Genuß in allen Ständen — all' das zieht in scharf gezeichneten Bildern aus dem Leben an unserem Blicke vorüber. Dieser ruhelosen, trugvollen, sich selbst zerstörenden, der Erde und ihrer Lust fröhnenden Herrlichkeit stellt Cyprian die Ruhe der mit Gott in der Kirche versöhnten Seele, die von der Erde losgerungen, auf den Himmel gerichtet, vom hl. Geist beschwingt ist, gegenüber. Welch' tiefe Züge aus dieser reinen Luft einer höhern Region bekundet der Ausruf: „Einzig dort ist die sanfte, nicht trügende Ruhe; einzig dort der unvergängliche, feste Friede, wo man diesem Wirrwarr einer sturmbewegten Welt entronnen, im sichern Grunde des Heils seinen Anker ausgeworfen hat, um, den Blick von der Erde zum Himmel gewandt, zugelassen zu dem Dienste seines Herrn, im Geiste mit Gott vereinigt, seinen Ruhm nur darin zu suchen, daß man tief unter sich sieht, was in den Augen der übrigen Menschen groß und erhaben ist. Wer über die Welt sich emporgeschwungen hat, der kann nichts mehr von der Welt wünschen, nichts mehr von ihr begehren." [1]

In diesem vollkommenen Bruch mit der heidnischen Weltanschauung, in dieser vollständigen Selbstübergabe in den „Dienst des Herrn" liegt bereits wie im Keime das ganze Leben, Wirken und Lehren des großen Martyrers und Kirchenlehrers von Carthago vorgebildet. Nur im Anschluß an die Kirche Christi ist Heil! Diese Wahrheit hatte sein Adlerblick erfaßt, um trotz Sturm und Drang sie nimmer zu lassen. Bald sollte er den „Dienst seines Herrn" von einer andern als der beschaulichen Seite kennen lernen.

Die Bekehrung Cyprians mußte den Gläubigen von Carthago als eine bedeutende Errungenschaft für ihre Kirche erscheinen; die Früchte

[1] Ep. ad Don. n. 14. c. 220.

Digitized by Google

der Taufgnade, welche in so reicher Fülle vor ihren Augen hervortraten, verwandelten ihre Theilnahme in Liebe und begeisterte Anhänglichkeit. Dieß äußerte sich in seiner Erhebung zur Priesterwürde, die ihm auf Verlangen der Gläubigen verliehen wurde; und als sodann der bischöfliche Stuhl erledigt war, wenige Jahre nach Cyprians Bekehrung, forderte die Gemeinde einmüthig, wie durch Inspiration, daß Cyprian Bischof werde. Sein Versuch, sich zu entziehen, schlug fehl; das Volk belagerte das Haus, wohin er sich zurückgezogen, und bewachte die Ausgänge. Cyprian mußte sich ergeben [1]. Dieses Ereigniß fällt in das Jahr 248; denn in seinem Briefe an den Papst Cornelius (Ep. 55. c. 6), der in das Jahr 252 fällt, spricht er von einer vierjährigen Verwaltung seines Amtes [2]. Übrigens waren 5 Priester mit der Wahl nicht einverstanden. Noch in der Vorbereitung auf das Priesterthum hatte Cyprian sein apologetisches Werkchen „über die Nichtigkeit der Götzen" (de idolorum vanitate) verfaßt, das im Inhalt sehr einfach, in der Form gleich dem Briefe an Donat den ehemaligen Rhetor durchblicken läßt. Als Bischof schrieb er gegen gewisse Mißbräuche des Luxus, ungebundener Sitten und des Weltsinnes, die sich in dem Stande der gottgeweihten Jungfrauen zu Carthago eingeschlichen hatten. Ihr Stand ist ihm ein Blüthenschmuck der Kirche, eine Zierde der christlichen Gnade, ein dem Martyrium zunächst stehender höherer Beruf, Christus zu dienen, eine vollkommenere Art der Nachfolge Christi, eine Vorbildung des Lebens nach der Auferstehung, eine Brautschaft Christi [3]. Dem entsprechend behandelt der hl. Bischof hier wie anderswo den Bruch des Gelübdes als einen an Christus verübten todeswürdigen, sacrilegischen Treubruch. Die allgemeine Grundlage dieser besonderen Verpflichtungen gottgeweihter Personen zu Christus bildet die Pflicht der Christen, „als Erlöste durch das Blut Christi durch alle Leistungen der Dienstbarkeit dem Befehle Christi zu gehorchen." [4] Auf dieses Dienstverhältniß zu Christus wird auch in spätern Schriften der Gehorsam der Gläubigen und des Klerus gegen ihren rechtmäßigen Bischof zurückgeführt. Es war die oberste Richtschnur für den hl. Cyprian selber in der Erfüllung seiner Hirtenpflichten, namentlich des standhaften Bekenntnisses des Glau-

---

[1] Pontius, l. c. c. 3.
[2] Migne, t. 3, c. 804. cf. Tillemont, l. c. p. 55.
[3] De habitu virginum, n. 3. 7.
[4] L. c. n. 2. 21. 22.

Digitized by

bens durch Wort und Beispiel, das die damalige Lage der Kirche als die erste Pflicht des Bischofs erscheinen ließ.

Der zehnjährige Episcopat des Heiligen (248 bis 14. Sept. 258) fiel nämlich in eine Reihe der heftigsten Verfolgungen und anderer äußerer Unglücksfälle. Das römische Reich in seinen Grundfesten erschüttert durch die Verlegung der Gewalt in die Armee, welche den Schwerpunkt verrückte, barbarische Völkermassen, aus denen die Legionen geworben waren, zu Herren und das Imperium zum Spielballe wilder entfesselter Leidenschaften machte, griff in der Fieberhitze von Zeit zu Zeit zu einem allgemeinen Aufgebot seiner Kräfte gegen die Christen, deren Glaube doch unter dem Zerfalle des Götterwahns die einzige Kraft war, von welcher eine Fristung, wenn nicht Verjüngung der Reichseinheit und gründliche Bezwingung der Barbaren zu hoffen war. Ein solches Aufgebot erließen auch die beiden Decius, Vater und Sohn, als sie nach dem Falle des Kaisers Philipp bei Verona, zu Ende des Jahres 249, die oberste Herrschaft von ihren Legionen empfingen. In einem Edict erklärten sie die Christen als die Urheber alles Unheils im Reiche, in dem sie sich berufen hielten, den Frieden herzustellen, weil dieselben die Rache der Götter herausforderten. Um diese zu besänftigen, sollten die Anhänger der verhaßten Religion ohne Ansehen der Person, wessen Standes und Alters sie auch sein möchten, angehalten werden, den Staatsgottheiten zu opfern und im Falle der Weigerung, durch Gefängniß, ausgesuchte Folterqualen, oder aber durch Verheißungen zur Gefügigkeit gegen das Staatsgesetz gebracht, und falls dieses nicht gelänge, in's Meer versenkt, lebendig verbrannt, den wilden Thieren vorgeworfen, an Bäumen den Raubvögeln zur Speise aufgehangen, oder sonst wie zum Tode befördert werden [1]. Das Edict, in Rom öffentlich angeschlagen, wurde durch Couriere in alle Provinzen gesandt; nach Afrika mag es im Monat Februar (250) gelangt sein. Es kam den Christen wie ein Blitz aus heiterem Himmel; allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Seit Septimius Severus, der im Jahre 211 zu Grunde ging, hatten sie sich, mit kurzer Unterbrechung durch Maximin den Thracier (235—38), der Ruhe erfreut. Leider hatte diese Ruhe für ihren Eifer nachtheilig gewirkt; die Sitten ihrer heidnischen Umgebung fanden auch allmählich bei ihnen Eingang. So traf sie das Edict meist unvorbereitet. Frühere Verfolgungen der Heiden waren in der Regel

[1] Eine Paraphrase bei Tillemont, l. c. III, 309.

Digitized by Google

aus der Mitte des Volkes hervorgegangen und die Regierung hatte den Fanatismus desselben gemäßigt, wie Hadrian, oder zu ihren Zwecken gebraucht, wie Marc Aurel. Jetzt schien sich, wie Origenes als Zeitgenosse bemerkt, Alles, was groß und angesehen war, die Fürsten, der Senat, alle Stände und Städte verschworen zu haben, um den Namen Jesu und sein Volk auszurotten. Viele glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen. Schon der Anblick der Zurichtungen, schreibt, der hl. Gregor von Nyssa, war entsetzlich. Die Magistrate hatten alle anderen Geschäfte bei Seite gestellt, um sich ausschließlich der Henkerarbeit hinzugeben. Was von den Christen fliehen konnte, floh; alle Gefängnisse waren überfüllt. Die Freude war verschwunden, das Vertrauen entwichen. Nachbarn, selbst Verwandte und Freunde, meist gestachelt von Habsucht, wurden zu Verräthern und Anklägern. Man sprach nur noch von den schrecklichen Aufzügen vom Gefängnisse zum Gerichte, vom Gerichte zu den Marterstätten. Ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wurden die Peinen angewandt [1].

Schlimmeres berichten Cyprian von Carthago, Dionysius aus Alexandrien und Ägypten [2]. Neben manchen glorreichen Proben des Heldenmuthes kamen zahllose Fälle von Glaubensverläugnung vor. Die Weltliebe hinderte die Einen, ihre Güter preiszugeben und durch die Flucht sich zu retten. Andere, und dieses waren weitaus die meisten, besonders aus den höhern Ständen, warteten nicht einmal, bis sie gefänglich eingezogen wurden, sondern kamen mit der Glaubensverläugnung zuvor, und nicht zufrieden mit dem eigenen Falle, suchten sie Angehörige und Freunde zu dem gleichen Schritte zu bewegen; wieder Andere endlich wußten sich Bescheinigungen von den Richtern zu erwerben, daß sie dem Edicte genügt hätten, um sich gegen weitere Belästigungen sicher zu stellen. (Libellatiker.)

Eines der ersten Opfer war der hl. Papst Fabian zu Rom (20. Januar 250); hier zeichneten sich mit dem Klerus die Gläubigen durch eine ruhmvolle Standhaftigkeit aus. Zu Carthago und im übrigen proconsularischen Afrika trat man Anfangs noch nicht mit dem Äußersten hervor, man begnügte sich mit Einkerkerungen. Der heidnische Pöbel aber verlangte sofort mit Ungestüm, daß Cyprian den Löwen

---

[1] Bei Tillemont, l. c. III, 309 sq.

[2] Cyprian. de lapsis. n. 4 sqq. Migne, t. 4. c. 467 sqq. — Euseb. Hist. Eccl. VI, 41.

Digitized by Google

vorgeworfen werde. Der Heilige hatte jedoch, zeitig gewarnt durch ein himmlisches Gesicht, Carthago verlassen und ein sicheres Versteck gefunden, von dem aus er mit seiner Heerde brieflichen Verkehr unterhalten konnte, wie es ihm auch möglich war, das hl. Opfer für sie Gott darzubringen. Vom Proconsul wurde er in die Acht erklärt [1]. Ein Jahr ungefähr währte die Verfolgung. Erst nach Ostern 251 durfte Cyprian in seine Diözese zurückkehren. Wie sein Lebensbeschreiber mit Recht sagt, lag es im Plane der Vorsehung, den hl. Bischof zu bewahren, um die durch die Verfolgung der Kirche zu Carthago geschlagenen tiefen Wunden zu heilen. Die meisten der Briefe, welche Cyprian von seinem Verstecke aus an den Klerus und die Gläubigen zu Carthago richtete, auch jene, die seinen Verkehr mit dem Klerus in Rom enthalten, sind noch vorhanden. Sie gestatten uns, ihn von seiner Ankunft im Verstecke bis zu seiner Abreise zu begleiten und alle die wichtigeren Vorkommnisse in Carthago zu verfolgen. Nach Ostern (250) begannen die Folterqualen, denen einzelne der heiligen Bekenner erlagen; der hl. Mapalicus, dessen Fest auf den 17. April angemerkt ist, eröffnete die Reihe. Der Bischof hatte für die Bekenner, wie für die Armen bei seiner Abreise Geld hinterlegt; er behielt Jene vor Allem im Auge. Unter seinen Anordnungen für dieselben findet sich auch die, daß um Aufsehen zu vermeiden, die Priester, die in den Gefängnissen das hl. Meßopfer darbrachten, gleich den sie begleitenden Diakonen abwechseln sollten [2]. Bis zu den Gemarterten wußte seine Hirtenstimme zu dringen, um sie zur Standhaftigkeit zu ermahnen; dieselben waren übrigens vom besten Geiste beseelt [3]. Als die Verfolgung gegen Ende des Jahres einen neuen, heftigeren Anlauf nahm, wurden auch einzelne Priester schwach und fielen ab. Der Schrecken hierüber war so groß, daß man dringend die Rückkehr des Bischofs begehrte. Allein er durfte seinem Entschlusse nicht untreu werden. In einer ernsten Ansprache legte er den Priestern die Gründe dar, die Manche aus ihren Reihen zum Falle gebracht; die Bekenner warnte er vor falscher Sicherheit. Da die Martyrien sich mehrten, erbat er sich die Namen der einzelnen Blutzeugen, um ihr Andenken im hl. Opfer zu begehen [4]. Eigenthümlich sind die

---

[1] Epp. 7. 9. 14. 55 (Ausgabe von Baluze bei Migne, t. 3 u. 4).
[2] Ep. 4. Migne, t. 4, c. 231.
[3] Epp. 8, t. 4 c. 245 sqq.
[4] Epp. 5, 6, 7.

Digitized by Google

himmlischen Visionen, über die er in dieser letzten Zeit dem Klerus Mittheilungen zukommen ließ. Eine derselben verwies auf das Gebet in Eintracht, um die Gnade des Martyriums zu erlangen; es war dieses ein Wink, daß die in Carthago keimende Zwietracht ein Hauptgrund des Abfalls so Vieler war [1]. In einer andern war ihm Gott, unter dem Bilde des Hausvaters, zur Rechten desselben Christus, trauernd über die Treulosigkeit der Gläubigen, zur Linken der Widersacher, triumphirend, daß ihm gestattet war, unter den Christen zu wüthen, mit einem Netze, um es auf die Sorglosen zu werfen, gezeigt worden. Wieder ein anderes hieß ihn Muth fassen, denn das Ende der Prüfung sei nahe; nur eine kleine Weile verschiebe es sich, weil noch Einige der Probe unterzogen werden müßten [2].

Seine Rückkehr nach Ostern 251 wurde verzögert durch eine Spaltung, von welcher alsbald die Rede sein wird. Die Verfolgung hatte vor Ostern ihr Ende erreicht. Decius war durch Aufstände im Innern und Einbrüche der Barbaren von Außen, in denen er vor dem Schlusse des Jahres sammt seinem Sohne ein wohlverdientes Ende fand, verhindert worden, sein Blutwerk gegen die „Reichsfeinde" zu vollenden. Er diente einer höhern Hand zur Reinigung der Kirche Gottes; nachdem die Zuchtruthe ihren Dienst gethan, ward sie in's Feuer geworfen.

Für den hl. Bischof gab es nach seiner Rückkehr Vieles zu ordnen. Die Frage, wie die Abgefallenen, die sich in Masse zur Wiederaufnahme in die Kirche herbeidrängten, zu behandeln seien, erheischte eine reifliche Überlegung. Cyprian sah in der Sache eine Angelegenheit der allgemeinen Kirche; deßhalb begnügte er sich nicht, dieselbe auf einer afrikanischen Synode, die vor dem Beginne des Sommers 251 zu Stande gekommen sein muß, zur Sprache zu bringen, sondern er blieb über diese Sache mit der römischen Kirche in Verbindung und erfreute sich im Wesentlichen ihrer Übereinstimmung. Diese letztgenannte Kirche war jetzt erst, nach 16monatlicher Vacanz, in die Möglichkeit versetzt worden, sich in dem hl. Cornelius (4. Juni 251 bis 14. September 253) ein Haupt zu geben. Die Väter der genannten Frühlings-Synode von 251 waren noch um Cyprian versammelt, als die Nachricht darüber, sowie über die Wahl eines Gegenbischofs, des Novatian, nach Afrika gelangte. So wichtig auch der Hauptgegenstand der Synode, den Cyprian in

[1] Ep. 7. Migne, t. 4. c. 242.
[2] L. c. t. 4. c. 244.

Digitized by Google

seiner Schrift De lapsis zuvor erörtete, für die Geschichte der Bußdisciplin ist, so liegt er doch unserer Untersuchung aus dem Wege. Nur die der Behandlung zu Grunde liegende klare Anschauung des Kirchenlehrers, daß es Fragen der Disciplin gebe, welche die Competenz des Bischofs und auch die einer ganzen Provinz überschreite [1], sei im Vorbeigehen angemerkt.

Dagegen müssen wir noch einen Augenblick bei seinen verschiedenen Äußerungen über das Martyrium verweilen, weil sie auf's Innigste mit seiner Anschauung von der Unbesiegbarkeit, Hoheit und Göttlichkeit der katholischen Kirche, als deren höchsten Schmuck er das Martyrium lobpries, zusammenhangen. Durch alle Ermahnungen leuchtet der Gedanke hindurch: der Martyrer siegt durch einen besondern Beistand Christi, des Sohnes Gottes, den er nur bei innigem Anschluß an die Kirche hoffen darf. Die Verfolgung dient gerade dazu, diese erhabene Auszeichnung der katholischen Kirche recht zu veranschaulichen. Der Heilige bezeugt in diesem Sinne, daß er selbst inmitten der Verfolgung nicht aufhören konnte, Gott Dank zu sagen [2], ja er frohlockt förmlich in seinen Briefen an die Bekenner, sowie an den römischen Klerus über das erhabene Schauspiel, das diese Zeugen Gott, den Engeln und den Menschen bieten [3]. Hieher gehört es ferner, wenn ihm das Martyrium als eine besondere Belohnung für die dem Schisma entgegengesetzte Friedfertigkeit und Eintracht in der Treue gegen die katholische Kirche erscheint [4]. Länger verweilt er dabei, das Martyrium als eine Verherrlichung der wahren Kirche Christi, als einen Triumph über die Welt, den sie von ihrem Bräutigam durch eine besondere Gunst empfängt, darzustellen. Überwältigt hievon, ruft er, während die erste Verfolgung wüthete, aus: „O glückselige Kirche, unsere Kirche, welche also von der Ehre göttlicher Gnadenerweisung erleuchtet, welche in unsern Zeiten durch das glorreiche Blut der Martyrer verherrlicht wird [5]. Und nach dem Frieden empfängt er die Bekenner im Namen der Kirche

---

[1] Ep. 14 ad presbyteros et diaconos Romae consistentes: „Nec in hoc legem dedi aut me auctorem temere constitui. Sed cum . . . vestra scripta legissem . . . standum putavi et cum vestra sententia, ne actus noster, qui adunatus esse et consentire circa omnia debet, in aliquo discreparet." Migne, t. 4. c. 263 sq.

[2] „Quamvis agere gratias nostra vox nec in persecutione cessaverit." Migne t. 4, c. 465.

[3] Epp. 8. 15. 25 etc.

[4] De oratione Dominica, n. 23 sqq. Migne, t. 4, c. 535. 599.

[5] Ep. 8. Migne t. 4. c. 249.

Digitized by Google

frohlockend, wie man von der Schlacht heimkehrende Sieger empfängt[1]. Hauptsächlich als Lohn ihrer treuen Haltung in der Kirche in Bewahrung des Glaubens und Beobachtung der Gebote und in Bekämpfung der Häretiker und Schismatiker haben die Bekenner diese Erhebung zu den höchsten Ehren vom Herrn erlangt, spricht er noch am Vorabende seines Lebens gegen die Bekenner, welche in der valerianischen Verfolgung zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt worden waren[2].

Hiemit haben wir die Spitze des Gebäudes im Lichte, dessen Basis wir nunmehr zu untersuchen uns anschicken. Eine solche Anschauung vom Martyrium in der katholischen Kirche schließt eine unerschütterliche Überzeugung von der Göttlichkeit und Unbesiegbarkeit der katholischen Kirche in sich; sie setzt aber ganz besonders die Lehre voraus, daß nur bei dieser Kirche Christus sei, oder daß die katholische Kirche ausschließlich den Heilsweg besitze. Diese Wahrheit gegen die Häretiker und Schismatiker jener ersten Zeiten noch deutlicher und allseitiger in's Licht zu setzen, kann als die Hauptaufgabe des hl. Cyprian, sofern er Kirchenlehrer ist, angesehen werden.

2. Das Schisma zu Carthago. (251.)

Die Verfolgung durch Decius, an welche sich nach kurzen Pausen die unter Gallus (252—53) und Valerian (257—58), erhöht durch die Calamität einer zehnjährigen Pestseuche, anschloß, war trotz ihrer Tücke und Grausamkeit nicht das größte Übel, wovon die Kirche damals betroffen wurde; viel tiefer ging eine andere Wunde, die gleich der Glaubensverläugnung aus der Entartung der Christen ihre Nahrung sog: es war der Geist der Unbotmäßigkeit und die daraus entspringende Spaltung der Kirche.

Zu Carthago wirkte Mehreres zusammen, diesem gefährlichen Krankheitsstoff zum Ausbruch zu verhelfen. Die große Anzahl der Abge-

---

[1] De lapsis n. 2. Migne, c. 466.

[2] „Quae quidem vobis, fortissimi ac beatissimi fratres, pro merito religionis ac fidei vestrae accidisse non miror, ut vos sic Dominus ad gloriarum sublime fastigium clarificationis suae honore provexerit, qui semper in Ecclesia ejus custodito fidei tenore viguistis, conservantes firmiter Dominica mandata .... in defendenda veritate constantiam, in disciplinae severitate censuram." „Rogate ... ut qui charitatis et pacis vinculo copulati contra haereticorum injurias et pressuras gentilium simul stetimus, pariter in regnis coelestibus gaudeamus." Ep. 77 ad Nemesianum et caeteros MM. in metallis constitutos. Migne, t. 4. c. 415. 419.

Digitized by Google

fallenen bot mehreren Priestern, die noch andere Gründe haben mochten, mit dem Eifer des Bischofs unzufrieden zu sein, den Vorwand, von dem Kirchengebote, das solche Gefallenen erst nach Buße und Lossprechung zur Gemeinschaft zuließ, abzusehen; die unbescheidene Freigebigkeit einzelner Bekenner mit Ablaßbriefen begünstigte diese Lockerung der Disciplin[1]. Der hl. Cyprian war persönlich selber zur Milde geneigt; aber wenn nicht mit der Disciplin seine Autorität untergraben werden sollte, mußte er dem Mißbrauche mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Dieses that er denn auch, sobald er von demselben Kunde erhielt. Die Wiederaufnahme sollten nur Diejenigen hoffen können, welche bereit wären, sich den kirchlichen Bedingungen zu fügen; auch wenn sie im Besitze von Ablaßbriefen wären, sollten sie an die bischöfliche Entscheidung gebunden sein; übrigens sollte über das Nähere nach der Wiederherstellung des Friedens und nach seiner Rückkehr durch die bereits erwähnte Synode entschieden werden. Damit stimmten nicht allein die Gutgesinnten unter dem Klerus, sondern auch die römischen Priester, denen Cyprian von Allem Kunde gab, überein. Jene suchten die weniger Gewissenhaften unter ihren Standesgenossen in die Schranken der Ordnung zurückzuweisen und den Unfug mit der massenhaften Zulassung der Gefallenen zum heiligen Opfer und zur heiligen Eucharistie ohne Buße und Lossprechung abzustellen. Aber nunmehr erzwangen die mit Ablaßbriefen beschenkten Gefallenen diese Zulassung in manchen Kirchen von Afrika mit Gewalt. Es folgten stürmische Auftritte; mehrere Bischöfe gaben aus Schwäche nach[2]. Auch in Carthago versuchten sie dieses; die Unbesonnenen unter den Bekennern, welche sich in ihren Rechten gekränkt glaubten, nahmen Partei; die Priester, welche durch ihre sträfliche Nachsicht die Unordnung angestiftet, bestärkten die Unzufriedenen; so war ein Schisma im Anzuge. Der hl. Cyprian überschaute die ganze Gefahr; er begegnete dem Sturm mit ebensoviel Mäßigung als Festigkeit. Sein Ziel war die Vertheidigung der Auctorität, die ihm Christus anvertraut, gegen eine kirchliche Demagogie, welche den göttlichen Charakter dieser Auctorität völlig mißkannte; und er erreichte seinen Zweck vollständig. Folgen wir ihm auf diesem Gange.

---

[1] Epp. 10. 14. 22. 26. Anfangs hatten die Bekenner die Disciplin und die Auctorität des Bischofs geachtet. Später stellten sie eine Art Freikarten aus: Libellorum quotidie millia. Migne, t. 4. c. 263.

[2] Epp. 14. 22.

Digitized by Google

Zunächst stellte er den schuldigen Bekennern, noch mehr aber den mit ihnen verbündeten Priestern und Diakonen ihr Unrecht vor Augen. Er habe, schrieb er in einem Briefe an den Klerus für die letzteren, die damit als Glieder einer Opposition viel früheren Datums gezeichnet werden, die Mißachtung seiner bischöflichen Auctorität stillschweigend ertragen, so lange es sich nicht um die ihm anvertrauten Gläubigen gehandelt habe. Nunmehr aber, da das Seelenheil so Vieler, die über die ihnen nothwendige Buße getäuscht werden, auf dem Spiele stehe, werde er sich nicht mehr passiv verhalten [1]. Auch himmlische Gesichte mahnen ihn, gegen sie mit aller Strenge einzuschreiten, und er werde sie allerdings vor sein Gericht ziehen, inzwischen vom heiligen Opfer suspendiren, sofern sie von ihrem sträflichen Beginnen nicht abständen [2]. Die Bekenner mahnte er zur Vorsicht und Bescheidenheit; die Gefallenen, daß sie ihre Bittgesuche bis nach seiner Rückkehr zurückhielten. Doch milderte er diese Strenge bezüglich der Sterbenden unter den Gefallenen, indem er für diese die nöthigen Vollmachten ertheilte [3]. Der Klerus hatte mit der Antwort gezögert. Er war offenbar im Gedränge. Als er dann sich rechtfertigte und neue Verhaltungsmaßregeln begehrte, verwies der Bischof auf seine Milderung bezüglich der Sterbenden; für die Übrigen ermahnte er zur Geduld bis zum öffentlichen Frieden, weil die Sache seine Competenz überschreite [4]. Wie von Rom, so erhielt er auch von einzelnen Bischöfen zustimmende Erklärungen [5].

Seine Weisungen fielen bei der Opposition auf felsigen Grund; die widerstrebenden Bekenner schrieben ihm einen insolenten Brief und die hartnäckigen Priester fuhren fort, Gefallenen, ohne vorherige Aussöhnung durch die Buße, die heilige Communion zu spenden. Cyprian führte jetzt seine Drohung aus, bestätigte, daß sein Klerus mit einem solchen Priester und seinem Diakonen die Gemeinschaft gebrochen und ver-

---

[1] „Contumeliam episcopatus nostri dissimulare et ferre possem, sicut dissimulavi semper et pertuli. Sed dissimulandi nunc locus non est, quando decipitur fraternitas nostra." Ep. 9. Migne, l. c. 250 sq.

[2] „Utar ea admonitione, qua me uti Dominus jubet, ut interim prohibeantur offerre, acturi et apud nos et apud confessores ipsos et apud plebem universam causam suam." L. c. c. 253.

[3] Epp. 10. 11. 12.

[4] „Caeteri vero .... quoniam non paucorum, nec ecclesiae unius aut unius provinciae, sed totius orbis haec causa est, expectent de Domini protectione Ecclesiae ipsius publicam pacem." Ep. 13, c. 251.

[5] Epp. 13. 14—17. 19—22. 25.

Digitized by Google

hängte über alle Andern, welche sich des gleichen Verbrechens schuldig machten, ipso facto die gleiche Censur. Auch diese Schreiben sandte er, wie die früheren, nach Rom[1]. Diese Akte fallen in das Ende der Verfolgung. In die gleiche Zeit verlegt Tillemont den Ausbruch von groben Ausschweifungen einzelner Bekenner; jedenfalls gehört ihr die Bildung des carthaginiensischen Schisma an. Ein angesehener reicher Laie, Felicissimus, hatte wegen schwerer Verbrechen ein strenges Gericht von Seiten des Bischofs zu erwarten; um zuvorzukommen, machte er sich zum Haupte der Unzufriedenen und bildete mit ihnen eine vom katholischen Bischof gesonderte Gemeinschaft. Zur förmlichen Erklärung der Absonderung gab eine bischöfliche Spende an Nothleidende, womit der hl. Cyprian zwei Bischöfe und zwei Priester als seine Stellvertreter beauftragt hätte, den Anlaß. Felicissimus, unterstützt von einem Gesinnungsgenossen, kündete allen seine Gemeinschaft, und drohte, wie es scheint, noch Schlimmeres denen, welche von dem Anerbieten ihres Bischofs Gebrauch machen würden. Die Antwort hierauf ließ nicht auf sich warten. Cyprian schloß den Felicissimus mit seinen Anhängern durch die genannten Stellvertreter aus der Kirche aus[2]. Nunmehr traten aber 5 Priester aus ihrem Hinterhalte hervor und verriethen sich durch ihren Anschluß an das Schisma als dessen eigentliche Urheber. Es waren dieselben, die sich der Wahl Cyprians zum Bischofe widersetzt hatten, zugleich die hauptsächlichsten Förderer der Unordnungen unter den Gefallenen[3]. Ohne Zweifel gehörte Fortunat zu ihnen, derselbe, dem die Partei später durch excommunicirte Bischöfe die Bischofsweihe geben ließ. Ob Novat, dem wir in Rom wieder begegnen werden, von der Sippe war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten; es scheint aber aus der Charakteristik des hl. Cyprian hervorzugehen, daß derselbe, ein unruhiger, habsüchtiger, anmaßender Mensch, von freien Stücken die Kirche verlassen, sich als Hauptfackel der Zwietracht erwiesen, „einige von ihrem Bischof losgetrennt", sowie die Kirche zur Zeit der Verfolgung von Außen durch die Verkehrung der Gläubigen von Innen bedrängt habe[4]. Auch Novat hatte von der drohenden Diözesansynode das Schlimmste zu fürchten; das Schisma sollte ihn decken. Die Schismatiker thaten das Äußerste, um sich zu verstärken.

[1] Epp. 28—30.
[2] Ep. 38.
[3] Ep. 40, c. 333 sqq.
[4] Ep. 49 ad Cornelium. Migne, t. 3, c. 727 sq.

Digitized by Google

Allein ihrem Schicksale konnten sie nicht entrinnen. Die Synode des Frühlings 251 verhörte und verurtheilte sie; die Ordination des Fortunat aber öffnete den Verführten die Augen; so zerfiel das Schisma binnen kurzer Frist in sich selber. Weder die Verleumdungen ihres Bischofs, noch die Schritte beim Papste in Rom, um die Anerkennung zu erwirken, vermochten daran etwas zu ändern. Diesem Hausstreite haben wir nun einige wichtige Sendschreiben des Heiligen zu verdanken, aus denen seine Grundsätze über die göttliche Einsetzung des Episcopates und den unerläßlichen, von Gott unter Heilsgefahr gebotenen, Anschluß an denselben im Glauben wie in der Disciplin klar hervorleuchten.

Zuerst kommt die Antwort an die excommunicirten Gefallenen, welche, gestützt auf die Ablaßbriefe der Bekenner, vor Ausbruch des Schisma die kirchliche Gemeinschaft von ihrem Bischof ertrotzen wollten, in Betracht. Sie schrieben an ihn im „Namen der Gemeinde". Der Heilige erinnerte sie in seiner Antwort, daß kraft göttlicher Einsetzung das Maßgebende in der Kirche die bischöfliche Auctorität sei, wie die Worte des Herrn an Petrus beweisen[1]. Die Kirche bestehe aus dem Bischof, dem Klerus und dem treugläubigen Volke, führten sie an. So weit werde es aber denn doch die Barmherzigkeit und unbesiegte Macht des Herrn nicht kommen lassen, daß man die Kirche in die Kopfzahl der Gefallenen setze, da geschrieben stehe, Gott sei nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. „Wollen sich die Gefallenen für die Kirche ausgeben, so bleibt uns Andern nichts übrig, als sie zu bitten, daß sie die Gnade haben, uns in die Kirche aufzunehmen. Wer für ein Verbrechen Genugthuung zu leisten habe, dem ziere Unterwürfigkeit und Bescheidenheit, nicht aber im Namen der Kirche zu schreiben, „da sie wissen sollten, daß sie der Kirche schreiben."

Diesen Grundgedanken, daß kraft göttlichen Rechtes, wie wir heute sagen, der Bischof das Fundament ist, das die Einheit und den Zusammenhang der Einzel-Kirche bedingt, auf den Priester und Laien durch Gehorsam gegründet sein müssen, um in der Kirche Christi und mit dem lebendigen Gott verbunden zu sein, spricht der heilige Lehrer

---

[1] Ep. 27. Migne t. 4, c. 298. sq. „Dominus noster, cujus praecepta et monita observare debemus, episcopi honorem et Ecclesiae rationem disponens in Evangelio loquitur et dicit Petro: Ego tibi dico etc. (Matth. 16, 18. 19.) Inde per temporum et successionum vices episcoporum ordinatio et Ecclesiae ratio decurrit, ut Ecclesia super episcopos constituatur et omnis actus Ecclesiae per eosdem praepositos gubernetur."

Digitized by Google

womöglich noch schärfer Jenen gegenüber aus, welche offen die Wege des Schisma betreten hatten. Damit hätten sie, dem kirchlichen Urtheil zuvorkommend, sich selber von der Einheit der Kirche, von der Lebensgemeinschaft mit Gott in der Kirche abgelöst [1]. Die Urheber dieser Trennung werden als Werkzeug Satans behandelt und mit fünf heidnischen Magistratspersonen, welche sich in der Verfolgung der Kirche von Carthago hervorgethan, auf gleiche Linie gestellt. Ihre Rebellion gegen den rechtmäßigen Bischof sei eine Auflehnung gegen die bischöfliche Auctorität überhaupt, sei ein Bruch mit der Einen Kirche, mit dem Einen Christus, mit dem Einen Gott, ein sakrilegisches Beginnen, eine wahnsinnige Verletzung göttlicher Ordnung [2].

Ist der Bischof das von Gott geordnete Bindeglied zwischen dem Einzelnen und der Kirche Christi, so konnte es sich aber nunmehr fragen, welche Eigenschaften derselbe haben muß, um dieser Bestimmung Gottes zu entsprechen. In den angegebenen Stellen ist bereits eine Hauptbedingung angedeutet: er muß in der katholischen Einheit stehen, zu jenem apostolischen Körper gehören, der zuerst in Petrus seine Gewalt von Gott empfangen und diese auf seine rechtmäßigen Nachfolger in der Kirche vererbt hat. Das römische Schisma sollte dem hl. Lehrer den Anlaß bieten, seinen Gedanken nach dieser Seite klarer zu entwickeln. (Fortsetzung folgt.)

Florian Rieß S. J.

Die Thätigkeit des menschlichen Gehirns.

„Jeder Irrthum ist eine gemißbrauchte Wahrheit." Eine solche zur Entwürdigung des Menschen gemißbrauchte Wahrheit ist die Theilnahme des menschlichen Gehirns am psychischen Leben. Die Würde des Men-

---

[1] Epp. 30. 31. 38. 40. Migne c. 304 sqq. 330 sq. 533.

[2] Ep. 40: „Eadem nunc ratio, eadem nunc eversio per quinque presbyteros . . . inducitur ut . . . omnis sacerdotalis auctoritas et potestas factiosis conspirationibus destruatur." . . . „Deus unus est et Christus unus, et una Ecclesia, et cathedra una super petram Domini voce fundata. Aliud altare constitui aut sacerdotium novum fieri praeter unum altare et unum sacerdotium non potest. Quisquis alibi collegerit, spargit. Adulterum est, impium est, sacrilegum est, quodcumque humano furore instituitur, ut dispositio divina violetur." Migne, l. c. c. 334 sqq.

Digitized by Google

schen beruht auf seiner geistigen Bevorzugung; wohl findet er die Elemente und Functionen der Wesen, welche ihn umgeben, auch in sich vor, aber er ist sich dabei bewußt, daß er diese durch die Geistigkeit seiner Seele überragt. Der Modernismus hat sich aus Ekel und Überdruß an den Pflichten, welche dem Menschen durch seinen geistigen Vorrang auferlegt sind, dazu verstanden, diesen Vorzug zu bestreiten, und in der wirklich staunenswerthen Abhängigkeit der gesammten menschlichen Geistesthätigkeit vom leiblichen und speciell Hirn-Organismus glaubt er den Sturmbock gefunden zu haben, um von dem Gebiete der Psychologie aus jene Veste der Menschenwürde mit wissenschaftlichem Eclat niederzuwerfen. Es ist ohne Zweifel die Aufgabe der Wissenschaft, sich an der Vertheidigung gegen diese anstürmende Revolution des niedern Menschen gegen den höhern zu betheiligen. Leider hat man den materialistischen Angriffen nicht selten einen excessiven Spiritualismus entgegengesetzt, einen Spiritualismus, der für die Seele mehr beanspruchte, als ihr zukommt, und deßhalb keinen festen Halt bot. So wurde bei den Anhängern der Materie das Triumphbewußtsein gefördert, welches für die Vertheidiger der Geistigkeit der Menschenseele nur einen Blick mitleidiger Verachtung übrig hat. Jener übertriebene Spiritualismus besteht darin, daß man die gesammte seelische Thätigkeit als von der Seele allein ausgehend betrachtet, und so den leiblichen Organismus zu einer bloßen Maschinerie hinabdrückt, die von der rein geistigen Seele „geheizt", bewegt und geregelt wird. Einem solchen platonischen Dualismus tritt aber die materialistische Wissenschaft mit Thatsachen entgegen, die sich nicht in Abrede stellen lassen, sie bringt den Nachweis, daß das Gehirn nicht eine todte Maschinerie ist, sondern daß es zum lebendigen „Maschinisten" gehört; vor den Augen des verblüfften Publikums dehnt sie alsdann den für einige Functionen des psychischen Lebens erbrachten Nachweis auf alle aus und die Geistigkeit der menschlichen Seele wäre glücklich beseitigt.

Mit Recht bemerkt nun Professor Griesinger (Pathol. u. Ther. der psychischen Krankh. 2. Aufl. S. 5), daß auch beim Menschen „vom empirischen Standpunkte aus vor Allem die Thatsache der Einheit von Leib und Seele festzuhalten ist." Wir haben bereits gesehen, daß gerade im Festhalten an dieser Einheit das Spezificum der scholastischen Naturphilosophie besteht[1]. Dieser Auffassung gemäß subsummirt die

[1] Siehe oben S. 307 ff. Die Psychologie der Scholastik gewinnt auch deßhalb für uns Katholiken Interesse, weil die Kirche da, wo sie die gegen die Einheit des

Digitized by Google

Seele unter sich die den Leib bildende Materie zu Einem Wesen, von welchem eine einheitliche Wirksamkeit ausgeht; daneben aber tritt beim Menschen — und hier zeigt sich der Unterschied zwischen Mensch und Thier — noch ein anderes Wirken als dominirend auf, welches sich als rein geistig, d. h. überorganisch und innerlich unabhängig von der Materie darstellt, ein Wirken, welches wohl des organischen Wirkens naturgemäß bedarf, selbst aber nicht von einem Organ ausgeht. Die Erörterung dieses zweiten Punktes, der, wie man sieht, den Kern der Frage und den wahren, echten Spiritualismus enthält, wollen wir für jetzt ganz bei Seite lassen, um in aller Muße die Thätigkeit des Gehirns im Menschen unserer Betrachtung zu unterziehen. Wenn sich unsere Darstellung auch zunächst mit dem übertriebenen Spiritualismus beschäftigt, so richtet sie doch ihre Spitze gegen den Materialismus. Man braucht ja die reellen Gründe, welche das gesammte Sinnesleben als eine Function des Gehirns erweisen, nur vorzubringen, um erkennen zu lassen, daß sie auf die höhere, vernünftige Seite des menschlichen Lebens gar keine Anwendung finden. Will man einen Irrthum wirksam bekämpfen, so gebe man vor Allem der Wahrheit, die in demselben mißbraucht ist, ihr volles Recht.

I.

Auf den ersten Blick springt dem Beobachter die frappante Analogie, welche zwischen Mensch und Thier obwaltet, in die Augen. Wie beim Thier, so beginnt auch beim Menschen das von der Wahrnehmung getragene Leben in den Sinnesorganen, durch welche die äußern Eindrücke nach innen vermittelt werden; es tritt endlich in den verschiedenen Bewegungsorganen als spontane Bewegung, wie Gehen, Arbeiten, Schreien u. s. w. wieder nach außen. Beim Menschen sowohl als beim Thier findet der Central-Überleitungsprozeß von der Wahrnehmung zur Bewegung im Gehirn statt. Um Mißverständnissen vor-

---

Menschen gerichteten Irrthümer verwirft, sich stets der scholastischen Ausdrucksweise bedient. So Papst Clemens V. auf dem Concil zu Vienne gegen Peter Oliva; Leo X. auf dem Concil vom Lateran gegen Pomponatius; Pius IX. in seinem apostolischen Schreiben an Cardinal Geissel gegen Günther. Daraus würde man aber mit Unrecht folgern, daß das scholastische System von der Kirche officiell bestätigt wäre; die Absicht der kirchlichen Autorität ging in jenen Decreten lediglich dahin, den Averrhoistischen und Günther'schen Dualismus im Menschen als mit der geoffenbarten christlichen Wahrheit unverträglich hinzustellen.

Digitized by Google

zubeugen, bemerken wir, daß uns in unserer Erörterung das Gehirn als Repräsentant des ganzen hier in Betracht kommenden Organismus gilt; wir sprechen selbstverständlich nicht vom leblosen, sondern vom beseelten Gehirn, also von dem aus Hirn und Seele resultirenden Einen Wesen.

Halten wir nun für's Erste einmal die beiden äußersten Ringe der Lebenskette fest, die Sinneswahrnehmung und die Bewegung, so müssen wir von beiden sagen, daß sie dem Wesen nach Functionen des Gehirns sind.

1. Beginnen wir mit der sinnlichen Wahrnehmung. Wenn ich z. B. das vor mir ausgedehnte Papier mit den Augen sehe, so finden zunächst im Auge jene physikalisch-chemischen Prozesse statt, die wir hier nicht weiter darzulegen brauchen, da sie aus der Naturlehre bekannt sind; alsdann wird in mir vermittels des Retinabildes und der Schwingungszustände vielfach verschlungener Nervenfasern eine Thätigkeit angeregt, wodurch mir die objective Farbe, Ausdehnung, Entfernung des Dinges gegenständlich wird. Dieser Akt „erscheint uns nicht sowohl als ein leidendes Bestimmtwerden durch ankommende Reize der Außenwelt, sondern vielmehr als eine in die Ferne wirkende Spürkraft, welche die entlegenen Objecte aufsucht und unserm Bewußtsein annähert. Nicht durch empfangenes Licht der Gegenstände glauben wir im Sehen gereizt zu sein, sondern mit nach Außen strahlender Sehkraft des Blickes sie in der Ferne leise zu betasten" (Lotze, medic. Psychologie) oder um es nüchterner zu sagen: Dieser Akt ist ein urtheilendes Aufgreifen, welches nicht auf die empfangenen materiellen Eindrücke gerichtet ist, sondern sich durch deren Vermittelung auf äußere Gegenstände und Verhältnisse direct bezieht. Alle Männer der Wissenschaft sind darin eins, daß dasselbe durch materielle Vorgänge nicht erklärt werden kann[1]. Es fragt sich nun: Liegen sämmtliche materiellen Vorgänge außerhalb der Sinneswahrnehmung oder sind sie nicht vielmehr — zum Theil wenigstens — die untergeordnete Seite in der Sinneswahrnehmung selbst? Letzteres scheint das Richtige; vernehmen wir kurz die Begründung. Unbestreitbar gehen der Sinneswahrnehmung bestimmte materielle Vorgänge voraus, welche dieselbe direct und unmittelbar bewirken — wir meinen die Reizungen der betreffenden sensiblen Nerven —; nun

[1] Vergleiche unter Andern Dubois-Reymond: Über die Grenzen des Naturerkennens; Banard: Die neuern Fortschritte der Wissenschaften.

Digitized by Google

kann aber überhaupt eine Wirkung niemals höherer Ordnung ſein als ihre Urſache; alſo muß auch die Sinneswahrnehmung ſelber irgend einen materiellen Vorgang in ſich enthalten, der die Wirkung einer mechaniſchen Urſache ſein kann. Mit andern Worten: Das apprehenſive Urtheil, welches wir durch die Sinneswahrnehmung über das materielle Verhalten (alſo über Farbenverſchiedenheit, Ausdehnung, Entfernung, Größe, Lage, Bewegung u. ſ. w.) der äußern Gegenſtände fällen, involvirt eine Reaction (innere Projection nach Außen), welche von materiellen Eindrücken ausgewirkt wurde; nun iſt aber eine durch materielles Einwirken hervorgebrachte Projection ſelber auch materiell; alſo involvirt das Sinnesurtheil einen materiellen Vorgang als weſentlichen Beſtandtheil. Damit wäre erwieſen, daß die Sinneswahrnehmung ein ſeeliſch-materieller, d. h. organiſcher Akt iſt. Da man nun aber aus der Natur des Aktes auf die Natur des Agens ſchließen muß, ſo iſt die Behauptung gerechtfertigt, daß die Sinneswahrnehmung von einem Princip ausgeht, welches die Materie in ſich hat. Kurz: das Ausgangsprincip der Sinneswahrnehmung muß für materielle Eindrücke empfänglich ſein: ein rein ſeeliſches Princip iſt das aber nicht, alſo müſſen wir ein ſeeliſch-materielles, d. h. organiſches vorausſetzen.

Dieſe in etwa aprioriſtiſche Beweisführung iſt durch die phyſiologiſch-pathologiſche Beobachtung durchaus beſtätigt und ihr Reſultat näher dahin präciſirt worden, daß es gewiſſe Nervencentren an der Gehirnbaſis, die ſogenannten Perceptionszellen ſind, welche ſich bei der Sinneswahrnehmung in vorwiegender Weiſe betheiligen.

Wir müſſen zur vorläufigen Orientirung die Bemerkung vorausſchicken, daß die heutige Phyſiologie (ähnlich wie die ſcholaſtiſche Pſychologie) im großen Gehirn mehrere Complexe unterſcheidet. Man ſpricht von Perceptionsorganen, Bewegungsorganen und Organen des höhern Sinneslebens. Letztere arbeiten das von den Perceptionszellen überkommene Material zu andauernden Vorſtellungen, Inſtinkturtheilen und dergleichen aus und werden zugleich als der Sitz des Begehrungs- und Gefühlsvermögens angeſehen. Die Eindrücke in den Perceptionszellen müſſen als augenblicklich vorübergehend vorausgeſetzt werden, weil ſie ja ſonſt bei ihrer Aufeinanderfolge in einander verſchwimmen würden. Die beiden erſten Complexe, nämlich die Perceptions- und Bewegungszellen vermitteln den Verkehr mit der Außenwelt und mit dieſen Theilen beginnt beim Embryo die erſte Anlage des Gehirns, weßhalb man ſie auch wohl im Gegenſatz zu den ſich ſpäter entwickelnden Organen des höhern Sinneslebens (den Hemiſphären nämlich) als Primärtheile des Gehirns bezeichnet. Hier begegnen wir alſo dem allgemeinen Naturgeſetz, daß ſich das Vollkommenere erſt nach dem Unvollkommeneren entwickelt; erſt am Ende der Entwicklung wachſen ſich die ſenſitiven Organe zu der Vollkommenheit aus, an welche das vernünftige Leben an-

Digitized by

zuknüpfen vermag[1]. Nach dieser Abschweifung kommen wir jetzt auf den uns beschäftigenden Gegenstand.

Die verschiedenen Zweige der Beobachtungswissenschaft stimmen darin überein, daß die vom äußern Gegenstande ausgehende Erregung des äußern Sinnes (innerhalb eines Zeitintervalls von etwa $^1/_{60}$ Sekunde nach Helmholz) zu den Perceptionszellen gelangt; diese gerathen in die ihnen zukommende Thätigkeit, d. h. sie urtheilen durch einen Perceptionsakt den äußern Dingen jene Eigenschaften zu, welche den Nervenaffectionen entsprechen. Das ist die Wahrnehmung. In ähnlicher Weise stellte bereits Albertus Magnus den Sachverhalt dar; in der Summa de homine sagt er: visivam potentiam quantum ad initium esse in humore chrystallino, quantum ad progressum in nervo et spiritu (Innervationsströme würde man heutzutage sagen), quantum ad perfectionem in sensu interiore. Bei dieser Thätigkeit haben aber die Sinnesnerven keineswegs die Rolle eines Teleskops oder sonstiger Mechanismen: sie gehören vielmehr zum wahrnehmenden Subject und sind als lebendige Instrumente in Mitthätigkeit gezogen (dazu braucht es einen Zeitintervall von $^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ Sekunden), so daß der Abgang des Sehens, Hörens ꝛc. in die Außenwelt hinein nicht im Gehirn, sondern im Auge, Ohr ꝛc. liegt. Die Physiologie ist im Stande, uns zu sagen, welche von den Perceptionszellen den einzelnen Sinnen näher entsprechen. Gehör, Empfindung, Geschmack findet in dem verlängerten Mark statt, zum Gefühl haben die Thalami eine besondere Beziehung, das Sehen geht an den Vierhügeln aus und eine vor den Vierhügeln liegende Anschwellung gibt die Wurzel der Riechnerven ab. Diese verschiedenen Thätigkeiten geben sich übrigens nicht als eine Vielheit completer Thätigkeiten, sondern als viele Partialthätigkeiten Eines Princips kund; der intensiv Beschäftigte hört z. B. bei gesundem Ohr nicht den Schlag der Uhr, an welchen er gewöhnt ist; der im Kampfe voranstürmende Soldat fühlt nicht die schmerzhafte Wunde u. s. w.

Wenn nun aber auch alle anatomischen und physiologischen Thatsachen darauf

---

[1] In diesem Sinne kann man mit Recht behaupten, daß sich der einzelne Mensch vom „Thier" heraus zum Menschen entwickelt. Es ist das keine neue Entdeckung, sondern eine längst bekannte Thatsache, welche von allen katholischen Philosophen des Mittelalters acceptirt wurde. Wird jene Entwicklung gestört, wie es z. B. bei den Idioten der Fall ist, so tritt natürlich das durch die fortschreitende Bildung nicht genugsam bewältigte Thierische (sowohl in äußern Formationen, als auch in innern Anlagen) in irgend einer Weise charakteristisch hervor; es treten beim Menschen die Analogien mit Thieren auf, welche man fälschlich als ein „Zurückfallen des Menschen in den Typus der Affen, als seiner Ahnen", ausgegeben hat. Professor Griesinger sagt, wo er von der anatomischen Grundlage der Idiotie spricht (S. 359), hierüber: „Die abnorme Kleinheit des ganzen Gehirns mit Mikrocephalie ist zu betrachten als ein Stillstand des Wachsthums, welcher theils im Gehirn selbst, theils im Schädel begründet sein kann. Es ist vorzüglich die frühzeitige Verknöcherung des ganzen Schädels, welche das Gehirn beengt und seiner normalen Ausdehnung entgegensteht. Eine sehr frühzeitige, mitunter schon bei der Geburt fertige Verschließung der Fontanellen, eine sehr frühe Verschmelzung sehr vieler Schädelnähte hemmen jenes rasche Wachsthum in den ersten Lebensjahren, wodurch sich gerade das Gehirn des Menschen von dem aller Thiere auszeichnet, und haben diese schädliche Wirkung auf die Gehirnentwicklung um so mehr, je weniger durch Ausdehnung anderer Stellen eine Compensation zu Stande kommt."

Digitized by Google

hindeuten, daß die Perception im Gehirn geschieht, folgt denn daraus auch, daß sie vom Gehirn geschieht? Das folgt wohl noch nicht nothwendig, denn man könnte ja allenfalls sagen, daß die Seele nur allein im Gehirn disponirt wäre, von der ihr übermittelten Nervenaffection Notiz zu nehmen. Aber gesetzt einmal, dem wäre so, alsdann würde das sehende Subject die Affectionen, nicht aber das afficirte Subject die äußern Dinge wahrnehmen; die tägliche Erfahrung überzeugt uns gerade vom Gegentheil. Man muß also annehmen, daß das Gehirn selber zum notiznehmenden Subject gehört, daß also im Gehirn eine chemisch-dynamische Affection entwickelt wird, welche sich mit dem seelischen Vorgang zu dem Einen Akte der Wahrnehmung completirt. So begreifen wir zunächst, wozu denn der äußerst complicirte Hirnapparat da ist. Die äußern Sinnesorgane sind bekanntlich dazu da, um die von Außen kommenden physikalischen Schwingungen in Nervenschwingungen, welche ganz anderer Art sind, zu transformiren. Das Auge ist in dieser Beziehung einer Camera obscura oder vielmehr einem photographischen Apparat vergleichbar. Im Labyrinth des Ohres breitet der Hörnerv als Schneckennerv und Vorhofnerv seine tausende mikroscopisch feine Nervenfädchen aus, welche, im Labyrinthwasser schwimmend, entweder von steifen Härchen in den Ampullen oder durch die sogenannten Gehörsteinchen (das sind zahlreiche spitzige Kryställchen von kohlensaurem Kalk) oder durch die Corti'schen Stäbchen eine mechanische Reizung empfangen; diese Erregungszustände werden alsdann zum Gehirn fortgepflanzt. Ähnliche Einrichtungen sind in den Organen der andern Sinne nachgewiesen worden. Es ist nun freilich der Wissenschaft bis jetzt noch nicht gelungen, zu zeigen, was für Transmutationen im Gehirnorganismus vor sich gehen. Wenn wir aber nicht glauben wollen, daß der so außerordentlich complicirte Organismus umsonst da ist, so sind wir zu der Annahme gezwungen, daß im Gehirn in ähnlicher Weise eine Überarbeitung der erhaltenen Eindrücke stattfindet, wie in den äußern Sinnen, freilich keine Überarbeitung behufs der Weiterbeförderung, wie es in jenen der Fall ist, sondern eine Überarbeitung, welche die materielle Seite des Empfindungsaktes ist. Diese materielle Überarbeitung liegt nicht objectiv vor der Seele, sondern in der subjectiven Empfindung, sie liegt sammt der vorhergehenden und nachfolgenden Nervenaffection im empfindenden Subject; letzteres ist also nicht die Seele allein, sondern das aus Seele und Materie resultirende Eine Wesen: das belebte Gehirn.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Auffassung bietet die Thatsache, daß bei Gehirnkrankheiten die Wahrnehmung nicht bloß gehindert oder in ihrem Verlaufe modificirt, sondern in ihrem Ursprunge, in ihrer Wurzel alterirt erscheint. Dieses sehen wir am klarsten bei den sogenannten Hallucinationen, Erscheinungen, welche bekanntlich bei Gehirnkrankheiten sehr häufig vorkommen. Man versteht darunter subjective Sinnesbilder, die sich nicht als Phantasiegebilde darstellen, sondern nach Außen projicirt werden und dadurch scheinbare Objectivität und Realität bekommen; der sehr lebhafte Traumzustand kann uns am besten von denselben eine Ahnung geben. Die Kranken sehen Wasser, Bäume, Menschen, Feuer- oder Lichtmassen, wo nichts ist, sie hören oft Donner, Stimmen oder sonst Geräusch auch dann, wenn die größte Stille herrscht; sie auf das Phantastische ihrer Vorstellungen hinweisen zu wollen, wäre vergeblich. Eine recht gebildete Frau — so theilt Schröder van der Kolk (Pathol. u. Ther. der Geisteskr. S. 157) mit — welche unaufhörlich solche Stimmen hörte, ließ ich in's offene freie Feld gehen, wo Niemand im Verborgenen weilen konnte; ich fragte sie, ob sie die Stimmen auch hier noch höre, oder nicht vielmehr zugeben müsse, daß es ein Traum im wachen Zustande sei. Ihre Antwort war, sie könne allerdings nicht angeben, wo die gehörten Personen sich befänden, sie sei jedoch ganz bei Verstande

Digitized by Google

ihre eigene Wahrnehmung könne ſie ſich nicht abläugnen. Grieſinger führt unter Andern auch ein Beiſpiel an (S. 88) von zwei gänzlich tauben Frauen, deren einziges Delirium darin beſtand, daß ſie Tag und Nacht verſchiedene Perſonen hörten, mit denen ſie ſich zankten; oft wurden ſie ſelbſt dadurch wüthend. Eine Erregung der eigentlichen Sinnesorgane iſt bei derartigen Vorkommniſſen nicht nothwendig anzunehmen; denn es kommen z. B. Geſichtshallucinationen bei völliger Blindheit mit Verkümmerung des Sehnerven vor. Kliniſche Beobachtungen haben die Vierhügel und ihre Umgebung als den Sitz der Geſichtshallucinationen nachgewieſen. Die Erſcheinungen erklären ſich dadurch, daß die Perceptionszellen nicht, wie es ordnungsgemäß wäre, durch äußere Sinneseindrücke, ſondern durch anderweitige Einflüſſe — etwa in Folge von Blutandrang — gereizt werden. Nun bekunden aber die Gehirntheile gerade ſo wie die Nerven die Eigenthümlichkeit, daß ſie bei Erregung nicht durch Schmerzempfindung, ſondern durch die ihnen *eigenthümliche Thätigkeit* antworten. Bei den Sinnesnerven iſt dieſe Erſcheinung bekannter; die galvaniſche Reizung z. B. bewirkt im Auge Lichterſcheinungen, Schallempfindungen im Ohr, Geſchmackswahrnehmung an der Zunge, Schmerz an der Haut; die Durchſchneidung des Sehnerven ſchmerzt nicht, ſondern iſt von Lichterſcheinungen begleitet; die Entzündung der Choroidea hat eine Irritation der Retina zur Folge, welche ſich im Auftreten farbiger Sonnen, Blitze u. dgl. kund gibt. So auch bei den verſchiedenen Theilen des Gehirns. „Wie die Entzündung der Gefäßhaut des Auges anomale Lichterſcheinungen, ſo erzeugen die Krankheiten der Gefäßhaut des Gehirns, der Pia, welche die freien Oberflächen ſo innig überzieht, und noch in ſie eindringt, ihre Hyperämieen und Exſudationsprozeſſe auch ein anormales (delirirendes) Vorſtellen, neue von Innen heraus entſtandene Seelenzuſtände (Gemüthsbewegungen, Urtheile ꝛc.), was natürlich in noch viel höherem Maße bei Erkrankungen jener Gehirnſubſtanz ſelbſt ſtattfindet“ (Grieſinger S. 32). Dasſelbe Phänomen kann man nun auch bei anormaler Erregung der Perceptionszellen beobachten; Congeſtionen zu den Vierhügeln bringen Geſichtshallucinationen hervor, Gefühlshallucinationen ſind die Folge von Congeſtionen nach dem verlängerten Mark u. ſ. w.

Da in Bezug auf das Sinnenleben eine Analogie zwiſchen Menſch und Thier obwaltet, ſo iſt es unbeſtreitbar geſtattet, den bei Thieren durch ſogenannte *Viviſectionen* nachgewieſenen Sachverhalt zur Aufklärung über die Gehirnfunctionen beim Menſchen heranzuziehen. Wenn man nun einem Thiere die Großhirn-Hemiſphären ausſchnitt und dabei die an der Gehirnbaſis befindlichen Perceptionszellen unbeſchädigt ließ, ſo vermochte es noch zu ſehen, zu hören ꝛc., wie man aus ſeinen Bewegungen bei einer plötzlichen Erhellung oder beim Abfeuern eines Schuſſes wahrnehmen konnte, die Eindrücke haftеten nur nicht, und darum vermochte das Thier nur für den Augenblick ſeine Körperbewegungen den Wahrnehmungen entſprechend zu modificiren [1].

Nimmt man alle erwähnten Thatſachen zuſammen, ſo erſcheint es außer Zweifel geſetzt, daß der Compler der Sinneswahrnehmungen nicht aus Functionen der einen Mechanismus benützenden Seele beſteht, daß er vielmehr den belebten Organismus zum functionirenden *Subject* hat.

2. Der andere Compler der Lebensfunctionen, jener nämlich, in welchem ſich die innern Prozeſſe nach Außen hin kund geben, iſt, wie

[1] Ausführlicheres hierüber bei Schiff: Lehrbuch der Phyſiologie, 1. Theil, und Longet, Traité de physiol. T. 2.

Digitized by Google

bereits bemerkt, die Bewegung. Wir sprechen hier zunächst nicht von der äußern kraftverbrauchenden Ausführung der Bewegungen in den einzelnen Körpertheilen, welche vom Muskelsystem unter Direction des Rückenmarkes besorgt wird, während das Blut den Nachschub des bei der Bewegung verbrauchten Stoffes liefert[1]. Es ist auch nicht die Rede von den einfachen Reflexbewegungen, wie sie sich in einzelnen Theilen mit einer gewissen Selbstständigkeit vom Gehirn vollziehen (und daher auch bekanntlich an der Leiche des gewaltsam getödteten Menschen zum Theil noch vorkommen). Wir sprechen hier vielmehr von dem die spontane Bewegung leitenden Impuls, von der executorischen Anregung zur Bewegung[2]. Die moderne Phrasenwissenschaft glaubt das ganze Räthsel gelöst zu haben, indem sie von einem Umschlag oder Umsatz der Wahrnehmungen in Körperbewegungen spricht. Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß die bei dem Erregungszustande der Wahrnehmung engagirt gewesenen Kräfte (Kraftquantum, Bewegungsquantum?) vielleicht später in der materiellen Seite des innern

---

[1] Hierauf beziehen sich zweifelsohne manche Aussprüche der alten Philosophie, wie: Vivere est per calidum et humidum, quae in animali per sanguinem conservantur (S. Thomas qu. 3 de peccat. art. 9. ad 8 und l. 2 c. Gent. cp. 82). Das organisch-psychische Leben hebt mit mechanischen Vorgängen an, wird von solchen getragen und wirkt sich in solchen aus. Genaue Grenzen zu bestimmen ist immer schwierig.

[2] Griesinger sagt hierüber (S. 37): „Es gibt ein mittleres Gebiet zwischen dem reinen Vorstellen und zwischen dem motorischen Nervenreiz, der die Muskeln unmittelbar zur Bewegung veranlaßt, ein Gebiet, für welches es kein bezeichnendes Wort gibt, welches aber die Impulse zu den Reihen der einzelnen Muskelbewegungen schon in größern Gruppen zusammengeordnet und präformirt enthält. Hier sind die zweckmäßigen Bewegungsimpulse, theils nach einer im Voraus prästabilirten Harmonie, theils nach der durch Übung und Gewohnheit gegebenen Ordnung combinirt. Dieser complicirtere Mechanismus, dessen Sitz nach Experimenten und den pathologisch-anatomischen Thatsachen an den verschiedenen Durchgangspunkten der Fortsetzungen der Vorderstränge und der Pyramidenstränge durch graue Substanz schon in der Brücke, dann im kleinen und großen Gehirn zu suchen ist, wird einerseits von der Masse der Empfindungsreize, welche ihn an allen jenen Orten treffen, in Bewegung gesetzt, und präsidirt dann jenen instinktiven Bewegungen und Handlungen, die dem geistigen Gebiete zum Theil ganz entzogen sind, zum Theil in verschiedenen Höhen dasselbe erreichen und damit seinen fördernden oder hemmenden Einfluß erleiden. Andererseits aber mischen sich die Schemata dieser größern Bewegungsimpulse, ideale Reproductionen derselben auch in unsere geistigen (? sollte heißen: Auffassungs-) Prozesse in der Weise ein, daß sie als wesentliche Bestandtheile in das einzelne Vorstellen eingehen. Damit aber nimmt das Vorstellen selbst eine motorische, auf die Muskelbewegung tendirende Richtung an, und es wird dadurch zum Streben."

Digitized by Google

Sinneslebens, oder auch in der Excitation der Körperbewegung ihre Verwerthung finden; aber der directe „Übergang der Wahrnehmung in Körperbewegung" ist ein physiologisches Unding, da ja Wahrnehmung ein in sich vollendeter, von der Bewegung wesentlich verschiedener Akt ist und die Bewegung gerade so wie die Wahrnehmung in dem zuständigen Organe von Innen heraus entsteht.

Das Bewegungsvermögen steht in sehr intimer, famulatorischer Beziehung zum Begehrungsvermögen, ist aber mit diesem durchaus nicht zu verwechseln. Die Philosophie des Mittelalters nannte es vis motrix und rechnete es den organischen, d. h. den Fähigkeiten zu, welche *im* beseelten Stoff geübt werden. Es fällt nun freilich nicht schwer, Gründe dafür beizubringen, daß das in Rede stehende Princip *seelischer* Natur ist; man braucht sich nur daran zu erinnern, daß es nach Gesetzen wirkt, die von denen rein materieller Bewegung ganz verschieden sind, und daß es mit der Sinneswahrnehmung und Begehrung auf gleicher Höhe der Vollkommenheit steht. Aber ist es auch so einleuchtend, daß das Executionsprincip neben der seelischen eine *materielle* Seite hat? Man sollte es meinen. Und doch findet man bei fast allen zeitgenössischen „Denkern" die Anschauung, als wäre bei der körperlichen Bewegung ausschließlich die *Seele* das bewegende Moment und der Leib das bewegte. Man hat diese Ansicht oft mit dem sonderbarsten wissenschaftlichen Plunder behangen, um sie den materialistisch denkenden Zeitgenossen präsentiren zu dürfen. Beispielsweise verweisen wir auf Ed. v. Hartmann. Er behauptet, der Wille leite durch eine *mechanische Kraftwirkung* die körperliche Bewegung ein, nur will er diese Kraft auf ein Minimum reducirt wissen. Das Nervensystem ist ihm ein lokomotivartiger Mechanismus, der seine Claviatur im Gehirn hat, eine Kraftmaschine „wie die Winde, oder in passenderm Vergleich, wie das mauerzertrümmernde Geschütz, das der Mensch nur abzufeuern braucht" (Phil. d. Unbew., letzte Aufl. S. 146). Der Wille hätte an diesem Apparat nur einige Nervenmolekule zu drehen, wodurch die Polarität in verschiedener Weise zur Geltung gebracht, verschiedene Innervationsströme erzeugt, aufgespeicherte Kräfte losgebunden und so verschiedene Bewegungen veranlaßt würden. In dieser Voraussetzung fällt nicht die *ganze* mechanische Leistung dem bewegenden Willen zur Last, wie es etwa bei einer hölzernen Marionette der Fall ist, deren Arme und Beine durch Anziehen eines Fadens in Bewegung gerathen; nein, die von Herrn v. Hartmann construirte Puppe ist viel kunstge-

Digitized by Google

rechter; die Einwirkung der Seele auf den an und für sich leblosen Bewegungsapparat ist wirklich auf ein „Minimum reducirt". Man sieht also, daß bei diesem, wie bei allen ähnlichen Erklärungsversuchen die Behauptung ausgesprochen wird, die Bewegung gehe ihrer activen Seite nach von der Seele allein aus — wenn auch nur in einer Minimalwirkung — und werde als ein Bewegtwerden vom Körper recipirt, das Gehirn verhalte sich im ersten Momente rein passiv, etwa wie eine „Claviatur"; es wäre also zwischen einem Menschen und einem in den Cadaver gefahrenen puren Geist, der die Nervenmolekule und Augen geschickt zu drehen weiß, kein wesentlicher Unterschied. Man braucht aber wahrlich kein Gelehrter von Profession zu sein, um sofort zu erkennen, daß die menschliche Bewegung, wie sie in der Wirklichkeit vorliegt, in ein solches Concept nicht hineinpaßt. Ganz anders wurde dieselbe von der scholastischen Philosophie erklärt. Die großen Meister des Mittelalters hielten dafür, daß zunächst das körperliche Organ sammt der informirenden Seele Ein seelisch-materielles Wesen sei, und daß von diesem Einen Wesen die Bewegung als etwas Seelisch-Materielles ausgehe. Der Seele schreiben sie freilich den präponderirenden Einfluß bei diesem Vorgange zu, weil ja ein jedes Wesen so wirkt, wie es ist; aber dennoch hielten sie daran fest, daß das leibliche Organ bei der willkürlichen Bewegung zugleich bewegt wird und auch bewegt; im Stoff sei also nicht bloß ein Bewegtwerden, er sei vielmehr in das Bewegende mit hineingezogen. Würde also z. B. die Wissenschaft die von Herrn v. Hartmann adoptirte Annahme von einer Drehung der Nervenmolekule als Thatsache bestätigen — was wir als Möglichkeit nicht in Abrede stellen wollen — so würde die Scholastik sagen: jene Nervenmolekule werden nicht von einem überorganischen Wesen gedreht, sondern sie drehen sich selber, so würde sie sagen, weil sie voraussetzt, daß die Molekule bis in ihre letzten Bestandtheile durch das Lebensprincip zu einer höhern Seinsweise umgeformt und dadurch zur Selbstthätigkeit befähigt wurden. Wenn nun die Scholastik den Stoff selbst in das active Bewegungsprincip hineingezogen sein läßt, so wird sie der Wirklichkeit im vollsten Umfang gerecht. Denn in der willkürlichen Bewegung, z. B. im Sprechen, Schreiben ꝛc., liegt eine gewisse Bestimmtheit, vermöge welcher die Bewegung so und nicht anders geschieht; offenbar rührt dieselbe von der activen Seite der Bewegung her, denn sie ist der Willkür unterworfen, sie ist in ihrer Veränderlichkeit unbestimmt und unbegrenzt, so daß sie

Digitized by Google

ſich von der begrenzten Veränderlichkeit einer Maſchinenwirkung weſentlich unterſcheidet. Andererſeits rührt ſie aber nicht von der Seele allein her. Wäre das der Fall, dann wäre ſie eben eine Einwirkung der Seele auf die Materie, die Seele müßte, um eine beſtimmte Bewegung hervorzubringen, an der Nervenfaſer Nr. 9216 zupfen und das Molekul Nr. 7479 ganz oder halb drehen u. ſ. w. Daß ſo etwas bei der willkürlichen Bewegung vor ſich gehe, iſt ſchon auf den erſten Blick höchſt unwahrſcheinlich; denn mag ein ſolches tauſend- und millionenfaches Zupfen und Drücken und Drehen uns auch noch ſo ſehr zur „lieben Gewohnheit" geworden ſein, ſo wäre es doch ſonderbar, daß wir uns einer ſolchen ſo eng mit unſerm Willensakte verbundenen Thätigkeit niemals bewußt werden könnten; unſere körperliche Müdigkeit nach anſtrengender Bewegung wäre von der nämlichen Art, wie etwa die Müdigkeit einer Dampfmaſchine. Beachten wir aber genauer die Natur der in Rede ſtehenden Beſtimmtheit, ſo gewahren wir ſofort, daß dieſelbe auch von der Materie ausgehen muß; ſie liegt nämlich in der activen Bewegung vor als eine materielle Beſtimmtheit, d. h. als zu ſtofflichen Bewegungen in unmittelbarſter und directeſter Proportion ſtehend [1]: eine ſolche Beſtimmtheit kann aber nur in etwas Stofflichem vorliegen. Somit iſt erwieſen, daß das bewegende Princip den Stoff in ſich hat und daß das motoriſche Executionsvermögen ein organiſches iſt.

Von der exacten Naturbeobachtung wird das Geſagte, d. h. die altſcholaſtiſche Auffaſſung vollauf beſtätigt [2]. Thatſachen bekunden, daß bei materiellen Störungen des Gehirns nicht bloß die Hirnmolekulen nicht mehr recht drehbar ſind, ſondern daß es auch mit dem Molekulendreher ſelbſt nicht richtig mehr beſtellt iſt. Dazu behauptet die Phyſiologie und Pathologie, daß das eigentliche Bewegungscentrum ganz beſtimmt im Gehirn und höchſt wahrſcheinlich in den geſtreiften Hügeln (Corpora striata) und am Ende des verlängerten Markes oder etwas hin-

---

[1] Man pflegt in der Phyſiologie dieſe Beſtimmung deßhalb Bewegungsbilder zu nennen; dieſes Wort kann man hingehen laſſen; nur hat man ſich darunter weder Bilder für das innere Geiſtesauge, noch auch bloße mechaniſche Schablonen zu denken; es ſind die zweckentſprechenden Evolutionen der belebten Materie.

[2] Dieß gilt natürlich bloß von dem weſentlichen Punkte unſerer Frage. Die Frage, welchem Organe primo loco der Bewegungsimpuls zuzuſchreiben, hat für unſern Zweck eine untergeordnete Bedeutung. Die Anſicht des Ariſtoteles, daß es das Herz ſei, blieb lange Zeit die allein herrſchende. (Vgl. Suarez de anima l. 5. c. 10, n. 10.)

Digitized by Google

ter den Corpp. striata liegt, da wo die Hirnschenkel in die Thalami eintreten.

Daß überhaupt die centrale Erregung der willkürlichen Muskeln eine Thätigkeit von Hirntheilen ist, gilt in der Experimentalwissenschaft als ausgemacht. Bei sehr vielen Geisteskranken ist jene Erregung nachweisbar in Folge von Gehirnleiden wesentlich verändert, sie erscheint theils als erhöhte Raschheit und Energie, theils als Schwerbeweglichkeit oder kataleptische Starrheit, theils als jene Paralyse, wie sie in gewissen Arten von Blödsinn zu Tage tritt; oft zeigen diese Kranken eine ganz eigenthümliche Intonation der Stimme, ein automatisches Grimassiren, ein erzwungenes Rückwärtsgehen u. dgl. Hierbei gilt natürlich, was bereits oben von der Sinneswahrnehmung gesagt wurde: die Hauptsache kommt dem Gehirn zu, aber das Gehirn zieht die Bewegungsnerven als seine lebendigen Abästungen mit in die Selbstbewegung hinein; es lebt nicht bloß das Gehirn, sondern der ganze körperliche Organismus; in diesem Sinne lehrt die Scholastik, daß die vis motrix im ganzen Körper residire.

Alle Thatsachen finden ihre beste Erklärung, wenn man voraussetzt, es befinde sich in einem bestimmten Hirntheil das „Ministerium" der willkürlichen Bewegungs-Impulse. Von hier aus sprudeln ohne unmittelbares Zuthun des Vorstellens und Wollens die Bewegungsimpulse in zweckmäßig coordinirten Gruppen, als Sprechen, Lesen, Gehen . . . und zwar vitaliter, d. h aus dem Innern hervor; und oft genügt ein Wink von oben, um eine lange Reihe periodisch wiederkehrender Bewegungen herbeizuführen (z. B. Gehen, Clavierspielen, Schreiben, gewohnte Arbeit Verrichten), wobei die Macht der Übung und Gewohnheit unserm Thun nicht selten einen etwas maschinenmäßigen Charakter verleiht.

Die Wissenschaft vermag aber noch nicht, einen bestimmten Hirntheil als Sitz der willkürlichen Centralbewegung mit voller Gewißheit nachzuweisen. „In den beschränkten lokalisirten Gehirnkrankheiten — sagt Griesinger S. 38 — den Krankheiten der Brücke, des kleinen Gehirns, der Thalami, der Corpp. striata ꝛc., sehen wir gewöhnlich Störungen dieses Mechanismus, Aufhebung seines Zusammenhanges mit dem Vorstellen, wo dann bald durch den Krankheitsreiz erregte complicirte Bewegungen (Vorwärtslaufen, Drehbewegungen ꝛc.) unwillkürlich ausgeführt werden, bald wegen mechanischer Trennung der Gehirnsubstanz der Einfluß des Vorstellens diesen Mechanismus nicht mehr erreichen kann (z. B. Lähmungen einer Körperhälfte bei Extravasaten in den Corpp. striata); auch verschiedene Mischungen von beiden Verhalten kommen zuweilen, und zwar auf ganz beschränkten Bewegungsgebieten, z. B. dem der Sprachorgane, vor; so z. B. daß die vorgestellten Worte nicht ausgesprochen werden können, dagegen nicht vorgestellte gesagt werden müssen." Den Corpora striata glaubte man die Hauptbedeutung zusprechen zu sollen, theils wegen ihrer anatomischen Beziehung zu den Perceptionszellen und dem Organ des innern Vorstellens und Begehrens, theils auch weil man gewahrte, daß bei Ergüssen in die Corpp. striata Lähmung niemals ausbleibt, während Tuberkeln, apoplektische Ergüsse und Zerstörungsprozesse zwischen den Corpp. striata und den vorerwähnten Theilen nicht immer Lähmungen zur Folge haben. Daß das kleine Gehirn bei der Centralbewegung das Seinige hinzu thut, ist ebenfalls sicher; die Fachkundigen sind aber bis jetzt noch uneins, welcher Art dieser Einfluß ist. Menschen und Thiere können nach bedeutenden Beschädigungen des kleinen Gehirns die einzelnen Gliedmassen noch bewegen, nur scheint das Gleichgewicht und die bilaterale Coordination der einzelnen Bewegungen, besonders im Rumpf und in den hintern Gliedmassen, erschwert. Es hat auch gegenwärtig noch gar nicht

Digitized by Google

den Anſchein, als werde die Specialforſchung ſchon bald in der Localiſirung des Bewegungsvermögens ihr abſchließendes Wort ſprechen können. Die Unterſuchung iſt durch den Umſtand äußerſt erſchwert, daß bei jeder Körperbewegung ſehr viel verſchiedene Momente in Betracht kommen, die jedenfalls auf verſchiedene Hirntheile zurückzuführen ſind. Dann iſt auch wohl zu beachten, daß überhaupt die Lebensthätigkeit nicht in der Weiſe dem Stoffe **untergeordnet** erſcheint, wie das bei den mechaniſchen und chemiſchen Kräften der Fall iſt. Die Lebensform iſt ja das die Materie Beherrſchende, Leitende; die materiellen Eigenſchaften und Vorgänge ſind wohl zur Vollbringung der Lebensfunctionen verwendet, doch nur ſo, daß einzelnen Organtheilen beſtimmte Functionen *vorwiegend*, aber nicht *ausſchließlich* zukommen; daher kommt es auch, daß im Nothfalle leicht eine Arbeitsübertragung ſtattfinden kann. Man vergeſſe niemals *die Einheit des Lebens*, damit man nicht dem gerechten Tadel des Dichters verfalle:

Wer will was Lebendiges erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band.

Da dieſer Umſtand zur richtigen Auffaſſung der geſammten Hirnthätigkeit äußerſt wichtig iſt, ſo ſei uns geſtattet, denſelben mit einigen Worten zu erläutern. Sobald die Seele in der genügend disponirten Materie (im Embryo) erſcheint und ihr das Sein eines neuen Weſens: *Menſch* gegeben hat, beginnt ſofort die vitale Evolution dieſes Weſens; die einzelnen ſinnlichen Fähigkeiten erhalten ihr ſtoffliches Subſtrat; ſo entwickeln ſich auch die verſchiedenen Gehirntheile. Weßhalb denn dieſe *Verſchiedenheit*? Zunächſt weil es ſich um *verſchiedene* Fähigkeiten handelt, welche eine Verſchiedenheit der Organiſation benöthigen; dann iſt aber auch die *Opulenz* zu beachten, mit welche die Natur *überall* bei ihrem Bilden auftritt; die Functionen ſollen nicht bloß mit Ach und Krach, ſie ſollen mit einer gewiſſen *Leichtigkeit* ermöglicht werden; iſt deßhalb die Natur in der Hirnbildung ſich conſequent geblieben — woran wohl nicht zu zweifeln iſt — ſo wird ſie auch hier über das abſolut Nothwendige hinausgegangen ſein; und der Verſchiedenheit der Fähigkeiten wird eine überreiche Verſchiedenheit und Fülle der Organiſation entſprechen. Die einzelnen Gehirntheile haben nun freilich vermöge der in ihnen reſidirenden Fähigkeiten ihr eigenthümliches Wirken von Innen heraus und in ſofern auch eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit gegenüber den andern Theilen. Aber man beachte wohl, daß die Fähigkeiten nicht an der Seele hängen, wie die Arme am Rumpfe, ſondern daß die Fähigkeiten Eigenſchaften der Seele ſind, *in* welchen letztere gegenwärtig iſt und wirkt. Das iſt der tiefſte und eigentliche Grund der Einheit im Organismus. Dieſe Einheit äußert ſich oft als Sympathie der verſchiedenen Organe in recht intereſſanter Weiſe; iſt *eine* Saite angeſchlagen, ſo tönen die andern mit; geräth z. B. die Phantaſie in lebhafte Aufregung, ſo nehmen die Bewegungsnerven Antheil, wie es ſich in den Bewegungen der Arme, des Kopfes, des ganzen Körpers zeigt; hört man etwas, ſo iſt man unwillkürlich geneigt, das Gehörte durch die Sprachwerkzeuge zu reproduciren, was ſich beſonders bei kleineren Kindern zeigt, die vermöge dieſer Neigung das Sprechen lernen; ſelbſt bei lebhaftem Denken äußert ſich dieſe Neigung in Monologen und beim Leſen in begleitenden Zungenbewegungen. Wir ſehen, es iſt *Ein* Lebensprincip, welches den *ganzen* Organismus umſpannt.

Nächſt der Weſenseinheit der in allen Organen exiſtirenden Seele, iſt als zweites Band der Einheit, das Verhältniß gegenſeitiger Über- und Unterordnung zu beachten, welches zwiſchen den verſchiedenen Fähigkeiten obwaltet. Wir erwähnten oben per

Digitized by Google

transennam, daß das Bewegungsvermögen in einem abhängigen Dienstverhältniß zur Begehrung stehe. Ist das nur vielleicht so zu verstehen, daß letztere dem Bewegungsvermögen die Ausführung der erstrebten Bewegung übergibt, ohne sich weiter darum zu kümmern? Ähnlich wie etwa die Dame des Hauses dem Kutscher befiehlt anzuspannen? Nichts weniger als das; wir haben es nicht mit einem Dienstpersonal, sondern mit den Fähigkeiten Eines Wesens zu thun. Zur Bewegung bedarf es von Seiten des Begehrungsvermögens weder eines Winkes, noch eines Ruckes, noch sonst einer vorhergängigen Anregung, sondern die betreffende Begehrung ist als das agens universale in der Körperbewegung sofort mitthätig, gerade so, wie der innere Sinn in dem äußern, die Auffassung in der Begehrung, wie überhaupt das höhere Vermögen in dem niedern.

Die Einheit des Organismus wird aber nicht ausschließlich von der Seele her vermittelt; sie hat sich selber gleichsam auch incorporirt. Man würde deßhalb sehr irren, wollte man das Gehirn als eine Mosaik lebender Hirnstückchen oder etwa als ein lebendiges Saiteninstrument betrachten, auf dem jede Saite nur ihren eigenen bestimmten Ton hat. Nein, die Einheit selbst hat eine entsprechende organische Unterlage, in den verschiedenen Fasersystemen[1]. So findet ein äußerst complicirtes Durcheinander- oder Ineinandergreifen der verschiedenen Lebensfunctionen statt; an einen schroffen Übergang, an eine stramme, messerscharfe Vertheilung der einzelnen Fähigkeiten unter die Organtheile ist nicht zu denken; es scheinen vielmehr sämmtliche Gehirnpartieen die (wenigstens secundäre) Fähigkeit zu besitzen, die Thätigkeit der andern Theile in sich behufs deren Anregung oder in Folge der Aufnahme oder auch zum Zweck nothdürftiger Stellvertretung zu erregen. Wir wollen hier nur auf ein paar Thatsachen hindeuten, welche in dieser Voraussetzung ihre einfachste Erklärung finden. Kaum dürfte es einen Hirntheil geben, dessen Fehlen oder Verbildung constatirt worden wäre, ohne daß deßhalb die ihm zugeschriebene Lebensthätigkeit vollständig gefehlt hätte. Die Verwirrung des Seelenlebens findet nur dann statt, wenn größere Theile des Gehirns in die Erkrankung einigermaßen mit hineingezogen sind, während circumscripte heerdartige Erkrankungen höchst selten bei Geisteskranken nachgewiesen worden und sehr häufig ohne erhebliche Geistesstörung vorhanden sind; in ersterm Falle ist eben kein intacter Theil vorhanden, der einer stellvertretenden Thätigkeit genügte, im letztern Falle hingegen treten die gesunden Theile für den kranken ein. Die Präponderanz der Seele über die materiellen Vorgänge tritt dem aufmerksamen Beobachter überall entgegen.

Bei einzelnen Hirntheilen wird das Verhältniß, wie wir es so eben dargelegt, von den Fachgelehrten auf specielle Beobachtungen hin anerkannt; so gelten ihnen z. B. die Perceptionszellen zugleich als Organ für bestimmte Bewegungen; und so mögen die Corpora striata bei dem ihnen eigenthümlichen Amte, Centralbewegungen zu executiren, noch als Nebengeschäft die Ausprägung von Vorstellungen besorgen u. s. w.

---

[1] Den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung und der motorischen Anregung vermittelt ein Fasersystem, welches von den Corpora striata radienförmig zu den Gehirnwindungen aufsteigt und fächerförmig in deren Rindensubstanz endigt. Behufs der Weiterleitung der Bewegungsimpulse geräth jene Faserung in Activität, welche in den Corpp. striata entsteht und sich als Pyramiden durch die Brücke und die Hirnschenkel zu der Medulla oblongata und den vordern Marksträngen des Rückenmarkes hinzieht. Ebenso gibt es Fasern, welche sich in äußerst complicirten Windungen von den Perceptionscentren zur Rindensubstanz hinziehen, um die Verbindung zwischen der Wahrnehmung und dem innern Sinne zu vermitteln.

Digitized by Google

Den analogen Sachverhalt bei Thieren, wie derselbe durch Vivisectionen nachgewiesen ist, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Vögel, denen man das ganze große Gehirn fortgenommen, putzten noch ihre Federn, wenn sie von Ungeziefer geplagt waren. Das bekannte Pflüger'sche Experiment von dem enthaupteten Frosch, der mit seiner Pfote den Reiz von einer gekniffenen Hautstelle abzuwehren sucht, hat man durch die Bemerkung, daß bei einer solchen Enthauptung noch ein Stück vom verlängerten Mark zurückbleibt, nichts weniger als uninteressant gemacht; der gezwickte Frosch hopst freilich in seiner Kopflosigkeit nicht mehr davon, wie in gesunden Tagen, aber was muß nicht Alles in dem Hirnrestchen vorgehen, damit die zweckentsprechende Bewegung der Pfote zu Stande kommt! Das zweckmäßige Abschätzen, welches die Bewegungen regelt, wird, wie wir sogleich sehen werden, den beiden Hemisphären zugeschrieben, und doch vermag eine Taube, welcher man die Hemisphäre exstirpirt hat, zu fliegen, wenn man sie in die Luft wirft, und wieder aufzustehen, wenn man sie auf den Rücken gelegt hat. Professor Schiff schnitt einem Kaninchen die Corpora striata aus; das Thier wurde zwar kataleptisch, aber nicht gelähmt; auf einen starken Reiz hin gerieth es, wie ein Automat, in eine unaufhaltsame sprungförmige Bewegung. Dieß nur einige wenige der hierher gehörigen Thatsachen. Bei so bewandten Verhältnissen ist es begreiflicher Weise keine leichte Aufgabe, herauszufinden, welche Hirntheile als besondere Organe einzelner Functionen anzusehen sind. Dadurch wird aber natürlich die Thatsache nicht erschüttert, daß die Excitation der willkürlichen Bewegung eine Function des Gehirns ist.

Ein Rückblick auf alles bisher Gesagte zeigt uns, daß wir nicht jene Functionen in Erwägung gezogen haben, durch welche sich der Mensch von dem Thiere unterscheidet, nämlich die Functionen des Vernunftlebens, auch nicht einmal die Functionen des innern Sinneslebens, in welche die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Thier noch hineinreicht, sondern nur zuerst die äußere Sinneswahrnehmung, mit welcher das psychische Leben anhebt, und dann die willkürliche Körperbewegung, in welcher es sich nach Außen auswirkt. Beide haben wir als Functionen des belebten Gehirns nachgewiesen. Derartige Erörterungen sind nicht ganz so unwichtig, wie es vielleicht im ersten Augenblick scheinen möchte. Einen je klareren Blick man in die wirkliche Gehirnthätigkeit thut, desto mehr ist man zu der Einsicht befähigt, daß das eigentliche Vernunftsleben absolut keine organische Thätigkeit sein kann, daß es also eine geistige ist, mit andern Worten, daß die menschliche Seele ein Geist und unsterblich ist. Das ist aber ein Punkt, welcher für die weltbewegende Frage, ob es Interessen gibt, die den Interessen der Materie und Zeitlichkeit vorgezogen werden müssen, eine entscheidende Bedeutung hat. Doch bevor wir auf das menschliche Vernunftsleben zu sprechen kommen, haben wir uns zuerst noch mit der Welt des innern Sinneslebens zu beschäftigen.

(Schluß folgt.)

T. Pesch S. J.

Digitized by Google

Matthias Zelhorst.

„Eph. 1, 6. „Zum Lobe der Glorie Seiner Gnade" hat der barmherzige Gott wunderbar bekehrt und zum katholischen Glauben gezogen den Ehrwürdigen Matthias Zelhorst, aus dem gottlosen Lehramte der Ketzerei, welches er mehr als einunddreißig Jahre bedient hatte.

„Die kraftvolle Wirkung dieser Gnade hat derselbe Matthias durch einen glücklichen Einfall sehr lebendig und kräftig in dieser seiner Schrift dargestellt zu großer Befestigung und Stärkung der Katholiken im Glauben, sowie zur Bekehrung der ungläubigen Neuerer und besonders deren Lehrer. Die Irrthümer, Lügen und die unaufrichtige, falsche Handlungsweise der letzteren hat er, da er sie genau kannte, in dieser Schrift öffentlich aufgedeckt, und die rechte katholische Wahrheit sehr gelehrt und unwiderleglich wider dieselben dargestellt."

Mit diesen Worten gibt Wilhelm Bolognino, „der heiligen Theologie Doctor" zu Antwerpen, seine Gutheißung zum Drucke der Bekehrungsschrift des vormaligen calvinischen Predigers Matthias Zelhorst [1]. Das kleine Büchlein gehört unstreitig zu den interessantesten Erscheinungen dieser Art. Wir möchten daher auf folgenden Blättern etwas eingehender die wunderbaren Gnadenwege schildern, auf denen Gott den calvinistischen Prediger zur Erkenntniß der „einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche" führte. Es gibt kein schöneres Schauspiel als solch' ein Einblick in die Wandlungen der menschlichen Seele; nichts aber stählt auch so sehr unser Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit des Herrn. Und gerade dieses Vertrauens bedürfen wir in unserer unglückseligen Zeit, die viele Gemüther irre führt und vielleicht manche, die uns durch die theuersten Bande enge verbunden sind.

Gottes Wege aber sind wunderbar.

Matthias Zelhorst oder Selhorst wurde im Jahre 1586 von katholischen Eltern im Gelderlande geboren. Eine gottesfürchtige Mutter wiegte das Kind auf ihren Knieen und lehrte es die frommen katholischen Gebete zum heiligen Schutzengel und zur lieben Mutter Gottes. Auch

[1] „Bekehrungsgeschichte des holländischen calvinischen Predigers Matthias Zelhorst in der Grafschaft Zütphen." Aus dem Holländischen. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung 1873.

Digitized by

der Vater gab dem Knaben ein Beispiel in „allen geistlichen Tugenden". Als Matthias so weit herangewachsen war, daß man für seine fernere Ausbildung sorgen mußte, wurde er „gottseligen katholischen Lehrern zur Erziehung und zum Unterrichte anvertraut". Dennoch gerieth Matthias bereits während seiner Jugendjahre in die Fallstricke des Irrthums. „Weil ich," so erzählt der gereifte Mann, „unbedachtsam, leichtsinnig und sorglos für mein Heil große Gemeinschaft machte mit Unkatholischen, welche ganz in die Calvinisterei verliebt und versunken waren, konnte es kaum anders geschehen, als daß sich das Sprüchwort bewahrheitete: „Wer Pech anrührt, besudelt sich" und „wer sich muthwillig in die Gefahr begibt, darin zu Grunde geht!" Durch diesen steten Umgang wurde ich, und zwar durch einen Schein der Wahrheit, besonders durch einige für mich unverständliche und unverfängliche Sprüche der heiligen Schrift, wider die Katholiken soweit gebracht, daß ich mich vom katholischen Glauben allmählich abwendete, zuletzt ganz und gar den Brüdern der reformirten Gemeinde beistimmte und mich durch Männer von Autorität, die überdieß meine Freunde und Gönner waren, so weit einnehmen ließ, daß ich mich einige Jahre zu den Füßen des Doctor Sibrandus Lubertus, Professors der Theologie zu Franeker in Friesland, zur weitern Ausbildung begab, bis ich nach meines Meisters Urtheil bereitwillig die Kanzel besteigen konnte. Und so bin ich geworden ein Rabbi in Israel."

Mit dünkelhaften Redensarten hatte man den Geist des Jünglings bethört und zu ihm, wie einst die Manichäer zum hl. Augustin, gesprochen: „Wir sind erstaunt und erschreckt über den Aberglauben, der uns zum Glauben zwingt, ehe wir die Beweise und Gründe davon vernommen und verstanden haben. Wir hingegen drängen und zwingen Niemand zum Glauben, bevor die Wahrheit klar untersucht, enthüllt und dargestellt ist."

„Wie sollte nun," fragt Zelhorst, „durch diese Versprechungen nicht besonders der Geist eines Jünglings angelockt werden, der begierig ist, die Wahrheit zu wissen, der noch dazu hoffärtig und ein Schwätzer in den Schulen durch die Disputationen der gelehrten Männer geworden war?"

Zelhorst war achtundzwanzig Jahre alt, als er zum Prediger von Hengelo und Zethem in der Grafschaft Zütphen ernannt wurde (1614). Mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete er das ihm übertragene Amt und erwarb sich nicht nur unter seinen Pfarrkindern, son-

Digitized by Google

dern auch bei den „Dienern am Worte“ die innigste Liebe und Hochachtung. Die Erinnerungen aus seiner katholischen Jugend hatte er ganz vergessen und predigte dafür „ohne Furcht mit großem Freimuthe nach Art und Gebrauch der reformirten Gemeinde und mit treuer Bezugnahme auf die von Calvin ersonnene Glaubensform.“ Dank diesem Eifer wurde er schon wenige Jahre nach seiner Anstellung zur Würde eines Inspectors der zütphen'schen Classis erhoben. Mit Katholiken mied er jeglichen Umgang, und zumal waren ihm die Priester der katholischen Kirche verhaßt. Als er einstmals auf einer Inspectionsreise in der Stadt s'Heerenberg „einem Pfaffen“ begegnete, rief er seinem Mitbruder zu: „Siehe da einen von dem geschorenen Haufen, einen Baalspriester!“

Zelhorst war ein eisenfester Charakter, ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung. Er hielt zum Calvinismus, weil er von dessen Wahrheit überzeugt zu sein glaubte. Aber gerade wegen dieser Aufrichtigkeit erbarmte sich die göttliche Gnade seiner Seele. Die Heimsuchungen sollten ihn zur Wahrheit führen. Im Jahre 1635 fegte die Pest über die Länder Europa's dahin; schrecklich wüthete die Krankheit, ganze Dörfer starben aus oder deren Bewohner flüchteten in die Wälder und an abgelegene Orte, um der Zuchtruthe Gottes zu entgehen. So groß war der Schrecken und die Angst, welche alle Gemüther erfaßte, daß selbst die heiligsten Empfindungen erstickt schienen, das Kind die Eltern, die Eltern ihre Kinder in der Krankheit verließen. Auch Zelhorst wurde von der Plage ergriffen, und wenngleich er wieder genas, so bemächtigte sich doch ein langsames Siechthum seines Körpers. In diesen Leiden und Schmerzen tauchte immer wieder und wieder ein Gedanke in der Seele des Mannes auf: „Sieh! das sind die Vorboten, die dir ankündigen und mit dem Finger andeuten die Mutter aller Menschen, welche dir entgegenkommt, um dich in ihren Schooß aufzunehmen; siehe da! der Tod steht vor der Thüre und klopft an, um das Haus deines Leibes plötzlich, eher als du glaubst, abzubrechen, in Trümmer zu legen, in Staub und Asche zu verwandeln zur Speise der Würmer. Deine Seele aber wird von dir scheiden und vor das gerechte und strenge Urtheil Gottes gezogen werden, um von allen ihren Gedanken, Worten und Werken Rechenschaft abzulegen.“

„Früher,“ fährt Zelhorst fort, „war ich wohlgemuthet, ganz ruhig und zufrieden, ohne Furcht und Angst vor dem bevorstehenden Gerichte

Digitized by Google

Gottes, gleich wie meine Confratres in der Meinung und Einbildung befangen, daß die guten Werke vor Gott weder Geltung noch Verdienst haben; daß auch die Sünden und bösen Werke mir nicht schaden noch mich verdammen könnten, wofern ich nur einzig und allein an Jesum glaubte und mir die Verdienste seines bittern Leidens durch den Glauben allein zueignete. Ja, ich dachte, daß ich unmöglich könne verdammt werden, weil ich mir selbst (wie die Religion der Calviniſten es haben will) vortäuſchte, daß Gott, ohne auf mein Thun und Laſſen zu ſehen, mich ſelig machen wolle, darum, weil er mich von Ewigkeit, woran ich nicht zweifeln durfte, zur Seligkeit unveränderlich und unwiderruflich vorherbeſtimmt hatte, was mir alſo nicht mißglücken könne."

Nach dieſen Doctrinen hatte Matthias bislang gelehrt; er hatte ſeinen Zuhörern geſagt: „Laßt uns keine Furcht haben, wenn es dem Herrn gefallen wird, uns aus dieſem irdiſchen Tabernakel zu verſetzen, da wir ja ſchon, vor der Hand, unſer Urtheil wiſſen."

Nun aber, im Angeſicht des Todes, erſchien dieß alles dem Prediger in einem andern Lichte. Die Fundamente der Solafides-Lehre zerfielen in ihrer eigenen Nichtigkeit. Viele Sprüche der hl. Schrift, die Zelhorſt bis jetzt anders gedeutet hatte, wurden ihm nun plötzlich zu unwiderleglichen Beweiſen gegen den Irrthum. Er erkannte, daß „der wohlgebahnte, bequeme Weg zum Himmel", von dem die Reformirten redeten, doch auch vorerſt zum „fürchterlichen Richterſtuhle Gottes führe" und daß der „Glaube allein" noch kein Freibrief für den Himmel ſei. Zelhorſt begann nun ein ernſtes Studium der hl. Väter, zumal des hl. Auguſtinus und des hl. Hieronymus. Da „ſtand ich verwundert," erzählt er, „und mein innerſtes Herz erlitt eine große Veränderung durch Furcht und Schrecken, die alle meine frühere eingebildete, falſche, fleiſchliche und vermeſſene Sicherheit vernichtete. Ich erhob meine Augen gen Himmel und ſprach ſeufzend: Mein Herr und mein Gott! Du willſt nicht den Tod des Sünders. Dein Wille iſt, daß alle Menſchen ſelig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Worin beſteht doch die Wahrheit? Lehre mich dieſelbe, damit ich ſie möge erkennen, vollbringen und ſelig werden. Es erfolgte darauf dieſe Antwort, welche mein Herz traf: O Menſch, es iſt dir geſagt worden; was willſt du es nochmals hören! Siehe! ich rufe alle Tage und ſpreche zu einem Jeden: Willſt du zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote. Ich rufe: Bemühet euch, einzugehen durch die enge Pforte; denn Viele, ſage ich euch,

Digitized by Google

werden begehren hineinzugehen und es nicht vermögen! — Was heißt das aber, lieber Herr: Sie werden es nicht können? Ist denn unser Verlangen vergebens? Kann unser Wille und unsere Sehnsucht demnach nicht helfen? Was Rath dann? Guter Rath! Die Gnade Gottes sollst du nicht vergebens empfangen; dem Willen und Verlangen muß das Wirken folgen; man darf nicht still stehen; mit Mühe und Arbeit muß man durch die enge Pforte hindurchdringen; denn das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt brauchen, reißen es an sich."

So entschloß sich denn Zelhorst, ein neues Leben zu beginnen und durch Gebet und Ausübung guter Werke sein aufrichtiges Streben zu bethätigen. Er machte sogar das Gelübde, am Freitage jeder Woche zu Ehren des bittern Leidens und am Samstag zur Genugthuung für seine Sünden das kirchliche Fastengebot zu beobachten. Bald darauf dehnte er dieses Gelübde auch auf alle Festtage der katholischen Kirche aus. Seine Aufrichtigkeit duldete indessen nicht, daß er bei sich selber stehen blieb. „Bin ich ein evangelischer und apostolischer Mann," sagte er zu sich selbst, „warum fällt es mir denn nicht ein, der Gemeinde, welche meiner Obhut anvertraut scheint, zu sagen: Laßt uns in allen Dingen selbst als Diener Gottes beweisen, durch große Geduld im Leiden, in Nöthen, in Ängsten, im Wachen, im Fasten." Von nun an hatten auch alle seine Predigten die aufrichtige Buße und wahre Bekehrung, gemäß den Lehren der Apostel und Kirchenväter, zum Gegenstande.

Langsam, aber sicher baute die Gnade Gottes und treue Mitwirkung mit derselben auf den gelegten Fundamenten weiter. Zelhorst erkannte, daß nicht die Bibel allein Richtschnur unseres Glaubens sein könne, sondern daß viel mehr die heiligen Bücher in der Tradition, in der Lehre der Väter, mit einem Worte in der Kirche ihre Deutung und wahre Auslegung fänden. So verglich er denn das System Calvins mit dieser Tradition und ein Satz nach dem andern zerfiel in Lüge und Täuschung. Plötzlich erstrahlte hell vor ihm die Braut des Herrn, die hl. katholische Kirche; er sah ein, daß sie die „Mutter der Gläubigen" sei, die „Kirche des lebendigen Gottes", welche „nimmermehr das Kleid der Gerechtigkeit ablegen noch dessen beraubt werden wird; sie wird in ihrem Urtheil nicht fehlen; Gottes Barmherzigkeit und seine Erbarmung ist ihr stets gegenwärtig; der Glaube, durch den sie den Herrn erkennt, liebt und ihm getreu ist, kann nicht abnehmen." Auf der andern Seite warf

Digitized by Google

er einen Blick in den Abgrund der Ketzerei. Er wandte auf sie das Wort des Psalmisten an: „Du Tochter Babylons, du Elende! wohl dem, der deine kleinen Kinder nimmt und sie zerschmettert am Stein" (Ps. 136, 8). „Wer ist elender und unglücklicher," ruft er aus, „als die Tochter, die uns ein Babel voll Verwirrung und Unsittlichkeit gebiert und an den Tag bringt? Kein Mensch ist unglücklicher und mehr zu beklagen, als der sich betrügen läßt durch die ketzerische Thorheit, die alles drunter und drüber kehrt. Sie vernichtet den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die christliche Gerechtigkeit, die Ruhe des Gewissens und die Gemeinschaft aller Heiligen und Freunde Gottes; mit einem Schlage, durch einen Stoß stürzt sie viel tausend Seelen in den Abgrund der Hölle den Raubvögeln und Wölfen zur Beute. Selig der Mensch, der seine Kleinen nimmt und an den Felsen schmettert, das heißt, der auch die geringsten auftauchenden Irrthümer der Ketzer an dem Felsensteine, auf welchen die ewige Weisheit ihre Kirche gebaut hat, zerschlägt und vom Erdboden vertilgt."

Es war ein Lichtblick, der für kurze Zeit die Seele des Mannes erleuchtete; dann umnachteten auf's Neue dunkle Zweifel sein Gemüth. Zumal war es die Lehre von der Rechtfertigung und von der Prädestination, welche ihm die größten Schwierigkeiten bereitete. Kein Wunder, denn „war es wohl möglich," fragt Zelhorst selbst, „daß ein Mann in wenig Tagen, Wochen und Monaten römisch-katholisch werden und die römische Kirche, über welche er so viele Jahre irrig geurtheilt hatte, für die wahre heilige katholische Kirche halten sollte?" Seine Einbildung hatte sich bezüglich dieser Kirche aus Schriftstellen, welche die reformirten Doctoren calvinistisch erklärten und ihren Schülern in den Kopf hingen, ganz in der Überzeugung bestärkt, daß der Katholicismus das eigentliche Babel, das Reich des Antichristes, voll geistlicher Zaubereien, Aberglaubens und Unglaubens sei.

Zudem gehören die Gelehrten ja ohnehin zu dem „Nikodemus-Volke", welches in göttlichen Dingen etwas unerfahren ist. „Wollen sie," sagt Zelhorst, „höher hinanstreben und tragen sie ein Verlangen, daß ihre inneren Augen erleuchtet werden, so müssen sie nothwendigerweise oft, ja stets, in aufrichtiger Treue und Furcht Gottes sich bei dem Herrn befragen, mit Seufzen, Bitten und Flehen; dann aber auch die von Gott angeordneten Mittel, woran sie gewiesen werden, in ernste Anwendung bringen."

So that Zelhorst; an der Hand der heiligen Väter erkannte er

Digitized by Google

bald die Thorheit der calviniſtiſchen Prädeſtinationslehre; er erkannte, daß Gott Niemanden zur Verdammniß geſchaffen hat, ſondern Alle zur Seligkeit, und daß er darum den bußfertigen Sünder nicht verſtoßen will. „Calvin," ſagt Matthias, „hat ſeine Lehre aus derjenigen Bibel geſchöpft, welche den Lucifer mit ſeinem ganzen Anhange in den Abgrund der Hölle geſtürzt hat." Ebenſo erkannte Zelhorſt gar bald die Freiheit des menſchlichen Willens und wie dieſer freie Wille von „getreuen Schweſtern" begleitet iſt. „Die Barmherzigkeit und ewige Wahrheit," ſagt er, „wohl wiſſend, daß der gute freie Wille allein nicht beſtehen kann, um ſeine Ehre zu vertheidigen, ohne Anweſenheit und Hilfe anderer Begleiter, hat ihm vorzüglich folgende Schweſtern zum Schirm gegeben:

Des guten freien Willens erſte Schweſter, auf welche er ſtets ſeinen Blick richtet, heißt: Observatio mandatorum Dei, Erfüllung der Gebote Gottes.

Die zweite Schweſter, welche dem guten Willen zu Hilfe kommt, iſt: Possibilitas ex gratia Dei, d. h. die Macht und die Möglichkeit, durch Gottes Gnade die Gebote zu halten.

Die dritte Schweſter, welche dem guten Willen Kraft und Muth gibt, iſt: Retributio praemii, d. h. die Vergeltung des Lohnes.

Endlich die vierte Schweſter wird secretum decreti genannt, d. h. die Verborgenheit des ewigen Rathſchluſſes Gottes. Sie lehrt den guten Willen, wie er mit den vorgenannten Schweſtern haushalten muß, damit Alles gut von Statten gehe und kein Unheil zu ſeinem großen Schaden eintrete."

An der Hand ſeiner Studien hat Zelhorſt in der Bekehrungsſchrift die herrlichſten Abhandlungen über dieſe Wahrheiten niedergelegt und ſo das ſchönſte Zeugniß ſeines logiſchen Geiſtes und ſeiner conſequenten Forſchung gegeben.

Während Zelhorſt in dieſer Weiſe das reformirte Lehrſyſtem mit Tradition und Schrift verglich und ſich immer mehr der Wahrheit näherte, trat ein Ereigniß ein, welches einen ſchwachen Charakter gewiß zum Wanken gebracht hätte. Eines Sonntags predigte er über die wahre Bußfertigkeit und drang „ſehr kräftig auf ein gottesfürchtiges Leben und auf tugendliche Werke als die eigentlichen Früchte des wahren Glaubens." Ein noch junges reformirtes Mädchen wohnte dieſer Predigt bei; kurz darauf kam ſie nach Zütphen und erzählte dort: „Unſer Paſtor hat am Sonntag recht auf fein jeſuitiſch gepredigt." Das kam auch zu Ohren

Digitized by Google

des Conſiſtoriums; Zelhorſt wurde vorgeladen und vernommen; doch lagen zu einem ſtrengen Urtheile keine Beſchuldigungen vor. Dr. Baudartius, der Präſes, erklärte daher vorläufig: Zelhorſt möge ſich wohl vorſehen und in Acht nehmen, denn man würde ſeine Perſon controliren.

„War das nicht genug geſagt?“ fragt Zelhorſt. „Ich mußte urtheilen und wählen; urtheilen, ob man Gott mehr müſſe gehorchen oder den Menſchen. Ich mußte wählen, einem von Beiden zu folgen. Das Loos fiel, ich müſſe Gott mehr gehorchen; denn er allein iſt wahrhaft, aber Baudartius und alle ſeine Confratres ſind nach ihren eigenen Worten Lügner. Hiermit wurde nun mein guter Vorſatz noch ſtärker und ich bat Gott, daß ich doch nicht erſchlaffen, ſondern männlich voranſchreiten, ja wo möglich mit ſeiner Gnade noch eifriger und feueriger werden möge.“

Dieſes Gebet wurde erhört, und wir irren nicht, wenn wir einen großen Theil der Gnaden, welche der Prediger von Gott erhielt, der Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau zuſchreiben. Hatte er doch im Jahre 1630, als er noch feſt im Calvinismus ſtand, in einer Geſellſchaft von Predigern öffentlich die Vertheidigung der allerſeligſten Jungfrau übernommen. Die Herren ſaßen in der Wohnung des Bürgermeiſters von Doesburg bei einer gemüthlichen Unterhaltung zuſammen. Auch die Frauen der Domine's waren zugegen. Die Rede kam auf Maria, die Gottesgebärerin, und ein anweſender Prädicant aus Schottland, Namens Thomas, behauptete mit ſchmählicher Frechheit, die gebenedeite Mutter des Herrn ſei nach der Geburt ihres erſtgeborenen Sohnes Jeſus keine reine Jungfrau geblieben, ſondern habe noch mehrere andere Kinder ihrem Manne Joſeph geboren. Da erwiederte Zelhorſt, das ſei erlogen; der hl. Hieronymus habe bereits vor Jahrhunderten hierüber ein ganzes Buch zur Widerlegung gegen den Ketzer Helvidius geſchrieben und dieſes Teufelskind zu Schanden gemacht. „Dieß paſſirte cum ceteris erroribus,“ ſagt Zelhorſt, „wir aßen und tranken und wurden deßhalb keine Feinde.“ Nun aber ſpannen die Frauen das Geſpräch weiter. Die Hausfrau des van Wyck, Richters von Hengelo, ſagte zu Zelhorſt's Gattin: „Der Prädicant Arnoldus hat neulich ſehr gut die Worte des Evangeliums ausgelegt: „Selig der Leib, der dich getragen und die Brüſte, die du geſogen haſt.“ Aus dieſen Worten lehrte er, daß Maria nicht beſſer ſei als andere Menſchen, und daß wir ebenſo gerecht, heilig und ſelig vor Gott ſeien wie ſie, wenn wir nur recht an Jeſus Chriſtus glaubten.“

Digitized by Google

„Darauf erwiederte," erzählt Zelhorst, „meine Hausfrau unwillig Folgendes: „Was sind das für Reden? Solche Worte geziemen sich nicht für Christen! Meint denn der Prädicant, daß Christus mit jenen Worten die Ehre seiner Mutter, die ihr in Wahrheit zukommt, habe verkleinern wollen? Sie, die gebenedeite Jungfrau, hat gesagt: „Von nun an werden, mich alle Geschlechter selig preisen!" Können wir das auch sagen? Elisabeth sprach zu ihr: „Woher kommt mir dieses, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt!" Sind auch wir solche Mütter, von denen man dieses sagen kann? Denke, was es heißt, Mutter Gottes sein, zu welcher der Engel spricht: „Du bist voll der Gnade."

„Sie fügte noch andere recht passende und schlagende Worte bei und sagte dann: „Hat das der Prädicant gesagt und gelehrt, so ist er ein rechter ....., der nicht weiß, was er lehren und sagen muß.""

Da war nun der Teufel los! Die Prädicanten mußten auf die Beine; der Prädicant Crusius kam auf mich los und sagte: „Ich will dir ein Schwert in die Hand geben (dieß waren seine eigenen Worte), womit du mit einem Schlage die Papisten und Mennonisten — ja mit einem Schlage Beide niederhauen kannst. Was ist das für ein Schwert? Dieses: Christus ist der zweite Adam, der gekommen ist, die Missethat des ersten Adam und aller seiner Nachkommen auf sich zu nehmen und dafür genugzuthun. Von beiden steht geschrieben: Gleichwie durch des Einen Sünde auf alle Menschen Verdammniß kam, so kommt auch durch des Einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung des Lebens. — Gehe nun hin und bedenke wohl und schaue, wo du Maria lassen willst, welchen Platz du ihr anweisen sollst."

Hiermit ruhte für damals der Streit. Als aber Zelhorst nach überstandener Pestkrankheit ernstlicher nachzudenken begann, lenkte ihn die göttliche Gnade unwillkürlich zuerst auf die allerseligste Jungfrau hin. Er erkannte in ihr die „Trösterin der Betrübten", die „Helferin der Kranken", unsere „Mittlerin am Throne des eingeborenen Sohnes". Da nahm er das geistige Schwert des Angriffes gegen Maria, welches ihm Crusius gegeben hatte, heraus, um zu sehen, was kommen würde. „Und da ich wohl zuschaute," erzählte Zelhorst, „stand auf der einen Seite Blasphemia, und auf der anderen Seite Maledicta, und plötzlich krümmte sich die Spitze des Schwertes und es wurde gleich der alten höllischen Schlange. Als ich dieses sah, erschrack ich; ich warf es von mir, trat es mit Füßen mit den Worten: Welch' ein höllisches Ungeheuer ist das! Herr, bewahre mich davor! und wendete mich um.

Digitized by Google

Und siehe da! Da stand ein anderer Bernardus, den man den Honigfließenden nennt, welcher dem Bernardus Crusius sehr unähnlich ist. Er hielt mir einen Schild vor, auf dem die Worte standen: „Siehe das große Zeichen! Maria allein hat zertreten und vernichtet alle Bosheit und muthwillige Raserei der Ketzer.“ — Er sagte auch noch zu mir: „Jetzt schauet noch höher und sehet, mit welcher feurigen und innigen Andacht der Maria von uns verehrt wissen will, welcher die Fülle alles Guten in Maria niedergelegt hat, auf daß wir wissen sollen, daß wenn noch einige Hoffnung in uns ist oder einige Gnade oder einiges Heil, alles dieses von ihr uns zuströmt, die aufgefahren ist, überfließend von allen himmlischen Süßigkeiten!“ [1]

Unter Maria's Beistand gelangte der ringende und kämpfende Mann auch schließlich zu dem ersehnten Ziele. Und er bedurfte in der That eines höheren Schutzes. Die Controle, welche man ihm angekündigt hatte, ward bald in's Werk gesetzt. Kurze Zeit, nachdem Zelhorst sich wegen jener Predigt verantwortet hatte, wurde er abermals zur Rechenschaft gezogen. Es war ruchbar geworden, daß er nach katholischem Brauche die Fasttage halte. Da kam denn eines Tages Dr. Crusius mit andern Prädicanten unverhofft nach Hengelo hinüber, um ihrem Confrater in harten Worten sein Beginnen vorzuwerfen. „Du hast auf Manier der Päpstlichen gefastet,“ sagten sie. — „Auf päpstliche Manier — was heißt das?“ entgegnete Zelhorst. „Ein alter Lehrer sagt: Urtheile nicht über den Mann, bis daß du wohl weißt, was er im Schilde führt.“ — Crusius sagte: „Heißt das nicht auch fein päpstlich leben, wenn man Freitag und Samstag und durch die ganze Fasten kein Fleisch isset?“

Zelhorst: „Fasten ist nicht verboten, sondern geboten, und was die Enthaltsamkeit von Fleisch betrifft, so folge ich darin dem Propheten Daniel, welcher bei seinem Fasten kein Fleisch, noch Wein, noch feines Brod genießen wollte.“

Crusius: „Hast du nicht gelesen, daß es im Neuen Testament eine Lehre des Teufels ist, daß man sich von einer Speise, welche Gott geschaffen hat, enthalten solle? Alle Creaturen sind gut und werden durch das Gebet und Wort geheiligt. Darum muß man keine Speise aussondern und verwerfen.“

Zelhorst: „Wer verwirft die Speise? Hat Daniel das Fleisch, den

[1] S. Bern. Sermo de nativ.

Digitized by Google

Wein und feines Brod verworfen? Hat er dafür nicht Gott gedankt? Antworte und bestrafe ihn, wenn er darin schlecht gehandelt hat."

Crusius: „Ich sage, was Paulus sagt."

Zelhorst: „Auch ich sage, was Paulus sagt und bleibe dabei; daß ich aber deine Meinungen und dein Wort für recht halten soll, darüber ist mir noch kein Bescheid geworden .... Ich spreche mit dem hl. Hieronymus: Wir schätzen mehr die Enthaltsamkeit und Nüchternheit als die Unmäßigkeit, den Ueberfluß und die Wollust; mehr das Fasten als den vollen Bauch. Wir thun dieß aber keineswegs, als ob wir glaubten, das Fleisch sei unrein, wie die Ketzer es gethan haben."

Crusius wollte hierauf die Fasten als eine Erfindung des Papstes hinstellen. Doch Zelhorst entgegnete ihm, daß in diesem Falle der Papst wohl dasselbe Recht habe kraft apostolischer Macht, wie die Generalstaaten von Holland, welche ja auch gewisse Fast- und Bettage in ihren Landen ausschrieben. Diese Antwort schlug durch; die Prädicanten gingen wieder unverrichteter Dinge heim. Übrigens fanden sie Mittel und Wege genug, um Zelhorst zu Grunde zu richten; Crusius „band der Katz die Klingel an", und bald ging es durch's ganze Land, der Prediger von Hengelo sei insgeheim Papist geworden, obgleich er doch noch öffentlich das Gehalt von der reformirten Gemeinde beziehe. Als diese Verleumdungen zu Zelhorsts Ohren gelangten, betete er um so eifriger zu Gott um Kraft und Stärke, damit er allen Versuchungen kühnen Widerstand zu leisten vermöge. Die Versuchungen waren in der That groß. Zelhorst sah, wenn er seiner Überzeugung folgen wollte, einem Leben voll Elend und Noth entgegen. Das wußten die Prädicanten sehr wohl, und sie ließen es deßhalb auch nicht an trüben Warnungen fehlen. Abermals erschien Dr. Crusius in Hengelo und sagte zu Zelhorst: „Du gehst jetzt dem Haufen der Päpstlichen zu, wirst aber dort nichts Anderes sehen noch finden, als eine geistliche Zauberei, eine große Verblendung und einen Greuel aller Abgötterei; du wirst finden ein Volk der Heuchelei und Falschheit, das schöne Worte gibt und es doch nicht aufrichtig meinet. Darum bedenke dich wohl, bevor du dich mit deiner Hausfrau und deinen Kindern jeglichem Ungemach, Drangsal und Leiden preis gibst. Ist das nicht eine wichtige Angelegenheit, besonders wenn man dich und deine Verhältnisse kennt? Denn weder die Noth, noch eine zeitliche Schwierigkeit haben dich dazu bewegen können, da du ja nach deinem Genügen mit allem Erwünschlichen versehen bist und über Mangel an Vergnügen und Wohlsein nicht klagen

Digitized by Google

kannst, indem Gott überdieß dich mit einer wackern und freundlichen Hausfrau, mit lieben und wohlerzogenen Kindern beschenkt hat. Dabei hast du noch Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Freunde und Verwandte, die dich achten und lieben; du wohnst an einem Orte, den du dir nicht besser wünschen kannst. Achtet nun ein Mann, wie du bist, dieß Alles nicht, setzet er Alles auf die Seite und gibt sich den Schein, als verachte er seine Wohlfahrt und sein Glück und gibt sich selbst sammt den Seinigen den größten Gefahren der Armuth und des Elendes preis — ist das nicht fürwahr eine große Thorheit? Ist das nicht ein Werk des Unsinns und des Unverstandes? Alle deine Confratres urtheilen so, die es dir gewißlich nicht im mindesten nachthun werden."

Darauf entgegnete Zelhorst: „Das ist freilich von eurem Standpunkte gut gesprochen. Hätte mich Christus, der Seligmacher der Welt, nicht geschreckt mit den Worten: Am Tage des Gerichtes werden die Menschen Rechenschaft geben müssen von jedem vergeblichen Worte, das sie geredet haben; hätte mich nicht geschreckt die Posaune des Evangeliums, welches schreibt: Wir alle werden erscheinen vor dem Richterstuhle Christi, um Rechenschaft zu geben, jeder für sich, um den Lohn zu empfangen, je nachdem wir gethan Gutes oder Böses — fürwahr, ich wäre vielleicht niemals katholisch geworden und hätte niemals das verlassen, womit die Welt mich begünstigte."

Ein anderes Mal hielt man Zelhorst die abgefallenen Mönche und Priester der katholischen Kirche vor, welche zur reformirten Kirche übergetreten waren. Aber Zelhorst war mit der Antwort nicht verlegen. „Die Mönche," sagte er, „welche ihre Kapuze an den Zaun hängen, ihre Gelübde und ihre Religion verlassen und zu euch hinüberlaufen, sind nicht begierig nach ihrer Seligkeit, sie befolgen weder die Lehren der heiligen Väter, noch stimmen sie ein in das Zeugniß der heiligen Bekenner, noch sind sie bereit, mit den Märtyrern ihr Blut zu vergießen. Thäten sie das, so würden sie niemals thun, was sie jetzt thun, „wie ein Pferd und ein Maulthier, die keinen Verstand haben." Und wenn man die Männer näher beschaut, so fehlt ihnen entweder jedes Fundament der Religion, oder sie sind „versunken in Eitelkeit, fleischlichen Sinn und muthwilligen Ungehorsam." Sie suchen den weiten Zaum, gedenken ohne Zwang zu leben und verachten die Autorität. „Sie wollen ihren Leib nicht länger kasteien und unter die Herrschaft des Geistes bringen, sondern essen, trinken, spielen, scherzen, sich gute Tage bereiten und alle weltlichen Ge-

Digitized by Google

nüſſe ohne Sorge und Widerſpruch unter dem Deckmantel der reformirten Religion mitmachen. Darum verlaſſen ſie das Kloſter und werfen das Ordenskleid fort; denn an Faſten und Breviergebet wird nicht mehr gedacht; des Nachts oder des Morgens früh aufſtehen, um Gott den Herrn anzubeten und ſein Lob zu ſingen, das ſetzt man bei Seite, um ruhig und gemächlich ſchlafen zu können, um der Hausfrau (wenn man ſie ſo nennen mag) zu genügen und den fleiſchlichen Gelüſten zu fröhnen. Fürwahr! würden ihnen dieſe Dinge im Papſtthum ohne Einſprache und Schande, ohne Strafe und Züchtigung, ohne Buße und Kaſteiung zugeſtanden, niemals würden ſie ihren Glauben und ihre Religion ändern, nicht würden ſie ihre Mitbrüder verlaſſen, das Ordenskleid abwerfen und in vollem Lauf den reformirten Brüdern zueilen."

(Fortſetzung folgt.)

J. B. Diel S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Handbücher der Literaturgeschichte. II. Geschichte der deutschen Nationalliteratur mit Proben von Ulfilas bis Gottsched, nebst einem Glossar für Gymnasien und höhere Lehranstalten von **Bernhard Hüppe,** Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. Coesfeld. 298 S. 8°.

Vorstehendes, in mehreren Auflagen seither erschienenes Buch kam zum ersten Male im Jahre 1846 heraus, also zwanzig Jahre vor dem Werke Lindemanns. Hüppe war so ziemlich der erste, wenigstens in Norddeutschland, der es unternahm, die Literaturgeschichte im katholischen Sinne zu behandeln. Dieser Umstand allein begründet schon ein Verdienst des Verfassers. Denn es gehörte Muth dazu, in einer Zeit, in welcher noch jeder „Gebildete" mit vornehmer Verachtung auf die „Obskuranten" herabschauen zu müssen glaubte, in welcher die Triumphlieder über die rettende That der Propheten von Laurahütte und Schneidemühl noch nachklangen, sich mit einer katholischen Literaturgeschichte an die Öffentlichkeit zu wagen. Zwar betont der Verfasser seinen katholischen Charakter nirgendwo ausdrücklich; vielmehr bezeichnet er in der Vorrede seinen Standpunkt als den national-christlichen. Indessen läßt sich aus zahllosen Stellen unschwer herauslesen, daß für ihn Christlich und Katholisch identisch sind. Nachdrücklich betont er den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion auf die geistige Entwicklung des deutschen Volkes, stellt die Producte der mittelalterlichen Blütheperiode rücksichtlich ihres Inhaltes weit über die Meisterwerke der neueren Dichtung und tritt der damals noch wenig angefochtenen Meinung, als sei mit Luther und der Kirchentrennung eine neue Aera der Literatur angebrochen, mehrfach entgegen. Dazu unterläßt er es nicht, die literarisch berühmten Katholiken namentlich aus den durchaus protestantisch sein sollenden Perioden hervorzuheben.

Verdient also Hüppe's Buch einerseits schon deßhalb Beachtung, weil es die Reihe der katholischen Literaturgeschichten eröffnet, so gebührt ihm dieselbe auch anderseits wegen seines objektiven Werthes. Freilich kann es mit den Werken Vilmars und Lindemanns nicht verglichen werden. Denn während die letztgenannten Autoren sich an alle gebildeten Stände wenden, hat Hüppe nur einen bestimmten Leserkreis im Auge. Er schrieb, wie der Titel des Buches erklärt, eine Geschichte der Literatur für Gymnasien und höhere Lehranstalten. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Leistung Hüppe's beurtheilt werden; von diesem Gesichtspunkte aus wird man dieselbe aber auch als werthvoll bezeichnen müssen.

Welche Anforderungen nun hauptsächlich an eine Literaturgeschichte dieser Art zu stellen sind, das setzt der Verfasser selbst auf S. VI der Vorrede klar aus einander. Jeder, der auch nur einigermaßen mit den Bedürfnissen

Digitized by Google

und Zielen der Mittelschulen vertraut ist, wird diese Anforderungen als die richtigen anerkennen. Natürlich; denn einem so erfahrenen Schulmanne — Herr Hüppe beging vor Kurzem sein 50jähriges Lehrerjubiläum — darf man doch wahrlich in dieser Beziehung ein gediegenes Urtheil zutrauen.

Die Aufgabe eines Lehrbuches der Literaturgeschichte ist nun, „die Schüler mit dem Gange der geistigen Entwickelung und Fortbildung unserer Nation, so wie sich dieser in den literarischen Erzeugnissen offenbart, bekannt zu machen. Zu diesem Ende ist vor Allem eine angemessene, die Übersicht erleichternde Behandlung erforderlich. Die Übersicht wird zunächst durch eine in der Natur der geistigen Richtungen begründete Eintheilung in Perioden gewonnen." (S. VI.) Demnach theilt der Verfasser die ganze Literaturgeschichte in zwei Hauptgruppen. Die erste Gruppe umfaßt unter der Bezeichnung „Ältere Literatur" die Entwicklung der geistigen Thätigkeit von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts; die zweite „Neuere Literatur" beschäftigt sich mit den geistigen Erzeugnissen unserer Nation vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis 1830. Eine summarische Übersicht der neuesten literarischen Bestrebungen schließt das Ganze ab. Die erste Gruppe zerfällt wieder in drei Zeiträume, deren Grenzen die Mitte des zwölften, vierzehnten und der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sind. Die zweite theilt sich in vier Zeiträume, welche durch die Jahre 1740, 1770, 1794 und 1830 bestimmt werden.

Mag man gegen diese Eintheilung auf den ersten Blick auch mancherlei Bedenken haben: mag man die Zusammenfassung der poetischen Reliquien aus der heidnischen Zeit, der Produkte der ersten Blütheperiode und der mittelalterlichen Epigonendichtung bis zum 17. Jahrhundert hinab unter dem gemeinschaftlichen Namen „Ältere Literatur" beanstanden; mag man ferner die scharfe Abgrenzung der einzelnen Perioden durch bestimmte Jahreszahlen für unpassend halten, weil sich bei fortwährend im Fluß befindlichen Gebilden eine so scharfe Scheidung der einzelnen Entwicklungsphasen kaum rechtfertigen läßt; — das wird man wenigstens zugeben, daß diese Eintheilung für ein Schulbuch sich schon ihrer Einfachheit wegen empfiehlt. Denn in einem Schulbuche ist immer die einfachste Gliederung die beste, vorausgesetzt, daß dieselbe aus sachlichen Gründen nicht unzulässig erscheine. Sachlich unzulässig muß aber obige Eintheilung gewiß nicht sein. Haben ja mehrere Autoren vor und nach Hüppe dieselbe Scheidung in zwei Haupttheile in ihren Lehrbüchern der Literaturgeschichte angewendet. Die scharfe Abgrenzung der Unterabtheilungen durch bestimmte Zahlen ist gleichfalls für ein Schulbuch sehr angemessen. Wer weiß nicht, wie nothwendig es ist, dem ohnehin zur Flüchtigkeit geneigten jugendlichen Geiste feste Daten zu bieten, um ihm jede Gelegenheit zu unsicherm, willkürlichem Hin- und Herschwanken zu nehmen?

Übrigens hat selbstverständlich der Verfasser seine Eintheilung nicht auf's Gerathewohl hin gewählt. Dieselbe ist in der Natur der geistigen Richtungen hinreichend begründet. Man braucht bloß die an die Spitze eines jeden Abschnittes gestellte Übersicht aufmerksam zu lesen, so wird sich der Grund, warum die betreffende Periode so und nicht anders abgegrenzt ist, sofort ergeben. Die beiden Blütheperioden sind die Mittelpunkte der zwei Haupttheile: um diese gruppiren sich die Unterabtheilungen als vorbereitende Phasen von den ersten Anfängen an in aufsteigender Linie, oder als Perioden des Verfalls in absteigender Linie. So erklärt sich die Hinzuziehung des 16. Jahrhunderts zur „Älteren Literatur" hinreichend. Zwar bekundet dieses Jahrhundert in Bezug auf die sprachliche Seite der Literatur einen Fortschritt wegen der seit Luther so ziemlich entschiedenen Herrschaft des neuhochdeutschen Sprachidioms; dagegen kann in Rücksicht auf Form und Inhalt nur von andauerndem Verfall die Rede sein. Auch der zeitweilige Aufschwung des Kirchenliedes vermag dieses Urtheil nicht zu ändern. Sind ja die Kirchen-

Digitized by Google

lieder Luthers und Genossen nur vereinzelte Blüthen, deren Wurzeln zumeist weit hinauf in das Mittelalter ranken. Erst mit dem nächsten Viertel des 17. Jahrhunderts zeigen sich leise Anfänge einer neuen Entwicklung der Literatur, deren Fundamente aber von denen der mittelalterlichen in vielen Beziehungen total verschieden sind.

Ferner fordert der Verfasser von einem Lehrbuch der Literaturgeschichte, „daß bei jeder Periode in einer Einleitung die geistigen Richtungen im Allgemeinen, so wie die Entstehung derselben aus der vorhergehenden Periode besprochen werden, damit der innere Zusammenhang in den literarischen Erscheinungen richtig aufgefaßt werde." Über das Zutreffende dieser Anforderung braucht kaum ein Wort gesagt zu werden. Sollen die Erscheinungen der Literaturgeschichte kein bloßer Ballast für das Gedächtniß sein, den der Schüler sich mechanisch anquält, um denselben bald wieder zu vergessen oder um höchstens ein paar unzusammenhängende Notizen davon zu behalten, so muß nothwendig der organische Zusammenhang zwischen denselben nachgewiesen werden. Dieser Nachweis ist so wichtig, daß man ohne Anstand behaupten darf, eine Literaturgeschichte für die lernende Jugend, ja für jeden Leserkreis, habe darauf gerade den Hauptnachdruck zu legen.

Das hat Herr Hüppe denn auch wirklich gethan. Zunächst charakterisirt er die betreffende Periode im Allgemeinen als Zeit der Vorbereitung, der Blüthe oder des Verfalles, weist den Zusammenhang derselben mit der vorhergehenden Periode nach und hebt die verschiedenen geschichtlichen Momente hervor, welche in dem vorliegenden Zeitraume gerade eine solche Gestaltung der Literatur im Allgemeinen bedingten. Sodann bespricht er, mehr zum Besondern übergehend, der Reihe nach die verschiedenen Dichtungsarten, die in der betreffenden Periode entstanden oder sich fortentwickelten, in ihren verschiedenartigsten Verzweigungen, weist den Einfluß der geschichtlichen Ereignisse auf die Entwicklung der epischen, lyrischen, dramatischen Dichtung im Besondern nach und betont die allen hierher gehörigen Erzeugnissen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten.

Unzweifelhaft sind diese, das mehr Allgemeine behandelnden Partien des Buches als vorzugsweise gelungen zu bezeichnen. In aller Kürze sind die geistigen Richtungen innerhalb der einzelnen Perioden so treffend gekennzeichnet, namentlich aber der ursächliche Zusammenhang zwischen den verschiedenen Entwicklungsphasen der Literatur im Allgemeinen, und der einzelnen Zweige der Literatur im Besondern so klar und bündig auseinandergesetzt, daß in dieser Beziehung das Buch auch über den Kreis der Schule hinaus als interessant und nützlich empfohlen werden kann. Man greife nur eine beliebige Periode heraus und lese die allgemeinen Bemerkungen zu derselben, oder durchgehe die Gedanken, mit denen der Verfasser die Besprechung der einzelnen Literaturgattungen einleitet: und man wird das oben aufgestellte Urtheil bestätigt finden. — So ist z. B. die Entstehung und Entwicklung des Drama's aus den kirchlich-dramatischen Darstellungen, den sogenannten Mysterien, die Ausgestaltung desselben in die verschiedenen Arten, in das weltliche Drama, das bürgerliche Schauspiel, die Komödie und die heroische Tragödie unter der gleichzeitigen Einwirkung der Volksbelustigungen in den verschiedenen Jahreszeiten und zur Fastnacht mit so überzeugender Klarheit dargestellt, wie man es bei der nothwendig zu beobachtenden Kürze nur erwarten kann. — Eben so treffend hat der Verfasser, — um auch ein Beispiel aus der neuern Literatur anzuführen, — die Geschichte und Tendenz der romantischen Schule gezeichnet und ihre natürliche Verbindung mit der unmittelbar vorhergehenden Periode dargethan. Ihm ist die Entstehung und Entwicklung dieser neuen Richtung ein sich fast von selbst ergebender Versuch, den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, welchen auszugleichen Schiller sich vergebens anstrengte, Göthe in seiner naturalistischen Richtung kaum fühlte,

Digitized by Google

durch Betrachtung der Objekte von einem höhern, christlichen Standpunkte aus zu vermitteln.

So viel über die Eintheilung und die allgemeine Behandlung des literarhistorischen Stoffes.

Den Plan der weitern Auseinandersetzung hat der Verfasser ebenfalls S. VI niedergelegt. „Die Ausführung im Besondern sucht die hervorragenden Persönlichkeiten als die Träger der Zeit in ihrer literarischen Wirksamkeit zu lebendiger Anschauung zu bringen. Daher wird von ihren bedeutendsten Erzeugnissen der Inhalt oder die zu Grunde liegende Idee mit den Schülern besprochen." Das ist unstreitig der richtige Weg. Ohne näheres Eingehen auf die literarischen Produkte im Besondern wird auch die trefflichste Darstellung des geistigen Entwicklungsganges im Allgemeinen stets in der Luft schweben. Eine Berücksichtigung aller irgendwie bedeutenden Erscheinungen ist aber selbst in einer ausführlichen Literaturgeschichte ohne Beeinträchtigung der Klarheit äußerst schwer. Es muß daher, zumal in einem Schulbuche, eine Auswahl getroffen werden, und zwar eine solche, daß der jugendliche Geist in den vorgeführten Einzelerscheinungen den allgemeinen Charakter der Periode hinlänglich erklärt und begründet sieht, ohne doch von der Masse erdrückt zu werden. Zu diesem Ende ist eine eingehendere Bekanntschaft mit den hervorragendern Dichterpersönlichkeiten nothwendig, aber auch vollständig ausreichend. Wer die Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg mit ihren unsterblichen Hauptwerken kennt, der wird es verstehen, daß der Zeitepoche, in welcher solche Männer walteten, die Bezeichnung „Blüthenperiode der epischen Kunstdichtung" mit Recht beigelegt wird. Hat man die Richtung und die Leistungen Opitzens und seiner bedeutendern Nachtreter; ferner die schwülstigen Reimereien Hoffmannswaldau's und Lohensteins eingehend betrachtet, so ist man zur Genüge über den Werth und die Bedeutung der ersten und zweiten schlesischen Schule informirt. Eine besondere Beleuchtung der dichtenden Zeitgenossen untergeordneten Ranges ist ziemlich entbehrlich: dieselben sind in der Charakterisirung der Hauptstimmführer hinlänglich gekennzeichnet. Lehnen sie sich ja, wie der Verfasser richtig bemerkt, an die hervorragenden Persönlichkeiten, wie an ihre geistigen Führer an. Eine summarische Aufführung derselben mit kurzer Angabe ihrer Geistesprodukte und höchstens noch einer Andeutung bemerkenswerther, ganz besonderer Eigenthümlichkeiten wird die ganze Berücksichtigung sein, auf welche dieselben in den engen Grenzen eines Lehrbuches Anspruch machen können. Diese Berücksichtigung ist ihnen in Hüppe's Buche in ausgiebigster Weise zu Theil geworden; kaum wird man einen irgendwie nennenswerthen Namen vermissen.

Um nun die nöthige eingehendere Bekanntschaft mit den hervorragenden Persönlichkeiten zu vermitteln, war eine ausführliche Besprechung der einzelnen Dichtererscheinungen durch die gebotene Kürze schon von vorneherein unmöglich. Mit bloßer Aufzählung der großen Dichternamen nebst einem trockenen Register der Hauptwerke war nichts gewonnen. Allgemeine Urtheile, welche das eine Werk als vortrefflich in dieser Richtung, das andere als vollkommen in jeder Beziehung u. s. w. bezeichnen, führen ebensowenig zum Ziele. Es blieb also kaum ein anderer Weg übrig, als der vom Verfasser gewählte, nämlich aus unserer reichen Literatur die trefflichsten Geistesprodukte hervorzuheben, dem jugendlichen Geiste den Inhalt derselben vorzuführen oder die zu Grunde liegende Idee klar zu stellen. So wird ein dauernder Erfolg erzielt: eine bleibende Bekanntschaft mit den Erzeugnissen des reichen deutschen Geistes, eine lebendige Anregung zu weiterer Ausbreitung und Vertiefung dieser Kenntnisse. Man lese nur S. 44 ff. die Inhaltsübersicht von Wolframs Parzival nebst den Bemerkungen über die Idee dieses herrlichen Epos und man wird zugeben, daß hier nicht bloß eine oberflächliche Bekannt-

Digitized by Google

schaft, sondern auch ein Verständniß, ja einigermaßen der Genuß dieses großartigen Kunstwerkes vermittelt wird.

Freilich haben nicht alle bedeutenden Erscheinungen eine so eingehende Berücksichtigung gefunden wie der Parzival. Ja einzelne, mitunter sehr wichtige literarische Erzeugnisse scheinen ziemlich karg bedacht. So ist z. B. S. 56 ff. der Inhalt des Nibelungenliedes und der Gudrun nur in einer sehr dürftigen Übersicht gegeben; die Grundgedanken dieser beiden Epen sind gar nicht erwähnt. Von dem Könige der lyrischen Dichter, Walther von der Vogelweide, erfährt man eben nur, daß er der „ausgezeichnetste und vielseitigste unter den Minnesängern war." — Indessen ist immer festzuhalten, daß das Buch eben ein Schulbuch sein soll und als solches einen Lehrer nothwendig voraussetzt. Sache des Lehrers aber ist es, die nöthigen Erörterungen und näheren Erklärungen nach Maßgabe der besonderen Verhältnisse beizufügen. Zu dieser Vervollständigung mittelst des mündlichen Vortrages bieten die kurzen Bemerkungen des Verfassers die nöthigen Anhaltspunkte zur Genüge. Außerdem hat der Verfasser eine Reihe mit großem Verständniß ausgewählter Proben aus allen Gebieten der ältern Literatur und aus der neuern Zeit bis auf Gottsched den betreffenden Perioden beigegeben, welche einerseits gleichfalls als Anknüpfungspunkte, andererseits als Grundlage für den erweiternden und erklärenden Unterricht dienen. Für die Brauchbarkeit des Buches auch über die Grenzen der Schule hinaus hätte es sich allerdings empfohlen, alle bedeutenden Einzelerscheinungen in ähnlicher Ausführlichkeit zu beleuchten, wie Wolframs unsterbliches Werk. Doch wird die Zugabe der trefflich ausgewählten Proben, denen zum Theil eine vorzügliche Übersetzung gegenüber steht, auch diesen relativen Mangel einigermaßen ausgleichen. Von Gottsched ab sind keine einschlägigen Proben mehr mitgetheilt. Finden sich dieselben ja zur Genüge in den Lesebüchern und Mustersammlungen, die neben der Literaturgeschichte auf allen höhern Lehranstalten in den Händen der Schüler sind. Dagegen sind die Besprechungen der literarischen Produkte um so zahlreicher und eingehender. Schwerlich wird es eine irgendwie bedeutende Persönlichkeit in der bezeichneten Zeit geben, deren Bedeutung und Richtung nicht gewürdigt, deren Hauptwerke nicht in Kürze besprochen sind. Daß die eigentlichen Träger der neuen Blüthezeit, Lessing, Wieland, Herder, zumal aber Göthe und Schiller ganz besonders beachtet sind, das braucht kaum bemerkt zu werden. Nur zwei Stellen, mögen als Belege angeführt werden. Nachdem S. 183 von dem Fabeldichter Lichtwer gesagt worden, daß er länger an Gottsched hielt als die gleichzeitigen Mitglieder des Leipziger Dichterbundes, heißt es über dessen dichterische Leistungen: „seine Fabeln ... zeichnen sich vor allen gleichzeitigen vortheilhaft aus durch die gelungene Gestaltung der auftretenden Wesen, und durch eine energische, körnige Sprache. Diese werden seinen Namen erhalten; sein Lehrgedicht: das Recht der Vernunft ist mit Recht vergessen."

Die Erstlingsfrucht der dramatischen Muse Schillers, „die Räuber", wird S. 218 folgendermaßen charakterisirt: „Hier haben wir einen Helden der Kraftgenie's, der in seiner brausenden Naturkraft alles Bestehende über den Haufen werfen und ein Neues schaffen will; der sich den Berechnungen der Selbstsucht und des kalten Verstandes entgegensetzt, aber zuletzt zu der Einsicht gelangt, daß er durch sein unvernünftiges Handeln und durch seinen Irrthum ein eben so großes Unheil angestiftet hat, als sein Bruder durch seine Herzlosigkeit, weßhalb er, um die strafende Gerechtigkeit zu versöhnen, sich selbst zum Sühnopfer anbietet. — Alle Momente der Schiller'schen Dichtungen, Druck, Freiheit und Versöhnung zeigen sich hier noch in groben, starken Zügen, die sich allmählig verfeinerten und zu einer schönen Erscheinung abklärten. ..." In der That, eine treffende Charakteristik in wenig Worten.

Digitized by Google

In ähnlicher Weise sind alle übrigen hierher gehörigen literarischen Erscheinungen besprochen, so daß die Darstellung der zweiten Blütheperiode unserer Literatur und der unmittelbar vorhergehenden Epochen zuverlässig auch für einen größern Leserkreis ihren Werth hat.

Die Art der Darstellung ist eine ernste und würdevolle; überall erkennt man den Jugendbildner heraus, der von der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seines Amtes durchdrungen ist. Obschon der Verfasser seinen Stoff mit Liebe und Begeisterung behandelt, so hält er sich von übertriebenem Lobe ebenso fern, wie von zu strengem Tadel. Wegwerfendes Aburtheilen, unnützes Polemisiren wird man nirgendwo finden. Mit Sorgfalt ist Alles fern gehalten, welches auch nur einigermaßen der Religion und guten Sitte zum Schaden gereichen könnte. Die Sprache ist einfach und gedrungen. Ein Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches; ein vollständig ausreichendes Glossar ermöglicht die Lektüre der beigegebenen Proben in dem ursprünglichen Sprachgewande.

Das Gesammturtheil dürfte also dahin lauten, daß Hüppe's Arbeit sich durch weise Anordnung und Vertheilung des Materials, Klarheit und Würde der Darstellung und relative Vollständigkeit einerseits als ein treffliches Schulbuch empfiehlt, während dieselbe andererseits durch die klare, richtige Skizzirung des Entwicklungsganges unserer Literatur im Allgemeinen und durch die eingehendere Behandlung der hervorragenden Geisteserzeugnisse, namentlich in der neuern Zeit, auch für weitere Lesekreise beachtenswerth bleibt.

Schließlich mögen noch einige Punkte angedeutet werden, die einer Verbesserung oder Berichtigung zu bedürfen scheinen.

Das lobenswerthe Bestreben, bei der nothwendig zu beobachtenden Kürze doch ein möglichst vollständiges Bild unserer Literatur zu geben, hat den Verfasser gar oft verleitet, zu Vieles und zu Vielerlei in einen Satz hineinzuzwängen. Diese Überladung stört das sprachliche Ebenmaß und beeinträchtigt die Klarheit des Gedankens. Perioden, wie etwa folgende: S. 4 „Aus den frühesten Zeiten ..." oder S. 201 „Volksmäßig wie die meisten ..." oder gar wie S. 238 „Das instinktmäßige Verfahren ..." begegnet man zumal in einem Schulbuche höchst ungern.

Die Darstellung der bedeutsamsten Erscheinungen der Neuzeit, Göthe's und Schiller's, beginnt der Verfasser in der sechsten Periode, um dieselbe nach einer, zwölf Seiten füllenden Besprechung der andern gleichzeitigen Dichterpersönlichkeiten erst in der siebenten Periode zu Ende zu führen. Eine solche allzu ängstliche Berücksichtigung der die einzelnen Perioden bestimmenden Zeitgrenzen war nicht am Platze: im Interesse der Übersichtlichkeit hätte es sich empfohlen, diese wichtigste Partie der neuern Literaturgeschichte im Zusammenhange ganz in der siebenten Periode zu behandeln.

Gellerts Fabeln werden S. 182 einfachhin als „trefflich" bezeichnet. Es mußte aber wohl hinzugefügt werden, daß dieses günstige Prädikat den genannten Gedichten allerdings von Gellerts Zeitgenossen zuerkannt wurde, daß unsere Zeit aber einen ganz andern Maßstab anlegt.

Ob Göthe's „Egmont" das Lob verdient, welches demselben S. 215 gespendet wird, dürfte sehr zweifelhaft sein. Die Behauptung, „Göthe habe in Klärchen den Adel der weiblichen Seele gezeichnet, wie kein neuerer Dichter," ist mehr als gewagt.

Ebensowenig wird man das Urtheil des Verfassers über Göthe's „Wahlverwandtschaften" gelten lassen. Vilmar, Lindemann, ja selbst H. Kurz sind so ziemlich entgegengesetzter Ansicht.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Verfasser sich auch anderweitig um die Literatur verdient gemacht hat. Gemeinschaftlich mit Dr. Junkmann besorgte er im Jahre 1841 eine neue Ausgabe von Friedrich Spee's Trutznachtigall; drei Jahre später erschienen von ihm „Lieder und Sprüche der

Digitized by

Minneſänger", ein liebliches Büchlein, deſſen Vorrede intereſſante Unterſuchungen über das Alter des Mariencultus enthält.

J. Helten S. J.

Kann ein Jeſuit von ſeinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? Correſpondenz mit dem Director des Großherzoglich Heſſiſchen Miniſteriums des Innern, Freiherrn von Starck. Von **Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler**, Biſchof von Mainz. Mainz 1874. 8°. 47 Seiten.

In Ausführung des Jeſuiten-„Geſetzes" hat die großherzoglich heſſiſche Regierung es für gut befunden, eines ihrer dem Jeſuitenorden angehörigen Landeskinder, den P. Zöller, aus ſeinem Geburtsorte und ſogar aus ſeinem väterlichen Hauſe auszuweiſen. Das war eine harte Maßregel, aber ſie entſprach dem bekannten „Geſetze" und ſo wäre in dieſer Beziehung nichts dagegen einzuwenden geweſen. Alle Vorſtellungen des greiſen Vaters, der ſeinen Sohn reclamirte, hätte die heſſiſche Regierung einfachhin mit einer Hinweiſung auf das „Geſetz" beantworten und zurückweiſen können. Dura lex, sed lex! Dieſer Standpunkt gefiel indeſſen dem großherzoglich heſſiſchen Director des Miniſteriums der Innern, Freiherrn von Starck, keineswegs. Weil nämlich ein hoher Bundesrath und Reichstag vergeſſen hatten, Gründe vorzubringen, die dergleichen barbariſche Maßregeln, wie das Jeſuiten-„Geſetz" ſie über eine Anzahl deutſcher Staatsbürger verhängt, zu rechtfertigen vermochten, fühlte ſich der große heſſiſche Staatsmann berufen, dieſe Lücke auszufüllen. Welches Glück, daß noch nicht alle kleinſtaatlichen Miniſterien abgeſchafft ſind! Können ſie doch jetzt noch dem Reichskanzler mit ihrer eigenen Weisheit unter die Arme greifen! Und mit welcher Weisheit! Man höre und ſtaune!

In einem amtlichen Schreiben an den Abgeordneten Heinzerling, welcher in der heſſiſchen Kammer über die Beſchwerde des Vaters und der Mitbürger des ausgewieſenen Jeſuiten zu berichten hatte, läßt ſich der hochweiſe Director des Miniſteriums des Innern folgendermaßen aus:

„Daß dieſe Beſchwerdeführer überhaupt ſich zu einer ſolchen Eingabe berufen fühlten, zeigt zugleich, daß ihnen jegliche Kenntniß von den ernſten und tiefen Grundlagen der von dem Reiche gegen den Orden der Geſellſchaft Jeſu ergriffenen Maßregeln abgeht und daß ihnen die Inſtitutionen dieſes Ordens völlig unbekannt ſind. Hätten ſie von alledem einige Kenntniß gehabt, wäre ihnen namentlich bekannt geweſen, daß ein Jeſuit, in Folge ſeines Eintritts in den Orden, leiblich keine Eltern, Brüder, Schweſtern und Blutsverwandte mehr beſitzt ...., daß er ſeinem Ordensobern zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet iſt, in Folge wovon der Obere ihn ... an jeden, ſelbſt den entfernteſten Ort verſetzen, ja ihm ſogar nach den Ordensgeſetzen im Namen Chriſti das Begehen einer Tod- oder erläßlichen Sünde befehlen kann, ſo hätten ſie ſich wohl ſchwerlich herbeigelaſſen, wegen der in Frage ſtehenden, von ihrer rechtmäßigen Landesregierung, der auch der Jeſuit Zöller als heſſiſcher Unterthan Gehorſam ſchuldig iſt, auf Grund eines Reichsgeſetzes getroffenen Anordnung beſchwerend aufzutreten, während eine ähnliche Anordnung, wenn ſolche von den Ordensobern ausgegangen wäre, ihr Gefühl kaum erregt haben würde."

Dieſes mehr als komiſche Aktenſtück, das der Feder des großherzoglich heſſiſchen Directors des Miniſterium des Innern, Freiherrn von Starck, entfloſſen iſt, hat nun zu einer höchſt intereſſanten Correſpondenz zwiſchen dem

Digitized by

hochwürdigſten Biſchof von Mainz und beſagtem Director geführt, und dieſe wird uns in der oben verzeichneten Broſchüre mitgetheilt.

„Die ernſten und tiefen Grundlagen der vom Reiche gegen die Jeſuiten ergriffenen Maßregeln“ ſind nach heſſiſch-miniſterieller, amtlicher Erklärung zwei an der Zahl; erſtens beſitzen die Jeſuiten leiblich keine Eltern, Brüder, Schweſtern und Blutsverwandten mehr, und zweitens können ſie „im Namen Chriſti zum Begehen einer Tod- oder erläßlichen Sünde“ verpflichtet werden. Wie aus dem Titel der Broſchüre erhellt, behandelt die mitgetheilte Correſpondenz nur die zweite dieſer Grundlagen. In der That iſt auch die an erſter Stelle mitgetheilte eine ſo „ernſte und tiefe“, daß wir vollkommen begreifen, weßhalb der hochwürdigſte Herr ſie in ſeinem Schreiben an den Herrn von Starck nicht berührt hat. Es wäre doch zu blamirend für das hochweiſe Miniſterium geweſen, wenn der Biſchof gefragt hätte, was ſich denn eigentlich ein großherzoglich heſſiſcher Miniſter unter einem Jeſuiten denke, der leiblich keine Eltern hat? ob er die Jeſuiten alle für neue Melchiſedechs halte, von dem es in der heiligen Schrift heißt, daß er sine patre et sine matre geweſen? ob er meine, ſie erwüchſen, wie Deukalions Kinder, aus den Steinen der Erde, oder regneten als neue Icari vom Himmel herab? In der der Correſpondenz beigegebenen Vorrede jedoch geht der Biſchof auch auf dieſe erſte „ernſte und tiefe Grundlage“ des Jeſuiten-„Geſetzes“ ein und zeigt, daß die geiſtreiche heſſiſch-miniſterielle Entdeckung auf einer höchſt originellen Interpretation eines Ausdruckes der Conſtitutionen des Ordens beruht. Weil nämlich den Jeſuiten vorgeſchrieben wird, dahin zu ſtreben, daß ſie die fleiſchliche Anhänglichkeit (carnis affectum) an ihre Verwandten ablegen und dieſelben in eine geiſtige verwandeln, hat der gelehrte heſſiſche Miniſter geſchloſſen, alſo müſſen die Jeſuiten aufhören, „leiblich“ Eltern zu beſitzen, denn fleiſchlich und leiblich iſt ja identiſch. Dieſe Interpretation darf uns übrigens nicht Wunder nehmen; das großherzoglich heſſiſche Latein iſt, wie wir auch aus den Briefen des heſſiſchen Miniſters erſehen, ein ganz anderes, als das der gewöhnlichen Menſchenkinder, und ſomit werden wir nichts dagegen einwenden dürfen, wenn Herr von Starck kraft ſeines Lateins uns unſerer Eltern, Geſchwiſter und Verwandten beraubt.

Nicht weniger „ernſt und tief“ iſt die zweite vom heſſiſchen Miniſter aufgezeigte Grundlage des Jeſuiten-„Geſetzes“. Bekanntlich hat in den mehrtägigen Reichstagsverhandlungen über dasſelbe kein Mitglied weder des Bundesrathes noch des Reichstages den Muth gehabt, an das abgedroſchene Märchen von der Verpflichtung der Jeſuiten zu einer Sünde zu erinnern. Die Bundesräthe und Reichsboten ſprachen nicht nur vor der ganzen deutſchen Nation, ſondern vor der ganzen Welt und mochten ſich daher nicht blamiren. Aber ein großherzoglich heſſiſcher Miniſter braucht keine Blamage zu fürchten, wenn er vor den Heſſen alten Kohl wieder aufwärmt; er ſcheint vielmehr zu glauben, daß das Epitheton „blind“, mit welchem man in alter Zeit den Heſſennamen zu ſchmücken pflegte, auch jetzt noch wenigſtens für das Gros der heſſiſchen Land- und Stadtboten paſſe; daher rückt er denn auch ganz ſelbſtbewußt und ſiegesgewiß mit der Behauptung in's Feld, daß den Jeſuiten „im Namen Chriſti das Begehen einer Tod- oder erläßlichen Sünde befohlen werden kann“. Ob die heſſiſchen Abgeordneten Anſtoß daran genommen und Beweiſe für dieſe miniſterielle Behauptung gefordert haben, iſt nicht bekannt geworden; in ſofern dürfte alſo der Miniſter ſeine Pappenheimer wohl gekannt und mit Recht ſich zum „blinden“ Führer von „Blinden“ aufgeworfen haben. Leider wurde aber der miniſterielle Brief durch den amtlichen Bericht über die Kammerverhandlungen auch ſolchen Männern bekannt, welche keineswegs „blind“ und ebenſo wenig geneigt ſind, jedes Wort, das aus einem heſſiſchen Miniſtermund kommt, für unanfechtbare Wahrheit zu halten.

Vor Allem glaubte der hochwürdigſte Biſchof von Mainz dieſer von hoher

Digitized by Google

Stelle erhobenen Anklage entgegentreten zu müssen; sie war ja nicht bloß gegen die Gesellschaft Jesu, sondern gegen die ganze Kirche gerichtet, welche deren Constitutionen vielfach und ausdrücklich in allen ihren einzelnen Theilen gutgeheißen und belobt hat. In einem ebenso festen als würdevollen Schreiben (Broschüre S. 10—14) machte er deßhalb den Baron Starck auf das Irrige und Sinnlose jener Behauptung aufmerksam und verlangte eine Rectificirung derselben, weil „die Deutung, welche S. Hochwohlgeboren in der offiziellsten Weise den Ordensstatuten der Jesuiten gegeben habe, nicht nur von den Jesuiten selbst und der katholischen Kirche, sondern auch von der protestantischen Wissenschaft entschieden verworfen werde und evident irrthümlich sei."

Da war der arme Minister in einer gar schlimmen Klemme; er mußte dem hochwürdigsten Herrn antworten und wußte nicht was. Ganze vierzehn Tage wird überlegt und berathen, doch plötzlich geht ihm ein Licht auf. Wozu existirt denn eine großherzoglich hessische Landesuniversität in Gießen mit vielen Professoren und wenigen Studenten? Für das schwere Geld, das sie kostet, kann sie doch wenigstens einmal einen Minister aus einem faux pas retten! Flugs wird dorthin geschrieben und zugleich dem hochwürdigsten Herrn geantwortet, bald werde die „Darmstädter Zeitung" eine Antwort bringen, welche darthun solle, daß „die vom Bischof beanstandete Äußerung im Wesentlichen nicht unrichtig sei" und falls sie es doch wäre, so hätten die Jesuiten sich eine solche Verleumdung selbst zugezogen, „denn sie hätten deutlicher reden sollen", und zwar so deutlich, daß auch sogar ein großherzoglich hessischer Director des Ministeriums des Innern sie verstehen könne. Das war eine kleine Rückwärtsconcentrirung; natürlich, der Minister wußte ja noch nicht, was die Gießener „Wissenschaft" zu Tage fördern könne. Sobald aber die Landesuniversität ihm ihre Hilfstruppen zugesendet, nimmt der kampfesmuthige Starck den Mund wieder voll und in einem langen Artikel der Darmstädter Zeitung vom 18. December hält er, gestützt auf Gießener Professorenweisheit seine erste Anklage nicht mehr bloß „im Wesentlichen", sondern in allen ihren Theilen aufrecht[1]. Ohne sich weiter auf sein schweres Verständniß der lateinischen Sprache zu berufen, spricht der großherzoglich hessische Minister mit großem Selbstbewußtsein „von dem Latein, welches in unsern (d. h. in den großherzoglich hessischen) Schulen gelehrt wird" und das ein ganz absonderliches sein muß. Jedoch er darf dieses auch wohl thun, denn er hat ja „einen anerkannten Philologen", „den ordentlichen Professor der lateinischen Philologie auf der Landesuniversität um sein sachverständiges Gutachten befragt", dieser aber hat ihm vollständig beigestimmt; der Sprachgebrauch, nach welchem die Jesuiten ihre Constitutionen verstehen, wird „sachverständig" als „in jedem Latein unmöglich" erklärt. Wir bedauern sehr, daß Herr v. Starck uns nicht den Namen dieses „anerkannten Philologen" mitgetheilt hat, um so mehr, da der Treffliche eine Übersetzung des betreffenden Kapitels der Constitutionen liefert, welche ihm für ewige Zeiten einen Ehrenplatz unter den Heroen der „deutschen Wissenschaft" anweist. Die „Germania" hat bereits in den ersten Nummern dieses Jahres in mehreren Artikeln über „das Latein der hessischen Regierung und ihrer Trabanten" dem „anerkannten Philologen" diesen Ehrenplatz zuerkannt, und der hochw. Herr Bischof bringt ebenfalls noch in einem Anhange zu seinem Antwortschreiben das Gutachten eines hessischen Philologen (S. 41—47), welches darthut, daß bloß die offizielle großherzoglich hessische Philologie das Ehrenprädicat „blind" verdient

[1] Der Brief des Ministers in der Broschüre, S. 14 und 15; die „offizielle Mittheilung" der Darmstädter Zeitung S. 16—23.

Digitized by Google

und die allererſten Regeln des auf nicht heſſiſchen Schulen docirten Latein nicht kennt.

Allein das heſſiſche Latein iſt nicht der einzige Beweis, den Herr v. Starck vorzubringen weiß; außer dem „anerkannten Philologen“ gibt es in Gießen noch manche unbeſchäftigte Profeſſoren, welche ſich dem Miniſter zur Verfügung geſtellt zu haben ſcheinen, um ihm aus allerlei proteſtantiſchen Autoren Stellen abzuſchreiben; der zweite Theil des Artikels der Darmſtädterin beſteht in der That nur aus einer Blumenleſe verſchiedener Citate ſolcher Autoren, welche einen lateiniſchen Text mit der nämlichen Vollkommenheit verſtehen, wie der Gießener „anerkannte Philolog“. Merkwürdiger Weiſe paſſirt es dabei, daß z. B. von einzelnen Werken nur die erſten, für die Jeſuiten ungünſtig lautenden, Ausgaben citirt werden, während die Autoren in ihren ſpäteren Auflagen den erkannten Irrthum berichtigt hatten. Als einzigen Grund für dieſes ſehr „wiſſenſchaftliche“ Verfahren führt die „offizielle Mittheilung“ an, die zweite Auflage ſei in Darmſtadt nicht zu finden geweſen. Wie wir alſo ein ſpezifiſch heſſiſches Latein beſitzen, haben wir jetzt auch nach offizieller Mittheilung einen großherzoglich Darmſtädtiſchen Buchhandel, der nur alte Ladenhüter und Maculatur nebſt einigen jeſuitenfreſſeriſchen Broſchüren vertreibt, neue Auflagen und Werke aber ſo ſorgfältig vom Großherzogthum ausſchließt, daß nicht einmal der Director des Miniſteriums des Innern ſie erlangen kann.

Als dritte Stütze der „ernſten und tiefen Grundlage“ des Jeſuiten-„Geſetzes“ wird endlich die Geſchichte herangezogen, welche beweiſen ſoll, daß von der Befugniß zu einer Sünde zu verpflichten „reichlicher Gebrauch gemacht worden iſt, wie unter andern in [des pantheiſtiſchen Neuproteſtanten] Hubers Werk über den Jeſuitenorden z. B. im dritten Kapitel nachgeleſen werden kann.“ Der heſſiſche Miniſterialdirector ſcheint mit aller Gewalt ſich das Ehrenprädicat „blind“ documentariſch ſichern zu wollen. Beſagtes Kapitel nämlich enthält, um mich der Worte des hochw. Biſchofes zu bedienen, „ſo einſeitig die ganze Darſtellung des Verfaſſers bezüglich der dort beſprochenen Thatſachen auch ſein mag, auch **nicht einen einzigen** Fall, der mit einigem Schein hierher bezogen werden könnte.“

Auf dieſe drei wichtigen Gründe geſtützt, ſchließt Herr v. Starck damit, daß er ſich weigert, die vom Biſchofe beanſtandete Äußerung als eine irrige zurückzunehmen. Der hochwürdigſte Herr aber blieb dem Miniſter die Antwort nicht ſchuldig. In einem längeren wahrhaft meiſterhaften Schreiben (S. 24 bis 40) entwickelt er die Lehre der Conſtitutionen über den Gehorſam, indem er einestheils die von ihm ſchon in ſeinem erſten Briefe vorgelegten, aber vom Miniſter v. Starck wohlweislich ignorirten, Gründe ausführlicher darlegt, anderntheils die in der „offiziellen Mittheilung“ enthaltenen „Beweiſe“ als das, was ſie ſind, aufzeigt, nämlich als Irrthümer, die theils auf Unkenntniß der einfachſten Elemente katholiſcher Anſchauung, theils auf Vorurtheilen und großartiger Unwiſſenheit beruhen.

Wir wollen den Brief des hochw. Herrn hier nicht excerpiren; wir haben uns in dieſen Blättern bereits oft genug über den in der Geſellſchaft Jeſu geforderten Gehorſam ausgeſprochen[1] und, wie ſich von ſelbſt verſteht, findet der Biſchof in den Conſtitutionen keine andere Lehre als die, welche wir und alle andere vernünftige und nicht blinde Menſchen vor uns darin gefunden; wir empfehlen aber dieſen Brief dringend allen jenen, welche bisher nur aus alt- und neuproteſtantiſchen Darſtellungen den Gehorſam der Jeſuiten kennen gelernt haben; hier werden ſie mit Händen greifen, welche Vorurtheile man ihnen einflößt.

---

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1871. I. 453 ff. 1872. II. S. 72. f.

Digitized by

Herr v. Starck hat auf das Schreiben des hochwürdigen Herrn nicht replicirt. Schweigen war auch das Beste, was er thun konnte. Nachdem er schon in seiner „offiziellen Mittheilung" den „anerkannten Philologen" und andere „wissenschaftliche" Celebritäten der Landesuniversität vergebens in den Kampf geführt hatte, blieb ihm nach deren schmählicher Niederlage ja kein Hilfscorps mehr. Eine Äußerung aber zurücknehmen, nachdem man sie als irrig und verleumderisch erkannt hat, paßt sich nicht für einen großherzoglich hessischen Director des Ministeriums des Innern. Denn die Vorschriften der christlichen Moral, welche u. A. auch die Verleumdung, sogar der Jesuiten, verbietet, verpflichten nicht die großen Staatsmänner, und zu diesen gehört doch unzweifelhaft der großherzoglich blinde Freiherr v. Starck.

Rudolf Cornely S. J.

The Question of Anglican Ordinations, dicussed by **E. E. Estcourt**, M. A. F. S. A. Canon of St. Chad's Cathedral, Birmingham. With an appendix of original documents and facsimiles. — (Die Frage über die anglicanischen Weihen, erörtert von E. E. Estcourt.) London: Burns and Oates. 1873. 8°. pp. XVI. 381. CXVI.

Unter vorstehendem Titel ist im Laufe des letzten Jahres in England ein Werk erschienen, welches daselbst bereits eine wohlverdiente Würdigung und rasche Verbreitung gefunden. Bei der Wichtigkeit des in demselben so trefflich beleuchteten Gegenstandes dürfte es vielleicht manchen Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein, eine kurze Anzeige dieses Buches hier zu finden. Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich um eine Frage, welche die kirchliche Stellung eines ausgedehnten Reiches in ihrem innersten Grunde berührt; deren Erörterung seit Jahrhunderten von anglicanischer wie von katholischer Seite stets auf's Neue aufgegriffen, bei ihrer vielfach verschlungenen inneren Verwickelung für eine sichere Lösung keineswegs unerhebliche Schwierigkeiten bietet und selbst die katholischen Schriftsteller noch immer nicht in allen Punkten zu völliger Übereinstimmung gelangen läßt. Überdieß scheint gerade in neuerer Zeit, zumal bei den Gegnern, das stets aufrechterhaltene Interesse an der obschwebenden Controverse sich viel mehr zu steigern als abzuschwächen. Für die katholischen Forscher aber liegt heutzutage ein höchst günstiger Umstand in dem nunmehr Allen ohne Ausnahme gestatteten Zutritte zu den öffentlichen Archiven und Staatsbibliotheken, wodurch denselben stets mächtigere Waffen in die Hand gegeben werden, um den dreihundertjährigen Kampf einem siegreichen Ausgange entgegenzuführen.

Eine solche glückliche Wendung der Zeitverhältnisse hat nun auch der Verfasser des oben bezeichneten Werkes auf eine für die Religion und Wissenschaft segensreiche Weise auszubeuten gesucht. Erst selbst ein Anhänger des Irrthums und als sog. fellow dem Exeter-college zu Oxford angehörend, gegenwärtig aber Domcapitular an der Kathedrale zu Birmingham, hat derselbe bereits seit einem Decennium sich mit dieser schwerwiegenden Frage in Betreff der englischen Landeskirche beschäftigt und endlich die goldene Frucht seiner mühsamen Studien der Öffentlichkeit übergeben. Das Erscheinen vorliegender Arbeit ist eben jetzt mit um so größerer Freude und Anerkennung zu begrüßen, als dieselbe in die augenblickliche kirchliche Strömung des Anglicanismus im geeigneten Momente wirksam eingreift. Denn eben in unseren Tagen haben manche eifrige Anhänger der Hochkirche, gleichsam in stolzem Siegesbewußtsein, die so lange erörterte Controverse in ein neues Stadium hinübergeleitet. Wie sich nämlich bei Gelegenheit des Vaticanums herausstellte, sind dieselben nicht mehr damit zufrieden, ihre hierarchische Position

Digitized by Google

mit ihren eigenen Augen als eine völlig sichere und gerechtfertigte zu betrachten; sondern sie erhoben auch geradezu Anspruch auf Anerkennung ihrer Weihen seitens der katholischen Kirche. Ihr unbedingtes Vertrauen auf den ächt kirchlichen Charakter dieser Weihen wurde namentlich in der Union Review wiederholt zum Ausdruck gebracht. So äußerte sich unter Andern Dr. Irons also: „Es kann kein vernünftiger Zweifel darüber obwalten, daß die anglicanischen Geistlichen gültig geweiht werden." Und ferner Dr. Pusey, Professor der Theologie zu Oxford und Hauptvertreter jener Richtung, sagt ebendaselbst: „Es besteht absolut kein Zweifel darüber, daß unsere kirchliche Succession ächt ist, daß unsere Bischöfe die Nachfolger Jener sind, durch deren Vermittlung Gott das Evangelium hieher verpflanzt hat; und so erscheint unsere Kirche als der für uns bestimmte Kanal der göttlichen Gnaden und als das Werkzeug unserer Rettung."

Indem Estcourt in seiner Einleitung derartige zuversichtliche Äußerungen seiner früheren Religionsgenossen referirt, lehnt er die ganze weiterhin folgende Entwickelung an den von Letzteren gestellten Anspruch auf Anerkennung der anglicanischen Weihen an. Von vorneherein verwahrt er sich gegen die Anmaßung, einem endgültigen Urtheile des hl. Stuhles in diesem Punkte irgendwie vorgreifen zu wollen. Bescheiden beschränkt er seine Absicht einzig darauf, „jene Gründe einer näheren Prüfung und Erörterung zu unterziehen, auf welche hin ein solcher Anspruch erhoben wird" — und somit soll das gegenwärtige Werk, wie er sagt, nichts weiter sein, als „ein Versuch zur Beantwortung der Frage: Sind in der That gute Gründe vorhanden, um an den hl. Stuhl die Forderung auf Anerkennung der anglicanischen Weihen zu stellen?" — Der bescheidenen Fassung, in welcher der Autor das ihm vorgesteckte Ziel darlegt, entspricht in gleicher Weise der im Verlaufe der Controverse eingehaltene Ton. Eine ruhig fließende, durchaus tact- und maßvolle Erörterung, frei von leidenschaftlicher Erregheit und erbitterten Invectiven, zieht sich durch das ganze Werk hin. Indessen vereint sich damit zugleich Gediegenheit und Gründlichkeit in Behandlung des schwierigen Stoffes, sorgfältige Prüfung der Gründe und Gegengründe in Sachen von hervorragender Wichtigkeit, eifrige Benutzung der geeignetsten wissenschaftlichen Hilfsquellen und stete Berücksichtigung der einschlägigen katholischen wie akatholischen Literatur. Der eigentlichen, etwa 400 Seiten starken Abhandlung folgt noch ein bedeutender Anhang von den schätzbarsten Documenten jeder Art, welche als treffliche Anhaltspunkte zur Bildung eines selbstständigen Urtheils, besonders für Männer von Fach, von hohem Werthe sein dürften. Auch mehrere dem Werke selbst eingefügte photolithographirte Facsimiles einiger wichtigern Manuscripte sind eine keineswegs zu verachtende Beigabe. Die äußere Ausstattung ist, dem englischen Gebrauche gemäß, eine sehr gute und ansprechende.

Rücksichtlich des Inhaltes theilt Estcourt das ganze Buch in 9 Kapitel. An die Spitze derselben stellt er den streng katholischen Standpunkt, den er, zumal den gegenwärtigen gegnerischen Anforderungen gegenüber, als einzig rechtmäßige Basis zur Beurtheilung der Controverse bezeichnet. Diesen Standpunkt bildet die kirchliche Lehre von der Weihe als einem wahren Sakramente, dessen gültige Spendung eine bestimmte Materie und Form sowie die gehörige Intention verlangt. Darauf wird an der Hand der Geschichte die Controverse selbst, in ihrem Ursprunge zur Zeit der Königin Maria wie in ihrem weiteren Verlaufe und ihren verschiedenen Phasen unter Elisabeth u. s. w., eingehend erörtert. Hieran schließt sich ein für die richtige Entscheidung dieser Controverse besonders wichtiges Moment, nämlich die genaue Fixirung der wahren kirchlichen Weiheriten des Abendlandes und Morgenlandes mit besonderer Rücksicht auf deren inneren Geist und sakramen-

Digitized by Google

talen Charakter, denen dann weiterhin der im sog. Common Prayer-book enthaltene alterirte Ordinationsritus der englischen Hochkirche sowie deren abweichendes dogmatisches Bewußtsein gegenüber gestellt wird. Den Schluß bildet die Würdigung einer den Anglicanern nicht ungeläufigen Fabel, als habe Pius IV. sich zur Bestätigung des eben erwähnten hochkirchlichen Ordinationsritus bereit gezeigt, wofern die Königin Elisabeth seine Suprematie wieder anerkenne.

Dieser kurze Überblick läßt bereits erkennen, daß der Verfasser im Laufe jener 9 Kapitel die historische wie die theologische Seite der Frage auf das Klarste und Sorgfältigste zu beleuchten sucht. Der historischen Seite, d. h. der geschichtlich-kritischen Untersuchung gewisser mit der Gültigkeit der anglicanischen Weihen innigst verknüpften Facta sowie der Feststellung der katholischen Tradition, wird besonders im ersten Theile Rechnung getragen. Die beiden Cardinalpunkte, nämlich die Weihe Barlows und die Consecration Parkers, finden die eingehendste Erörterung. Estcourt scheut in dieser Hinsicht das Licht der neueren Entdeckungen keineswegs. Er macht sogar ausdrücklich darauf aufmerksam, daß angesichts der nunmehr für Alle offen gelegten Quellen gewisse früherhin von Katholiken erhobenen Einwürfe sich als unhaltbar erweisen, daß aber trotzdem die modernen Forschungen viel mehr günstige als ungünstige Resultate für die katholische Sache vermitteln. Indeß richtet sich bei aller gebührenden Berücksichtigung der historischen Momente dennoch die vorzügliche Aufmerksamkeit des Verfassers und die Hauptkraft seiner Argumentation auf die theologische Seite der Controverse. Denn zugegeben auch, daß Barlow wirklich consecrirter Bischof war, und daß die Consecration Parkers wirklich in der im Lambette-Register angegebenen Art stattfand, so entsteht immerhin noch die für die Gültigkeit durchaus entscheidende Frage: „Ist die nach dem neu eingeführten hochkirchlichen Ritual formulirte Weihehandlung selbst in gehöriger Weise, sowohl unter Beobachtung der vorgeschriebenen Materie und Form als mit der wesentlich erforderten Intention, vollzogen worden?“ Da die vorhin erwähnten geschichtlichen Thatsachen kein durchschlagendes Moment zur Lösung der gegenwärtigen Frage herbeiführen, so betrachtet Estcourt gerade letzteren Punkt mit Recht als eine Sache von entscheidender Wichtigkeit, weßhalb die hierauf bezügliche Entwickelung nicht nur in der zweiten Hälfte des Werkes weitläufig ausgesponnen, sondern auch durch das Vorhergehende schon mehrfach beleuchtet wird. Historische Documente aller Art, die Systeme der dem Anglicanismus verwandten Irrlehrer, die dogmatischen Anschauungen und Äußerungen der vorzüglichsten maßgebenden Persönlichkeiten, die in die Form des Weiheactes eingeführten Alterationen u. s. w., alles dieses wird sorgfältigst durchforscht, um jenen Kernpunkt der Frage klar an's Tageslicht zu ziehen. — Nach Abschluß so weit verzweigter historischer wie theologischer Erörterungen gelangt der Verfasser endlich in seiner „Conclusion“ bei der unvermeidlichen Folgerung an, daß der von anglicanischer Seite erhobene Anspruch auf Anerkennung ihrer Weihen als durchaus grundlos und unberechtigt erscheine; ja er tritt den kühnen Vertheidigern der englischen Hochkirche mit der ebenso zuversichtlichen Behauptung entgegen, „daß es in der anglicanischen Kirchengemeinschaft weder einen Bischof noch Priester noch Diakon gebe.“

Die in dem Buche selbst eingehendst entwickelte Motivirung jener überaus inhaltsschweren „Conclusion“ gedenken wir bald in einem besonderen Aufsatze näher zu skizziren; für heute genügt es uns, auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben. Die der vorliegenden Arbeit so vielseitig gewordene Anerkennung ist eine durchaus verdiente, und Keiner, welcher sich ein correctes Urtheil über die kirchliche Stellung der Anglicaner zu bilden wünscht, darf unseres Erachtens dieses vortreffliche Werk unberücksichtigt lassen.

Bernard Winkler S. J.

Digitized by Google

1) **Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende** von **F. X. Kraus**. Zweiter Theil. Kirchengeschichte des Mittelalters. Trier 1873. 8°. S. 201—424.

2) **Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium** von Dr. **Heinrich Brück**. Mainz 1872. 1873. 8°. 544 SS.

1) Ein bloß flüchtiges Durchblättern dieses Lehrbuches genügt, um die Überzeugung zu erhalten, daß man ein mit vielem Fleiß und großer Liebe gearbeitetes Werk vor sich hat. Was zunächst für die Arbeit des Hrn. Kraus einnimmt, ist das Streben nach systematischer Gruppirung des kirchengeschichtlichen Stoffes, wodurch die Übersichtlichkeit desselben ungemein erleichtert wird. Während in vielen andern derartigen Büchern es schwer hält, einen gewünschten Punkt, einen Namen, eine Begebenheit aufzufinden und man beinahe nicht zum Ziele kommt, wenn nicht ein ausführliches alphabetisches Register beigegeben ist, so wird es hier durch eine glückliche, nach chronologischen und sachlichen Gesichtspunkten getroffene Eingliederung in den meisten Fällen leicht, sofort das Gesuchte zu finden. Es wäre überflüssig, auf die erhöhte Brauchbarkeit des Werkes wegen dieser Anlage noch ausdrücklich hinweisen zu wollen.

Das gegenwärtige Heft, welches das Mittelalter behandelt, enthält vier Perioden, die, mit dem fünften Jahrhundert beginnend, die Kaiserkrönung Karls d. Gr. (800), das Wormser Concordat (1122), Bonifacius VIII. (1303) und den Fall von Constantinopel (1453) als Zeitmarken bezeichnen. Jede dieser Perioden bespricht in gesonderten Abschnitten das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, nebst den Thaten der Päpste, die Verfassung, die Ausbreitung der Kirche, Disciplin, Kult und Leben in derselben, die Lehrentwicklung nebst den Häresien der Zeit, die theologische Wissenschaft und christliche Kunst. Dieselbe Übersichtlichkeit, die das Ganze charakterisirt, ist auch in der Durchführung der einzelnen Theile durchgehends angestrebt und durch die Anwendung fetter Druckschrift für die Schlagwörter, welche als Titel für die kleineren Abschnitte dienen, und durch mittlere Schrift für die Eigennamen glücklich erreicht worden, so daß das Auge überall erwünschte Ruhepunkte findet, nirgends aber durch unübersehbare, einförmige Flächen von Druck ermüdet und abgestoßen wird. — Auf einem verhältnißmäßig sehr beschränkten Raum hat der Verfasser eine solche Menge geschichtlichen Stoffes zusammengedrängt, daß der Kenner des Mittelalters kaum eine nennenswerthe Thatsache kirchengeschichtlichen Inhaltes vermissen wird. Dabei ist die Darstellung nicht trocken und dürr; die Ereignisse sind nicht bloß in loser Verbindung nebeneinander gereiht, sondern in pragmatischer Folge entwickelt; überall leuchtet das Bestreben durch, die Zustände und Begebenheiten in ihren Ursachen und in ihrer Bedeutung faßbar für den Verstand darzustellen, wobei man es freilich durch den engbemessenen Raum entschuldigen muß, wenn dieses Ziel nicht immer hinlänglich erreicht wird. Die Sprache ist rein, nüchtern und durchsichtig; selten nur findet sich ein Anklang an jene verschwommene, philosophisch sein sollende Ausdrucks- und Redeweise, die dem Leser alles Andere eher gewährt als feste und bestimmte Begriffe. Wir dürfen endlich die große Belesenheit nicht unerwähnt lassen, welche der Verfasser allenthalben an den Tag legt. Zu allen behandelten Gegenständen wird immer eine reiche Quellenliteratur verzeichnet als Fingerzeig für den Studirenden, wo er sich über einschlägige Fragen des Weiteren Raths und Aufschluß verschaffen könne; dabei sind nicht nur die ältern Aktenstücke, die eigentlichen Quellen in Betracht gezogen worden, sondern auch die

Digitized by Google

neuere und neueste Literatur hat in mehr oder minder glücklicher Auswahl fortwährende Berücksichtigung gefunden.

Aller dieser bedeutenden Vorzüge ungeachtet, die das Werk des Hrn. Kraus vor den meisten katholischen Lehrbüchern auszeichnen, können wir die Benutzung desselben den angehenden Candidaten der Theologie nur unter großer Behutsamkeit anrathen, und mit beständiger Erinnerung an das non jurare in verba magistri. Wir können uns nämlich des Gedankens nicht erwehren, daß dieses Werk eine zu frühreife Geburt ist und daß der Verfasser wohl daran gethan hätte, noch einige Jahre mit der Veröffentlichung desselben zurück zu halten. Diese Frist hätte ihm Gelegenheit gegeben, den Geist des Zeitalters, welches er beschreibt, gründlicher und richtiger zu erfassen, in den Gedanken mancher Institutionen, über welche er jetzt oftmals in etwas nergelnder Weise sich ausläßt, tiefer einzudringen, den Charakter manches in der Kirche hochgeachteten Mannes, namentlich vieler Päpste, mit größerer Wahrheit und in weniger censorischer Art darzustellen. Ebenso wenig als der Verfasser zählen wir „das Verkleistern und Verschweigen unangenehmer Thatsachen oder die tendenziöse Färbung derselben unter die Kriterien eines katholischen Historikers." Wenn aber bloß die unangenehmen Thatsachen erzählt werden, dasjenige aber, was zu ihrer Erklärung dient, nicht mitgetheilt wird, so ist denn doch auch etwas und zwar im schlimmen Sinne verkleistert.

Wenn wir z. B. S. 352 ein Bruchstück aus der farbenreichen Schilderung Hurters über die Wirkungen des Interdicts lesen, so hat es damit allerdings seine Richtigkeit; aber so hingestellt, wie es dort ist und das Alles aufgefaßt und betrachtet mit den Vorurtheilen unserer wenig kindlichen und wenig gläubigen Zeit, gewinnt der Leser den Eindruck, als habe die Kirche in launenhaftester und herzlosester Weise die Sünden Einzelner am ganzen Volke gerächt. Hier wäre es am Platze gewesen, den Gedanken hervorzuheben, der die Kirche in Verhängung des Interdicts leitete, nämlich durch öffentliche Trauer und durch Einstellung des Gottesdienstes den Schmerz an den Tag zu legen, den das ganze Volk über ein außergewöhnlich schweres Vergehen eines hochgestellten Sünders empfand und ihn so durch kräftigen Ausdruck der öffentlichen Meinung, zur Rückkehr und zur Buße moralisch zu nöthigen.

Gleich Anfangs wird eine lange Beschreibung des Mittelalters aus Montalembert mitgetheilt; darin kommt neben andern Schiefheiten, S. 208, auch folgender Satz vor: „Man sieht da keine Christen nach Art guter, frommer Lämmer um Schutz blöckend unter den Wölfen oder wieder Muth fassend zwischen den Füßen des Schäfers," d. h. im Sinne Montalemberts, wie aus der weiteren Ausführung hervorgeht, die Kirche und die Christen überhaupt haben damals keinen Schutz des Staates beansprucht, sondern alles und jedes war auf persönliche Tüchtigkeit und auf individuelles Recht gestellt. Das ist aber abgesehen von der nicht übermäßig anständigen Sprache und von dem Seitenhieb auf gleichzeitige Gegner, denen die Schrullen des berühmten Redners nicht immer einleuchten wollten, geschichtlich falsch. Niemals weniger als im Mittelalter war der einzelne Mann auf sich allein angewiesen und niemals war mehr als damals Alles in Corporationen und großen Gemeinwesen geordnet und gegliedert. Was den Schutz der Kirche und der Christen durch den Staat betrifft, so braucht man sich nur an den berühmten Satz der Bulle Unam sanctam zu erinnern, wonach das materielle Schwert zum Schutze der Kirche (pro ecclesia) in der Hand der Könige sich befindet, um die historische Haltlosigkeit der Ansicht Montalemberts zu begreifen. Müssen also solche Christen geradezu „blöckende Lämmer" sein, so hat es deren nie mehr als im Mittelalter gegeben. Übrigens hat der Staat auch jetzt noch die Pflicht, die Kirche zu schützen und wenn er sich dessen unter dem Zunicken der liberalen Katholiken weigert, so ist das die geringste Ursache unserer zer-

Digitized by Google

rütteten Zustände nicht und eine beständige Klage des Papstes und der katholischen Bischöfe.

Überhaupt ist es das Verhältniß zwischen Kirche und Staat im Mittelalter, welches der Verfasser wenig durchdrungen zu haben scheint. Wie hätte er sonst S. 254 schreiben können, Karl d. Gr. habe das weströmische Kaiserthum nicht von der Bestätigung und Krönung durch den Papst abhängig betrachtet? Wie dürfte er sich sonst, wie über etwas Paradores über die Ansicht verwundern, „daß der Papst das Kaiserthum auch nach Belieben auf ein anderes Volk übertragen könne, daß er den Kaiser zu ernennen und abzusetzen berechtigt sei"? Denn so lange man nicht etwa auf das „nach Belieben" den Nachdruck legt, sind diese Grundsätze die einzig richtigen und enthalten keineswegs nur späteres, italienisch „ausgespitztes Staatsrecht", sondern den eigentlichen Kerngedanken des römischen Kaiserthums. Dieses ist nämlich seinem Ursprung und Wesen nach eine kirchliche Institution und war der Kaiser durch den Papst zum Schirmvogt der Kirche bestellt und in dieser Eigenschaft zur Wahrung ihrer Interessen mit dem Schwerte umgürtet. Ohne die Kirche wäre kein Kaiser entstanden, ohne sie konnte daher auch Keiner diesen Titel rechtmäßig führen. Mit derselben einseitigen, bloß den nationalen Standpunkt beherzigenden Ansicht vom Kaiserthum hängt es auch zusammen, wenn der Verfasser anderswo, S. 261, von den sogenannten Römerzügen im Anschluß an Sybel meint, die deutsche Herrschaft über Italien sei nur eine ununterbrochene, unsere Lebenskraft abziehende und aufreibende kriegerische Action geblieben. Dagegen kann man ganz kühn die Frage aufwerfen, ob ohne das Kaiserthum und ohne diese kriegerische Action Deutschland auch nur zu einem Königthum dauernd gelangt wäre. Die kaiserlosen Zeiten gelten nicht gerade als die goldenen für das deutsche Reich.

Den Tag von Canossa als die tiefste Erniedrigung des Kaiserthums zu bezeichnen, ist selbst dann nicht historisch, wenn man sich auch auf das Zeugniß Reumonts berufen kann. Denn einmal war Heinrich IV. an diesem Tage nicht Kaiser, und noch nicht einmal von einem Gegenpapst, wie er es später thun ließ, gekrönt; dann heftet sich das Unglück und die Schmach, welche die Laufbahn Heinrich' IV. bezeichnen, nicht an den Tag von Canossa, sondern an jene Tage, an welchen er das zu Canossa Gelobte brach; endlich ist es nicht ersichtlich, wie der Tag von Canossa eine Erniedrigung des Kaiserthums sein soll, während es Niemand beifällt, den Tag von Mailand, an welchem Theodos d. Gr. auf das Geheiß des hl. Ambrosius vor der Kirchenthüre Buße übte, als einen solchen zu bezeichnen.

Gleich unbilliges Urtheil finden wir S. 319 über Innocenz IV., der dem Kaiser Friedrich II. einen Frieden zugemuthet habe, der die „erniedrigendsten Bedingungen enthielt und ihn (den Kaiser) den Lombarden und Innocenz auf Gnade und Ungnade ergeben hätte". Jene „erniedrigenden Bedingungen" indessen enthielten nichts anderes, als daß Friedrich eine Anzahl Kleriker und Laien, die er treulos überfallen und gefangen hatte, frei geben, die Genugthuung, welche er für die Lösung vom Banne leisten wolle, selbst bezeichnen und endlich im Falle gegründeter Beschwerden gegen den Papst, von diesem Satisfaction erhalten solle. Wo ist denn hierin das Erniedrigende?

Im Durchschnitt haben sich die Päpste keiner sehr freundlichen Behandlung von Seite des Verfassers zu rühmen. Nikolaus I. wird kirchlicher Centralisation und politischer Weltherrschaft beschuldigt, wofür keine andere Rechtfertigung als die geistige Strömung der Zeit gefunden wird. Weil Hadrian II. Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen wegen ihres Vertrages von Meersen 870 mit dem Bann bedroht, mischt er sich in Angelegenheiten des Frankenreiches, die ihn nichts angehen, S. 258. Jene beiden Könige hatten aber ein Land, welches offenbar dem Kaiser Ludwig II. gehörte, an sich gerissen und somit ein Unrecht, eine Sünde begangen, über

Digitized by Google

welche der Papst hoffentlich den Bann aussprechen durfte. — Benedict VIII., S. 263, zeigt eine mehr auf's Politische und Weltliche gehende Gesinnung, jedoch ohne Beweise, die auch schwer zu erbringen sein würden. — Innocenz IV., S. 320, war ohne Seelengröße, in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch, wieder ohne Beweis. — Gregor VII. soll viele neue, auf die Herrschaft über die Reiche der Welt hinzielende Ansprüche erhoben haben, S. 269. Zu diesen wird die Behauptung Gregors gerechnet, Spanien sei von Altersher Eigenthum des hl. Petrus gewesen und gehöre auch jetzt noch dem apostolischen Stuhl. Wenn wir nun bedenken, daß hier (Epist. I. 7) Gregor eine damals nicht ganz unbekannte Thatsache erzählt, daß er anderswo (Epist. IV. 28) dieses, wahrscheinlich in lehensrechtlichem Sinne aufzufassende, Eigenthum bis auf die Zeiten vor der saracenischen Invasion zurückführt, so scheint es uns gewagt, diese Angabe des Papstes geradezu als etwas Neues, somit Unberechtigtes, zu bezeichnen.

Unter mehreren kleinern Unrichtigkeiten heben wir noch hervor: daß der hl. Willibrord nicht, wie S. 226 berichtet wird, den Gesandten Radbods erklärte, derselbe sei zur Verdammniß prädestinirt, sondern der König sei schon gestorben und verdammt worden. S. 235 sollte es heißen Gregor I. (590—604), statt 604—615. — S. 323 wird das Parlament von Paris genannt, welches sich am 10. April 1302 versammelt habe, es war jedoch die erste Versammlung der Stände. S. 364 wird Ludwig IX. 1224 als schon regierend angeführt, er kam aber erst 1226 auf den Thron.

Wenn wir länger geworden sind in der Aufzählung und theilweisen Begründung mehrerer Punkte, in denen der Verfasser eine unrichtige Geschichtsauffassung zu haben scheint, als in Besprechung der lobenswerthen Eigenschaften, so liegt das in der Natur der Sache. Damit verbinden wir aber keineswegs den Sinn, als sei das Gute und Treffliche spärlicher in dem Werke vertreten als dasjenige, was Tadel verdient. Wir haben im Gegentheil gerade deßwegen um so freier gesprochen, als wir die Überzeugung hegen, das vorliegende Lehrbuch könnte bei einer etwaigen zweiten, verbesserten Auflage ein sehr gutes werden, wenn der Verfasser streben wollte, nicht bloß in den hier gerügten Einzelheiten, sondern in vielen andern Punkten einen wärmern kirchlichen Geist an den Tag zu legen, wenn er mit einem Worte etwas ultramontaner würde.

2) Von der Kirchengeschichte Dr. Brück's liegen bis jetzt zwei Lieferungen vor, welche die Geschichte der Kirche bis zur sogenannten Reformation fortführen; die dritte (Schluß-)Lieferung soll demnächst erscheinen. Während wir das Lehrbuch des Hrn. Dr. Kraus nur mit großer Vorsicht und hauptsächlich nur wegen seiner äußern, formellen Eigenschaften den angehenden Theologen zu empfehlen wagen, indem ein pessimistischer Geist dasselbe kennzeichnet und es somit wenig geeignet ist, dem Studirenden Liebe und Achtung zu seiner Kirche und zu ihrer Vergangenheit einzuflößen, geht ein frischer, lebendiger und wohlthuender Ton durch das Werk des Hrn. Brück. Die Kirche und ihre Thätigkeit erstrahlt da in einem hellen Licht, sie ist eine Mutter und Erzieherin der Völker und deren größte Wohlthäterin; man trifft da große, edle und erhabene Charaktere in reicher Fülle; die Päpste werden mit Liebe und Achtung behandelt, ihr Walten wird nicht als eine lange Kette von Intriguen und Gewalt charakterisirt und das Phantom, daß das Hauptstreben derselben auf die Errichtung einer theokratischen Universalmonarchie gerichtet gewesen sei, ist uns nirgends begegnet, nirgends haben wir diese oder ähnliche Behauptungen gefunden, die Formel non obstante sei zu dem Zwecke in die päpstlichen Bullen eingeführt worden, um „jedes entgegenstehende Gewohnheitsrecht und Privilegium zu beseitigen"; die sittlichen, dazu noch großentheils auf unsichern Nachrichten beruhenden, Abirrungen einzelner Päpste werden nicht benützt, um eine ganze Epoche als „römische Pornokratie" zu bezeichnen; eine kleinliche und

Digitized by Google

nergelnde Kritik verbittert dem Leser nicht auf Schritt und Tritt den Genuß, den er in der Verfolgung der heiligsten und erhabensten Ziele oder beim Anblick der großartigsten Charaktere empfindet. — Gleichwohl hat auch dieser Verfasser nicht geglaubt, die Schäden und Schattenseiten der Geschichte der Kirche zudecken zu müssen und hat auch er das Verkleistern und Verschweigen unangenehmer Thatsachen mit Recht nicht für eine Pflicht oder ein Merkmal eines katholischen Historikers gehalten; auch ihm ist nicht Alles nur Licht und Glanz (vgl. z. B. §. 89, 90, 137 u. a.), aber er bemüht sich, diese Schäden auf ihr richtiges Maß zu beschränken. Gar viele kirchliche Institutionen oder volksthümliche Gebräuche, die uns jetzt lächerlich, sogar ungerecht oder tyrannisch erscheinen, stellen sich in einem ganz andern Lichte dar, wenn sie nach den Verhältnissen anderer Zeiten, nach dem Ideenkreis anderer Menschen beurtheilt werden. Bei dergleichen Erscheinungen ist es daher für einen Geschichtschreiber eine unerläßliche Aufgabe, nicht bloß die Thatsachen, wie sie geschehen sind, einfach zu erzählen, nicht bloß in einer nüchternen und trockenen Objectivität sich zu verhalten, sondern die Zustände, unter denen sie entstanden, den Zeitgeist, der sie rechtfertigt, zu kennzeichnen und vor Allem den Gedanken, auf dem sie beruhen, hervorzuheben. Der Verfasser hat auch dieser Aufgabe in den meisten Fällen entsprochen; es genügt, auf die Art und Weise hinzudeuten, wie er von verschiedenen mittelalterlichen Volksfesten, von der Inquisition, von den Judenverfolgungen, von den Streitigkeiten vieler weltlicher Fürsten mit der kirchlichen Gewalt, z. B. des Königs Ludwig IV. mit Johann XXII., handelt. Für einen Kirchenhistoriker ist die Kenntniß der Theologie und des Kirchenrechtes nothwendig, wenn er nicht alle Augenblicke der Gefahr sich aussetzen will, in die Irre zu gehen. Wie Viele sind nicht wegen dieses Mangels zu ganz falschen Darstellungen gelangt, indem sie die Wirkungen mit den Ursachen, die Ausübung eines Rechtes mit dem Rechte selbst verwechselten? Einem Kenner der Theologie aber wird es nicht begegnen, etwa unter dem Titel: Herausbildung des Primats, den Primat selbst erst im Laufe der Zeiten und allmählich entstehen zu lassen, oder wenn von den Reservationen, Exemptionen, Exspectanzen, Appellationen, Beneficien u. s. f. zu reden ist, sie so darzustellen, als habe der päpstliche Stuhl sich in ihrer Ein- und Durchführung eine unberechtigte Willkür, eine bloß auf die Ausbeutung der Völker gerichtete Politik erlaubt. Wir freuen uns, daß Herr Brück solche und zahllose ähnliche Punkte erläutert und sie immer auf ihre theologische und kirchenrechtliche Grundlage, kurz zwar, oft nur andeutungsweise, wie es bei der Natur eines Lehrbuches kaum anders möglich ist, zurückführt.

Es verdient weiterhin Anerkennung, daß der Verfasser den Studirenden in sehr viele kirchengeschichtliche Streitfragen so einführt, daß er sich über die Bedeutung, die Verwicklung und über die bis heute gewonnene Lösung derselben zu orientiren vermag. Wir nennen unter dieser Kategorie besonders die Liberius-, Vigilius- und Honoriusfrage, ferner das über die Bulle **Unam sanctam** Gesagte, die Geschichte der Aufhebung des Templerordens, die Darstellung des abendländischen großen Schisma's, das Concil von Constanz.

Weniger glücklich dagegen scheint uns der Verfasser in seiner Methode gewesen zu sein. Die Eintheilung ist zwar dieselbe, welche Döllinger in seinem Lehrbuch befolgt hat, der auch die ganze Zeit bis zur Reformation in vier Perioden scheidet, worin die Jahre 313, 680, 1073, 1517 die Scheidungsgrenzen bilden. Hr. Dr. Brück jedoch faßt je zwei dieser Perioden in einen Zeitraum zusammen. Damit mehrere Perioden einem Zeitraum zugewiesen werden können, ist es nothwendig, daß sie unter sich etwas Gleichartiges enthalten, von andern Perioden dagegen durch etwas Charakteristisches sich unterscheiden; dieses Verwandte und Verschiedene haben wir bei dem Verfasser nirgends hervorgehoben oder beschrieben gefunden und deßwegen erscheint die

Digitized by Google

weitere Subsumirung von Perioden in Zeiträume nur eine ganz äußerliche Gliederung, nicht eine innerlich motivirte Eintheilung zu sein. Es wäre daher am Platze gewesen, jedem Zeitraum einen einleitenden Paragraphen beizugeben, um dessen allgemeinen Charakter zu schildern. Dagegen scheint uns der Abschluß des Mittelalters für die Kirchengeschichte mit der Reformation und nicht mit dem Fall von Constantinopel begründeter zu sein. In der Kirchengeschichte sollen es kirchliche Ereignisse sein, welche die Epochen bilden; in dieser Hinsicht ist aber jedenfalls die Reformation viel wichtiger und epochemachender, als das Aufblühen der Wissenschaften, der Humanismus und die ganze Charakteristik der modernen Bildung.

Es gereicht ferner dem Werke nicht zum Nutzen, daß fast überall der gleiche Druck angewandt wurde. Wären die wichtigeren, allgemeineren, mehr einleitenden Partieen in größeren Lettern erschienen, die unbedeutenderen, specielleren dagegen in kleinern, so hätte mehr Übersichtlichkeit, eine gefällige Verschiedenheit (varietas delectat), eine Verminderung der Paragraphen und mitunter eine logischere Gliederung erreicht werden können. Es wäre gewiß viel logischer, nachdem vom Christenthum in Deutschland gesprochen worden ist, das was weiter in einem coordinirten Paragraph über die Wirksamkeit des hl. Bonifacius gesagt wird, der ersten Überschrift in kleinerem Drucke beizufügen; dasselbe gilt für die Titel: Gnosticismus und die einzelnen gnostischen Systeme. An zwei ziemlich weit von einander getrennten Stellen ist zuerst (§. 17) von den Apologeten im Allgemeinen, dann (§. 23) von denselben im Besondern gehandelt worden.

Für die Bequemlichkeit des Nachschlagens hätte das Werk gewinnen können, wenn statt der Seitenüberschriften, wie sie angewandt worden sind, auf der einen Seite der Zeitraum, die Periode, nebst den betreffenden Jahreszahlen, auf der anderen Seite aber der Titel des Kapitels gesetzt worden wäre. Wir können es auch nicht geradezu als einen Vortheil ansehen, daß gar so viele und lange lateinische Texte angeführt worden sind, denn obgleich dieselben in den Noten mitgetheilt werden, so gewähren sie doch dem Buche einigermaßen ein schwerfälliges Aussehen.

Zum Schlusse bitten wir zu beachten, daß diese unsere Ausstellungen durchgehends formaler Natur sind, daß wir aber durch dieselben dem hohen Werthe des Brück'schen Lehrbuches durchaus keinen Eintrag thun wollen, im Gegentheil es allen unsern Lesern angelegentlichst empfehlen.

R. Bauer S. J.

Digitized by Google

Miscellen.

Über die Partikel vom hl. Kreuzholze. Seit Calvin wird sehr oft von kirchenfeindlicher Seite aus behauptet, die Kreuzpartikel wären in so ungeheurer Anzahl vorhanden, daß sie zusammengenommen die Masse eines Kreuzes weitaus übertreffen müßten. In dieser Weise wollte man die Echtheit der meisten von den Christgläubigen so sehr verehrten Kreuztheilchen in Zweifel stellen. Herr Ch. Rahault de Fleury hat genaue Notizen über die in öffentlichen Kirchen verehrten und über die sonst noch historisch bekannten Kreuzpartikel gesammelt und so eine genauere Würdigung jener Einrede ermöglicht. Das Resultat seiner Forschungen hat er in dem Buche: Mémoires sur les instruments de la Passion de N.-S. J.-C. (Paris, L. Lesort, rue de Grenelle-St-Germain) niedergelegt. Darnach beträgt das Volumen aller in der Geschichte und im Kult der Kirche bekannten Kreuzpartikel zusammengenommen etwa vier Millionen Kubik-Millimeter, während das Volumen des Kreuzes Christi den wahrscheinlichsten Berechnungen zufolge auf mindestens etwa 178 Millionen Kubik-Millimeter zu schätzen wäre. Der Abstand zwischen diesen beiden Zahlen dürfte wohl zur Beseitigung des beregten Bedenkens genügen.

Die neudeutsche Flagge und die protestantische Mission. In der Nähe des jetzt von den Engländern unterworfenen Aschantilandes hat die Bremer Missionsgesellschaft unter dem Stamme der Anloer eine Station, auf welcher es natürlich auch durch die bekannten Mittel „bekehrte" schwarze Christen gibt. Während des jüngsten Zuges der Engländer gegen Kumassi fühlten sich aber die Herren Missionäre unter ihren schwarzen „Bekehrten" nicht sicher und schickten daher bereits ihre Frauen an die Küste; „es war dieses," sagt die Meßnersche Neue Evangelische Kirchenzeitung (14. Februar 1874), „für die Männer wie für die Frauen ein peinvoller Zustand." Dann erzählt das nämliche Blatt ganz unverfroren und ernsthaft weiter: „Birkmayer in Anyako berief die Aeltesten zusammen und fragte sie, ob sie die Missionäre gegen räuberische Angriffe schützen könnten und wollten, oder ob sie und Leute aus ihrem Volke selber räuberische Gedanken hegten. **Nach langer Berathung** sagten sie, die Missionäre sollten bleiben, man würde nicht zugeben, daß ihnen ein Leid geschehe. Sie wollten die Sache auf die h. Schrift beschwören, aber der Gedanke war Birkmayer zu

Digitized by Google

schauerlich. So brachte er denn die deutsche Flagge herbei und erklärte ihnen die Bedeutung der Farben, daß nämlich die schwarzen, weißen und rothen Menschen durch den Faden der Liebe verknüpft seien. Die Aeltesten wurden dann aufgefordert, zum Zeichen ihrer Zustimmung die Fahne zu küssen, was sie auch ohne Bedenken thaten. Nun ist die ganze Versuchung, ihrem Versprechen untreu zu werden, von ihnen genommen."

Ein Commentar zu diesem Faktum, sowie zu der geistreichen Erklärung der Reichsfarben ist überflüssig. Was kann aus einer Mission werden, zu welcher man so geistreiche Sendboten verwendet! Was für Leser setzt ein Blatt voraus, das solche Dinge ganz ernsthaft referirt!

R. C.

Statistisches. Dem eben in London erschienenen „Catholic Directory and Almanac for 1874" entnehmen wir, daß die Zahl der katholischen Priester, welche für Großbritannien im Jahre 1872 sich auf 1862 belief, im Jahre 1873 auf 1893 stieg. Sechzig neue Priester erhielten die Weihe; da aber 39 im Laufe des Jahres gestorben waren, so ist der Zuwachs nur 21. Nehmen wir dagegen den Almanach von 1864 zur Hand, so sehen wir in diesen zehn Jahren einen Zuwachs von 448 Priestern, der auf ein entsprechendes Wachsthum der Katholikenzahl schließen läßt. Die Zahl der öffentlichen katholischen Kirchen und Kapellen stieg von 1245 im Jahre 1872 auf 1253 im Jahre 1873. Im Jahr 1864 betrug die Zahl der Kirchen und Kapellen erst 907. Außerdem gab es 21 katholische Gymnasien, 86 Mönchs- und 268 Nonnenklöster. Von den Priestern waren 511 Ordens- und 1382 Weltgeistliche. In England allein wirken 1162 Welt- und 440 Ordensgeistliche und befinden sich 20 Gymnasien, 78 Mönchs- und 247 Nonnenklöster. Am zahlreichsten befinden sich die Katholiken in der Diöcese Salford, wo 100 weltliche und 40 Ordensgeistliche, 80 Kirchen, 33 Kapellen, 1 Gymnasium, 11 Mönchs-, 17 Nonnenklöster und 181 katholische Schulen aller Art sind. Es gibt in Großbritannien 20 katholische Erzbischöfe und Bischöfe, 33 katholische Pairs, 37 Baronets, 6 Mitglieder des Geheimen Staatsrathes und 37 katholische Unterhausmitglieder, die aber alle für irische Wahlkreise sitzen. Außer den 1253 öffentlichen Kirchen und Kapellen gibt es 247 Privat-Kapellen in Klöstern oder den Häusern reicher Katholiken.

Digitized by Google

Patriotiſche Briefe.

Dritter Brief.

Dillingen a. d. D., im Mai 1874.

Sie haben aus meinen beiden erſten Briefen wohl erſehen, daß ich nach mehr ſtrebe, als nach einer ſchulgerechten Beſtimmung deſſen, was wir mit dem Worte Patriotismus bezeichnen. Was wäre damit auch gewonnen? Es ließen ſich einige Folgerungen daran reihen, die ſich vor gelehrigen Schülern zwar leicht entwickeln, die aber die ringende Welt als „graue Theorie" ad acta legt. Eben deßwegen habe ich den „goldenen Baum des Lebens" nicht verlaſſen und habe mich ängſtlich an ſeine Wurzeln gehalten, um ihre Verſchlingungen und die Bedingungen ihres Gedeihens zu finden, damit uns ſo ſchließlich nicht ein allgemeiner Begriff des Patriotismus, ſondern gleich der volle grüne Baum unſeres geſammten vaterländiſchen Lebens vor die Augen trete.

Dieſer Weg hat ſeine Schwierigkeiten, ich weiß es, namentlich wenn er in zögerndem Briefwechſel zurückgelegt werden ſoll. Wir ſind gewohnt, vor die fertige Wahrheit hinzutreten und ſie in allen ihren Verhältniſſen zu bemeſſen; hier aber ſoll ſie vor unſeren Augen entſtehen und ſich aus dem Chaos der bunten Wirklichkeit lichtvoll geſtalten. Die Bedeutung der einzelnen Erörterungen für das Ganze kann hier natürlich erſt dann durchſchaut werden, wann das Ganze ſelbſt vollendet vorliegt und gelungen iſt. „Was will er mit allem dem?" iſt daher vielleicht auch über Ihre Lippen gegangen, als Sie die erſten Briefe geleſen hatten, wie es mir von andern zugerufen worden. Ich kann darauf nur antworten: Leſen Sie gütigſt, was ich Ihnen ſende, und ſehen Sie, ob die einzelnen berührten Fragen richtig gelöst worden. Welche Beziehungen dieſelben zum Patriotismus haben, darüber, bitte ich, ſich keine Sorgen zu machen. Gehen wir alſo weiter in's Leben, und freuen wir uns des Schönen, das uns auf dem Wege begegnet.

Daß wir ſchließlich den richtigen Punkt finden und keine unnützen Umwege machen, dafür, ich bitte, laſſen Sie den Führer ſorgen.

Patriotismus bezeichnet für jeden folgerichtig denkenden Geiſt die von Gott gewollte Liebe zu denen, mit welchen wir im Leben verwachſen ſind. Damit haben wir neulich die Wurzeln des ſchönen Baumes — um beim Bilde zu bleiben — aus dem dunkeln Schacht der Gefühle, wo gute und böſe Geiſter hauſen, in fruchtbares Erdreich geführt. Aber die Arbeit iſt nicht vollendet, bis wir den Stamm nicht zu Tage treiben ſehen, wo er ſeine ſegnenden Arme in's warme Sonnenlicht breitet und unſerer armen Hütte ſchützendes Obdach bietet.

Das Wort, durch welches noch eine gewiſſe Dunkelheit über die gefundene Erklärung des Patriotismus verbreitet bleibt, iſt das große, weltenbewegende Wort: Liebe. Es klingt ſonderbar, iſt aber dennoch wahr: Liebe iſt unſer Leben, und doch — ſehr wenige verſtehen zu lieben; der Vogel kennt „das Reich der Lüfte" und der Fiſch kennt das „Naß der Fluten", und mit Sicherheit bewegen ſich beide in dieſen ihren Elementen; der Menſch aber kennt das Element ſeines Lebens höchſt mangelhaft und nur wenige finden ſich in dieſer ihrer eigentlichſten Atmoſphäre zurecht. Sie begreifen, wie das geſammte vaterländiſche Leben darnach angethan ſein muß, und ahnen hier wenigſtens bereits einen bedeutenden Zuſammenhang dieſer Frage mit dem zu behandelnden Gegenſtande. Laſſen Sie uns alſo dieſes heilige Gebiet betreten und mit ruhigem Auge durchwandern; was es enthält, geht uns allen nah.

Haben Sie ſchon beachtet, wie merkwürdig der Geiſt Gottes und der Geiſt der Welt, Chriſtus und Belial, in dem Kapitel Liebe ſich begegnen und auseinander gehen? Beide reden faſt nur von Liebe, verheißen Liebe und verlangen Liebe. Wo Sie die Welt packen, treibt ſie Liebe; und wo Sie die Schrift öffnen, waltet Liebe. Darin begegnen ſich dieſe beiden großen Gegenſätze, wie es ſcheint; aber wie gehen ſie ſogleich auseinander! Während die Welt ihr Evangelium der Liebe in Concerten, Theatern und Romanen verkündigt, beſteigt die ewige Wahrheit das Holz der Schmach, um uns von dort die Liebe zu lehren; und während die Liebe der Welt ſich in alle Traumſeligkeit von „Tauſend und Eine Nacht" hüllt, verſenkt ſich die Liebe von Golgotha in's Meer der Schmerzen, wo es am tiefſten iſt. Es wäre leicht, dieſe Gegenſätze weiter zu führen; dieſe wenigen genügen aber vollſtändig, um die

Digitized by Google

verschiedene Auffassung zu constatiren, welche dem Worte Liebe zu Theil wird.

Trennen wir die Liebe zunächst von dem sie gewöhnlich begleitenden Gefühle. Daß das Wesen unserer Liebe nicht in diesem Gefühle besteht, liegt auf der Hand, so lange die Treue für eine der schönsten Eigenschaften der Liebe gilt, deren heilige Aufgabe es eben ist, die Liebe selber gegen die Wandelbarkeit der Gefühle zu schützen. Dieses Gefühl ist überhaupt nichts anderes, als die erregte Leidenschaft der Zuneigung. Der Lateiner hat verschiedene Wörter, um die verschiedenen Arten der Liebe zu bezeichnen. Ihm ist amor der allgemeine Begriff der Zuneigung, weßhalb er dieses Wort denn auch speciell für die blinde Regung der Leidenschaft festhält, während ihm dilectio die vernünftige, also vor Allem die menschliche Liebe bezeichnet. Wir haben nur das eine Wort Liebe für die verschiedenen Arten derselben und es ist willkürlich, wenn ich dem Worte Zuneigung die oben angedeutete beschränkte Bedeutung beilege. Ich thue es indessen der Klarheit wegen, ohne damit allgemein Giltiges feststellen zu wollen. Lassen wir also die „süße Regung" bei Seite und forschen wir weiter!

Wenn wir in die Geheimnisse der Liebe eindringen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß eine ihrer Hauptwurzeln im Gefallen liegt. Was wir lieben, muß uns in erster Linie gefallen. Nun gibt es aber ein doppeltes Gefallen in uns, weil ein doppeltes Wahrnehmen. Wir stehen eben in zwei Welten, und da wir in beiden leben und uns bewegen sollen, so sind wir auch mit den entsprechenden Fähigkeiten ausgerüstet. Mittelst unserer körperlichen Organe nehmen wir Sinnfälliges wahr, mit dem Auge des Geistes aber schauen wir in das übersinnliche Gebiet der Wahrheit und der Ewigkeit. Am Freunde, mit dem wir leben, gewahren wir sein körperliches Erscheinen, zugleich aber erschließen wir den unsichtbaren Werth seines Charakters und Wesens. Diesem doppelten Wahrnehmen entspricht ein dreifaches Gefallen, indem nämlich einerseits der sinnliche Eindruck ein gewisses sinnliches Gefallen erzeugt, das zur Regung der blinden Zuneigung führt. Andererseits aber entspricht der übersinnlichen Wahrnehmung des unsichtbaren innern Werthes ein übersinnliches Gefallen. Das dritte Gefallen entspringt daraus, daß unser übersinnliches Wahrnehmen auch den sinnlichen Eindruck seinem Urtheil unterziehen kann, während das sinnliche Wahrnehmen der übersinnlichen Welt nicht gewachsen ist, weßhalb ein viertes Gefallen nicht vorkommt.

Digitized by Google

Allerdings zieht jede erhöhte Befriedigung unseres übersinnlichen Wahrnehmens auch eine gewisse Befriedigung der entsprechenden sinnlichen Elemente nach sich, wie dieß bei der Einheit des wahrnehmenden Wesens nicht anders denkbar ist; allein man kann dieses kein sinnliches Wahrnehmen des Übersinnlichen nennen.

Damit sind wir aber noch nicht zu Ende, denn wie könnte die Gefallsucht ein so ausgedehnter Geschäftszweig sein, wenn nur ein dreifaches Gefallen möglich wäre? Nicht nur nach den zwei Fähigkeiten unseres Wahrnehmens theilt sich diese Thätigkeit ab, sondern es gibt nun auch verschiedene Arten derselben, je nach den Beziehungen, welche wir an den fraglichen Gegenständen in's Auge fassen. Alles Gefallen beruht nämlich auf dem Wahrnehmen einer gewissen Übereinstimmung, Zusammengehörigkeit, Zukommlichkeit. Ein Gegenstand, an dem wir gar nichts derartiges wahrnehmen, läßt uns gleichgiltig. Viele Dinge aber zeigen sich uns als zweckdienlich, nützlich oder genußreich; alles Gefallen, das wir an leblosen und belebten, aber unfreien Wesen finden, gehört hieher. Es könnte scheinen, daß dem nicht so ist; denn es gefallen uns doch sehr viele leblose und belebte Dinge, ohne daß wir ihre Nützlichkeit u. dgl. in's Auge fassen. Hierher gehört vor allem das große Gebiet des Schönen. Sodann aber sind es nicht selten auch freie Wesen, die uns unter dem Gesichtspunkte ihrer Nützlichkeit gefallen.

Um mit dem letzten Einwande zu beginnen, so habe ich nicht behauptet, daß die freien Wesen nicht auch auf diese Weise unser Gefallen gewinnen können; ich sagte nur, daß alles Gefallen an unfreien Dingen ein derartiges Brauchbarkeitsgefühl ist. Um nun dieses gegen das erste Bedenken sicher zu stellen, so ist gewiß, daß das Schöne als solches nicht in der Nützlichkeit liegt. Man mag über sein Wesen denken, wie man will, so viel ist gewiß, das Gefallen, das wir an ihm finden, beruht auf der Befriedigung, die unser Wahrnehmen an ihm findet, als an dem ihm selbst am vollkommensten entsprechenden Gegenstande. Hier vor allem ist das oben erwähnte Überspringen von einem Gefallen zum andern, ihre gegenseitige Mitleidenschaft, sehr leicht bemerklich; die Harmonie und die geordnete Gliederung des sinnfällig Schönen grenzt ja, so zu sagen, bereits an die andere, höhere Welt; und umgekehrt, an einem schönen Charakter sucht die Phantasie unwillkürlich entsprechende Züge. Um also zum ersten Gedanken zurückzukehren, so habe ich nicht gesagt, daß alles Gefallen an unfreien Dingen allein in ihrer

Digitized by Google

Nützlichkeit wurzelt, — wiewohl das, genau genommen, auch noch richtig wäre, wenn wir den Begriff nützlich ein wenig erweiterten, — ich sagte vielmehr, daß sie uns gefallen, weil sie uns zweckdienlich, nützlich oder genußreich erscheinen. Sie werden, denke ich, der Feindseligkeiten genug haben und mir folglich erlauben, weiter zu entwickeln.

Ganz anders steht der Mensch einem freien Wesen in unserer Frage gegenüber. Es ist wahr, was schon erwähnt worden, auch an diesem Wesen läßt sich dessen Nützlichkeit in all' den Richtungen in's Auge fassen, die sich an dem unfreien Wesen darstellen. Insofern ist das Gefallen am freien Wesen nicht wesentlich verschieden von dem Gefallen, welches wir am unfreien finden. Es ist nur mehr oder weniger bewußtes Verlangen nach Besitz, um es zu benützen; es ist ein selbstisches Gefühl der Überordnung seiner selbst über die fraglichen Wesen, seien sie nun frei oder unfrei. Wir erfassen sie als für uns daseiend und befriedigen uns durch sie, oder tragen doch das Verlangen darnach mehr oder weniger ausgeprägt und bewußt in uns. Eben deßwegen wurzelt in all' diesen Regungen nicht die eigentliche Liebe. Wir nennen das im gewöhnlichen Leben freilich Liebe, und reden so von Liebe zu Pferden, zur Musik u. dgl., weil wir kein anderes Wort haben. Das ist aber sehr zu bedauern, denn es hat eine Fälschung oder Verwirrung der Begriffe in einer Frage zur Folge, die über das Leben Tausender entscheidet. Was kursirt nicht alles unter dem heiligen Namen Liebe, das das Gegentheil und der Tod der Liebe ist!

Die wahre und eigentliche Liebe besteht im Aufgeben seiner selbst; sie sucht nicht sich selbst und ihre Befriedigung, sie ordnet sich nicht über den Gegenstand ihres Wohlgefallens, sondern im Gegentheil, sie ordnet sich ihm unter, und sucht die Befriedigung dessen, den sie liebt.

Daß darin das edle und große Wesen der Liebe liegt, bedarf wohl keines Beweises, da das eigene Bewußtsein jedem über die Richtigkeit dieser Erklärung Zeugniß gibt. Es wäre leicht, die höchsten Autoritäten beizubringen von beiden Seiten; Christus, der Herr, mit seinem einfachen Worte: „Wer mich liebt, hält meine Gebote;" und die Welt mit ihren tausend Verzerrungen der Wahrheit sprechen hier gleich verständlich.

Sie möchten hier ein kleines Bedenken in der Seele tragen, und da nichts unerquicklicher ist, als mit sogenannten Hintergedanken weiter zu lesen, so lassen Sie uns den Störefried beseitigen. Wenn ich nämlich

Digitized by Google

ſage, die wahre Liebe ſucht nicht ſich ſelbſt, ſo dürften Sie ſich des bekannten Conflictes zwiſchen Fenelon und Boſſuet entſinnen und gegen mein Wort Bedenken faſſen. Indeſſen wollte ich damit nicht behaupten, daß die wahre Liebe gar nicht an ſich ſelbſt denkt, daß ſie ſich nicht ihres Daſeins und ihrer Bethätigung freut. Die Wahrheit jenes Wortes des hl. Auguſtin: labor ipse amatur, iſt uns ja bekannt genug. Meine Abſicht war nur, den nächſten Beweggrund der wahren Liebe anzugeben, und namentlich ihren tiefen Gegenſatz zur früher behandelten Liebe darzulegen.

Wenn wir nun das Wohlgefallen unterſuchen, das dieſer Liebe als Wurzel vorausgehen muß, ſo finden wir, daß in ihm ein Gefühl der Überlegenheit, des Staunens, der Achtung weſentlich iſt. Durch dieſe Hochachtung bin ich weit entfernt, den Gegenſtand meiner Liebe mir unterzuordnen, im Gegentheil freue ich mich, wenn ich etwas in mir finde, was ihm dienen kann, und dieß um ſo mehr, je größer dieſe Achtung iſt. Daß dieſe Achtung ſich nicht auf rein ſinnfällige Vorzüge gründen kann, iſt in der Natur der Sache begründet, da derartige Dinge in der verſtändigen Seele keinen ſolchen Grad von Achtung erzeugen können. Das ſeiner Natur nach Niederere kann nicht den Eindruck der Überlegenheit erzeugen. Dieſe Achtung ſelbſt aber, welche uns ein großer Geiſt, eine ſchöne Seele einflößt, iſt ſchon von dem Gefühle begleitet: „ſo möchte, ſo ſollte auch ich ſein“. Das iſt die Art von Übereinſtimmung und Zukommlichkeit, durch welche dieſes Gefallen gekennzeichnet wird. Iſt es dann ein dunkles Verlangen, wenigſtens zu haben, was wir nicht ſind, oder vielleicht durch die Hand, die ſich ſelbſt ſo weit gebracht, ſelber gefördert zu werden — kurz, es entſteht das Verlangen nach Hingabe und Liebe, die zur jubelnden That wird, wenn auch von der andern Seite ein ähnlicher Weg möglich geweſen und betreten worden.

Wer will es läugnen, daß in dieſem wunderbaren Gewebe der Liebe eine große ſittigende und tröſtende Kraft liegt? Und dennoch — wie ſelten leiſtet ſie das! Warum wohl? Die Antwort iſt theilweiſe ſchon gegeben. Die Wurzel der Liebe iſt gegenſeitige Achtung. Dieſe aber iſt nur möglich, wo Selbſtachtung iſt, und das Leben der Liebe dauert ſo lange, als die Wurzel friſch bleibt. Wo aber in aller Welt iſt wahre Selbſtachtung denkbar, wenn man gedankenlos in die Sinnenwelt ſchweift, oder gottlos in die Gedankenwelt ſtürmt? So löſen ſich alle Räthſel der Zeit in ihrer Gottloſigkeit. Laſſen Sie uns aber noch tiefer in

Digitized by Google

diese Tiefen steigen; wir sind ja vorgedrungen bis zum blutenden Herzen der Menschheit, den eigentlichsten Quellen des Amazonen-Stromes von Jammer und Elend, der die Jahrhunderte nicht so fast speist als ertränkt. Es lohnt sich der Mühe, wenn es auch eine traurige Mühe ist.

Man könnte zunächst fragen, warum doch ein solches Aufgeben seiner selbst dem Menschen so genußreich erscheint; und wir gehen in die Behandlung dieser Frage um so lieber ein, weil sie uns in die tiefsten Geheimnisse unseres Wesens und Lebens einführt. Das Bedürfniß nach wahrer Liebe wurzelt nämlich in unserm eigentlichsten Charakterzug, in unserer Endlichkeit. Gott, der Unendliche, hat kein Bedürfniß nach Liebe eines von ihm verschiedenen Wesens, weil der Unendliche sich selbst genügt. Wenn er daher dennoch einem von ihm verschiedenen Wesen seine Liebe zuwendet, so ist dieß das herablassendste Wohlwollen seines freiesten Wohlgefallens, was seiner Liebe die absoluteste Uneigennützigkeit verleiht. Ein endliches Wesen aber, das mit Verstand begabt ist, wird, je gewissenhafter es diesen seinen Verstand gebraucht, bei jedem Schritte der Selbsterkenntniß auf die Grenzen und Mängel seiner Endlichkeit stoßen, und so zu dem klaren Bewußtsein kommen, daß es sich selbst nicht genügt. Da es nun zugleich vieles große und schöne außer sich entdeckt, das ihm zusagt, aber abgeht, so entsteht in ihm der Drang, es sich zu erwerben; und da wir nicht von materiellen, sondern geistigen Gütern reden, diese aber nur auf dem Wege der Liebe unser werden können, so ist der Drang nach Liebe in der That die nothwendige Folge unserer verstandenen Endlichkeit.

Damit ist die Erlaubtheit und Sittlichkeit eines derartigen Aufgebens seiner selbst im Allgemeinen gegeben. Zugleich läßt sich aber daraus ein Grundgesetz unserer Liebe, wenn sie uns anders beglücken soll, bis zur schlagendsten Evidenz darthun. Ist nämlich das Wesen, dessen wirkliche Überlegenheit uns fesselt, selbst wieder ein endliches Wesen, so mag dessen Besitz uns auf Augenblicke befriedigen; aber der Geist und das Herz, die ihre eigene Endlichkeit und Ungenüge bitter empfanden, werden die Grenzen und Mängel des geliebten Wesens auf die Dauer nicht übersehen; aus demselben Grunde, aus welchem wir uns selbst nicht genügten, genügt uns auch das beste endliche Wesen bald nicht mehr, wenn wir außer ihm nichts haben. So wahr ist das bekannte Wort des hl. Augustinus: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir, o Gott.“ Freilich, wenn der Unendliche es ist, der sich mir in Liebe zu eigen gibt, dann ist keine Gefahr, daß

Digitized by Google

Geiſt oder Herz je eine Grenze ſeiner Größe finde; im Gegentheil, je länger der Verkehr dauert, deſto größer muß die Liebe werden; denn das iſt ja der Unterſchied zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, je länger wir mit dem Endlichen verkehren, deſto bitterer tritt uns ſeine Endlichkeit entgegen, während der Verkehr mit dem Unendlichen deſſen Unendlichkeit immer reicher und leuchtender ahnen läßt. Alſo offenbar: gottloſe Liebe — keine Liebe!

Dagegen ließe ſich, dächte ich, nicht viel einwenden. Und doch dürften Tauſende, wenn ſie dieſen Brief leſen würden, ſagen: „Alſo ſchneiden Sie alle Fäden des menſchlichen Lebens ab, zerreißen das heilige Gewebe der Familie und Heimat und ſehen in vaterlandsloſen Anachoreten das Ideal der Menſchheit. Und das in Briefen, in denen Sie Patriotismus lehren wollen."

Sehen wir denn, ob wir dieſes thun!

Es läßt ſich an der pſychologiſchen Nothwendigkeit der Grundrichtung unſerer Liebe auf Gott, wenn wir anders dauernde Ruhe finden wollen, in keiner Weiſe rütteln; die Sachlage iſt zu einfach. Was wird nun die nächſte Folge ſein? Da der denkende Menſch ſich demgemäß ſeinem Gott zu eigen gibt, ſo wird er die wohlthuende Sprache der Liebe ſprechen und mit Paulus ſagen: „Herr, was willſt du, daß ich thue!" Und Gott wird allen das alte Wort ſagen: „Halte die Gebote." In den Geboten aber liegen ja die heiligen Bande der Familie und der Heimat, wie ich mir neulich zu zeigen erlaubte, wie in ebenſo vielen unantaſtbaren Schalen ſicher geborgen. Mit andern Worten: eben die Liebe zu Gott iſt die alleinige und ächte Wurzel wahrer Kindesliebe, Elternliebe, Gattenliebe und Freundesliebe. Aus unſerer Liebe zu Gott, d. h. aus dem Willen Gottes müſſen ſie herauswachſen; ſie ſind nicht zweite und dritte Liebe neben unſerer Liebe zu Gott, ſondern ſie müſſen in ihr und mit ihr gegeben ſein, ſonſt ſind ſie überhaupt keine wahre Liebe, ſondern Täuſchungen der Phantaſie und Gefühle, die mit Jammer enden. Woher nimmt die Mutter die ausdauernde Liebe für den ungerathenen Sohn? Woher das Weib die unerſchöpfliche Opferwilligkeit gegen den launiſchen, undankbaren, kranken Mann? Woher nimmt der Mann die Kraft der Treue gegen das ſtolze oder ſelbſtiſche Weib? Wenn ſie nichts anderes haben, als die gegenſeitige Liebenswürdigkeit, dann iſt es eine verzweifelte Arbeit, die Menſchenkräfte überſteigt. Wenn aber die tiefſte Seele auf Gott gerichtet und in Gott befriedigt iſt, wenn die Verbindung eingegangen wor-

Digitized by Google

den, weil Gott sie wollte, wenn man im Kinde ein Kind Gottes sah und sieht, das uns von Gott in die Arme gelegt worden, daß wir es in den Himmel trügen — dann hat das Herz zum voraus nicht sein Alles und sein Letztes im Menschen gesucht; wird es nun von diesem in der einen oder andern Weise enttäuscht, so hat es doch Grund und Boden nicht verloren, und steht noch, und kann noch weiter gehen, wenn es auch seufzen und weinen mag.

Was aber das Anachoretenthum betrifft, so wird Gott zu allen Zeiten sein „Folge mir nach!" nach eigenem Gutdünken dem einen und andern zurufen. Dadurch wird er die heiligen Bande der Natur ebenso wenig verletzen, wie er damit dem Halten der Gebote keine Ausnahme gibt. Es liegt aber auf der Hand, daß dazu mehr gehört, als nur die der Menschennatur nothwendige Grundrichtung unserer Liebe auf Gott.

Damit dürfte die Haltlosigkeit der so häufigen Einwürfe dargethan sein. Wir aber haben ein schönes Stück Arbeit hinter uns und es genügt ein Blick in die Gegenwart, um zu sehen, was sich darauf alles bauen läßt. Überall schreit die Natur nach Gott, und überall fliehen, fürchten oder hassen ihn die Kinder der Welt; folglich überall Zerfall, Schande und Jammer auf weite Geschlechter hinaus. Was ist es für ein Patriotismus, der dazu jauchzt und sich dessen rühmt! Wir denken unwillkürlich an die gräßlichen Mütter, die rasende Tänze tanzen, während ihre Säuglinge in den Armen des Moloch wimmern.

Gerne würde ich Sie auch hier wieder ein wenig ruhen lassen. Aber ich habe heute noch so viel auf dem Herzen, daß ich mich der Gefahr aussetze, vom Faktor dießmal für zu lang befunden und folglich zerrissen zu werden. Ich muß Sie daher bitten, wenn ich Sie ermüdet habe, den Brief ein wenig bei Seite zu legen, um für den Rest der Arbeit Athem zu schöpfen.

Nachdem der Begriff und das Leben der Liebe, wie ich hoffe, klar gelegt ist, wenden wir das Resultat auf die gegebene Erklärung des Patriotismus an; denn wir fanden ja, daß Patriotismus Liebe zum Vaterlande ist. — Fassen wir zunächst den Gegenstand dieser Liebe in's Auge, so stehen wir hier nicht einem Einzelwesen gegenüber, sondern einer geschlossenen Vielheit, dem Volke unserer Abstammung, unserer Heimat. Es ist das der größere oder kleinere Coloß, dem wir eingewachsen sind, oder wenn Sie lieber wollen, dem uns Gott der Herr eingegliedert hat. Wir danken ihm unser Leben, theilweise wenigstens

Digitized by Google

auch unſere Erziehung und Entwicklung, ſowie die äußeren Verhältniſſe unſeres Daſeins, wie ſie nun immer beſchaffen ſein mögen. Andererſeits ſind wir ihm unter vielfachen Geſichtspunkten zu Hilfeleiſtungen verpflichtet. Um dieſes klarer darzulegen, müſſen wir uns ein wenig höher erheben. Der große Strom unſeres Geſchlechtes, der ſich nun ſeit mehreren tauſend Jahren in den breiten Wellen der Generationen über den Erdball wälzt, hat nach den Abſichten des Schöpfers in ſeiner irdiſchen Periode ohne Zweifel auch eine beſtimmte Aufgabe zu löſen. Ein wichtiges Element bildet in dieſer Aufgabe jedenfalls die reiche und einheitliche Entwicklung der natürlichen Kräfte zur Förderung des letzten Zieles aller geſchaffenen Weſen. Die einzelnen Völker könnten wir, um im Bilde zu bleiben, mit den Strömungen vergleichen, die wir in großen Waſſermaſſen ſich drängen, ſtreifen, durchdringen ſehen. Sie fördern das Ganze, und ſind von tauſend Nebenumſtänden und innern und äußern Urſachen bedingt; aber ſie ſind da und bilden und wälzen den großen Strom. So hat jedes Volk in jeder ſeiner Generationen einen Beruf, eine Aufgabe zu löſen, und jedes Kind dieſes Volkes iſt in dieſen Beruf mithineingeſchlungen und muß ſeinem Volke in der Löſung dieſer Aufgabe, ſeinen Kräften gemäß, behilflich ſein. Mag ſein, daß ein Volk ſeine Aufgabe ſchlecht oder gar nicht erfüllt, daß es dadurch in langen Generationen ein erbarmungswerthes Daſein friſtet, nichtsdeſtoweniger hat es ſeine Aufgabe, und es bleibt Pflicht des Einzelnen, ihm wenigſtens zur Erkenntniß dieſer Aufgabe nach Kräften zu verhelfen. Daß dieſe Aufgabe ſtets in den Grenzen der Rechte einzelner und aller liegt, geht ſchon daraus hervor, daß ſie die Förderung der Ordnung vor allem zum Ziele hat; und daß Rechtsverletzungen hiezu nicht als Mittel dienen können oder dürfen, iſt ſo einleuchtend, wie daß die Unordnung nicht das Mittel zur Ordnung iſt.

„Jeder Weg zum rechten Zwecke
Iſt auch recht in jeder Strecke."

So alſo ſtehen wir unſerm Volke und ſeiner Heimat gegenüber; wir können und ſollen ſie lieben. Wir können es: weil ſie ſich uns als eine beſtimmte, große, moraliſche Perſon darſtellen, der wir vieles danken, vieles ſchulden, die große Ziele vor ſich hat und unſerer Hilfe bedarf. Wir ſollen es: Gott will es; er hat uns dieſem Volke eingegliedert, daß wir ihm behilflich ſeien nach ſeinen Abſichten. Wie Gott der Herr es iſt, der die Gatten eines dem andern anvertraut,

Digitized by Google

der die Kinder in die Hände der Eltern und ſpäter die Eltern in die Hände der Kinder legt, daß ſie ſich helfen und fördern, ſo iſt auch er es, der uns anfänglich dem Vaterlande zur Erziehung übergab und dann das Vaterland und ſeine Förderung von uns fordert. Es kann ſich keiner dieſer Pflicht entziehen.

Bis dahin, ſollte ich meinen, wäre Fürſt Bismarck mit meinem Patriotismus ziemlich zufrieden. Und warum ſollte er in ſeiner fortſchreitenden Entwicklung nicht auch einmal der Überzeugung eines Jeſuiten werden können, wenn dieſelbe dem großen Ganzen dient? Freilich ſieht dieſer Standpunkt der fürſtlichen Weiterbildung jener Kugel verzweifelt ähnlich, auf welche alte Meiſter den Fuß der Göttin Fortuna ſtellten. Indeſſen: Honny soit qui mal y pense! Gehen wir in der Entwicklung unſerer Frage weiter; eine kleine Wendung, und der Fürſt-Kanzler wird wahrſcheinlich wieder ganz anderer Überzeugung ſein. Sehen *wir*, wo die Wahrheit liegt, dort liegt auch der *bleibende* Nutzen.

Es iſt kein Zweifel, wir ſind dem Vaterlande verpflichtet, und Patriotismus iſt Gewiſſensſache. Aber wir haben *viele* Pflichten. Welchen *Platz* nimmt der Patriotismus unter denſelben ein? Sind die Pflichten gegen das Vaterland die erſten von allen? Um darauf ſicher antworten zu können, ſtellen wir die Frage anders. Sind wir in erſter oder letzter Linie für das Vaterland da? Wird der Menſch geboren, damit das Volk zu ſeiner Entwicklung, Größe und Geltung komme? Schauen wir nicht nach den wandelbaren Meinungen der Großen der Erde, ſondern nach den unwandelbaren Gedanken des Einen, der in ſeinen Grundſätzen für alle Zeiten maßgebend bleibt, ſo iſt klar, daß nach den Abſichten Gottes das Verhältniß gerade das umgekehrte iſt. Gott will in erſter Linie *den einzelnen Menſchen* und deſſen freie Selbſtbeſtimmung zum Guten und Rechten. *Für den Einzelnen* iſt er in den Tod gegangen, und *dem Einzelnen* ſteht er vor allem für ſein perſönliches Leben mit der Gnade zur Seite, wie er *jeden Einzelnen* richten und belohnen oder ſtrafen wird. Die obrigkeitliche Gewalt ſelbſt iſt von Gott als *Mittel* gegeben, damit das Leben *der Einzelnen* in ſeiner Ordnung geſchützt werde, und die Gliederung der Familie und des Volkes ſind ihm *Hilfsmittel* zur Ermöglichung und Förderung des Lebens *der Einzelnen*, während man in nur ſehr ferner Bedeutung von einer Erlöſung und einem Gerichte der Völker als ſolcher reden kann. Die Sache iſt unmittelbar einleuchtend; da

Digitized by Google

der Schwerpunkt unseres Lebens in der Ewigkeit liegt, so kann das Volksleben und seine Entwicklung, die ganz in der Zeit verlaufen, nur die untergeordnete Bedeutung von Mittel zum Zweck haben.

Wie sehr wir also die Gewissenspflicht des Patriotismus betonen, eben so sehr müssen wir gegen die heidnische Auffassung des Patriotismus protestiren, als wenn er die erste und höchste aller Pflichten wäre, die uns obliegen, so daß in jedem Collisionsfalle die Hingabe an's Vaterland allen Pflichten vorausginge. Wir sagen im Gegentheile, es gibt sehr viele Pflichten, die weit über jenen des Patriotismus liegen, die ihm vorausgehen, ja die er selbst geradezu voraussetzen muß, wenn er selbst gesunde Wahrheit sein soll.

Welches immer nämlich die specielle Aufgabe eines Volkes in einer gegebenen Epoche der Weltgeschichte sein mag, die erste Grundaufgabe bleibt stets die Selbsterhaltung; diese aber besteht in der Sorge für die geordneten inneren Verhältnisse, folglich in der Sorge für ein gesittetes Familienleben, für wohlgesicherte Rechtsverhältnisse, für möglichste Entwicklung der im Volke ruhenden Kräfte und Schätze. Das heißt aber doch mit andern Worten: die erste Aufgabe des Volkslebens selbst ist es, die Einzelnen bei ihren ersten Menschenpflichten zu erhalten; das Volk muß sich Menschen schaffen und erziehen, dann erst kann es als Volk handeln, und es kann und darf sein Thun und Treiben nie ein solches sein, daß dadurch die Menschennatur, sein Substrat, corrumpirt wird.

Damit ist dem Patriotismus zugleich der ihm zustehende Platz unter unsern Pflichten angewiesen, wie seine Grenzen bestimmt sind. Wir sind in erster Linie für Gott den Herrn da, in zweiter für uns selbst und in dritter für unsere Mitmenschen je nach dem Grade unserer Beziehungen; oder mit andern Worten: unsere ersten Pflichten sind jene gegen Gott, unsere zweiten jene gegen uns selbst und unsere dritten jene gegen unsere Mitmenschen. Wollen wir diese dritte Klasse näher bestimmen, so werden jene den ersten Platz einnehmen, welche uns am nächsten stehen, d. i. die eigene Familie; daran legt sich das Vaterland mit dem Patriotismus, der aber selbst wieder eingeschlossen wird von der schuldigen Liebe und Gerechtigkeit gegen alle Menschen. Und es ist nun mit diesen unsern Pflichten so bestellt, daß es absolut unmöglich ist, einer in Wahrheit zu genügen, ohne auch den andern vollkommen gerecht zu sein, wie es unmöglich ist, eine von ihnen zu verletzen, ohne sie alle zu verletzen. Es ist eben eine

Digitized by Google

große Liebe, die zu Gott, zu uns selbst, zur Familie, zum Vaterlande und zur Menschheit, und wo sie blüht, blüht alles; wo aber nicht alles blüht, da krankt sie, und wo sie fehlt, gedeiht nichts.

Das sind allerdings die Verhältnisse unserer Pflichten nur im Großen und Ganzen; denn es ist klar, daß nicht alle unsere Pflichten z. B. gegen uns selbst, auch die kleineren, selbst den großen Pflichten gegen die Mitwelt unter allen Verhältnissen vorausgehen. Um diese Verhältnisse näher zu bestimmen, ist Vielerlei in's Auge zu fassen. Zunächst sind außerordentliche Verhältnisse von dem normalen Zustande wohl zu trennen; es ist klar, daß sich zu Zeiten allgemeiner Bedrängniß ganz andere Anforderungen geltend machen. Sodann ist sogenannte patriotische Großmuth und heroische Opferwilligkeit wohl zu unterscheiden von dem, was allgemeine Bürger-Pflicht erheischt. Die normalen Grenzen der Bürgerpflicht näher zu bestimmen, ist Sache der Gesetzgebung, und es ist eine der ersten Pflichten des Patriotismus, diese Gesetze heilig zu halten. Die Gesetzgebung selbst aber muß in den gegebenen Grenzen des Patriotismus bleiben; d. h. sie muß die persönliche Freiheit der Ihrigen einerseits und andererseits die Rechte der übrigen Völker heilig halten. Wo sie das nicht thut, ist sie zur unpatriotischsten Verrätherin geworden, die Land und Volk durch eine längere oder kürzere, aber sichere Gährung dem gewissen Untergang entgegenführt; denn sie hat einen Kampf mit einer Naturkraft unternommen, die aller Willkür und Strafgesetze spottet. Daß uns der Glaube an diese Kraft so vielfach abhanden gekommen ist, das ist das Trostlose unserer Situation!

Nach diesen Ausführungen ist es sehr leicht, den wahren und den falschen Patriotismus zu kennzeichnen; wir haben nur die Gesetze der Liebe auf ihn anzuwenden. Wahre Liebe ruht auf Achtung, und zwar in erster Linie auf Selbstachtung. Ein Patriotismus, der sich selbst verkauft und wegwirft, ist eine bewußte oder unbewußte Charakterlosigkeit, und wird nothwendig ein Volk käuflicher Sklaven-Seelen bilden. Wahre Liebe ruht auf innerem Werthe und wahrer Größe und Schönheit des Charakters; deßwegen ist es dem wahren Patriotismus in erster Linie darum zu thun, sein Volk im Besitz von Wahrheit und Recht, Liebe und Friede reich und groß zu wissen; während der falsche Patriotismus sich in äußerem Blendwerk gefällt und die Größe seines Volkes nach der Furcht bemißt, die der Nachbar vor ihm hat. Wahre Liebe hilft selber und sucht, wo sie ihre Opfer spenden kann; falscher

Digitized by Google

Patriotismus aber plädirt mit Feuer, wo andere opfern ſollen, und ſucht ſich ſelbſt jedem Opfer zu entwinden. Wahre Liebe iſt nicht blind für die Vorzüge anderer, aber ebenſo wenig neidiſch als eiferſüchtig, weil ſie weiß, daß alles Endliche beſchränkt iſt; ſie freut ſich des Guten, was ihr zu Theil geworden, und ſucht das Unendliche in der Ewigkeit. Deßwegen wird der wahre Patriotismus nicht vom Größenwahnſinn erfaßt; er freut ſich, ſein Volk gut zu wiſſen, und hat kein Verlangen, ihm eine Stellung in der Welt zu erobern, zu der es nur durch innere Verderbniß gelangen könnte. Der falſche Patriotismus hingegen wird ſtets die Vorzüge fremder Völker in den Koth treten, weil er thörichter Weiſe meint, dadurch das eigene Volk zu heben; eiferſüchtig aber wird er alle äußere Größe ſeinem Volke anzuquälen bemüht ſein, — inſolent, wenn es ihm glückt, — kleinlaut beim erſten Mißlingen. Kurz — haben wir früher geſagt: kein Gott — keine Liebe, ſo ſagen wir jetzt: Patriotismus ohne Gott iſt Banditenthum; kommt er zur Gewalt, ſo macht er aus dem ſchönſten Lande und beſten Volke eine üppige Saat des gräßlichſten Fluches, den der zürnende Himmel über dasſelbe verhängen und ſpätere Nachkommen an ihm vollziehen werden.

Wenn ich nicht irre, darf ich beifügen: es bedarf keiner Wunder von Seiten Gottes, daß es ſo komme, wohl aber bedürfte es deren ſehr viele, wenn es nicht ſo kommen ſollte. Aber ſo ſind wir. Zuerſt thun wir alles, wodurch das Unheil nothwendig herangezogen wird; und dann zürnen wir, daß Gott uns nicht rettet, uns, ſeine wohlgeſitteten Kinder, die den Felſen boshaft unterwühlten, der nun über uns zuſammenbricht. Aufrichtig — das Studium der Gegenwart macht auf mich den ſchmerzlich-demüthigenden Eindruck einer Wanderung durch ein Irrenhaus. Wie viel Lärm, wie viel Arbeit, wie viel Enttäuſchung, wie viel Jammer — und wie ſo gar nichts —

„Und das Gute liegt ſo nah!“

Denkt man dann freilich des guten deutſchen Volkes mit ſeinem biedern Sinne und ſeiner noch immer unverwüſteten Kraft, wie es hinter den Kaminen und Paläſten der großen Städte im tieferen Lande überall anſäßig iſt, dem nun ſyſtematiſch die Begriffe verwirrt und das Gewiſſen gefälſcht werden: dann ziſcht uns das Blut in den Adern und wir fangen von neuem an, das Problem der Hilfe nachzurechnen und meinen es löſen zu müſſen, bis uns die troſtloſe Rechnung unſere ganze Ohnmacht wieder mit Evidenz fühlen läßt. — —

Indeſſen ſingt die Nachtigall mit ihrem Glockenruf hier im Buſch

Digitized by Google

vor meinem Fenster, und in ihren schönen Liedern herrscht eine Sicherheit und Zuversicht, die das Thun und Treiben der Thiere so beschämend von unserm Thun und Lassen abhebt. Wir entschuldigen uns freilich und sagen: die Thiere haben den Verstand nicht und werden daher durch die möglichen Fehlgriffe nicht verwirrt, während ihnen ebenso die Zukunft verschlossen bleibt, wodurch sie aller beklemmenden Angst enthoben sind. Aber zeigt denn uns der Verstand bloß die möglichen Fehlgriffe und nicht ebenso bestimmt das einzig Rechte? Und enthüllt er uns nicht über der dunkeln Zukunft die allwaltende Hand der Vorsehung, in welcher der Vogel so heitere Lieder singt? So hat mir der kleine Meister gut gesungen, und ich sende Ihnen seinen hellen Ruf als letzten Gruß für heute, damit er auch Ihr Herz in Muth und Zuversicht erhalte, wenn meine Erwägungen Sie niedergedrückt hätten.

H. J. v. Fugger S. J.

Die Thätigkeit des menschlichen Gehirns.

II.

Die beiden extremen Erscheinungen des psychischen Lebens im Menschen, nämlich das sinnliche Wahrnehmen, mit welchem dasselbe anhebt, und die äußere Bewegung, durch welche es sich offenbart, haben wir betrachtet, und der Hauptsache nach als Hirnthätigkeiten nachgewiesen (siehe oben S. 447). Es ist bereits darauf hingedeutet worden, daß sich beim Menschen sowohl wie beim Thiere zwischen die Wahrnehmung und die willkürliche Bewegung ein mehr oder minder umfangreiches Gebiet innerer Seelenthätigkeit hineinschiebt. Für jetzt bleiben wir bei dem innern Sinnesleben stehen; ein andermal werden wir zu erörtern haben, daß speciell im Menschen das innere Leben in eine Region hinaufragt, die, wenn sie auch das Gehirn zur tragenden Basis hat, doch keineswegs das Produkt von Hirnthätigkeit ist; wir meinen die Region des Vernunftlebens. Wohlan, geben wir also einmal ein wenig Acht auf das Treiben in der innern Sinneswelt, auf den ununterbrochenen Strom von Bildern, Trieben, Worten, Tönen, Selbstempfindungen, Gefühlen, Erinnerungen, Stimmungen, der in uns in buntem Gewühle still und lautlos wie die Zeit vorüberzieht; wir können ihn

Digitized by Google

leiten, modeln, in etwa beherrschen und verwerthen; aber aus diesem Wunderstrome hinaustreten können wir nicht. Auf den ersten Blick sieht man, daß sich alle diese Lebenserscheinungen in zwei Gruppen sammeln lassen, insofern sie entweder mit der Auffassung oder mit der Begehrung zu thun haben. Diese beiden Gruppen haben wir getrennt zu betrachten.

1. Wenn wir die großen katholischen Meister der Philosophie, einen Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Suarez u. s. w. über psychologische Fragen zu Rath ziehen, so kann es geschehen, daß wir im ersten Augenblicke schier erschrecken ob der anscheinend materialistischen Färbung ihrer Erörterungen. Das ist besonders der Fall, wenn von der innern Auffassung, als Phantasie, apprehensivem Urtheil und dergleichen Thätigkeiten, welche wir uns so gerne als rein seelische denken, die Rede ist. Jenen ist das Alles nichts als Funktion des Gehirns, natürlich des belebten; die Materie scheint ihnen auch hier als innerer Bestandtheil des Einen activen Princips. Albertus Magnus ist der Ansicht, es fände bei Phantasievorstellungen eine denselben entsprechende Configuration im Hirnstoff statt. Wenn der hl. Thomas von Aquin vom Erinnerungsvermögen spricht, meint er, es blieben in demselben irgendwie materielle Eindrücke zurück, gleichsam ein Bild der Sache, „wie wenn etwas mit einem Siegelring bezeichnet wird." Sehen wir uns nach den Gründen einer solchen Anschauung der Sache um, so laufen dieselben fast alle auf den Einen Punkt hinaus, daß alle jene inneren Phänomene es mit stofflichen Einzeldingen und Einzelvorgängen zu thun haben, wie sich solche in ihren stofflichen Eigenschaften darstellen, daß wir also Phänomene vor uns haben, die im Verhältniß stehen zu Fähigkeiten, in welchen ein stoffliches Princip vorhanden ist. Bestätigt wird diese Erwägung, wenn man die Darstellungen des innern Sinnes mit den Bildern vergleicht, in denen uns der äußere Sinn die Dinge der Außenwelt gegenständlich macht. Hier sehen wir eine vollständige Gleichartigkeit; finden nun die Sinneswahrnehmungen (wie wir früher dargelegt haben) in einem organischen Vermögen statt, so ist bei den innern Sinnesacten das nämliche der Fall. Die Stimmführer der heutigen Naturwissenschaft thun sich nicht wenig darauf zu gut, daß sie die innere Sinnesauffassung als Gehirnfunktion nachzuweisen vermögen; sie ahnen nicht, daß sie in diesem Punkte zur scholastischen Naturbetrachtung zurückgekehrt sind.

Doch sehen wir uns einmal genau die Thätigkeiten an, welche in die

Digitized by Google

Kategorie dieser innern Auffassung hineingehören. Da haben wir zuerst die innere Selbstempfindung. Wie die Erfahrung lehrt, hören, sehen . . . wir nicht bloß, sondern nehmen auch wahr, daß wir hören, sehen . . . . Nun ist das Sehen selber nichts Sichtbares, und eben so wenig ist das Hören vernehmbar, somit kann das Auge und Ohr mit dieser Wahrnehmung nichts zu thun haben. Es wird aber, da es sich um das Aufgreifen von etwas Materiellem handelt, ein apartes Organ im Gehirn da sein, welchem diese Auffassung zuzuschreiben ist. Dieses Organ, als welches uns die heutige Physiologie die Hirnrindenzellen bezeichnet, erhält die Eindrücke der äußern Sinne alle insgesammt durch die Perceptionszellen übermittelt, es nimmt die äußern Gegenstände wahr, aber zugleich ausdrücklich als gesehen, gehört. Wollen wir uns unser Sehen, Hören vergegenwärtigen, so können wir das nicht anders, als indem wir an etwas Gesehenes oder Gehörtes denken; daraus erhellt, daß die Wahrnehmung unseres Wahrnehmens wesentlich ein dieses Wahrnehmen begleitender Act, eine Apperception ist.

Außerdem empfindet das innere Organ die übrigen sinnlichen Regungen, als Hunger, Schmerz, Wohlbehagen, Müdigkeit, Zorn und manche (nicht alle) Thätigkeiten verschiedener Organe, ebenso manche andern Beziehungen und Eigenschaften der Organe (deren Ortsverhältnisse, Zusammengehörigkeit u. s. w.), welche zu deren fühlbaren Affectionen in stofflicher Beziehung stehen. Das Organ des innern Sinnes empfindet sogar einigermaßen seine eigene Thätigkeit und sich selber; nicht als hätte es seine eigenen Acte — und sich selbst darin eingewickelt — zum Object, es erhält vielmehr nun eine gewisse Erfahrung, ein Gefühl der eigenen Thätigkeit, indem es dieselbe ausübt. Das Alles zusammengenommen ist das, was man im gewöhnlichen Leben das Bewußtsein nennt.

Zur Selbstempfindung kommt als zweites Element der innern Auffassung das Darstellungsvermögen. Wer kennt nicht die großartige Bilderwelt, welche sich in uns, — allerdings in Folge der äußern Wahrnehmung — entwickelt, aber nicht wie die Perceptionsbilder an die Gegenwart der dargestellten Dinge geknüpft ist? Die empirische Psychologie spricht uns von Sach-, Wort-, Klang-, Zeit-, Orts-, Ausdehnungs-, Vielheits-, Raumbildern, und hat damit noch lange nicht den Reichthum dieser auf- und niederschwankenden Bildergallerie erschöpft. Bekannt sind die beredten Worte, mit denen der hl. Augustinus (in seinen Bekenntnissen B. 10 Kp. 3 ff.) diese staunenswerthe Fertigkeit beschreibt.

„Es gehen die Menschen — so sagt er unter Anderm — und bewundern die

Digitized by Google

Höhen der Gebirge und die ungeheuern Wogen des Meeres und die weiten Ergüſſe der Ströme und den Umfang des Oceans und die Bahnen der Geſtirne, und verlaſſen ſich ſelbſt, wundern ſich nicht, daß ich dieß alles nenne, ob ich es auch nicht mit Augen ſehe, und es dennoch nicht nennen würde, ſchaute ich nicht Gebirge und Wogen und Ströme und Sterne, die ich mit Augen ſah, und den Ocean, den ich glaubte drinnen in meinem Gedächtniß in ebenſo ungeheuren Räumen, wie wenn ich ſie außer mir ſähe. Und dennoch verſchluckte ich ſie nicht durch die Anſchauung, als ich ſie mit Augen ſah, auch ſind nicht ſie in mir, ſondern bloß ihre Bilder ... Da liegen Schätze unzähliger Vorſtellungen ... verlange ich, daß da hervorkomme, was ich will, ſo kommen einige ſogleich hervor; andere erfordern längeres Suchen und werden aus verborgenen Behältniſſen hervorgeholt; wieder andere ſtürzen in Schaaren heraus; und verlangt oder ſucht man etwas, ſo ſpringen ſie alsbald hervor und rufen: „ſind wir's vielleicht?" Und ich verſcheuche ſie dann mit der Hand meines Herzens vom Angeſicht meiner Erinnerung, bis da entwölkt wird, was ich will, und aus der Verborgenheit vor mein Antlitz tritt .... Das Vorhergehende tritt ab, wenn das Folgende erſcheint, und wird nach ſeinem Abtreten wieder aufgehoben, um wieder hervorzugehen, ſobald ich will; alles dieß geſchieht, wenn ich etwas aus dem Gedächtniß erzähle .... Mit ruhender Zunge und ſchweigender Kehle ſinge ich ſoviel ich will und keine Bilder von Farben, die doch gleichwohl auch dort ſind, unterbrechen mich dabei .... Lilienduft unterſcheide ich von Veilchen, ohne wirklich zu riechen .... Die Dinge ſelber werden nicht in das Gedächtniß eingelaſſen, ihre Bilder allein werden mit wunderbarer Schnelligkeit aufgefangen und gleichſam in wunderbaren Zellen niedergelegt und beim Erinnern wunderbar hervorgezogen .... Ich nenne einen Stein, ich nenne die Sonne und ſofort ſind ihre Bilder in meinem Gedächtniß vorhanden; ich nenne Schmerz des Körpers und kein Schmerz iſt da, da nichts mir wehe thut; ſein Bild iſt aber in meinem Gedächtniſſe. — Wer vermag dieß zu ergründen?"

Im Dienſte der höhern Geiſteskräfte hat das Vorſtellungsvermögen die allergrößte Bedeutung. Was würde der Techniker, Maler, Bildhauer, Muſiker zu Stande bringen, wenn er nicht ſein Kunſtwerk zuerſt auf dem Gebiete der innern Vorſtellung entwerfen und feſthalten könnte? [1] Von jeher haben ſich die Philoſophen darin verſucht, die Natur des wunderbaren Stereoſcops, welches wir in der Einbildungskraft mit uns herumtragen, zu ergründen. Bis jetzt hat es die Wiſſenſchaft noch nicht über die Scholaſtik hinausgebracht. Die ſonderbarſten Anſichten finden wir in der deutſchen Philoſophie; hier hat man in allem Ernſte von einem realen Vorrath von Bildern geſprochen, indem man alle die Vorſtellungen, die wir gehabt haben und wieder haben können, als wirk-

[1] Einſt empfing Beethoven, der bekanntlich taub war, nach Vollendung einer bedeutenden Compoſition den Beſuch eines Freundes. Voll Freude über ſein eben vollendetes Werk, wollte er es dieſem vorſpielen. Er ſetzte ſich an ſein Klavier und ſpielte, aber o Schrecken! Der taube Beethoven wußte nicht, daß an dem ganz und gar verſtimmten Inſtrument auch noch viele Saiten geſprungen waren. Seine Phantaſie hat ihm ſein Händeſpiel ganz kunſtgerecht begleitet.

Digitized by Google

lich vorhandene objective Bilder auffaßte, welche „an der Schwelle des Bewußtseins" empor- und untertauchen; man hat von großen zusammenhängenden Vorstellungsmassen gesprochen, die sich gleich Wolken aufhäufen und auf- und niederwogen, das Ich sei eben der Complex der vorhandenen Vorstellungen u. s. w. Dieser ohne jede Begründung hingestellte Gedanke Herbarts hat im Lande der „Denker" einen sehr angesehenen Kreis von Gelehrten um sich versammelt. „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif," so würden die Meister der Vorzeit dem delirirenden Kinde des neunzehnten Jahrhunderts zurufen; ja nicht einmal ein Nebelstreif; es ist weiter nichts als das Vorstellungsorgan, insofern es solcher Vorstellungen fähig ist; durch die Übung bleiben in der Fähigkeit gewisse seelisch-materielle Spuren, subjective Bestimmtheiten (habitus) zurück, wodurch in der Fähigkeit eher diese als andere Vorstellungsformen entstehen. Hier hat sich Ed. v. Hartmann, natürlich ohne es zu wissen und zu wollen, zum beredten Verfechter der altscholastischen Auffassung — wenigstens unter einem wesentlichen Gesichtspunkte — aufgeworfen, indem er sagt: „Auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ist es unschwer zu sehen, daß die sogenannten schlummernden Gedächtnißvorstellungen durchaus nicht Vorstellungen in actu, sondern bloß Disposition des Gehirns zur leichtern Entstehung dieser Vorstellung sind." (Phil. d. Unbew. S. 28.)

„Wie eine Saite — so fährt er ebendaselbst fort — auf alle Luftschwingungen, die sie treffen, wenn sie von denselben überhaupt zum Tönen gebracht wird, immer mit demselben Tone resonirt, und zwar mit dem Ton a oder c, je nachdem sie auf a oder c gestimmt ist, so entsteht auch im Gehirn leichter die eine oder die andere Vorstellung, je nachdem die Vertheilung und Spannung der Hirnmolekule so beschaffen ist, daß sie leichter mit der einen oder der andern Art von Schwingungen auf einen entsprechenden Reiz antwortet; und wie die Saite nicht bloß auf Schwingungen, die ihren Eigenschwingungen homolog sind, sondern auch auf solche, die entweder nur wenig von denselben abweichen, oder in einem einfachen rationalen Verhältniß zu denselben stehen, resonirt, so werden auch die Schwingungen der prädisponirten Molekule einer Hirnzelle nicht bloß durch Eine Art zugeleiteter Schwingungen wachgerufen, sondern auch durch wenig abweichende oder in einem einfachen Verhältniß zu der Prädisposition stehenden Reize. Was bei der Saite das Stimmen ist, das ist für das Gehirn die bleibende Veränderung, welche eine lebhafte Vorstellung nach ihrem Verschwinden in Vertheilung und Spannung der Molekule hinterläßt." Um die Hartmann'sche Darstellung der Wirklichkeit entsprechend zu machen, ist nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß das Gehirn keine leblose Molekulenmasse ist, daß wir somit die „bleibende Veränderung" nicht als eine rein materielle, sondern als eine seelisch-materielle auffassen müssen.

Nehmen wir nun die durch die Sinne vermittelten Perceptionen und die Bilderformen der dienstfertigen Phantasie zusammen, so sehen

Digitized by Google

wir, woher das Material kommt, mit welchem im Haushalt der innern Auffassung gewirthschaftet wird. Die innere Auffassung vollendet sich, indem sie die Wahrnehmungen und Vorstellungen zu apprehensiven Urtheilen zusammenthut; das ist das Höchste, wozu sie es zu bringen vermag. Hier hätten wir das dritte und wichtigste Element im innern Sinnesleben[1]. Es ist natürlich hier nicht die Rede von formellen Urtheilen, in welchen eine abstrahirte Eigenschaft als allgemeines Prädicat aufgefaßt und dem Subject als seinem Träger zugesprochen wird (wir werden später sehen, daß solche Urtheile nur von einer überorganischen Fähigkeit ausgehen können), es sind hier nur apprehensive Urtheile, d. h. solche gemeint, in denen etwas in einem Subject Befindliches als solches concret erkannt wird, oder überhaupt zwei Einzelvorstellungen sich combiniren. Wir wollen nun auf einige Fälle dieses Urtheilens hinweisen. In der äußern Sinneswahrnehmung werden vermöge desselben Eindrücke verschiedener Sinne und auch verschiedene Eindrücke desselben Sinnes auf Ein Object übertragen; das die Ruthe mit Abneigung betrachtende Kind urtheilt, daß es dasselbe Ding ist, welches es sieht und welches es einmal gefühlt hat. Auf entsprechende Eindrücke hin wird ferner der wahrgenommene Gegenstand als angenehm oder unangenehm, häßlich, schön, anziehend, abstoßend abgeschätzt. Ebenso ist es der Sinn, welcher über Ausdehnung, Entfernung und sonstige Raumverhältnisse urtheilt. Die Vorstellung der Ausdehnung erhält er schon aus der Selbstempfindung; indem er den Schmerz an der Hand unterscheidet vom

[1] In früherer Zeit war man über die Zahl der innern Sinnesvermögen verschiedener Ansicht. Albertus Magnus stellt fünf auf: Selbstempfindung (auch Gemeingefühl genannt, insofern hier die Wahrnehmungen aller äußern Sinne empfunden werden), Vorstellungskraft, Abschätzung des Nützlichen und Schädlichen, die combinatorische Einbildungskraft und das Erinnerungsvermögen; der hl. Thomas reducirt diese auf vier, indem er zwischen der bloß vorstellenden und combinatorischen Einbildungskraft keinen Unterschied macht. Cardinal Tolet wirft außerdem noch das Abschätzungsvermögen mit der Einbildungskraft zusammen. Andere zählen mit Galenus in anderer Weise drei Vermögen auf: Vorstellungsvermögen, Urtheilsvermögen, Gedächtniß. Die Conimbricenses sind mit Fonseka der Meinung, es gebe deren nur zwei. Diese Verschiedenheit der Ansichten kann nicht befremden, wenn man bedenkt, in wie unentwickeltem Zustande sich damals die Beobachtungswissenschaften befanden. Die von den Scholastikern für die Begründung ihrer jeweiligen Ansichten beigebrachten anatomischen und physiologischen Thatsachen sind heutzutage fast werthlos. Beachtenswerth aber ist die Sorgfalt und Achtung, mit welchen jene katholischen Philosophen von den Resultaten der, wenn auch noch so mangelhaften, zeitgenössischen Naturforschung Notiz nahmen. Mißtrauisch war man nur gegen die vom Atheismus in Sold genommene Naturwissenschaft.

Digitized by Google

müden Fuß, projizirt er die Empfindungen räumlich und erhält verschiedene Ortsvorstellungen. Dazu kommt dann das Urtheil in Folge der Gehörs- und ganz besonders der Gesichtswahrnehmung; anfänglich verleitet letztere nicht selten zu verkehrten Urtheilen, indem sie z. B. das Kindlein gerade so nach dem Mond und den Sternen wie nach den Wangen seiner Mama greifen läßt; durch Übung kann aber die Abschätzung räumlicher Beziehungen zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht werden [1]. Wie verschieden ist erst die Abschätzung der Zeitdauer je nach dem verschiedenen Charakter der Eindrücke und der Seelenstimmungen! — Werfen wir jetzt einen Blick in das Revier der Selbstempfindung. Hier haben wir Urtheile zu verzeichnen über die Einheit des eigenen Wesens bei aller Verschiedenheit der leiblichen Affectionen, über das Befinden, Befriedigtsein oder Nichtbefriedigtsein, über die eigene Bedeutung, das individuelle Können u. s. w. — Und beachten wir erst die aus dem Gedächtniß sich erhebenden Vorstellungen, so gewahren wir, daß dieselben bald unter sich, bald mit percipirten äußern Gegenständen in der buntesten Verschiedenheit zu apprehensiven Urtheilen zusammentreten. Bald ist es das bei einer äußern Wahrnehmung wieder geweckte Bild von ehedem, welches das Urtheil der Identität, das Wiedererkennen veranlaßt. Bald treten je nach den verschiedenen Körpercomplexionen verschiedene Stimmungen auf, welche die Vorstellungen entweder in rosigem Lichte oder in nebelhaftem Düster erscheinen lassen, wodurch dann wieder eigenthümliche Beurtheilungen der Außendinge entstehen. „Heute stößt dich, was dich gestern zog." Endlich macht sich noch bei bestimm-

[1] Am „Raume" ist fast die ganze Philosophie irre geworden, seitdem man über die so höchst einfache und urvernünftige Lehre der Scholastik hinweg „fortgeschritten" ist. Dem großen Königsberger war bekanntlich der Raum nichts als eine subjective Form der Sinnlichkeit ohne jeden realen Grund. Ed. v. Hartmann (Ph. d. U. S. 298) verwirft mit Recht diese ausschließlich subjective Form und hält an dem Raum als einer in der Außenwelt vorhandenen realen Daseinsform fest; darin gibt er aber Kant recht, „daß die Form des Raumes nicht durch physiologische Processe in die Seele von außen hineinspaziert, sondern durch dieselbe selbstthätig erzeugt wird," er hat also einen doppelten Raum, einen äußern, den das Unbewußte in der Außenwelt ausbreitet, und vom äußern unabhängig einen innern, der ein Product des nämlichen Unbewußten ist. Der einfache Sachverhalt ist der, daß der Raum ebenso wenig und ebenso sehr in die Seele „hineinspaziert", wie die übrigen körperlichen Eigenschaften und Verhältnisse. Der Act, womit der Raum vorgestellt wird, wird allerdings „von der Seele selbstthätig erzeugt"; die Form des vorgestellten Raumes hingegen wird aus der Anschauung des objectiven äußern Raumes gewonnen; man erhält dieselbe, indem man von dem, was als ausgedehnt erkannt wird, absieht und die Möglichkeit der Ausdehnung als solcher festhält.

Digitized by Google

ten Perceptionen und Vorstellungen die an sich blinde Naturbestimmtheit geltend, welche jedem wahrnehmenden Wesen als eine leitende, innere Vorsehung auf den Weg gegeben ist; es ist der sogenannte Instinkt, ein Naturdrang, welcher zu dem hintreibt, was der Natur convenirt, und von dem ablenkt, was ihr schädlich ist. Unter Leitung dieses Einflusses fühlt das Urtheil des innern Sinnes oft mit einer staunenswerthen Sicherheit das Richtige heraus. Hieher gehören z. B. die capriciösen Appetite Kranker, die Heilinstinkte kleiner Kinder, das eigenthümliche Talent der Kinder, wahre Freundschaft von erheuchelter zu unterscheiden, ihre instinktive Scheu vor gewissen unbekannten Personen, von denen sie nichts Gutes ahnen, und so viele andere Thatsachen, welche Ed. v. Hartmann beigebracht und mit seiner „Vogelfrißoderstirb"-Methode für sein System zurechtgezerrt hat. Man vergesse nun nicht, daß die gesammten apprehensiven Urtheile nicht bloß als Acte auftreten, sondern auch als inclinirende Dispositionen (habitus), sei es von Natur aus, sei es als Residuen früherer activer Processe, vorhanden sind.

Hiermit hätten wir die drei Phänomenen: Wahrnehmung, Vorstellung, Beurtheilung, welche ineinanderfließend das innere Auffassungsleben bilden, in Kürze skizzirt. Nach der Ansicht der Scholastik sind also das Alles Hirnfunktionen, insofern es sich, wie bereits bemerkt, bei allem dem lediglich um die Auffassung materieller Einzelverhältnisse handelt. Die Naturwissenschaft findet sich mit der scholastischen Lehre in vollstem Einklang.

Die Thatsache kann nicht bezweifelt werden, daß oft bei Menschen in krankhaftem Körperzustande die innere Sinnesauffassung nicht bloß gehemmt (wie z. B. bei Exaltation oder Trägheit des Vorstellens), sondern innerlich verändert, ja verwirrt erscheint. Wer kennt nicht den allseitigen Einfluß, welche materielle Hirndispositionen auf das innere Vorstellungsleben ausüben? Es bedarf nur eines schlaftrunkenen, fieberhaften Zustandes, und die innern Bilder gaukeln in tumultuarischem Gewühl vor der zuschauenden Seele, gerade so wie eine Schule ungezogener Kinder vor dem machtlos dastehenden Lehrer. Hinwiederum vermögen auch die Vorstellungen ebenso auf die Nerven einzuwirken, wie materielle Vorgänge; man spreche nur jemanden von dem schrillen Kreischen eines Griffels auf der Schiefertafel, und es wird ein Gefühl durch die Nerven fahren, als hörte man jenen Ton. — In der ungeheuern Mehrzahl der psychischen Erkrankungsfälle erzeugt der Druck der krankhaften Verstimmung sowohl Wahngebilde und anomale Vorstellungen, als auch falsche Selbstempfindungen und auch, was wohl zu beachten ist, falsche Apprehensivurtheile, die bei ausgeprägtem Irrsein wegen Störung der Gesammtheit der psychischen Processe nicht berichtigt werden können. Die Fälle, in welchen bald die einen, bald die andern der oben von uns angegebenen Urtheile bei Geisteskranken gefälscht erscheinen, sind so zahlreich und so bekannt, daß wir wohl auf Anführungen von Beispielen verzichten dürfen. Sehr oft vermochte man einen Zusammenhang solcher stabil gewordener

Digitized by Google

falscher Urtheile mit materiellen Störungen des Gehirns nachzuweisen. Nach der Überzeugung der meisten Forscher vermögen die selteneren Wahrnehmungen, wo bei schweren Gehirnschäden gar keine Störung der Apprehension sich zeigte, die gegentheiligen Ergebnisse der alltäglichen Beobachtung nicht zu schwächen. (So Griesinger a. a. O. S. 4, Leidesdorf Lehrb. d. psych. Krankh. S. 238 u. A.)

Mancherlei Thatsachen deuten darauf hin, daß es besondere Hirntheile sind, denen der Proceß der innern Sinneswahrnehmung in vorwiegender Weise zukommt. Schröder van der Kolk (Path. u. Ther. d. G. S. 26) erzählt z. B. von einem Manne, bei dem in Folge eines Schlaganfalles das Wortgedächtniß großentheils verschwunden war, so daß er Gegenstände mit falschen Namen belegte und z. B. das Wort Stuhl gebrauchte, wenn er einen Tisch meinte; der Fehler lag also in diesem Falle nicht in dem gestreiften Körper, denn es zeigten sich keinerlei Lähmungserscheinungen; der nämliche Mann vermochte wohl, wenn man ihm ein Buch vorhielt, zu buchstabiren, konnte aber nicht einen Satz lesen; die Perceptionszellen waren also in Ordnung, aber es mußte jener Hirntheil afficirt sein, welcher die einzelnen Perceptionen festzuhalten und zu combiniren hat; dieser Mann hatte auch die Fähigkeit zu schreiben verloren, obgleich sich in der Hand keine Spur von Lähmung zeigte, es fehlte ihm die Rückerinnerung an die Bedeutung der Schreibzeichen [1].

Die allgemeine Annahme der Physiologie, daß es die zwei Großhirnsphären sind, in welchen jenes höhere Sinnesleben zu Stande kommt, ist durch die Vivisectionen bei Thieren durchaus bestätigt worden. Schneidet man einem Thiere die beiden Hemisphären weg, so nimmt es noch wahr, hat auch noch die Fähigkeit, verschiedene Reflexbewegungen auszuführen, aber das Vermögen, den Charakter eines wahrgenommenen Gegenstandes zu beurtheilen, erscheint bedeutend beeinträchtigt; die Fähigkeit, etwa ein Hinderniß zu erkennen und die zweckentsprechende Combination, dasselbe zu vermeiden, ist fast immer vollständig verschwunden; das Thier hungert sich mit Futterstoffen im Munde zu Tode, weil es nicht schluckt, bis die Speise in den Rachen kommt, wo dann der unwillkührliche Reflex der Schluckbewegung eintritt. Mit Recht schließt man daraus, daß auch beim Menschen die analogen Processe in die zwei Hemisphären zu verlegen sind [2].

---

[1] In der heutigen Physiologie findet man oft die Ansicht ausgesprochen, welche bereits bei den Scholastikern die geläufigere war, daß nämlich auch die einzelnen Partien der innern Auffassungsthätigkeit (des Gedächtnisses, der Urtheilskraft u. s. w.) in verschiedenen Hirnpartien vorwiegend funktioniren. Sämmtliche Vertheidiger dieser Ansicht stützen sich auf die Beobachtung, daß durch bestimmte Hirnverletzungen ganz bestimmte Lücken sich in der Auffassungsthätigkeit zeigen. Bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft ist es noch unmöglich, zu sagen, bis wie weit man in dieser Zertheilung gehen darf und soll. Man darf nicht vergessen, daß ja wohl auch ein oder der nämliche Organtheil durch verschiedenartige Verletzung bald zu dieser, bald zu jener Funktion unfähig gemacht werden könnte, eine Möglichkeit, auf welche bereits die Conimbricenses (l. 3 de anima cp. 3, q. 1, art. 1) aufmerksam gemacht haben.

[2] Wenn auch zwei Hirnhemisphären vorhanden sind, so findet deßhalb doch ebenso wenig eine doppelte Sinnesthätigkeit statt, als man mit zwei Augen doppelt sieht. Man hat bei sehr erheblicher Erkrankung einer Hirnhälfte ungestörte Seelenthätigkeit beobachtet; daraus geht hervor, daß Eine Hälfte zu den Funktionen allenfalls genügt; nur tritt alsdann sehr bald Ermüdung ein. „Es scheint, daß in diesem Fall die Thätigkeit in der Einen Hemisphäre nur kurze Zeit mit einer gewissen Energie vor

Digitized by Google

Auf sehr viele Beobachtungen hin glaubt man sich ferner zu dem Schlusse berechtigt, daß nicht sowohl die Hirnmasse, sondern vielmehr die an der Oberfläche der Hemisphären liegenden Schichten — die Ventrikelwanderungen und ganz vorzüglich die graue Rindenschicht — als Sitz des höhern Sinneslebens angesehen werden müssen. Bedeutendere Störungen im innern Sinnesleben, z. B. allgemeine Schwächung des Gedächtnisses, Verschwinden einer Klasse von Erinnerungen, konnten bisweilen gerade als eine Wirkung von Hirnrindeverletzungen nachgewiesen werden. „Eine Vergleichung der vorliegenden Thatsachen — sagt Griesinger a. a. O. S. 422 — spricht mit Entschiedenheit dafür, daß die wichtigsten und constantesten Veränderungen bei den Irren in diffusen Erkrankungen der äußern Schichten der Corticalsubstanz, d. h. der Hirnoberfläche und der diese Oberfläche überziehenden innern Hirnhäute bestehen." Die Rindenzellen erleiden schon durch die geringste Ursache eine Störung, zumal von Seite des Blutes, welches zwar auf das ganze Hirnsystem einen erregenden Einfluß ausübt, besonders aber auf die an haarförmigen Äderchen so ungemein reiche Rindensubstanz. Wie oft beobachten wir, daß durch eine stärkere Blutzufuhr zum Gehirn die innere Sinnesthätigkeit gesteigert wird. Durch den vermehrten Stoffwechsel und die Erregung der Hirnrindezellen werden die Bilder lebhafter, die Antworten auf die an die Seele gestellten Fragen erfolgen rascher. Legt man sich in diesem aufgeregten Zustand zu Bett, so wirkt das Blut, dem Gesetze der Schwere folgend, stärker auf die tiefer liegenden Partien der grauen Substanz ein, diese Partien reagiren durch eine größere Menge neuer Bilder, welche das Einschlafen unmöglich machen; um das lästige Hinderniß los zu werden, legen wir uns unwillkürlich abwechselnd auf die andere Seite. Ähnliches beobachten wir im Fieber; die durch das Blut heftiger gereizte Rindenschicht reagirt nicht in Schmerzempfindung, sondern in lebhaften Vorstellungen; da geschieht es leicht, daß das Unwillkürliche im Walten des innern Sinnes die Oberhand gewinnt, der Kranke delirirt. Noch manche andere physiologische Thatsachen wären hier zu erwähnen, z. B. daß schiefe, bucklige Individuen, bei denen das Blut rascher und kräftiger zum Gehirn strömt, sich gewöhnlich durch Lebhaftigkeit der Auffassung auszeichnen. Um diese und ähnliche Erscheinungen zu erklären, erinnere man sich daran, daß der Hauptast der Gehirnkopfader, nämlich die Arterie der Silviusgrube sich in der weichen Gehirnhaut auf den Hirnwindungen (und namentlich auf jenen des vordern Lappens) ausbreitet, somit direct auf die Hirnrinde einwirkt. — In ganz besonderer Weise bekundet sich das sinnliche Bewußtsein, dessen wir oben gedachten, als ein Hirnrindenproduct. Bei gesunden Menschen tritt periodisch eine Bewußtlosigkeit ein; wenn wir nämlich — zumal im Zustand der Ermüdung — die unserer Willkür unterthänigen Kräfte nicht mehr mobil halten, so bekommt in jenen überaus zarten Gebilden der vegetative Restaurationsproceß über die psychischen Vorgänge die Oberhand, wir verlieren das Bewußtsein, d. h. wir schlafen ein. So oft ein gewisser regelwidriger Druck auf die Rindenzellen entsteht, etwa in Folge von Gehirnausschwitzungen, wie es z. B. bei Blödsinnigen gefunden wird, so ist das Bewußtsein äußerst geschwächt. Auch in dieser Hinsicht äußern jene Zellen dem Blute gegenüber eine außerordentliche Empfindsamkeit. Bisweilen bedarf es nur einer geringen Alteration im Blute — sei es durch heftige Gemüthsbewegungen, sei es durch Beimischung fremdartiger Substanzen (Chloroform und dergleichen) —, um den Verlust des Bewußtseins in der Form von Ohnmacht und ähnlichen Erschei-

---

sich gehen könne, als ob im gesunden Zustand ein steter Wechsel der Thätigkeit zwischen beiden Hemisphären, oder eine Vertheilung über dieselben stattfände." (Griesinger a. a. O. S. 24.)

Digitized by Google

nungen hervorzubringen. Sind die Zellen mit Blut überladen, wie bei Apoplexie und Epilepsie, dann tritt ebenfalls vollkommene Bewußtlosigkeit ein, deßgleichen wenn den Zellen zu viel Blut entzogen wird. Worauf diese Erscheinung eigentlich zurückzuführen ist, — ob man sagen soll, die im Bewußtsein thätigen Hirnfunktionen setzten einen mittlern Druck und eine ungestörte Circulation des Blutes voraus, oder ob vielleicht nicht bloß der mechanische Druck, sondern auch noch eine anderweitige Mitwirkung des Blutes zu den Bewußtseinsfunktionen vorhanden sein muß, — darüber ist die Wissenschaft bis jetzt noch vollständig im Unklaren [1].

Die Beobachtungswissenschaft hat den Sitz des innern Auffassungsvermögen noch genauer dahin präcisirt, daß derselbe im obern und vordern Theil des Gehirns und zwar in der unter dem Stirnbein bis zum Scheitel hinauf befindlichen grauen Rindenschicht zu suchen ist, in anteriore parte cerebri et prope vultum, wie der hl. Thomas von Aquin an verschiedenen Stellen sich ausdrückt. Die allgemeine Ansicht, welche eine hohe Stirn als ein Zeichen besonderer Begabung ansieht, findet hierin ihre wissenschaftliche Bestätigung. Die hintern Theile der Rindenschicht wären somit als das Organ des Begehrensvermögens anzusehen; wir werden sogleich auf diese Zweitheilung zurückkommen.

2. Vom Gebiet der Auffassung wenden wir uns jetzt zum Gebiet des Begehrens. Sehen wir uns diese gewaltige Macht etwas genauer an, so gewahren wir im Grunde einen Trieb als die triebkräftige Wurzel aller Triebe, die zu sinnlichen Dingen in sympathischer oder apathischer Beziehung stehen. Jener Grundtrieb ist auf die eigene Erhaltung, Vervollkommnung, Befriedigung gerichtet und treibt oft in zweckmäßiger Weise zu speciellen Handlungen. So ist es der Selbsterhaltungstrieb, vermöge dessen ohne Weiteres ein Ausbiegen des Kopfes erfolgt, sobald ein Stein heranfliegt; in ihm wurzelt auch der Trieb der Selbstvertheidigung, der bei jedem plötzlichen Angriff erwacht. Da sehr oft die Selbsterhaltung die Zerstörung des Schädlichen erheischt, so ist in jedem Menschen ein Zerstörungstrieb vorhanden, der bekanntlich bei Kindern und bösen Menschen ganz vorzüglich hervortritt. Derselben Quelle entstammen der Erwerbstrieb, der Eigenthumssinn, der Vergeltungstrieb u. s. w. Es ist das dieselbe treibende Kraft, die bereits in der Thierwelt eigenthümliche Erscheinungen veranlaßt (z. B. Wander-, Rache-, Schmeichel-, Putztrieb u. s. w.). Eine andere Gattung von Trieben bezweckt neben der Selbsterhaltung unverkennbar die Selbstvervollkommnung. So z. B. der Thätigkeitstrieb, der sich nach allen Seiten

[1] Die jetzt landläufige Ansicht will dem Blute nur eine Bedeutung für vegetative Processe zuerkennen; alle bisher bekannten Thatsachen lassen aber die Möglichkeit offen, daß das im Gehirn befindliche Blut bei den Funktionen des Sinnenlebens ebenso innerlich mitbetheiligt ist, wie der eigentliche Hirnstoff, wenn auch selbstverständlich in anderer Weise.

Digitized by Google

hin äußert, der Kunst- und Nachahmungstrieb, die spielende Ausübung natürlicher Anlagen, wie wir sie bei Kindern so oft bis in die „reizendsten Details“ beobachten können. Wenn wir einen kleinen Knaben und ein kleines Mädchen betrachten — „die eine nett und adrett, zierlich und manierlich, graziös wie ein Kätzchen, der andere mit von der letzten Prügelei zerrissenen Hosen, tölpisch und ungeschickt wie ein junger Bär“ — so müssen wir darin gewiß „eine köstliche Anticipation des künftigen Berufes“ erblicken (v. Hartmann S. 179), die dem Kinde freilich unbewußt ist, aber nicht dem, der ihm den Trieb gegeben hat. Sogar in manchen höhern Formen des menschlichen Lebens läßt sich eine instinkt- oder triebartige Unterlage nicht verkennen, z. B. in der Mutterliebe, bei der Freundschaft, in der Dankbarkeit, Nächstenliebe, beim Mitleid u. s. w., und es ist nicht schwer, im Thierreiche Analogien zu dieser Unterlage aufzufinden. Andere Triebe scheinen dem Menschen ganz eigenthümlich und dazu bestimmt zu sein, die Schutzwehr eines höhern, geordneten Lebens zu sein. Wir erwähnen nur das Schamgefühl, den Ekel vor gewissen Unordnungen, den Anstandsinstinkt, insofern das Alles sich auf die materielle Seite des Objectes bezieht und jeder Überlegung vorausgeht. Durch die Triebe hat der Schöpfer einestheils für die Naturzwecke gesorgt und der menschlichen Existenz das Substrat verschafft und anderntheils dem Menschen Gelegenheit geboten, durch Beherrschung dieser blinden Macht seine Freiheit, Würde und Gottunterwürfigkeit zu bethätigen.

Zu den Trieben kommen die eigentlichen Acte des sinnlichen Begehrungsvermögens; es sind das die Begehrungen materieller Dinge, insofern diese Mittel sind, Triebe zu befriedigen, Genuß zu verschaffen oder des Schmerzes sich zu erwehren. Im Begehrungsvermögen bilden sich — theils von Natur, theils in Folge besonderer Umstände — haftende Neigungen bald zu dieser, bald zu jener Gattung von Dingen und Genüssen aus. Insofern diese Neigungen leicht erregbar und im Stande sind, den Begehrungsacten eine gewisse Heftigkeit zu verleihen, nennt man sie Leidenschaften. Die Gefühle sind der Ausdruck für den innern Zustand des nämlichen Begehrungsvermögens, insofern dasselbe befriedigt oder nicht befriedigt ist. Betrachten wir dieses Vermögen in seinem Aufgelegtsein zu diesen oder jenen Acten, so haben wir die Stimmungen.

Die nämlichen Gründe nun, auf welche hin wir die gesammte sinnliche Auffassung als ein Gehirnproduct erklären, nöthigen uns auch, dieses ganze Gebiet der Gefühls- und Begehrungsthätigkeit für eine Do-

Digitized by Google

mäne des belebten Gehirns anzusehen. Wir sagen demnach: das Princip, welches sich in den oben bezeichneten Trieben, Begehrungen, Stimmungen ergeht, kann nicht rein seelischer Natur sein, sondern es muß in sich selber zugleich materiell sein. Denn nur etwas Materielles kann durch materielle Eindrücke unmittelbar und direct in Bewegung gesetzt werden und nur etwas Materielles kann durch ihm innewohnende Tendenz in materiellen Dingen und Vorgängen unmittelbar und direct seine Befriedigung suchen. Beides ist aber beim sinnlichen Begehren der Fall, sowohl in seinen Trieben und einfachen Äußerungen, als auch in jenen erregten Zuständen, welche man Leidenschaften und sinnliche Gefühle des Affectes nennt. Es wird von materiellen Dingen erregt, insofern ihm diese durch die Sinne und die Einbildungskraft vorgestellt werden, und dann äußern sich wieder von innen heraus jene Triebe, welche durch materielle Dinge unmittelbar und direct befriedigt werden. Somit muß das sinnliche Begehrungsvermögen wesentlich ein stoffliches Substrat einschließen. Wir sagen: unmittelbar und direct; denn wir leugnen nicht, daß ein rein seelisches, also geistiges Wesen auch Sinnliches erstreben kann, aber es thut das nur mittelbar und indirect, insofern ihm das Sinnliche (als wie Gesundheit, äußere Glücksgüter) Mittel zu übersinnlichen Zwecken ist. Es ist also hier nicht die Rede vom eigentlichen Willen, der sich durch übermaterielle Güter erregen läßt, sondern von den auf Materielles gerichteten Begehrungen. Die Erfahrungswissenschaften bieten nun die allseitigste Bestätigung dafür, daß jene Fähigkeit, welche durch ein materielles Gut oder Übel entweder zu Liebe oder Haß, Sehnsucht oder Scheu, Freude oder Trauer, Hoffnung oder Verzagung, Muth, Furcht oder Zorn unmittelbar und direct erregt wird, eine körperliche, oder genauer eine Gehirnfähigkeit ist. Die Erfahrung des täglichen Lebens — daß nämlich der Mensch in seinen Stimmungen, Trieben, Leidenschaften und Wünschen von Dispositionen des Körpers und speziell des Gehirns abhängt — wird in besonderer Weise durch die Beobachtung bei Geisteskranken dahin erläutert, daß wir es in dieser Beziehung wirklich mit Gehirnfunktionen zu thun haben.

Bei Gehirnkranken sieht man nicht nur die verschiedenen Triebe (z. B. Nahrungs-, Zerstörungs-, Mittheilungstrieb, Trieb etwas aus sich zu machen, die sogenannten „moralischen Triebe") sich in ungehöriger Weise äußern, es treten auch (sagt Griesinger a. a. O. S. 41) „neue, namentlich dem früheren Leben des Individuums fremd gewesene, stehende Neigungen zu gewissen Handlungen auf, so z. B. das beständige Sammeln von allen möglichen Kleinigkeiten, Federn, Lumpen, Papier ꝛc., das an die Sammel- und Kunsttriebe mancher Thiere erinnert. Überhaupt nimmt das Thun der Geisteskranken in den Zuständen von Irresein, wo viel äußerlich gehandelt wird, wie in dem

maniakalischen, einen nach Jakobi's treffendem Ausdrucke, fast durchaus triebartigen Charakter an, und sehr auffallend ist oft der damit übereinstimmende Ausdruck der Physiognomie, der ganzen Mimik, die häufig lebhaft an den Habitus und die Geberden einzelner Thierspecies erinnert."

Wie mit den Trieben, so verhält es sich auch mit den Begehrungen, Leidenschaften, Gefühlen, Stimmungen. Auf diesem Gebiete beginnen meistentheils die Geisteskrankheiten. Es bildet sich beim Kranken eine anhaltende, schmerzhafte Verstimmung, in welcher er von Allem schmerzliche Eindrücke bekommt. „Perversitäten der natürlichen Gefühle, Abneigung und Haß gegen das früher Geliebte, äußere Gefühllosigkeit und sich krankhaft an einen Gegenstand anklammernde Zärtlichkeit, oft auch schnell und capriciös mit Widerwillen abwechselnd, sind hier gewöhnliche Erscheinungen. Die gesteigerte Empfindlichkeit bezieht Alles auf sich, weil sie sich wirklich von Allem unangenehm berührt fühlt. Solche Depressionszustände schlagen häufig in ein fröhliches Irresein um, welches sich in ausgelassenster Freude äußert. Eine Menge anderer krankhafter Stimmungen, Coquetterie, grundlose Eifersucht, Ärger ꝛc. kommen noch vor. Gewöhnlich wird auch das Verhalten des Individuums zur Außenwelt, sein ganzer Charakter (insofern er in organischen Prädispositionen besteht), seine Neigung und Geschmacksrichtung total verändert. Der Sanfte kann wild, der Geizige verschwenderisch, der Sittsame obscön, der Bescheidene eitel und hochmüthig erscheinen" u. s. w. (Griesinger). Das Alles sind gar keine auffallenden Thatsachen, wenn man bedenkt, daß bei solchen Kranken der afficirte Organismus einestheils zu der ihm entsprechenden Thätigkeit übermäßig hinneigt, vielleicht auch andere Triebe an ihrer regelrechten Einwirkung gehemmt sind, und daß anderntheils der Organismus für den zügelnden Einfluß der höhern Seelenkräfte wegen krankhafter Phantasie unerreichbar ist.

Die Physiologie sieht als den eigentlichen Sitz des sinnlichen Bekehrungs- und Gefühlsvermögens den hintern Theil der Hemisphären an, während sie, wie wir bereits bemerkt haben, die Auffassung in den vordern Theil derselben verweist. „Als Resultat meiner vieljährigen und genauen Untersuchungen kann ich es aussprechen — sagt Schröder van der Kolk a. a. O. S. 37 — daß bei eigentlicher Verstandesverwirrung auch allemal die Rindenschicht unter dem Stirnbeine dunkler gefärbt erschien, fester mit der pia mater zusammenhing und erweicht war. Bei Melancholie dagegen, wo ängstliche Aufregung, ein Gefühl von Hitze und Beklemmung auftreten und wo mehr das Gemüth als der Verstand leidet, findet man eher pathologische Veränderungen an den Windungen der obern und hintern Lappen. Die anatomische Verschiedenheit, welche zwischen den Zellen dieser beiden Theile obwaltet, scheint auf diese tiefgreifende Verschiedenheit hinzudeuten." Es dürfte ferner beachtenswerth sein, daß die Hemisphären in ihrem vordern Theile mehr mit den Gesichtsnerven, in ihrem obern und hintern Theile dagegen mehr mit den Gehörsnerven in anatomischem Zusammenhang stehen; dieß entspricht der Thatsache, daß die Phantasie es besonders mit den Gesichtsbildern zu thun hat, während das Gehör mehr auf das Gefühl wirkt.

Die Phrenologie ist in der Beurtheilung der Hirnthatsachen nicht ganz glücklich. In Bezug auf die sinnlichen Triebe bemerkt Griesinger (a. a. O. S. 41) richtig, daß es „gar nichts Widersinniges hat, einzelne Orte als deren Sitze aufzusuchen; es müßten diejenigen sein, wo gewisse Empfindungsnerven und ihre centralen Ausbreitungen, z. B. die des Vagus, die anderer wichtiger Organe mit den motorischen Apparaten zusammentreffen. Aber es ist bis jetzt weder erwiesen, noch besonders wahrscheinlich, daß diese Orte gerade auf der Gehirnoberfläche — und vollends nur an der obern Seite des Schädels — liegen."

Von dem Begehrungsvermögen mit seinen Trieben und Gefühlen gilt übrigens,

Digitized by Google

was bereits von den Sinneswahrnehmungen und der Bewegung gesagt wurde: haben sie auch ihr nächstes hauptsächliches Organ im Gehirn, so ziehen sie doch anderweitige Nerven in Mitthätigkeit. In dieser Beziehung spielt besonders das Ganglien-system eine Rolle. Von diesem System kann man in Wahrheit sagen, daß es in Vereinigung mit dem Gehirn das nächste Organ der sinnlichen Stimmung, Fühlung, Begehrung ist, doch so, daß das Gehirn die pars principalis bleibt. Das Ganglien-system ist aber bekanntlich auch das Organ der vegetativen Funktionen. Daher erklärt sich der große Einfluß, den die Organe des vegetalen Lebens auf das Gemüth (nach seiner sinnlichen Seite) ausüben [1]. Wie Traurigkeit und Gedrücktheit auf das ganze

[1] Das Herz als das Haupt- und Fundamentalorgan des gesammten leiblichen Lebens übt ganz besonders diesen Einfluß. Manche ältere Philosophen hatten es im Sinne des Aristoteles für das Organ des ganzen Sinnenlebens gehalten. Die Scholastiker unterschieden aber zwischen dem sinnlichen Auffassungs- und Begehrungsleben. In Bezug auf ersteres nahmen sie das Gehirn als das funktionirende Organ an, während sie dem Herzen nur einen mittelbaren Einfluß zusprachen. (Vgl. z. B. Conimbr., de anima l. 3, c. 3, q. 2, art. 2.) In Bezug auf das sinnliche Begehren verblieben sie bei der Aristotelischen Auffassung; diese Thätigkeit — so meinten sie — müsse vom Herzen ausgehen, weil ja das Herz der erste Grund und das Hauptwerkzeug der gesammten Bewegung im Menschen sei. (Vgl. Suarez, de anim. l. 5, c. 4, n. 9.) Diese Begründung ist nun freilich unzutreffend, insofern sie das Herz als das in den Begehrungs- und Gefühlsacten thätige Organ erweisen soll. Wenn aber auch die Ausführung der hierher gehörigen Acte den obigen Erörterungen gemäß Sache des Gehirns ist, so nimmt doch das Herz an dieser Fundamentalseite des menschlichen Lebens den innigsten Antheil. Dieß beruht zunächst darauf, daß kein Organ des ganzen menschlichen Körpers so sehr unter eine Summe der verschiedensten Nerveneinflüsse und folglich auch Gehirneinflüsse gestellt ist, wie das Herz. Vgl. Friedreich, Herzkrankheiten (V. Bd. II. Abthl. des Handbuchs der speciellen Pathol. u. Therapie, bearbeitet von Bamberger ꝛc., herausgegeben von Virchow), Erlangen 1867. Nachdem dort das ineinandergreifende Wirken des dreifachen Systems der Herzganglien, der excitirenden und regulatorischen Herzennervenfasern dargelegt, (S. 297) heißt es: „Die Innervation des Herzens gestaltet sich als eine äußerst complicirte und kunstvolle Einrichtung, wie solche in keinem andern Organ des Körpers sich vorfindet." Es erklärt sich demnach leicht, wie bei Affecten mit dem Charakter der Exaltation (Freude, Zorn, Erwartung) sich die Erregungszustände vom Gehirn den im verlängerten Mark liegenden sogenannten motorischen Herzcentren mittheilen und von da durch die motorischen Herznerven zum Herzen gelangen. Das bange Herzklopfen bei Affecten mit dem Charakter der Depression (wie Furcht, Schrecken) erklärt sich durch den Nachlaß der gesammten Innervationsvorgänge, speciell von Seiten des Vagus, wodurch die Herzthätigkeit beschleunigt und verstärkt wird. Dieses Hineinziehen des Herzens in das Leben gerade des Affects und Begehrens ist aber jedenfalls nicht zufällig und zwecklos; es scheint uns das auf die besondere Bedeutung dieses Organs hinzudeuten, welche den alten Philosophen vorschwebte, über welche uns aber die Wissenschaft noch wenig Sicheres zu sagen weiß.

Die zweite organische Unterlage für die innige Wechselbeziehung zwischen Gehirn und Herz haben wir in den Blutgefäßen. Die Hirnschlagadern haben sämmtlich ihren Ursprung nahe beim Herzen; jede Veränderung der Herzthätigkeit in Qualität und Quantität hat eine Veränderung in der Blutbewegung zur Folge, und diese

Digitized by Google

leiblich-organische Leben herabstimmend einwirkt, so verursachen hinwiederum Störungen in den Organen der Vegetation ein düsteres Gefühl im Gehirn und zugleich Niedergeschlagenheit, Melancholie. Schröder van der Kolk (a. a. O. S. 83) bezeugt, er habe bei krankhafter Melancholie immer stärkere Hyperämieen der Hirnrinde und stärkere Verwachsung dieser mit der weichen Gehirnhaut angetroffen.

III.

Im Vorstehenden haben wir ein Bild oder vielmehr eine sehr flüchtige Skizze von der Thätigkeit des belebten Hirnstoffes im Menschen geliefert, insofern es der enge Rahmen eines Aufsatzes gestattete. Wir haben eine Thatsache an's Licht gestellt, die auf spiritualistischer Seite nicht selten mißkannt und auf materialistischer Seite stets zur Einschmuggelung der verwerflichsten Irrthümer mißbraucht wird [1]. Die Vertheidiger der Geistigkeit der menschlichen Seele, dieses Palladiums der Menschenwürde, haben mit Recht das Sinnesleben als ein zu vertheidigendes Vorwerk angesehen, aber leider glaubten sie bisweilen die These aufstellen zu sollen, das gesammte Sinnesleben sei in ein exclusiv seelisches Princip hineinzuverlegen, welches im Gehirn wie in einem Laboratorium oder einem Telegraphenbureau arbeite. Es konnte der empirischen Wissenschaft nicht schwer fallen, das Unzutreffende dieser Behauptung und die innere Betheiligung der Materie an den Sinnesfunktionen nachzuweisen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß bereits das Sinnesleben bedeutsame Positionen bietet, welche gegen den Materialismus behauptet werden müssen, aber die eigentliche Festung des wahren Spiritualismus liegt ausschließlich auf dem Gebiet des Vernunftlebens. Wer vom Sinnesleben aus gegen den Materialismus argumentiren will, der muß zuerst zusehen, mit was für einem Materialismus er es zu thun hat. Sieht man sich dem crassen, d. h. rein mechanischen Materialismus gegenüber, der mit „unserem" Dubois-Reymond dafür hält, sämmtliche Vorgänge des psychischen Lebens bis auf das Problem der persönlichen Freiheit müßten auf geradlinige Bewegungen zurückführbar sein, so hat man darauf hinzuweisen, daß, wenn auch stoffliche Elemente mit zum Princip der Sinnesthätigkeit gehören, und wenn auch stoffliche Processe, sei es mit „geradlinigen Bewegungen", sei es mit Oxydations-

---

hat wiederum für das Gehirn die größte Bedeutung und offenbart sich sowohl im Begehrungs-, als im Auffassungsleben.

[1] So wiederum jüngst in der Broschüre: Die naturwissenschaftliche Methode in der Psychiatrie; Vorträge, gehalten in der Berliner medizinisch-psychologischen Gesellschaft von Dr. Paul Samt. Berlin, Hirschwald. 1874.

Digitized by Google

processen, eine Seite dieser Sinnesthätigkeit bilden, letztere dennoch ein von der Materie wesentlich verschiedenes Princip, die Seele, voraussetzt.

Es ist wohl wahr, daß materielle Störungen, weil es ja Störungen des Einen aus Materie und Seele bestehenden Organs sind, auch die Sinnesthätigkeit in jeder Hinsicht zu stören vermögen; es ist wahr, daß die Seele selbst, insofern sie den Hirnstoff informirt, von der Krankheit mit ergriffen wird, aber — und das kann man nicht oft genug wiederholen — alle Männer vom Fach gestehen ein, daß das Sinnesleben ganz anderer Art ist als die materiellen Hirnvorgänge; letztere sind bei den Sinnesfunktionen mit dabei, aber sie sind untergeordneter Bedeutung. Laut und ohne Widerspruch wird es von allen namhaften Vertretern der Physiologie und der mit dieser zusammenhängenden Wissenschaften verkündet, daß die „innern Vorgänge des Vorstellens und Wollens ebensowenig als die des Empfindens aus der Organisation des Gehirns zu begreifen sind" (Griesinger). Man höre deßhalb endlich auf, sich und Andere zu täuschen, indem man von Resultaten der Wissenschaft redet, welche die Annahme einer Seele überflüssig gemacht hätten! Niemand ist im Stande, irgend Etwas namhaft zu machen, was einem solchen Resultate auch nur halbwegs ähnlich sähe. Es ist bislang der Psychiatrie nicht einmal gelungen, einen festen proportionalen Zusammenhang zwischen bestimmten materiellen Anomalien des Gehirns und bestimmten Formen des Irreseins zu entdecken, obgleich ein solcher Zusammenhang doch höchst wahrscheinlich vorhanden ist[1]. Die verschiedensten Hirnerkrankungen (als wie Reizungen, Verletzung, Entzündung der Gehirnwinde, einfache Blutüberfüllungen, Verkümmerung und Zusammenschrumpfen, Kreislaufsstörungen des Gesammtgehirnes u. s. w.) zeigen zuweilen die nämlichen Störungen des Seelenlebens und anderseits bringt auch wohl die nämliche Störung im Gehirn verschiedene Formen des Irreseins hervor. Man beachte ferner den gewöhnlichen Schlaf; derselbe ist eine Änderung in den psychischen Thätigkeiten, wie sie so stark in keiner einzigen Geisteskrankheit sich findet, und doch ist das pathologische Verhalten des Gehirns ganz unbedeutend verändert. Man glaubt die eigentliche Quelle der sensitiven Hirnthätigkeit in den Zellen der grauen Substanz gefunden zu haben, während die Fasern der weißen Marksubstanz vorwiegend Leitungsapparate darstellen sollen; man weiß, daß in der Rindensubstanz verschiedene Zellenarten in mehreren Reihen übereinander liegen, in denen vertikal eindringende Marksasern endigen; aus der verschiedenartigen Größe und Configuration dieser Zellen glaubt man auf verschiedene Funktionen derselben schließen zu können. In welcher Weise aber materielle Vorgänge in diesen Zellen das ihrige zum Zustandekommen des sensitiven Lebens beitragen, darüber hat die eigentliche Wissenschaft noch nicht gewagt, Conjecturen, geschweige denn Ansichten auszusprechen.

Es ist und bleibt wahr, daß das Seelenprincip und nicht das materielle Princip die Sinnesthätigkeit zur Sinnesthätigkeit macht; vor dieser Thatsache steht der mechanische Materialismus wie vor einem unübersetzbaren Graben. Ebensowenig kann sich der gemäßigtere, d. h. jener Materialismus mit den Thatsachen des menschlichen Sinnenlebens zurechtfinden, der wohl eine Seele als Grund der psychischen Erscheinung

[1] Sämmtliche hieher gehörige „pathologisch-anatomische Ergebnisse" hat am übersichtlichsten zusammengestellt Leidesdorf in seinem Lehrbuch der psych. Krankh. S. 238—303.

Digitized by Google

zuläßt, aber von einem wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier nichts wissen mag und deßhalb die Geistigkeit der menschlichen Seele leugnet.

Dieser echt modernen Culturanschauung zufolge müßte das menschliche Sinnesleben etwas in sich Vollendetes, Completes darstellen, da ja das höhere Geistige nicht vorhanden sein soll. Nun ist aber in der Wirklichkeit nichts weniger als das der Fall. Trotz aller freimaurerischen Phrasen von Humanität, reiner Menschlichkeit, zeigt sich das Sinnesleben im Menschen nach jeder Seite hin als etwas Incompletes und für eine menschliche Existenz Unzureichendes. Hätte der Mensch nicht über den Fähigkeiten und Ansprüchen des Sinneslebens, welche sich in den Organen bethätigen, andere höhere, geistige Fähigkeiten, so wäre er eine Halbheit, ein Viertelwesen, ein Unding. Während das Thier durch den Instinkt in den Schranken der Natur und von der Natur gleichsam in Obsorge gehalten wird, muß dem menschlichen Sinnesleben diese Leitung und Stütze von anders woher kommen. Wohl waltet auch hier der Instinkt mit seinen zutreffenden Apprehensionen, zumal in den ersten Jahren der Kindheit, aber in spätern Jahren tritt dieser zurück und überläßt den Menschen sich selber; und dabei ist doch der Mensch nicht bloß das hilfsbedürftigste, sondern auch das leidenschaftlichste aller sinnlichen Wesen; so ist er von Natur aus darauf angewiesen, Beweggründe auf sich einwirken zu lassen, welche über die Materie hinausgehen. Wer daher dem Menschen eine *geistige* Begabung abspricht, der wird ihn mit Ed. v. Hartmann zum ekelhaftesten, unfläthigsten, jammervollsten Thier machen; der Mensch *muß* mehr sein wollen als ein Thier; will er als bloßes Thier leben, so macht er sich entweder zum Narren oder zum Verbrecher. Nicht mit Unrecht hat man auch darauf aufmerksam gemacht, daß das Sinnesleben im Menschen von erstaunlich vielen Krankheiten heimgesucht ist, mit denen das Thier verschont wird; dieser Unterschied kommt eben daher, weil bei letzterem das Sinnesleben unter Leitung des ihm innewohnenden Instinktes sich naturgemäß bethätigt, während beim Menschen *höhere Potenzen* vorhanden sind, welche in das Sinnesleben eingreifen. Endlich aber lassen es die gemachten Erörterungen bereits klar erkennen, daß wohl das gesammte Sinnesleben, aber auch *nur* das Sinnesleben als eine Thätigkeit des belebten Gehirnorganismus aufzufassen ist. Wir haben nichts einzuwenden, wenn man das Gebiet der Apprehension und des zweckmäßig leitenden Instinktes metaphorisch *Intelligenz* nennt und in diesem Sinne auch von einem *Verstande* der Thiere spricht; fragt ja doch schon die heilige Schrift:

Digitized by Google

quis dedit gallo intelligentiam (Hiob 38, 36) und kommen auch bei den Philosophen des Mittelalters ähnliche Bezeichnungen vor (aestimativa, cogitativa, vis judicatrix u. s. w.). Einen Grund zu dieser Metapher kann man darin finden, daß in der That das apprehensive Urtheil über materielle Einzeldinge mit den eigentlichen Verstandesurtheilen des höheren Vernunftlebens eine Analogie aufweist[1]. Dann aber auch in dem Umstand, daß das apprehensive Urtheil die allernächste Voraussetzung des höhern Intelligenzlebens bildet; denn da vor Allem knüpft die Geistesthätigkeit an, und zwar vermöge des verwandtschaftlichen Zusammengehens, welches zwischen den verschiedenen Fähigkeiten Eines Wesens obwaltet; ist es ja doch die Eine Seele, welche mit ihren sinnlichen Fähigkeiten dem Gehirn sein spezifisches Wirken gibt, und welche mit ihren geistigen Fähigkeiten sich in sich selber bethätigt. Aus diesem Grunde mag man es auch hingehen lassen, daß man den Ort, wo sich die Sinnesthätigkeit am vollkommensten auswirkt — nämlich den unter dem Stirnbein vorderhalb der Centralfurche gelegenen Theil der Hemisphären — die regio intellectûs nennt. Nur darf man derartigen Ausdrucksweisen nicht den Sinn unterschieben, als wäre das eigentliche Verstandes- und Vernunftleben ebenfalls Sache des Gehirns. Gibt es denn nun wirklich im Menschen eine wahrhaft überorganische, eine Geistes-Thätigkeit? Ist man wirklich wissenschaftlich gezwungen, jene Thätigkeit, welche man im Menschen als Vernunft, Verstand, freien Willen bezeichnet, dem Gehirn abzusprechen? Hiermit haben wir die Kapitalfrage berührt; bei nächster Gelegenheit wollen wir uns die scholastische Lösung derselben vergegenwärtigen.

T. Pesch S. J.

Der hl. Cyprian und die „Altkatholiken" seiner Zeit.

3) Das Schisma zu Rom; Cyprian vertheidigt gegen dasselbe die kirchliche Einheit; seine Grundsätze über die bischöfliche Autorität und den Primat, beleuchtet durch spätere Wirren (251—58).

Der bereits erwähnte Novat hatte für gut gefunden, Carthago zu verlassen; er nistete sich in Rom ein, und ein hochfahrender Priester

[1] Sensus est quaedam deficiens participatio intellectûs. So der hl. Thomas Summ. theol. I. q. 77 a 7 c. Anderwärts drückt sich der heilige Lehrer dahin aus: Verstand und Wille fänden sich im Sinnesleben per obscuram resonantiam.

Digitized by Google

bot sich ihm als Werkzeug, auch hier Unordnung zu stiften: Novatian, der in der ersten Zeit der Vacatur (20. Jan. 250 bis 4. Juni 251) zu Rom in solchem Ansehen stand, daß ihn der Klerus in seinem Verkehre mit der afrikanischen Kirche als Schriftführer gebrauchte, der aber, als die Verfolgung heftiger wurde, auf die Ausübung seines priesterlichen Berufes verzichtete, und nach dem Aufhören der Verfolgung den Strengen spielte, um bei den Eifrigen den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. In der That gewann er das Vertrauen mehrerer Bekenner, darunter einiger Priester, und trat als Haupt der Strengergesinnten den Gemäßigten, welche den Gefallenen die Aussöhnung mit der Kirche erleichtert wissen wollten, entgegen. Als die Letzteren, bei der Bischofswahl obsiegend, den hl. Cornelius auf den päpstlichen Stuhl erhoben, brach ein Schisma aus. Unter dem Vorwande, Cornelius habe sich durch seine Kirchengemeinschaft mit Gefallenen und sogenannten Libellatikern befleckt, betrieb Novatian seine eigene Erhebung, ließ sich durch drei von der Ferne herbeigeholte und betrogene Bischöfe die Weihe ertheilen und zeigte den auswärtigen Kirchen durch Gesandte, welche einen Parteibericht über die Gegenwahl mit vielen Anschuldigungen gegen Cornelius verbreiteten, seine Wahl an.

Ein Schisma in Rom war kein gewöhnliches Schisma; es ging die ganze Kirche an, und so bildeten sich im Osten wie im Westen verschiedene Parteien. Fabius in Antiochien mußte durch Cornelius selber unterrichtet werden, um von Novatian abzustehen; Marcian von Arles blieb auf dieser Seite; erst allmählich, unter den Nachfolgern des hl. Cornelius, drang die Wahrheit durch. Novatian ging so weit, wie Cyprian berichtet (Ep. 52), durch die ganze Kirche hin Gegenbischöfe aufzustellen. Er war ein Gegenpapst und zwar ein energischer. Der hl. Cyprian mit den Bischöfen von Afrika, die eine Zeit lang zum Theil gleichfalls schwankten, erklärte sich erst nach genauerem Berichte über die Wahlvorgänge. Zwar hatte ihn sein richtiges Urtheil gleich von Anfang für Cornelius Partei nehmen lassen, als die beiderseitigen römischen Botschafter eingetroffen waren; aber öffentlich sprach er sich erst aus, als die von seiner Provinzialsynode nach Rom abgeordneten Bischöfe Caldonius und Fortunatus, übereinstimmend mit zwei, während der Wahl in Rom anwesenden, afrikanischen Bischöfen, den Sachverhalt aufklärten. Schon der Name des Novat gab Licht genug, auf welcher Seite das Recht sich finde.

Novatian bemühte sich vergeblich, durch eine zweite Gesandtschaft

Digitized by Google

Anerkennung zu erlangen; er wurde als Schismatiker von der afrikanischen Kirche verworfen, wie ihn im Herbste 251 zu Rom selber das Anathem einer römischen Synode ereilte[1]. Der hl. Cyprian aber bemühte sich, allenthalben, wohin sein Einfluß reichte, die Anerkennung des rechtmäßigen römischen Bischofs durchzusetzen, namentlich die von Novatian bethörten römischen Bekenner zur kirchlichen Einheit zurückzuführen. Diesen mit Erfolg gekrönten Bemühungen diente der lehrreiche 52. Brief an den numidischen Bischof Antonian, namentlich aber die herrliche, den römischen Bekennern gewidmete Schrift von der Einheit der Kirche. Von selber reiht sich der Briefwechsel mit dem heiligen Papste Cornelius, besonders Ep. 55, an.

Die Schrift de unitate ecclesiae beginnt mit einem Gedanken, mit dem die Warnung vor den Schismatikern in dem Sendschreiben an die Gläubigen von Carthago (Ep. 40, s. i.) geschlossen hatte: Das Schisma oder die Häresie ist eine neue Art der Verfolgung der Kirche, angestiftet vom Fürsten der Finsterniß, die um so gefährlicher ist, als dieser sich im Schisma in einen Engel des Lichtes verkleidet, um die Einfältigen zu berücken. Man kann sich gegen den Trug Satans nicht erwehren, wenn man nicht auf das Grundgesetz der Einheit, das Christus seiner Kirche mit der Einsetzung der bischöflichen Autorität in Petrus gegeben hat, zurückgeht[2]. Denn, wie das Begleitschreiben zur Schrift diesen Hauptgedanken wiedergibt, die Aufstellung eines Gegenbischofs ist „gegen die kirchliche Ordnung, gegen die Vorschrift des Evangeliums, gegen die Einheit der katholischen Anstalt[3]." Oder wie der 55. Brief an Cornelius sich ausdrückt, alle Spaltungen in der Kirche kommen vom Ungehorsam gegen den von Gott eingesetzten Einen Bischof, den Stellvertreter Christi, worin sich eine Verachtung göttlicher Vorschriften kund gibt[4]. Was diese über jenes Grundgesetz enthalten, ist

---

[1] Epp. 41 sqq. ad St. Cornelium. Bei Migne mit andern Akten unter Cornelius, t. VI, c. 689 sqq.

[2] „Hoc eo fit, dum ad veritatis originem non reditur, nec caput quaeritur, nec magistri coelestis doctrina servatur." L. c. n. 3, c. 498, cf. n. 6, c. 504: „Hanc unitatem qui non tenet, Dei legem non tenet, non tenet Patris et Filii fidem, vitam non tenet et salutem."

[3] „Gravat enim me atque contristat . . . cum vos illic comperissem contra ecclesiasticam dispositionem, contra institutionis catholicae unitatem alium episcopum fieri consensisse." Ep. 44. Migne, t. 4. c. 340.

[4] Nach Anführung u. A. der Stelle: „Wer euch hört, hört mich" u. s. w. (Luk. 10, 16) und anderer ähnlicher Beweise für die göttliche Einsetzung der bischöf-

Digitized by Google

bündig in den Stellen Matth. 16, 18, 19 und Johannes 21, 15 erklärt, führt die Schrift über die Einheit der Kirche weiter. „Auf jenen Einen (Petrus) baut er seine Kirche und befiehlt ihm, seine Schafe zu weiden. Und obwohl er allen Aposteln nach seiner Auferstehung die gleiche Gewalt ertheilt, wenn er spricht: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch u. s. w. (Joh. 20, 21—23), so hat er doch, um die Einheit zu offenbaren, den Ursprung der Einheit als von Einem ausgehend durch seine Autorität bestimmt. Allerdings waren auch die übrigen Apostel, was Petrus war, mit dem gleichen Antheil an Ehre und Gewalt ausgerüstet, aber der Anfang beginnt mit der Einheit, um Eine Kirche aufzuweisen." Wer nicht in dieser Einheit steht, hat keinen Antheil am Glauben. — Auch andere Stellen der heiligen Schrift, wie im Hohenlied 6, 9, im Epheserbrief 4, 4—6 beweisen dieses göttliche Grundgesetz der Einheit. Wie dasselbe nach dem bisher Dargestellten durch den Gehorsam gegen den Bischof als Gottes Stellvertreter vom Klerus und den Gläubigen nach Unten, so wird es von den Bischöfen nach Oben dadurch verwirklicht, daß sich alle Bischöfe als Einen solidarischen, auf Petrus gegründeten Körper wissen und so die ungetheilte Einheit ihrer Autorität und mit ihr die Einheit der ganzen Kirche durch die That erproben. „An den Bischöfen namentlich liegt es, diese (nämlich die auf Petrus gegründete) Einheit standhaft zu behaupten und zu vertheidigen," damit sie „auch ihren Episkopat als Einen und ungetheilten erproben." „Der Episkopat ist Einer, die einzelnen (Träger desselben) haben einen Theil von ihm in solidarischer Haft für das Ganze. Auch die Kirche ist Eine, sie, die durch das Wachsthum ihrer Fruchtbarkeit immer weiter sich ausdehnt." Wie viele Strahlen der Sonne und nur Ein Licht, viele Aeste am Baum und Ein Stamm, Eine Quelle und viel aus ihr abgeleitete Bächlein, so verhält es sich mit der katholischen Kirche; die Vielheit der Einzelkirchen hebt die Einheit der Gesammtkirche nicht

---

lichen Autorität resumirt Cyprian: „Cum haec tanta ac talia et multa alia exempla praecedant, quibus sacerdotalis auctoritas et potestas de divina dignatione firmatur; quales putas esse eos, qui sacerdotum hostes et contra Ecclesiam catholicam rebelles, nec praemonentis Domini comminatione, nec futuri judicii ultione terrentur? Neque enim aliunde haereses obortae sunt, aut nata sunt schismata, quam dum sacerdoti Dei non obtemperatur, nec unus in Ecclesia ad tempus sacerdos et ad tempus judex vere Christi cogitatur. Cui si secundum magisteria divina obtemperarit fraternitas universa, nemo adversum sacerdotum collegium quidquam moveret." Migne, t. 3, c. 802 sq. Cf. De unitate Eccl. n. 3.

Digitized by Google

auf, diese bleibt auch im Wechsel der Nachfolge: „Sie erstreckt ihre Zweige über die ganze Erde . . . gleichwohl ist Eines ihr Haupt, Einer ihr Ursprung, Eine die Mutter, reich durch den ihrer Fruchtbarkeit entspringenden Wechsel der Nachfolge." Aber diese Einheit bleibt auch von Gott gegründet und beschützt gegen die Angriffe der Finsterniß in den Spaltungen; sie ist ein Geheimniß, unzerstörlich wie die Einheit in Gott selber. Wer diese Einheit zu zerreißen sucht, der löst nur sich selber ab, und zwar vom Heile, von der Verbindung mit Gott. „Es kann Gott nicht zum Vater haben, wer die Kirche nicht zur Mutter hat." [1] Diese, in dem dreieinigen Gott selber wurzelnde, in Petrus sichtbar gewordene Einheit der Gesammtkirche ist vorgebildet durch den ungenähten Rock Christi, Christus hat sie verkündet in den Worten: Ein Hirt und Eine Heerde.

Wenn nun die Gesammtkirche eine solche untheilbare Einheit besitzt, wie viel mehr die Einzelkirche; „und nun sollte Jemand noch wähnen, es können an Einem Orte viele Hirten und viele Heerden sein?" [2] Mit diesem Übergange, der ein argumentum a fortiori enthält, rückt der hl. Cyprian seinem Hauptziele näher, die Verwerflichkeit des Schisma in Rom den Bekennern daselbst vor Augen zu stellen. Er thut es in seiner Art [3] durch Stellen der heiligen Schrift aus dem Alten und Neuen Testament [4] und schließt mit einer zusammenfassenden Ansprache an die Bekenner, worin namentlich der ihnen drohende Verlust des ewigen Heils, wenn sie außerhalb der Kirche bleiben, betont wird [5].

Die Rückkehr dieser Bekenner zu Cornelius, als dem „Bischof der heiligsten katholischen Kirche", [6] feierte Cyprian als einen Beweis für die unzerstörbare Einheit der katholischen Kirche [7]. Diesen lieferte allerdings jede Aufhebung eines Schisma; aber in besonderer Weise die eines römischen. Wie Novation dieses über die ganze Kirche zu verbreiten wußte, so war der Sieg des Cornelius ein Sieg der katholischen Einheit in der ganzen Kirche. Dieses tritt dann auch bei Cyprian hervor, wenn er in seiner Entschuldigung, warum er mit der Anerkennung des

---

[1] De unitate Ecclesiae. n. 4—6. 7.
[2] L. c. n. 8.
[3] Cf. Testimoniorum libri III.
[4] L. c. n. 8—16.
[5] L. c. n. 16—26.
[6] Cornel. ad Cyprian. Migne, t. 3. c. 721.
[7] Ep. 47. Migne, l. c. 734.

Digitized by Google

Cornelius zurückgehalten, die Rücksicht auf ferner wohnende Bischofe hervorhebt und die Gemeinschaft mit Cornelius als „die Einheit und Liebe der katholischen Kirche“ bezeichnet; nicht minder, wenn er sagt, er habe denen, die nach Rom schifften, eingeschärft, „ja von der Wurzel und dem Mutterschoße der katholischen Kirche,“ worunter er nur die römische Kirche verstanden haben kann, festzuhalten [1].

Eine Erläuterung zu diesen wesentlich katholischen Grundsätzen über die von Gott stammende Verfassung der Kirche geben indeß nicht bloß gelegentliche Äußerungen, sondern noch sprechender die bekanntgebliebenen Beziehungen des heiligen Lehrers zu drei Vorgängen in der Kirche jener Zeit.

In Spanien waren zwei Bischöfe, Martial und Basilides, im Laufe der Verfolgung durch Glaubensverläugnung ihres erhabenen Amtes verlustig geworden. Zusammenwirkend mit Volk und Klerus der betreffenden Diözesen Leon, Astorga und Merida hatten die benachbarten Bischöfe an ihrer Stelle Felix und Sabinus zur bischöflichen Würde erhoben. Nun wandte sich der abgesetzte Basilides an den Papst Stephan (254—57) in Rom, als sei er rechtswidrig seines Amtes entsetzt worden, und wußte durch Täuschung eine günstige Aufnahme zu erlangen. Aber auch Sabinus that Schritte. Den Umfang derselben kennen wir nicht mehr; gewiß ist, daß er mit seinen Freunden die Hilfe des Primas der afrikanischen Kirche anrief. Der hl. Cyprian hielt eine Synode; das Ergebniß war für Sabinus. In dem Synodalschreiben (Ep. 68) wird an der damals „fast durch alle Provinzen“ herrschenden kirchlichen Disciplin veranschaulicht, was dazu gehört, damit ein Bischof nach dem Sinne Gottes (judicio et sententia Dei), und das war dann ein rechtmäßiger Bischof, zu Stande kam. Dem hl. Cyprian stand vor Allem fest, wenn Einer außerhalb der Gemeinschaft der Kirche Bischof wurde, war er kein Bischof. Ferner: wurde er im Widerspruch mit den Vorschriften des Evangeliums, der apostolischen Tradition und dem kirchlichen Rechte zu dieser Würde erhoben, so konnte er abermals kein rechtmäßiger Bischof sein. Eine unrechtmäßige Erhebung war es auch, wenn sie auf einen Unwürdigen fiel [2].

---

[1] Epp. 45. c. 710. 711. Ep. 52, c. 763.

[2] „Habere aut tenere Ecclesiam nullo modo potest, qui ordinatus in Ecclesia non est.“ Migne, c. 1140. Ep. 76. Ep. 55. Migne, t. 3, c. 80 sqq. „Nisi si ita est aliquis sacrilegae temeritatis ... ut putet, sine Dei judicio fieri Dei sacerdotem ... existimat aliquis ... sacerdotes ... non de ejus sententia ordinari? ... Plane episcopi non de voluntate Dei fiunt; sed qui extra Eccle-

Digitized by Google

Eben um dieſes zu verhindern, war dem Volke eine Mitwirkung bei der Wahl eingeräumt; es lag in ſeiner Gewalt, vornehmlich durch ſein Zeugniß Unwürdige von der Ordination auszuſchließen. Die Entſcheidung lag bei den mitwirkenden Biſchöfen, welche im obengenannten Falle auch das Recht des Vorſchlags ausübten [1].

Ob die Wahl wirklich nach dem Sinne Gottes, oder was dasſelbe iſt, katholiſch ausgefallen ſei, darüber war das Urtheil der Kirche, nicht des Einzelnen maßgebend [2]. Auch mußte der Biſchof ſich durch die Treue gegen die Kirche, durch das Bleiben in der katholiſchen Einheit bewähren; und auch hier ſteht ihm Chriſtus, der ihn erhoben hat, zur Seite [3].

In Gallien hatte das novatianiſche Schisma den Biſchof von Arles in ſeine Netze gelockt. Galliſche Biſchöfe, an ihrer Spitze Fauſtin von Lyon, wandten ſich nach Rom, um ſeine Abſetzung zu bewirken; auch ſie riefen die Hilfe des Primas von Afrika, und nicht umſonſt, an. Er ſchrieb dem Papſte, indem er ſeine Verwendung für eine fremde Kirche durch das Geſammtintereſſe der Biſchöfe wie den Anſpruch der Gläubigen auf die Hilfe von Seiten der Biſchöfe rechtfertigte. Weniger durch Worte, als durch ſeine Bitte zeigte er ſodann, was nach ſeiner Überzeugung zur Action des Epiſkopates hinzutreten mußte, wenn dieſelbe definitive Wirkung in der Kirche haben ſollte. Er forderte nämlich den Papſt auf, mit voller Autorität in Arles einzuſchreiten, um Marcian abſetzen zu laſſen, und ihm dann mitzutheilen, wen er fortan als Biſchof von Arles zu behandeln habe [4]. Eine deutlichere Anerkennung des römiſchen Primates, als des Schlußpunktes der katholiſchen Ein-

---

siam fiunt: sed qui contra dispositionem et traditionem evangelii fiunt." Cf. Ep. 44. Migne, c. 704: ecclesiastica institutio et divina traditio. Ep. 68. Migne c. 1027: „Ordinari non numquam indignos non secundum Dei voluntatem, sed secundum humanam praesumptionem, et haec Deo displicere, quae non veniunt ex legitima et justa ordinatione, Deus ipse manifestat."

[1] Epp. 68, c. 1025 sqq. — 41, c. 702. — 52, c. 768.

[2] Epp. 52, t. 3, c. 768: „coepiscoporum testimonio."

[3] Ep. 52. Migne, c. 774 sq. 791 sq.

[4] Ep. 67 ad Stephanum: „Idcirco enim... copiosum corpus est sacerdotum, concordiae mutuae glutino atque unitatis vinculo copulatum, ut si quis ex collegio nostro haeresim facere ... tentaverit, subveniant caeteri," c. 995. „Quapropter facere te oportet plenissimas literas ad coepiscopos nostros," c. 993. „Dirigantur in Provinciam et ad plebem Arelate consistentem a te litterae, quibus abstento Marciano alius in locum ejus substituatur," c. 994. „Significa plane nobis quis in locum Marciani Arelate fuerit substitutus, ut sciamus ad quem fratres nostros dirigere et cui scribere debeamus," c. 998.

Digitized by Google

heit in der Gesammtkirche, läßt sich für jene Zeit kaum denken. Sie steht in vollster Harmonie mit dem früher Entwickelten, wenn wir als Mittelglied hinzu nehmen, daß Cyprian den Primat Petri sich nicht als etwas Vorübergehendes dachte; daß nach ihm die Cathedra Petri in Rom stehen blieb (Ep. 52); daß die römische Kirche als Hauptkirche (ecclesia principalis) mit dieser Cathedra gleich gesetzt und von ihr gerade so wie von Petrus gesagt wird, daß die bischöfliche Einheit (in der Gesammtkirche) von ihr ausgegangen sei (Ep. 55. Migne, t. 3. 818—21). Der hl. Cyprian legte übrigens dieses glänzende Zeugniß vom römischen Primate ab in demselben Schreiben, in dem er mit einer gewissen Eifersucht die Rechte der afrikanischen Kirche gegen die Appellation des Fortunat an Cornelius verwehrte.

Dieselbe Eifersucht in Verbindung mit einer gewissen menschlichen Gereiztheit muß in Betracht gezogen werden, um seine Stellung zu dem hl. Papste Stephan in dem Ketzertaufstreite mit historischer Gerechtigkeit zu würdigen. Das Factische an der Sache ist indeß so gründlich durchgesprochen, daß wir uns kurz fassen können.

Wie der hl. Cyprian das Verhältniß des Bischofs zu seinem Klerus und den Gläubigen sich patriarchalisch dachte, einer ähnlichen Vorstellung begegnen wir bezüglich der Stellung des Oberhauptes der Kirche. Der zutrauliche Ton in Ep. 67 an Stephan zeigt dieses. Im Einklange damit ist es, wenn er, mit sichtlicher Anspielung auf seine Zeit, demselben Papste das Beispiel des hl. Petrus vorhielt, als Paulus denselben freimüthig tadelte. Obwohl, fügt er bei, Petrus den Primat hatte, nahm er die Belehrung willig an, uns zum Beispiel, damit wir was Brüder und Mitbischöfe anbieten, als uns eigen behandeln [1]. Was Bischöfe und Lehrer in der Kirche erkennen, soll der Nachfolger Petri, ist hiemit nahegelegt, wie ein Familiengut behandeln, jede Eifersucht ausschließend. Auf dieser Höhe schien ihm Stephan nun nicht zu stehen, er schien ihm zu herrisch, zu engherzig bedacht, seinen Vorrang die übrigen Bischöfe fühlen zu lassen und das bei einem Anlasse, wo er nach seiner, Cyprians Überzeugung, im Unrechte war. Auch Heilige können irren, und diese Überzeugung Cyprians war ein wirklicher Irrthum. Stephan war formell und materiell in Rechte, Cyprian aber im Unrechte nach beiden Seiten hin.

Ein Vorgänger des hl. Cyprian, Agrippin, hatte, wohl unter der

[1] Ep. 71 ad Quintum. Migne, t. 3. c. 1107 sq.

Digitized by Google

Regierung des hl. Papstes Kallistus (c. 220), die bis dahin auch in Afrika mit Rom gemeinsam beobachtete Praxis, den Convertiten aus Häresieen und Schismen nur das Bußsacrament zu spenden, abgeändert. Die Voraussetzung der alten, auf die Apostel zurückgehenden Praxis war, daß die Häretiker keine eigene Taufformel, sondern die allgemein übliche gebrauchten, wie der Papst Stephan dem hl. Cyprian bemerklich machte[1]. Agrippin führte für solche Convertiten, wenn sie nicht ursprünglich in der katholischen Kirche getauft waren, die Wiedertaufe ein, erklärte also die Taufe der Häretiker für ungiltig. Um dieselbe Zeit ungefähr wurde im Herzen von Kleinasien, auf den Synoden von Iconium und Synnada[2] dieselbe Neuerung eingeführt. Welchen Einfluß Tertullian und andere Montanisten hierauf hatten, bleibe unberührt. Nicht alle afrikanischen Bischöfe folgten ihrem Primas, wohl aber vertheidigte der hl. Cyprian die neue Praxis; sie schien ihm den Grundsätzen des Glaubens an die allein seligmachende Kirche entsprechender; doch verwahrte er sich wiederholt dagegen, daß er etwa seinen Gegnern seine Praxis als Gesetz auferlegen oder sie wegen des Festhaltens an ihrer, der alten Praxis, von der Kirchengemeinschaft ausschließen wolle. Mit Firmilian, dem Primas von Kappadocien, rechnete er die Sache zu jenen disciplinären Verschiedenheiten, welche innerhalb der Einheit einzelnen Kirchen freigegeben waren, oder wie er sich selber ausdrückte, zu den Actus, worüber ein katholischer Bischof nur Christus auf Grundlage der bleibenden Einheit mit der Kirche[3] Verantwortung schuldig ist. Er brachte übrigens seine Ansicht auf drei Synoden zur Verhandlung; nach der zweiten (Ostern 255?) theilte er die ihm zustimmenden Beschlüsse dem Papste mit, der über dieselbe Sache bereits mit den Orientalen Verhandlungen gepflogen und denselben mit der Excommunication gedroht hatte, wenn sie nicht von der Neuerung abständen. Der Papst nahm zu den Afrikanern keine andere Stellung ein. Er verbot ihnen, etwas anderes als das Bußsacrament den fraglichen Convertiten gegenüber in Anwendung zu bringen, indem er sich auf die apostolische Tradition der römischen Kirche, wie auf seine Primatialrechte berief und zugleich, wie wir aus Cyprians und Firmilians Briefen sehen, die Gründe der Afrikaner widerlegte.

---

[1] Ep. 74 ad Pompejum. Migne, t. 3. c. 1129: „Cum ipsi haeretici proprie alterutrum ad se venientes non baptizent, sed communicent tantum."

[2] Eusebius, H. E. VII. 7. Vgl. Hefele, Conciliengeschichte, I. 81. — Ep. Firmiliani. Migne, t. 3. c. 1161—1170.

[3] Migne, t. 3, c. 781. Ep. 52. — c. 1159. Ep. Firmiliani. — c. 1050.

Digitized by Google

Die Häretiker taufen im Namen Christi, gebrauchen die allgemein übliche Taufformel, also werde durch den Beistand Christi giltig getauft, und wenn sie guten Glaubens seien, empfangen sie auch die Gnade der Sündenvergebung. — Daß er zugleich mit der Excommunication drohte, ja wenn man Firmilian glauben darf, über Cyprian beleidigende Ausdrücke gebrauchte und seinen Gesandten nicht allein jede Besprechung versagte, sondern auch den Gläubigen die Übung der Gastfreundschaft verbot [1], machte begreiflich in Afrika böses Blut. In der Hitze des Streites gebrauchte Cyprian Ausdrücke und that Schritte, welche sich nicht rechtfertigen lassen. Dahin gehört es, wenn er seine dritte Synode (1. Sept. 256) nicht ohne Seitenhieb auf Stephan mit den Worten eröffnete: Die Väter sollten ihre Ansichten vortragen, ohne Jemanden zu richten, oder dem, der die entgegengesetzte Ansicht habe, die Gemeinschaft zu künden. „Denn keiner von uns wirft sich zum Bischof der Bischöfe auf, noch legt er seinen Amtsgenossen durch gewaltthätige Einschüchterung den Zwang des Gehorsams auf." [2] Hatte Cyprian zwar zunächst sich selber gegen den Vorwurf seiner afrikanischen Gegner verwahrt, als mißbrauche er seine Primatialgewalt zur Unterdrückung der Anhänger der alten Praxis [3], so ist doch die Anspielung auf Stephan greifbar, sowie ein Vorwurf über den Mißbrauch des Primates unverkennbar in den Worten liegt. Aber gerade diese versteckte Anklage ist so wenig eine Läugnung des Primates selber, daß sie denselben viel heller in's Licht stellt, als wenn sich Cyprian schweigend gefaßt hätte. Wie der Apostel Thomas durch seinen Zweifel an der Auferstehung Christi uns mehr genützt hat, als durch einen einfachen Glauben, so kann man wohl sagen, hat Cyprian durch die Art, wie er die bischöfliche Auctorität gegen den Primat im Ketzertaufstreite vertheidigte, die Existenz des Primates uns deutlicher in's Licht gesetzt, als durch widerstandslose Gefügigkeit. Ein Widerstreben setzt ein Streben voraus. Daß Cyprian sich gegen gewaltthätige Einschüchterung von Seiten des „episcopus episcoporum" wehrte, beweist, daß Stephan von seinem Primate energischen Gebrauch gemacht hatte. Von einer Bekämpfung des Primates selber finden wir nirgends Etwas bei Cyprian, auch nicht von einer indirekten; denn er dachte sich die bischöfliche Competenz keineswegs unbeschränkt, wie seine

[1] Ep. Firmiliani, l. c. t. 1160 sqq. 1166, 1171 sq. 1174 sq. cf. Epp. 71, 74.
[2] Migne, t. 3. c. 1054.
[3] Diese im Wesentlichen Möhler'sche Auffassung (Gams Kirchengeschichte I, 395) wird verstärkt durch die früheren Verwahrungen Cyprians in Epp. 70, 72.

Digitized by Google

Behandlung der Bußdisciplin und das Einschreiten gegen Marcian von Arles beweist. Dem Fortunat und dem Novatian rechnete er es gleichfalls zu besonderem Verbrechen an, daß sie sich gegen Beschlüsse der allgemeinen Kirche erhoben [1]. Von einer gewissen Unklarheit der Stellung wollen wir indessen den hl. Cyprian nicht freisprechen. Wir können aber den Hauptgrund hievon mit dem hl. Augustinus darin sehen, daß die Frage, welche ihn dahin brachte, noch nicht conciliarisch durchgesprochen war [2]. Derselbe heilige Lehrer ist auch der gewichtvollste Zeuge dafür, daß es nicht zum wirklichen Bruch zwischen Carthago und Rom gekommen ist, indem er den Donatisten den hl. Cyprian darin als Muster vorhält, daß er, wenn auch materiell irrend, doch die Gemeinschaft mit Rom bewahrt habe [3]. Wie Eusebius berichtet, war der hl. Dionysius von Alexandrien im Sinne des Friedens in Rom thätig [4]. Der Ausbruch der valerianischen Verfolgung begünstigte diese Bestrebungen. Wir sehen auch den hl. Cyprian nach dem Tode Stephans (2. Aug. 257) im friedlichen Verkehr mit Rom unter dem hl. Papste Xystus, und mit diesem wie mit dem hl. Stephan durch ein glorreiches Martyrium (14. Sept. 258) vereinigt. Die römische Kirche ehrte ihn als einen katholischen Martyrer; dieselbe Ehre ist ihm zu allen Zeiten unangefochten geblieben.

4) Ergebnisse. Wo stehen die Neuprotestanten?

Nunmehr ist es ein Leichtes, übersichtlich die Grundsätze des hl. Cyprian über die Kirche zusammen zu stellen und die besondere Aufgabe, der er in den Kämpfen seiner Zeit nach den Absichten Gottes zu genügen hatte, zu erkennen.

Ausgehend von dem Glauben, daß die Kirche Jesu Christi allein den Menschen das Heil bringen kann, daß sie eine von Gott gegründete und bis zum Ende der Zeiten durch göttlichen Beistand erhaltene Anstalt ist, bestimmt der hl. Lehrer näherhin diese Kirche als eine sichtbare Gemeinschaft. Es ist jene, die von den rechtmäßigen Nachfolgern der Apostel, den katholischen Bischöfen, regiert wird; jene, die auf Petrus erbaut, den Stuhl Petri zu Rom in ihrer Mitte besitzt. Sie hat durch

---

[1] Ep. 52, c. 768. Ep. 40, c. 334 sqq.

[2] St. Augustinus, De baptismo contra Donatistas I. n. 28. Migne, t. 43, c. 124.

[3] St. Aug., l. c. II, n. 3, c. 128.

[4] Eus. H. E. VII, 5.

Digitized by Google

Gottes Stiftung und Beistand eine unzerstörbare Einheit. In ihr ist Eine untheilbare oberste Gewalt, dieselbe, welche Petrus über die ganze Kirche empfangen hat und die im römischen Stuhle, dem Stuhle Petri, erhalten geblieben ist; sie ist zugleich für einen Theil der Heerde, die Bischöfe, welche durch ihren festen Zusammenschluß die auf Petrus gegründete Einheit des Ganzen bewahren müssen.

An dieser untheilbaren Einheit nehmen die Kleriker und Gläubigen Theil durch ihre Unterwerfung unter den rechtmäßigen Bischof. Diese ist göttliche Vorschrift; denn die rechtmäßigen Bischöfe haben in Petrus ihre Gewalt von Christus. Rechtmäßig sind sie, wenn sie durch ihre Erhebung, wie durch ihre Treue in der katholischen Einheit stehen.

Eben dieses Letztere war das, was der hl. Cyprian zur Wahrung der katholischen Einheit zunächst zu vertheidigen hatte. Er schloß sich hierin im Wesentlichen an den hl. Ignatius von Antiochien an, der gleichfalls gegen Spaltungen die bischöfliche Autorität in den Vordergrund stellte. Aber soferne er dieser Aufgabe nur zu entsprechen vermochte durch die Aufzeigung des göttlichen Grundgesetzes, daß die bischöfliche Gewalt ein Theil jener Fülle ist, welche Christus in Petrus bleibend für die Kirche hinterlegt hat, ist er einen bedeutenden Schritt weiter gegangen. Und das scheint uns seine eigentliche providentielle Mission gewesen zu sein, dieses Grundgesetz zu enthüllen. Er hat das Verdienst, es mit ebenso viel Klarheit als Energie in's Licht gestellt zu haben: die bischöfliche Autorität ist zugleich mit dem Primate und in ihm eine göttliche Institution, die Ursache der Einheit in der Kirche, wie das Mittel des Heils für die Einzelnen.

Es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes auf den Neuprotestantismus, um zu erkennen, daß der Hauptgedanke des hl. Cyprian ein Todesurtheil für denselben ist. Die Thatsachen über diese Häresie der Gegenwart sind in Aller Gedächtniß. Ausgegangen von der Läugnung der auf einem allgemeinen Concil ausgesprochenen Unfehlbarkeit des Papstes, wurde die Sekte eben damit zu der unsinnigen Behauptung gedrängt, daß die katholische Kirche am 18. Juli 1870 aufgehört habe zu existiren; wenn aber dieses, dann konnte sie keine göttliche Stiftung sein, konnte nicht mit dem Geiste der Wahrheit ausgerüstet, nicht der ausschließlich von Gott vorgeschriebene Heilsweg sein. So sind sie denn bereits dabei angelangt, die vom hl. Cyprian so energisch vertheidigte Sichtbarkeit der Kirche gleichfalls aufzugeben und mit den Indifferentisten gegen die dogmatische Intoleranz Front zu machen, gegen jene

Digitized by Google

Eigenschaft also, deren Exceß, kann man sagen, den hl. Cyprian in Gefahr brachte, mit dem heiligen Stuhle sich zu überwerfen. Eben durch diese Thatsachen ist auch die eigenthümliche Stellung der neuen Sekte in dem Kampfe der Gegenwart bedingt. Und dieses führt zu weiteren Differenzpunkten.

Seit Marsilius von Padua haben die Schmeichler der weltlichen Gewalt sich durch Angriffe auf die Unabhängigkeit der Kirche und durch häretische Lehren über die geistliche Gewalt zu empfehlen gesucht. Allein in unserer Zeit sind die Ansprüche gesteigert. Der Febronianismus oder Josephinismus thuts nicht mehr. Selbst der Richerismus reicht nicht aus. Die Herrschgewaltigen stehen zu den Verehrern des „Weltbaumeisters" in intimen Beziehungen, deßhalb muß, wer ihnen gefallen will, ein weites Herz haben[1]. Das Stichwort ist heute dogmatische Toleranz oder das „Johannisevangelium" der Liebe, das bestimmt sein soll, das petrinische System der Intoleranz oder die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, wie die paulinische Freiheit des protestantischen Geistes, oder die Negation jeder kirchlichen Form durch eine heilsame Mitte zu überwinden. Freie Nationalkirchen nach dem Bauplane der Evangelischen Allianz, das ist heute an der Mode. Daß Reinkens für das Projekt, das den symbolgläubigen Protestantismus weit hinter sich läßt, gewonnen ist, hat er mit anerkennenswerther Offenheit auf dem Kölner Neuprotestantencongreß eingestanden[2]. Was er seitdem, zumal in seiner amtlichen Stellung, als „Bischof" der johanneischen Zukunftskirche publicirt hat, gibt weitere Andeutungen darüber. Aus dem geht aber zugleich hervor, daß zwischen dem hl. Cyprian und den Neuprotestanten eine unausfüllbare Kluft besteht, nicht allein bezüglich

---

[1] Im Neuprotestantencongreß zu Köln, September 1872, sagte Reinkens: Das Herz der Altkatholiken „muß sich Allen" öffnen, auch den protestantischen Christen. Freudig muß man allen ihren Bestrebungen und Wünschen entgegenkommen, „auch den auf dem äußersten Standpunkte geschriebenen." (Rhein. Zeitung. Nr. 241. Erste Ausgabe.)

[2] Nach der oben angeführten Zeitung, einem den Neuprotestanten günstig gesinnten Blatte, bemerkte Reinkens in der dritten Delegirtenversammlung: die angestrebte Einigung der Confessionen „bestehe nicht in Uniformität. Es sei unzweifelhaft, daß die nationalen Eigenthümlichkeiten berechtigt seien — sie dürfen nicht unterdrückt werden" . . „Eine Confession könne der andern nicht bestimmte Vorschläge machen"... „Die Entwicklung der verschiedenen Nationalkirchen dürfe nicht negirt werden" u. s. w. (Rhein. Ztg. Nr. 241. Zweite Ausg.). Diesem weitherzigen Standpunkt entsprechend, waren denn auch nicht allein anglikanische und russische Ableger der Evangelischen Allianz, sondern der Freimaurerbund selber auf dem Congresse vertreten.

Digitized by Google

der Grundsätze; sie erstreckt sich vielmehr auf die ganze Stellung zur Kirche. Man kann sagen, nicht ein Faden läßt sich am ganzen Gewebe der Neuprotestanten entdecken, das irgendwelche Verwandtschaft mit dem hl. Cyprian aufwiese. Wenn sie dennoch ein Bedürfniß fühlen, mit diesem Heiligen verglichen zu werden, so wird der Leser keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welchen Platz ihnen die Geschichte Cyprians anweist.

Schon ihre Stellung zu den äußeren Feinden und Verfolgern der Kirche ist eine ganz andere als die des hl. Cyprian. Während nämlich dieser heilige Märtyrer den grundsätzlichen Verneinern der Offenbarung gegenüber nur Eine Antwort kannte, seinen Freunden nur Eine gestattete: das Martyrium, die Ablehnung jeder Gemeinschaft, jeder Transaction, ganz wie die Ultramontanen unserer Tage, wie die Hirtenbriefe der katholischen Bischöfe; lassen sich die Neuprotestanten als Verbündete, als Vorposten, als Waffen gegen die katholische Kirche und ihr Oberhaupt gebrauchen, ja schämen sich nicht, wie wir in dem Schreiben ihres „Bischofs" von 14. December 1873 sehen, kirchenfeindliche Gesetze, die auf einem widerchristlichen Princip beruhen, offen zu vertheidigen. Um den Contrast recht augenscheinlich zu machen, nehme man einen Neuprotestanten mit in die beiden letzten Verhöre[1] des hl. Cyprian, deren eines die Verbannung, das andere seinen Martertod im Gefolge hatte. Im ersten sagte der Proconsul Paternus zum Heiligen: „Meine allerfrömmsten Herren, die Kaiser Valerian und Gallien haben mir zu schreiben geruht, mit der allerhöchsten Weisung, daß Jene, welche sich nicht zur römischen Staatsreligion bekennen, zu den Gebräuchen derselben zurückzukehren haben." Der hl. Cyprian, ein Katholik vom alten Schlage, erwiederte nach den Akten rund weg: „Ich bin ein Christ, ein Bischof. Ich kenne keine andern Götter, als den Einen wahren Gott, der Himmel und Erde und Alles, was in ihnen ist, erschaffen hat. Diesem Gotte dienen wir, ihn rufen wir an Tag und Nacht, für uns und für alle Menschen, auch für das Wohl der Kaiser." Dafür ging er in die Verbannung, und weil diese seinen Sinn nicht brach, mußte er ein Jahr später von dem Nachfolger des Paternus, dem Proconsul Galerius Maximus, die Strafrede hören: „Lange genug hast Du in gotteslästerlicher Gesinnung gelebt, und eine große Menge von Menschen zu

[1] Die ächten, von dem Zeitgenossen Pontius gesammelten, Akten bei Ruinart, Acta martyrum. Ed. Galura. Aug. Vindelic. Rieger, II, 43 sqq.

Digitized by Google

Genossen Deiner ruchlosen Verschwörung gemacht und Dich so als Feind der römischen Götter und der ehrwürdigen Staatsgesetze erwiesen; selbst unsere allerfrömmsten Kaiser haben Dich nicht zur Gemeinschaft ihrer Religion zu bringen vermocht. Als Urheber und Anführer solch' ruchlosen Beginnens sollst Du den Verführten zum warnenden Beispiel mit Deinem Blute die dem Gesetze schuldige Achtung besiegeln!"

Wir unterscheiden sehr wohl eine Verfolgung durch Christen von einer Verfolgung durch Heiden; wir wissen wohl, daß jene nicht zur Abschwörung des christlichen Namens auffordern; aber Jedermann weiß auch, daß die Urheber der fraglichen Gesetze den Grundsatz, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, als Rebellion verdammen, während die gläubigen Christen darauf ihren Widerstand gründen, sowie daß Jene eine unbedingte Unterwerfung unter die Staatsgesetze fordern. Das ist aber principiell eine Verläugnung der obersten Herrschaft Gottes, und wer sich mit solchen Zumuthungen noch abzufinden weiß, dessen Gewissen ist zum Mindesten ganz anders construirt, als das des hl. Cyprian. Dieß erhellt auch daraus, daß nach den Grundsätzen dieses Heiligen, wie wir gesehen, die Verfolgung durch Abgefallene, von der Kirche Getrennte, gefährlicher ist, als die durch Heiden, also mindestens ebenso viel Entschlossenheit fordert, als diese.

Eine andere mögliche Einwendung wäre: aber ist denn noch die römische Kirche jene Kirche, welcher der hl. Cyprian angehörte? Fragestellung und Antwort führt auf einen zweiten Gesichtspunkt, unter welchem die Neuprotestanten sich gleichfalls als völlig geschieden vom hl. Cyprian erweisen. Während nämlich dieser die katholische Kirche einerseits als sichtbare Gemeinschaft kannte, als einen Verein bestimmter Kirchen, an deren Spitze die römische „Hauptkirche", der „Stuhl Petri" stand, andererseits diese sichtbare Kirche als eine göttliche Stiftung mit unvergänglicher Dauer und unzerstörbarer Einheit den „menschlichen" Kirchen der Häretiker und Schismatiker[1] als Produkten des Lügengeistes entgegenstellt (Ep. 52, c. 790), haben die Neuprotestanten ohne Bedenken ihre „altkatholische" Kirche mit allen längst getrennten Gemeinschaften auf dem Kölner Neuprotestanten-Congresse vom September 1872

[1] „Cum sit a Christo una Ecclesia per totum mundum in multa membra divisa, item episcopatus unus episcoporum multorum concordi numerositate diffusus, ille (Novatianus) post Dei traditionem, post connexam et ubique conjunctam catholicae Ecclesiae unitatem humanam conatur Ecclesiam facere." Ep. 52. Migne, t. 3. c. 790.

Digitized by Google

als gleichberechtigte Glieder in ein großes Babel zuſammen zu mengen und den Grundſatz von der unvergänglichen Dauer wie von der ausſchließlichen Prärogative göttlicher Stiftung völlig preis zu geben, kein Bedenken getragen. Da die Neuproteſtanten die Schriften des hl. Cyprian kennen, iſt es überflüſſig, eine Blumenleſe von Urtheilen über eine ſolche Stellung hier anzuführen. Genug, daß ſie für immer von der Gemeinſchaft des hl. Cyprian ſcheidet.

Der dritte Geſichtspunkt endlich, der dieſe Scheidung, wenn möglich, noch vertieft, iſt folgender. Dem Profeſſor von Döllinger mochte auf dem Münchener Congreſſe der hl. Cyprian vorſchweben, als er ſeine Geſinnungsgenoſſen warnte, keinen Altar gegen den Altar zu errichten, kein Gegenprieſterthum einzuführen. Er mochte wohl wiſſen, daß dieſer heilige Lehrer nie ein Nothſtandsrecht, überhaupt keinerlei Recht zur Bildung einer Gegenkirche zugeſtanden, daß er Alles derartige Beginnen als Rebellion, als ſataniſches Unterfangen, als eine Selbſtverdammung vor dem Gerichte verurtheilt habe. Und darin ſprach Cyprian ſo ſehr den Glauben ſeiner Zeit aus, daß er erzählt, als die Schismatiker von Carthago in Fortunat einen Gegenbiſchof aufſtellten, ſeien den armen Verführten die Augen aufgegangen und das Schisma ſei zerfallen (Ep. 55, c. 823). Nur eine Stelle zum Nachdenken, weil ſie für den Fall, den Döllinger im Auge hatte, vollkommen paßt, ſei aus vielen angemerkt: Durch Spaltungen (de unitate eccl. n. 10) „werden ſchon vor dem Tage des Gerichtes die Seelen der Gerechten und Ungerechten geſchieden . . Hieher gehören Jene, welche ſich ſelber bei ihren verwegenen Parteigenoſſen ohne göttlichen Beruf zu Vorſtehern aufwerfen, ſich Biſchöfe heißen laſſen, ohne daß ihnen Jemand den Epiſkopat gegeben hätte. Der heilige Geiſt bezeichnet ſie in den Pſalmen als Solche, welche auf den Stühlen der Peſtilenz ſitzen.“ Man ſieht, der Hirtenſtab des h. Cyprian reicht aus, den Neuproteſtantismus zu zermalmen; es bedurfte dazu keines Anathems von Seite Pius' IX. oder des vatikaniſchen Concils.

Florian Rieß S. J.

Die „großartigen Zeugniſſe“ für die Descendenztheorie.

II.

Da die Selectionshypotheſe alle Arten einer Gattung, alle Gattungen einer Familie, alle Familien einer Ordnung u. ſ. w. von einer

Digitized by Google

einzigen Stammform entstehen läßt, so muß sich ihr Urheber nothwendig damit beschäftigen, die Thatsachen der geographischen Verbreitung der Organismenwelt mit der Ansicht in Einklang zu bringen, „daß die verschiedenen Arten einer Gattung von einer Geburtsstätte ausgegangen seien.“ [1] Daß dieses eine Aufgabe von „außerordentlich großer“ Schwierigkeit sei, ersehen wir allein schon daraus, daß Darwin ihr von den fünfzehn Kapiteln seines Werkes nicht weniger als zwei widmet; und am Schlusse derselben finden wir nicht nur, daß er die Schwierigkeiten beseitigt, sondern noch ein Überflüssiges geleistet und gezeigt hat, daß die Erscheinungen der geographischen Verbreitung „nach der gewöhnlichen Annahme einer unabhängigen Schöpfung der einzelnen Arten völlig unverständlich sind“ [2], durch seine „Theorie“ aber vollständig „erklärt“ werden. Wie Darwin dieses glänzende Resultat zu Stande bringt, wollen wir mit einigen Worten beleuchten.

Vor Allem fordert er uns also auf, schuldigermaßen „unsere Unwissenheit über alle Folgen der klimatischen und Niveauveränderungen der Länder, welche in der Jetztzeit gewiß vorgekommen sind, und noch anderer Veränderungen, die in derselben Zeit stattgefunden haben mögen, gebührend einzugestehen und unsere tiefe Unkenntniß der mannigfaltigen merkwürdigen gelegentlichen Transportmittel anzuerkennen,“ durch welche die Organismen in die verschiedenen weit entlegenen Regionen geführt wurden. Auch läßt er uns „bedenken, daß manche Lebensformen nur sehr langsam abändern und mithin ungeheuer langer Zeiträume für ihre Wanderungen bedurften.“ [3] So versetzt sich also Darwin auf Kosten „unserer tiefen Unwissenheit“ in die glückliche Unmöglichkeit, für eine einzige Erscheinung der geographischen Verbreitung eine „Erklärung“ schuldig bleiben zu müssen. Denn, meint George Mivert [4], „es dürfte schwer sein, sich irgend welche Hindernisse dieser Art vorzustellen, welche nicht durch eine unbegrenzte Anzahl von Veränderungen der Erdoberfläche: von Hebungen und Senkungen, Verbindungen und Trennungen von Continenten in jeder nur gewünschten Richtung und Combination, überwunden werden könnten. Alles das läßt sich noch ergänzen durch Einschiebung ganzer Armeen von Feinden, ungezählte Mengen von Vorfahren jeder Art und Myriaden von Zwischenformen,

[1] Entstehung der Arten. S. 479.
[2] Ebend. S. 479.
[3] Ebend. S. 479.
[4] On the genesis of species. London 1871. S. 163, 164.

Digitized by Google

welche ihre Existenzberechtigung wohl darin finden, daß sie zur Unterstützung der Selectionstheorie nützlich oder nothwendig sind.“

Es wird uns wohl Niemand zumuthen wollen, Darwin auf den abenteuerlichen Fahrten durch sein luftiges Hypothesenmeer zu begleiten; wir glauben, ein Übriges gethan zu haben, wenn wir uns diejenige Reihe von Thatsachen etwas näher ansehen, welche ganz besonders zu Gunsten der Selections-„Theorie“ in die Wagschale treten soll.

Es ist, wie uns Darwin belehrt, „ein Gesetz von der größten Allgemeinheit“, daß einerseits die Bewohner desselben Continents oder Weltmeeres eine gewisse Verwandtschaft unter einander zeigen, und andererseits Schranken, die sich der Wanderung der Organismen entgegenstellen (Gebirgsketten, Wüsten, breite und tiefe Meere u. dgl.), mit einer gewissen Verschiedenheit in der Bevölkerung Hand in Hand gehen. So erkennen wir in dem kleinen Nandu des südlichen Patagonien ebenso den Typus des amerikanischen Straußes wieder, wie uns die Aguti (Dasyprocta) und Viscacha (Lagostomus) derselben Laplata-Ebenen, die Berg-Viscacha (Lagidium) der Cordilleren, die Coypu (Myopotamus) und Capybare (Hydrochoeris) an den süßen Gewässern deutlich Typen südamerikanischer Nagethiere vorführen.

Ebenso finden wir die Organismenwelt der Inseln Amerika's wesentlich amerikanisch, aber dennoch so weit von jenen des Festlandes abweichend, daß sie eigenthümliche Arten zusammensetzen[1].

So „liegt der Galapagos-Archipel 500—600 engl. Meilen von der Küste Südamerika's entfernt unter dem Äquator. Hier trägt fast jedes Land- wie Wasserprodukt ein unverkennbar continental-amerikanisches Gepräge. Darunter befinden sich 26 Landvögel, von welchen 21 oder vielleicht 23 für besondere Arten gehalten und gemeiniglich (??) als hier geschaffen angesehen werden; und doch ist die nahe Verwandtschaft der meisten dieser Vögel mit amerikanischen Arten in jedem ihrer Charaktere, in Lebensweise, Betragen und Ton der Stimmen offenbar.“[2]

„Dieses tiefliegende organische Band, über Zeit und Raum dieselben Gebiete von Land und Meer, unabhängig von ihrer natürlichen Beschaffenheit, beherrschend, besteht einfach in der Vererbung, derjenigen Ursache, welche allein einander völlig gleiche, oder, wie wir es bei den Varietäten sehen, nahezu gleiche Organismen hervorbringt. Die Unähnlichkeit der Bewohner verschiedener Gegenden wird der Modification durch Abänderung und natürliche Zuchtwahl, und, wahrscheinlich in einem untergeordneten Grade, dem bestimmten Einfluß verschiedener physikalischen Lebensbedingungen zuzuschreiben sein.“[3]

---

[1] Entstehung der Arten. S. 425 u. 426.
[2] Ebend. S. 472.
[3] Ebend. S. 426.

Digitized by Google

So leicht alſo „derartige Thatſachen aus dem Princip fortſchreitender Vererbung mit Abänderung“ ſich einſehen laſſen, ſo wenig „haben ſie von der gewöhnlichen Annahme einer unabhängigen Schöpfung der Arten eine Erklärung zu erwarten.“

Doch was verſteht Darwin unter dieſer „gewöhnlichen Annahme einer unabhängigen Schöpfung der Arten“? Nichts anderes, als die abſurde Behauptung, daß alle Arten der heutigen Syſtematiker geſchaffen worden ſeien. Zum Weſen der Schöpfungsanſicht gehört aber nach unſerer Meinung nur, daß verſchiedene Organismen nicht auf dem Wege der Zeugung, ſondern durch den Willensakt des Weltenbaumeiſters in's Daſein gerufen wurden. Wie viele deren geweſen, das zu entſcheiden, ſtellt ſie ebenſo der Wiſſenſchaft anheim, wie die Erforſchung der Art und Weiſe, wie die andern, nicht geſchaffenen Weſen entſtanden ſind: ob ſich dieſelben durch bloße Thätigkeit der Naturkräfte und welcher Kräfte gebildet haben, oder ob nicht ihre Entſtehung wieder auf eine Abhängigkeit von der erſten Urſache hinweiſt. Derjenige alſo, welcher an der Abhängigkeit der organiſchen Weſen von einem Schöpfer feſthält, ſagt damit durchaus nicht, daß alle heutigen Arten erſchaffen wurden; aber er gibt auch erſt dann die Entwickelung einer Anzahl derſelben aus andern zu, wenn ihm dieſe bewieſen wird, nicht aber wenn entgegenſtehende Schwierigkeiten mittelſt mehr oder minder luſtiger Hypotheſen überhüpft werden.

Kann nun Darwin deßhalb die oben angeführten und ähnliche Thatſachen als durch ſeine Anſchauung „erklärt“ anſehen, weil er irgendwo bewieſen hat, daß nicht bloß die Arten derſelben Gattung, ſondern auch die Gattungen einer Familie, die Familien einer Ordnung u. ſ. w. von einer einzigen Stammform ihren Urſprung herleiten und durch Vererbung ihrer Ähnlichkeit, durch die Wirkung der Veränderlichkeit und natürlichen Zuchtwahl ihre Verſchiedenheit erlangt haben? Nicht im mindeſten. Was er bewieſen und niemals irgend Jemand in Abrede geſtellt hat, beſteht darin, daß Varietäten ihre Ähnlichkeiten durch Vererbung der artlichen Charaktere ihrer Stammformen haben; daß aber die Verſchiedenheiten aller Varietäten von der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl herzuleiten ſeien, iſt eine völlig unerwieſene Hypotheſe. Wie kann alſo erſt von einem Beweiſe dafür die Rede ſein, daß verſchiedene Arten, Gattungen, Familien u. ſ. w. ihre Ähnlichkeit durch Vererbung, ihre Verſchiedenheiten durch natürliche Zuchtwahl erhalten hätten? Wie alſo von einer Erklärung jener

Erſcheinungen der geographiſchen Verbreitung durch die Selections-theorie?

Doch nehmen wir ſelbſt an, es wäre von einzelnen „Arten“ wirklich nachgewieſen, daß ſie wie immer ſich aus andern entwickelt hätten, was folgt daraus gegen die Erſchaffung der Organismen? Abſolut nichts. Allerdings, wenn Jemand behaupten wollte, der Schöpfer habe mit freundlicher Berückſichtigung der ſelbſtgefälligen Sucht unſerer Syſtematiker jede neu entdeckte oder noch zu entdeckende „gute Art“ geſchaffen, um dieſen die kindiſche Freude an ihrem dahintergeſtellten „Nobis“ nicht zu verderben: dann könnte vielleicht mit jenem Nachweiſe die Anſicht von der ſchöpferiſchen Thätigkeit Gottes in der Natur nicht beſtehen. Aber die Unzuläſſigkeit einer ſolchen Deutung hätte Darwin doch beim geringſten Nachdenken aus der vollſtändigen Unklarheit des Artbegriffes ſofort herausleſen können. Freilich wäre dann ſein Feldzug gegen die Abhängigkeit der Natur vom Schöpfer ein Luftſtrategem geworden, und er hätte nicht aus der Möglichkeit, daß einzelne „Arten“ durch natürliche Entwicklung aus andern entſtanden ſeien, einführen können, daß wirklich alle Arten aus einer oder wenigen Urformen ſich entwickelt haben. Jetzt aber verhält ſich die Sache anders, und es nimmt uns kaum mehr Wunder, wenn er ſich gegen Andersdenkende in folgender Weiſe ausläßt:

„Mehrere hervorragende Naturforſcher haben noch neuerlich ihre Anſicht veröffentlicht, daß eine Menge angeblicher Arten in jeder Gattung keine wirklichen Arten vorſtellen, wogegen andere Arten wirkliche, d. h. ſelbſtſtändig geſchaffene Species ſeien. Dieß ſcheint mir ein ſonderbarer Schluß zu ſein. Sie geben zu, daß eine Menge von Formen, die ſie ſelbſt bis vor Kurzem für ſpecielle Schöpfungen (??) gehalten haben, und welche noch jetzt von der Mehrzahl der Naturforſcher als ſolche angeſehen werden, welche mithin das ganze (?) äußere charakteriſtiſche Gepräge von Arten beſitzen; — ſie geben zu, daß dieſe durch Abänderung hervorgebracht worden ſeien, weigern ſich aber, dieſelbe Anſicht auf andere, davon nur ſehr unbedeutend verſchiedene, Arten auszudehnen. Demungeachtet behaupten ſie nicht, eine Definition oder auch nur eine Vermuthung darüber geben zu können, welches die geſchaffenen und welches die durch ſecundäre Geſetze entſtandenen Lebensformen ſeien ..... der Tag wird kommen, wo man dieß als einen eigenthümlichen Beleg für die Blindheit vorgefaßter Meinung anführen wird.“ [1]

Wir können hier der Verlockung einer Analyſe dieſer Stelle nicht nachgeben, und möchten nur darauf aufmerkſam machen, welch' ganz eigenthümliche Logik dazu gehört, das als einen „Beleg von der Blindheit vorgefaßter Meinung“ darzuſtellen, was in Wirklichkeit ein Beleg

[1] Ebend. S. 561.

Digitized by Google

dafür ist, daß Jemand auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete nur das für wahr hält, was ihm bewiesen wird, dasjenige aber zu bezweifeln oder zu verwerfen sich erlaubt, was weder bewiesen, noch wahrscheinlich gemacht ist. Eine völlige Verkehrung jedes logischen Beweisverfahrens ist es aber, wenn Darwin seinen Gegnern die Beibringung des Beweises dafür auflegt, daß andere Arten, von denen er ganz allgemein „unbedeutende Verschiedenheit“ behauptet, nicht durch Abänderung entstanden seien.

Wenn es also, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, möglich ist, daß einige der heute so maßlos aufgestellten Arten sich aus andern entwickelt haben, so ist das noch nicht erwiesen, noch weniger ist es erwiesen, daß sich dieselben durch die Thätigkeit der natürlichen Zuchtwahl bildeten; am allerwenigsten aber, daß alle Arten einer Gattung oder gar alle Gattungen einer Familie, alle Familien einer Ordnung u. s. w. von einer Stammform ausgegangen sind. Die obigen Thatsachen der geographischen Verbreitung lassen sich daher ebenso gut mit der Ansicht von der Schöpfung, wie mit jeder andern Annahme in Einklang bringen, sobald diese nicht behauptet, die organische Welt sei ein zerrissenes, planloses Ganze und die Abhängigkeit der Natur von Gott schließe die Wirksamkeit der physischen Gesetze auf die Organismen aus. Es kann daher keine Rede davon sein, daß jene Erscheinungen zu Gunsten der Selectionshypothese gegen die Schöpfung Zeugniß ablegten, um so weniger, als Darwin das von seiner „Theorie“ ihrem Wesen nach verlangte Ausgehen aller Arten einer Gattung, aller Gattungen einer Familie u. s. w. von einem „Schöpfungscentrum“ nur mit Hilfe der abenteuerlichsten Hypothesen und nur für gutmüthige Jaherren wahrscheinlich machen kann.

Einige Bemerkungen Darwins bezüglich der geographischen Verbreitung zeigen uns auch, welchen Popanz er sich unter dem Schöpfer vorstellt, um gegen die Abhängigkeit der organischen Natur von Gott zu Felde ziehen zu können.

„Die Arten aller Klassen, sagt er, welche oceanische Inseln bewohnen, sind nur wenig im Vergleich zu denen gleich großer Flächen festen Landes ..... Wer also der Lehre von der selbstständigen Erschaffung aller einzelnen Arten beipflichtet, der wird zugestehen müssen, daß auf den oceanischen Inseln keine hinreichende Anzahl bestens angepaßter Pflanzen und Thiere geschaffen worden sei, denn der Mensch hat diese Inseln ganz absichtslos aus verschiedenen Quellen viel besser und vollständiger, als die Natur bevölkert.“ [1]

[1] Ebend. S. 464.

Da Darwin hierin einen Beweis gegen die Schöpfung der Organismen ſieht, ſo folgt, daß ihm der „Schöpfer“ zu einer Kraft geworden iſt, welche überall nothwendig leiſten muß, was ſie nur immer leiſten kann, daß ihm der Grundbegriff eines freiwillig ſchaffenden Gottes geradezu abhanden gekommen iſt. Ähnlich verhält es ſich mit der Bemerkung, daß auf oceaniſchen Inſeln Batrachier und Säugethiere fehlen und mit der Frage: „Warum die angebliche Schöpferkraft auf dieſen entlegenen Inſeln nur Fledermäuſe und keine andere Säugethiere hervorgebracht habe?“[1] Als ob der Schöpfer überall hätte Repräſentanten aller Thier- oder Pflanzen-Ordnungen ſchaffen müſſen und ſich zur Bevölkerung ſolcher Inſeln oder Länder nicht der natürlichen Mittel der aktiven oder paſſiven Wanderung bedienen könnten! Jeder Felſen, der ſich an einer Stelle mit Vegetation bekleidet, oder jedes Flußdelta, das allmählich eine Pflanzendecke erhält, in welcher Thiere ihr Daſein friſten, könnte mit demſelben Rechte gegen die Abhängigkeit der Natur von einem Schöpfer zu Felde geführt werden.

Mit nicht geringer Genugthuung ſieht der Urheber der Selectionshypotheſe auf eine weitere Erſcheinung „von der allergrößten allgemeinen Bedeutung, welche uns auf die großen, allgemeinen, tiefliegenden Grundfragen der Philoſophie (!) und der Naturwiſſenſchaft hinführt, für deren Löſung die Descendenztheorie nunmehr der unentbehrliche Leitſtern geworden iſt.“[2] Es iſt dieſes die Erſcheinung von — rudimentären Organen — von „vollſtändig oder beinahe nutzloſen“ Bildungen.

Dieſe rudimentären Organe können wir, ſcheint uns, in zwei Gruppen bringen: eine, welche diejenigen Gebilde umfaßt, die, ohne unmittelbaren Nutzen für den Organismus, demſelben dadurch mittelbar nützlich ſind, daß ſie eben rudimentär, unentwickelt ſind; die zweite Gruppe enthält jene Theile, welche dem Thiere oder der Pflanze weder einen unmittelbaren, noch einen mittelbaren Nutzen gewähren. Die Organe der erſten Gruppe erfuhren nach Darwin ihre Rückbildung durch die Thätigkeit der natürlichen Zuchtwahl, durch welche ſie entweder direkt, als ſie anfingen, dem Organismus ſchädlich zu ſein, oder indirekt, durch Nichtgebrauch, reducirt wurden, als ihre Function durch die im Kampfe um's Daſein erfolgte Bildung, Vergrößerung oder Umwandlung anderer Organe überflüſſig war. Wir können unmöglich

---

[1] Ebend. S. 467.

[2] Häckel, Natürl. Schöpfungsgeſchichte. S. 16.

Digitized by Google

alle hieher gehörigen Fälle besprechen, müssen uns vielmehr mit der Hervorhebung der ausgezeichnetsten begnügen.

„Wollaston,“ erzählt Darwin, „hat die merkwürdige Thatsache entdeckt, daß von den 550 Käferarten, welche Madeira bewohnen, 200 so unvollkommene Flügel haben, daß sie nicht fliegen können, und daß von den 29 endemischen Gattungen nicht weniger als 23 lauter solche enthalten. Mehrere Thatsachen, daß nämlich in vielen Theilen der Welt fliegende Käfer häufig in's Meer geweht werden und zu Grunde gehen, daß die Käfer auf Madeira nach Wollaston's Beobachtung meist verborgen liegen, bis der Wind ruht und die Sonne scheint, daß die Zahl der flügellosen Käfer an den ausgesetzten kahlen Desertas verhältnißmäßig größer, als in Madeira selbst ist, und zumal die außerordentliche Thatsache, daß gewisse große, anderwärts äußerst zahlreiche Käfergruppen, welche durch ihre Lebensweise viel zu fliegen absolut genöthigt sind, auf Madeira gänzlich fehlen, — diese und mancherlei Gründe machen mich glauben, daß die ungeflügelte Beschaffenheit so vieler Käfer dieser Insel hauptsächlich von natürlicher Zuchtwahl, doch wahrscheinlich in Verbindung mit Nichtgebrauch herrühre. Denn während vieler aufeinander folgender Generationen wird jeder individuelle Käfer, der am wenigsten flog, entweder weil seine Flügel, wenn auch um ein noch so Geringes weniger entwickelt waren, oder weil er der indolenteste war, die meiste Aussicht gehabt haben, alle andern zu überleben, weil er nicht in das Meer geweht wurde; und auf der andern Seite werden diejenigen Käfer, welche am liebsten flogen, am öftesten in die See getrieben und vernichtet worden sein.“ [1]

Die Indolenz also soll, wie Darwin sich vorstellt, die durch Variation damit behafteten Individuen vor ihren fliegelustigen Verwandten auf Madeira im „Kampf um's Dasein“ begünstigt haben. Aber war nicht diese Indolenz, wenn wir selbst *annehmen*, daß sie einmal aufgetreten sei, den betreffenden Thieren in anderer Beziehung weit nachtheiliger, als sie ihnen in der bezeichneten Richtung von Nutzen wurde? Oder welche Individuen hatten denn die weitaus größere Aussicht, für sich und ihre Larven das ausreichende Nahrungsquantum zu finden, die kräftigste Nachkommenschaft heranzuziehen? Nicht diejenigen, welche, Dank ihrer größern Beweglichkeit, ein weit größeres Areal beherrschen konnten? Und wenn auch *vielleicht* die einen oder andern derselben durch den Wind verschlagen wurden, ist es denn irgendwie wahrscheinlich, daß die künftigen Naturforscher flugunfähige Bienen beobachten werden, deßhalb, weil ihrer unzählige durch ähnliche Unfälle zu Grunde gehen? Wird nicht ein solcher Verlust vollständig gedeckt bei der ganz allgemeinen Erscheinung, daß die Vermehrungsfähigkeit eines Thieres um so größer ist, je zahlreicheren Gefahren dasselbe ausgesetzt ist?

Aber es kann ja auch die natürliche Zuchtwahl jene Abänderun-

[1] Entstehung der Arten. S. 152.

Digitized by Google

gen erhalten haben, weil die „Flügel um ein noch ſo Geringes weniger entwickelt“ waren. Dieſe Annahme hat nur dann eine Berechtigung, wenn die gleichen Varietäten in demſelben Maße „indolenter“ wurden; denn ſonſt würde ja ihr weniger geſchickter Flug gerade Veranlaſſung geweſen ſein, daß ſie dem Winde geringern Widerſtand leiſten konnten, alſo häufiger von demſelben verweht wurden. Ein derartiges Zuſammentreffen zweier ſich ergänzenden Abänderungen aber iſt eine durchaus willkürliche Annahme, zu welcher ſich Darwin vielleicht durch ſeine „correlative Variation“ berechtigt halten mag, die aber durch dieſes „Geſetz“ auch nicht das Geringſte an Wahrſcheinlichkeit gewinnt.

Sollen endlich, wie Darwin uns belehrt, die Flügel der fraglichen Käfer durch Nichtgebrauch und Zuchtwahl rudimentär geworden ſein, ſo durften ihre geflügelten Vorfahren auch dann keinen Gebrauch von ihren Flugwerkzeugen machen, wenn „der Wind ruhte und die Sonne ſchien“. Dann waren ſie aber in entſchiedenem Nachtheile gegen ihre Verwandten, welche ſich in dieſer Weiſe den phyſikaliſchen Bedingungen anpaßten, ſetzten daher auch von dieſer Seite her den wohlmeinenden Abſichten der natürlichen Zuchtwahl ſolide Schwierigkeiten entgegen.

Wie unzulänglich die Darwin'ſche „Erklärung“ der rudimentären Bildung jener Organe und wie willkürlich die behufs derſelben gemachten Annahmen ſind, zeigt uns am beſten ein den angenommenen Gefahren bei jenen Käfern völlig analoges wirkliches Verhalten bei den Ameiſen. Bekanntlich unterſcheidet man bei dieſen drei ſogenannte Stände, die Männchen, Weibchen und Arbeiter, welch' letztere bei wenigen ausländiſchen Arten ſich wieder in großköpfige „Soldaten“ und kleinköpfige „Arbeiter“ trennen. Während die Arbeiter immer flugunfähig ſind, haben die Männchen und Weibchen hinfällige Flügel, mittelſt deren ſie ſich an warmen, trockenen Tagen des Spätſommers in Schwärmen in die Luft erheben und dann, durch Winde überraſcht, nicht ſelten in ſolchen Mengen auf das Waſſer geworfen werden, daß ſie wohl den Spiegel eines See's weithin bedecken. Dieſe Flügel ſind ihnen alſo ohne Zweifel ſehr ſchädlich; und doch waren ſchon die Ameiſen zur Molaſſe-Zeit der tertiären Periode mit denſelben verſehen, und auch dieſe ſchwärmten in großen Schaaren, verunglückten wie die heutigen über dem Waſſer und geriethen ſo maſſenweiſe in den Schlamm, bei deſſen Feſtwerden uns ihre Überreſte erhalten wurden. Von dieſem Verhalten zeugen die zahlreichen Männchen und Weibchen von Ameiſen,

Digitized by Google

welche nach Profeſſor Heers [1] Beobachtung, z. B. in Ablagerungen von Öningen, beiſammen liegend gefunden werden. Weßhalb hat denn hier die natürliche Zuchtwahl nicht eine in der Nähe von Gewäſſern lebende Gattung von Ameiſen gezüchtet, welche durch ihre Flügelloſigkeit oder wenigſtens durch ihre größere Indolenz einen ſo bedeutenden Vortheil über ihre fliegenden Verwandten gehabt hätten? Weßhalb hat überhaupt die Zuchtwahl nur auf Madeira und nicht an allen dem Winde exponirten Küſten und Ufern in ähnlicher Weiſe auf die Inſektenwelt gewirkt?

Wie hier, ſo ſtehen wir bei allen andern, zu der beſprochenen Gruppe gehörigen, Rudimentbildungen trotz aller Hypotheſen Darwins noch immer vor ungelösten Räthſeln, zu deren Erklärung der engliſche Forſcher kaum einen andern Beitrag geliefert hat, als den Nachweis, daß eben unſere heutigen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe trotz alles Apparates von „Wiſſenſchaftlichkeit“ durchaus nicht ausreichen.

Andere funktionsunfähige Rudimente gibt es, deren Thätigkeit durch die beſondere Ausbildung anderer Organe erſetzt wird; dieſelben entſtanden nach Darwin aus vollkommenen Organen dadurch, daß ſie mit der ſteigenden Befähigung der ſtellvertretenden Theile mehr und mehr dem Nichtgebrauche anheimfielen. Die „Erklärung“ dieſer Rudimente ſchließt alſo zwei Hypotheſen ein: daß nämlich die ſtellvertretenden Organe durch die Zuchtwahl ſich vervollkommnet, und daß die andern ſich durch Nichtgebrauch reducirt hätten. Da wir über die Wirkung des Nichtgebrauches ſpäter noch zu handeln haben, ſo wollen wir hier nur die erſte Annahme beſprechen. Die Beine der Schling- und Rieſenſchlangen ſollen alſo dadurch verkümmert ſein, da ſich die Anzahl und die Beweglichkeit der Wirbel und Rippen bei denſelben durch natürliche Zuchtwahl vermehrte und ſo eine ausgiebigere Lokomotion als die eidechſenartigen Beine geſtatteten. Wie nun diejenige Zahl von Wirbeln und Ringen und derjenige Grad ihrer Beweglichkeit entſtanden iſt, welcher nothwendig war, um den Thieren denſelben Nutzen zu gewähren, wie ihre Beine, davon berichtet uns Darwin nichts. Durch natürliche Zuchtwahl konnten ſie nicht entſtehen, da dieſe ja nur auf die Erhaltung und Vermehrung nützlicher Eigenſchaften bedacht iſt, die Vermehrung der Wirbelzahl bis zu jener Grenze aber nicht nützlich, eher vielleicht ſchädlich war. Doch auch abgeſehen hiervon, in welch' merk-

[1] Urwelt der Schweiz. Zürich 1865. S. 387.

Digitized by Google

würdigem logiſchem Zuſammenhang ſteht nicht dieſe „Erklärung“ einerſeits mit der Behauptung, daß „die natürliche Zuchtwahl ſtrebe, die Organiſation eines jeden Weſens immer vollkommener und höher zu machen“ [1], und andererſeits mit der Aufforderung, doch „im Sinne zu behalten, daß eine unbegrenzte Wiederholung desſelben Theiles oder Organes, wie Owen bemerkt hat, das gemeinſame Attribut aller gering oder wenig modificirten Formen (d. h. ein Anzeichen niedriger Organiſation, S. 164) iſt.“ [2] Wird etwa nach Darwin für gewöhnlich durch die natürliche Zuchtwahl die Organiſation allerdings erhöht, bei außergewöhnlichen Anläſſen aber auch einmal das Entgegengeſetzte bewirkt? Oder hätten wir es hier vielleicht mit Organen zu thun, welche „für „„werdende““ gelten können und im Fortgange zu weiterer Entwicklung“ ſind? Hätten wir vielleicht in unſern Schlangen Geſchöpfe zu erblicken, welche „im Ausſterben begriffen ſind, um von Nachkommen mit Organen in vollkommenerem und entwickelterem Zuſtande erſetzt zu werden“? [3] Wir bemerken zwar von einem ſolchen Fortſchreiten nicht eine Spur: aber das thut nichts, denn „die natürliche Zuchtwahl wirkt immer mit äußerſter Langſamkeit.“ [4] — Dieſelbe Thatſache ließe ſich alſo mit derſelben „Theorie“ auf zwei diametral entgegengeſetzte Weiſen „klar und lichtvoll erklären“. Gewiß eine herrliche „Theorie“, welche uns ſo zum „höchſten Triumph des menſchlichen Geiſtes, der wahren Erkenntniß der allgemeinſten Naturgeſetze“ [5] hinführt!

Eine weitere Reihe hieher gehöriger rudimentärer Bildungen mag uns durch die Zähne der Walfiſche repräſentirt werden, welche nur während ihres embryonalen Lebens ſichtbar ſind, und ſpäter den ſogenannten Barten Platz machen. Jene ſollen nach Darwin von einem ſehr frühen Vorfahren ererbt ſein, während ein ſpäterer Ahne die im Kampfe um's Daſein erhaltenen Barten ſeinen Nachkommen übertrug. Ob nun die Vorſtellung von dieſer angeblichen Bartenzucht gereimt iſt oder nicht, davon ſcheint der Urheber der Selectionshypotheſe die Zulänglichkeit ſeiner „Erklärung“ nicht abhängig zu machen. Denn wie iſt es überhaupt denkbar, daß die Barten aus „unmerklichen“ Anfängen durch Zuchtwahl erhalten und auf Koſten der Zähne verlängert wurden,

---

[1] Entſtehung der Arten. S. 412.
[2] Ebend. S. 511.
[3] Ebend. S. 528.
[4] Ebend. S. 121.
[5] Häckel, l. c. S. 4.

Digitized by Google

da sie nur bei einer solchen Größe nützlich sind, in welcher sie wirklich als Sieb für die Nahrung dienen können? Mußten doch die Zähne nothwendig so lange ihre Thätigkeit beibehalten, als jene noch nicht die Funktion eines Siebes ausüben konnten. Und zudem, welchen Vortheil haben denn der grönländische oder der Finnwal der nördlichen Meere vor dem mit Zähnen bewaffneten Pottwal der südlichen, welcher selbst den erstern an Größe übertreffen soll?

Ganz dieselben Fragen lassen sich mutatis mutandis bei allen unter diese Kategorie fallenden Rudimenten stellen, ohne durch die Selections-„Theorie" irgend eine Antwort zu erhalten.

Es erübrigen jetzt noch einige Worte über die zweite Gruppe rudimentärer Bildungen, welche weder direkt nützlich sind, noch durch ihre Reduction dem Organismus einen indirekten Nutzen brachten. Dahin gehören alle diejenigen Organe, von welchen Darwin sagt, daß sie „allem Anscheine nach hauptsächlich durch Nichtgebrauch rudimentär gemacht wurden. Derselbe werde zuerst in langsamen Schritten zu einer immer vollständigern Reduction eines Theiles führen, bis dieser endlich rudimentär werde; so bei den Augen in dunkeln Höhlen lebender Thiere und bei den Flügeln oceanische Inseln bewohnender Vögel, welche selten durch Raubthiere zu fliegen gezwungen würden und daher dieses Vermögen zuletzt gänzlich einbüßten." [1]

Hier sehen wir auf einmal die Lamarck'sche Vorstellung in ihrer ganzen Reinheit wieder: wie die Giraffe nach ihm ihren langen Hals dadurch bekam, daß sie denselben immer mehr und mehr auszurecken suchte, um die Blätter von den afrikanischen Bäumen abweiden zu können, so wurden die Augen der unterirdischen Thiere nach Darwin immer kleiner, weil sie keine Gelegenheit hatten, dieselben an ihrem dunkeln Aufenthaltsorte zu gebrauchen. Wir bemerken sofort, daß diese „leichte und lichtvolle Erklärung" mit der Darwin'schen Selectionshypothese durchaus nichts zu schaffen hat; also auch, wenn nicht das Geringste gegen sie einzuwenden wäre, zu Gunsten jener Ansicht nicht ausgebeutet werden könnte; daher dürften wir sie hier füglich unberücksichtigt lassen; doch der Vollständigkeit wegen wollen wir einige Bemerkungen über sie machen.

Zunächst, wenn Nichtgebrauch die Augen reducirt, weßhalb findet sich die Augenlosigkeit nicht allgemein bei Thieren, welche, so viel wir

[1] Entstehung der Arten. S. 531.

Digitized by Google

urtheilen können, beſtändig im Dunkeln leben? Weßhalb ſind ſo viele, durch die Baggerungen der verſchiedenen Expeditionen aus den Meerestiefen hervorgeholte Thiere mit wohlausgebildeten Augen verſehen? So jene Thiere, von welchen noch neulich uns Thomſon berichtet[1] und welche in Tiefen von zwei engliſchen Meilen ſo vollkommene Augen haben, daß der übrige Körper nur als Anhängſel derſelben erſcheinen könnte.

Ferner, welches ſind die Beweiſe, welche Darwin für die Reduction durch Nichtgebrauch beibringt? „Aus dem Studium der Kulturerzeugniſſe ſollen wir lernen, daß der Nichtgebrauch von Theilen zu einer Reduction ihrer Größe führe und daß dieſes Reſultat vererbt werde.“[2] Daß die Muskeln durch beſtändige, anſtrengende Thätigkeit gekräftigt werden, iſt eine ſo allbekannte Thatſache und hängt ſo innig mit der Ernährungsweiſe des thieriſchen Körpers zuſammen, daß wir daran nur zu erinnern brauchen. Ebenſo bekannt iſt die entgegengeſetzte Wirkung dauernder Unthätigkeit, eine Wirkung, welche ſich in einem gewiſſen Grade verallgemeinern und dahin zuſammenfaſſen läßt, daß dauernde Anſtrengung die Kraft der betreffenden Organe kultivirter Thiere erhöhen kann, während umgekehrt dauernde Unthätigkeit ſie zu ſchwächen, d. h. an Größe und Umfang zu verkleinern vermag. Von dieſer Schwächung aber auf eine Verkümmerung ſchließen, von der Reduction in Größe und Umfang auf eine Veränderung in Form und Structur, iſt ein gewaltiger Sprung, zu welchem keine einzige Beobachtung berechtigt. Das zeigen alle von Darwin angeführten[3] Wirkungen des Nichtgebrauches bei Kaninchen, Tauben, Hühnern, Enten, Seidenſchmetterlingen u. ſ. w. mit ſolcher Klarheit, daß Darwin ſelbſt es ausdrücklich anerkennt. Allerdings fährt er unmittelbar nach dieſem Geſtändniſſe ſo fort: „Wir müſſen uns indeſſen in Acht nehmen, dieſen letztern Schluß (daß bei domeſticirten Thieren eine Modification in der Structur nicht gebrauchter Organe nicht ſtattfindet) auf Thiere auszudehnen, die ein freies Leben führen; denn dieſe werden gelegentlich während auf einander folgender Generationen der heftigſten Concurrenz ausgeſetzt werden. Bei wilden Thieren würde es im Kampfe um's Daſein ein Vortheil ſein, wenn jedes überflüſſige und nutzloſe Structurdetail ent-

---

[1] Nature. 3. April 1873.
[2] Entſtehung der Arten. S. 531.
[3] Variiren der Thiere und Pflanzen. Bd. I.

Digitized by Google

fernt oder absorbirt würde; und hierdurch könnten die reducirten Theile endlich in der Structur verändert werden.“ [1] Diese Hypothese liegt wieder weit außerhalb des Gebietes der Thatsachen, illustrirt sich aus Darwins eigenen Worten und bedarf keiner weitern Erörterung.

Überblicken wir noch einmal die Lösung jener „großen, allgemeinen, tiefliegenden Grundfragen der Philosophie und Naturwissenschaft, auf welche die Erscheinung der rudimentären Organe hinführt, und für welche die Descendenztheorie der unentbehrliche Leitstern geworden ist,“ so besteht dieselbe darin, daß Darwin überall den Boden der Thatsachen unsern Füßen entzieht und uns in einen Ocean luftiger Hypothesen hinauslootset, welche ebenso leicht angenommen, als geändert, und, wenn das Bedürfniß es fordert, in's Gegentheil verkehrt werden.

III.

Wenn irgend ein Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung ein fruchtbares Feld für die Darwin'sche Geistesrichtung ist, so muß es nothwendig das paläontologische sein. Findet doch hier bei dem verhältnißmäßig geringen Quantum dessen, was wir von der Geschichte unserer Erde wissen und überhaupt in Erfahrung bringen können, die Phantasie einen unermeßlichen Tummelplatz für die abenteuerlichsten Vermuthungen. Daß wir aber in dieser Beziehung nichts Gewöhnliches zu erwarten haben, zeigt uns die Art, wie Darwin diese Seite der Naturwissenschaft anzuschauen pflegt. „Ich für meinen Theil,“ sagt er, „betrachte die zoologischen Urkunden als eine Geschichte der Erde, unvollständig geführt und in wechselnden Dialekten geschrieben, von welcher Geschichte aber nur der letzte, bloß auf zwei oder drei Länder sich beziehende Band bis auf uns gekommen ist. Doch auch von diesem Bande ist nur hier und da ein kürzeres Kapitel erhalten, und von jeder Seite sind nur da und dort einige Zeilen übrig.“ [2] Darwin hat es sich nun zur Aufgabe gestellt, diese „Geschichte der Erde“ nicht etwa auf der einen oder andern Seite, auch nicht in dem einen oder andern Kapitel, sondern ihrem *Gesammtinhalte* nach zu ergänzen. Wie ein Geschichtsforscher, der es unternimmt, mit der einen oder andern mangelhaften, nur in wenigen Zeilen erhaltenen Urkunde aus den letzten Jahrhunderten, etwa des ägyptischen oder des chinesischen Volkes, ihre *ganze* Ge-

[1] A. a. O. Bd. II. S. 342.
[2] Entstehung der Arten. S. 389.

Digitized by Google

ſchichte zu conſtruiren, ſo tritt Darwin mit friſchem Muthe an das Rieſenwerk einer Univerſalgeſchichtſchreibung unſeres Planeten aus wenigen und dazu noch außerordentlich defecten Dokumenten. Billigerweiſe ſtaunen wir ob der großartigen Kühnheit eines ſolchen Unternehmens, meinen aber, daß jener Geſchichts„forſcher" bald ſeinen gebührenden Titel würde gefunden haben.

Es könnte hiernach geradezu überflüſſig erſcheinen, den Wegen des engliſchen Forſchers zu folgen, wenn nicht trotz alledem „die paläontologiſche Entwicklungsgeſchichte der Organismen als eine jener Inductionsreihen, jener allgemeinen biologiſchen Geſetze, auf welchen die Descendenztheorie unumſtößlich feſt ruht," angeprieſen würde.

Alle hieher gehörenden Erſcheinungen laſſen ſich unter einem zweifachen Geſichtspunkte zuſammenfaſſen, und wir werden daher zuerſt die Thatſachen der paläontologiſchen Forſchung anführen, für welche die Darwin'ſche Anſchauung ein „Leitſtern" geworden ſein ſoll. Sodann wollen wir uns mit denjenigen Erſcheinungen beſchäftigen, welche die Paläontologie conſtatiren müßte, wenn Darwins „Theorie" richtig wäre.

Bezüglich der erſten Gruppe heben wir aus den von Darwin erwähnten paläontologiſchen Thatſachen folgende als die wichtigſten hervor: Vergleichen wir irgend welche geologiſchen Formationen mit einander, ſo beobachten wir, ſofern dieſelben nicht auf's engſte verbunden ſind, bei allen Arten einen gewiſſen Grad von Veränderung, ohne daß jedoch diejenigen aus verſchiedenen Gattungen und Klaſſen gleichen Schrittes gewechſelt haben. Beſtehende Arten verſchwanden allmählich und an ihre Stelle traten andere, welche aber in denſelben Ländergebieten eine „wunderbare Beziehung" zu jenen, eine deutliche Verwandtſchaft mit ihnen zeigen. Beim Studium jener verſchwundenen und in ihren ſpärlichen Überreſten in den Geſteinsſchichten der Erde erhaltenen Formen ſehen wir, daß dieſelben in die Lücken des auf den heutigen Organismen aufgebauten Syſtems hineinpaſſen und ſo getrennte Arten und Gattungen näher verbinden.

Wie nun eine dieſer Thatſachen nicht mit jeder Anſicht in Einklang gebracht werden kann, welche den Zuſammenhang der geologiſch auf einander folgenden organiſchen Schöpfungen nicht läugnet, vermögen wir nicht einzuſehen; ebenſo wenig alſo auch, wie ſie an ſich mehr für die eine, als für die andere dieſer Anſichten ſprechen ſollen. Ja, wir halten ſie völlig verträglich mit der allerextremſten Anſicht von der Erſchaffung aller Arten, welche unſere Syſtematiker mit dem Epitheton „gut" zu

Digitized by Google

beehren belieben. Denn die Behauptung, nur in willkürlichen Eingriffen des Schöpfers in die Natur könne sich deren Abhängigkeit von Gott bekunden, ist nichts, als eine eitle Fiction monistischer Philosophie.

Etwas hiervon scheint Darwin selbst zu ahnen, da er nicht, wie seine heißspornigen Schüler, diese Thatsache als eine feste Basis für seine Hypothese, sondern als „wohl verträglich" mit ihr ansieht. Daher wollen auch wir uns damit begnügen, uns die verschiedenen Mittel anzuschauen, durch welche er ein solches Einvernehmen zu Wege bringt.

Die Breitspurigkeit des Geleises, auf welchem dieser Versicherungswagen dahinrollt, erkennen wir sofort aus den Gründen, weßhalb es Darwin „keineswegs überraschend findet, wenn eine Art ihre Form viel länger unverändert bewahrt, während andere sie wechseln, oder wenn sie in geringerm Grade abwechselt, als diese." „Es hängt eben von sehr verwickelten Bedingungen ab, ob sich die natürliche Zuchtwahl solche Veränderlichkeit oder individuelle Verschiedenheit zu Nutzen macht, und ob die in größerm oder geringerm Maße gehäuften Abänderungen stärker oder schwächer bleibende Modificationen in den sich ändernden Arten veranlassen: von der Nützlichkeit der Veränderung, von der Möglichkeit der Kreuzung, von langsamem Wechsel in der natürlichen Beschaffenheit einer Gegend, von dem Einwandern neuer Kolonisten und zumal von der Beschaffenheit der übrigen Organismen, welche mit den sich ändernden Arten in Concurrenz kommen."[1] Es bleibt dabei nur zu bedauern, daß der gelehrte Forscher nicht an dem einen oder andern Beispiele zeigte, daß und in welcher Weise diese Bedingungen die verschieden schnelle Veränderung der Arten in verschiedenen Gattungen und Klassen wirklich erzeugt haben, und vielmehr diesen Nachweis mit der „gebührenden Anerkennung unserer Unwissenheit" ad Kalendas graecas vertagt. Denn Vorstellungen der Phantasie beweisen noch viel weniger, als der uns vorgelegte Vergleich, wonach wir noch heute „ähnliche Beziehungen zwischen den Bewohnern verschiedener Länder finden, z. B. auf Madeira, wo die Landschnecken und Käfer in beträchtlichem Maße von ihren nächsten Verwandten in Europa abgewichen, während Vögel und Seemollusken dieselben geblieben sind." Was berichtet uns denn dieses Beispiel von all' jenen „verwickelten Bedingungen", von welchen Darwin den verschiedenen Grad der Veränderlichkeit bei verschiedenen Organismen abhängig sein läßt? Und wenn die endemischen Schnecken- und Käfer-

[1] Ebend. S. 391 u. 392.

Digitized by Google

arten Madeira's wirklich im Darwin'ſchen Sinne entſtanden wären, zeigt nicht die Abweichung aller Arten der verſchiedenen Gattungen beider Klaſſen von ihren europäiſchen Arten trotz aller „verwickelten Bedingungen“ das gerade Gegentheil von dem, was Darwin beweiſen will? Denn nicht in Folge jener „verwickelten Bedingungen“ blieben die Vögel unverändert, ſondern deßhalb, weil Madeira eben eine Station für europäiſche Vögel iſt; wie ſich denn auch für den Fall, daß Darwins Anſchauung vom Entſtehen der Arten richtig wäre, ein ähnlicher Grund für Beſtändigkeit der Seemollusken aufſtellen ließe.

Auch „das große Geſetz langwährender, aber nicht unveränderlicher Aufeinanderfolge gleicher Typen auf einem und demſelben großen Gebiete erklärt ſich nach der Theorie der Descendenz mit Modification unmittelbar. Denn die Bewohner eines jeden Theiles der Welt werden offenbar ſtreben, in dieſem Theile während der nächſten Zeitperiode nahe verwandte, doch etwas abgeänderte Nachkommen zu hinterlaſſen.... Vielleicht fragt man mich mit Spott, ob ich glaube, daß das Megatherium und die andern ihm verwandten Ungethüme in Südamerika, das Faulthier, das Armadrill und die Ameiſenfreſſer als ihre degenerirten Nachkommen hinterlaſſen haben? Dieß kann man keinen Augenblick zugeben. Jene großen Thiere ſind völlig erloſchen, ohne eine Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Aber in den Höhlen Braſiliens ſind viele ausgeſtorbene Arten, in Größe und andern Merkmalen nahe verwandt mit den noch jetzt in Südamerika lebenden Species, und einige dieſer Foſſilien mögen wirklich die Erzeuger noch jetzt dort lebender Arten geweſen ſein.“ [1]

Um eine Antwort iſt der weitgereiste und vielbeleſene engliſche Forſcher, wie wir ſehen, kaum jemals verlegen; auffallend iſt es aber, daß dieſelbe ſich immer auf Vorſtellungen der Phantaſie, niemals auf Thatſachen der Beobachtung ſtützte. Hier jedoch iſt von Darwins Standpunkte aus auch noch der Umſtand äußerſt merkwürdig, daß überall gerade die größten Thiere ohne Nachkommenſchaft ausgeſtorben ſind; daß ſtets gerade diejenigen Organismen, welche bisher von der natürlichen Zuchtwahl ſo ſehr begünſtigt waren, nun auf einmal von ihr im Stiche gelaſſen werden müſſen, damit ihr Erlöſchen möglich werde; daß andererſeits überall die ſchwächern Thiere und ihre, ſoviel wir ſchließen können, noch ſchwächern Nachkommen im Kampfe um's Daſein über ihre rieſigen Verwandten den Sieg davon trugen und ſie vollſtändig auf-

[1] Ebend. S. 418.

Digitized by Google

rieben. Darwin hat vergessen, uns auch dieses mittelst einiger Hypothesen „begreiflich“ finden zu lassen.

Wenn ferner „viele von den Bewohnern einer Gegend abgeändert und vervollkommnet worden sind, so begreift man aus dem Princip der Concurrenz und aus den vielen so höchst wichtigen Beziehungen von Organismus zu Organismus in dem Kampfe um's Leben, daß eine Form, welche gar keine Änderung und Vervollkommnung erfährt, der Austilgung preisgegeben ist. Daraus erfahren wir dann, warum alle Arten einer Gegend zuletzt, wenn wir nämlich hinreichend lange Zeiträume betrachten, modificirt werden; denn, wenn nicht, müssen sie zu Grunde gehen.“ [1] — Ob irgend Jemand aus den obigen Andeutungen Darwins das Aussterben unveränderter Arten wirklich *begreift*, wissen wir nicht; uns ist es jedenfalls schwer begreiflich, wie man in einem Athemzuge sagen kann, einmal, daß Arten vertilgt wurden, weil sie Änderung erfahren hatten, und dann, daß bei Betrachtung hinlänglich langer Zeiträume *alle* Arten sich Modificationen unterzogen, weil sie eben lieber ihr Kleid wechseln, als durch übel angebrachte Anhänglichkeit in ihrem abgetragenen Anzuge sich dem unvermeidlichen Untergange aussetzen wollten. Doch dem sei, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß sich jene „Ungethüme“ *nicht* modificirt haben, daß sie, wie wir hörten, ohne Nachkommen zu hinterlassen, ausgestorben sind. Weßhalb? Darwin sagt, weil sie sich eben nicht modificirt haben. Aber wie läßt es sich nach seiner Anschauung „begreifen“, daß diese Thiere, welche unter allen Verwandten die gewaltigsten waren, nicht modificirt wurden, obgleich sie, wie die Fossilien beweisen, zu den „weit und sehr verbreiteten Arten“ gehörten, welche nach ihr „am meisten variiren“? [2] Aber in den Jahrtausenden, während welcher sie aussterben, entstanden eben *keine* vortheilhaften Abänderungen; — gewiß! und in den Jahrtausenden, während welcher sie sich zu den herrschenden Arten entwickelten, entstanden *vorwiegend* vortheilhafte Abänderungen! Darwin kann eben in keiner Schwierigkeit der Natur seiner „Theorie“ nach um eine Hülfshypothese verlegen sein und darin besteht die Stärke dieser „Theorie“.

Die Thatsache endlich, daß die ausgestorbenen Formen die Lücken ausfüllen, welche sich in dem natürlichen Systeme der heutigen Organismen zeigen, steht offenbar nur mit einer Ansicht im Widerspruche.

---

[1] Ebend. S. 392.

[2] Ebend. S. 66.

welche die erloschenen Arten durchaus anders beschaffen sehen will, als die lebenden; eine solche aber existirt unseres Wissens nicht. Alle andern Anschauungen aber, mögen sie unter sich noch so verschieden sein, können jene Erscheinung ebenso leicht wie Darwin mit sich in Einklang bringen; sie kann daher unmöglich zu Gunsten einer einzelnen sprechen.

Doch wir werden auf diese „Zwischenformen" noch näher zurückkommen müssen.

Heinr. Kemp S. J.

Matthias Zelhorst.

(Schluß.)

Härter als die Versuchungen von Außen, waren indessen die Kämpfe, welche Zelhorst mit den heiligsten Empfindungen des Herzens zu bestehen hatte. Nachdem er das Fundament der katholischen Wahrheit bei sich selbst gelegt, begann er in aller Liebe und Freundlichkeit, wie es seine Pflicht war, auch seiner Frau die Unrichtigkeiten darzulegen, welche die Prädicanten in der Erklärung der heiligen Schrift begehen. Seine Frau war von Jugend auf eine fleißige Leserin der Bibel gewesen und glaubte das Gesetz und die Propheten verschlungen zu haben. Sie wußte deßhalb auch Vieles zu reden. Da sie nun zuletzt wohl merkte und einsah, wohinaus ihr Gatte wolle, ja, als sie fühlte, daß derselbe schon ganz katholisch sei, wurde sie dermaßen entsetzt, daß sie den Tag verwünschte, wo ihr Vater seine Tochter einem Prädicanten zur Ehe gegeben habe. „Ich mußte dieses," sagt Zelhorst, „in Geduld ertragen, denn sie war unschuldig; sie war nicht anders unterrichtet worden und hatte niemals etwas Anderes gesehen oder gehört. Ich tröstete sie und bemühte mich, soviel ich konnte, sie zu beruhigen. Aber sie gab mir wenig oder gar kein Gehör. Es war also nichts zu thun, als die Sache Gott zu überlassen und ihn zu bitten, daß er uns doch gnädig sein und ihr Herz mit dem Strahle seines Geistes erleuchten wolle.

Was geschieht nun? Sie war einstmals des Nachts innerlich bekümmert und betrübt und äußerte einige ungeduldige Worte, worauf ich entgegnete: Meine liebe Hausfrau, seid ruhig; der wahre Glaube ist eine besondere Gabe Gottes, welche er indessen Niemanden verweigert, als dem,

Digitized by Google

der sie verachtet. Christus der Herr hat gesagt: Es werden zwei in einem Bette sein; der eine wird angenommen, der andere verlassen werden. Da sie dieses hörte, was that sie? Sie wurde tief betrübt und weinte einige Tage sehr bitter, bei sich selbst sprechend: O mein Herr und Gott! soll ich denn diejenige sein, welche verlassen werden soll! O mein süßester Jesus! bin ich im Irrthum, so erleuchte mich; laß nicht zu, daß dein Geschöpf zu Grunde geht; laß nicht zu, daß mein Herz verstockt und verhärtet bleibt; lieber nie geboren, als von dir verlassen sein. — So betete sie in aller Treue.

Ich meinerseits ging ihr, der Pflicht gemäß, mit einem tugendhaften gottseligen Leben voran, stand sowohl im Winter als im Sommer um drei Uhr auf, um zu Gott zu beten, bekümmerte mich auch um nichts mehr, las nur in heiligen Büchern und verlegte mich auf's Fasten. Dadurch wurde meine Frau gerührt, so daß sie zu mir kam und mich um die alten Wege, besonders um den befragte, welchen die apostolischen Männer gewandelt sind. Sie fragte: „Wer die gewesen seien, welche die Niederlande zum christlichen Glauben bekehrt haben? Was für einen Gottesdienst diese heiligen Männer und gläubigen Christen damals in der Kirche Gottes verrichtet und gefeiert hätten? Ob es nicht Männer gewesen seien, die gerade so gelebt und gelehrt hätten, wie jetzt die Prädicanten mit ihren Frauen es thun?" Ich gab ihr auf alle diese Fragen eine Antwort, die ich mit so bestimmten, überzeugenden, klaren und wahrhaften, unwidersprechlichen Gründen belegte, daß sie über die Maßen verwundert dastand. Sie hörte von jener Zeit an nicht auf, mir öfters Fragen zu stellen und durch die Antworten, die ich ihr aus dem Worte Gottes, vorzüglich über die Sicherheit und Gewißheit der Verheißungen, die Christus seiner Kirche hinterlassen, zu geben versuchte, begann ihr Herz allmählich sich umzuwandeln und zur katholischen Wahrheit hinzuneigen. Aus den angeführten Aussprüchen der heiligen Schrift erkannte sie, wie die Prädicanten gegen derartige Beweise nichts vermöchten, wie sie sich vielmehr wegen ihrer Ketzereien, die in der heiligen Schrift ganz klar als solche, und zwar zu Gunsten der katholischen Wahrheit, bezeichnet und ausgesprochen seien, ganz und gar in Widersprüche verwickelten."

Zelhorst schenkte hierauf seiner Frau das Büchlein von der „Nachfolge Christi". Sie las es mit großer Lust und Liebe. Diese Lesung, verbunden mit den fortwährenden Belehrungen ihres Gatten, bewirkte, daß die gute Frau schließlich vollkommen von der Wahrheit des katholi-

Digitized by Google

schen Glaubens überzeugt wurde und auch ihre Kinder zur Wahrheit hinüberführte.

Die große Umänderung in der Familie des Prädicanten konnte nicht länger ein Geheimniß bleiben; sie gelangte zu Ohren des Consistoriums, und Zelhorst wurde zur Verantwortung gezogen. Er sollte in öffentlicher Conferenz zu Zütphen die Gründe seines Abfalles von der reformirten Religion darlegen. Zelhorst war bereit; er hatte sich frühzeitig vorgesehen.

Als er vor der Versammlung seiner Confratres stand, erklärte er vorab rundweg, daß er nicht mehr bloß zum katholischen Glauben hinneige, sondern daß er bereits im Herzen vollkommen katholisch sei. Nun begannen die Disputationen; Zelhorst hatte schon vor Monaten eine Schrift durchgearbeitet, in welcher er freimüthig und furchtlos seine Gründe gegen die Prädestinations- und Rechtfertigungslehre entwickelte. Er hatte gehofft, man würde seine Gründe gleichfalls schriftlich beantworten; das geschah aber nicht. In der Conferenz war gar keine Rede davon. Man warf mit leeren Verdächtigungen der katholischen Kirche um sich. Der Angeklagte widerlegte dieselben, so gut er konnte. Dann suchte man ihn aus dem Worte Gottes und selbst aus den Vätern zu überzeugen, daß er in Lüge und Irrthum gefangen sei. Aber das Wort Gottes wurde calvinisch verstanden, und die Väterstellen waren „abgerissene und dunkle Sentenzen, bei den Haaren herbeigezogen," mit denen die Prädicanten „wie die Katze mit der Maus" herumspielten. Zudem maßen sie den heiligen Vätern doch keinerlei Auctorität bei. Sie achteten deren Glauben und Worte viel geringer als ihre eigenen. So schwatzten sie denn ein Kauderwelsch von Widersprüchen und Irrthümern in „hochtönenden Redensarten", die Zelhorst nicht einmal verstand. Immer und immer kamen sie darauf zurück, Zelhorst habe sich von Becanus bethören lassen. Darauf entgegnete der Angeklagte, so möge man denn die Gründe des Becanus schriftlich widerlegen, wie er die Gründe desselben vorgelegt habe; dann wolle er sehen, wessen Beweise stichhaltiger seien. Man kam zu keinem Ergebniß; denn Zelhorst blieb standhaft. Dr. Crusius fand daher keinen andern Ausweg, als daß er, ähnlich wie ehedem Kaiphas, laut verkündete: „Zelhorst hat Gott verlassen, darum ist auch Gottes Gnade gänzlich von ihm gewichen." Doch auch hierauf blieb Zelhorst die Antwort nicht schuldig. Er bat, man möge doch ruhig alle ferneren Bemühungen aufgeben, da diese Bemühungen ja doch nach reformirtem Bekenntniß keinerlei Bedeutung

Digitized by Google

hätten. „Der Calvinismus," sagte er, „lehrt Euch und versichert Euch innerlich, daß ich von Ewigkeit unabwendbar zum ewigen Leben prädestinirt und von Gott geschaffen bin, daß ich also deßhalb nothwendig glauben und selig werden muß, oder daß mich Gott von Ewigkeit verworfen und verstoßen hat und zu dem Zwecke erschaffen, daß ich in Ewigkeit mit ihm im Himmel keinen Theil haben, sondern mein Loos im Abgrund der Hölle finden soll. Bin ich nun auf calviniſtiſche Manier zur ewigen Seligkeit beſtimmt, ſo daß mir dieſe nicht entgehen kann, ich alſo jedenfalls calviniſtiſch glauben muß und von dieſem Glauben nicht abweichen kann, wozu dann Eure Bemühung? Bin ich aber, um calviniſch zu reden, reprobirt und verworfen, ſo daß ich nimmermehr aufrichtig glauben und ſelig werden kann, ſo erweiſet Ihr Euch gleichfalls als thörichte Menſchen und thöricht ſind alle Euere Bemühungen."

Die Disputation dauerte mehrere Tage lang und noch dazu in der Hitze des Juli-Monates 1645. Dr. Cruſius ſchloß dieſelbe mit den Worten: „Wenn man Euch gerecht wäre, ſo ſollte man Euch behandeln, wie die „Pfaffen" an den Ihrigen thun; man ſollte Euch fühlen laſſen, was Ihr verdient habt; wir wollen dieß indeſſen nicht thun."

Demgemäß erhielt Zelhorſt zwei Monate Bedenkzeit; wir werden gleich ſehen, wie dieſer milde Urtheilsſpruch gemeint war. Zelhorſt wohnte in Zütphen bei ſeinem Schwager Uitenhagen. Zu dieſem begab er ſich auch nach Schluß der Conferenz. Aber kaum war er zu Hauſe angekommen und ſtand eben im Begriffe, ſich zur Abreiſe nach Hengelo zu rüſten, als Dr. Cruſius in's Zimmer trat, um noch einmal dem armen Sünder ſeine treue Aufrichtigkeit und brüderliche Liebe zu bezeugen. Er wollte Zelhorſt bezüglich deſſen katholiſcher Anſicht von der Erbſünde eines Beſſern überweiſen. Doch Zelhorſt ging darauf nicht ein. „Könnet Ihr mir," ſagte er, „aus Auguſtinus oder einem andern heiligen Vater, denen in dieſen Punkten mehr als Euch zu glauben iſt, die Unrichtigkeit der katholiſchen Lehre beweiſen, ſo will ich folgen." Cruſius entgegnete: „Am folgenden Sonntag will ich es thun, ich will dann kommen und in Euerem Orte predigen. Und geſchieht es auch nicht mit ſolchen Worten, wie Ihr es meint, ſo werden es dennoch Worte ſolcher Klarheit und Kraft ſein, daß Ihr im Geringſten nicht daran zweifeln könnt." „Hiermit," fügt Zelhorſt bei, „hat vielleicht Cruſius ſeine Treuherzigkeit und brüderliche Liebe zeigen wollen. Ja wohl, aufrichtige Brüder! Hätte Cruſius an dem beſtimmten Sonntage mich

Digitized by Google

attrapirt, die Klarheit und Kraft seiner Gründe hätte uns dergestalt ergriffen und die Wahrheit empfinden lassen, daß ich und die Meinigen unser ganzes Leben lang dessen würden gedacht haben."

Das Werk lobt den Meister und der Ausgang der Sache lehrt, was man im Schilde führte.

Es war ein Donnerstag, als Zelhorst von Zütphen nach Hengelo abreiste. Am folgenden Samstag, Abends zwischen 10 und 11 Uhr, kommt ein guter Freund aus Zütphen nach Hengelo mit der Nachricht, Bernard Crusius habe sich Tags vorher, nämlich am Freitag, in aller Frühe um 3 Uhr aus Zütphen wegbegeben, um bei dem Gerichtshofe in Arnheim Bescheid einzuholen, was mit Zelhorst zu beginnen sei. Der Freund fügte die Warnung bei: „Macht Euch fort; denn ich fürchte, Ihr kommt in große Schwierigkeiten."

Diese Furcht war nicht grundlos; es ist ja allgemein bekannt, wie die calvinische Toleranz in jener Zeit beschaffen war und, fügen wir hinzu, die protestantische Toleranz in unserer Zeit noch beschaffen ist. Die Genfer, Berner und andere Regierungen legen Zeugniß dafür ab. Hätte man Zelhorst gefangen nehmen können, so wäre ihm der Proceß gemacht worden und längere Kerkerhaft hätte in sicherer Aussicht gestanden.

Am folgenden Tage wurde in Hengelo das Kirchweihfest begangen. Es war für Zelhorst eine traurige Feier. Während der noch übrigen Stunden der Nacht hatte er die nothwendigsten Sachen zusammengepackt, seine Kinder unter die Obhut ihrer ältesten Schwester gestellt und dieser die nöthigen Weisungen gegeben. Nun verließ er gegen fünf Uhr Morgens in Begleitung seiner Frau das Haus, in welchem er 31 Jahre gewohnt hatte. Wie viele Erinnerungen herber Leiden und Schmerzen, aber auch inniger Freuden und unendlicher Gnaden knüpfen sich an diesen Aufenthalt!

Zelhorst floh zunächst nach Anholt, wo er die Ankunft seiner zurückgebliebenen Kinder erwarten wollte.

Zwei Stunden nach der Abreise des Prädicanten erschien bereits ein geheimer Spion im Pfarrhause zu Hengelo. Es war dieß der Rentmeister der Pfarrei, Jan van Haeghen, der in Deutichem wohnte. Der Ortsrichter begleitete ihn. Sie fanden das Haus in großer Verwirrung und stutzten. „Wo ist der Vater?" fragte Jan die älteste Tochter. — „Er ist verreist," entgegnete diese. Als Jan dieses vernahm, sagte er: „Euer Vater hat nicht als ehrlicher Mann gehandelt,

Digitized by Google

ſondern als ein falſcher Heuchler und Betrüger, der Euch in's Verderben bringt."

Darauf erwiederte das Mädchen: „Mit Erlaubniß, Herr Rentmeiſter! Welche Solches meinem Vater aufbürden und Euch dieſes weis machen, die geben ſich der Lüge ſchuldig. Hätte mein Vater um ſeines Nutzens und ſeiner zeitlichen Wohlfahrt willen den Betrüger und Heuchler ſpielen wollen, wahrlich! er hätte dann ſeine Sache ganz anders angelegt; er hätte nicht vor ſo vielen Prädicanten in Zütphen rundaus erklärt, daß er römiſch-katholiſch geworden ſei." Nun ſchwieg der Rentmeiſter. Doch bald kam er auf einen anderen Gegenſtand und ſagte: „So will ich Euch dann auch ankündigen, warum ich hieher gekommen bin und welchen Auftrag ich habe. Die Herren Deputirten legen Arreſt auf alle Güter, die ihr hier beſitzet, und ihr müſſet ſofort das Haus verlaſſen, ohne das Geringſte mitzunehmen." Zelhorſt's Töchter antworteten: „Rentmeiſter, Ihr thut jetzt Alles, was in Eurer Macht iſt; Ihr nehmet unſer zeitliches Gut, wogegen wir uns nicht wehren können; aber Gott ſei Lob! Das ewige Gut, unſere Seligkeit, könnet Ihr uns nicht rauben. Und da wir das Haus verlaſſen ſollen, ſo habt Ihr nicht nöthig, uns das ſtrenge zu befehlen; denn wir ſind dazu bereit, wir thun es gern und unaufgefordert, um unſerem Vater und unſerer Mutter zu folgen."

Als die Kunde dieſer Ereigniſſe ſich unter dem Volke verbreitete, war man allgemein über das unmenſchliche Verfahren beſtürzt. Zelhorſt beſaß die höchſte Achtung in ſeiner Gemeinde; denn er war vom glühendſten, aufrichtigſten Eifer beſeelt und hatte zudem Niemanden je einen Strohhalm in den Weg gelegt. Da kamen dann die Männer, welche die Kornernte von Zelhorſt gekauft hatten, zum Rentmeiſter und fragten: „Was iſt die Urſache dieſes Verfahrens; ſind vielleicht einige Schulden vorhanden?" Sie hatten dabei die Abſicht, in dem gegebenen Falle ſofort die Gelder, welche ſelbſt ſie ihrem Pfarrer ſchuldeten, zu erlegen, um jene vermeintlichen Beträge zu decken. Aber Jan van Haeghen erwiederte: „Nein! die Herren Deputirten verſtehen das anders als Ihr."

Das waren reine Lügen; denn die Deputirten hatten dieſen Arreſt nur auf das Geſuch des Rentmeiſters veranlaßt, der vorgab, Zelhorſt ſei bei ihm in Rückſtand.

Van Haeghen verließ hierauf die Pfarrwohnung. Als er eben aus dem Hauſe trat, begegnete ihm auf dem Kirchhofe Herr Dr. Cruſius. In aller Eile theilte ihm Haeghen die Ereigniſſe mit. Cruſius zitterte am

Digitized by Google

ganzen Leibe. Sein Antlitz färbte sich und er gerieth in solche Verwirrung, daß er verschiedene Mal die Frage wiederholte: „Ist Zelhorst fort? Pfui mir!“ Er wollte damit sagen: „Hätte ich das vermuthet, so würde ich dem Zelhorst eine andere Brille auf die Nase gesetzt haben!“ Sofort begab er sich in die Kirche und ließ zum Gottesdienste läuten. Als er die Kanzel betrat, warf er das Fußbänkchen, worauf Zelhorst zu stehen pflegte, unwillig und mit Schelten herab, indem er seine Füße zu heilig achtete, um sie darauf zu stellen. Er begann die Predigt und sprach mit einem solchen Fanatismus, daß er die sonst so ruhigen Bürger zur größten Wuth entflammte. Gleich nach der Predigt verließen sie die Kirche und stürzten auf das Pfarrhaus los; sie fingen die Hühner und Gänse, schossen die Enten nieder, zerstörten die Möbel; ja, jeder raubte, was er konnte; die eingeheimste Kornernte wurde theils entwendet, theils verschenkte man sie. Ähnlich ging es den Töpfen und Kesseln. Der Flachs auf dem Felde, welcher der ältesten Tochter Zelhorst's gehörte, wurde dem Richter zu Handen gestellt. Über vierhundert Müt (Morgen?) Ackerland, die Zelhorst selbst gekauft hatte, wurden für den neuen „Domine“ reservirt. Zelhorst's rückständiges Einkommen theilten die Prädicanten unter sich und genossen damit in Gesellschaft des Rentmeisters einige fröhliche Tage.

Zelhorst begab sich kurz darauf mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo er feierlich in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat. Die Verfolgung von Seiten seiner Confratres hörte indessen noch nicht auf. Sie sandten ihm verschiedene unhöfliche Briefe und drohten ihm mit der Excommunikation. Auf diese Drohungen entgegnete Zelhorst: „Fiat!“ Wir werden Euren Bannspruch mit Freuden und Ruhe erwarten, in der Überzeugung, daß Euer Treiben eine beklagenswerthe Spiegelfechterei und ein Affenspiel ist. Alle Eure Schwertstreiche geschehen in den Wind; sie berühren nicht einmal die Säule und Grundfeste der Wahrheit, von welcher Christus gesagt hat: Wer die Kirche nicht hört, den halte für einen Heiden und Zöllner! Zugleich mahnt er sie, daß nur dem hl. Petrus und dessen Nachfolgern, keineswegs aber den reformirten Prädicanten, die Schlüssel des Himmelreiches gegeben seien, um auszuschließen und einzulassen. Sie möchten daher vielmehr suchen, von dem Anathem, dem Bannfluche und der Malediction, in welche sie sich selbst muthwillig verstrickt hätten, gelöst und befreit zu werden; denn — entwickelte Zelhorst in seiner Bekehrungsschrift, — es gibt nur eine Kirche, die heilige, römisch-katholische, welche als Braut Gottes in nie

Digitized by Google

erbleichendem Glanze auf dem heiligen Berge steht. Sie ist gegründet auf den Felsenmann Petrus, zu dem der Herr gesprochen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", das heißt: „Du sollst die Last meines Gebäudes tragen; die Sorge für mein Haus befehle ich dir vor allen Anderen; du sollst mein treuer Diener sein, den ich über mein Hausgesinde stelle, — der allgemeine Hirt, der meine Lämmer und Schafe weiden soll, — der Steuermann meines Schiffes, der Regierer meines Volkes, der Vorsteher meiner Kirche; der Erste, der Fürst und Befehlshaber aller Apostel, der Bischof der Bischöfe, der hohe Priester, dem alle Priester gehorchen müssen." Und an einer andern Stelle berührt Zelhorst die Worte des hl. Chrysostomus: „Die Dinge, welche Gott allein verleihen kann, nämlich die Vergebung der Sünden, und daß die Kirche, auf welche so viele große Ströme und Wasserfluthen mit aller Gewalt heranstürzen, unbeweglich stehen bleibt, — jene Kirche, deren Hirt und Haupt ein Fischer ist, ein Mensch, verachtet von der Welt, ein Gegenstand des Spottes und doch durch seine Festigkeit den Demantstein übertreffend — alles dieses, was Gott eigentlich allein zukommt, hat er dem Petrus zu geben versprochen."

Als Grund aber, weßhalb so Viele den heiligen Stuhl lästern, gibt Zelhorst mit vollem Rechte den Haß gegen die Auctorität an. Selbstsüchtige Hoffart ist „die erste Stufe und Mutter aller Falschheit, aller Lüge, alles Betruges und aller Ketzereien." „Als ich einstmals in tiefe Gedanken mich versenkte," erzählt Zelhorst, „da schlug ich die Augen plötzlich auf und sah einen großen, mächtigen Riesen, wie einen Nimrod, der den Thurm zu Babel erbaute, oder wie einen Goliath, welcher das Heerlager des Herrn verspottete und bestreiten wollte. Auf seinem Gewande stand geschrieben: Rex superbiae. Er war der König der Hoffart und führte an seiner Hand ein Weib, das Häresis hieß, welchem eine unzählige Menge Volkes verschiedener Beschaffenheit mit großer Begier, Lust und Freude folgte. Die Höchsten und Vornehmsten darunter merkten recht wohl, daß dieß Weib nur eine gefangene Sklavin sei, die Jedem preisgegeben wurde, deßhalb verlachten sie auch dasselbe zuweilen und verspotteten es als ein offenbar unzüchtiges Weib, welches mit geschmücktem Angesicht, mit süßen Worten und prunkvollen Kleidern ihre Liebhaber anlockte, um sie in den Hof Plutos, nämlich in die Hölle, zu führen. Nachdem diese vorübergegangen war, hört, was Wunder, ja über alle Maßen Wunder sah ich alsdann!

Es kam Jemand herangeschritten, wie die Sonne der Gerechtigkeit

Digitized by Google

in ihrem Glanze, im Purpurgewande, dessen Saum die Worte trug: „König der Könige, Herrscher der Herrschenden.“ An seiner Rechten führte er seine einzig auserkorene Braut, auf deren Stirn geschrieben war: „Die Kirche des lebendigen Gottes.“ Er hat sie durch sein eigenes Blut sich erworben und sie in demselben so rein und weiß gewaschen, daß sie weder Makeln noch Runzeln trägt, dadurch ist sie anmuthig und liebenswürdig geworden, daß auch die Heiden von allen Enden der Welt gekommen sind, ihr Glück gewünscht und sie mit großer Freude und Verwunderung empfangen haben, mit dem Ausrufe: „Welche ist diese, die da emporsteigt wie die aufgehende Morgenröthe, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne, furchtbar wie ein wohlgeordnetes Kriegsheer?“

Daß aber nur die katholische Kirche die auserlesene Braut Gottes sei, erkennt Zelhorst an der Schönheit ihrer Kinder. Sie hat Kinder geboren, die Alles verließen, um dem Heiland nachzufolgen; Apostel, heilige Martyrer und Bekenner brachte sie hervor; unter Fürsten und Herren, unter Knechten und Dienern hat sie Heilige gebildet; sie hat ihre Söhne in die entferntesten Weltgegenden gesandt, um die ungläubigen Nationen zur wahren Erkenntniß Christi zu führen. Sie allein ist die Gottesbraut, „die Säule und Grundfeste der Wahrheit.“

So haben wir denn in einigen Zügen die Bekehrungsgeschichte des holländischen Predigers geschildert. Über seine ferneren Lebenszustände ist uns nichts bekannt; aber wir dürfen wohl voraussetzen, daß ein so abgetödteter und folgerechter Jünger des gekreuzigten Heilandes auch bis zum Tode in diesen Gesinnungen verharrte.

Einen Zug müssen wir noch zum Schlusse hervorheben. Obgleich vom Vaterlande vertrieben, hing Zelhorst doch auch in der Verbannung mit inniger Liebe an der Heimath. Aus dieser Liebe zu seinem engeren Vaterlande ging die uns vorliegende Bekehrungsschrift hervor, die eine klare Auseinandersetzung und Widerlegung sämmtlicher calvinistischer Irrthümer enthält. Er widmet die Schrift, welche er vier Jahre nach seiner Conversion (1649) zu Düsseldorf niederschrieb, den Ständen und Herren in den Herzogthümern Brabant, Gelderland und den andern angrenzenden Provinzen. In der Vorrede vergleicht er das Niederland von ehedem und jetzt. „Ach,“ ruft er aus, „wie sind die Zeiten verändert!“ Wie steht es jetzt in vielen Gegenden und Städten Niederlands mit dem Weingarten und Lusthofe des Herrn? Fürwahr so, daß wir seufzen, klagen und bekennen müssen: „Ihre Trauben sind Gallentrau-

Digitized by Google

ben, und ihre Weintrauben sind über die Maßen bitter. Drachengalle ist ihr Wein und unheilbares Schlangengift." Zelhorst beschließt die Schrift mit den schönen Worten: „Den Frieden, welcher nach dem hl. Augustin die Klarheit des Gemüthes, die Stille und Ruh: des Geistes, die Einfalt des Herzens, das Band der Vereinigung, der Mitgenosse der Liebe ist, welcher den Unfrieden hinwegnimmt, allen Krieg aufhebt, Zorn und Bitterkeit niedertritt, allen Menschen gefällt und nichts von Hochmuth weiß — diesen Frieden wünschen wir euch, o edle, berühmte Niederlande. Um diesen Frieden bitten und seufzen, ja durchbringen die Wolken alle gläubigen Herzen und gottesfürchtigen Seelen. Und wir Alle bitten, daß der liebe Gott sie erhören wolle, und sprechen dazu Amen."

J. B. Diel S. J.

Das ökumenische Patriarchat.

(Schluß.)

Nachdem alle Anstrengungen des griechisch-schismatischen Patriarchen von Constantinopel, den Riß in seiner Kirche zu verhüten, fehlgeschlagen, griff er zum äußersten Mittel, zur Zusammenberufung der Bischöfe der „orthodoxen" Kirche. Was war der Erfolg? Der Beweis, daß die schismatisch-orientalische Kirche die der Kirche Christi nothwendige höchste verpflichtende Auctorität nicht besitzt. Das zeigte erstens schon die Art und Weise der Betheiligung. Dem byzantinischen Patriarchen kam Alles darauf an, soviel Bischöfe als nur möglich um sich versammelt zu sehen; an alle autonomen Kirchen erging die Einladung, dem russischen „heiligen Synod" insbesondere wurden alle einschlägigen Dokumente und mehr als einmal die dringendste Aufforderung zur Theilnahme zugeschickt. Und siehe, die russischen, österreichischen, hellenischen, rumänischen, serbischen, bulgarischen, Alle blieben aus, nur die Fanarioten erschienen (September 1872), und selbst diese in unbeträchtlicher Zahl. Es kamen aus den nahe an 200 Diöcesen[1] der griechischen Kirche in der Türkei im

[1] Vgl. Laacher Stimmen 1873, V., S. 458 ff., die Missions cathol. 1 août 1873 ff. Professor Silbernagl, Bestand sämmtlicher Kirchen des Orients, S. 30 ff., zählt 168 Diöcesen im türkischen Reiche auf; Rhalli und Potli führen in Bd. 5

Ganzen 34 Prälaten! Das die angeblichen Vertreter der allgemeinen Kirche! Welcher klägliche Gegensatz zum vaticanischen Concil! Das Zeugniß der Unfähigkeit, ein allgemeines Concil zu versammeln, war ausgestellt.

Zweitens das Concil erklärte allerdings: „Wir beschließen unter Eingebung des heiligen Geistes." Aber wann ist jemals einem Nationalconcil der unfehlbare Beistand des heiligen Geistes verheißen worden? Hat man die Geschichte seiner Vorfahren vergessen? Hat nicht eine Synode zu Ephesus (um das Jahr 475) das häretische Glaubensedict des Kaisers Basiliscus unterschrieben? Und doch waren es damals nicht etwa nur 34, sondern Hunderte von griechischen Bischöfen. Und sprachen sich nicht die griechischen Bischöfe zu Constantinopel, 338 an der Zahl, im Jahre 754 gegen eine dem Morgen- und Abendland gemeinsame Glaubenslehre, die Bilderverehrung, aus?

Drittens: Die Fanarioten definirten: „Der Phyletismus" der Bulgaren ist eine Häresie. Aber der russische „heilige Synod" läßt wissen [1]: diese Frage betrifft nicht „den allgemeinen orthodoxen Glauben und die Kirche," es handelt sich hier „nur um einige unbedeutende Differenzen", um eine „Meinungsverschiedenheit zwischen den griechischen und slavischen Kirchen". Wer hat Recht? Man sucht vergebens eine Auctorität, welche entscheidet, ob es sich um eine Glaubenssache handelt.

Viertens: Die Gründe, welche die Griechen für ihren Glaubenssatz vorgebracht haben, sind nicht stichhaltig, sie sind erbärmlich. Wahr ist es, das Princip, die allgemeine Kirche nach den Menschenrassen in autonome Nationalkirchen aufzulösen, ist der Lehre Christi entgegen, und unsere modernen Kirchenreformatoren mögen sich für diese Verurtheilung

---

ihres zu Athen 1855 herausgegebenen „Syntagma" ꝛc. deren 155 an. Auf Bitte um Aufschluß erhielten wir von einem Freunde in Constantinopel einen gleichfalls griechischen Katalog der Bisthümer, entnommen dem Epistolarion, welches in Venedig 1864 in vierter Auflage erschien. Obwohl dieser später als der von Rhalli edirte herausgegeben wurde, gehört er doch einer bei weitem älteren Zeit an, indem Temeswar noch als Bisthum des osmanischen Reiches erscheint, was es seit 1716 nicht mehr ist. Er enthält mit den bulgarischen, serbischen und cyprischen (die georgischen und imeretischen, jetzt russischen nicht gerechnet) 221 Bisthümer, welche aber heutzutage nicht mehr alle besetzt sind.

[1] Auszug aus dem Bericht des Gr. Tolstoy an Se. Majestät den Kaiser von Rußland in Angelegenheiten der orthodoxen russischen Kirche für das Jahr 1870 S. 130 f.

Digitized by Google

der Nationalkirche auch von Seiten des Orients bei den Griechen bedanken. Aber hatten die Griechen das Recht, diese Wahrheit auszusprechen? Haben wir nicht gezeigt, daß das verurtheilte Princip eben jenes ist, welches der gesammten Entwicklung ihrer Kirche zu Grunde liegt? Deßhalb durften die bulgarischen Bischöfe mit Fug erwiedern (13. December 1872): „nicht nach der Lehre der gemeinschaftlichen orthodoxen Kirche" habe man entschieden; einzig und allein dasjenige wollten sie auch für sich, was „die orthodoxe Kirche allen andern unabhängigen Kirchen zuerkannt habe". Freilich hielt man ihnen entgegen: was diese betreffe, seien „die politischen Verhältnisse andere" gewesen. Aber ändert denn die Verschiedenheit politischer Zustände etwas an der Natur der Sache, am Wesen des Glaubens? Und hatte nicht ein kaiserlicher Ferman den Bulgaren auch Autonomie gewährt? Und sollte gegen die Wahrheit des Glaubens ein Patriarchat der Bulgaren sein, das die griechische Kirche selbst ihnen zugestanden und verbrieft, das sie Jahrhundert hindurch gebilligt hat?[1]

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873 H. 6, S. 552—56. Zur Zeit Le Quiens (um 1721) umfaßte das bulgarische Patriarchat von Ochrida 7 Metropolitansprengel und 7 Suffraganbisthümer. Erstere waren nach seiner Angabe, Oriens christianus II. 283, folgende: 1. Castoria (Kastoria). 2. Pelagonia nunc Bitalia (Bitolia-Monastir) und Perleapum (Perlepe, Prilip). 3. Edessa nunc Bodena (Vodena). [Die Expositio Andronici Imp. (1282—1332) der Metropolen hat Edessa nunc Moglaena; auch v. Spruner, historisch-geographischer Hand-Atlas, und der gelehrte Bollandist V. de Buck AA. SS. Oct. t. IX. 406 identificiren diese beiden Städte gegen die gewöhnliche Annahme; eine Untersuchung hierüber würde uns zu weit führen.] 4. Corytza (Korytza, auch Gortscha) und Selasphorus (Swesda, so die in Athen erscheinende „Nea Pandora" und nach ihr die Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 1860 N. F. VIII. S. 485; Swesjda ist auf Lejean's ethnographischer Karte der europäischen Türkei nördlich von Goritza); nach Le Quien und den von Professor Parthey herausgegebenen Notitiae graecae episcopatuum ist dieses letztere identisch mit dem spätern Bisthum Deabolis (Diavoli bei Le Quien, gegenwärtig Dewol); die Identität betrifft demnach nicht die Lokalität, sondern nur das Bisthum, welches von Selasphorus nach Deabolis verlegt und mit Korytza vereinigt wurde. 5. Belegrada (Arnaud-Belgradi, Berat) und Canina (Canina). 6. Tiberiopolis (Weliza) oder Strumnitza. 7. Grebenum (Greweno). Die 7 übrigen Bisthümer waren: 1. Sisanium (Selitza, südöstlich vom Kastoria-See; von Selitza wurde dann im 16. Jahrhundert der bischöfliche Sitz nach dem südöstlicher gelegenen Schatista verlegt; vgl. Poucqueville, Voyage de la Grèce éd. 2, 1826, T. 3. S. 80. 50). 2. Moglina oder Moglena (Moglena). 3. Moleschus (Moliscos), schon zu Le Quien's Zeit mit dem vorigen zu Einem Bisthum verbunden. 4. Prespa (Presba). 5. Debra (Dibre), gleichfalls mit dem letztgenannten zu Einem Bisthum vereinigt. 6. Citzaba (Kritschowo). 7. Cora und Mocra. Mocrena oder Mocra hieß eine Landschaft nächst

Digitized by Google

Fünftens: Wenn die Griechen das nationale Gepräge einer Kirche verworfen haben, so haben sie nur über sich selbst den Stab gebrochen. Oder war nicht der exclusiv hellenische Charakter der orthodoxen Kirche der erste Anlaß zum Ausbruch des Kampfes? Fürchteten nicht die Slaven gräcisirt zu werden? War es nicht ein beständig von den Bulgaren erhobener Vorwurf: die orthodoxe Kirche soll keine national-griechische, der ökumenische Stuhl und die hohen Würden sollen nicht ausschließliches Eigenthum der griechischen Rasse sein; wie die Lasten, so sollen auch die Rechte allen Volksstämmen gemeinsam sein? Deßhalb entgegneten sie auch jetzt, daß man sich „der Religion nur als Deckmantel für seine (nationalen) Zwecke bediene", und daß das Endziel der Griechen wie immer, so auch im Concil, dahin gegangen sei, „unter der Maske des Glaubens" die „griechische Nationalität durch Vernichtung der nicht griechischen Stämme zu heben". Daher die Erscheinung, daß die geborene Schutzmacht des orthodoxen Glaubens, die russische Diplomatie, dem Synodalbeschluß überall entgegenwirkte, die Griechen hingegen allein, die griechischen Bischöfe, die griechische Presse, der griechische Pöbel in Stambul, in Athen, in Smyrna, in Jerusalem und überall ihm applaudirten. Gerade die Journale jenes Landes, das sich als den natürlichen Erben der alten Byzantinermacht betrachtet, wütheten am ärgsten gegen den Russen, schalten den Czar einen „Verräther der Orthodoxen", seine Regierung „das Thier der Apokalypse" und den Antichrist und riethen der Pforte, die russischen Klöster, zumal das auf dem Berg Athos, als das Centrum der panslavistischen Propaganda, zu schließen und ihre Güter zu confisciren.

Endlich darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß Cyrillus, Patriarch von Jerusalem, den übrigen Patriarchen gegenüber trat; ob er

---

dem Okhrida-See, Chora vielleicht ihr Hauptort. — Das oben angeführte Epistolarion gibt S. 241—42 dieselben Bisthümer; doch setzt es zu dem von Sisanion „und Siatiste" (d. i. Schatista) hinzu. Rhalli's Katalog differirt mehr; wir heben aus ihm hervor: Stromnitza „und" (nicht „oder") Tiberiopolis; das ist ein Beweis mehr gegen die bis jetzt gewöhnliche Annahme der Identität dieser beiden Städte, und von Hahn's Angabe (Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Klasse. Wien 1867. 2, S. 129), daß letztere Weliza ist, scheint uns unbedingt richtig. Wiltsch, Kirchliche Geographie und Statistik, benützt hier nicht einmal hinlänglich den Le Quien, den er doch sonst stets seiner Arbeit zu Grunde legt; total verfehlt ist seine Verwechslung von Vodena mit Widin, Bd. II. S. 352; auch Dr. Silbernagl verfiel diesem Irrthum. Der verdienstvolle P. Gams, Series Episcoporum etc., gibt von allen diesen keinen Suffraganstuhl von Achrida.

Digitized by Google

aus innerer Überzeugung oder aus Rücksicht auf seine in Rußland gelegenen Güter so gehandelt, thut hier nichts zur Sache. Zwar wurde er auf Betreiben des ökumenischen Patriarchen entsetzt und mit Waffengewalt von Jerusalem weggeführt. Allein auch das ist für die Rechtsfrage nicht entscheidend. Immerhin steht das fest, Cyrillus war anderer Meinung als der ökumenische Patriarch, und dieser hatte vor ihm rechtlich nichts voraus[1]. Denn obschon derselbe thatsächlich sich die Suprematie in der orthodoxen Kirche des türkischen Reichs angemaßt hat, so war er doch nie im Stande, den Beweis für solch' einen Anspruch zu liefern. Daher konnte auch in der Versammlung der Deputirten aller Orthodoxen der Türkei (1859) Karatheodori, das im Übrigen allerdings nichts weniger als glaubwürdige Haupt der Liberalen, die Wahrheit aussprechen, ohne Furcht widerlegt zu werden: soll von einem Vorrang unter den Patriarchen die Rede sein, so habe ihn vor allen der älteste, der römische, gehabt!

Aus dem Gesagten leuchtet die ganze Zerfahrenheit und Machtlosigkeit der schismatisch-orientalischen Kirche hervor. Nur Eines, die Ketzerei der Bulgaren, hat das Concil fertig gebracht, und das blieb auf dem Papier. Von allen ihren Fundamentalschäden kam nichts zur Sprache. Und doch waren unter den gegenwärtigen Prälaten ein Siebentel, wenn nicht gar ein Fünftel, solche, welche den ökumenischen Stuhl eingenommen hatten. Kam keinem unter ihnen in den Sinn, ein Grundübel ihrer Kirche, den beständigen Wechsel im Patriarchat mit Allem, was daran hängt, der Simonie, den Intriguen, der Corruption, dem Schacher mit dem Heiligen zur Sprache zu bringen?[2] Alle

---

[1] Daher verweigerte denn auch die große Masse der „orthodoxen" Bevölkerung in Palästina dem Prokop, welcher als Nachfolger des Cyrillus gewählt worden war, noch lange die Anerkennung. Als Cyrillus in dieser Angelegenheit einen Beschwerdebrief an den deutschen Generalconsul Freiherr von Alten richtete, erhielt er folgende Antwort dd. Jerusalem 30. November 1872: „Ich muß Ihnen sagen, in Betracht der mehr als anomalen Stellung, in die Sie sich gegenüber der Regierung der hohen Pforte und gegenüber Ihren geistlichen Obern gebracht haben .... finde ich es sehr überraschend, daß Sie sich noch für befugt halten, von mir Aufklärungen über das Verhalten des Dragomans meines Consulats zu verlangen" (A. A. Z. 11. Januar 1873). Diese „geistlichen Obern" anzugeben, dürfte schwer fallen. Würde man aber im deutschen Reiche nach diesem Grundsatze verfahren haben, was wäre aus Reinkens und Consorten geworden?

[2] Wenn die A. A. Z. 31. October 1873 betreffs des dreimal erwählten und dreimal abgedankten griechisch-schismatischen Patriarchen von Constantinopel, Anthimus VI., schreibt: „seit lange schon war er Einflüssen und Ränken preisgegeben,

Digitized by Google

Kenner der orientalischen Verhältnisse sind darin einstimmig, daß das ihr Verderben ist. Die Unabsetzbarkeit des Patriarchen war daher von Rußland (1853) gefordert, im Hatti-Humaium vom 6./18. Februar 1856 versprochen, in der Generalsynode aller „Orthodoxen" (1858—60) beschlossen und das Decret von der Pforte bestätigt worden. Daß die Wunde gleichwohl fortblutete, haben wir vor Kurzem erwähnt und seitdem revolutionirten schon wieder Bischöfe gegen den Patriarchen Anthimus VI.; er wurde öffentlich insultirt und mußte resigniren (2. Oct. 1873), nachdem er seinen Stuhl zwei Jahre und 15 Tage inne gehabt.

Am meisten muß man darüber staunen, daß sich unter diesen Schismatikern immer Bischöfe finden, welche das heillose Spiel von Vorne beginnen, räsonniren, opponiren, intriguiren, neue Patriarchen wählen und sich zu solchen wählen lassen, um bald wieder Andern Platz zu machen. Was ist das für eine Kirche!

Das Unrecht der Griechen darf uns nicht Grund sein, für die Bulgaren schlechthin Partei zu nehmen. Die bulgarischen Bischöfe sammt dem Exarchen haben den ökumenischen Patriarchen als ihr rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt und sind von demselben mit Censuren belegt worden. Sie haben sich also den Folgen derselben zu unterziehen, so lange diese nicht durch eine competente Behörde aufgehoben werden.

Aber ist nicht ein guter Theil des traurigen Zustandes des bulgarischen Volkes auf Rechnung der Griechen zu setzen? Gewiß; es hat sich indeß nicht zu beklagen, als seien die schlechten Hirten ausschließlich ihm zugeschickt worden. Es bekennt sich zur „orthodoxen" Kirche und das Loos derselben, wie aller schismatischen Kirchen, ist überall dasselbe, intellectuelle und moralische Verwahrlosung, Erstarrung und Vermoderung. Sieht es bei den Schwesterkirchen besser aus, seitdem sie sich der Autonomie erfreuten? „Der Klerus des eigentlichen Griechenlands und der hellenischen Gemeinden der Türkei ist nicht besser als jener der bulgarischen Länder"; so Dumont [1], der diese Provinzen erst unlängst besuchte. Einen auffallenden Beleg dazu liefert, was bei An-

---

welche die höchsten kirchlichen Interessen an ihrem Lebensmark bedrohten," so frägt die Geschichte, wann, vom Anfang der osmanischen Herrschaft in Stambul an bis heute, ist dieses nicht der Fall gewesen? War es etwas anders als „Einflüsse und Ränke", was in den ersten 250 Jahren einen nicht weniger als 88maligen Wechsel im Regiment der byzantinischen Kirche zu Stande brachte?

[1] Revue des deux mondes, oct. 1871, S. 555. Dumonts Aufsätze in dieser Zeitschrift sind in erweiterter Form unter dem Titel: Le Balkan et l'Adriatique erschienen.

Digitized by Google

laß des jüngsten Metropolitenwechsels bekannt wurde. Theophil, der Metropolit der schismatischen Kirche Griechenlands und Vorsitzender des „heiligen Synod's", starb 13./25. Juli 1873. In einem protestantischen Blatte[1] heißt es von ihm: „Er war ein unbedeutender Mann, ohne wissenschaftliche Bildung... von einem tiefern, rein religiösen Interesse war bei ihm, wie bei den meisten griechischen Klerikern keine Rede... Die Studenten der Theologie hat er gar nicht examinirt, im Gegentheil, unwissende und sittenlose Kleriker begünstigt." Unter den Candidaten für den erledigten Stuhl glänzte Alexander Lykurgos, Erzbischof von Syra, derselbe, der in Deutschland sich umsah und durch sein Interesse für den Neuprotestanten-Congreß zu Constanz (September 1873) bekannt wurde. Er galt als der Gebildetste unter den Bischöfen und ward ob seiner Gelehrsamkeit gerühmt, er durfte es sogar wagen, eine seiner herrlichen Predigten drucken zu lassen. Nun, dieser hatte „als Bischof seine Gemeinde sehr schlecht geleitet und alle Mißbräuche begünstigt;" und seine berühmte Predigt? Sie war, man denke! die wörtliche Übersetzung einer Predigt des Protestanten Ahlfeld[2].

Und ist es in Rumänien besser geworden, seitdem man hier selbstständiger vorgegangen? Auf der letzten rumänischen Synode erklärte der Metropolit (27. October 1873)[3]: er müsse mit Schmerz und Trauer aussprechen, daß die Seminarien im Lande, seit sie der kirchlichen Disciplin entzogen, ihrem Zweck nicht mehr entsprechen, da sie eher alles Andere, nur keine Geistlichen erziehen. Daher sei der Mangel an Seelsorgern im ganzen Lande ein wahrhaft schreckenerregender! So fehlten in der Diöcese Bukarest allein 185 Geistliche, eine große Zahl Kirchen habe geschlossen werden müssen.

Sollte eine schismatische Kirche Bulgariens zu besseren Hoffnungen berechtigt sein? Was bis jetzt von dieser Seite geschehen ist, spricht nicht dafür. Wohl ist die Kirche noch jung, aber die bereits gemachten

---

[1] Protestantische Kirchenzeitung 18. October 1873. Da die Neue Evangelische Kirchen-Zeitung vom 30. October 1873 dem Theophilos das Zeugniß ausstellt, daß er bei jeder Gelegenheit ein warmes Wohlwollen für die deutsche protestantische Kirche an den Tag gelegt hat, so darf man solch' ein Urtheil um so weniger beanstanden.

[2] Protestantische Kirchen-Zeitung a. a. O., Allgem. Luth. Kirchen-Zeitung 5. September 1873, N. Evang. Kirchen-Zeitung a. a. O.

[3] A. A. Z. 9. November 1873.

Digitized by Google

Erfahrungen rechtfertigen die trübsten Befürchtungen. Anthimus, der erste Exarch, ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Genöthigt, auf die Excommunication zu antworten, erließ er an alle schismatischen Bulgaren ein Sendschreiben (3./15. Januar 1873), in dem es unter Anderm heißt:[1] „Als Anhänger des Photius und des Papstes Nikolaus führen die Fanarioten in der Kirche den Mißbrauch der Wiedertaufe ein, wie sie soeben in Kyrno stattgefunden hat, indem sie sich so dem Schimpf, der Mißbilligung und der Indignation der civilisirten Welt aussetzen." Welche Unkenntniß der katholischen Lehre sich in diesen Worten ausspricht, übergehen wir. Auch wollen wir nicht fragen, auf wessen Seite sich denn die bulgarische Kirche bei ihrer Gründung befunden, wenn sie weder unter den Katholiken noch unter den Schismatikern von Byzanz zu suchen war. Aber rein unbegreiflich in dem Munde eines Bischofs und Primas ist die Berufung auf das Urtheil der Welt und ihrer modernen Cultur als Norm der Glaubenslehre. Da hätte Christus freilich am besten gethan, nicht auf dieser Erde zu erscheinen. In nicht besserem Licht stellt sich uns die erste bulgarische Generalsynode dar. Berathen wurde über die Organisation der Nationalkirche. Was soll man nun dazu sagen, daß mit 28 gegen 15 Stimmen der Beschluß durchgesetzt wurde, der Exarch solle immer nur auf fünf Jahre erwählt werden? Das heißt denn doch einen Umsturz der hierarchischen Ordnung, wie er selbst in allen christlichen Sekten des schismatischen Orients unerhört ist, zum Gesetz erheben. Es heißt ferner, jene Erniedrigung der höchsten kirchlichen Würde, wodurch sie ein Spielball der Factionen und aller niedrigen Leidenschaften wird, wie sie im Phanar thatsächlich nicht rechtlich besteht, in legaler Permanenz erklären.

Zwei Dinge wurden hiebei klar: ein Sieg des zersetzenden protestantischen Princips und ein gewisses Mißtrauen, das sich der bulgarischen Bischöfe bemächtigte. Ein Sieg des protestantischen Princips, denn die, welche an der alten Verfassung der Kirche festhielten, wurden von den Jungbulgaren überstimmt, welche, wie Kanitz bemerkt, „das evangelische Presbyterialsystem einführen" wollten und durch die bulgarische Presse, besonders die „Makedonia" unterstützt wurden. An Anstrengungen, sich in der Türkei Eingang zu verschaffen und wo möglich zur Herrschaft zu gelangen, hat es der englische, nordamerikanische und deutsche Protestantismus nicht fehlen lassen. „Centrum der (protestantischen) Mission,

[1] Das ganze Dokument in den Missions cathol. 10. Oct. 1873.

Digitized by Google

schreibt Dr. Grundemann[1], ist Constantinopel. Hier treffen wir deßhalb Vertreter einer ganzen Reihe von Gesellschaften. In der europäischen Türkei hat es die Mission vorzugsweise mit Bekennern der griechischen Kirche zu thun." Nach der von Scott Robinson gegebenen Statistik der britischen Missionsgesellschaften sind in Großbritannien (mit Irland) allein 60 Gesellschaften für die Verbreitung ihres Glaubens thätig; von den sechs Millionen Thalern, die sie im Jahr 1871 zusammenbrachten, wurden vier Procent für das türkische Reich verwendet. Was die Vereinigten Staaten Nordamerika's betrifft, so sind deren protestantische Missionen ihre erste Intervention hier gewesen. Die „englisch-kirchliche" Missionsgesellschaft und der „amerikanische Board" wirkten, bemerkt Grundemann, besonders durch die Presse in den verschiedenen orientalischen Sprachen. Vor 20 Jahren waren bereits eine Million und über vierzigtausend Bibeln und Tractätchen verbreitet worden. Vor zwei Jahren ist die vom Amerikaner Board veranstaltete Übersetzung der ganzen heiligen Schrift in's Bulgarische vollendet worden, und in fünfzehn Jahren (1858—73) wurden unter der bulgarischen Bevölkerung gegen 60,000 Exemplare von Theilen der Bibel durch 38 Missionäre und Gehilfen vertheilt. Es wird ihr von dem Agenten Dr. Thomson in Constantinopel und dem Missionär Clarke in Philippopel nachgerühmt[2], daß sie mit Freuden die dargebotenen heiligen Schriften (bez. protestantische Übersetzungen!) kaufte; selbst die anfangs erbitterte bulgarische und griechische Geistlichkeit soll die Bibelkolporteure endlich unterstützt haben. Zur dauernden Förderung der Missionszwecke brachte die amerikanische Bibelgesellschaft mit Hilfe der englischen ein prächtiges Haus um 70,000 Dollars an sich. Missionsschulen sollten das Übrige thun, mehrere hundert Bulgaren wurden in ihnen gebildet. Auch die deutsche liberale Presse trug dazu bei, für das amerikanische Robert-Colleg unter Dr. Hamlin, als das beste in Stambul, Reclame zu machen (deutsche protestantische Schulen existiren hier seit 1855).

Fragt man nun nach dem Erfolge dieser Propaganda, so war er hier derselbe, wie überall, viel ist niedergerissen, nichts Positives aufgebaut worden. „Die griechische Kirche," sagt Grundemann, „war wegen

[1] Allgemeiner Missions-Atlas II. n. 2.

[2] Nach der Juni-Nummer des „Evangelical Christendom" die Neue Evang. Kirchen-Zeitung 2. August 1873; der 69. Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft und Referat hierüber in der Neuen Evang. Kirchen-Zeitung 1. November 1873.

Digitized by Google

der ausgedehnten Macht des Patriarchen schwer zugänglich," die Missionen der Methodisten und des amerikanischen Board sind „auf kleine Dimensionen beschränkt" geblieben. Bei den Bulgaren haben sie es, soweit verlautet, noch nicht zu einer einzigen Gemeinde mit einer Kirche gebracht, nur an zwei Orten sollen nächstens Kirchen gebaut werden. Vermag nun auch der Protestantismus nicht von erfreulichen Folgen seiner Wirksamkeit zu berichten, so blieben doch andere entgegengesetzter, traurigster Art nicht aus. Auch hier bestätigte sich die allerwärts gemachte Erfahrung. Von den kirchenfeindlichen Bestrebungen in Italien gesteht selbst die N. Evangelische K.-Z. (8. Nov. 1873): „Mit dem Allem ist noch keine Saat des Besseren ausgestreut. Was auf diese Weise der römischen Kirche entzogen wird, fällt meistens dem Atheismus oder der Gleichgiltigkeit zu." In Ostindien ist durch die protestantischen Staatsschulen nur der Unglaube herangebildet worden; man verlor die eigene Religion, ohne die christliche zu umfassen. „Der größere Theil glaubt gar nichts," sagte einst ein Hindu dem Lord Lawrence, Vicekönig von Indien, „der kleinere glaubt einfach an einen Gott!" In Persien haben die protestantischen Missionäre voll Verzweiflung, Kirchen ihres Glaubens zu gründen, als ihre Absicht ausgesprochen, zur Läuterung der Nestorianischen Lehren beizutragen, d. h. Dogmen und fromme Gebräuche, welche sie gemeinsam mit Christen aller Secten und Riten aus der apostolischen Zeit gerettet haben, sollen als Aberglauben verbannt werden. Um nun zur Türkei zurückzukehren, so mußte Dr. Southgate, der aus den Vereinigten Staaten Amerika's als protestantischer Bischof hieher geschickt worden war, unverrichteter Dinge in die Heimath zurückkehren und eingestehen, daß die „protestantischen Bekehrten in der Türkei Ungläubige und Radicale sind, welche keine Sympathie vom christlichen Publicum verdienen".[1] Daß diese destructiven Tendenzen ihre Wirkungen auf die Gestaltung der bulgarisch-schismatischen Kirche geäußert haben, hat sich in ihrer oben besprochenen Generalsynode ergeben und trat bei allen ihren Verhandlungen zu Tage. In der Verfassung der neuen Kirche ist die Macht des Exarchen sehr beschränkt worden. Die Laien sind den Bischöfen über den Kopf gewachsen und gehen die abschüssige Bahn voran; diese, auf Vorschlag der Tschorbadschis

[1] Christianity in Türkey by Rev. Dwight. 1854, S. 244 bei Marshall, die christlichen Missionen I. 15, II. 509. Vgl. auch Oeuvre des éccles d'Orient 1874, S. 265.

Digitized by Google

(Notabeln) der bischöflichen Städte, erwählt und zu deren gehorsamen Dienern herabgewürdigt, hatten ihre schwere Noth, zu widerstehen, man sprach selbst von Absetzung des Exarchen. Als nun eines Tags unter der Überschrift: Vorwärts einen Schritt! in dem Blatte „Tschitalischte" (Lesecabinet) ein Aufruf für zeitgemäßen Fortschritt der bulgarischen Kirche im protestantischen Sinn und insbesondere für Einführung der Ehe der Bischöfe erschien, ermannten sich Exarch und Bischöfe und verdammten den Artikel in einem gemeinsamen Hirtenbriefe[1]. Wir wissen nicht, was Wahres an der Angabe ist, die Bischöfe seien bei der „Verdächtigung" dreier bulgarischer Zeitungen in Stambul, welche auf sogenannte „kirchliche Reformen" drangen, betheiligt gewesen (Sommer 1873) und die Redacteure als Revolutionäre theils eingekerkert, theils des Landes verwiesen worden. Andere legen das Einschreiten gegen diese Presse den Fanarioten und der russischen Diplomatie zur Last. Thatsache ist, daß nach Unterdrückung der hervorragendsten bulgarischen Blätter, der „Turcia" (August 1873) und der „Makedonia", der beiden Hauptorgane der national-bulgarischen Partei, und nun auch (Januar 1874) des „Pravo" (Recht), diesen Bestrebungen ein Riegel vorgeschoben worden ist.

Man wird demnach auch begreiflich finden, daß wieder von einem Anschluß des Exarchen[2] an das griechische Patriarchat die Rede ist. Er mag ihn wünschen, möglicher Weise mag ein solcher auch zeitweise erfolgen, sicher aber wird er keinen Bestand haben. Dafür bürgen die unversöhnlichen Gegensätze zwischen Panslavismus und Panhellenismus, die totale Verschiedenheit ihrer Interessen, Ziele und Bestrebungen, ihrer religiösen und historischen Traditionen, der Widerstand der großen Masse der bulgarischen Bevölkerung und der tief eingewurzelte Haß in allen

[1] Missions cath. 6 sept. 1872, vgl. auch 5 jav. 1872.

[2] Der Exarch soll sich mittlerweile in der That mit dem Patriarchen ausgesöhnt und ihm die Bulgaren in Macedonien preisgegeben haben. Die Erbitterung, welche hiedurch bei ihnen hervorgerufen wurde, glich der des gesammten bulgarischen Volkes im Jahr 1860. Wiederum schien sich, wie damals, die Wahrheit Bahn zu brechen, daß das Heil nur in der Union mit Rom zu finden. Daß Bischof Nil sich für dieselbe erklärte, haben wir S. 374 berichtet. Flugs schwenkt die Pforte, von Rußland inspirirt, in ihrer Politik wieder um, verspricht den Bulgaren goldene Berge, genau wie im Jahre 1860, und räumt ihnen zwei Bisthümer ein, Uskup (die alte Metropole Dardiniens, Scupi) und Okhrida, den berühmten früheren Patriarchatssitz Bulgariens, nicht Orchid, wie die A. A. Z., 26. April 1874, A. Blg., zweimal irrig schreibt. In der Urkunde seiner Unterwerfung unter den Papst nennt sich Nil Jovorof Bischof von Smolena.

Digitized by Google

ihren Klassen gegen die Griechen, dem die hervorragendsten Gesellschaften in dem Manifeste an die Serben vom 1./13. Dec. 1873 mit den Worten Ausdruck gegeben haben: Sie, die Griechen, sind „der geschworene Feind alles slavischen Wesens." Nach dem Beispiel der Bulgaren dürfte der letzte Rest der nicht hellenischen Stämme des osmanischen Reiches[1] vom Phanar sich losreißen, und dem armseligen Wrack jener Kirche, welche sich „die große", ihr byzantinisches Patriarchat das „ökumenische", die ganze bewohnte Erde umfassende nennt, werden kaum zwei Millionen bleiben, die sich auf drei oder vier Patriarchate vertheilen.

Die Bulgaren werden übrigens auch losgetrennt im Schisma nicht ihre Befriedigung finden; nicht die Bischöfe und der Klerus, welche, ein schwankendes Rohr ohne Halt, der Willkür der Parteien ausgeliefert sind; nicht das Volk, welches Form und Personen, nicht das Joch wechselt und gegen die Willkür des Phanar und des türkischen Pascha die herzlose Habsucht der Plutokratie seiner Notabeln eintauschen wird[2].

Zum Heil der Nation führt nur Ein Weg, die Union; nur Eine Macht ist im Stande, den gerechten Forderungen aller Zeiten und aller Völker gerecht zu werden, die katholische Kirche. Was sie geleistet, ist die sichere Bürgschaft für die Zukunft. Die berühmtesten Apostel der Bulgaren, deren Namen sie immer im Munde führen, Cyrill und Methodius, waren unirt. Sie waren in Rom, in Rom wurden sie zu Bischöfen geweiht, in Rom wollte Cyrill seine Tage schließen, Rom hat ihren slavischen Ritus bestätigt, Rom ihrer Nationalität das selbstständige Patriarchat gegeben. Ihre gefeiertsten Fürsten waren katholisch und die glänzendsten Zeiten ihrer Geschichte sind jene, die an die katholische Einheit geknüpft sind. Ein Blick auf die orientalischen Christen aller Riten muß sie belehren, daß sie durch die Rückkehr in den Schooß der Kirche nur zu gewinnen, nichts zu verlieren haben. Auf schisma-

[1] Im Patriarchat von Alexandrien gibt es nur 5000 Schismatiker, in dem von Jerusalem 15,000, in dem von Antiochien und in Cypern zusammen 150,000; so Dr. Silbernagl, l. c. S. 22; bezüglich jener in der europäischen Türkei siehe diese Zeitschrift 1873, H. 3, S. 259.

[2] So urtheilt Lejean, Tour du monde, sept. 1873, S. 156; zur Illustrirung bespricht er die Mißhandlung eines armen bulgarischen Barbiers durch die hoffnungsvollen Söhne von Tschorbadschis (Notabeln) seines Stammes zu Samakow. Nicht die Türken, sondern unsere Notabeln sind unsere größten Feinde, so bemerkte ihm einst selbst ein Bulgare.

Digitized by Google

tischer Seite ist bei aller äußeren Macht überall innerer Zerfall und trostlose Auflösung, Erstarrung und Versunkenheit; auf katholischer Seite bei aller Verlassenheit von Außen Einheit, Würde, intellectuelle Bildung und nach Verhältniß selbst Blüthe. Die Unirten sind intelligenter, moralischer, civilisirter als die Schismatiker. Diese allgemeine und auffallende Erscheinung meinte auch ein treuer Beobachter und unbefangener Gelehrter unserer Tage, der verdienstvolle Dr. Hahn, hervorheben zu müssen: „Was den Zustand der albanesischen katholischen Kirche betrifft, so fand ich denselben, soweit ich mich mit ihm bekannt machen konnte, über Erwarten wohl geordnet. Die Wohnungen sämmtlicher Bischöfe waren höchst anständige Gebäude und die äußere Erscheinung der Prälaten ihrer Würde entsprechend. Was die übrigen Geistlichen und Landpfarrer betrifft, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, so fand ich auch hier das gewiß unparteiische Zeugniß des protestantischen Missionärs Fletscher[1] bestätigt, daß sich der katholische Klerus im Orient in vortheilhafter Weise durch größere Intelligenz, wie selbst im Äußern durch Anstand und Sauberkeit vor dem aller andern christlichen Kirchen auszeichnet."[2]

Der Weg zur Wahrheit und zu dem vorgesteckten Ziele ist den Bulgaren hiermit vorgezeichnet. Was die Unirten dieser Nation insbesondere betrifft, so hat die katholische Kirche seit der kurzen Zeit der Restauration der Union durch Eröffnung ihrer Collegien in Rom (Colleg des hl. Athanasius und der Propaganda), durch Gründung der

---

[1] Notes from Ninive and travels in Mesopotamia, Assyria and Syria I. p. 98. 140.

[2] Auch Robinson, der amerikanische Gelehrte, welcher gewiß nicht der Parteilichkeit zu Gunsten der Katholiken geziehen werden kann, gibt den katholischen Griechen vor den schismatischen den Vorzug und findet die Ursache hievon in ihren Beziehungen zu Rom. Ihre „höhere Geistlichkeit," schreibt er, „besteht meistens aus geborenen Arabern, die gewöhnlich in Rom ihre Ausbildung erhalten haben. Sie vereinigen so eine natürliche Anhänglichkeit an ihre Landsleute mit einem gewissen Grade von europäischer Bildung, was ihrer Sekte (!) eine Art von Superiorität gibt." Palästina Bd. III., S. 743, Biblical researches in Palestine III. 457. Das griechisch-unirte Kloster Mar-Johanna bei esh-Schuweir auf einem Felsabhange des Libanon, 5 Stunden von Beyruth, ist berühmt wegen seiner Druckerei. Sie datirt vom Jahr 1733 und war lange Zeit die einzige in der Levante, aus welcher arabische Werke hervorgingen. Auch die Mönche dieses Klosters verdanken vorzugsweise den Studien in Rom, was sie an Bildung besitzen. Ritter, Erdkunde Bd. 17, S. 765, spricht hievon in einem wie häufig gegen die Katholiken gehässigen Tone, läßt jedoch mit Volney der Schriftgießerei und Druckerei Gerechtigkeit widerfahren; „seine Drucke," schreibt er, „blieben musterhaft."

Digitized by Google

bulgarischen Schulen und Anstalten für Heranbildung eines einheimischen Klerus und Lehrerstandes in Adrianopel, Philippopel, Rustschuk, Saloniki, Monastir ꝛc. mehr Sorgfalt für das Wohl der bulgarischen Nation und eine segensreichere Zukunft an den Tag gelegt, als die byzantinische Kirche mit dem ganzen Reichthum ihrer Hilfsmittel. Die Aufgabe des Abendlandes ist, dem katholischen Glauben und der wahren Kultur auch hier zu Hilfe zu kommen und das großartige Werk der katholischen Missionen zu unterstützen und damit zu jener Wiedergeburt der christlichen Stämme des osmanischen Reichs beizutragen, welche die Ehre des christlichen Namens erfordert und bei dem Verfall des Islams den Schlüssel zur einzigen glücklichen Lösung der orientalischen Frage bietet.

D. Rattinger S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Geschichte der Päpste und der römischen Kirche in der Urzeit des Christenthums oder den drei ersten Jahrhunderten, von Dr. **Karl Schrödl,** Dompropst in Passau. Mainz, Kirchheim 1873. 8°. IV u. 394 SS.

Verschiedene Ursachen haben in der Gegenwart zusammengewirkt, der Urgeschichte des Papstthums eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden; mit dem dogmatischen Interesse, welches durch die Streitigkeiten über das unfehlbare Lehramt erregt worden ist, hat sich das historisch-wissenschaftliche, dem die reiche Literatur über die Katakomben neues Licht, die wiedererwachte Polemik gegen den Aufenthalt Petri in Rom neue Anregung gebracht hat, vereinigt. Den glücklichen Vorgängern auf dem ersten Wege, Dr. Hagemann und Dr. Kellner, reiht sich die vorstehende Schrift, die sich innerhalb der rein historischen Forschung bewegt, würdig an. Der Verfasser gibt uns hier eine wissenschaftlich durchgearbeitete, den heutigen Anforderungen wirklich entsprechende Geschichte von den Anfängen des Papstthumes. Eine wohlthuende Nüchternheit in der Sichtung der Quellen wird durch eine umfassende Belesenheit in der einschlägigen Literatur vortheilhaft unterstützt. Wir finden namentlich in dem Verfasser einen mit dem heutigen Stande der archäologischen Funde aus der römisch-christlichen Urgeschichte wohlvertrauten Kenner, der es versteht, dieselben gegen die negative Kritik eines Richard Lipsius u. A. gut zu verwerthen. Mit wahrhaft vorurtheilsfreier Unbefangenheit werden sodann die bewährten Zeugnisse über das Wachsthum des mächtigsten aller historischen Institute vorgeführt und in einer einfachen Weise die dasselbe beleuchtenden wichtigeren zeitgenössischen Ereignisse angereiht, so daß diese Geschichte der Päpste sich von selber zu einer kirchlichen Universalgeschichte der ersten Jahrhunderte gestaltet. Der Verfasser hat dieselbe bis zum Ende des Pontificates des h. Silvester (31. Dec. 335) fortgeführt. Über die Ergebnisse seiner gründlichen Untersuchungen gibt er an einigen Ruhepunkten zusammenfassende Rückblicke, welche am besten den Geist und Charakter des Werkes erkennen lassen. Beispielsweise heben wir aus, was zu dem berühmten Lehrschreiben des h. Papstes Dionysius (259—68) über die verschiedenen dogmatischen Abirrungen von der katholischen Trinitätslehre (S. 319) angemerkt ist: „Alle bisher dargestellten Kämpfe der Päpste gegen die verschiedenen Häresien und Häretiker, ihre Kämpfe gegen die Verirrungen christlicher Gelehrten, eines Tertullian, Hippolytus und Origenes, ihre Kämpfe für die rechte kirchliche Disciplin und für die römische Praxis, ihre Entscheide bei entstandenen kirchlichen Streitigkeiten, dieß Alles ist sehr wichtig für die Geschichte der Orthodoxie und des kirchlichen Lebens, und geht daraus hervor, daß sich die Päpste immer und überall als der unerschütterliche Glaubensfels bewährten, auf den die Kirche gebaut ist, daß sie nie eine falsche Lehre vortrugen, sondern stets das Wahre und Rechte lehrten und anordneten und in den schwierigsten Fragen gleich immer und ohne Schwanken das Rechte trafen, während andere fromme und gelehrte

Digitized by Google

Männer, Bischöfe und selbst zahlreiche Synoden sich verirrten oder schwankten; daß ferner ihre Entscheidungen auf dem Gebiete des Glaubens und der Disciplin bereits den Kern der ganzen christlichen Theologie enthalten und von einer wunderbaren Geistesthätigkeit der römischen Kirche zeugen; daß endlich die Päpste in den hauptsächlichsten der von ihnen gegebenen Entscheidungen den allgemeinen Concilien weit vorauseilten, auf denen jene päpstlichen Entscheide als das Wahre, Rechte und Maßgebende erkannt, adoptirt, bestätigt und zur allgemeinen Geltung gebracht wurden. Eine solche Ausübung der päpstlichen Lehramtsthätigkeit kann nur, das läßt sich mit Händen greifen, von dem in Petrus den Päpsten verheißenen Beistande, von der Gnade der Irrthumslosigkeit, von dem Charisma der Wahrheit und des nie gebrechenden Glaubens herrühren."

Im Einzelnen fanden wir nur Bedenken, einigen historischen Aufstellungen beizupflichten. Daß die neronische Verfolgung sich nicht über die Stadt Rom hinaus verbreitet habe (S. 11), ist bei der entschiedenen Angabe des Orosius (VII, 1) und so mancher nicht zu verachtender Traditionen einzelner Kirchen über Martyrien unter Nero (Baron. ad ann. 69 n. 45) wohl schwerlich aufrecht zu halten; der Verfasser hat jedenfalls die entgegenstehenden Gründe nicht widerlegt. Dem bestimmten und zugleich so werthvollen Zeugnisse des Eusebius über die Zeit des Martyriums des hl. Papstes Telesphorus, welches zusammengehalten mit der ältesten Tradition über den Tag des Todes diesem den 5. Jan. 139 zuweist, ist (S. 106), wie uns scheint ohne zureichende Gründe, die Anerkennung versagt, andererseits ist der Conjectur des liberianischen Papstkatalogs, der in seinem ersten Theil sich als bloße Privatarbeit irgend eines Chronologen ausweist, hinsichtlich der Autorschaft des Pastor Hermae, der positiven Angabe von diesem gegenüber zu viel Gewicht beigelegt (S. 118, 121 f.). Daß sodann der Verfasser die gewiß durch viele Gründe unterstützte Döllinger'sche Hypothese, der Verfasser der Philosophumena sei kein Anderer, als der berühmte, von der alten Kirche wegen seines Ostercyklus und seiner Bekämpfung der unitarischen Häretiker so hochgefeierte h. Hippolytus, als ausgemacht behandelt (S. 183 ff.), finden wir kritisch bedenklich. Das Schweigen des Alterthums über eine so bedeutende Verirrung des angesehenen Gelehrten (denn daß Prudentius seinen unter Valerian gemarterten Hippolyt einen Schüler Novats sein läßt, spricht eher gegen, als für die Hypothese), der nicht wegzuläugnende Lehr-Gegensatz zwischen den Fragmenten des wirklichen Hippolyt und der Philosophumena (man halte z. B. contra haeresin Noeti n. 9 und 14 mit ihrem schrofforthodoxen Gegensatz gegen alle spekulativen Trinitätslehren bei Migne P. G. t. 10 t. 815 und 822 neben die Philosoph. l. 10 n. 32 ff. mit ihrem platonisirenden und subordinatianischen „Ditheismus" bei Migne P. P. G t. 16 c. 3445 ff.); endlich der Mangel jeder Anspielung in dem wirklichen Hippolyt auf angebliche, dem Noet verwandte Irrthümer des Papstes Kallistus, wovon die Philosophumena so breit fabeln, all' das läßt immer noch sehr starke Einwendungen gegen jene Hypothese zu. Die Linie der Probabilität scheint darum jedenfalls noch nicht überschritten zu sein.

Die Urtheile über Origenes (S. 225), dem wohl Vieles zur Last gelegt worden ist, was seine Schüler gesündigt haben, scheinen uns etwas zu hart. Wir hätten gewünscht, daß Vincenzi's in Deutschland nicht genug bekannte Untersuchungen (In S. Gregorii Nysseni et Origenis Scripta et doctrinam nova recensio cum appendice de artis Synodi V. oecumenicae per Aloisium Vincenzi in romano Archigymnasio litt. hebr. prof. Romae 1864—69) berücksichtigt worden wären. Diese wenigen Ausstellungen sollen indessen das Urtheil über die Gediegenheit des vorstehend angezeigten Werkes nicht beeinträchtigen.

F. Rieß S. J.

Digitized by Google

Repertorium Rituum, von **Ph. Hartmann**. 3. Auflage. Paderborn, Schöningh 1873. 2 Bde. 8°. 1164 SS.

Die würdige Feier der kirchlichen Funktionen, vor Allem des heil. Meßopfers, und die emsige Sorge für die Zier des Gotteshauses ist zweifelsohne einer der besten Gradmesser des innern priesterlichen Geistes und der priesterlichen Frömmigkeit. Dort findet sich das nächste Material, worin das innere Leben des Priesters in die Erscheinung tritt, und welches mit diesem wie mit einem belebenden Hauch selbst lebendig gemacht werden muß. Ein erfreuliches Zeichen frisch aufblühenden priesterlichen und kirchlichen Lebens ist es daher auch, wenn die kirchlichen Vorschriften über die heiligen priesterlichen Handlungen einem sorgfältigen Studium unterbreitet werden und die exacteste Beobachtung finden. Auch die geringfügigsten Ritus der hl. Handlungen werden einem recht kirchlichen Sinne nicht zu klein und geringfügig scheinen. Das praktische Studium der Liturgie nun neu anzuregen, dazu hat Hartmann in seinem „Repertorium Rituum" einen sehr verdienstvollen Beitrag geliefert. Die thatsächliche Anerkennung, welche diesem Buche geworden, liegt schon darin bekundet, daß vor Kurzem bereits die 3. Auflage nöthig ward. Der Verfasser selbst sagt: „Die Verbesserung dieser 3. Auflage bezieht sich nicht so sehr auf den Inhalt, der wenig verändert ist, als vielmehr auf die kürzere Form und systematischere Ordnung" (Vorrede). Wenn daher auch nicht wesentlich Neues geliefert ist, so glauben wir doch, daß das Buch neben den vordem erschienenen belobenden Recensionen der frühern Auflagen auch hier eine kurze Besprechung verdiene.

In der That ist in der gegenwärtigen Anordnung des Stoffes eine größere Abrundung zu Tage getreten; es konnte Alles füglich in 2 Bänden, besser als in den frühern 3 Bänden, zusammengefaßt werden. Der zweite Band ist ausschließlich dem hl. Meßopfer gewidmet. Der erste umfaßt die übrigen kirchlichen Funktionen und die bestehenden rituellen Vorschriften: die kirchlichen Tagzeiten und Feste, die kirchlichen Segnungen und Weihen, die Spendung der verschiedenen Sakramente. Daß diesem Theile der Name „Von den Sakramentalien und hl. Sakramenten" gegeben wurde, darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, wiewohl der Titel allein schwerlich den ganzen Stoff vermuthen laßt, welcher in dem Bande geboten wird. Hartmann nimmt nämlich den Ausdruck „Sakramentalien" weiter, als er nach gewöhnlicher Auffassung genommen wird. Man würde glauben, mit der Behandlung der kirchlichen Segnungen und gesegneter Gegenstände würde abgeschlossen sein; vom Breviergebet würde man kaum mehr erwarten, daß es dazu gezählt würde. Doch läßt sich nicht läugnen, daß ein richtiger, nicht unwesentlicher Grund den Verfasser bestimmte, auch dieses mit jenem zusammen zu stellen, weil nämlich sowohl bei den Sakramentalien im strengen Sinn, als auch beim Breviergebet die Gnadenfrucht per modum impetrationis (S. 11) nicht bloß von der persönlichen Andacht und Würde des Priesters hergeleitet wird, sondern von der Würde und Heiligkeit der Gesammtkirche, deren Gebet, durch den Mund des Priesters dargebracht, Gott in weit höherm Grade angenehm und annehmbar ist. „Talis oratio, sagt Suarez (de horis canon. cap. 1 n. 10.), est Deo et Christo magis acceptabilis, quia ab ejus sponsa offertur, quæ non esse potest non sancta et sibi grata."

Auf das Eingehendste und Sorgfältigste ist Alles zusammengestellt worden, was zur Ordnung der kirchlichen Tagzeiten und zur öffentlichen, wie privaten Abhaltung derselben gehört. Selbst ein ausreichender Unterricht über das Kirchenjahr und die Berechnung der beweglichen Feste wird nicht vermißt.

Nach der ausführlichen Behandlung des kirchlichen Officiums findet der Priester im I. Bd. (von S. 342 ab) die rituellen Vorschriften und sonstige

Digitized by Google

praktische Winke für alle andern Funktionen, zu deren Verrichtung sich irgend eine Gelegenheit oder Feier bieten kann. Von den häufig wiederkehrenden Abhaltungen der Prozessionen, den Spendungen kirchlicher Segnungen, der Sakramente u. dergl. angefangen, bis zu den seltenen Gelegenheiten des Empfanges eines Bischofs, der Consecration der Kirche, der feierlichen Grundsteinlegung u. s. w. findet Alles seinen Platz. Überhaupt geht das Bestreben des Verfassers dahin, ein Buch zu liefern, worin der Priester und Pfarrer praktisch ausreichend in allen vorkommenden Fällen sich orientiren könne. Daher auch sowohl im I. als im II. Bande so viele praktische Angaben darüber, wie in Fällen, wo keine weitern kirchlichen Vorschriften vorliegen, die Sache auf's Angemessenste und Schicklichste anzugreifen sei; daher auch die detaillirten Angaben über Größe, Form und Anfertigung der Altäre, der hl. Gefäße und Gewänder und dergl. Besondere Beachtung verdient z. B., was im I. Bd. § 171 über die Provisionsgefäße, im II. Bd. § 3 über die hl. Gefäße gesagt wird. Zuweilen dürfte man fast eher ein Übermaß von ins Einzelne gehenden Bestimmungen finden, als daß man über Mangel dessen klagen könnte, was man zu suchen berechtigt wäre.

Der II. Bd. bespricht in gleich ausführlicher Weise, wie der I. Bd. die übrigen priesterlichen Funktionen behandelte, die hl. Messe und die damit verbundene Feier. Die liturgischen Vorschriften sowohl des Meßbuches, als auch die spätern Erlasse sind in recht übersichtlicher Weise für die verschiedenartige Feier der hl. Geheimnisse zusammengestellt. Die verschiedenen Meßformen (Seelenmessen und Votivmessen) nach Vorschrift oder Statthaftigkeit, die verschiedenen Arten höherer oder geringerer Feierlichkeit sind sorgfältig nach den einschlägigen kirchlichen Bestimmungen beschrieben, die in den streng gesetzlichen Vorschriften selbst zuweilen hervortretenden Lücken sind auch hier wenigstens durch praktisch zulässige Angaben ergänzt. Dabei ist freilich schwer zu vermeiden, daß nicht zuweilen etwas als Vorschrift auftritt, was eigentlich dem beliebigen Ermessen des Einzelnen anheimgestellt bliebe. Manchmal zwar ist hinlänglich angedeutet, was ein zuverlässiger, was ein vorschriftsmäßiger Gebrauch ist; und wenn das nicht überall so scharf hervortritt, so wird man für diesen etwaigen Mangel dadurch entschädigt, daß einer praktischen Verlegenheit über angemessenes Verhalten bei feierlichen Verrichtungen vorgebeugt ist.

In einigen Einzelheiten glauben wir jedoch Grund zu haben, von dem, was der Verfasser ausführt, abzuweichen. Wir heben das Eine und Andere heraus. Bd. I. S. 450 ist in dem aufgestellten Prinzip, daß Kinder von Ungläubigen und Abtrünnigen ohne Wissen und Willen der Eltern nur nach erlangtem Vernunftgebrauch und auf eigenes Begehren hin getauft werden dürfen, falls das ausnahmslos hingestellt wird, sicherlich zu viel verneint. Wir erwähnen nur den Fall tödtlicher Erkrankung; andere Fälle behandelt s. Lig. l. c. n. 127—132. — S. 453 wird mehreren Dekreten gemäß die Bemerkung gemacht, daß alle die Fragen, welche im Rituale bei der feierlichen Taufspendung vorkommen, in lateinischer Sprache zu halten seien. Wohl haben die Entscheidungen der Congr. Rit. dieses mehrmals betont; dennoch scheint es in Deutschland nicht in der ganzen Ausdehnung eine bindende Norm zu sein. Das Kölner Provinzialconcil läßt in seiner von Rom approbirten Fassung über die Verordnungen hinsichtlich der hl. Taufe wohl eine weniger enge Erklärung zu. — S. 459 dürfte die dort angegebene Regel über die commemoratio ssmi den von der s. Rit. Congr. gegebenen Vorschriften nicht genau entsprechen. Das angezogene Dekret wenigstens behandelt nur den Fall, wo das Allerheiligste in der Messe consecrirt und nach der Communion nicht ins Tabernakel reponirt wird.

Bd. II. S. 3 wird die Frage über Darbringung des hl. Meßopfers für namentlich erklärte Excommunicirte berührt. Wir erlauben uns die Be-

Digitized by Google

merkung, daß von einer eigentlichen Application der Messe im gewöhnlichen Sinne des Wortes für Solche erlaubter Weise nicht die Rede sein kann. Das will auch der hl. Liguori an citirter Stelle (l. c. n. 308) nicht sagen. Denn der dort gebrauchte Ausdruck „offere missam privatim, quatenus est opus proprium suae privatae personae" schließt die eigentliche Application aus; diese kann vom Priester nur geschehen „ut est minister Christi et ecclesiae." Es ist also nur gemeint, der celebrirende Priester könne so gut wie ein Laie, der der Messe anwohnt, für einen solchen Excommunicirten während und vermittelst der hl. Messe privatim beten. Das ist man berechtigt, in irgend einem Sinne „offerre missam" zu nennen, theils weil auch die Anhörer cooffferentes sind, theils weil man ein jedes gute Werk bittweise für einen bestimmten Zweck Gott offeriren kann.

Die S. 7 erwähnte Excommunication muß wohl nach Erlaß der Bulle „Apostolicae sedis" wegfallen. Auch S. 12 hat sich wohl ein Mißverständniß bezüglich eines Ausdruckes Benedikts XIV. eingeschlichen. (Cfr. Lig. l. c. n. 400.)

S. 8 wird die Unterlassung der Celebration, S. 38 die rituelle Vorschrift über das Meßbuch, S. 138 die Pflichtverletzung wegen Nicht-Einhaltung des vorschriftsmäßigen Meßformulars in einer zu strengen Weise aufgefaßt. Dagegen aber scheint in andern Fällen zu viel zugegeben zu sein, wie z. B. S. 48 gestattet wird, zu zwei Theilen des zu consecrirenden Weines ein Theil Wasser zu gießen. Da hier Wesentliches in Frage kommt, so muß man gewiß vorsichtiger sein. Gleiches dürfte von dem Alter der Hostien S. 268 gelten, wenn das dort Gesagte nicht etwa nur ein Versehen ist; denn S. 48 wurde der jedenfalls richtigere Ausdruck gewählt. — S. 282 wird für die beim Amte vorzunehmenden Ankündigungen die Zeit nach der Predigt fixirt; es möchte wohl gerathener sein, weil weniger zerstreuend für die Zuhörerschaft, für's Gewöhnliche dieses vor der Predigt abzumachen.

Zum Schlusse gestatten wir uns, noch auf eine früher vorkommende Stelle des Buches zurückzugreifen und daran eine Bemerkung über die verpflichtende Kraft der responsa und decreta s. Rit. Congr. zu knüpfen. Der Verfasser sagt II. Bd. S. 12 (cf. S. 14.): „Dauert die (durch einen Nothfall herbeigeführte) Unterbrechung (der hl. Messe) vor der Consecration über eine Stunde und vor der Sumtion über zwei Stunden, so soll die Messe — weil die moralische Einheit der Handlung aufgehoben ist und die beiden Theile zu weit von einander getrennt sind — nicht fortgesetzt, sondern von Anfang wiederholt werden." Diese Regel drückt schwerlich das vorschriftsmäßige oder statthafte Verhalten correct aus. Vor der Consecration von Neuem die ganze hl. Messe zu wiederholen, dürfte freilich leicht gestattet werden, selbst vielleicht bei weniger langer Unterbrechung; auch möchte die nach der Consecration unterbrochene Messe von ein und demselben Priester selbst nach mehr als zweistündiger Unterbrechung und über die Mittagszeit hinaus zu Ende geführt werden dürfen. Daß aber derselbe Priester, welcher vorhin die hl. Messe bis über die Consecration hinaus fortgeführt hat, oder ein anderer, welcher schon celebrirt hätte, noch einmal von Neuem die hl. Messe beginnen und zum zweiten Male consecriren dürfe, ist mit dem allgemeinen Verbote, mehr als einmal im Tage zu celebriren, wohl nicht in Einklang zu bringen. Ist nicht aus andern Gründen die Bination erlaubt, so bleibt eine zweite priesterliche Theilnahme an der Celebration nur statthaft — und dann selbst Pflicht, insofern ein unvollendetes Meßopfer zu vollenden ist, insofern also die Fortführung des hl. Opfers noch in moralischer Einheit mit dem Beginne derselben steht. Die s. Rit. Congr. wenigstens zweifelt nicht an der Unstatthaftigkeit, die hl. Messe zu wiederholen. Das zeigt sie deutlich bei der Beantwortung eines nicht zwar gleichen, aber ähnlichen Falles (Gard. n. 4601). Die Congregation acceptirt das votum consultoris. Dieser aber stützt seine Deduction auf den unbezweifelten Satz „non licet illi iterum eodem die Sacrum

Digitized by Google

facere, qui post consecrationem defecit viribus et, dum alter sacerdos perfecit pro illo, ipse ad vires rediit.“ Jedenfalls iſt es einerlei, ob die Unterbrechung durch die Erkrankung des Prieſters, oder durch einen andern Unfall herbeigeführt wird.

Wir ſtützen uns hier bei der Verwerthung des Dekretes der Congregation für die Entſcheidung unſerer Frage — auch abgeſehen davon, daß nicht gerade das Dekret unſern Fall formell behandelt — nicht ſo ſehr auf die Eigenſchaft des Erlaſſes als eines allgemein gültigen Geſetzes, ſondern entheben vielmehr aus ihm die herrſchende Anſchauung über ſchon exiſtirende kirchliche Vorſchriften. Letzteres können wir jedenfalls; Erſteres, ſcheint uns, iſt man nur bei allgemeinen Dekreten zu thun gehalten. Hartmann vindicirt (Einleitung S. 5) den Partikulardekreten eine verpflichtende Kraft denen gegenüber, welche zu deren Kenntniß gelangt ſeien. Uns dünkt das nicht mit den ſonſt immer als weſentlich angeſehenen Bedingungen eines rechtskräftigen Geſetzes in Einklang zu ſtehen. Partikulardekrete mit noch ſo ausdrücklichen Worten servari mandavit u. dgl. abgefaßt, verpflichten nur diejenigen, welchen ſie (auf ihre Anfragen hin) zugeſandt ſind. Andere werden nicht kraft ſolchen Dekretes verpflichtet, weil für ſie keine rechtsgültige Promulgation erfolgt. Dem ſteht auch nicht etwa im Wege, daß die Verordnungen der Ritus-Congregation von ſelbſt als päpſtliche Erlaſſe gelten. Auch der Papſt kann Specialerlaſſe geben. Wollte der Papſt oder die Congregation Alle verpflichten, ſo ſteht ihnen ja das einfachſte Mittel zu Gebote, ſtatt eines Partikulardekretes ein allgemeines Dekret (Urbi et Orbi) zu erlaſſen, oder ihm wenigſtens deutlich eine gleich bedeutende Form zu geben. Thatſächlich geſchieht dieß wohl auch, jedoch verhältnißmäßig nur ſelten. Wozu dann aber dieſe verſchiedene Form, wenn bei jedem Partikulardekrete ſchon an Alle die Verpflichtung herantritt? Solche Einzelbeſtimmungen und nähere Erläuterungen über ſchon beſtehende Ritusvorſchriften haben daher für Andere wohl eine doctrinäre Bedeutung, ohne deßhalb an und für ſich andere doctrinäre Auslegungen zu verdrängen; zuweilen kann freilich durch ſolch eine doctrinelle Erläuterung die Unhaltbarkeit einer andern Auffaſſung hervorleuchten. Dann iſt natürlich die Beſtimmung der Congregation die einzig gültige Norm. Weiter dieſen Gegenſtand zu beſprechen, würde die Grenzen einer Recenſion überſchreiten.

Wir haben uns dieſe Ausſtellungen um ſo eher erlaubt, weil wir nicht glauben, dadurch auch nur den Schein zu veranlaſſen, als wollten wir dem Werthe des Buches damit irgend welchen Eintrag thun. Im Gegentheil wünſchen wir, demſelben bei recht vielen Prieſtern Eingang zu verſchaffen. Möchte es mit gleich warmem Eifer für die größere Verherrlichung des hl. Sakramentes und die gebührende Würde prieſterlicher Funktionen geleſen und benützt werden, mit welchem ſichtlich der Verfaſſer ſich der Mühe unterzogen hat, es zuſammenzuſtellen und zu ordnen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Digitized by Google

Miscellen.

Zur Kennzeichnung der modern-deutschen Culturwissenschaft. „Die naturwissenschaftliche Methode in der Psychiatrie". Unter diesem Titel gab jüngst Dr. Samt, erster Assistenzarzt an der Berliner Charité, zwei Vorträge heraus (Berlin 1874 bei U. Hirschwald), welche er in der Berliner medicinisch-psychologischen Gesellschaft gehalten hatte. Würden wir die Aufmerksamkeit der Leser lediglich deßhalb auf dieses Schriftchen lenken, um ihnen zu sagen, daß in demselben der Materialismus glorificirt wird, so hätten wir gerade so gut unzählige andere Broschüren namhaft machen können, denn Materialismus ist die „Religion", welche bestimmt zu sein scheint, beim deutschen Volke an die Stelle des Christenthums gesetzt zu werden; diese Culturreligion wird jetzt in allen möglichen Tonarten dem Volke vorgepredigt. Herr Samt hat nur das Eigenthümliche, daß er in den Mantel höherer Wissenschaftlichkeit gehüllt auftritt. Ihm ist der Mensch nur ein purer Mechanismus, der Unterschied zwischen Gut und Bös ist eine fire Idee u. s. w. Es ist nun gar nicht unsere Absicht, dem geehrten Herrn seinen stark durchlöcherten Mantel zu flicken, wir wollen vielmehr auf einen kostbaren Fund aufmerksam machen, der in der Hand des Herrn Samt ein wahrer „Stein der Weisen" zu werden verspricht. Der Herr gründet nämlich seinen Materialismus auf den empirischen Actualismus. Er hat diesen kostbaren Edelstein bei Herrn Du-Bois-Reymond als bloßen Actualismus entdeckt, und dann denselben zum empirischen Actualismus zurechtgeschliffen. Derselbe besteht nun darin, daß man das, was in der Gegenwart vorhanden ist, auch für die Vergangenheit und Zukunft für alle Fälle als Thatsache behauptet, so lang nicht das Gegentheil bewiesen ist. Der staunende Leser wird sagen: aber dieses „Princip" war ja, insofern man einen wahren Sinn hineinlegen kann, von jeher in der Wissenschaft bekannt und gebraucht. Aber nun möge er erst den Herrn Samt mit diesem Princip manipuliren sehen und er wird bald erkennen, worin die neue Entdeckung besteht. Es gibt in der Gegenwart Narren in den Irrenhäusern, welche ihre Hallucinationen für wirkliche Offenbarungen ausgeben; „nach dem Princip des empirischen Actualismus schließe ich, daß Offenbarungen immer Hallucinationen waren und bleiben werden, bis mir das Gegentheil bewiesen wird;" somit hat eine positive Religion erst dann eine Existenzberechtigung, nachdem ihr Stifter bei dem Berliner Irrenarzt ein Examen bestanden hat. „Ein anderer Fall, gleichfalls dem naturwissenschaftlichen und religiösen Gebiete angehörig, die unbefleckte Empfängniß.

Digitized by Google

Die actuelle Empirie sagt, die Empfängniß ist gegenwärtig eine befleckte, *also* war sie immer befleckt, und wird immer befleckt bleiben, bis das Gegentheil bewiesen wird." Aber was in aller Welt, Herr Doctor, hat denn die unbefleckte Empfängniß, von welcher auf dem religiösen Gebiete die Rede ist, mit der Naturwissenschaft zu thun? oder läßt vielleicht die heiligmachende Gnade, welche den Kindern in der Taufe gegeben wird, und welche, wenn sie sogleich im *ersten* Moment des Daseins von Gott gewährt wird, die „unbefleckte Empfängniß" ausmacht, sich fühlen, oder beobachten oder gar unter das Mikroscop oder in die Retorte bringen? Hätten Sie doch geschwiegen! Doch nein, Sie wußten wohl, daß Ihr gelehrtes Auditorium von der „unbefleckten Empfängniß" gerade so viel verstand, wie Sie. Wie nun mit dem empirischen Actualismus der Materialismus *bewiesen* werden soll, ist nicht recht klar. Das Wunderding besteht im Grunde darin, daß man ein paar schlecht beobachtete und halbverstandene Thatsachen hinstellt, und sich hinter denselben verbarrikadirt. „Gegen das Princip des empirischen Actualismus sind speculative Einwände nicht möglich. Das gerade ist seine Force." Schriften, wie die vorliegende Samt'sche, zeigen, in welch' jämmerlicher Auflösung die Wissenschaft begriffen ist; das Beste an der Broschüre ist, daß „das Recht der Übersetzung vorbehalten" wird.

T. P.

Literarisches. Unlängst brachte „Der Katholik" eine empfehlende Recension der der hl. Elisabeth gewidmeten „*Rheinischen Lieder*" von Dr. G. Lauer (Mainz, Kirchheim 1873). Das hohe Lob, welches in diesem Referate denselben gespendet wird, ist nicht übertrieben; denn sie sind der klare und wahre Erguß eines biedern, frommgläubigen, lautern Gemüthes, welches sich der ehrwürdige Verfasser bis an seinen Lebensabend in jugendlicher Frische bewahrt hat. Nacheinander erklingen die lieblichen Weisen von der hl. Elisabeth, unserm Herrn, der hehren Gottesmutter; von der streitenden Kirche, dem deutschen Vaterlande und den schönen rheinischen Gauen; dazwischen Sittengedichte und Lebensweisheit. Da ist nichts Gemachtes, Überschwängliches, Weichliches; der Grundton der Lieder ist vielmehr ein männlicher Ernst, der auch die Wahrheit zu sagen sich nicht scheut und den Gefahren und Opfern des Lebens muthig entgegenschaut. Aber dieser Ernst kennt keine Bitterkeit, kein düsteres Wesen.

Denn ernster Sinn in ernsten Dingen
Zieret wohl den rhein'schen Franken,
Aber trübe Nachtgedanken
Wollen nimmer ihm gelingen (Seite 13).

Der angeborne Humor blickt gar häufig als launige Gutmüthigkeit durch, nicht bloß in den Gelegenheitsgedichten, Schilderungen und Humoresken, die zwischen die religiösen und vaterländischen Lieder eingeschoben sind, sondern hier und da auch in den Gedichten ernsten Inhaltes. Das Ganze aber ist von echt christlichem Wohlwollen und dem Geiste warmer Liebe durchweht. Auch die Form ist durchweg edel, einfach und gefällig.

Digitized by Google

Was der greise Sänger in seinem Schlußgedichte als einzigen Lohn der Arbeit für sich beansprucht, daß nämlich „hie und da ein Herz erfreut werde, welches Gott liebt", das wird ihm gewiß werden. Denn zuverlässig wird Niemand das bescheidene Büchlein aus der Hand legen, ohne zu gestehen, daß er in demselben einen reinen Genuß und eine wahre Herzensstärkung gefunden habe. J. H.

Seit nun schon zwei Jahren erscheint unter dem Titel „Katholische Unterhaltungsbibliothek" (Aachen, Leo Tepe) eine Sammlung katholischer Erzählungen, die wir unsern Lesern empfehlen dürfen.

Der Name des Herausgebers, L. von Heemstede, bürgt hinlänglich für die Gediegenheit und für die gesunde Tendenz der einzelnen Stücke. Die dargebotenen Erzählungen sind zumeist Übersetzungen aus dem Holländischen und Vlämischen. Unter diesen zeichnen sich vor allem die Novellen von Banning und Snyders aus. Wer des Ersteren „Bilderstürmer" kennt, wird mit nicht geringerem Interesse dessen gekrönte Preisnovelle: „Vor dreihundert Jahren" lesen. Körnige und markige Gestalten treten uns da entgegen, die den Kampf mit den reformatorischen Neuerungen muthig aufnehmen und nur ein würdiges, aller Opfer werthes Gut kennen: ihren heiligen katholischen Glauben.

Die Übersetzung ist rein und flüssig und durchweg eine gute zu nennen.

Der Herausgeber hat die zweite Serie mit einer Tragödie Vondels, des größten niederländischen Dichters, eröffnet. Das Stück trägt den Titel: „Peter und Paul" und schildert den siegreichen Triumph der Apostelfürsten über tyrannische Allgewalt und Grausamkeit. Vondel legte diese Tragödie nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche auf den Altar derselben als erste Opfergabe nieder. Reicher poetischer Gehalt, kühne Gedankenfülle und ergreifende Gefühlstiefe sind die Vorzüge dieses dramatischen Werkes, das frische Leben der Handlung tritt weniger hervor. Heemstede hat in seiner gelungenen Übersetzung mit richtigem Verständniß den für das deutsche Ohr schleppenden Alexandriner in Jamben umgewandelt. Außerdem enthält dieses Bändchen noch Shaepman's „Legende der hl. Maria von Ägypten" und eine Beigabe hübscher Gedichte des Herausgebers, der in seiner „Lauretanischen Litanei" (im nämlichen Verlag erschienen) bewiesen hat, daß er dichterischen Schwung mit äußerer Formschönheit zu verbinden weiß.

J. B. D.

Wir machen die Leser der Stimmen aufmerksam auf die **Illustrirte Geschichte der Trappisten,** oder der zur ursprünglichen Strenge zurückgekehrten Benedictiner-Cistercienser-Mönche seit ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeit von Lic. F. Pfannenschmidt O. C. (Paderborn, Schöningh 1873.)

Was der Titel besagt, daß die Trappisten nur die zur ursprünglichen Strenge zurückgekehrten Benedictiner, bezw. Cistercienser seien, sucht der Verfasser, nach einer Einleitung über die Klostergelübde (S. 1—4), historisch in vorstehendem Schriftchen mit vielem Geschick zu beweisen. Er beschreibt zuerst die Benedictiner, ihren Ursprung, ihre Ausbreitung, ihren Stand im 8. Jahr-

Digitized by

hundert und ihre Bedeutung für die Kirche (S. 12—21); darauf die Mönchsorden, welche direkt oder indirekt von denselben abstammen. Zu den erstern zählt er mit Recht Clugny und Citeaux, folgerichtig auch die Reform einer Cistercienserabtei durch den Abt Jean Armand le Bouthillier de Rancé, den Gründer der Trappisten. An die Beschreibung von Clugny und Citeaux, sowie der Cistercienserinnen, nachdem die verschiedenen Benedictiner-Congregationen erwähnt worden (S. 21—46), reihen sich demgemäß die Vorläufer der Trappisten, die Feuillanten, an, die ihren Namen von einem Cistercienserkloster in Frankreich, der Abtei Feuillant, haben. Jean de la Barrière, seit 1562 Commendatarabt von Feuillant, führte die Reform ein. In Folge einer Spaltung litt diese Reform 1634—67 Schiffbruch (S. 48). Eine apologetisch gehaltene Darstellung der Geschichte der Reform von La Trappe (in der Diöcese Seez) durch Rancé nimmt, wie billig, den größten Raum im Werke ein (S. 49—100). Rancé begann als Abt von La Trappe nach 1664 sein Werk; seine Regel ward 1678 von Innocenz XI. approbirt. Rancé starb den 20. April 1700, nachdem er fünf Jahre zuvor sein Amt niedergelegt. Bis zur französischen Revolution blieb sein Werk so ziemlich auf der gleichen Stufe; diese aber vertrieb die Bewohner von La Trappe 1790 und von dieser Zeit schreibt sich die rasche Verbreitung dieser strengen Reform her. Eine Wiege vieler Niederlassungen wurde Valsainte im Canton Freiburg, seit 1794 Abtei; selbst in Weißrußland wurden vorübergehend, in England, Amerika, Spanien und Italien bis jetzt bestehende Niederlassungen gegründet. 1814 öffnete sich auch Frankreich wieder. Im Jahr 1846 bildete sich in Frankreich eine strengere Reform im Schooße von La Trappe, welche seitdem eine eigene und die zahlreichere Congregation ausmacht. Die Belgier hatten sich schon früher als selbstständige Congregation constituirt. Die strenge Reform, die als Grundsatz die einfache Rückkehr zur Regel von Citeaux aufstellt, zählt gegenwärtig in 23 Klöstern 1326 Mönche, 700 Nonnen. Die alte Observanz in 12 Klöstern 573 Mönche, 219 Nonnen. Die belgische Observanz in fünf Klöstern 302 Mönche. Fünf unabhängige Klöster haben 150 Mönche, 96 Nonnen. Generalpräsident des Ordens von Citeaux ist Dom. Theobald Cesari, Abt von St. Bernard in Rom; Protector Cardinal Antonelli.

Den Schluß bildet: „Mein kurzer Aufenthalt in La Trappe"; es ist die Geschichte des eigenen Berufes des Verfassers. Ein Aufsatz aus der Illustr. Chronik 1873, Nr. 73, Heft 20: „Der Trappist. Ein Zeitbild von Otto Moser", folgt im Anhang. Vielleicht wäre dieser Anhang besser weggeblieben. — Das Schriftchen ist mit großem Fleiße und einer gleich entsprechenden Wärme verfaßt; durch seine statistischen Belege ist es ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der religiösen Orden, zugleich ein sprechender Beweis, daß der Geist der Buße, der einst die religiösen Orden erzeugt hat, auch in unsern Tagen noch lebendig und fruchtbar ist, unbekümmert um die Stimmung der herrschenden Parteien. F. R.

Digitized by Google

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg ist erschienen:

Geschichte

des

heiligen Ambrosius

von

Alois Baunard,

Professor an der Normalschule zu Orléans, Ehrencanonicus, Doctor der Theologie und Philosophie.

Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Johann Bittl,

Professor und Inspector an der kgl. bayr. Pagerie in München.

gr. 8°. (XXXVI u. 476 S.) Preis: Thlr. 1. 28 sgr. — fl. 3. 20 kr.

Se. Heiligkeit Papst Pius IX. sagt in einem Schreiben vom 3. Juli 1873 an den Verfasser dieses Werkes:

„Wir begrüßen mit Freuden Dein Buch, und zwar besonders darum, weil Du nicht allein, gestützt auf die Quellen, eine Geschichte des Lebens und der Thaten des hochberühmten Bischofs geliefert, sondern auch seinen Geist und Charakter, wie dieser sich in seinen eigenen Werken sowie in den Schriften seines berühmten Schülers Augustinus ausspricht, so darstellst, daß der Leser in die Zeit und den Umgang dieser großen Männer sich versetzt glaubt."

Aus einem Briefe des **Msgr. Dechamps,** Erzbischofs von Mecheln:

„Der hl. Ambrosius lebt in Ihrer Geschichte. Mit Glück führen Sie ihn fast auf jeder Seite selbstredend ein. Aber was Ihrem Werke seine große Bedeutung verleiht, Herr Abbé, ist die Aehnlichkeit, die in gewissen Beziehungen zwischen dem 4. Jahrhundert und der Gegenwart besteht, in der sich das Christenthum auf's Neue dem Unglauben gegenüber gestellt sieht."

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Apologie
des Christenthums.

Von

Franz Hettinger,
der Philosophie und Theologie Doktor, Professor an der Hochschule zu Würzburg.

Mit Approbation des hochw. Erzbischofs von Freiburg.

Vierte, auf's Neue durchgesehene Auflage.

Vollständig in 2 Bänden oder 5 Abtheilungen.

8°. (XXXI u. 2713 S.)

Preis: Thlr. 6. 10 sgr. — fl. 11.

Freiburg in Baden.

Herder'sche Verlagshandlung.

Digitized by

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des siebenten Bandes.

Seite

Hermann von Mallinckrodt 1

H. J. v. Mallinckrodt (P. Ph. Löffler S. J.):

I. Sein Lebensgedanke 121

II. Sein Kampfplatz 477

Die Staatsgefährlichkeit der Loge. (P. G. Schneemann S. J.) . . . 3

Die Ehe als Sakrament. (P. B. Rive S. J.) 24

Fürstin Amalia von Gallitzin. (P. J. B. Diel S. J.) . . . 47. 156. 289

Die „großartigen Zeugnisse" für die Descendenztheorie. III. IV. (P. H. Kemp S. J.) 60. 273

Aus grauer Vorzeit. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . . . 74. 302. 518

Die Frohnleichnamsspiele des Königs René. (P. W. Kreiten S. J.) 84. 217. 325

Die Papstwahl:

II. Kann der Papst sich selbst einen Nachfolger wählen? (P. Th. Granderath S. J.) 139

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität:

XV. Der Cardinal Noailles und die Appellanten. (P. R. Bauer S. J.) 167. 492

Der liberale Katholicismus. (P. T. Pesch S. J.) 187. 247

Patriotische Briefe. IV. V. (P. H. J. v. Fugger S. J.) . . . 204. 385

Der hl. Cyprian und die Altkatholiken seiner Zeit. III. (P. Fl. Rieß S. J.) 262. 401

Die Kirchenverfolgung in Brasilien. (P. J. Knabenbauer S. J.) . . . 361

Die „Giltigkeit" der anglikanischen Weihen. (P. B. Winkler S. J.) . 418. 553

Aus und über Rußland. (P. D. Rattinger S. J.) 430. 553

Luise de Carvajal y Mendoza. (A. Baumgartner S. J.) . . . 441. 563

Recensionen.

Handbücher der Literaturgeschichte:

3) **H. Holland**, Geschichte der deutschen Literatur. I. Band. Mittelalter. (P. J. Helten S. J.) 104

Dr. A. Stöckl, Lehrbuch der Pädagogik. (P. T. Pesch S. J.) . . . 108

Digitized by Google

Seite

A. Gaunard, Geſchichte des hl. Ambroſius. (P. Fl. Rieß S. J.) . . . 233

Mandement de S. G. Msgr. l'archevêque de Malines à l'occasion de l'invention des corps de St. Ambroise et des saints martyrs Gervais et Protais. (R. C.) 236

Dr. Fr. H. Vering, Lehrbuch des katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchenrechts, mit beſonderer Rückſicht auf das Vatikaniſche Concil, ſowie auf Deutſchland, Öſterreich und die Schweiz. Erſte Abtheilung. (P. Th. Granderath S J.) 338

W. Mühlbauer, Geſchichte und Bedeutung der Lichter bei den kirchlichen Funktionen. (P. A. Lehmkuhl S. J.) 342

L. Aeger, Moralphiloſophie nach chriſtlichen Principien. (P. Th. Meyer S. J.) 343

W. Molitor, des Kaiſers Günſtling. — A. W. Ambros, Bunte Blätter. — Ludwig Uhlands Leben. (P. J. B. Diel S. J.) 346

Dr. Paul Hinſchius, Die Orden und Congregationen der katholiſchen Kirche in Preußen. (P. R. Cornely S. J.) 459

P. Hieronymus von Seedorf, Die Aſceſe, die wahre und die falſche. (T. P.) 468

P. G. Patiß S. J., Das Martyrium in der katholiſchen Kirche . . . 589

Dr. J. C. Holzammer, Dr. J. Schuſter's Handbuch zur Bibliſchen Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments. (P. J. Knabenbauer S. J.) . 585

Miscellen.

Zur Charakteriſtik des Liberalismus S. 116 351. — Zur Polemik der Loge S. 239. — Ein katholiſcher Biſchof S. 350. — Literariſches S. 355. 594. — Über moderne Schulordnung S. 360. — Ein Ehrenkranz, geflochten von gegneriſcher Hand S. 472. — Zur Signatur der Zeit S. 473. — Ein amerikaniſches Urtheil über amerikaniſche Zuſtände S. 592.

Digitized by Google

Hermann von Mallinckrodt,

Rittergutsbesitzer auf Nordborchen, Mitglied des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, Regierungsrath a. D.,

geboren zu Minden am 5. Februar 1821, gestorben zu Berlin, wohlvorbereitet durch den Empfang der heiligen Sacramente, am 26. Mai 1874.

Der nach menschlichem Ermessen zu früh Entschlafene schied getrost und voll Ergebung in Gottes heiligen Willen aus einem Leben, das er für den Herrn gelebt hat, unvergeßlich den Seinigen, schmerzlich vermißt von Unzähligen. Was er für seine Angehörigen war, was er in großen Kreisen für Wahrheit, Recht und Freiheit geleistet hat: es berechtigt zu der freudigen Zuversicht, daß ihn der Herr deßhalb aus dem Kreise seiner Familie hinwegnahm, deßhalb mitten aus dem ruhmvollen Kampfe ihn abrief, um ihm desto früher die Krone zu verleihen, die demjenigen hinterlegt ist, der „den guten Kampf gekämpft, die Laufbahn vollendet, den Glauben bewahrt hat." Es berechtigt die trauernden Angehörigen, die sich demüthig unter Gottes Hand beugen, auch zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß im Vaterlande nicht allein, sondern in allen Landen, wohin der laute und klare Ruf seiner Stimme gedrungen ist, aus Millionen katholischer Herzen, die den edlen Hingeschiedenen geehrt und geliebt haben, heiße Gebete für ihn zum Himmel aufsteigen, damit der Herr ihn belohne, die Seinigen tröste, und Allen, die jetzt um den Verstorbenen trauern, beistehe zum treuen Ausharren nach seinem Vorbilde.

Digitized by Google

Dieſe Wörte widmet die Familie des Verblichenen dem Andenken des Mannes, der, der Beſten Einer, ſich im Kampfe für die Kirche geopfert hat. Unter denen, welche „in allen Landen“ des großen Todten in Schmerz, Dank und Bewunderung gedenken, möchten jene Söhne Deutſchlands nicht den letzten Platz einnehmen, für welche der Dahingeſchiedene zur Zeit ſo entſchiedene Worte der Vertheidigung geſprochen hat.

Wir behalten uns vor, nächſtens in eingehender Weiſe uns die Geſtalt dieſes Mannes zu vergegenwärtigen, in welcher ſich das glaubenskräftige Ringen und Leiden der deutſchen Katholiken in ſo vollendeter Weiſe ausgeprägt hat.

Die Redaktion der „Stimmen aus Maria-Laach“.

Digitized by Google

Die Staatsgefährlichkeit der Loge.

Die Freimaurerei ist, wie früher gezeigt wurde, ihrem innersten Wesen nach das gegen die Kirche Gottes gegründete Babylon, eine Verschwörung wider das in der christlichen Religion dem Menschen auferlegte göttliche Gesetz. Sie haßt dieses Glaubensgesetz und noch mehr die in der Kirche bestehende lebendige Autorität, welcher Gott die Bewahrung und Ausführung desselben anvertraut hat; denn sie will die Religion dem menschlichen Gutdünken überantwortet wissen.

Aber bei diesem Kampfe bleibt man nicht stehen; man richtet seinen Angriff auch auf die von demselben Schöpfer herrührende und mit der übernatürlichen eng verbundene natürliche Ordnung. Im Staate tritt uns nun eine solche göttliche Ordnung entgegen, und die Kirche ist nach Kräften bemüht, dieselbe zu erhalten, zu festigen und zu vervollkommnen. Ja, sie hat nach dem bekannten Ausspruche eines ungläubigen Geschichtsschreibers die europäischen Staaten, wie die Bienen die Waben, aufgebaut. Darum war sie die innigste Verbindung mit ihnen eingegangen, welche auch bei allen katholischen Völkern bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufrecht erhalten wurde; eine Verbindung, welche nach der Meinung der Kirchenfeinde die hauptsächlichste Stütze der Kirche und der kirchlichen Gewalt ausmacht. Das maurerische Babylon ist aber das gerade Widerspiel der Kirche; es bekämpft also die göttliche Ordnung im Staate, greift besonders die katholischen Staaten[1] und vor

[1] Das Journal des Débats vom 16. Mai 1851 theilt einen Bericht mit, den Mazzini damals an das revolutionäre Central-Comité von London gerichtet hatte. Wir entnehmen demselben folgende Stelle: „Eine beredte Stimme hat in Bezug auf Österreich ein Wort, das Alles sagt, gesprochen: delenda est Austria... Wir können in London, Paris und sogar, wenn es möglich ist, in Berlin nicht genug thätig sein, um Österreich Hindernisse in den Weg zu legen... Ich habe mächtige Beweggründe, zu glauben, daß die geschickten Bemühungen derjenigen, welche, ohne es zu wissen, unsern Interessen dienen, in dieser Hinsicht einigen Erfolg

Digitized by

allem den Kirchenstaat[1] mit tödtlichem Hasse an. Gleichwie es die in der christlichen Religion und Kirche gesetzte göttliche Ordnung der menschlichen Willkür überantwortet, so will es auch keine staatliche Autorität „von Gottes Gnaden", sondern nur eine „rein menschliche" Gewalt, welche die Menschen selbst gesetzt haben, so daß sie im Grunde nur sich selbst gehorchen. Freiheit von der göttlichen Autorität, wo immer sie dem Menschen entgegentritt: das ist die diabolische Parole des consequenten Maurerthums.

Der Tempel der Menschheit soll nach dem in der Loge gezeichneten Plane gebaut werden. Gleichwie also dieselbe von jeder besonderen Religion, vorzüglich von dem katholischen Christenthum, völlig absieht, so will sie auch die äußere Welt herrichten; der Staat, die Familie (Ehe), die Schule sollen von der Religion losgelöst werden. Weil aber die innigste Verbindung zwischen Staat und Kirche, besonders in katholischen Ländern, seit Jahrhunderten bestand und die Maurer vor keinem Mittel zurückschreckten, um die nach ihrem Vorgeben einzig rechtmäßige Ordnung einzuführen, so konnte solches nicht ohne die gewaltsamsten Erschütterungen geschehen. Dieselben traten ein, und das Axiom, daß der Mensch kraft der ihm zukommenden Freiheit nur der von ihm selbst gesetzten Gewalt zu gehorchen habe, gab einen plausibeln Grund zur Rechtfertigung jeglicher Revolution.

Zu denselben Folgerungen führt die von der Loge gepredigte Gleichheit. Die Freimaurerei will ein Bruderbund sein, der in seinem Innern alle Schranken, welche die Menschheit in verschiedene Religionen, Stände und Nationalitäten trennen, aufgehoben hat. Brüder sind Alle, und als Brüder sind sie gleich. „Aller Vorzug unter den Maurern," so

---

in Berlin haben werden. Das delenda est Austria ist das erste und letzte Wort in unserer Thätigkeit gegen diese Macht. Man muß sich Preußens durch Aufstachelung seiner militärischen Ehre und seiner Eifersucht bemächtigen; man muß sich Österreichs dadurch bemächtigen, daß man die verschiedenen Nationalitäten gegen einander aufhetzt." Mazzini will Preußen ausnutzen, um die katholischen Mächte zu brechen. Natürlich nicht aus Sympathie für die Hohenzollern; der Stifter des „Jungen Europa der Völker" und der „Allgemeinen republikanischen Allianz" hält jeden König für einen Tyrannen, der durch Anwendung „aller möglichen Mittel" gestürzt werden muß. Siehe das Aktenstück weiter unten. Über die Sympathie des intimsten Freundes Mazzini's für den König Preußens geben übrigens auch die bekannten Proclamationen Garibaldi's im französischen Kriege Aufschluß.

[1] Unsere Feder sträubt sich, die diabolischen Lästerungen der italienischen Loge gegen den Papst und dessen weltliche Herrschaft hier niederzuschreiben.

Digitized by Google

heißt es § 5 der vom Hamburger Großmeistertag (1870) angenommenen „Grundsätze", „gründet sich einzig auf wahren Werth und eigenes Verdienst." Nach diesem Plane der Loge soll aber, wie schon bemerkt, der Menschheitstempel aufgebaut werden. Deßhalb ist die Freimaurerei grundsätzlich gegen Standesvorrechte, gegen die privilegirten Stände. „Vorrecht ist Unrecht," sagte noch vor Kurzem die Freimaurer-Zeitung (J. 1873, S. 251), als ob dieses ein selbstverständlicher Grundsatz wäre. Offenbar ist nun das erbliche Königthum die mit den höchsten Vorrechten privilegirte Spitze der Stände. Schließlich führt also die freimaurerische Gleichheit nicht nur, was offen eingestanden wird, zur Aufhebung der Feudalrechte, sondern auch zur Abschaffung des Königthums, zur Republik, und zwar zur Universalrepublik, worin die freien Völker brüderlich geeinigt und dadurch die trennenden Schranken der Nationalitäten aufgehoben sind.

Ist das die letzte Consequenz des Maurerthums? Nein, denn die Abhängigkeit im socialen Leben ist unendlich drückender als die politische, und die Ungleichheit, wie sie durch den schroffen Gegensatz von colossalem Reichthum und noch größerer Armuth gebildet wird, weit verletzender als die durch die dreifache Gliederung von Klerus, Adel und Volk hervorgebrachte. Die Idee der Loge verwirklicht sich darum am vollkommensten in der socialen Universalrepublik oder Internationale, welche zugleich das Ideal der Freimaurerei, den religionslosen Staat, am radicalsten darstellt, so daß durch sie an die Stelle der göttlichen Ordnung in Kirche, Staat und Familie ganz und gar Babylon, das „Reich Satans", unter dem prunkenden Namen des „reinen Menschenthums", tritt.

Das ist der innerste Kern des maurerischen Geheimnisses, die äußerste Folgerung, wohin der in der Loge thätige Geist des „Fürsten der Welt" treibt. Aber nicht Allen wird dieses „letzte Wort" gesagt, obwohl Alle in ihrer Weise an der Verwirklichung desselben theilnehmen. „Die Freimaurerei nahm Männer jeglicher religiösen und politischen Richtung auf und vermehrte ihre Kräfte selbst durch solche Elemente, denen das letzte Wort nicht gesagt werden konnte." (Rivista della massoneria italiana, anno 4, Nr. 2.) Die Art und Weise, wie das geschieht, soll nun auseinandergesetzt werden.

„Wir müssen uns erinnern," sagt die erste maurerische Zeitung Deutschlands, „daß die Logenmitglieder, welche nichts denken, nichts

Digitized by Google

leſen . . ., die übergroße Majorität ausmachen."[1] Solche nichtsdenkende Menſchen, deren Verhalten „in und außerhalb der Loge ſich nicht über das Allergewöhnlichſte erhebt" (Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 165), ſind ganz vortrefflich geeignet, ſich blindlings leiten zu laſſen und ſo das Zerſtörungswerk derer, die das letzte Wort wiſſen und ausführen, fördern zu helfen. Ihnen wird dieſes wahre Geheimniß der Freimaurerei verhüllt durch lächerliche Formen und Gebräuche, die ſie als hochheiliges Myſterium vor den Augen der Profanen, welche dieſelben längſt kennen, geheim halten ſollen. Der „Akt der . . . Mitgliederaufnahme" ſcheint ihnen das zu ſein, worauf ſich die maureriſche „Arbeit concentrirt". (Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 51.) Dazu kommt dann noch das Trinken auf Commando bei den Banketten. Denn „die

[1] Bauhütte, Jahrgang 1873, S. 163. Obwohl wir ſchon im vorigen Artikel (dieſe Zeitſchrift V, S. 252 ff.) dieſen Punkt berührt, ſo ſei es uns doch geſtattet, denſelben hier noch weiter zu beleuchten. Der Groß-Secretär der Großloge von Miſſouri verlangte von den 368 Töchterlogen dieſes Staates einige ſtatiſtiſche Notizen, unter Anderm auch, ob und wie groß ihre Bibliothek ſei. Von den 250 Logen, welche geantwortet haben, geſtanden 200 ausdrücklich, 22 durch ein beredtes Stillſchweigen, daß ſie keine Bibliothek beſaßen. Die noch übrigen 28 Logen hatten zuſammen 512 Bände. Die höchſte Zahl der Bände einer Loge belief ſich auf 50; mehrere Bibliotheken beſtanden nur aus einigen Bänden, eine Bücherſammlung aus einem Bande (Bauhütte 1873, S. 151). Dieſe Thatſache, welche zeigt, daß die gewöhnlichſten katholiſchen Bauernhäuſer mehr Bücher beſitzen, als die maureriſchen Lichtſtätten, iſt um ſo bezeichnender, je größer die Leſewuth der Amerikaner iſt. Die Freimaurerei ſoll nun freilich in Deutſchland „den Höhepunkt ihrer Entwicklung" erreicht haben, da ſie „dort am meiſten vergeiſtigt, mit wiſſenſchaftlichem Sinn durchdrungen und von der Kunſt verklärt wird" (Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 178). Aber dasſelbe Blatt, welches uns dieſes Lob mittheilt, hatte einige Seiten vorher (S. 163) berichtet, daß von einer „künſtleriſchen Ausbildung" nichts zu merken ſei, und ein darüber klagender Bruder „immer" die Antwort erhalten habe: „Wir haben keine wiſſenſchaftlichen Kräfte." Trotz dieſer Geiſtesarmuth iſt es freilich der deutſchen Maurerei eigen, höchſt wegwerfend über die ausländiſche zu urtheilen, man leſe nur einmal die maureriſche Rundſchau im letzten Bande der Latomia (Jahrg. 1873, S. 138 ff.); doch man gewahrt ſofort bei näherer Betrachtung den Humbug. Nach dem eben citirten Aufſatz ſoll nämlich der Vorzug der deutſchen Loge vor den fremden darin beſtehen, daß in ihr dem Worte, der Belehrung größere Bedeutung zuerkannt werde. Wie miſerabel es indeß hiermit beſchaffen ſei, haben wir bereits oben (S. 253) gezeigt. Andere bittere Klagen hierüber enthält noch der letzte Jahrgang (1873) der „Bauhütte" (S. 163, 215, 226 u. a. a. O.). Summa ſummarum, wie nach dem Zeugniſſe der Bauhütte (Jahrgang 1873, S. 337) im amerikaniſchen Eldorado der Maurerei „die Logen ſtatt zur Weisheit meiſt nur zur Narrheit erziehen", ſo müſſen nach demſelben Logenblatte auch die deutſchen Maurer an die Bruſt klopfen und ſagen: „Wir ſind allzumal Sünder. Die Hand auf's Herz! Wie ſo mancher Freimaurer . . . führt am Narrenthurm von Babylon die Kelle!"

Digitized by Google

meisten Logen gehen in Formendienst und Ressourcenwesen auf". (Bauhütte, J. 1873, S. 129.) Denjenigen, deren Herz dadurch nicht befriedigt wird, geben höhere Grade „die Hoffnung, hier endlich auf den Kern zu treffen. Vergeblich! Auch hier derselbe leere Formalismus, ein neues Ritual und sonst nichts mehr." (Bauhütte, J. 1873, S. 163.)

Wir wollen dem bereits (diese Zeitschrift V, S. 252) hierüber Gesagten noch Einiges zur Erheiterung unserer Leser in diesen trüben Tagen hinzufügen, zumal da es durchaus nothwendig ist, das große Getriebe der Maurerei recht zu erkennen. Br. Barthelmeß erzählt (December 1873), daß er „in dem Inventarverzeichniß der (amerikanischen) Loge Pythagoras Nr. 86, die schon im Anfange der 40er Jahre den deutschen Großlogen von Hamburg und in Frankfurt a. M. so „geeignete moralische Garantien" bot, daß aus ihr die Repräsentanten für die Großloge von New-York ernannt wurden, die von ihr benützten „Schwerter und Fahnen, eine Fallthür mit Griffen, ein Fallbrett mit zwei Böcken, einen Durchwerfrahmen, eine blau und weiße Schnur mit Quasten (für den Hals!), ein Todtengerippe auf Papier, Blaselichter mit Röhre, Spirituslampe, verschiedene Nagelbretter, eine roth angestrichene Bank, eine Schüssel von Blech, einen Trichter und eine rothtuchene Binde zum Aderlassen, ein Kästchen mit Colophonium, einen Stempel (der angeblich heiß auf einen von dem Candidaten zu bestimmenden Körpertheil gedrückt wurde), einen runden Stein (auf dem derselbe, nämlich der Candidat, während des Aderlassens zu sitzen hatte), Donnermaschinen und dergleichen Theaterrequisiten" (s. Jahrb. der Loge Pyth. Nr. 1, 1867) gefunden und die darauf bezüglichen Sprüchlein in dem aus dem Französischen übersetzten, bis 1850 geübten Rituale gelesen, das zur höheren Ausbildung und Erbauung auch an andere deutsche Logen, z. B. Trinity Nr. 12 in New-York, Walhalla Nr. 66 in Charleston, abgegeben worden ist." Er setzt hinzu: „Ich habe solche Requisiten noch im November und December 1852 in der Loge L'Union Française Nr. 17, die bei Aufführung solcher Spektakelstücke von Besuchenden jedesmal überfüllt war, in Anwendung ziehen sehen." (Bauhütte, J. 1873, S. 383.)

Noch lächerlicher geht es in Italien bei der Einweihung zum 26. Grade des Principe di grazia her. Nach Clavel läßt man dabei zuerst den Candidaten neun Schritte kriechen, dann verbindet man ihm die Augen, heftet an seine Schultern zwei papierne Flügel, führt ihn auf eine Plattform und befiehlt ihm, sich in die Luft zu schnellen und bis zum dritten Himmel zu fliegen. Br. Sperandio hat den Muth gehabt, diesen urkomischen Ritus noch im Jahre 1873 in seinen Noten zu Clavel zu rechtfertigen. (Civiltà Cattolica 1874, I. 460.) In Deutschland kommen wo möglich noch ungeheuerlichere Sachen vor. Der letzte Band der Latomia (1873, S. 31 ff.) erzählt, daß nach dem Ritus eines maurerischen Systems, welches in Deutschland über achttausend Anhänger und insbesondere die meisten Logen in Berlin und Hamburg zählt, bei der geheimen Aufnahme in den 9. Grad der Aufzunehmende aus einem Becher rothen Weines trinken muß, der mit seinem und der übrigen Ritter Blut, ja angeblich sogar mit dem Blute Christi gemischt ist. Der Brauch, den Trank mit Menschenblut zu mischen, schien nur mehr noch bei den Cannibalen im Schwange zu sein. Wer hätte denken mögen, daß so etwas noch in Deutschland und noch dazu in Verbindung mit der schmählichsten Profanation des hl. Altarssakramentes geschehe? Der Verfasser dieser Mittheilung in der Latomia bringt indeß verschiedene Zeugnisse zur Erhärtung jener unglaublichen Thatsache und setzt hinzu: „Wir wissen, daß noch vor nicht langer Zeit ein schwedischer Bruder die am Daumen befindliche, von der

Digitized by Google

Verwundung herrührende Narbe zur Bestätigung jener Ceremonie gezeigt hat.“ [1] Die Bauhütte urtheilte aber über diese Mittheilungen, daß sie, „falls sie zur Kenntniß der Profanen gelangten, die Freimaurerei vollends um allen Kredit und alles Ansehen bringen müßten.“ (J. 1873, S. 117.) Solche hohe Geheimnisse werden freilich den Brüdern niederer Grade, denen nur „die drei kleinen Lichter“ (Sonne, Mond und der Meister vom Stuhl) geleuchtet haben, noch nicht eröffnet. Dafür werden sie mit anderen nichtssagenden Fragen, Antworten und Riten [2] abgefunden, denen gleichfalls weder die Komik noch die Verquickung mit Religion (Bibel [3] und Altar) mangelt. Die Loge läßt ihre Candidaten zuerst als Bassermann'sche Gestalten auftreten. Denselben wird alles Metall abgenommen, an Kleidung nur das Hemd, die Unterbeinkleider und Strümpfe nebst Schuhen gelassen. Ihre linke Brust muß bloß liegen, das linke Knie durch die Unterbeinkleider dringen, der linke Schuh an der Kappe niedergetreten sein. In diesem Aufzuge müssen sie die „lächerlichen Elementarproben während der Reisen (natürlich im Zimmer) bestehen“ [4]. Die auf solche Weise erprobten Ritter ohne Furcht und Tadel können sich dann bei einem Bankett im Soldatenspielen üben und Toaste abschießen und „Feuer“, „starkes Feuer“, „voll-

---

[1] Wir glauben indeß, daß die Ceremonie unter dem letzten Ordensmeister nicht mehr stattgefunden habe.

[2] Dieselben sind ausführlich in „Sarsena“ enthalten. Die maurerische Presse pflegt freilich mit souveräner Verachtung auf diejenigen herabzusehen, welche „Sarsena“ als Auctorität citiren; doch sie thut dieß, weil Sarsena wirklich eine Auctorität ist, d. i. im Wesentlichen getreu das Logen-Rituale wiedergegeben hat, und darum in jeglicher Weise discreditirt werden mußte. Die Vergleichung Sarsena's mit einem in einer Loge gebrauchten handschriftlichen Ritual zeigte mir die wesentliche Übereinstimmung beider. Auch die Andeutungen über Ritualfragen, welche ich in der maurerischen Presse fand, bewiesen mir, daß Sarsena Alles getreulich berichten will bis auf den nichtssagenden Meistergruß: „Ich grüße Euch durch dreimaldrei.“ In ähnlicher Weise constatirt auch ein Mitarbeiter der „Periodischen Blätter“ (Jahrg. 1873, S. 19) die Richtigkeit der von Sarsena über die Ritualien gemachten Angabe. Br. Findel wendet nun freilich, besonders gegen Sarsena ein, das Buch habe die Ansicht verbreitet: „Das Wesen der Freimaurerei gehe in der äußern Form auf, und der Bund beabsichtige wohl gar Geldschneiderei.“ Aber gerade in dem Blatte Findels hat noch jüngst ein Maurer als Resultat seiner langjährigen Erfahrung ausgegeben: „Sarsena hat so Unrecht nicht, die Freimaurerei geht in Ceremoniendienst auf und ist sehr kostspielig“ (Jahrg. 1873, S. 163). Derselbe Bruder behauptet ebendort: Sarsena sei eine „Verrätherschrift“ wegen der „Wiedergabe der Rituale“; durch dessen Lesung habe er sich bereits vor dem Eintritt in die Loge „ein Bekanntsein mit dem Rituale“ erworben. Wenn er hinzusetzt: „Das Durchlesen der Rituale gab ich nach einem kurzen Versuche als höchst langweilig auf,“ so ist auch dieses vollständig wahr; es gibt nichts Abgeschmackteres und darum auch nichts Unausstehlicheres als das maurerische Rituale.

[3] Das Freiburger Ritual, dessen Auctorschaft sich jüngst Br. Ficke in allen maurerischen Blättern vindicirte, hat indeß die Bibel durch „ein Gott geweihtes, weißes ungeschriebenes Buch“ (Freimaurer-Zeitung 1874, S. 61) ersetzt. Fürwahr, das beste Symbol einer Brüderschaft, deren Mitglieder in „übergroßer Majorität nichts denken, nichts lesen“ (Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 163).

[4] Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 86.

Digitized by Google

kommenes Feuer" geben. In diesen Exercierübungen sollen es die Berliner Logen bis zur militärischen Vollendung gebracht haben. Eine übrigens ziemlich wohlwollend gehaltene Schilderung des Berliner Logenlebens (Chaîne d'Union. Août-Sept. 1873, p. 530 ss.) erzählt: „Selbst an der Tafel geht Alles nach militärischem Schnitt. Der Preuße kann niemals vergessen, daß er mehr Soldat als freier unabhängiger Bürger ist. In allen Logen, welche wir in Berlin besucht haben, tritt man in die Tempel der Loge immer mit Hut und weißen Handschuhen ein und muß während der ganzen Ceremonie Kopf und Hände bedeckt halten. Sogar inmitten des Mahles ist es, während man Toaste ausbringt, Sitte, sich mit seinem Hute zu bedecken und die Serviette auf seine Schulter zu legen. Beim Trinken theilt man, wie der Redner seinen Toast in drei Theile abtheilt, gleicherweise dreimal jeden Trunk und, wenn nach dem letzten Guß die Mitglieder ihre Gläser bis auf den letzten Tropfen geleert haben, schlägt die ganze Gesellschaft zu gleicher Zeit auf den Tisch, so daß es klingt, als ob man einen kleinen Kanonenschuß abgefeuert. Die Gläser sind recht stark gemacht, damit man diesen Brauch beobachten könne."

Abgeschmacktes Formenwesen und kindische Spielereien sind die erhabenen Geheimnisse, welche die gewöhnliche Freimaurerei vor Allem Profanen ängstlich bewahren und deren Kenntniß sie mit theuerem Gelde erkaufen muß. „Wie oft habe ich einen alten Bruder über die Summen seufzen hören, die ihn das Logenwesen nun schon gekostet hätte;" so klagt ein Logenmann in der Bauhütte (1873, S. 163). „Ein guter Haushalter zu sein," seufzt eine andere Stimme (Bauhütte 1873, S. 116), „das ist ja eine der vornehmsten Maurerpflichten und es sollte deßhalb diese Pflicht am wenigsten im Freimaurerbunde eine Erschwerung finden. Dieses ist aber offenbar so lange der Fall, bis eine Milderung der Ausgaben für Logenzwecke eintritt." Nicht wahr? Wer den maurerischen Blödsinn noch dazu mit schwerem Gelde erkauft, der ist fähig, sich blindlings leiten zu lassen und gehorsamst Alles auszuführen, was verschmitzte Leiter geplant haben. Und da die aus solchen Männern bestehende Armee nach Angabe der Freimaurer selbst aus Hunderttausenden besteht, so sieht man ein, was die Loge mit diesen Schaaren blinder Partisane vollführen kann.

Ein Taschenspieler macht allerlei auffallende Sachen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer von dem, was er eigentlich will, abzuziehen. Gerade so macht es auch der große, in der Loge thätige Taschenspieler. Die maurerischen Gebräuche, Kanonaden, Zeichen, welche man, oft durch die schrecklichsten Eide, geheim zu halten befiehlt, sind solche Taschenspielerkünste, da sie den meisten Brüdern das Eigentliche und Letzte, was die Loge will, verhüllen. Unterdessen wirkt der von uns charakterisirte Geist dieser Körperschaft fort. Unvermerkt werden die Brüder immer mehr und mehr von Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion,

Digitized by

ja von Haß gegen die römisch-katholische Kirche, gegen deren höchste Auctorität und überhaupt gegen jede Auctorität „von Gottes Gnaden" erfüllt, zugleich aber ihre Köpfe durch vage liberale Ideen von Bildung und Culturkampf, Freiheit und Gleichheit verwirrt. Denselben Geist sollen sie nun auch in die profane Welt hinaustragen; dieselben Phrasen, die ihnen bis zum Überdruß in der Loge vorgeorgelt sind, im Umgang, in Reden, in Artikeln ableiern; nach der Parole oder doch im Geiste der Loge wählen, in den Kammern stimmen, im Amte wirken.

Ist bei einer politischen, städtischen oder akademischen Wahl ein Candidat orthodox, der andere liberal, so verdient selbstverständlich der letztere den Vorzug. Werden Vorschläge über Civilehe, confessionslose Schule, Aufhebung der Concordate, Maßregeln gegen die Jesuiten, Klöster und überhaupt gegen das „Pfaffenthum" gemacht, so kann, auch wenn keine Parole ausgegeben wird, die Haltung eines ächten Freimaurers nicht zweifelhaft sein. Allerdings berichtete noch jüngst (17. Dec. 1873) der Cultusminister in der Kammer, daß an den Orten, wo das Volk wegen der Facultativcivilehe die Wahl zwischen Civilehe und kirchlicher Trauung hätte (Hamburg, Lübeck, Oldenburg), beinahe Alle sich kirchlich trauen lassen, aber dennoch stand trotz dieses beredten Zeugnisses des Volkswillens einem richtigen Logenbruder die Entscheidung fest, die Civilehe dem „souveränen" Volke aufzudrängen. Das Jesuitengesetz war ein wahrer Hohn auf die liberalen Principien, mit denen sich sonst die Loge spreizt; aber für die Freimaurerei-Brüder war es, auch ganz abgesehen von dem bekannten Aufruf in der „Bauhütte", unzweifelhaft, daß sie für das Gesetz stimmen und, um mich eines Ausdruckes der Kölnischen Zeitung zu bedienen, „das Kameel verschlingen" mußten. Ähnlich verhielt es sich mit den sogenannten Maigesetzen, von denen bekanntlich dasselbe liberale Blatt behauptet hatte, daß sie den „Absolutismus des Oberpräsidenten" sanctionirten. Als der Großmeister des französischen großen Orientes, Prinz Murat, im Senate für die weltliche Herrschaft des Papstes gestimmt, geschahen so stürmische Auftritte in der Großloge, daß die Polizei einschreiten mußte und Murat sich zur Abdankung gezwungen sah. Und also geht es mit allen ähnlichen Fragen.

„Mit dem Glaubensbekenntnisse der Loge," so mahnte die „Bauhütte" zu der bezeichneten, „nicht ohne Grund gefürchteten" Wirksamkeit, „ist in dem jetzt heftig entbrannten Kampfe... unsere Stellung genau bestimmt... Erneuern wir an dem ersten Tage des neuen Maurerjahres den Schwur, Freimaurer zu sein und uns als solche in der profanen Welt zu erweisen" (Jahrg. 1873, S. 269 ff.). Gestützt auf diese und ähnliche Grundsätze hat gleichfalls die belgische Großloge am ersten Tage des Maurerjahres 5856 (1856) „ohne Zaudern beschlossen, daß die Logen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, die Handlungen des öffentlichen Lebens ihrer Mitglieder, welche sie in politische Functionen haben eintreten lassen, zu beaufsichtigen, Erklärungen über diese Handlungen zu verlangen, zu tadeln, wenn die-

Digitized by Google

ſelben etwas zu wünſchen übrig laſſen, und ſelbſt vom Freimaurerbunde die Mitglieder auszuſchließen, welche mit Wiſſen und Willen wider ihre maureriſchen Pflichten im öffentlichen Leben gefehlt haben.“ [1]

Letzterer Satz iſt beſonders merkwürdig. Die belgiſche Loge droht diejenigen zu bannen, welche ſich im Kampfe gegen die „Klerikalen“ läſſig erweiſen oder gar mit denſelben gehen, während das anſehnlichſte Geſetzbuch der Freimaurerei: „Die Alten Pflichten“, verbieten, Jemanden, der ſich keines andern Verbrechens, als der Empörung ſchuldig gemacht hätte, aus der Loge zu ſtoßen [2].

Schon aus dem Geſagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß auch bei dieſer Art der maureriſchen Wirkſamkeit die Feindſchaft gegen die römiſch-katholiſche Kirche und die mit der Kirche befreundeten Staaten und Regierungen alles Andere überwiegt, an zweiter Stelle kommen dann der Haß wider das Königthum von „Gottes Gnaden“ und andere liberale Grundſätze, ſo jedoch, daß ſie dieſelben mit Freuden verläugnen, wenn es gilt, jener Feindſchaft zu genügen. Sie machen es, wie der Feldherr, welcher minder wichtige Stellen entblößt, um das Centrum des Feindes zu forciren; hat er dasſelbe durchbrochen, dann kann er ja mit Leichtigkeit den Feind auf der ganzen Linie werfen. So hat auch die Loge leichtes Spiel in politiſchen Fragen, wenn ſie nur einmal, um mich der Sprache ihrer Redner zu bedienen, „die erſte und furchtbarſte Stütze des Despotismus, die prieſterliche Macht,“ geſtürzt hat. Um zu dieſem Ziele zu gelangen, verſchmäht ſie nicht, mit dem Königthum zuſammen zu gehen und dasſelbe durch „Beſchönigung notoriſcher Laſter“ und „purer Liederlichkeit“, ja durch ſolches Schweifwedeln und Schmeicheln, „daß der ſpeichelleckendſte Byzantinismus mit wohlgedrechſelten Phraſen überboten wird“, [3] an ſich zu feſſeln. Man hat eben „die Machtſtellung im Auge und ſucht durch Aufnahme (der Fürſten) eine äußere Stellung zu erringen.“ [4] Hat die Loge aber dieſe Verbindung mit dem Königthum zur Erwerbung einer Macht-

---

[1] Das ganze Aktenſtück bei Neut, I. 267—270. Ebendort findet ſich eine andere Inſtruktion der belgiſchen Großloge, wonach jeder Maurer ſchwören ſoll, ſeinen ganzen Einfluß auf Durchbringung des von der Loge aufgeſtellten Candidaten aufzubieten, der Gewählte aber unter „ſchweren Strafen“, ſelbſt unter der des Ausſchuſſes aus der Loge, verpflichtet wird, im Sinne der Loge zu ſtimmen und in wichtigen Fällen ſich Raths bei ihr zu holen.

[2] Latomia, Jahrg. 1873, Anhang, S. 41.

[3] Latomia, Jahrg. 1869, S. 7. [4] Latomia, l. c.

Digitized by Google

ſtellung gehörig ausgenutzt, ſo wirft ſie dasſelbe unbarmherzig beim Sturm in die aufgeregten Fluthen.

Ein anderes Mittel, welches die Loge zur Erreichung einer „Machtſtellung“ gebraucht, beſteht darin, daß ſie ihre Mitglieder in alle einflußreichen Beziehungen und Ämter hineinzudrängen ſucht; in die Umgebung und den Rath der Fürſten, ſo daß dieſelben womöglich nur maureriſche Berichte zu hören bekommen, in die Miniſterien und die Kammern, in andere hohe Staatsämter, in die Redaktion großer Journale, in den Stadtrath bedeutender Städte, kurz überall dorthin, wo ſich etwas für Logenzwecke machen läßt. Da nämlich die Logenbrüder ſich nicht nur für „berechtigt“, ſondern auch für „verpflichtet“ halten, „die Menſchheit zu leiten“ [1] und ſie wegen der Bornirtheit ihrer großen Mehrzahl nicht durch Wiſſenſchaft und Bildung zu imponiren vermögen [2], ſo ſuchen ſie in jeder Weiſe eine „äußere Macht“ zu erringen. Alle dieſe Mitglieder, welche ſie, um mich eines Ausdruckes der belgiſchen Großloge zu bedienen, „in politiſche Functionen haben eintreten laſſen“, müſſen natürlich im Geiſte oder gar nach der Parole der Loge handeln, und es bezieht ſich dieſe Pflicht nicht nur auf das politiſche, ſondern überhaupt auf das geſammte öffentliche Leben, auf Preſſe, ſtädtiſche Angelegenheiten und Elementarſchulen. Auf dieſe Weiſe wird die Loge durch ihre Mitglieder und ihre Preſſe in manchen Ländern und Städten „allmächtig“ [3]. Dort beſteht ein doppelter Staat, neben dem äußern der geheime der Loge. Das Parlament [4], der Gerichtsſaal, das Stadt-

---

[1] Siehe dieſe Zeitſchrift V, S. 253.

[2] Mit rührender Naivetät geſtand das jüngſt ein Bruder ein: „Wir haben auch nicht mehr ſo viele Herren der Wiſſenſchaft unter uns, denen die Menge williger folgt.“ Bauhütte, Jahrg. 1873, S. 375.

[3] Ein Circular der Antwerpener Loge Persévérance (März 1846) hat wörtlich Folgendes: „Déjà à Bruxelles la Maçonnerie est toute-puissante .... c'est qui est possible à Bruxelles, l'est dans tout le pays.“ Neut, I. 289.

[4] Die Freimaurer-Zeitung vom 15. Oct. 1864 berichtet, der italieniſche Großmeiſter de Lucca habe in einem Rundſchreiben die Brüder gemahnt, dafür zu ſorgen, „daß alle Deputirten ſich zu den nächſten Kammern pünktlich begeben.“ Dabei erinnert ſich derſelbe Berichterſtatter an ein früher von Br. de Boni in der Florentiner Maurer-Verſammlung geſprochenes Wort: „Ihr habt die Mehrheit der Stimmen im Parlament; laßt uns auch in ganz Italien zur Mehrheit werden.“ Sogar die liberale Nazione beklagte ſich 1867 bitter darüber, daß die Logen die Parlamentswahlen beherrſchten, „um die Regierung zu ſchwächen und dieſelbe zu zwingen, daß ſie ihnen die oberſte Leitung der Angelegenheiten überließe.“ Der intereſſante Artikel ſteht bei Neut, II, 263, 264. Der 1870 mit großer Majorität in der badiſchen

Digitized by Google

haus ist nur die Bühne, wo das aufgespielt wird, was hinter den Coulissen beschlossen ist. Das ganze öffentliche Leben wird so zu einer großen Lüge. So wenig Parlament und Magistrat auf den Willen des Volkes, welches sie gewählt hat, Rücksicht nimmt, so wenig drückt die Presse die öffentliche Meinung aus. Alle sprechen eben nur das, was die Loge sie sprechen läßt, und verbreiten und verwirklichen also, je unvermerkter, desto mächtiger, in der profanen Welt die maurerischen Ideen. Vor der Wahl posaunte man freilich aus, daß es sich nicht um Religion handle; nach der Wahl jedoch ist man unausgesetzt thätig, um die Religion aus dem gesammten öffentlichen Leben zu verdrängen.

Wir wollen das Gesagte durch einige Zeugnisse aus den letzten Nummern der deutschen Logenpresse illustriren.

„Da in Breslau über 1000 Maurer sind, welche der Zahl der selbstbewußten Bürger angehören, so spielen die Maurer in allen Verwaltungskreisen, seien sie öffentliche oder private, bürgerliche oder kirchliche, eine ganz hervorragende Rolle. In solchen Stellen maurerisch wirken, heißt denn doch etwas mehr als das, was sonst die Logen an sich nach Außen thun können. Ich will nur fragen, von welchem unendlichen Segen für die heranwachsende Jugend es sein muß, wenn Lehrer an höhern und Elementarschulen, ja wenn selbst die Schulräthe Freimaurer sind. Kurzum, ich bin vorläufig noch der Ansicht, daß die Logen nicht agitatorischer Natur sein dürfen, sondern nur den Beruf haben, Freimaurer zu erziehen, d. h. Männer, welche in allen Stellungen des Lebens als Maurer über allen kleinlichen, confessionellen Spaltungen stehen." (Bauhütte, 1874, S. 58.)

Einen merkwürdigen Beleg für diese über die Confessionen erhabene Gesinnungen freimaurerischer Magistrate liefert die zweitgrößte Stadt Belgiens, Gent. Als das Bedürfniß nach einem neuen Begräbnißplatz entstand, ließ sich der dortige Bürgermeister auf keinerlei Vorschläge des Klerus ein, sondern legte einen Communalfriedhof an, worin Katholiken, Solidaires und Juden durcheinander begraben werden sollten. Die Folge davon ist, daß die gesammte Bevölkerung Gents, wo Dissidenten sich in höchst unbedeutender Zahl befinden, ihre Todten auswärts (nach Maria-Kerk) bringen läßt, um sie in geweihter Erde zu bestatten. Nur eine verschwindend kleine Zahl von Leichen wird auf dem Communal-Friedhof beerdigt.

In dieser Weise maltraitirt ein freimaurerischer Magistrat die gesammte Bevölkerung, um „über allen kleinlichen confessionellen Spaltungen" zu stehen. Doch wird dieses maurerische Princip nur gegen den Katholicismus und orthodoxen Protestantismus angewandt. Gilt es, eine dem Maurerthum zusagende Confession, wie z. B. den Altkatholicismus, zu stützen, so mischt man sich trotz aller entgegenstehenden Logenstatuten direct in religiöse Zwistigkeiten ein. So gibt eine der letzten Nummern

---

Kammer erfolgten Annahme des Stiftungsgesetzes ging, wie öffentliche Blätter damals meldeten, eine Vorbeschlußfassung in der Karlsruher Freimaurerloge voraus; und charakteristisch für die badischen Kammerverhältnisse ist es gewiß, daß regelmäßig im Locale der Loge zu Karlsruhe die Fractionsberathungen der liberalen Kammermajorität und auch solche unter Theilnahme der Minister nach Berichten öffentlicher Blätter, wie damals, so auch später noch stattfanden. Vering, Kirchenrecht, S. 183.

Digitized by

der Freimaurer-Zeitung (1874, Nr. 8, S. 63) einen Auszug aus dem Referate der Loge „Constantia zur Zuversicht" in Constanz, wornach diese Loge „zur Gründung einer größeren altkatholischen Gemeinde und Abhaltung eines altkatholischen Congresses" „redlich das Ihrige beigetragen" und „selbst die größte ihrer Ausgaben (hundert Gulden, fast die Hälfte der „Unterstützungen") im vorigen Jahre dem Altkatholiken-Comité zugewendet hat", weßhalb sie „befriedigt auf ihre Arbeiten und Erfolge zurückblickt." [1]

Der Grund der besondern Vorliebe für den Altkatholicismus, welche bekanntlich auch andere Magistrate an den Tag gelegt haben, dürfte wohl der sein, daß die Loge in demselben die Zerstörung des katholischen Christenthums erblickt; denn, wie ein maurerischer Redner jüngst bemerkte, „auf dem Reißbrett der freien Männer, die sich dem geistigen Bauen und Mauern treu verpflichtet halten, ist in Wahrheit kein anderer Plan zu finden" als der Dienst des „Vernunft-Fortschrittes", d. i. im Sinne dieses Redners der Materialismus, die Vertilgung des Christenthums, die Wiederbelebung des „klassischen Heidenthums, das auch in diesem Stücke (in Bezug auf den Tod) wie in manchem Anderen schon vor dem christlichen Weltalter das Richtige getroffen hat." [2] „Es ist ja ein großer Theil der Bibel, im alten Testamente sogar der weitaus größte Theil, sehr ungöttlichen und nichts weniger als humanen Inhaltes." [3] „Nur die Interessenten übernatürlicher, d. i. unnatürlicher Offenbarungen und die fanatische Masse ihrer Nachbeter kultiviren noch jenen dualistischen Widersinn, der Materie und Geist, Leib und Seele, Erde und Himmel auseinanderreißt, das volle Leben in ein Diesseits und ein Jenseits zerfetzt. Die Theologen aller Zeiten und aller Systeme haben ihr armes Gehirn pflichtschuldigst abgemüht, diese unnatürliche, zwiespältige, weltschmerzlich überschnappte Anschauung fein säuberlich zu formuliren, in verbindliche Glaubensartikelchen auszukneten und die nach beseligender Naturwahrheit hungernde Menschheit auf den Schul- und Kirchenbänken Jahrtausende lang damit zu speisen. Man pries diese ungesunde Kost wohl so lange als „„Brod des Lebens"", bis die Wirkung zeigte, wie man Magen und Blut, Kopf und Herz, kurz den geistig-leiblichen Organismus des Völkerlebens verdorben hatte." [4] Die „stolze Hoffnung" auf den Sieg der widerchristlichen Anschauung „macht jetzt schon die Brust jedes ernsten Freimaurers höher schlagen", so daß er triumphirend ausruft: „Ja, nach dem christlichen Weltalter mit seiner unseligen dualistischen Lebensanschauung und dem christlich verbissenen Kampf um's orthodoxe Dasein auf Erden und im Himmel, mit den theologisch alleinseligmachenden Haderanstalten der Confessionskirchen und den dominirenden Interessen der christlich förmelnden [? frömmelnden] Bourgeoisie — wird anbrechen das [maurerische] Weltalter des reinen Menschenthums, wo Mohammed und Buddha, der dogmatische Christus und der unfehlbare Papst überwundene Auctoritäten sind, und wo nur Ein Gedanke seine reinste Verklärung sucht: der menschliche." [5]

---

[1] Nach demselben Berichte gibt es nur 27 Freimaurer unter den 8000 Einwohnern von Constanz. Aber wie anderswo, weiß auch hier eine winzige maurerische Coterie ihr „Recht", „die Menschheit zu leiten", in der ausgiebigsten Weise geltend zu machen!

[2] Bauhütte, Jahrg. 1874, S. 72 ff.

[3] Freimaurer-Zeitung, Jahrg. 1874, S. 69 f.

[4] Bauhütte, l. c. [5] Bauhütte, l. c.

Digitized by Google

Auf die bezeichnete Weise sucht die Loge ihre Ideen sowohl unter ihren Mitgliedern als unter den Profanen immer mehr auszubreiten und zur Geltung zu bringen, Staat, Schule, das ganze öffentliche Leben zu entchristlichen und dadurch das Zeitalter des „reinen Menschenthums", aus dem Gott und jede göttliche Auctorität, insbesondere das Königthum von Gottes Gnaden, weggeschafft, das Christenthum vertilgt und auch die dominirenden Interessen der Bourgeoisie beseitigt worden, vorzubereiten und anzubahnen. Je mehr diese Ideen in glaubenslosen Köpfen lebendig werden, um so näher rückt der Zeitpunkt heran, wo activ zur Herbeiführung der Revolution gewirkt werden kann und muß. Auch für ein solches thätiges Eingreifen ist die Loge wie gemacht, weil sie das, was zum Gelingen einer großen Revolution verhilft, Geheimniß und Organisation, darbietet. Die Logen eines jeden Landes stehen unter einer Großloge, die ihrerseits mit den Logen anderer Länder stets in Verbindung ist oder doch mit Leichtigkeit in Verbindung treten kann. Selbst wenn es in einem Lande den Revolutionären nicht gelingen sollte, sich der Leitung der Großloge zu bemächtigen, so finden sie nichtsdestoweniger in dem Logengeheimniß Gelegenheit, sich mit Gesinnungsgenossen zu verschwören und geheime Klubs, Zirkel, Engbünde, Hinterlogen, Winkellogen zu organisiren. Denn „drei Meister bilden eine einfache, fünf eine gerechte, sieben eine vollkommene Loge, und keine Großloge hat das Recht, es zu verhindern oder zu verpönen."[1] Dazu kommt noch, daß die Loge die fruchtbare Mutter von unzählig anderen Geheimbünden ist. „Die Zahl der geheimen Gesellschaften in Amerika," sagt die Freimaurer-Zeitung, Jahrg. 1873, S. 346, „ist Legion. Als bekannt muß vorausgesetzt werden, daß alle diese in Amerika und England bestehenden Geheimbünde ihre Formen, ihre Ritualien und ihre Organisationen der Freimaurerei entlehnt haben." Was nach diesen Worten in Amerika geschehen, hat überall stattgefunden, wo die Logen zur Blüthe gelangt waren. So gingen im vorigen Jahrhundert die Illuminaten aus den Freimaurern hervor und fanden in den Logen ihren Unterschlupf[2]. Ähnliches geschah mit den Carbonari und verschie-

---

[1] Br. v. Uslar in der Freimaurer-Zeitung, 19. August 1865. Dasselbe Princip findet sich übrigens auch in Sarsena.

[2] Mehreres hierüber in den von Didier, IV. Freimaurer-Denkschrift, mitgetheilten eidlichen Aussagen von Illuminaten. Italienische Maurer gestehen jetzt offen den Zusammenhang zwischen der Loge und dem Carbonarismus ein. Verschiedene Citate hierüber brachte die Civiltà 1874, 16. Mai, p. 468.

Digitized by Google

denen socialen Gesellschaften. Hätten wir auch keinen andern Beweis, um die Staatsgefährlichkeit der Loge darzuthun, so würde diese Thatsache für sich allein genügen, daß die Freimaurerei das Geheimbundwesen begünstigt und großzieht; denn mit dem lichtscheuen Treiben der Geheimbünde kann kein geordnetes Staatswesen bestehen, weßhalb auch § 128 des deutschen Strafgesetzbuches dergleichen Verbindungen verpönt. Für den Fall nun, daß die Loge es unter ihrer Würde hält, selbst auf die Gasse zu steigen[1], mit gedungenem Pöbel Tumult zu machen und die Revolution in's Werk zu setzen, treten die aus ihrem Schooß entstandenen Geheimbünde an ihre Stelle und führen ihr Werk weiter fort und ziehen die Folgerungen, vor denen der größte Theil der Logenmänner zurückschaudert. Das Princip der Freimaurerei, welches, wie oben gezeigt, folgerichtig auf die sociale Universalrepublik zielt, ruht nicht, in der ihm ergebenen Menge sich auszuwirken, und sollte es diese auch durch Ströme Blutes und flammenden Petroleums führen.

Bevor wir solches durch die unzweifelhaftesten Thatsachen der Geschichte bekräftigen, wollen wir auf dasjenige aufmerksam machen, womit man die Ungefährlichkeit der Loge darthun oder auch ihrer Staatsgefährlichkeit vorbeugen will. Zuerst macht man geltend, es sei der oberste Grundsatz der Freimaurer, daß religiöse und politische Streitigkeiten nicht in der Loge zugelassen werden dürfen und diese sich überhaupt nicht in Politik einmischen soll. Ja freilich, man hört nicht auf, dieses zu erklären; aber thatsächlich kehrt man sich nie an diesen Grundsatz, wenn er genirt, und hat stets Vorwände und Gründe bei der Hand, um solches zu rechtfertigen[2].

Eine weitere Bürgschaft für die Ungefährlichkeit der Loge soll darin bestehen, daß viele Fürsten und Prinzen Protektoren oder Großmeister derselben sind. Aber wie hinfällig die Bürgschaft ist, geht aus vielen Geständnissen der Brüder hervor, von denen wir hier einfach einige aneinander reihen wollen, weil sie keines Commentars bedürfen: „Wenn man den Fürsten die Leitung der Logenangelegenheiten in die Hände

---

[1] Sie ist jedoch nicht immer so heikel. Die maurerische Luce (15. Dec. 1873) rühmt, daß das gegen die Jesuiten kurz vorher in Florenz abgehaltene Meeting eine „Schlacht war, welche die Loge den Jesuiten geliefert". Es fanden dabei aber solche Excesse statt, daß die Polizei die Ruhestörer verhaften mußte.

[2] Leider fehlt uns der Raum, um dieses hier ausführlich zu zeigen. Wir behalten uns darum vor, in einem besonderen Artikel, der über maurerische Casuistik handelt, darauf zurückzukommen.

Digitized by Google

gibt, so geschieht dieß nur zum Schein, und ihre Deputirten decken ihre eigenen Maßregeln mit dem fürstlichen Namen." (Latomia, Juli 1865, S. 62.) „Höchst erfreulich ist der Zutritt der Fürsten, Prinzen ꝛc..... Mögen die vornehmen Gäste von höchsten, hohen und nicht hohen Gnaden immerhin befreit sein von der Pflicht, im Schweiße des Angesichts zu bauen, nur dasitzen, wie Martins Haubenstock, so befruchtet doch ihre Gegenwart Viele, denen es beschwerlich fällt, im Verborgenen etwas Nützliches zu thun." (Venturini, Geschichte der Freimaurerei, S. 149.)

Louis Blanc, hochangesehen in der Loge, erzählt Folgendes in seiner Geschichte der französischen Revolution: „Dank dem geschickten Organismus ihres Ordens, fanden die Freimaurer in den Fürsten und Adeligen weit eher Beschützer als Feinde. Regierende Häupter fanden kein Bedenken, die Maurerkelle in die Hand zu nehmen und sich das Schurzfell umzubinden. Natürlich, ... sie wußten von der Freimaurerei nur so viel, als man ihnen ohne Gefahr zeigen konnte; sie hatten daher durchaus keinen Grund, besorgt zu sein, und so geschah es, daß die hochmüthigen Volksverräther durch eine gerechte und merkwürdige Fügung des Zufalles verleitet wurden, die geheimen Pläne, die gegen sie selbst gerichtet waren, in ihren Schutz zu nehmen und blindlings durch ihren Einfluß zu fördern."

Die hauptsächlichste Bürgschaft gegen staatsgefährliche Abirrungen der Loge glaubt die preußische Regierung in der „sorgsamen Leitung" der Berliner Großlogen zu besitzen, wie der Erlaß der Staatsregierung vom 21. Juli 1851 andeutet. Aber auch diese Garantie ist nichtig. Großlogen und Großmeister können absolut nichts gegen den Strom, welcher die Maurerei im radikalen Sinne mit sich fortreißt.

Als im Sommer 1841 in Belgien die Wahlen statthaben sollten, versammelten sich den 8. Juni die Mitglieder der drei ersten Brüsseler Logen, ohne ihrem Großmeister ein Wort zu sagen. Ihr Statut verbot ihnen die Einmischung in politische Angelegenheiten, und der Großmeister de Stassart eilte hinzu, um sie von Feindseligkeiten gegen das, wenn auch nicht liberale, doch dem Liberalismus unschädliche Ministerium abzuhalten. Aber er wurde in einer so tumultuarischen Weise empfangen, daß er für gut fand, abzudanken. (Neut, I, 263.)

Ein anderes auffallendes Beispiel dieser Wahrheit haben wir in dem berühmten Erlasse, zu dem sich die preußischen Großlogen aus Furcht, die Logen möchten geschlossen werden, am 14. Juni 1864 verstanden: „daß nämlich die Logenbeamten den Brüdern die Pflichten der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen den Landesherrn in geeigneter Weise und mit Hindeutung auf die praktische Ausübung derselben allen Ernstes an's Herz legen möchten ...., um den allerhöchsten Intentionen möglichst zu entsprechen." Dieser Erlaß erregte unbeschreiblichen Lärm unter den preußischen und auswärtigen Freimaurern, die Beamten der meisten Logen sollen nicht gewagt haben, denselben vorzulesen, Andere protestirten sogar offen dagegen. Die Freimaurer-Zeitung referirte aus einer beißenden Kritik des Erlasses im Monde maçonnique gerade die ärgste Stelle, daß nämlich eine solche Verordnung dieselbe Wirkung habe wie ein Erlaß aus Japan.

Zur weiteren Charakterisirung der Polemik der freimaurerischen Presse gegen die-

Digitized by

sen Erlaß wollen wir noch folgende Stellen beifügen: „Unsere höchstgestellten Brüder scheinen zum Theil eine ganz eigenthümliche Meinung von der Freimaurerei zu hegen und sie statt eines Bundes von Gleichberechtigten und Gleichverpflichteten für einen bequemen Schemel zu halten, der für schwache Beine wohl zu gebrauchen ist." (Fr.-Ztg. 1865, S. 130, 29. April.) „Die hohen olympischen Götter entziehen sich dem Treiben der gewöhnlichen Menschen, von denen sie nur allenfalls an den hohen Festen die pflichtschuldigen Weihrauchdämpfe brüderlich-gnädigst und huldvoll entgegennehmen." (Fr.-Ztg., 26. Nov. 1864.) Womöglich noch schärfer sind die Urtheile der Bauhütte: „Wir protestiren, wenn die französischen Brüder als Maurer politische Demonstrationen machen; wir protestiren, wenn Garibaldi, und protestiren, wenn der Protektor der preußischen Logen die Maurerei zu politischen und religiösen Zwecken zu benutzen versucht." (Bauhütte, 15. Oct. 1864.) „Liegt schon darin, daß man in solcher Weise die preußischen Brüder politisch zu bevormunden und an einen den Verpflichtungen der Meister zuwiderlaufenden Knechtssinn zu appelliren wagt, eine beschämende Mißachtung der Würde freier Männer und der preußischen Brüderschaft überhaupt, so spricht sich diese Geringschätzung auch noch darin aus, daß man es nicht einmal der Mühe werth erachtet hat, diesen Erlaß gehörig zu redigiren und von logischen und grammatikalischen Verstößen zu befreien." (Bauhütte, 22. Oct. 1864.)

Hieraus sieht man, was die Großlogen vermögen, wenn es heißt, gegen die liberale Strömung in den Logen anzugehen. Absolut nichts.

Die Großlogen können nicht einmal die eigenen Töchterlogen überwachen, wenn diese nicht wollen, geschweige die Klubs und Engbünde, die sich mit der größten Leichtigkeit unter den Maurern bilden. Dazu kommt, daß viele und zwar gerade die rührigsten, intelligentesten, fortgeschrittensten Brüder nur mit Unwillen die Großlogenherrschaft in Deutschland als eine unnatürliche Fessel tragen. Aus solchen Elementen hat sich der Verein der deutschen Freimaurerei gebildet, eine Republik innerhalb des deutschen Maurerstaates, der immer mehr dessen lebenskräftige Elemente aufsaugen und beim ersten besten Sturme das Berliner Großlogenwesen umstoßen wird.

Daß das Logenwesen leicht einen staatsgefährlichen Charakter annehmen kann, weiß man in Berlin recht wohl, und selbst die Conferenz des dortigen Großmeistervereins hat sich darüber 1850 ihrem Protektor gegenüber sehr offen ausgesprochen. Aber die dagegen in Preußen getroffenen und von uns angegebenen Maßregeln erweisen sich als völlig unwirksam. Sie werden nicht verhindern, daß dieselben Folgen des Logenwesens, welche anderswo eingetroffen sind, auch in unserm Vaterlande eintreffen werden. Die Geschichte ist darüber die beste Lehrmeisterin, und was sie über die von der Loge angerichtete Zerrüttung der staatlichen Ordnung bezeugt, ist über allen Zweifel erhaben.

Wir befinden uns im Jahrhundert der Revolutionen. Die große französische Staatsumwälzung hat die Schutzdämme niedergerissen, und

Digitized by Google

seit jener Zeit werden die Staaten von den immer häufiger wiederkehrenden Sturmfluthen heimgesucht. Daß die Loge die Katastrophe von 1789 herbeigeführt, kann kein Vernünftiger bezweifeln, und die Maurer erkennen es auch offen an, ja rühmen sich dessen, daß, wie ihre Presse blasphemisch bemerkt, „das Wort (der Freimaurerei damals) Fleisch geworden." Die französische Revolution kam zu Stande auf die von uns oben beschriebene Weise. Die Freimaurerei hatte sich, seitdem der ausschweifende Prinz von Orleans Großmeister geworden, in Frankreich stark organisirt und ausgebreitet, die liberalen Ideen ungläubiger Philosophen, insbesondere Rousseau's, überallhin verkündet, die zu Recht bestehenden Zustände als den unverjährbaren „Menschenrechten" widersprechend, als ungerecht und unerträglich hingestellt. Als dann die Zeit zum Handeln kam, griff die Loge ein; ihrer festen Organisation gegenüber war die immense Majorität des Volkes, welche royalistisch gesinnt war, eine zerstreute Heerde ohne Führer; die Häupter der constituirenden Versammlung, welche die Revolution in Gang brachten, waren sämmtlich Logenmänner, die Mittel, welche sie anwandten [1], dieselben, welche später der Convent gebrauchte: Lüge, Geschrei der Tribüne und Terrorisirung; dem Königthum entrissen sie ein Vorrecht nach dem andern, bis sie es zu einem Schatten gemacht; aber auch dieser Schatten verdroß sie, und als am 12. August 1792 Ludwig XVI. abgesetzt worden, beschloß die gesetzgebende Versammlung, als ob sie in ostensibler Weise den mit der Absetzung begonnenen Triumph der maurerischen Ideen feiern wollte, zum Datum der Freiheit jenes der Gleichheit hinzuzufügen, und ebenso riefen, wie Barruel als Augenzeuge uns erzählt, die Brüder triumphirend aus: „Endlich sind wir am Ziele, ganz Frankreich ist nur mehr Eine große Loge; alle Franzosen sind Freimaurer, und die übrige Welt wird es bald mit uns sein." „Der große Gegenstand unserer Verbindung ist erreicht. Gleichheit und Freiheit; alle Menschen sind Gleiche und Brüder; alle sind frei; das war das ganze Wesen unseres Gesetzbuches, das Ziel unserer Wünsche, unser großes Geheimniß." (Barruel, Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme II, 188.)

Bei der Republikanisirung Frankreichs blieben die Revolutionäre nicht stehen; soweit ihre Gewalt reichte, richteten sie Republiken auf und

[1] Hierüber ist das Werk Sciout's: Histoire de la constitution civile du clergé sehr instructiv.

Digitized by

ließen den Eid, die Könige zu haſſen, beſchwören. Die Maurer waren freilich bald nicht mehr Herren der Bewegung, die ſie hervorgerufen, und ſie wurden von derſelben verſchlungen; aber das beweist nur, daß die Principien folgerichtiger als die Menſchen ſind. Schon hatte die Bewegung ihren ſocialiſtiſchen Charakter hervorgekehrt, als die Franzoſen ob der unerhörten Frevel des Schreckensregimentes ſich aufrafften und demſelben ein Ende machten.

In den romaniſchen Ländern Italien, Spanien und in Südamerika iſt Unruhe und Revolution ein chroniſches Übel geworden, ſeitdem die Loge ſich dort eingeniſtet hat. Der Zuſammenhang der Revolution und der Loge in jenen Ländern läßt ſich mit Leichtigkeit darthun. Letztes Ziel aller italieniſchen Verſchwörungen war die politiſche Einheit Italiens mit der Hauptſtadt Rom. Die italieniſche Loge hat offen erklärt, daß ſie beſonders die Erreichung dieſes Zieles angeſtrebt und bewirkt habe [1]. Die Logen anderer Länder halfen durch moraliſche und materielle Unterſtützungen mit [2] und gratulirten ihren italieniſchen Schweſtern nach Gelingen des Planes. Die vorzüglichſten Männer, welche für die Einheit Italiens gearbeitet, waren in der That Logenmänner und maureriſche Großmeiſter. Ich erinnere nur an Cavour, Garibaldi, Mazzini. Die beiden zuletzt genannten machten ebenſowenig Hehl aus ihrer Vorliebe für die Univerſalrepublik, als aus ihrem Socialismus. Mazzini ſtiftete ſchon in den dreißiger Jahren das „junge Europa der Völker", 1867 war er an der Gründung der „Allgemeinen republikaniſchen Allianz" in New-York mitbetheiligt und bevollmächtigt, die Gelder, welche in Europa für dieſen Bund flüſſig wurden, in Empfang zu nehmen [3]; kurz vor ſeinem Tode (Nov. 1871) einigte er ſich mit Geſinnungsgenoſſen auf dem römiſchen Socialiſtencongreß zur Erſtrebung einer italieniſchen ſocialdemokratiſchen Republik. Die Wahl dieſes Mannes zum Großmeiſter,

---

[1] Chaîne d'Union de Paris, 1872, Oct. p. 519. Andere officielle Documente bei Neut, II, 305 ff.

[2] Garibaldi, Großmeiſter der italieniſchen Freimaurerei, richtete nach der Freimaurer-Zeitung vom 11. Juni 1864 folgende Bitte an die engliſchen Maurer: „Wir ermahnen Euch, *fortzufahren* in Eurer Mitwirkung bei den Arbeiten für die Befreiung der andern italieniſchen Brüder, welche noch ſeufzen unter dem ſchweren Eiſen des kaiſerlichen Adlers und unter der unerträglichen Ruthe der prieſterlichen Herrſchaft, damit wir mit vereinten Kräften *die Befreiung aller andern Brüder* anſtreben, welche von irgend einer Art Gewaltherrſchaft bedrückt werden."

[3] Neut, II, 279, wo die Bundesakte abgedruckt iſt. Man verpflichtete ſich, die Univerſal-Republik „*mit allen möglichen Mitteln*" zu gründen.

Digitized by Google

sowie die großartigen Demonstrationen bei seinem Tod beweisen, daß die italienische Loge gleicher Gesinnung ist.

Die angesehensten Revolutionäre Spaniens, von Mendizabal angefangen bis auf Prim, welcher dem Thron Isabella's, und Zorilla, welcher der Herrschaft Amadeo's ein Ende machte, waren Großwürdenträger der Loge. Die Häufigkeit der dortigen Militäraufstände erklärt sich daraus, daß, wie selbst die Kölnische Zeitung uns bezeugt (21. Dec. 1864), die geheimen Gesellschaften sich der Armee bemächtigt. In Spanien hat bekanntlich die Commune (in Carthagena) als Kehrseite der maurerischen Republik ebenfalls nicht gefehlt.

Von Portugal gesteht die Latomia, daß die dortige Freimaurerei ganz in Politik aufgegangen sei. (J. 1872, S. 157.) Noch offener liegen das Treiben und die Wirkung südamerikanischer Freimaurerei zu Tage. Die Verwirrung erreichte dort den höchsten Grad, weil die Loge selbst in die beiden Parteien der Ecoscesos und Yorkinos, welche sich tödtlich haßten, gespalten war. Eine Beschreibung dieser Kämpfe und Unruhen liefert ein Correspondent der Freimaurer-Zeitung 1. Juli 1865. Was er von den mexikanischen Maurern sagt: „sie begannen 1828 den Bürgerkrieg, der heute noch fortbrennt," läßt sich mehr oder weniger auf alle südamerikanischen Republiken anwenden.

Das Jahr 1848 schien eine neue Ära der Revolution beginnen zu wollen. Kaum war das Königthum in Paris gestürzt, als gleichzeitig in den vorzüglichsten Städten des Continentes der Sturm losbrach. Offenbar war die Sache organisirt. Daß nun diese Revolution ein Werk der Maurerei war, bewies die provisorische Regierung von Paris, indem sie die Freimaurer-Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, adoptirte; bewiesen ferner die Demonstrationen der beiden französischen Obedienzen, des Suprême Conseil und des Grand-Orient, welche „ihre Sympathien für die eben begonnene sociale Bewegung nicht mehr zurückhalten" konnten. Der Suprême Conseil sandte zur Erklärung seiner „Sympathien für diese sociale Bewegung" den 10. März eine Deputation von 300 Brüdern, um die provisorische Regierung also zu bewillkommen: „Unser bescheidenes Banner ist das der Einheit, der Sympathie unter allen Franzosen wie unter allen Völkern. Deßhalb kommen wir, dasselbe der provisorischen Regierung anzubieten mit den Worten: Es lebe die Republik." Lamartine erwiederte darauf, daß in der That aus dem Innern der Loge die Ideen sich verbreitet hätten, welche die Revolution von 1789 und die damalige bewirkt; dieselben seien das Evange-

Digitized by Google

lium der Vernunft; es sei nicht mehr nöthig, sie zu verheimlichen, man könne sie in hellem Sonnenlichte proclamiren. Den 24. März 1848 schickte dann auch der Große Orient eine Deputation, welche „über den Triumph ihrer (maureriſchen) Principien" ſich zu dem Freudenruf verſtieg: „daß das ganze Vaterland die maureriſche Weihe empfangen." Darauf erwiederte Cremieux: „Die Republik iſt in der Freimaurerei und darum hat die Freimaurerei zu allen Zeiten Anhänger auf der ganzen Oberfläche des Erdballs gefunden .... Ja, auf der ganzen Oberfläche reicht ein Freimaurer dem andern die Bruderhand. Das iſt ein Signal, welches alle Völker kennen. Nun wohl, die Republik wird das thun, was die Maurerei thut: ſie wird ein Pfand der Einheit der Völker auf der ganzen Erde werden; und der große Baumeiſter wird beifällig zu dieſem edlen Gedanken der Republik lächeln, welche dadurch, daß ſie ſich nach allen Seiten hin ausbreitet, in dieſelben Geſinnungen alle Bürger der Erde vereinigt." Ähnlich ſprach derſelbe Cremieux als Großmeiſter des Suprême Conseil 1872 bei der Einweihung der Loge Alsace-Lorrain. Er ſagte, daß die Maurerei das Ideal eines allgemeinen Friedens verfolge und dieſer ſich nur durch Vertreibung der Könige realiſiren laſſe, weil deren Ehrgeiz Schuld an den Kriegen ſei. Bei derſelben Gelegenheit rühmt er ſich offen, einer der Gründer der Republik von 1848 und ihrer Fortſetzung von 1870 zu ſein. Und die Brüder riefen beim Abſchiede begeiſtert, als ob die Stiftung der (übrigens auch von Br. Grant in Ausſicht geſtellten) Univerſalrepublik eine feſtſtehende Sache ſei: Au revoir jusqu'au jour où règnera la fraternité des peuples, où luira le soleil de l'union universelle (Chaîne d'Union, Janvier-Fevrier 1873, pag. 49 sqq.).

Sowohl die Republik von 1848 als die von 1870 hatte dieſelbe Kehrſeite mit der franzöſiſchen und ſpaniſchen Revolution: den Socialismus, die Commune. Denn die Internationale iſt nur die folgerichtige Maurerei. Die größten Socialiſtenführer unſerer Zeit: Mazzini, Proudhon, Laſalle, Louis Blanc, ſind Maurer geweſen und die Loge hat ſich ſo wenig ihrer geſchämt, daß ſie bei dem Tode der drei erſten Trauerfeierlichkeiten veranſtaltet hat. Die deutſche „Bauhütte"[1] hat unter Anderm einen begeiſterten Nachruf dem in den ewigen Orient heimgegangenen Br. Mazzini gewidmet und ihn, den Socialdemokraten, unter die großen Männer neben Wilhelm I. geſtellt, und die Freimaurer-Zeitung

[1] Bauhütte, Jahrg. 1872, Nr. 14.

Digitized by Google

sagte von Proudhon, der bekanntlich Gott als das böse Princip und das Eigenthum als Diebstahl hinstellt: „Wiederum hat der Tod ein großes Herz zur Ruhe gebracht und um seinen Namen den Lichtkranz der Verklärung gewunden. — Bruder Proudhon ist gestorben.“ [1]

Die maurerische Presse Deutschlands kann natürlich unter den jetzigen Umständen sich nicht offen für die Socialrepublik erklären. Doch solche begeisterte Nachrufe zeigen, wohin auch ihr Herz zielt; sie beweisen, daß sie die Hoffnung auf die Ära des „reinen Menschenthums“ hegt und zu realisiren sucht, jene Ära, worin das „Christenthum ... mit den dominirenden Interessen der Bourgeoisie“ beseitigt (Bauhütte, Jahrg. 1874, S. 72 ff.) und das „gesellschaftliche Urverhältniß der Menschen“ unter einander wieder hergestellt wird (Freimaurer-Zeitung, 9. August 1873).

In andern Ländern kann man sich freier aussprechen. So hat die französische Loge seit 25 Jahren wenig Geheimniß aus ihren Sympathien für den Socialismus gemacht. Kaum hatte sich 1848 die Republik mit socialistischer Färbung constituirt, als auch, wie bemerkt, die Freimaurer sich beeilten, öffentlich ihre Gefühle „für die sociale Bewegung“ an den Tag zu legen. Bald darauf, im Juni 1848, erließ das Journal Le Franc-Maçon (p. 1 et 2) einen Aufruf an alle Logen der Welt; es erwähnte, daß die Königsthrone fallen und das Volk die Scepter wie Rohr zerbreche, und setzte hinzu: „Die Zeiten eilen im Sturmschritt, der Engel des Fortschrittes stößt die Welt vorwärts, und die Freiheit, welche die Ketten des Spartacus zerbrach, schreit unaufhörlich zu dem, der sitzen bleibt, und zu dem, der sich erhebt: Vorwärts, vorwärts, vorwärts! Auf denn, Freimaurer aller Länder, verknüpft durch dieselben Schwüre! Alle Menschen sind Brüder. Verbinden wollen wir alle Menschen im Namen der drei großen Ideen, welche wir immer auf unserm Banner gehabt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ Solche und ähnliche Worte, die in den französischen Logen erschallen, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Nach Abdankung des Prinzen Murat erschien aus der Umgebung dieses Großmeisters eine Schrift: „Sédition au sein de la maçonnerie“, welche die Mehrzahl der Mitglieder des Orients als revolutionäre und als socialistische Wühler der schlimmsten Art bezeichnete; die Pariser Commune hat auch dasselbe bewiesen, indem die Pariser Maurer in lächerlichen Demonstrationen so offen für sie Partei nahmen, daß Bruder Webster in der Versammlung der Großloge von New-York Juni 1871 eingestand, die französische Freimaurerei habe sich mit dem Communismus und Atheismus verbunden. (Latomia, Jahr 1873, S. 224.)

Aber die sociale Universalrepublik läßt sich ohne eine Fluth der entsetzlichsten Verbrechen nicht einmal versuchen, geschweige realisiren. Die Commune von 1871 hat es uns gezeigt, und doch war sie nur die Herrschaft des Socialismus in Einer Stadt während weniger Tage. Was hätte sie bei längerer Dauer noch verübt? Der beredte de la Menais, gleichfalls ein Socialist, hat bereits 1849 folgendes Bild hiervon gezeichnet: „Kraft der Souveränetät erhebt sich der Mensch gegen Gott, erklärt sich frei und mit ihm gleich. Im Namen der Frei-

[1] Bei Didier, Freimaurer-Denkschrift XVI., 10 ff.

Digitized by Google

heit stürzt man alle staatlichen und religiösen Einrichtungen um; im Namen der Gleichheit vernichtet man jede Hierarchie, jede religiöse und politische Vorsteherschaft .... Dann beginnt auf den Gebeinen des Priesters und des Souveräns die Herrschaft der Gewalt, des Hasses, des Schreckens; grauenvolle Erfüllung der Prophezeiung: Ein ganzes Volk wird sich in den Kampf stürzen, Mann gegen Mann, Nachbar gegen Nachbar, und unter schauerlichem Aufruhr wird sich erheben das Kind gegen den Greis, der Pöbel gegen die Großen. Um diese Schreckensscene von Unordnungen und Missethaten, von Auflösung und Gemetzel, diese Orgie verkehrter Lehren, dieses Durcheinander von Ächtungen und unfläthigen Festen, diese laut aufschreienden Gotteslästerungen, die unheimlichen Gesänge, das dumpfe, unausgesetzte Getöse des zerstörenden Hammers, des die Opfer würgenden Schwertes, jene schrecklichen Donnerschläge der springenden Minen, die wiehernden Freudenrufe, unter welchen das unermeßliche Gemetzel geschieht: um alles das zu schildern, müßte man von der Hölle ihre Sprache entlehnen, wie gewisse Ungeheuer von ihr die Wuth entlehnten."[1]

Wenn die Freimaurerei in ihren letzten Folgen zu solchen Resultaten führt, so ist klar, daß in ihr die Pforten der Hölle thätig sind, daß mithin das einzige Schutzmittel dagegen die katholische Kirche ist, welche von Christus die Verheißung des Sieges über die Pforten der Hölle empfangen hat.

G. Schneemann S. J.

Die Ehe als Sacrament.

Der dritte Bestandtheil im Begriffe der christlichen Ehe ist das Sacrament. Im Paradiese hatte Gott die Ehe eingesetzt, nach dem Sündenfall hatte sie Jahrtausende bestanden und die Erde bevölkert, bis Christus sie erhob zum Sacrament: es tritt darum zunächst die Frage an uns heran, wie verhält sich dieses Sacrament zur vorchristlichen Ehe? Da es ferner Lehre der Kirche ist, daß Christus die Ehe selbst zum Sacramente erhoben, und diese die beiden Elemente des Naturver-

[1] In der Réforme, Nov. 1849. Der Artikel ist mitgetheilt in der interessanten Broschüre Prophéties, Pronostics, Présages. Gand, v. d. Schelden, 1870.

Digitized by Google

hältnisses (officium naturae) und des Contractes in sich schließt, so ergibt sich die weitere Frage: wie verhält sich in der christlichen Ehe das Sacrament zu den beiden andern Bestandtheilen? Endlich besteht jedes Sacrament aus einem äußern Zeichen und der innern Gnade, die Christus mit einander verbunden hat, und so fragt sich noch, wie auch alles dieß in der christlichen Ehe sich vorfindet. Die Beantwortung dieser Fragen scheint uns geeignet, die betreffende katholische Lehre in das richtige Licht zu setzen, was um so wünschenswerther ist, als in dieser Hinsicht leider so viele Irrthümer im Schwunge sind.

I.

Um uns einen richtigen Begriff vom Sacramente der Ehe zu bilden, müssen wir ihre erste Einsetzung von Seiten Gottes im Paradiese, wo sie bereits einen religiösen und heiligen Charakter empfing, wohl unterscheiden von ihrer Erhebung zu einem der sieben Sacramente des neuen Bundes von Seiten unseres Heilandes.

Gott setzte die Ehe im Paradiese ein, verherrlichte sie durch seine Gegenwart, gab ihr seinen Segen und erhob sie zu einem Act der Religion. Diese Ehe war vollkommen in ihrer Art. Gott schuf nämlich den Menschen vollkommen, sowohl in der Ordnung der Natur als der Gnade; denn nicht zufrieden, ihn mit allen natürlichen Vorzügen der Seele und des Leibes ausgerüstet zu haben, versetzte er ihn auch in den übernatürlichen Stand der Gnade, so daß er ein Kind Gottes und Erbe des Himmels wurde, goß über sein ganzes Wesen die ursprüngliche Gerechtigkeit aus, so daß er mit Gott, mit sich selbst und der ihn umgebenden Natur in die vollkommenste Harmonie trat. Während der Geist der ersten Menschen in voller Freiheit sich Gott unterwarf, folgten alle Leidenschaften und Triebe seines Herzens der Vernunft; kein Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, zwischen besserer Erkenntniß und niederen Trieben regte sich in ihm; der Leib in stets blühender Jugend war frei von Krankheit und Tod und die ganze Natur huldigte ihm als ihrem König. Darum war auch die paradiesische Ehe durchaus vollkommen. Sie trug selbstredend den Charakter der Unauflösbarkeit, denn kein Irrthum konnte sich einschleichen bei ihrem Abschluß, keine Unbeständigkeit, keine Leidenschaft, keine Unvollkommenheit konnte die Gatten sich gegenseitig abgeneigt machen. Gewiß war da von einer Auflösung der Ehe nicht die Rede, wo die Gatten sich verbanden in voller Erkenntniß und in der ganzen Kraft der Natur und der Religion, wo sie sich nicht ver-

Digitized by

irren konnten durch die böse Begierlichkeit oder die Veränderlichkeit des menschlichen Geistes, wo noch keine Leidenschaft die gegenseitige Achtung und Liebe gefährdete, wo weder Krankheit noch Schwäche die Erreichung des Zweckes der Ehe hinderte; ja wo selbst die Jungfräulichkeit noch keinen Vorzug vor dem Ehestande besaß, weil in ihr noch nicht jener Heldenmuth des Geistes im Siege über das Fleisch sich offenbarte. Wäre dieser Zustand für die Nachkommenschaft Adams von Dauer gewesen, so würde jede spätere Ehe die ganze natürliche und übernatürliche Vollkommenheit erreicht haben, die dem damaligen Stande der Gnade und ursprünglichen Gerechtigkeit entsprach; in keinem Menschen wäre je der Gedanke an Scheidung erwacht, und, anstatt zu fragen, warum Gott die Ehe unauflösbar gemacht, anstatt die Unauflösbarkeit bloß als positiv christliches Gesetz zu betrachten, hätte man eher fragen können, durch welches positive, vernünftige und ausführbare Gesetz sich ein Fall der Auflösung ergeben hätte.

Dieselben Gründe erklären auch die Einheit der paradiesischen Ehe: es existirten noch keine ungeordneten Leidenschaften oder irdische Rücksichten, welche später die Vielweiberei wünschen oder dulden ließen, die Gatten fanden gegenseitig in einander, was sie vernünftigerweise wünschen konnten und es stieg noch kein ungeregelter Gedanke in ihrem Herzen auf. In diesem Zustande wäre der Tod niemals zur Herrschaft gelangt, wodurch jetzt die Ehe aufgelöst und die Eingehung einer neuen erlaubt wird. Wenn wir nun auch nicht mit Bestimmtheit zu sagen vermögen, wie sich das Loos der Menschheit gestaltet haben würde, wenn der Zustand des Paradieses ein dauernder geworden wäre, so dürfen wir doch aus der jetzigen Weltordnung schließen, daß die Ehe jedenfalls den Charakter der Einheit und Unauflösbarkeit an sich getragen hätte; da der Mensch unsterblich gewesen, so würde auch für die zweite Ehe kein Platz gewesen sein, sie hätte sich vergeistigt, um im Jenseits als Verbindung der Geister fortzudauern, wenn gleich ihr nächster Zweck, die Fortpflanzung der Menschheit, dort aufhörte. Wie der Übergang des Menschen vom irdischen zum himmlischen Leben ohne Tod sich bewerkstelligt haben würde, und ob es sich hätte ereignen können, daß, während der eine Gatte von der Erde hinweggenommen wurde, der andere zurückgeblieben wäre, wissen wir allerdings ebenfalls nicht, aber keinesfalls hätte es einen traurigen Wittwenstand gegeben, der an eine neue Verbindung gedacht. Gewiß wäre den einzelnen Nachkommen Adams auch die Freiheitsprobe nicht erspart worden, wenn unsere

Digitized by Google

Stammeltern die ursprüngliche Gerechtigkeit auf die Menschheit vererbt hätten, und die Folgen eines möglichen Sündenfalls der Individuen und deren Einfluß auf die Ehe dürfte wohl schwer mit Bestimmtheit angegeben werden können. Wie dem aber auch sei, jedenfalls trug die Ehe im paradiesischen Zustand der Gnade und Gerechtigkeit, wo keine Sünde, keine Leidenschaft und kein Tod Gewalt über den Menschen hatte, die Eigenschaften der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit.

Dieser Zustand war jedoch nicht von Dauer, die Sünde der ersten Menschen machte ihm ein rasches Ende: das Wesen der Ehe blieb allerdings dasselbe, aber die Menschen, die Träger derselben erlitten eine schreckliche Veränderung, denn durch die Übertretung des göttlichen Gebotes und den Genuß der verbotenen Frucht verloren sie die heiligmachende Gnade und die ursprüngliche Gerechtigkeit, das unreine Feuer der bösen Begierlichkeit erwachte in ihnen mit allen regellosen Leidenschaften; das Bild der Sünde, sagt der hl. Chrysostomus, prägte sich auch ihrem Fleische ein, in welchem die abscheulichsten Lüste sich regten. Die ungeordneten Leidenschaften ließen nun den Menschen in der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit der Ehe ein unerträgliches Joch erblicken; und selbst da, wo der Mensch sich innerhalb der Grenzen der Sittlichkeit hält, ist das Bewußtsein der Erniedrigung und des Gesunkenseins von einem höhern und vollkommenen Zustande untrennbar damit verbunden. Die Überlieferung von der ursprünglichen Einsetzung und dem wahren Charakter der Ehe verdunkelte sich allmählich in der Welt bei dem wachsenden Sittenverderbniß; bei allen Völkern verlor die Ehe den Charakter der Einheit und Unauflösbarkeit, so daß, wie Christus sagte, Gott um der Herzenshärtigkeit willen selbst mit seinem auserwählten Volke Nachsicht übte, ihnen die Polygamie und die Ehescheidung erlaubte. So wurde es nothwendig, daß die göttliche und menschliche Gesetzgebung ordnend in die ehelichen Verhältnisse eingriff, damit dieselben nicht vollends ein Spielball der Leidenschaften werden, in einem Abgrund von Verworfenheit untergehen und damit die Menschheit in ihrem Bestande gefährden.

Da erschien Christus, der Erlöser und Weltheiland, er offenbarte seine erlösende und heilende Kraft überall dort, wo die Erbsünde ihre Wunden geschlagen, und deßhalb wurde er dann auch der Wiederhersteller der Ehe. Er erneuerte ihren ursprünglichen Charakter, wie Gott im Paradiese ihn angeordnet, indem er ihre Einheit und Unauflösbarkeit wieder herstellte, und erhob sie dann zu einem Sacrament, d. h. zu

Digitized by

einem Kanal der Gnade und Heiligung für die Eheleute. So ist die sacramentale Ehe einerseits viel erhabener als die Ehe im Paradiese, weil sie die heiligmachende und actuelle Gnade verleiht, was bei der letztern nicht der Fall war; anderseits aber steht sie niedriger, weil im Christen noch fortwährend die böse Begierlichkeit fortlebt, welche durch die Gnade des Sacraments weder vernichtet noch auch geheilt wird, sondern gegen welche die Gnaden des Sacraments nur das Mittel bieten, um sie zu beherrschen. Darum ist denn auch in der von Christus eingerichteten Heilsordnung die Ehelosigkeit vollkommener, weil dadurch die Seele sich mit Gott selber verbindet, und diese geistige Verbindung um soweit sich über die irdische, auch die sacramentale Ehe erhebt, als Gott selbst über den Menschen erhaben ist, während im Paradiese die Jungfräulichkeit noch keineswegs einen besondern Vorzug vor der Ehe hatte.

Die Ehe in ihrer ursprünglichen Einrichtung im Paradiese war ein großes Gut für die Menschen; im Sündenfall blieb sie immerhin noch ein Gut, war aber durch das Verderben des menschlichen Geistes und Herzens einer vielfachen Verschlechterung anheimgefallen, bis Christus sie durch ihre Erhebung zum Sacramente noch über die paradiesische Ehe stellte. Das sind die Phasen, die die Ehe durchlaufen: zuerst die paradiesische Ehe, durchaus rein in reinem Fleische; dann die Ehe des alten Bundes, gesunken von ihrer ursprünglichen Reinheit und mit göttlicher Dispens gemildert in ihrer Einheit und Unauflösbarkeit; und endlich die christliche oder sacramentale Ehe, wenn auch im gefallenen Fleische dennoch als Gnadenquelle erhaben über die paradiesische nach den Worten des Apostels: ubi abundavit delictum, superabundavit et gratia, Rom. 5, 20. Aber in allen diesen Phasen der unschuldigen, gefallenen und wiederhergestellten Natur ist immer die Ehe identisch, eins und untheilbar, obgleich die Gnade ihrer idealen Vollkommenheit verschieden.

Es wäre jedoch ein großer Irrthum, anzunehmen, daß die Eigenschaft des Sacramentes etwas von der Ehe als Contract oder Naturverhältniß Trennbares wäre, Christus hat eben den Contract der Ehe selbst zum Sacrament erhoben. Der genannte Irrthum hat lange Zeit manche Geister verblendet und noch jetzt macht er seine verderblichen Wirkungen in weitern Kreisen geltend. Marc Anton de Dominis betrachtete die Eigenschaft des Sacraments als eine bloße Zierrath, als einen Schmuck, welcher der an sich schon vollkommenen Ehe des bürger-

Digitized by Google

lichen Contracts hinzugefügt werde[1]. Ihm folgte Launoy[2] und später die ganze Schaar von Hoftheologen und Hofkanoniſten des Gallicanismus und Joſephinismus, ſowie die napoleoniſche Geſetzgebung mit der Civilehe, die ſeither in zahlreichen Ländern der alten und neuen Welt Aufnahme gefunden hat, ſo daß dieſe Trennung von Sacrament und Contract in der Ehe ein viel verbreiteter Irrthum geworden, und es wohl der Mühe werth iſt, die Gründe, weßhalb dieſe Trennung unſtatthaft iſt, etwas ausführlicher darzulegen.

Es iſt katholiſches Dogma, daß die Ehe ein Sacrament iſt[3]. Wäre nun bereits der Ehecontract eine vollkommene Ehe, und als ſolche vom Sacramente trennbar, ſo würde nicht ſowohl die Ehe ſelbſt zu einem Sacrament erhoben ſein, als vielmehr hätte Chriſtus ein Sacrament eingeſetzt, das die Eheleute beim Abſchluß der Ehe empfangen. So hat z. B. Chriſtus für die Zeit der Krankheit und des herannahenden Todes das Sacrament der Ölung eingeſetzt, damit der Kranke die Leiden zu ſeiner Heiligung benütze und den Todeskampf ſiegreich beſtehe, es fällt aber Niemanden ein zu ſagen, die Krankheit ſei ein Sacrament; ebenſo hat Chriſtus für den nach der Taufe in ſchwere Sünden gefallenen Chriſten das Sacrament der Buße eingeſetzt, um ihn wieder in den Stand der Gnade zurückzuverſetzen, darum iſt aber keineswegs die Sünde ein Sacrament; ebenſo würde man nicht ſagen können, daß die Ehe ſelbſt ein Sacrament ſei, wenn der Ehecontract allein ſchon eine wirkliche und vollkommene Ehe wäre, ſondern das Sacrament wäre dann nicht mehr die Ehe ſelbſt, ſondern ein Acceſſorium, das den Brautleuten bei Abſchluß der Ehe geſpendet würde, um ihre Standespflichten gut zu erfüllen, gerade wie die Ölung den Kranken geſpendet wird, um ſie in ſeiner Krankheit zu heiligen, und wie der Sünder das Sacrament

---

[1] Marc. Ant. de Dominis, de republica ecclesiastica lib. III. et V. c. 2: Quia supernaturalis haec conditio et ratio sacramenti supervenit matrimonio jam plene et perfecte in usu civilis contractus constituto eo scilicet modo, quo perfectae jam Tabulae additur caelata corona, vel phrygium opus vestibus.

[2] J. Launoy, De regia in matrimonia potestate tom. I, part. II, c. 4, n. 3: Spiritualem potestatem ab saeculari pendere quoad naturam civilis contractus matrimonii, cui jam legitime facto divinitus accedat ratio sacramenti: saecularem potestatem a spirituali pendere quoad ministerium sacramenti matrimonii, qua sacramentum est.

[3] Conc. Trid. Sess. XXIV. can. 1.: Si quis dixerit, Matrimonium non esse vere et proprie unum ex septem legis evangelicae Sacramentis, a Christo Domino institutum, sed ab hominibus in Ecclesia inventum neque gratiam conferre, anathema sit.

Digitized by Google

der Buße empfängt, um seine Seele wieder zu reinigen und zu heiligen. Christus hätte also alsdann wohl ein Sacrament für die Eheleute eingesetzt, wie er für die Kranken und für die Sünder ja auch ein Sacrament eingesetzt, aber die Ehe selbst wäre kein Sacrament mehr.

Noch weit einleuchtender wird diese Untrennbarkeit des Sacraments vom Contracte der Ehe, wenn wir den ganzen Erlösungsplan Christi überschauen. Der Sohn Gottes wollte nämlich die menschliche Natur nicht etwa durch die bloß äußere Hinzufügung einer übernatürlichen Zugabe restauriren, sondern dadurch, daß er die Natur selbst mit all' ihren Institutionen mit einem neuen übernatürlichen Leben und mit einer übernatürlichen Kraft, die sie früher nicht hatte, durchdrang und erhob. Wie der Weltapostel sagt, war die vorchristliche Religion in den Zeiten des Natur- und des mosaischen Gesetzes nichts als „schwache und dürftige Elemente der Welt" (Gal. 4, 3), bis Christus kam, um sie mit der Wahrheit und Gnade zu erfüllen. Es wäre nun ein sehr verderblicher Irrthum, das Christenthum als eine neue, zufällig in die Welt gekommene Religion zu betrachten, die mit der Naturreligon, dem natürlichen Sittengesetz und den natürlichen religiösen Instituten nichts zu schaffen habe. Das Gegentheil ist die Wahrheit. Wie nämlich im ursprünglichen Weltplan Gottes die Natur und die Gnade in ungeschiedener Einheit sich durchdrangen, und der erste Mensch im Paradiese kein bloßer Naturmensch, sondern durch die Gnade zum Stande der Kindschaft Gottes erhoben und mit den reichsten übernatürlichen Gaben geschmückt war, so sollte auch das Christenthum den durch die Sünde in diesem Plane verursachten Riß wieder herstellen, indem es die gefallene Natur durch die Erlösungsgnade wieder erhob, die Wahrheiten der natürlichen Religion durch die Offenbarung seiner Geheimnisse verbürgte und erweiterte, das natürliche Sittengesetz fixirte, wieder herstellte und zu höherer Vollkommenheit verklärte, den natürlichen religiösen Institutionen eine höhere Weihe und einen übernatürlichen Inhalt gab und das ganze Wesen des Menschen so in den Stand der Gnade erhob, daß er befähigt war, diesen Weltplan Gottes zu verwirklichen.

Ist es nicht eine unläugbare Thatsache, daß allein im Christenthum die Wahrheiten der Naturreligion, wie z. B. die Existenz und unendliche Vollkommenheit Gottes, die Geistigkeit, Unsterblichkeit und Freiheit der menschlichen Seele, der Unterschied zwischen Gutem und Bösem, der Lohn und die Strafe im jenseitigen Leben u. s. w. sich vollständig und in ihrer ganzen Reinheit vorfinden, und daß gerade diese natürlichen Wahr-

Digitized by Google

heiten im Lichte der Geheimniſſe, die das Chriſtenthum der Menſchheit offenbarte, d. h. in jenen Lehren, worin es uns die Natur des dreipersönlichen Gottes und die ewigen Rathſchlüſſe desſelben über die Schöpfung und Erlöſung der Welt und ihre Verwirklichung in der Zeit, erſt zu ihrer vollen Klarheit und unumſtößlichen Gewißheit für den menſchlichen Geiſt gelangen? Außerhalb der chriſtlichen Offenbarung werden jene natürlichen Wahrheiten der Religion ſelbſt von den bevorzugteſten Geiſtern nur ſtückweiſe und unter Beimiſchung von mancherlei Irrthümern erkannt; das vor- wie nachchriſtliche Heidenthum verirrte ſich in den ſchmachvollſten Polytheismus und in die roheſten Vorſtellungen über die Natur und das Weſen Gottes und des Menſchen; ſelbſt unſere gebildetſten Geiſter, die urſprünglich im Chriſtenthum erzogen ſind, gerathen, ſobald ſie ſich vom Chriſtenthum abwenden, in die gröbſten altheidniſchen Irrthümer in Bezug auf die Wahrheiten der Naturreligion; unfähig, neue Irrthümer zu ſchaffen, erneuern ſie nur den alten Atheismus, Pantheismus, Deismus, Materialismus, Fatalismus oder welchen Namen ſie ſonſt tragen.

Auch das natürliche Sittengeſetz, wie es in das menſchliche Herz niedergeſchrieben und im Decalog ausgeſprochen, iſt vollſtändig in das Chriſtenthum übergegangen. Chriſtus hat keinen neuen Decalog geſchaffen. Einem reichen Jünglinge, der ihn fragte: Meiſter, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? antwortete er: Halte die Gebote. Welche? erwiederte der Jüngling. Die Gebote des Geſetzes ſind dieſe, antwortete der Herr: du ſollſt nicht tödten; du ſollſt nicht ehebrechen; du ſollſt nicht ſtehlen; du ſollſt kein falſches Zeugniß geben; du ſollſt Vater und Mutter ehren, und deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. (Matth. 19, 16—20.) Und erſt nachdem er ihm dieſe weſentlichſten Pflichten in Erinnerung gebracht, machte er ihn aufmerkſam auf die Werke der höhern Vollkommenheit, die evangeliſchen Räthe. Der hl. Paulus trägt dieſelbe Lehre vor: die Gnade Jeſu Chriſti, unſeres Erlöſers, iſt auf Erden erſchienen und hat alle Menſchen belehrt, daß wir der Gottloſigkeit und den weltlichen Neigungen entſagen, lernen, nüchtern, gerecht und fromm zu leben in der Welt. (Tit. 2, 11—12.) Allerdings gibt Chriſtus durch ſeine Lehre und Gnade dieſen Tugenden eine größere Tragweite und einen höhern Werth; er hat eine Keuſchheit geſchaffen, höher als jene, die die bloße Vernunft kannte, eine Gerechtigkeit, die ſich vervollſtändigt durch den Heldenmuth der Abtödtung und Liebe, und eine Frömmigkeit, deren Entzückungen eine kalte

Digitized by Google

Vernunft nicht ahnt; diesen so erweiterten Tugenden hat er einen Lohn verheißen, auf den die bloße Natur keinen Anspruch hatte. Es ist und bleibt aber dennoch wahr, daß das natürliche Sittengesetz in seinem vollen Umfange nur im Christenthum sich findet, während es außerhalb desselben weder im vollen Umfange erkannt noch geübt werden kann, ebenso wie es bei den Wahrheiten der natürlichen Religion der Fall ist.

Die Institutionen der natürlichen Religion fanden dann ebenso im Christenthum ihre übernatürliche Erhebung und Weihe durch die Gnade. Das Priesterthum, das der Gottheit seine Gaben in blutigen Thieropfern oder in den Früchten des Feldes darbrachte, wurde erhoben zum Priesterthum nach der Ordnung Melchisedechs, das ein reines Speiseopfer unter allen Völkern der Erde dem Himmel darbringt, und das allen Seelen die nothwendigen Gnaden vermittelt. Unendlich erhabener als das vorchristliche Priesterthum ist das christliche, denn es ist der Träger der Schlüssel des Himmelreiches, der Verwalter der göttlichen Gnade und der Ausspender der Geheimnisse Gottes. Die natürliche Reue über die Sünde erhebt Christus zur übernatürlichen Ordnung, indem er in den Wahrheiten seiner Offenbarung ihre höheren Motive der Furcht und der Liebe Gottes einsenkt, sie unter dem Einfluß seiner zuvorkommenden und begleitenden Gnade erweckt und ausbildet, und so macht er aus ihr das Wesen des Sacramentes der Buße, durch das er die Sünden der Getauften erläßt.

Ebenso hat denn Christus auch die vorchristliche Ehe zu einem Sacrament erhoben. Es litt aber die vorchristliche Ehe an einem doppelten Mangel: zuerst war sie mangelhaft als Religionsact, indem sie an der Unvollkommenheit der ganzen damaligen Religion Theil hatte, nur ein Vorbild war, ohne die Wahrheit und Gnade in ihrer ganzen Fülle in sich einzuschließen; dann war sie mangelhaft als Contract, weil die Eheleute sich durch dieselbe zwar Pflichten auflegten, ohne aber durch dieselbe zugleich die Kraft und die Mittel zu deren Erfüllung zu empfangen, so daß dann auch der natürliche Zweck der Ehe vielfach vereitelt wurde, weil er bloß von der persönlichen Tugend der Contrahenten abhängig war. In der Erhebung zum Sacramente des Neuen Bundes erreicht aber die Ehe ihre höchste Vollkommenheit, sowohl als Act der Religion, wie auch als Contract, und vermittelt zugleich alle Gnaden, um sich auf dieser ihrer übernatürlichen Höhe zu erhalten.

Das ist der christliche Supernaturalismus, in welchem sich Natur und Gnade in ungeschiedener Einheit durchdringen. In der Person

Digitized by Google

Jesu Christi, in der die Gottheit und Menschheit eine unauflösbare Verbindung eingehen, ward dieses Band zuerst geschlungen, um sich dann auszudehnen über die ganze Menschheit. Nach den Worten des Lieblingsjüngers des Herrn aber: „Jeder Geist, der Jesum auflöst, ist nicht aus Gott; und dieser ist der Antichrist, von dem ihr gehört, daß er kommt, und er ist jetzt schon in der Welt" (1 Joh. 4, 3), ist die Auflösung dieses Bandes zwischen der Natur und der Gnade das eigentliche Antichristenthum. Wie also im ganzen Christenthum die Scheidung von Natur und Gnade ohne Frevel nicht vorgenommen werden kann, wie es eine schwere Sünde sein würde, sich beschränken zu wollen auf die natürlichen Wahrheiten des Glaubens und die geoffenbarten Geheimnisse zu verwerfen, oder das natürliche Sittengesetz allein beobachten zu wollen ohne die positiven Gebote Gottes zu halten, oder jetzt noch die blutigen Opfer des vorchristlichen Priesterthums darbringen zu wollen und das christliche Priesterthum zu verschmähen, oder durch die rein natürliche Reue Verzeihung seiner Sünden zu hoffen, ebenso sündhaft ist es, im natürlichen Ehecontract eine vollkommene Ehe zu erblicken und ihn vom Sacramente zu trennen. Deßhalb sagte denn auch Papst Pius IX. in der Allocution vom 27. September 1852: „Jeder Katholik weiß, daß die Ehe wahrhaft und eigentlich eines der sieben Sacramente des Neuen Bundes von Christo eingesetzt ist, daß es also unter den Gläubigen keine Ehe geben kann, die nicht zu gleicher Zeit ein Sacrament ist, und daß also jede andere Verbindung zwischen Mann und Weib, außerhalb des Sacraments, auf was für ein bürgerliches Gesetz immerhin gestützt, nur ein abscheuliches und verderbliches Concubinat ist, das von der Kirche nachdrücklich verdammt wird, und daß folglich das Sacrament vom Ehebunde niemals getrennt werden kann."

Aus dieser Erhebung des Ehecontractes zum Sacramente und der daraus folgenden Untrennbarkeit beider können wir dann auch schließen auf die Materie, die Form und den Ausspender dieses Sacraments. Der Heiland wählte für seine Sacramente als äußere Zeichen jene Acte der Natur oder der Tugend, auf die er die Sacramente selber begründete: die Taufe z. B., welche die Seele von Sünden reinigen soll, erhält zur Materie die Abwaschung und als Form die Worte, welche die Natur dieser Abwaschung näher bestimmen. Indem er nun die Ehe zum Sacrament erhob, hat er die natürliche Form ihres Abschlusses, den Contract nämlich, bestehen lassen, den Gott selber besiegelt und gut-

Digitized by

heißt, und so liegt es in der Sache selbst, daß diejenigen, welche in der Ordnung der Natur den Contract schließen, auch in der Ordnung der Gnade das Sacrament ausspenden. Daher ist es denn auch die gewöhnliche Lehre der Theologen, daß kein Unterschied sei zwischen dem christlichen Ehecontract und seiner Materie, seiner Form und seinem Ausspender und zwischen dem Sacrament der Ehe in Bezug auf Materie und Form und Ausspender: und daß, was für den Contract genügt, auch genüge für das Sacrament.

Was zunächst die Materie betrifft, so finden Einige in den Worten der Brautleute, die den Eheconsens ausdrücken, die Materie und Form dieses Sacraments; während Andere in den Personen der Eheleute die Materie, und in den Worten, die den Consens ausdrücken, die Form dieses Sacraments finden wollen.

Beide Ansichten sind leicht mit einander zu versöhnen. Man kann nämlich das Sacrament der Ehe in doppelter Weise betrachten, in seinem Abschluß und in seinem Bestande: denn die Ehe hat in dieser Hinsicht Ähnlichkeit mit der Eucharistie, die sowohl wenn sie vollzogen wird, als auch so lange sie dauert, ein Sacrament ist; so lange die Ehegatten leben, ist ihre Verbindung ein Sacrament in Christo und in der Kirche.

Betrachtet man die Ehe in ihrem Abschluß, so besteht ihr ganzes Wesen in den Worten, die den wechselseitigen Eheconsens ausdrücken: die Personen der Ehegatten bilden nur die Materie, worin (materia circa quam) die Ehe vollzogen wird, ähnlich wie bei der Eucharistie das ganze Wesen der Consecration in den Wandlungsworten besteht, und Brod und Wein nur die Materie bilden, woran dieselbe vollzogen wird. Ähnlich verhält es sich auch mit andern Contracten. Beim Kauf und Verkauf eines Hauses besteht das ganze Wesen des Contractes in der wechselseitigen Übereinstimmung: das Haus aber ist die Materie, worüber der Contract abgeschlossen wird; denn Niemand sagt, daß das verkaufte Haus einen Theil des Contractes bilde. Da nun aber die Worte des einen Gatten die des andern bestimmen und auch von ihnen bestimmt werden, so kann man in denselben Worten die Materie und die Form unterscheiden: insofern nämlich die Worte bestimmen, bilden sie die Form, und insofern sie bestimmt werden, bilden sie die Materie.

Betrachtet man aber die bereits abgeschlossene Ehe in ihrem Bestande, so bilden die Eheleute in ihrem Zusammenleben oder in ihrer äußern Verbindung das materielle Symbol, das die Vereinigung Christi

Digitized by Google

mit der Kirche darstellt, ebenso wie in der Eucharistie nach der Consecration die consecrirten Gestalten fortdauern als äußeres sinnfälliges Symbol der innern geistigen Seelenspeise.

Aus dem Gesagten erhellt auch, wer Ausspender dieses Sacraments ist: da es nämlich Sache des Ausspenders ist, die Worte der Form auszusprechen und so das Sacrament zu vollziehen, so sind die Eheleute selbst die Ausspender dieses Sacraments, weil sie die Worte der Form aussprechen. Es kann nicht auffallen, daß dieselben Personen die materielle und die wirkende Ursache sind, denn so liegt es in der Natur des Contractes, der in Betreff der contrahirenden Personen abgeschlossen wird. Wenn sich Jemand als Sklave an einen andern verkaufte, so wäre dieselbe Person Verkäufer und Gegenstand des Verkaufes, die materielle und wirkende Ursache; ebenso bilden in der Ehe die Eheleute, indem sie sich wechselseitig einander schenken, die materielle und wirkende Ursache der Ehe. (Bellarmin, de Matrim. lib. 1. c. 6.)

Das ist die gewöhnliche Ansicht, daß nicht der Priester, sondern die Eheleute selbst die Ausspender des Sacraments der Ehe seien, weßhalb dasselbe auch wohl Laiensacrament genannt wird; zwar hat die Kirche sich noch nicht endgiltig dafür ausgesprochen; aber für ihre Richtigkeit zeugt auch die Thatsache, daß die heimlichen Ehen, die ohne Zuziehung des Priesters nur vor dem Angesichte Gottes abgeschlossen wurden, giltig und sacramental waren, bis das Concil von Trient sie durch ein positives Gesetz für ungiltig erklärte und die Gegenwart des rechtmäßigen Pfarrers und zweier Zeugen bei Eingehung der Ehe verlangte. Zudem geschieht es nicht selten, daß Katholiken in Ländern leben, in denen es keine katholischen Priester gibt (wie dieß ja auch in Frankreich während der großen Revolution der Fall war); wenn da die Eingehung der Ehe möglich bleiben soll, so muß die clandestine Ehe giltig sein, und somit wäre nicht der Priester, sondern die Eheleute selbst die Ausspender. Alles, was der Priester beim Empfange dieses Sacramentes thut, ist dann nach der Ansicht des hl. Thomas bloß quoddam sacramentale. Wir wiederholen jedoch, daß die Kirche noch nicht endgiltig entschieden, wer der eigentliche Ausspender dieses Sacramentes ist.

II.

Wenn wir nun übergehen zum Beweis für das Sacrament der Ehe, so ist unsere Absicht keineswegs, denselben durch zahlreiche Citate

Digitized by Google

aus den hl. Vätern, den Concilien, besonders den allgemeinen Concilien von Florenz (Decretum pro Armenis) und Trient (Sessio XXIV.), den Liturgien und sonstigen kirchlichen Monumenten zu führen; wir begnügen uns vielmehr mit der Anführung des römischen Katechismus (P. II. c. 8. q. 15):

„Die Kirche hat, gestützt auf die Auctorität des Apostels, stets für gewiß und ausgemacht gehalten, daß die Ehe ein Sacrament sei. Denn so schreibt er an die Epheser (5, 28—32): „Die Männer sollen ihre Frauen lieben, wie ihre Leiber. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst. Denn Niemand hat je sein eigenes Fleisch gehaßt: sondern er nährt und hegt es, wie auch Christus die Kirche; weil wir Glieder seines Leibes sind, von seinem Fleisch und von seinem Bein. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen: und es werden zwei sein in einem Fleisch. Es ist dieses ein großes Sacrament, ich aber sage in Christo und in der Kirche.“ Denn, wenn er sagt, es ist dieß ein großes Sacrament, so kann Niemand zweifeln, daß sich dieß auf die Ehe beziehe; daß nämlich die Verbindung von Mann und Frau, deren Urheber Gott ist, ein Sacrament, d. h. ein heiliges Zeichen jenes heiligsten Bandes sei, wodurch Christus der Herr mit der Kirche verbunden ist. Daß dieß der wahre und eigentliche Sinn jener Worte sei, zeigen die heiligen Väter, die jene Stelle ausgelegt haben; und ebenso hat die heilige Synode von Trient dieselbe erklärt. Es erhellt also, daß der Apostel den Mann mit Christo, und das Weib mit der Kirche vergleicht, und daß es auf diese Weise folgt, daß der Mann seine Frau lieben, und andererseits die Frau ihren Mann lieben und ehren muß. Denn Christus hat seine Kirche geliebt, und sich für sie hingegeben (Epheſ. 5. 25); andererseits aber ist, wie derselbe Apostel lehrt, die Kirche Christo unterthan (ebend. 24). Daß aber in diesem Sacramente die Gnade gesinnbildet und ertheilt werde, erklären dieselben Worte der Synode (Conc. Trid. Sess. XXIV): „Die Gnade aber, welche jene natürliche Liebe vervollkommnet, die unauflösbare Einheit bekräftigt und die Eheleute heiligt, hat Christus selbst, der Urheber und Vollender der heiligen Sacramente, durch sein Leiden uns verdient. Darum muß man lehren, daß die Gnade dieses Sacramentes bewirke, daß Mann und Weib durch das Band gegenseitiger Liebe verbunden, in wechselseitigem Wohlwollen verharren, keine fremde und unerlaubte Liebe und sündhaften Verkehr suchen, sondern daß die Ehe in alleweg ehrenvoll und das Ehebett unbefleckt sei“ (Hebr. 13, 4).

Erörtern wir kurz diese Lehre des römischen Katechismus und jenen Text des hl. Paulus von dem äußern Zeichen des Sacraments der Ehe, als Abbild der Verbindung Christi und der Kirche und von der innern Gnadenwirkung in den Seelen der Eheleute, die Einsetzung der Ehe als Sacrament von Seiten Christi ergibt sich dann von selbst; denn nur er, als Urheber der Natur und der Gnade, kann an ein äußeres Zeichen die innere Gnadenwirkung knüpfen, zugleich werden wir dadurch tiefer in die Erkenntniß der Natur dieses Sacramentes eindringen.

„Es ist dieß ein großes Sacrament, ich aber sage in Christo und

Digitized by Google

in der Kirche“ (Epheſ. 5, 32). Es wäre eine ſehr undankbare Arbeit, ein Sacrament über das andere erheben und die Größe des einen auf Koſten des andern zeigen zu wollen. Alle Sacramente ſind groß, weil ſie das höhere übernatürliche Leben der Seele entweder bringen oder ſtärken; aber vier Sacramente, ſagt der hl. Thomas (Comment. in Ep. ad Ephes. cap. V. Sect. 10), tragen vorzugsweiſe dieſe Bezeichnung. Die Taufe iſt groß wegen ihrer Wirkungen, weil ſie die Erbſünde tilgt und die Pforte des Himmels öffnet; die Firmung iſt groß wegen ihres Ausſpenders, weil ſie nur von den Biſchöfen ertheilt wird; die Euchariſtie iſt groß wegen ihres Inhalts, weil ſie den ganzen Jeſus Chriſtus einſchließt; die Ehe aber iſt groß als Abbild, weil ſie die Verbindung Chriſti mit der Kirche darſtellt. Gehen wir etwas näher ein auf dieſes Abbild der Ehe als Vereinigung Chriſti mit ſeiner Kirche, ein Abbild, das zugleich das äußere Zeichen des Sacraments iſt. Alle Werke Gottes nach Außen in der natürlichen wie übernatürlichen Ordnung ſind mehr oder weniger ſein Abbild. Vor Allem aber iſt der Menſch, wie ſchon von Natur aus durch die Geiſtigkeit, die Erkenntniß und Freiheit, ſo noch mehr durch die Gnade ein Ebenbild Gottes, da dieß ihn zur Kindſchaft Gottes und zur Theilnahme an der göttlichen Natur erhebt. Die ganze Religion von Chriſtus iſt ein Inbegriff von Bildern und Zeichen, die auf ihn hinweiſen; die Thatſachen der Geſchichte, die berühmten auftretenden Perſönlichkeiten, das Opferweſen mit ſeinen Ceremonien, was ſind ſie anders, als Vorbilder des kommenden Heilandes? Offenbar kann nur Gott, deſſen Weisheit Alles umfaßt und deſſen Macht Alles in's Daſein ruft, dieſen Zuſammenhang zwiſchen dem Abbild und dem Originale, zwiſchen dem niederen Irdiſchen und dem höheren Göttlichen aufſtellen. So hat er auch gewollt, daß die Ehe ein Abbild und ein Zeichen ſei. Wie er nämlich den Menſchen als ſein Abbild in natürlicher und übernatürlicher Beziehung aufſtellte, ſo ſollte die eheliche Verbindung unter den Menſchen ein Abbild jener Vereinigung ſein, die der Sohn Gottes mit dem Menſchengeſchlechte eingehen wollte. Die Ehe iſt zudem im Plane Gottes die Verbindung der natürlichen und ſittlichen Weltordnung, ſie iſt das Mittel, um die Menſchen, die durch die Abſtammung ſich immer weiter von einander trennen und ſo des gemeinſamen Urſprungs leicht vergeſſen, einander wieder näher zu bringen und eine engere Verwandtſchaft zu bewerkſtelligen; darum dient ſie dann auch ſehr gut dazu, die innige Verbindung zu ſinnbilden, die Gott, trotzdem, daß er ſeinem Weſen nach durch eine unendliche Kluft

Digitized by Google

vom Menſchen getrennt iſt, mit der Menſchheit eingehen will und durch die er ſie mit neuer Kraft an ſich, als ihr wahres Lebenscentrum, heranziehen will. Gott ſchuf das Weltall für Chriſtum, in ihm will er Alles wieder herſtellen, ſowohl was im Himmel, als was auf Erden iſt, und ſo war die Ehe von Anfang an eine materielle und moraliſche Vorbereitung des Geheimniſſes der Menſchwerdung Chriſti, ein Vorbild und ein Vorhof der Vereinigung des ewigen Wortes mit der menſchlichen Natur, mit der Seele des Gerechten und mit der Kirche ſeiner Braut. Auf den verſchiedenen Stufen ihrer Ausbildung, die die Ehe einnahm, bis ſie zu ihrer Vollkommenheit im Sacrament gelangte, bezeichnet die Ehe in verſchiedener Weiſe dieſe Verbindung Chriſti mit der Kirche. Papſt Benedict XIV. (De Synod. Dioec. XIII. 21) ſchreibt: Die als Sacrament geſchloſſene Ehe (matrimonium ratum) bezeichnet diejenige Vereinigung Chriſti, worin er ſich durch die Gnade den Seelen der Gerechten mittheilt. Die vollzogene Ehe aber (matr. consummatum) bezeichnet diejenige Verbindung, wodurch derſelbe Heiland durch die Menſchwerdung ſich mit der Kirche verbindet, nach dem Ausſpruche Innocenz' III. (in cap. Debitum de Bigam.) .... Ja auch die unter den Heiden vollzogene Ehe ſinnbildet jene Verbindung Chriſti mit der Kirche durch die Menſchwerdung, wie der Cardinal de Lauräa trefflich bemerkt.

Die Ehe auf ihren verſchiedenen Entwicklungsſtufen drückt nun auch in der That dieſes Zeichen mit mehr oder weniger Vollkommenheit aus. Die erſte Stufe der Ehe iſt die des Paradieſes, ſie trägt allerdings den Charakter der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit, iſt aber noch kein Sacrament, denn der Menſch befand ſich damals noch im Zuſtande der Heiligkeit und Gerechtigkeit, bedurfte alſo keiner Sacramente, wie der Geſunde keines Arztes und keiner Arznei bedarf. Gott knüpfte für ihn den Empfang und die Vermehrung ſeiner Gnade nicht an äußere ſinnfällige Zeichen; er verkehrte mit ihm wie ein Vater mit ſeinem Kinde, wie ein Freund mit ſeinem Freunde. Indeß iſt die Ehe Adams mit Eva dennoch bereits ein Bild der Vereinigung Chriſti mit der Kirche. „Gott ſenkte einen tiefen Schlaf auf den Adam und nahm aus ſeiner Seite eine Rippe und bildete daraus die Eva, die er ihm zuführte, worauf Adam in die Worte ausbrach: Das iſt nun Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, darum wird der Mann Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Weibe anhangen und es werden Zwei ſein in Einem Fleiſche“ (Gen. 2, 23—24). Es war

Digitized by Google

dieß, wie die heiligen Väter erklären, kein natürlicher Schlaf, sondern eine prophetische Ekstase, worin Gott ihm die Incarnation offenbarte, und dieses Vorbild fand seine Erfüllung im Kreuzestode Christi, als die Seite des zweiten Adam durch die Lanze des Soldaten geöffnet ward, Wasser und Blut aus derselben hervordrang, als Symbol der Taufe und Eucharistie, aus denen vor Allem die Kirche gebildet wird. „Auf seiner Seite," sagt der hl. Chrysostomus, „bildete Christus die Kirche, wie aus der Seite Adams die Eva, sein Weib, gebildet wurde." Deßhalb sagt auch der hl. Paulus: Wir sind aus seinem Fleisch und aus seinem Bein, indem er auf jene Seite hindeutet. „Denn wie Gott das Weib aus jener Seite schuf, so gab uns Christus aus seiner Seite Wasser und Blut, woraus die Kirche erbaut ward." Der hl. Thomas findet in der Schöpfung Eva's aus der Seite Adams einen Hinweis auf die Stellung von Mann und Weib, die eine Stellung gegenseitiger Liebe und Freundschaft sein soll. Nicht aus dem Haupte des ersten Menschen ward das erste Weib gebildet, sagt er, damit sie nicht die Herrschaft über ihn sich anmaße; aber auch nicht aus seinen Füßen, damit er sie nicht behandle als Sklavin: sondern aus seiner Seite, damit bei einer gewissen Unterwürfigkeit doch auch wieder Gleichheit sei, und Liebe und Freundschaft das gegenseitige Band schlinge. Ähnlich schildert uns auch der hl. Paulus das Verhältniß Christi zu seiner Kirche (Ephes. 5). So ist also die paradiesische Ehe der ersten Menschen ein Vorbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche, allerdings ein unvollkommenes Bild, da sie die Gnadenwirkung derselben nicht vollkommen zur Anschauung bringen kann.

Durch die Erbsünde geräth die Menschheit in einen tiefen sittlichen Verfall, die Einheit und Unauflösbarkeit der Ehe wird ihr ein unerträgliches Joch, so daß Gott im Alten Bunde die Vielweiberei und Ehescheidung erlaubt; indeß hörte die Ehe damit doch nicht auf, ein Vorbild der Vereinigung Christi mit der Kirche zu sein. Die Ehen der Patriarchen waren eine Vorbereitung und ein Vorbild der Vereinigung Christi mit der Kirche; hatten sie ja den Beruf, daß von ihnen das auserwählte Volk Gottes abstammen und Christus dem Fleische nach geboren werden solle. Sie traten auf, um dem ewigen Worte den Weg zu bereiten, auf dem es auf die Erde herabsteigen sollte, um die menschliche Natur anzunehmen und ein Volk in's Dasein zu rufen, aus dem er die ersten Elemente zu seinem geistigen Leibe der Kirche zusammenfügen wollte. So gehörten die Ehen der Patriarchen als Vorbilder und als Wirk-

Digitized by Google

lichkeit in die Ordnung der Erlösung. Dem entsprechend schreibt der heilige Paulus (Gal. 4, 22—28). „Es steht geschrieben: Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Sklavin und einen von der Freien. Aber der von der Sklavin war ihm dem Fleische nach geboren, der von der Freien der Verheißung nach; das ist als Allegorie gesagt. Das sind nämlich die zwei Testamente. Das eine auf dem Berge Sinai erzeugt zur Knechtschaft, das ist Agar; der Sinai ist nämlich ein Berg in Arabien, und ist verbunden mit dem, der jetzt Jerusalem ist und somit in Knechtschaft mit seinen Kindern. Jenes Jerusalem aber, das droben ist, ist frei und ist unsere Mutter ... Wir aber, meine Brüder, sind, wie Isaak, Söhne der Verheißung." Nach der Lehre des Weltapostels sinnbildet also die doppelte Ehe Abrahams mit Agar, der Sklavin, und Sara, der Freien, die doppelte Verbindung Christi mit der Synagoge und der Kirche. Die Sklavin Agar schenkt dem Abraham den Ismael, einen Sklaven; so ist die Verbindung Christi mit der Synagoge, der er auf dem Berge Sinai das Gesetz der Furcht gibt, das zu seinem Wesen die Furcht hat und nur eine äußere gesetzmäßige Gerechtigkeit verursacht. Wie aber Abraham die Agar mit dem Ismael fortschickt und die Ehe auflöst, so ist die Verbindung Christi mit der Synagoge eine bloß zeitweilige, wenn Christus in der Fülle der Zeit mit dem Gesetze der Gnade erscheint, wird die Synagoge mit ihren Kindern verstoßen. Die freie Sara war die eigentliche Gemahlin Abrahams, sie gebar ihm gemäß der göttlichen Verheißung den Isaak, seinen wahren Erben, in dem alle Völker der Erde gesegnet werden sollten. Diese Sara ist das Vorbild der Kirche, die als freie Braut unauflöslich mit Christo verbunden ist, und deren geistige Kinder Erben des Himmels und Bewohner des himmlischen Jerusalems sind. — Am vollständigsten wird die Ehe als Bild der Vereinigung Christi mit der Kirche im Hohenliede Salomo's dargestellt, in welchem dieser weise und vom heiligen Geiste erleuchtete König keineswegs seine eigene Hochzeit besingt, sondern, wie die jüdischen und christlichen Ausleger einstimmig erklären, die Verbindung Christi mit der Kirche oder Gottes mit der menschlichen Seele unter dem Bilde der Ehe und einer bräutlichen Liebe darstellt. Die heiligen Väter finden dann noch in der Vielweiberei des Alten Bundes ein Vorbild der Kirche, die sich aus den verschiedenen Nationen der Erde bildet. „Wie also das Geheimniß der vielfachen Ehen jener Zeit die künftige Menge sinnbildet, die aus allen Völkern der Erde Gott unterthan sein sollte, so sinnbildet das Geheimniß der

Digitized by Google

Einheit der Ehe unserer Zeit unser Aller künftige Einheit in der Unterwerfung unter Gott in der einen himmlischen Stadt." So der hl. Augustin (de bono conjug. c. 18. n. 21). So hatte also auch der alte Bund den Begriff von der Würde der Ehe keineswegs ganz verloren, war er auch dunkel und wie die ganze vorchristliche Religion nur Vorbild und Schattenriß, immerhin leuchtet uns auch aus ihr die Vereinigung Christi und der Kirche entgegen, wenn auch die Fülle der Gnade sich nicht zeigt, wie erst das Christenthum sie gebracht.

Die sacramentale Ehe endlich ist das vollkommenste Abbild der Vereinigung Christi sowohl mit seinem wirklichen als mit seinem mystischen Leibe. Im Sacrament der Ehe nämlich durchdringen sich Natur und Gnade zu einer untheilbaren Einheit. Wie wir bereits zeigten, enthält die christliche Ehe das Element eines natürlichen Contractes und die Eigenschaft eines Sacraments, doch gibt es darum nicht zwei Arten von Ehen, sondern nur eine einzige, indem der Contract selbst zum Sacrament erhoben ist. Ähnlich verhält es sich mit der Incarnation. In Christo gibt es eine doppelte Natur, die göttliche und die menschliche, die rein und unvermischt in seiner göttlichen Person mit einander verbunden sind, und zwar verbunden zu einer unauflösbaren Einheit.

Wie es nun keinen bloßen Menschen Jesus Christus gibt, wie wir nicht einmal die Menschheit Christi als von der göttlichen Person wirklich getrennt denken können und wie auch seine Menschheit, weil hypostatisch mit der Person des Wortes verbunden, der Anbetung würdig ist: so kann auch in der Ehe keine Scheidung des natürlichen Contractes vom Sacramente Statt haben und gibt es für den Christen nur Eine Ehe, die sowohl den natürlichen Contract als das übernatürliche Sacrament in sich vereint.

Wie in der Einen göttlichen Person Christi beide Naturen, die göttliche und menschliche, rein und unvermischt fortbestehen, beider Naturen Erkennen und Wollen, ebenso rein und unvermischt, aber in vollkommener Harmonie mit einander wirken: so bildet sich die christliche Ehe durch den doppelten Willen, den natürlichen der Brautleute, die die Ehe eingehen, und den göttlichen Willen, der das unauflösbare Band schlingt.

Wie in Christus die göttliche Person sich mit einer schwachen und sterblichen Menschheit bekleidet, in Allem uns gleich wird mit Ausnahme der Sünde, und wie alles menschliche Elend, das er übernahm, durch die göttliche Person den Charakter eines unendlichen Verdienstes empfing: so heiligt und vergeistigt das Sacrament der Ehe alle ihre natürlichen Bestandtheile, und, ohne die Schwäche und das Elend des Fleisches auf-

Digitized by Google

zuheben, stellt sie dieselben nicht bloß ohne Sünde hin, sondern auch als vervollständigende Theile des Sacraments (matrimonium ratum — consummatum), d. h. immer dann, wenn der Mensch nicht dem Gesetze des Fleisches folgt, sondern dem Geiste des Sacraments und der Gnade.

Sowie der Sohn Gottes, obgleich sündenlos, doch in sündigem Fleisch erschien, d. h. unterworfen dem Elend, unter welchem die menschliche Natur in Folge der Erbsünde seufzt, und wie die göttliche Person die Menschheit trug, um ihren Arbeiten und Leiden den Charakter der unendlichen Genugthuung für die Sünden der Welt zu verleihen: so bietet die christliche Ehe auch den äußern Anschein einer Vereinigung der Schwäche des Fleisches, aber im Innern wird sie getragen von der Gnade des Sacraments, und diese Schwäche des Fleisches thut der Heiligkeit der Ehe keinen Abbruch, denn wenn sie auch die Sinnlichkeit nicht aufhebt, so ist sie doch ein Heilmittel, das ihre Unordnungen aufhebt (remedium concupiscentiae), ihre Wirkungen ordnet, die Gatten heiligt; und sind auch die Kinder mit der Erbsünde beladen, so ist doch ihre erste Bestimmung die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste.

Der Weltapostel nennt die Ehe ein großes Geheimniß, der hl. Chrysostomus erklärt dieß (Hom. 20. in Ep. ad Ephes.): „Es ist in der That ein Geheimniß und ein großes Geheimniß, daß der Mann denjenigen, der ihn erzeugt und ernährt, und diejenige, die ihn unter so viel Mühen und Schmerzen geboren, verläßt und derjenigen anhängt, die er früher nie gesehen, und daß er diese allen Andern vorzieht. Das ist in der That ein Geheimniß. Und die Eltern zürnen nicht, wenn das geschieht." Der hl. Thomas (in Ep. ad Eph. c. 5. lect. 10) wendet das auf Christum an: Darum wird der Mensch (nämlich Christus) Vater und Mutter verlassen. Er verließ den Vater, insofern er in die Welt gesandt und Mensch wurde: Joh. 16, 28: Ich bin ausgegangen vom Vater und in die Welt gekommen; und die Mutter, d. h. die Synagoge: Jerem. 12, 7: Ich habe mein Haus verlassen und meine Erbschaft und habe meine geliebte Seele übergeben in die Hände ihrer Feinde; und er wird seinem Weibe anhangen, d. h. der Kirche: Matth. 28, 20: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.

Zweck der Incarnation sowie der Vereinigung Christi mit der Kirche ist die Ehre und Verherrlichung Gottes, sowie die Erlösung und Beseligung der Auserwählten im Jenseits; so hat auch die christliche Ehe nicht mehr jenen nächsten und gewöhnlichen Zweck, die Erde mit Bewohnern

Digitized by Google

zu bevölkern, sondern der Hauptzweck des Sacraments ist, Kinder Gottes und Auserwählte des Himmels zu erzielen. Deßhalb gibt der hl. Paulus, wenn er die Ehe ein großes Sacrament in Christus und der Kirche nennt, als Grund ihrer Eingehung den an, daß Mann und Weib Glieder des geistigen Leibes Christi sind und deßhalb Vater und Mutter verlassen werden, um sich gegenseitig anzuhangen. „Weil wir Glieder seines (Christi) Leibes sind, von seinem Fleisch und seinem Bein: darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es werden zwei sein in einem Fleische." Epheſ. 5, 30—31. Der Beweggrund ist also ein übernatürlicher.

Das Band, das im Sacrament der Ehe Mann und Frau verbindet, ist ein Abbild des Bandes, das in der Incarnation die göttliche und menschliche Natur, sowie auch Christus mit der Kirche verbindet: es ist allenthalben ein übernatürliches Band. Das sacramentale Band der Ehe ist nicht geschlungen, bloß im eigenen Namen oder in natürlicher Kraft, sondern im Namen Christi und in der Kraft des hl. Geistes, der wirksam ist in den hl. Sacramenten, der auch die Menschwerdung Christi bewerkstelligt hat. Und wie das Band, das die Kirche mit Christus verbindet, mit dem Glauben beginnt und in der Liebe und Gnade sich vollendet, so beruht das Band der Ehe zwischen Christen nicht bloß auf natürlichem Glauben und Treue im wechselseitigen Versprechen, sondern auf dem Glauben an die übernatürliche Kraft des Sacraments, der göttlichen Liebe und Gnade, die es bringt.

Sowie die Vereinigung Christi mit der menschlichen Natur die Ursache und das Princip ist, aus dem die unendlichen Erlösungsverdienste Christi hervorgingen, indem er als Mensch seinen Werken den Charakter des Verdienstes, als Gott aber den Charakter der Unendlichkeit verlieh: so bildet das Sacrament der Ehe ein Princip des christlichen Lebens und der Tugend, die im Himmel ihre Krone finden. Und wie Christus und die Kirche in ihrer Vereinigung das Licht der Welt und das Salz der Erde sind, der sie alle Wahrheit und Gnade vermitteln, so führen Mann und Weib in ihrer sacramentalen Verbindung ein übernatürliches Lebenselement ein in ihre häusliche Welt, das auf alle Verhältnisse des Familienlebens seinen segensreichen Einfluß ausübt.

Endlich finden sich auch die Stellung der Ehegatten und ihre wechselseitigen Pflichten in der Verbindung Christi mit seiner Kirche ausgesprochen. Der Apostel selbst gibt sie an. „Der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus das Haupt der Kirche ist; er selbst der Er-

Digitized by

löſer ſeines Leibes; aber wie die Kirche Chriſto unterthan iſt, ſo ſollen auch die Weiber ihren Männern in allen Stücken unterthan ſein. Epheſ. 5, 23—34. Der Mann iſt alſo nicht mehr Despot, wie es außerhalb des Chriſtenthums der Fall iſt. Wie es eine Frucht der Verbindung Chriſti mit der Kirche iſt, ſich wechſelſeitig zu verherrlichen in ihrer Eintracht und Liebe und die Heiligung der einzelnen Gläubigen zu bewerkſtelligen, ſo finden die Gatten im Sacrament der Ehe ein Mittel zur welchſelſeitigen Heiligung: „denn der ungläubige Mann wird geheiligt durch die gläubige Frau, und die ungläubige Frau wird geheiligt durch den gläubigen Mann“ (1 Kor. 7, 14); um wie viel höher wird dann dieſe Heiligung ſich ſteigern, wenn Beide in demſelben Glauben vereint ſind! Die Gnade des Sacraments wird im Manne zum Starkmuth des Opfers, der ſein Leben und ſeine Kraft einſetzt für das Wohl ſeines Weibes und ſeiner Familie: „Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Chriſtus die Kirche geliebt und ſich für ſie hingegeben hat, damit er ſie heilige“ (Epheſ. 5, 25—26); und im Weibe wird die Gnade des Sacraments zum Geiſt des Gehorſams und der Unterwürfigkeit: „Die Weiber ſollen ihren Männern unterthan ſein, wie dem Herrn“ (Epheſ. 5, 22); und zum Geiſte des Proſelytismus, indem ſie dem Himmel neue Bürger zuführt: „Das Weib wird ſelig werden, indem es Kinder gebärt, wenn es bleibet in der Treue und Liebe und Heiligung und Nüchternheit“ (1 Tim. 2, 15).

Doch damit kommen wir ſchon zu der Gnade, die an das äußere Zeichen des Sacraments der Ehe geknüpft. Sie ergibt ſich mit voller Klarheit aus dieſer Stelle des hl. Paulus. Denn die Ehe iſt nicht bloß ein Abbild der Vereinigung Chriſti mit der Kirche wegen der Gleichheit der Natur, ſondern noch mehr wegen der geiſtigen Liebe, die Chriſtus gegen ſeine Kirche trägt und womit er ſie zur Heiligkeit führt, während die Kirche andererſeits in Glaube, Hoffnung und Liebe ihm anhängt und in Gehorſam ihm unterwürfig iſt. Das ſteht außer allem Zweifel, denn durch die Gleichheit der Natur iſt Chriſtus nicht bloß mit der Kirche, ſondern mit der ganzen Menſchheit, in geiſtiger Liebe aber iſt er nur mit der Kirche, ſeiner Braut, verbunden: darum muß die Ehe auch dieſe zwiſchen Chriſtus und der Kirche beſtehende geiſtige Einheit ſinnbilden, wie der hl. Paulus gerade dieſe am meiſten hervorhebt, wenn er ſagt: Die Kirche iſt Chriſtus unterworfen, und Chriſtus hat ſeine Kirche geliebt und ſich für ſie hingegeben, um ſie zu reinigen. Die Ehe hat aber dieſe bildliche Bezeichnung nur dann, wenn außer dem natürlichen Ehecontract noch eine geiſtige Vereinigung der Seelen vor-

Digitized by Google

handen ist, und darum ermahnt der Apostel wiederholt, daß die Männer ihre Frauen lieben, wie Christus die Kirche, und daß die Frauen ihren Männern gehorchen, wie die Kirche Christo gehorcht. Wenn nun Gott Mann und Frau zu dem Zwecke verbindet, daß sie die geistige Verbindung Christi mit der Kirche sinnbilden, so gibt er ihnen auch zweifelsohne die Gnade, ohne welche sie jene geistige Vereinigung nicht haben können.

Da nun das Sacrament der Ehe nicht bloß in dem vorübergehenden Acte ihres Abschlusses besteht, sondern so lange dauert, als die Gatten leben, die in ihrer Verbindung stets Christus und seine Kirche repräsentiren (Bellarmin. de Matr. c. 6), so sind auch die Gnadenwirkungen desselben dauernd. Allerdings prägt die Ehe den Seelen der Gatten keinen unauslöschlichen Charakter ein, wie die Taufe, Firmung und Priesterweihe, in denen dieser Charakter die Gnade stets wieder aufleben läßt, falls sie durch die Sünde verloren gegangen ist, allein, weil es so lange dauert, als die Gatten leben, so bleibt es für dieselben doch stets der Träger ihrer Standesgnade, die sie erhalten, wenn sie es nicht selbst durch die Sünde unmöglich machen.

Das tridentinische Concil (Sess. XXIV) präcisirt dann diese Gnade dahin, daß sie die natürliche Liebe der Eheleute vervollkommnet (quae naturalem illum amorem perficeret), die Unauflösbarkeit des Ehebandes befestigt (et indissolubilem unitatem confirmaret) und die Eheleute selbst heiligt (conjugesque sanctificaret).

Die erste Gnadenwirkung des Sacraments der Ehe besteht also in der Vervollkommnung der natürlichen Liebe, die die Gatten verbindet. Die natürliche Liebe gründet sich auf natürliche geistige oder körperliche Vorzüge, ist daher wandelbar wie diese; ein wesentliches Element, das sie enthält, ist der Geschlechtstrieb, der im gefallenen Menschen zu einer schrecklichen Leidenschaft ausarten und zu den tiefsten Verirrungen führen kann. Die Gnade des Sacraments der Ehe senkt nun ihr ein übernatürliches Element ein, so daß die wahre Liebe der Eheleute ein Inbegriff sowohl aller natürlichen und sittlichen, als auch der übernatürlichen göttlichen Liebe wird, so daß alle berechtigten Arten von Liebe in ihr sich eingeschlossen finden. So ist die eheliche Liebe eine vernünftige und geistige Liebe der Hochachtung, eine Liebe des gegenseitigen Wohlwollens, eine Liebe des Vorzugs: sie adelt die bloß sinnliche Liebe, indem sie ihr die von Gott gewollte Richtung gibt und sie in den rechtmäßigen Schranken erhält. Sie schließt auch die übernatürliche göttliche

Digitized by

Tugend der Liebe in sich, sie verwandelt sich in diese in der Seele des gut vorbereiteten Christen, indem sie in dem Gatten den ersten Gegenstand zeigt, an dem sich die wahre Nächstenliebe bethätigen soll und zwar eine gegenseitige Liebe, wie sie zwischen Christus und seiner Kirche besteht. Vor Allem aber ist sie opferwillig und bereit zu allen Mühen, Entbehrungen und Leiden, die der Ehestand mit sich bringt. — So ist die eheliche Liebe verschieden von allen andern Arten von Liebe, die die Menschen mit einander verbinden. Man hat sie vielfach mit der Freundschaft verglichen: aber sie ist mehr als diese, sie ist die innigste und heiligste Freundschaft, wie es keine andere gibt und geben kann. Jede Freundschaft unter Menschen hat wenigstens die Schranke, daß sie vom geistigen Gebiet nicht auf das sinnliche hineinstreifen darf, sonst bringt sie die Tugend in Gefahr; unter Gatten besteht diese Schranke nicht, denn es werden zwei sein in einem Fleische. Will man sie also mit dem Namen Freundschaft bezeichnen, so vereinen sich in ihr die Natur und die Moral, um die vollkommenste Einheit zu bewirken, welche die Freundschaft verlangt, eine Einheit, die keine Macht als der Tod auflösen kann. Endlich aber vermag unter dem Einfluß der Gnade diese Freundschaft und Liebe sich dermaßen zu vergeistigen und die Sinnlichkeit zu überwinden, daß die Jungfräulichkeit mit dem Ehestande sich vereint und in ihm beobachtet wird. Die Geschichte der Heiligen bietet der Beispiele genug.

Die zweite Gnadenwirkung des Sacraments der Ehe besteht darin, daß es die Unauflösbarkeit derselben bekräftigt, und zwar, indem es einerseits objectiv die Unauflösbarkeit erhöht, und anderseits subjectiv den Eheleuten dieselbe leichter und angenehmer macht. Trägt auch die Ehe von Natur aus einen gewissen Charakter der Unauflösbarkeit, so wurde dieselbe doch außerhalb des Christenthums nicht factisch gehandhabt. Im Alten Bunde gestattete Moses den Scheidebrief, und in gewissen Fällen löst auch die Kirche sowohl die nichtchristliche als die christliche Ehe auf, die völlige Unauflösbarkeit tritt erst bei der vollzogenen sacramentalen Ehe ein (matrimonium ratum et consummatum). Nur der Tod hat Gewalt über dieses Band.

Die Gnade des Sacraments verleiht dann die nothwendige Kraft, um diese Bedingung nicht bloß wirklich, sondern auch mit Leichtigkeit zu erfüllen. Welche christlichen Eheleute, die nur einigermaßen dieses Namens würdig sind, werden nicht erschrecken beim bloßen Gedanken an die Scheidung? Wer sieht nicht in dem andern Ehetheile ein zweites Ich, einen Inhaber des vollsten Vertrauens, einen Theilnehmer so vieler

Digitized by Google

Bitterkeiten, eine Stärke in so manchen verborgenen Leiden? Wer hofft nicht, daß die Hand, die ihm am Altare unter dem Segen des Himmels gereicht ward, ihn durch das ganze Leben geleiten und im Tode ihm auch die Augen zudrücken werde? Fragt die christlichen Familien, ob die Einheit und Unauflösbarkeit der Ehe Lasten seien? Sie mögen es sein: aber Thatsache ist es auch, daß es dem Christen theure Lasten sind, ohne die er nicht im Ehestande leben möchte. Ein klarer Beweis, daß die Gnade den Christen stärkt und die Erfüllung seiner Pflichten ihm leicht und angenehm macht.

Die letzte Gnadenwirkung des Sacraments der Ehe ist die Heiligung der Eheleute. Als Sacrament der Lebendigen muß es im Stande der Gnade empfangen werden. Dann bringt es eine Vermehrung der heiligmachenden Gnade, sowie das Recht auf alle jene actuellen Gnaden, deren die Gatten bedürfen, um in ihrem Stande sich zu heiligen. Jedes Sacrament hat seine besondere Gnadenwirkung: die Taufe erwirkt die nothwendigen Gnaden christlich zu leben, die Firmung gibt die Gnade des Kampfes, die Priesterweihe neben den Gewalten die Gnade standesgemäß zu leben; so ertheilt auch die Ehe ihren Empfängern jene Gnaden, deren sie zur Heiligung in ihrem Stande bedürfen, um die ihnen obliegenden Pflichten zu erfüllen, die Lasten zu ertragen und die Gefahren zu vermeiden. Die Erfahrung und die Geschichte zeigen uns in den christlichen Familien und den aus ihnen hervorgehenden christlichen Generationen die segensreichen Wirkungen der Gnaden dieses Sacraments, und die antichristliche Revolution glaubt nicht besser ihr Werk der Zerstörung von Thron und Altar zur Ausführung bringen zu können als durch die Einführung der Civilehe, um dadurch sowohl die Gatten als die Kinder der Gnaden und Wahrheiten des Christenthums zu berauben.

B. Rive S. J.

Fürstin Amalia von Gallitzin.

Eine christliche Culturdame.

Die Fürstin Amalia von Gallitzin gehört zu jenen wenigen Personen, denen Menschen von den verschiedensten Partei-Schattirungen und den entgegengesetztesten Ansichten die vollste Hochachtung und Anerkennung zollten. Freilich hat es auch ihr an Widersachern nicht gemangelt.

Digitized by

Schrieb sie doch selbst in einem Briefe an Hemsterhuys: „Seit den sieben Jahren, die ich hier (in Münster) bin, hat meine Reputation seltsam gewechselt. In Beziehung auf Religion galt ich nach der Reihe: als Griechin, Atheistin, Deistin und Christin, als Magierin in dem Sinn der Sekte, die jetzt im Schwange ist [1]. In Beziehung auf die Sitten galt ich im ersten und zweiten Jahre als Cynikerin, aus dem Grunde, weil ich schwimme und meine Kinder schwimmen ließ; dann wieder als strenge Pietistin, nachdem unsere Schwimmerei auch Andere an's Schwimmen gebracht hatte; was meine Gesinnung bezüglich der Liebe betrifft, so galt ich im Jahre der Zänkereien über die Coadjutorwahl [2] als ....., dann wieder als Platonikerin, als närrisch und mondsüchtig bei Andern. Was die Philosophie anlangt, so galt ich als Stoikerin, Epikuräerin, Leibnitzianerin, Hemsterhuysianerin, in, in, in — bis in's Unendliche, eins um andere, und nach meiner Weise zu sein, fast immer als excentrisch und närrisch." [3]

Ähnlich schrieb der Herzog Peter von Oldenburg an die Kaiserin Katharina bezüglich der Rückkehr Stolbergs zum Katholicismus: „Um das Werk zu vollenden, hat ein böser Dämon sie (die Stolbergs) die Bekanntschaft der Frau Fürstin Gallitzin, einer geborenen Schmettau, machen lassen, deren Sinnesart bekannt ist, die, kokett frömmelnd, eine Gelehrte, schließlich eine Närrin, selbst die Religion gewechselt, aus ihrem Sohn einen Missionär gemacht und mehr als irgend etwas anderes, diese schöne Conversion fertig gebracht hat, welche die Stolbergs und ihre Kinder unglücklich und ihren Freunden den lebhaftesten Kummer macht." [4]

Daß die Urtheile über die Fürstin nicht in dieser Tonart weiter gesungen wurden, hatte wohl einen doppelten Grund. Vorerst waren Alle, welche mit der Fürstin in Berührung traten, derart von der edlen Erscheinung betroffen, daß sie ihr die Achtung nicht versagen konnten. Das spätere Literatenthum aber hielt es für besser, über Amalia von Gallitzin zu schweigen, wie hoch dieselbe auch in jeglicher Beziehung über vielen anderen Coryphäen stand, die in mehrbändigen Biographien ge-

---

[1] Wohl der Schule St. Martin's.

[2] Fr. v. Fürstenbergs.

[3] Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin A. v. Gallitzin. Münster, Russels Verlag 1874. S. 238.

[4] Hennes: „Friedrich Leopold Graf von Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg." Aus ihren Briefen. Mainz, Kirchheim 1870. S. 524.

Digitized by Google

priesen und abgöttisch verehrt wurden. Dieß Schweigen war auch füglich der bequemste und einfachste Weg; man hätte ja sonst mit Urtheilen in Widerspruch treten müssen, die unsere modernen Literaten sonst gerne als „unfehlbar" anzusehen geneigt sind.

Da war es vor Allem Göthe, der sich in der schönsten Weise über die Fürstin geäußert hatte. Er lernte Amalia im September 1785 kennen, als sie mit Fürstenberg, Hemsterhuys, Sprickmann und ihren zwei Kindern in Weimar war. Damals schrieb er über sie und ihre genannten Freunde an Frau von Stein: „Es sind interessante Menschen, und wunderbar ist, sie miteinander zu sehen," und wenige Tage später: „Es sind wirklich vorzügliche Menschen." [1] Schiller urtheilt über Göthe: „Er ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben." [2] Gleichwohl machte Amalia von Gallitzin auf Göthe einen solchen Eindruck, daß er „das Eckigte, Gezwungene, Gezwickte, Ministerartige," [3] seine kalte Verschlossenheit vergaß und ihr gleich nach ihrer Abreise mittheilte: „sie allein hätte den Schlüssel seines lange verschlossenen Herzens gefunden, ihr möchte er sich ganz öffnen, nach ihrem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn." [4] Die Fürstin ging auf die angebotene Correspondenz nicht ein. Da sie „keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beschäftigung für ihr Herz darin muthmaßte, konnte sie sich zu keiner Antwort entschließen." Einen „ganzen Winter blieb sie hierüber mit sich selbst im Kampfe," denn Göthe war der „einzige der berühmten Männer, der sie als Mensch wahrlich begeistert und ihr Herz berührt" [5] hatte.

Amalia stand bei dieser ersten Begegnung mit Göthe dem Christenthum zwar wieder näher, hielt sich aber noch von jeder praktischen Ausübung ferne. Erst ein Jahr später (im August 1786) ward ihr Wille zu treuer, lebensfrischer That. Die Fürstin hatte einen Charakter, der

[1] Briefe an Frau von Stein. Thl. 3. S. 186, 191.

[2] Schiller und Lotte. S. 237.

[3] K. A. Böttiger über Göthe. „Literarische Zustände und Zeitgenossen." Aus Böttigers Nachlasse. Bd. 4. S. 58.

[4] Aus dem Tagebuch der Fürstin. Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Amalia von Gallitzin. Stuttgart, Liesching. 1868. S. 54.

[5] Ebendaselbst.

Digitized by Google

nicht auf halbem Wege stehen blieb, und so zeigte sich denn auch ihre Rückkehr zur katholischen Kirche umgestaltend in ihrem ganzen Thun und Lassen. Dieser Schritt konnte kein Geheimniß bleiben — Amalia suchte ihn auch niemals geheim zu halten. Sowohl im Norden, wo um den „Wandsbecker Boten" sich ein mehr religiös gefärbter Dichter- und Gelehrtenkreis gruppirte, als auf dem „deutschen Parnaß" zu Weimar wurde vielfach über die Sinnesänderung der Fürstin gesprochen und glossirt. Es ist ja bekannt, wie ergötzlich, aber auch wie vielfach unerquicklich die hohen Herren und Damen in Weimar die Klatschsucht beförderten und wie „freund-nachbarlich" sie sich gegenseitig beurtheilten. Seltsam — nur dieser einen edlen Frau blieben Alle gewogen. Herbst bemerkt in seinem Leben des „Wandsbecker Boten", daß „sich Claudius und die Seinen durch die Confessionsverschiedenheit der Fürstin nicht stören ließen." Und Claudius' älteste Tochter, Caroline Perthes, schrieb im Jahre 1806 während der tödtlichen Krankheit Amaliens: „Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblick an, in welchem ich sie sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen."

Auch Göthe's Gesinnungen änderten sich nicht; er fühlte sich noch fortwährend „in wahrer Ehrfurcht zur Fürstin hingezogen." Er nahm sogar seinen Rückweg aus der Champagne über Münster, um die Freundin zu besuchen. Die schönen Zeilen, welche er ihr im zweiten Theile von „Wahrheit und Dichtung" widmet, sind allgemein bekannt. Wir heben daraus nur folgende Stellen hervor: „Ich wußte, daß ich in einen frommen, sittlichen Kreis hereintrat und benahm mich darnach [1]. Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; sie kam frühe zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren, beschränkten Kreis um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen — zum einfältigen Wahren wollte sie in Allem zurückkehren. . . . Als die

[1] Das war wohl nothwendig; die „Genieperiode" herrschte noch in Weimar, wenn auch in etwas verfeinertem Maßstabe als in den ersten Jahren von 1775—1781. Dieß Benehmen paßte aber in den Kreis der Fürstin nicht. Pflegte doch Lessing wegen der Ausgelassenheit der „Genies" zu sagen: „Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er denkt, es wären zwei!" — Die Vergötterer unserer Dichterheroen haben unterdessen „aus Verehrung" so Manches veröffentlicht, daß uns vor diesem „Culturbilde" graust.

Digitized by Google

schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik, das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung.... Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst.... In einer solchen Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb und unfreundlich zu sein, im Gegentheil fühlte ich mich milder als seit langer Zeit." Alle diese Eindrücke hafteten derart in Göthe's Seele, daß er noch im Alter mit voller Wärme und, nach seinem eigenen Ausdrucke, mit reinster Empfindung gegen Rath Schlosser von der Fürstin sprach. In den Aufzeichnungen Schlossers findet sich die merkwürdige Stelle: „Göthe sagte mir einmal, und zwar in einer Zeit, als ich noch nicht katholisch geworden: wie durch eine geheimnißvolle Macht finde er sich immer von Neuem hingezogen zu jenen ächt katholischen Naturen, die, befriedigt im festen Glauben und Hoffen, mit sich und Anderen im Frieden leben, und Gutes thun aus keinen anderen Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will. Vor solchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht und er habe diese fast zum ersten Male in seinem Leben gegen die Fürstin Gallitzin und in ihrem Kreise von Freunden empfunden." „Mich interessirt Alles," fügte der Dichter hinzu, „was an diese seltene Frau und an ihre Freunde, zu denen ich vor Allen auch Friedrich von Stolberg rechne, erinnert." [1]

Die hist.-pol. Blätter brachten im vorigen Jahre mehrere meisterhafte Artikel über eine „Culturdame" des achtzehnten Jahrhunderts, die bekannte Auguste Böhmer, geschiedene Frau A. W. Schlegel und verehelichte Schelling. Der glanzvolle Nimbus, welcher unsere „großen Geister" umhüllt, wird darin schonungslos gar mancher Strahlen beraubt. Wir halten diesen Raub, wenn auch viel Zügellosigkeit dabei zu Tage tritt, nicht nur für statthaft, sondern sogar für nothwendig; denn auch dieses dient zur Klärung der Ideen. Als nun kürzlich abermals ein Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalia von Gallitzin erschien, faßten wir den Gedanken, dem Bilde jener modern „heidnischen Culturdame" das Bild einer modern „christlichen Culturdame" entgegen

[1] Mitgetheilt von Prof. Janssen in einem trefflichen Artikel des „Katholiken" (1872. I. Heft, S. 56): „Neue Mittheilungen über die Fürstin Gallitzin und den Grafen Fr. Leop. von Stolberg."

Digitized by Google

zu stellen. Letzteres war Amalia von Gallitzin in des Wortes wahrster Bedeutung. Wir wollen indessen auf folgenden Blättern keine eigentliche biographische Skizze entwerfen, sondern vielmehr aus dem Leben und Denken der Fürstin zeigen, wie der Katholicismus jede wahre Cultur belebend fördert und aus ihr die herrlichsten Blüthen entwickelt, und wie auch hinwiederum die wahre Cultur unwillkürlich selbst die Seelen zur „ewigen Wahrheit" führt[1]. Standen doch selbst die Griechen in ihren klassischen Meisterwerken dem Christenthume näher als unsere modernen Heiden.

Amalia, Fürstin von Gallitzin, geborene Gräfin von Schmettau, erblickte im Jahre 1748 zu Berlin das Licht der Welt. Ihr Vater, der preußische Generalfeldmarschall Graf von Schmettau, gehörte der protestantischen Confession an; ihre Mutter, eine geborene Freiin von Ruffert, war katholisch. Die Kinder wurden nach dieser Religionsverschiedenheit der Eltern erzogen. Übrigens war die religiöse Durchbildung eigentlich Nebensache; es galt vor Allem, in der jungen Gräfin, gemäß ihrer hohen Geburt, den Typus einer vollendeten Weltdame auszuprägen. Die ersten Worte lernte Amalia, nach Mode der Zeit, französisch lallen, und sie war kaum vier Jahre alt, als sie bereits einem katholischen Klosterpensionate in Breslau zur Pflege anvertraut wurde. Man weiß, wie damals leider die Klöster vielfach bestellt waren; der Alles verflachende Weltgeist hatte über streng-klösterliche Zucht den Sieg errungen. So wundert es uns denn auch keineswegs, daß die junge Gräfin bereits mit sieben Jahren leidlich „zu singen, auf dem Clavier zu spielen und zu tanzen", vor Allem aber mit „leidenschaftlicher Heftigkeit" die Karten zu handhaben verstand. Die Mutter zeigte sich bei einem Besuche im Jahre 1755 recht befriedigt über diese viel versprechenden Leistungen ihrer Tochter. Wiewohl nun Amalia nur einen dürftigen Religionsunterricht erhielt, so bewahrte sie doch wenigstens unter der klösterlichen Obhut die Reinheit des Herzens. Sie wurde für die Welt erzogen, blieb aber unberührt von dem schimmernden Firniß,

[1] Wir benützen vor Allem die bereits genannte, bei Russel in Münster neu erschienene Schrift. Das Büchlein enthält manchen interessanten, bisher ungedruckten Brief; Einzelnes darin ist indessen mehr aus Pietät aufbewahrt worden und hat keinen weiteren Werth. Reichhaltiger sind die bei S. G. Liesching in Stuttgart 1868 veröffentlichten Mittheilungen. Außerdem dienten uns noch die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin", von Katerkamp. Münster 1828, und das bereits angeführte Werk von Prof. Hennes.

Digitized by Google

der die Glaubenslosigkeit und die innere Fäulniß der damaligen hohen Kreise verhüllte. Als sie daher im Jahre 1761 „aus dem geschlossenen Pensionat nach Berlin in den Salon der Mutter, der zu den besuchtesten der Hauptstadt gehörte, versetzt wurde, war sie wie aus den Wolken gefallen." Aber auch ihre Eltern sahen sich enttäuscht; die Tochter beging die ungeschicktesten Sonderbarkeiten; die am Wege stehenden Statuen eines Apollo oder einer Venus hielt sie für Bilder der heiligen Jungfrau oder des hl. Johannes Nepomuck und neigte sich ehrfurchtsvoll vor denselben. Es fehlte ihr noch viel, um eine Dame der großen Welt zu sein, die in den vornehmsten Kreisen, selbst am Hofe eine Rolle spielen sollte. Diese rohe Unwissenheit mußte gehoben werden. So wurde denn Amalia einem französischen Pensionate in Berlin übergeben, welchem ein gewisser Premonval, eifriger Anhänger des Atheismus und Schüler des berüchtigten Lamettrie, vorstand. Dort wurde ihr die fehlende Routine beigebracht und zugleich der nur glimmende Docht ihres Glaubens vollkommen ausgelöscht.

Jetzt war die junge Gräfin hoffähig; aber seltsamer Weise erwachte mit dem Eintritt in die Gesellschaft in ihrer Seele ein tiefer Drang nach einer anderen Erkenntniß und nach einem höheren Streben. Die großen Tafeln, die Bälle, die geisttödtenden Spiele ermüdeten sie; von der Gesellschaft junger Damen ihres Alters fühlte sie sich weggezogen zu den Kreisen betagter und gelehrter Männer, um den philosophischen Gesprächen derselben zu lauschen. Sie wollte ihre Ideen bereichern. Unvermerkt wurde die Weltdame zur Culturdame. Amalia gedachte nicht mehr bloß zu lauschen, sondern an den gelehrten Unterhaltungen selbst lebhaften Antheil zu nehmen. Nun erst erkannte sie ihre Unwissenheit; Lectüre sollte ihr zu Ideen verhelfen und ihr die Gabe der Darstellung vermitteln. Sie wandte sich an einen Buchhändler, mit dem Auftrage, ihr Bücher zu schicken, welche dem Alter einer jungen Dame, die sich selbst zu unterrichten strebe, angemessen wären.

Der Buchhändler sandte Romane, welche die Gräfin mit heftiger Gier verschlang. Auffallend ist, daß ihr diese Lectüre in sittlicher Beziehung nicht schadete. „Es ist merkwürdig," schreibt die Gräfin selbst später an Hemsterhuys, „daß alle Romane, die ich gelesen hatte, mir auch nicht den entferntesten Verdacht von körperlichen Genüssen durchblicken ließen; vielmehr hatten sie mir eine tiefe Verachtung gegen alle sinnlichen Lüste, die mir bekannt waren, wie z. B. Sinnlichkeit im Essen und Trinken, Trägheit u. s. w., eingeflößt. Eine entschiedene Verachtung

Digitized by Google

gegen alle gemeine Fehler und Laſter, wie Geldſucht, Lügenhaftigkeit, körperliche Wolluſt jeder Art, gegen groben Egoismus, kurz gegen Alles, was mich von dem romanhaften Thron, worauf ich mich erhoben, hätte herabſetzen müſſen; die feurigſte Liebe für jede Vollkommenheit, die mir als ſolche auffiel, beſeelte mich."

Dieſe „feurigſte Liebe für jede Vollkommenheit", welche der Seele des jungen Fräuleins wie von Natur eingegraben war, verbunden mit dem regen Gefühl für das Schöne und Erhabene, ſchützte vor den Klippen der gefährlichen Romanlectüre. Amalia fand darin nur zu bald nicht dasjenige, was ſie ſuchte. Dazu kam, daß aus den unzuſammenhängenden Religionsvorſtellungen ihrer Jugend immer wieder mit beſonderer Deutlichkeit der Glaube an eine ewige Vergeltung in ihrem Inneren auftauchte und ihr eine faſt unerträgliche Angſt vor den Strafen der Ewigkeit erregte. In mancher ſchlafloſen Nacht quälte ſie ſich mit dieſen Gedanken, nur allmählich entwickelten ſich in ihr die Ideen von Gut und Bös, von Lohn und Strafe, von ſittlicher Würde im Leben. Sie ahnte eine überſinnliche Natur und fand in der eigenen Selbſterkenntniß eine gewiſſe Beruhigung.

Während ſie ſo über tiefernſte Fragen ſpeculirte, ſandte ihr der Buchhändler ein Werk mit dem vielverſprechenden Titel: „Vom Geiſt".

Sie las dasſelbe mit der größten Begierde und es war ihr, als wäre ſie in eine ganz neue, bisher unbekannte Welt verſetzt worden. „Ich wüßte ihnen nicht zu ſagen," ſchreibt ſie einmal an Hemſterhuys, „was ich in dieſem Buch richtig und unrichtig oder gar nicht begriff. Aber ich war von dieſem Augenblicke an wie verſchlungen in das neue Schauſpiel, welches dieſe Ideen mir eröffneten; es ſchien mir, als wäre eine dicke Kruſte weggefallen von meinen Augen, welche, noch ſchwach und unſicher, kaum es wagten, den geblendeten Blick auf ſo manche neue und verworrene Gegenſtände zu heften. Ich dachte und träumte von nichts als von dieſen Ideen. Bisher hatte ich noch gar keinen beſtimmten Begriff gehabt von Körper, Geiſt, Sinn, Materie u. ſ. w. Mancherlei Fragen fielen mir auf, die ich nicht zu löſen wußte, und in dem Verlangen, meiner Wißbegier Genüge zu leiſten, legte ich dieſe Fragen ohne Unterſchied einem Jeden vor. Ich ſprach kreuz und quer von Metaphyſik, worüber die Jüngeren mir in's Geſicht lachten, und die Älteren ſtraften mich mit Vorwürfen, weil ich unſinnig ſpräche und mit Dingen mich befaßte, die einer jungen Dame nicht ziemten."

Amalia fragte nun nicht mehr, las aber um ſo eifriger und ſuchte

Digitized by Google

in stetem Nachdenken das Geheimniß des menschlichen Geistes zu ergründen. Da traf es sich, daß sie einstmals in Gesellschaft bei Hof mit dem Baron Redern, Oheim der Gräfin Stolberg, in ein Gespräch gerieth. Dieser, ein ältlicher Herr, faßte Interesse für das junge wißbegierige Mädchen, hörte theilnehmend ihre Fragen an und ging auf ihre Ideen ein. Noch einige ältere Herren außer ihm wurden nun gleichfalls mit Amalia bekannt und unterhielten sich mit ihr über philosophische Fragen. Auf den Rath eines dieser Freunde legte sie das Buch „vom Geiste" bei Seite. Durch ein Gespräch über Ursache, Wirkung, Macht u. s. w. wurde sie unwillkürlich auf Gott hingeleitet und zugleich in ihrem Entschlusse gestärkt, sich nach ihrer Idee von Vollkommenheit mehr und mehr auszubilden. Die Schriften der damaligen Philosophen, eines Voltaire, Diderot und Anderer, gingen nun durch ihre Hand, und dennoch ward die junge Gräfin nur wenig von dem Gifte derselben berührt. Ihre Selbstständigkeit und ihr fester Wille, mit welchem sie entschieden nur das Rechte zu thun gestimmt war, führte sie an allen gefährlichen Klippen sicher vorüber.

Amalia war zwanzig Jahre alt, da sie als Hofdame in Begleitung der Prinzessin Ferdinande von Preußen eine Reise nach Spaa machte. Dort erregte sie durch die hohe Würde ihres Auftretens und durch ihre feinen gesellschaftlichen Talente die allgemeine Bewunderung der Badegäste. Ein englischer Mylord, welcher zu dem Hofe der Prinzessin Zutritt hatte, machte dieser einst das Compliment: Sie habe wohlgethan, die Comtesse in ihre Begleitung aufzunehmen; denn er habe aus London nur eine geringfügige Meinung von der Sitte und dem Tone der Damen in Berlin mitgebracht, welche hinreichend widerlegt werde durch den hohen, von aller Koketterie entfernten Ernst der Gräfin.

Unter den Fremden in Spaa befand sich auch der Fürst Dimitri von Gallitzin, auf den die junge Gräfin einen solchen Eindruck machte, daß er schon nach wenigen Wochen um ihre Hand anhielt. Amalia wies den Antrag nicht zurück, wenngleich sie bislang für eine eheliche Verbindung nur geringe Neigung verspürt hatte. Aber der Fürst besaß den Ruf hoher Gelehrsamkeit und stand in vertrauter Freundschaft und im Briefwechsel mit Voltaire und Diderot, den gefeiertsten Namen, in die Alles gelegt wurde, was nur zu irgend einer Zeit der Genius Schönes und Erhabenes und die Philosophie Wahres hervorgebracht hatte. So hoffte denn Amalia, aus dieser Verbindung alle Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse zu schöpfen.

Digitized by

Im August 1768 fand die eheliche Einsegnung in einer Kapelle zu Aachen statt.

Kurze Zeit darauf wurde der Fürst als russischer Gesandter im Haag ernannt. Gallitzin machte ein großes Haus, und so mußte denn auch Amalia vorerst die Weltdame vertreten. Was sie gehofft hatte, ging in den ersten Jahren der Ehe nicht in Erfüllung. Statt sich in metaphysischen Speculationen zu bewegen, ward sie von einem „ewigen Kreise von Spielen, Besuchen und Schauspielen, Tänzen und Nichtigkeiten" umgeben, so daß nur in später Nacht ein „vermehrtes vergebliches Suchen nach etwas Besserem" in ihrer Seele auftauchen konnte. Und selbst dieses „Suchen" ward durch Genußsucht und einen gewissen Ehrgeiz übertäubt. „Ich war einst (ach! es ist so lange noch nicht) genußtrunken," schreibt die Fürstin in ihren Tagebüchern. „Umgeben von den Besten, die nach meiner Freundschaft sich sehnten, ward jeder meiner Blicke begierig aufgefangen, meinem leisesten Wunsche ward zuvorgekommen. Treue Dienstboten trugen mich auf den Händen; auf Kindern[1], in meiner Einbildung hoffnungsvoll, ruhten meine Blicke und zeigten mir eine Zukunft — noch weit über das gegenwärtige. Mein Ruhm war groß, meine Achtung ward als eine große Ehre gesucht von Jung und Alt, Vornehme von Talent und von Geburt — und ich, im Schooß all' dieses Genusses, flog umher gleich einem Sommervogel, sog den leichten Duft der Morgenröthe von allen Blumen, ohne an einer besonders zu hangen, als an der Liebe, der ewigen Leiterin meines Schicksals von Jugend auf. So lebte ich wonnetrunken in Selbstzufriedenheit glückliche Tage dahin."[2]

Wie sehr die Fürstin von allen Freunden auf den Händen getragen wurde, davon gibt die letzte Publication ihrer Correspondenzen in den Briefen der beiden Brüder, Grafen von Romanzoff, einen sprechenden Beweis. Aus dem Tone der Worte geht hervor, daß die Versicherungen der Hochachtung keine leeren Schmeicheleien waren, sondern auf inniger Überzeugung und freundschaftlichem Vertrauen beruhten.

Aber obgleich die Fürstin in den gesellschaftlichen Zirkeln der Mittelpunkt der Anziehung war, fehlte es ihr doch nicht an getäuschten Freundschaften und mannigfachen Kränkungen. Diese Erfahrungen er-

---

[1] Auf einer Reise nach Holland gebar die Fürstin am 7. December 1769 ihre Tochter Marianne, ein Jahr später in Haag ihren Sohn Demetrius.

[2] Liesching, a. a. O. S. 37.

Digitized by Google

weckten in ihr das Verlangen, aus dem Umgange mit der Welt zu scheiden und ganz allein der Wissenschaft zu leben, um ihren Kindern durch sorgfältige Erziehung in einem höheren Sinne Mutter zu werden. Sie wollte selbst lernen, um ihre Kinder zu lehren. Zwar stand sie bereits in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre und zweifelte, ob es ihr jetzt noch gelingen werde, ihre Kenntnisse nachzuholen und den vorgesteckten Zweck zu erreichen. Aber Diderot, der sich um jene Zeit mehrere Monate im Hause des Fürsten im Haag aufhielt, bestärkte Amalia in ihrem Vorhaben und sagte ihr, die Anlagen ihres Kopfes seien so geartet, daß sie binnen Kurzem große Fortschritte machen würde. Auf der anderen Seite gab der Fürst seiner Gattin volle Zustimmung zur Ausführung ihres Entschlusses. Nur die große Welt wollte sich widersetzen. Doch die Fürstin drang durch; sie emancipirte sich, indem sie schnurstracks aller Mode entgegentrat. Sie ließ sich die Haare kahl scheeren und trug eine runde Perücke, den Reifröcken und Schnürbrüsten gab sie den Abschied, miethete sich mit ihren Kindern in einem Meierhofe, unweit vom Haag, ein und schrieb über die Thüre: „Nithuys" (Nicht zu Hause), um Allen kund zu thun, daß sie mit der öffentlichen Gesellschaft gebrochen habe.

Dieß geschah im Jahre 1774.

Die Fürstin war eine emancipirte Culturdame geworden, ähnlich so manchen modernen „Blaustrümpfen", nur mit dem Unterschiede, daß ihre Absicht edler, ihr Wissensdrang aufrichtiger, ihre Cultur tiefer, ihre Sittlichkeit makellos war.

Die Welt lachte oder urtheilte höhnend; die Fürstin kümmerte sich nicht darum; sie gab sich ganz ihren Studien und der Erziehung ihrer Kinder hin. Eine unersättliche Wißbegier, verbunden mit weitreichendem Ehrgeize, hielt ihre Seele gefangen. Diderot übernahm zuerst den Unterricht der jungen Frau, indem er sie zu seinem Atheismus zu bekehren suchte. Aber dieses mißlang ihm vollständig; seinen Sophismen setzte Amalia immer wieder ein ernstes „Warum" entgegen, das ihr den Helden des Atheismus in seiner ganzen Blöße und Schwäche enthüllte. Statt von dem Nichtdasein einer ersten und höchsten, mit Absicht und Wohlwollen wirkenden Ursache des Universums überzeugt zu werden, wurde Gott vielmehr von jetzt an der hauptsächliche Gegenstand, mit dem sich die Betrachtungen und Forschungen der Fürstin beschäftigten. Sie wurde hierin bestärkt durch die Bekanntschaft mit dem Philosophen Hemsterhuys, der nun fast ausschließlich ihre wissenschaftliche Erziehung

Digitized by Google

übernahm. Unter der Leitung dieses Mannes begann Amalia das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und trat in das Gebiet der großen klassischen Literatur ein. Nun „befriedigte sie," nach ihren eigenen Worten, „ihre Wißbegierde nach Wunsch und mit einer Leichtigkeit, die sie keine Schranken mehr erblicken ließ." „Meine Einbildungskraft," so erzählt sie, „gefüllt mit der Blüthe griechischer und römischer Tugend, öffnete sich für alles Schöne und sog es mit Enthusiasmus in sich. Ich kannte nun keine Grenzen mehr, weder im Genuß, noch in den Wissenschaften, und strebte nur beständig lechzend nach mehr. Der wahre einzige Gegenstand für mein Herz, welches sich in meiner stets sich mit Schönheit füllenden Einbildungskraft tiefer bildete und mir zum Bedürfniß ward, allein war noch nicht gefunden." [1]

Weil die Fürstin aus der reinsten Ursache ihre Studien betrieb, nämlich um ihre Kinder zu lehren und persönlich zu unterrichten, deßhalb wurde sie durch die heterogensten Wissenschaften schließlich zu diesem „Herzensgegenstande" hingeführt. In den großartigen Erscheinungen, welche auch das Heidenthum auf geistigem Gebiete hervorbrachte, liegt eine tiefe, wenngleich natürliche Wahrheit. Hierin ist die Größe und Schönheit dieser Geisteswerke begründet. Wer daher mit unbefangenem Gemüthe und aus menschenwürdigen Beweggründen sich in diese Wahrheit vertieft, wird unwillkürlich zur ewigen Wahrheit hingeleitet. Auch der hl. Augustin wandelte diesen Weg; und wenn irgend eine Philosophie der Fürstin als Leitstern dienen konnte, so war es die platonische Philosophie, die ihr Lieblingsstudium wurde. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn wir in diesen Briefen der Fürstin lesen, wie sie sich bald in die griechischen Klassiker, Plato's Dialoge, in Diodor von Sicilien hineinliest, bald den feinen Geschmack eines Horaz lobend erhebt; nun Vergleiche zieht zwischen Göthe und Shakespeare, oder sich der Musik entreißt, um die Mathematik gründlich zu studiren, sich mit Locke und Leibnitz vertraut zu machen, die Finanzwissenschaften und selbst das canonische Recht zu ergründen.

Mit Recht schreibt Graf Romanzoff in einem Briefe an Amalia: „Alles, was mir der Prinz Meschersky von Ihrer Lebensweise, Ihrer Einsamkeit und Ihrer Beschäftigung gesagt hat, beweist mir, gnädige Fürstin, daß Sie die vielbesprochene Frage in Betreff des Vorzuges des

[1] Liesching, a. a. O. S. 37 ff.

Digitized by Google

einen vor dem anderen Geschlechte entschieden haben, und daß die Wage sich auf Ihre Seite neigt, indem Sie zu der Anmuth des Ihrigen die Gediegenheit und das Wissen hinzufügen, deren der Mann fähig ist. Ein junger Mann in Ihrem Alter, der auf die Freuden einer mannigfaltigen Gesellschaft verzichtete, um sich den Studien und dem Verkehr mit einer kleinen Anzahl von Freunden hinzugeben, würde gewiß der größten Bewunderung würdig sein; aber eine reizende Frau, welche die Fähigkeit besitzt, aufzutreten, ist in der That eines Altares (!) würdig und verdient mehr den Titel einer Weisen, als die griechischen Frauen, denen der König von Ägypten, von Zutrauen erfüllt, Räthsel sandte, sie zu lösen. Noch mehr ist es zu Ihren Gunsten, daß man hundert gegen eins wetten kann, daß die, welchen man Ihre Beschäftigungen und Ihr Alter erzählt, voll Bewunderung für Sie, alsbald urtheilen würden, Sie seien häßlich zum Erschrecken, weil man niemals das Haupt der Venus unter dem Helm der Minerva gesehen, und daß Sie geboren seien, damit alle Männer auf die überraschendste Weise den Prozeß gegen das weibliche Geschlecht verlören." [1]

Die Fürstin selbst urtheilte freilich anders über ihr Wissen. Als ihr Fürstenberg später einmal Bemerkungen über ihre Lehrmethode machte, schrieb sie ihm, „es sei ihr wohl schwer, die „goldene Mittelstraße" zu bestimmen. Ihr von Jugend auf vernachlässigtes Erkenntniß- und Begehrungsvermögen sei auf eine unordentliche Weise zur Reife gelangt; die meisten Fähigkeiten, wie z. B. das Gedächtniß, habe sie zu keiner Entwicklung mehr bringen können; mit 26 Jahren habe sie im Schweiße des Angesichtes beim Lesen und Schreiben ohne Hilfe anfangen müssen, und dennoch alle wichtigsten Wissenschaften de front betreiben und lehren sollen. Da sei es denn nicht zu verwundern, daß sie vor Überhäufung, Mangel an Übung der Fähigkeiten und Kenntnisse nie dahin gelangen könne, um so viel Zeit zu gewinnen, die Wissenschaft, die sie lehre, selbst zu überschauen, sondern daß sie vielmehr beinahe mit den Lehrlingen zugleich lernen und lehren müsse." [2]

In dem stillen „Nithuys", im Umgang mit ihren Kindern, im allmählich fortschreitenden Zuwachs ihrer Kenntnisse fand die Fürstin eine gewisse Befriedigung und ruhige Seligkeit. Als aber die Kinder größer wurden, wünschten sie ihr Haus in Holland mit einem Landgut am

---

[1] Russel, a. a. O. S. 207 ff.
[2] Russel, a. a. O. S. 37 ff.

Digitized by

Genferſee zu vertauſchen. Vorerſt aber wollte ſie eine Reiſe nach Münſter unternehmen, um ſich bei dem dortigen kurfürſtlichen Miniſter, Freiherrn Franz von Fürſtenberg, deſſen neue Schulreformen allgemeines Aufſehen erregten, Rathſchläge über die Erziehung ihrer Kinder zu holen. Dieß geſchah im Mai des Jahres 1779. Fürſtenbergs Perſönlichkeit machte einen ſolchen Eindruck auf Amalia, daß ſie von ihrer Schweizerreiſe abſtand und ſich entſchloß, einſtweilen für die Dauer eines Jahres nach Münſter überzuſiedeln.

Mit dieſem Entſchluſſe beginnt die bedeutendſte Periode im Leben der Fürſtin.

(Fortſetzung folgt.)

J. B. Diel S. J.

Die „großartigen Zeugniſſe" für die Descendenztheorie.

III.

In dem vorigen Aufſatze lernten wir die hauptſächlichſten derjenigen Thatſachen der Paläontologie kennen, welche mit jeder Anſicht über das Entſtehen der organiſchen Welt in Einklang gebracht werden müſſen; zugleich ſuchten wir die „lichtvolle", rein „wiſſenſchaftliche" Erklärung zu würdigen, welche dieſelben Seitens der Darwin'ſchen Hypotheſe erfahren. Es erübrigt uns noch die Beſprechung derjenigen Erſcheinungen, welche die Paläontologie nothwendig feſtſtellen müßte, wenn Darwin's Anſicht über die Entwicklung der Organismen einige Wahrſcheinlichkeit für ſich haben ſoll. Unter denſelben heben wir als die drei wichtigſten hervor: die fortſchreitende Vervollkommnung der organiſchen Weſen, das Vorhandenſein unzähliger Zwiſchenformen und das ganz allmähliche Auftreten aller neuen Arten und Artengruppen.

Wenn irgendwo, ſo bietet ſich hier Gelegenheit, die ganze Fruchtbarkeit der Phantaſie des berühmten Hiſtoriographen des organiſchen Kosmos zu bewundern.

„Früher ſchon haben wir geſehen, daß der Grad der Differenzirung und Specialiſirung der Theile aller organiſchen Weſen in ihrem reifen Alter den beſten bis jetzt aufgeſtellten Maßſtab zur Bemeſſung der Vollkommenheits- oder Höhenſtufen derſelben abgibt. Wir haben auch ge-

Digitized by Google

sehen, daß, da die Specialisirung der Theile ein Vortheil für jedes Wesen ist, die natürliche Zuchtwahl streben wird, die Organisation eines jeden Wesens immer mehr zu specialisiren, und somit in diesem Sinne vollkommener und höher zu machen ... Auch in einem andern, allgemeinern Sinne ergibt sich, daß die neuen Arten höher als ihre Vorfahren werden; denn sie haben im Kampfe um's Dasein alle ältern Formen, mit denen sie in nahe Concurrenz kommen, aus dem Felde zu schlagen. Der Theorie der natürlichen Zuchtwahl gemäß müßten demnach die neuen Formen ihre höhere Stellung den alten gegenüber nicht nur durch diesen fundamentalen Beweis ihres Sieges im Kampfe um's Dasein, sondern auch durch eine weiter gediehene Specialisirung der Organe bewähren. Ist dieß aber wirklich der Fall? Eine große Mehrzahl der Paläontologen würde dieß bejahen; und es scheint, daß man diese Antwort wird für wahr halten müssen, wenn sie auch schwer ordentlich zu beweisen ist." [1]

Weßhalb aber scheint es, daß wir diese Antwort für wahr halten müssen? Die Begründung wird mit einer so eigenthümlichen, wir möchten fast sagen, pikanten Schärfe beigebracht, daß wir sie mit den eigenen Worten unseres „Newton auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaft" anführen müssen. „Das Problem, ob die Organisation im Ganzen fortgeschritten ist, ist in vieler Hinsicht außerordentlich verwickelt. Der geologische Bericht, schon zu allen Zeiten unvollständig, reicht nicht weit genug zurück, um mit nicht mißzuverstehender Klarheit zu zeigen, daß innerhalb der bekannten Geschichte der Erde die Organisation große Fortschritte gemacht hat. Sind doch selbst heutzutage, wenn man die Glieder derselben Klasse betrachtet, noch die Naturforscher nicht einstimmig, welche Formen als die höchsten zu betrachten sind .... In dem verwickelten Kampfe um's Dasein ist es ganz glaublich, daß solche Kruster z. B., welche in ihrer eigenen Klasse nicht sehr hoch stehen, die Cephalopoden, diese vollkommensten Weichthiere überwinden würden, und diese Kruster, obwohl nicht hoch entwickelt, würden doch sehr hoch auf der Stufenleiter der wirbellosen Thiere stehen, wenn man nach dem entscheidendsten aller Kriterien, dem Kampfe um's Dasein, urtheilt." [2]

Nach dem gewöhnlichen Kriterium größerer Vollkommenheit in der

---

[1] Entstehung der Arten S. 412 u. 413.

[2] l. c. S. 414.

Digitized by

Organisation also, der weiter durchgeführten Specialisirung der Theile, läßt sich geologisch mit nicht mißzuverstehender Klarheit ein Fortschritt nachweisen. Da aber die „Theorie“ vom Überleben des Passendsten, Vollkommensten, einen solchen nothwendig verlangt, so versieht uns ihr Urheber mit einem neuen „fundamentalen“, „entscheidendsten“ Kriterium, welches die verlangten Dienste nothwendig leisten muß: der Sieg im Kampf um's Dasein, das Überleben des einen Organismus über den mit ihm concurrirenden, beweist zugleich, daß der Sieger vollkommener organisirt ist. Weßhalb? Weil es sonst nicht wahr wäre, daß das Vollkommenste überlebe. Wahrlich, ein herrlicher Beweis! ganz gleich demjenigen, den Jener beibrachte, der Jemanden beschuldigte, ihm so eben seine Uhr gestohlen zu haben. Da half es nichts, daß man ihn nach Durchsuchung des Angeklagten versicherte, es ließe sich durchaus nichts von seiner Uhr finden; er bestand auf seiner Beschuldigung, denn sonst wäre es ja nicht wahr, daß Jener ihn bestohlen habe.

Man glaube aber ja nicht, daß der englische Forscher an der vollen Giltigkeit dieses geistreichen Beweises nur den geringsten Zweifel habe. Aller Bedenken darüber enthebt uns seine aus der Jetztwelt entlehnte Illustration: „Nach der außergewöhnlichen Art zu schließen,“ sagt er, „wie sich in neuerer Zeit aus Europa eingeführte Erzeugnisse über Neuseeland verbreitet und Plätze eingenommen haben, welche doch schon vorher von den eingeborenen Formen besetzt gewesen sein müssen, müssen wir glauben, daß, wenn man alle Pflanzen und Thiere Großbritanniens dort frei aussetzte, eine Menge britischer Formen mit der Zeit vollständig daselbst sich naturalisiren und viele der eingeborenen vertilgen würde. Dagegen dürfte die Thatsache, daß noch kaum ein Bewohner der südlichen Hemisphäre in irgend einem Theile Europa's verwildert ist, uns zu zweifeln veranlassen, ob, wenn alle Naturerzeugnisse Neuseelands in Großbritannien frei ausgesetzt würden, eine irgend beträchtliche Anzahl derselben vermögend wäre, sich jetzt von eingeborenen Pflanzen und Thieren schon besetzte Stellen zu erobern. Von diesem Gesichtspunkte aus, kann man sagen, daß die Produkte Großbritanniens viel höher auf der Stufenleiter stehen, als die neuseeländischen. Und doch hätte der tüchtigste Naturforscher nach Untersuchung der Arten beider Gegenden dieses Resultat nicht voraussehen können.“ [1]

Was mühen wir uns also noch mit dem Studium der Organisation

[1] Entstehung der Arten S. 415.

Digitized by Google

ab, um entscheiden zu können, welches Wesen höher auf der Stufenleiter der organischen Natur steht? Greifen wir doch mit offenen Händen zu dem „entscheidendsten" aller Kriterien, welches uns Darwin zu bieten die Güte hat, zum Gesetze des Kampfes um's Dasein. Alles, was in diesem über seine Nebenbuhler den Sieg erringt, ist jedenfalls vollkommener organisirt, mag auch der tüchtigste Naturforscher unfähig sein, dieses nachzuweisen. Weßhalb? Sonst wäre es ja nicht wahr, was Darwin's „Theorie" doch ausdrücklich verlangt, daß das Vollkommenste im Kampfe um's Dasein den Sieg erringe; das herrliche Gebäude der Darwin'schen Ideen vom Überleben des Vollkommensten wäre auf Sand errichtet. In der That, wer sollte vor einem so evidenten Beweise nicht gerne die Segel streichen?!

Doch sehen wir uns die Argumentation des englischen Forschers noch von einer andern Seite an. Nach ihm „reicht der geologische Bericht nicht weit genug zurück, um den Fortschritt der Organisation mit nicht mißzuverstehender Klarheit zu zeigen." Wenn nun aber der geologische Bericht, so weit er eben zurückreicht, „mit nicht mißzuverstehender Klarheit zeigt," daß ein Fortschritt der Organisation, wie ihn Darwin verlangt, mehr als zweifelhaft ist?

Wir geben allerdings bereitwilligst zu, daß beim Vergleiche der Floren und Faunen aus den verschiedenen geologischen Perioden im Großen und Ganzen sich eine allmähliche Annäherung derselben an die heutige Organismenwelt nicht verkennen läßt, daß dieselben daher, wenn man die jetzt lebenden Wesen als die höchst organisirten ansieht, im Allgemeinen einen Fortschritt in der Organisation zeigen. Doch worin besteht dieser Fortschritt?

Die Pflanzen, welche uns aus den ältesten geologischen Formationen bekannt wurden, sind Zellenkryptogamen, an welche sich in der Steinkohlenzeit die höher entwickelten Gefäßkryptogamen anschlossen; in der darauffolgenden Trias traten die Gymnospermen auf: Nadelhölzer und Cykadeen, welche bis in die Kreideformation herrschen würden, um dann den in der Tertiärformation zu größerer Bedeutung gelangenden Dikotyledonen-Pflanzen bis auf den heutigen Tag ihre dominirende Stellung abzutreten. Ähnlich verhält es sich mit der Thierwelt: in der ältesten Formationsgruppe begegnen wir nur den Pflanzen-, Strahl-, Weich- und Gliederthieren, sowie den Repräsentanten der untersten Klasse der Wirbelthiere in einer gewissen Anzahl fossiler Fische. Unzweifelhafte Reptilienreste finden sich erst in der Steinkohle und

Digitized by

häufiger in den darüberlagernden Gesteinen der Trias- und Juraformation. In letzterer zeigen sich die ersten Säugethiere, welche dann immer häufiger werden und endlich ihre heutige Bedeutung erlangen.

Dieser geologisch nachgewiesene Fortschritt der Organisation, wenn man ihn so nennen will, ist aber nichts weniger als derjenige, welchen die Hypothese Darwins verlangt. Denn es folgt nothwendig daraus, daß jeder Organismus und jede Organismenklasse zu ihrer Existenz ganz bestimmte Lebensbedingungen verlangt. In den ältesten Zeiten, wo die Erde noch ganz mit Wasser bedeckt war, konnten auch nur Wasserorganismen leben, die an sich im Allgemeinen unvollkommener sind, als die entsprechenden des Landes. Mit der Erhebung des letztern über das Meeresniveau entstanden aber neue Lebensbedingungen und mit diesen neue Organismen, die eine um so größere Mannigfaltigkeit zeigen, ja verschiedenartiger mit der Zunahme des Landes und der Änderung der klimatischen Verhältnisse die Lebensbedingungen selbst wurden. Den so bedingten Fortschritt der Organisation verlangt also nicht die Selectionshypothese allein, sondern jede Ansicht, die daran festhält, daß alle Organisation in nächster Beziehung zu der umgebenden Außenwelt steht, und daß sich die letztere im Verlauf der geologischen Perioden geändert hat.

Der von Darwins Hypothese verlangte Fortschritt muß sich darin zeigen, daß die Arten einer und derselben Gattung oder Familie, welche mehrere geologische Perioden hindurch ausdauerte, in den jüngern Formationen eine höhere Organisation aufweisen, als diejenigen, welche in den älteren Ablagerungen ihre Überreste zurück gelassen haben. Stehen nun aber die Fische, welche wir aus den silurischen und devonischen Formationen kennen, auf einer nur um das Geringste tieferen Organisationsstufe als diejenigen der heutigen Meere? Oder, wenn unsere Gefäßkryptogamen: Farrenkräuter, Bärlappe und Schachthalme, wirklich von denjenigen der Steinkohle und Trias abstammen sollten, sind sie nicht degenerirte Zwerge gegen ihre riesigen Vorfahren? Und worin zeigt sich denn die höhere Organisation der jetzigen Nadelhölzer gegen diejenigen der Triaszeit? Aber Darwin weiß selbst sehr wohl, daß dieser Fortschritt nicht nachweisbar ist, und gesteht z. B., „daß gewisse Brachiopoden (Lingula) von einer äußerst weit zurückliegenden geologischen Periode an nur wenig modificirt worden sind, und daß gewisse Land- und Süßwassermollusken von der Zeit an,

Digitized by Google

wo sie, soweit es bekannt ist, zuerst erschienen, nahezu dieselben geblieben sind."[1]

Glaubten wir nun aber, daß Darwin bei der deutlichen Sprache solcher Thatsachen in Verlegenheit wäre, so täuschen wir uns sehr; in der „natürlichen Zuchtwahl" hat er sich eben ein Agens verschafft, welches er ganz nach Wunsch zu dirigiren vermag. Läßt er dasselbe einmal „täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt sein, eine jede, auch die geringste Abänderung zu prüfen, sie zu verwerfen, wenn sie schlecht, und sie zu erhalten und zu vermehren, wenn sie gut ist;"[2] — so steht dem durchaus nicht im Wege, daß ein anderesmal für diese unersetzliche Zuchtwahl „keine Nöthigung vorhanden ist, dem Fortschreitungsprozeß der einmal bis zu einem gewissen Punkte gediehenen Organisation noch fortdauern zu lassen".[3] So verdanken wir denn, außer allem Andern, Darwin auch den ganz neuen Begriff einer Naturkraft, welche bald nothwendig handeln muß, bald ihre Thätigkeit sistiren kann, ganz nach Bedarf der eben geforderten „wissenschaftlichen" Erklärung irgend einer Thatsache; es ist daher auch so ziemlich unmöglich, eine Erscheinung zu beobachten, welche durch unsere großen Forscher nicht rein „wissenschaftlich" begründet werden könnte. Anerkennenswerth ist es daher, wenn er gesteht, daß „es für seine Theorie allerdings verderblich sein würde, wenn nachgewiesen werden könnte, daß die erwähnten Brachiopoden zuerst in der Kambrischen Formation aufgetreten wären; denn wenn dieß bewiesen würde, so wäre die Zeit nicht hinreichend gewesen, um die Organismen bis zu dem dann erreichten Grade entwickeln zu lassen."

Nun ist es zwar wahr, daß die Kambrische Formation unter allen unzweifelhafte Fossilien führenden Bildungen die älteste ist, und daß Linarsson[4] in den tiefsten Schichten derselben, welche dem Gneiß unmittelbar auflagern, schon eine Brachiopode aus einer noch heute existirenden Gattung auffand (Lingula monilifera), von der er glaubt, daß sie die älteste aller bis jetzt bekannten Weichthiere sei; aber was verschlägt das für Darwin? Weßhalb sollte man denn nicht behufs „wissen-

---

[1] Entstehung der Arten S. 413. Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1872. I. S. 260 und 1873. II. S. 396.

[2] l. c. S. 96. [3] l. c. S. 413.

[4] On some fossils found in the Eophyton Sandstone et Lugnas in Sweden. 1869.

Digitized by Google

ſchaftlicher Erklärung“ dieſe Thatſache annehmen können, daß „ſchon vor der Ablagerung der älteſten Kambriſchen Schichten eben ſo lange oder wahrſcheinlich noch längere Zeiträume verfloſſen ſind, als der ganze Zeitraum von der Kambriſchen Zeit bis auf den heutigen Tag“? Und weßhalb ſollte nicht „die Erdoberfläche während dieſer unendlichen Zeiträume von lebenden Geſchöpfen dicht bewohnt geweſen ſein“ [1], wenn man auch nicht eine Spur derſelben nachzuweiſen vermag?

„Nach der Theorie der natürlichen Zuchtwahl haben alle lebenden Arten mit der Stammart jeder Gattung durch Charaktere in Verbindung geſtanden, deren Unterſchiede nicht größer waren, als wir ſie heutzutage zwiſchen den natürlichen und domeſticirten Varietäten einer und derſelben Art ſehen; und dieſe jetzt gewöhnlich erloſchenen Stammarten waren ihrerſeits wieder mit älteren Arten verkettet; und ſo immer weiter rückwärts, bis endlich alle in dem gemeinſchaftlichen Verfahren einer jeden großen Klaſſe zuſammentreffen. So muß daher die Anzahl der Zwiſchen- und Übergangsglieder zwiſchen allen lebenden und erloſchenen Arten unbegreiflich groß geweſen ſein; aber ſicherlich haben ſie, wenn die Theorie richtig iſt, auf der Erde gelebt.“ [2]

Billigerweiſe dürften wir nun erwarten, daß Darwin dem Minimum der Anforderung an einen Inductionsbeweis zu genügen und zu zeigen ſich beſtreben werde, daß nach den paläontologiſchen Beobachtungen *in der Regel* nicht nur die verſchiedenen Arten einer Gattung und die verſchiedenen Gattungen einer Familie, ſondern auch die verſchiedenen Familien einer Ordnung und die verſchiedenen Ordnungen einer Klaſſe u. ſ. w. ſich wirklich durch eine größere oder geringere Anzahl von Übergangsformen mit einer erſten Stammform verbinden laſſen. Leider findet er es aber bequemer, durch eine Reihe eigenthümlicher Erwägungen es „begreiflich“ finden zu laſſen, daß eine derartige Anforderung eine Unbilligkeit enthalte, um damit ein für allemal ſeine „Theorie“ der Möglichkeit einer Controle zu entziehen.

Zu dem Behufe legt Darwin zunächſt das allergrößte Gewicht auf unſere außerordentliche Unkenntniß und erinnert uns daran, daß „nur ein kleiner Theil der Erdoberfläche geologiſch unterſucht und noch keiner mit erſchöpfender Genauigkeit erforſcht ſei, wie die noch jährlich in Europa auf einander folgenden wichtigen Entdeckungen bewieſen.“ [3] Letzteres,

[1] Entſtehung der Arten S. 385.
[2] l. c. S. 385. [3] l. c. S. 364.

Digitized by Google

auf welches sich diese Untersuchung hauptsächlich erstrecke, sei aber „vom Nordkap bis zum Mittelmeere, und von England bis Rußland nicht größer, als etwa der malaische Archipel. Nun sei dieser zwar eine der an Organismen reichsten Gegenden der Erdoberfläche; und doch, wie unvollständig würden die in ihm vorhandenen Arten, auch wenn man alle sammelte, welche jemals gelebt haben, die Naturgeschichte der Erde vertreten"? [1]

Wenn wir es auch völlig in der Ordnung finden, daß Darwin „unsere große Unwissenheit gebührend eingesteht", so müssen wir doch allein in der eminent „wissenschaftlichen" Richtung seiner Bestrebungen eine Rechtfertigung nicht nur für die Aufstellung der vielen Hypothesen erblicken, durch welche er die Lücken unserer Kenntniß auszufüllen strebt, sondern auch für die suavis violentia, mit welcher er diesen die erforderliche Anerkennung zu verschaffen sucht. Hätte Jemand, um uns an Darwins Beispiel zu halten, nur den malaischen Archipel durchforscht, so würden wir, selbst wenn er alle Arten desselben gesammelt hätte, es als einen hohen Grad von Anmaßung ansehen, wenn er aus dem zoologischen Befunde desselben einen Schluß machen wollte auf die heutige Gesammtfauna aller Länder, See'n und Meere der Erde. Was würden wir aber sagen, wenn derselbe es unternähme, hierauf eine Geschichte der Thierwelt zu begründen, welche von der Bevölkerung der Erde seit dem ersten Erglimmen des Lebens bis auf den heutigen Tag erzählen soll?

Sind nun wirklich unsere paläontologischen Kenntnisse so lückenhaft, wie Darwin zu Gunsten seiner „Theorie" es vorgibt? Es ist allerdings nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Erdoberfläche geologisch durchforscht; geschah dieses aber wirklich mit einer solchen Oberflächlichkeit, daß man die Nichtentdeckung der Darwin'schen Zwischenformen auf ihre Rechnung schreiben kann? Mögen auch die geologischen Bildungen des einen oder andern europäischen Landstriches noch wenig bekannt sein, so sind sie dagegen in andern Gegenden mit einem solchen Fleiße nach allen Richtungen untersucht, daß wir berechtigt sind, in ihren Fossilien ein ungefähres Bild der jezeitigen Zusammensetzung der betreffenden Lokalfauna zu erblicken. Wir erinnern nur an Formationen Englands, auf dem Continente an die Juraformation Süddeutschlands, sowie die Silurformation Böhmens, welch' letztere Barrende mit so außer-

[1] Entstehung der Arten S. 377.

Digitized by Google

ordentlicher Sorgfalt und Ausdauer mehr als vierzig Jahre hindurch durchforscht hat. Weßhalb denn treten uns in ihnen niemals Repräsentanten jener „unbegreiflich großen Anzahl von Übergangsgliedern" entgegen, welche jedenfalls auf der Erde gelebt haben, wenn die Theorie Darwins richtig ist?

Aber, „es ist äußerst wichtig, sich zu erinnern, daß die Naturforscher keine feste Bestimmung haben, um Arten von Varietäten zu unterscheiden"; und zudem „ist es eine bekannte Sache, auf was für äußerst kleine Unterschiede manche Paläontologen ihre Arten gegründet haben. Einige erfahrene Conchyliologen setzen jetzt viele von den sehr schönen Arten d'Orbigny's u. A. zum Range bloßer Varietäten herunter, und thun wir dieß, so erhalten wir die Form von Beweis für die Abänderung, welche wir nach meiner Theorie erwarten müssen."[1] Soll diese „Form von Beweis" wirklich die Existenz „der unbegreiflich großen Anzahl von Übergangsgliedern" nachweisen, so müssen wir die außerordentliche Genügsamkeit Darwins bewundern. Wurde es doch niemals in Abrede gestellt, daß die Organismen und besonders die Conchylien in der allein fossilfähigen Schale abgeändert haben und noch heute abändern. Soll aber mit einer Abänderung in den Schalen einer Anzahl von Conchylien auch der Nachweis dahier geliefert sein, daß die scharf getrennten Arten einer bestimmten geologischen Zeit in der Regel durch eine „unbegreiflich große Anzahl von Übergangsformen" mit einer gemeinsamen frühern Stammform verbunden waren, so erblicken wir darin nur ein quid pro quo.

Doch „die Behauptung, die Geologie liefere keine vermittelnden Formen, ist sicherlich falsch. Sir J. Lubbock sagt: jede Art ist ein Mittelglied zwischen andern verwandten Formen."[2] Wir unsererseits vermögen hierin nichts weiter, als den Nachweis zu erkennen, daß eben nicht jede Art nach einem ihr allein eigenthümlichen Schema gebaut ist. Diese Erkenntniß aber brauchen wir nicht erst den paläontologischen Forschungen zu entnehmen; die Thatsache, daß jeder Organismengruppe als solcher ein Bautypus zu Grunde liegt, welcher in den einzelnen Arten bald mehr, bald minder modificirt zum Vorschein kommt und so die Einheit in der organischen Natur bei der größten Mannigfaltigkeit begründet, tritt uns offen genug aus den heute existirenden Wesen entgegen. Sie sagt uns aber, wie wir früher sahen, nicht das Geringste

[1] Entstehung der Arten S. 374 u. 375. [2] l. c. S. 377.

Digitized by Google

über die gemeinſame Abſtammung dieſer Arten von einem einzelnen Stammpaare.

Dieſe Bemerkungen Darwins über die Orbigny'ſchen Conchylien und die Lubbock'ſchen Mittelglieder, ſo ziemlich das Einzige, was er ſelbſt von Thatſachen vorbringt, veranlaſſen uns zu einer Erwähnung der wichtigſten unter jenen paläontologiſchen Funden, welche ſeine Anhänger zu Gunſten der „Theorie" auszubeuten pflegen. Da ſteht denn in allererſter Reihe eine Unterſuchung Hilgendorfs, welcher in einem beim Dorfe Steinheim auf der rauhen Alp nordöſtlich von Ulm ausgebildeten Süßwaſſerkalke nicht weniger als 19 Varietäten einer Schnecke nachwies, welche er Planorbis multiformis genannt hat. Die Vertheilung dieſer Varietäten findet ſo ſtatt, daß gewiſſe in einzelnen der 40 unterſcheidbaren Schichten vorherrſchen, an den Grenzen der Schichten aber Übergänge zu den nachfolgenden Formen ſich vorfinden[1]. Hier ſeien alſo die Varietäten der unterſten und oberſten Schichten ganz ſo, wie es die Darwin'ſche Theorie verlange, durch Zwiſchenformen verbunden. — Aber iſt denn wirklich damit, daß eine und dieſelbe Art eine lange Zeit beſtehen blieb und wegen der Plaſticität ihrer Form unter dem Wechſel der klimatiſchen Verhältniſſe variirte, auch der Nachweis geliefert, daß ſcharf unterſchiedene Arten, oder Gattungen, Familien u. ſ. w. durch unzählige Zwiſchenformen verbunden waren? So wenig, daß Darwin ſelbſt, der doch nicht leicht eine ausbeutungsfähige Thatſache unberückſichtigt läßt, auf dieſe auch nicht das geringſte Gewicht legt. Wenn dagegen Weißmann[2] uns dadurch von der großen Bedeutung derſelben für die Selektionshypotheſe überzeugen will, daß er meint, jene Formen könnten recht gut als eigene Arten fungiren, ſo verurtheilt ſich dieſe Annahme von ſelbſt. In Wirklichkeit beweiſt die Beobachtung Hilgendorfs nur, daß früher die Unterſchiede zwiſchen natürlichen Varietäten einer und derſelben Art nicht größer waren, als heutzutage; nicht aber, daß „alle Arten mit der Stammart ihrer Gattung durch Charaktere in Verbindung geſtanden haben, deren Unterſchiede nicht größer waren, als wir ſie heutzutage zwiſchen den natürlichen und domeſticirten Varietäten einer und derſelben Art ſehen."[3]

---

[1] Monatsbericht der Berl. Akad. 1866, S. 474 ff. Darwin ſpricht nur S. 371 von „einem äußerſt merkwürdigen Fall von 10 abgeſtuften Formen", und verſetzt die Süßwaſſerbildung in die Schweiz.

[2] Über den Einfluß der Iſolirung auf die Artbildung. Leipzig 1872.

[3] Entſtehung der Arten S. 358.

Digitized by Google

Ganz in dieſelbe Rubrik gehören die „Formenreihen“, welche Dr. Waagen bezüglich einer Art foſſiler Cephalopoden[1] und Dr. Meyer bei vier Arten foſſiler Schnecken[2] nachgewieſen hat, und welche man ebenfalls zu Gunſten der Darwin'ſchen Hypotheſe auszubeuten ſuchte. In dieſen „Formenreihen“ erhalten wir eine Anzahl zeitlich auf einander folgender Varietäten, nur daß dieſelben es hier theilweiſe wirklich zu eigenen „Arten“ gebracht haben. Dabei iſt es nun allerdings gut, ſich mit Darwin daran zu erinnern, „auf was für äußerſt kleine Unterſchiede manche Paläontologen ihre Arten gegründet haben, und daß ſie dieß um ſo leichter thun, wenn ihre Exemplare aus verſchiedenen Etagen einer Formation herrühren.“[3] Dieſe „Formenreihen“ mögen einen neuen Beweis für die Plaſticität der thieriſchen Form bei einzelnen Arten abgeben, eine Plaſticität, welche, wie wir früher ſahen, ebenſo leicht aus heutigen Organismen erwieſen werden kann; — einen Beweis für die Selections-„Theorie“ aber vermögen wir in dieſer Plaſticität nicht zu erkennen.

Scheinbar eine größere Bedeutung haben diejenigen foſſilen Formen, welche als evidente Zwiſchenglieder zwiſchen verſchiedenen Familien oder gar Klaſſen angeführt zu werden pflegen. Von ihnen wollen wir, um nicht gar zu lang zu werden, nur die drei ausgezeichnetſten erwähnen. Da tritt uns denn zuerſt in den lithographiſchen Schiefern von Solenhofen der wunderliche Pterodactylus entgegen: ein fliegendes Reptil, welches mit den Vögeln hohle, mit Luftlöchern verſehene Längenknochen und eine große Lücke zwiſchen den Augen und Naſenhöhlen gemein hat, während die bedeutende Verlängerung des fünften Zehenknochens der vordern Extremitäten an die verlängerten Finger der Fledermäuſe erinnert. Zwar iſt es uns unmöglich, einzuſehen, wie jene Eigenthümlichkeiten dem Pterodactylus etwas von ſeiner Reptiliennatur nehmen, oder etwas von der Natur eines Vogels oder einer Fledermaus geben können; müßten wir ja ſonſt z. B. im Chamäleon wegen ſeiner Greiffüße und ſeines langen Greifſchwanzes auch eine Zwiſchenform zwiſchen Eidechſen

---

[1] Die Formenreihen des Ammonites subradiatus. Verſuch einer paläontolog. Monographie. München 1869. Dr. Waagen begnügt ſich mit der einfachen Erörterung der Thatſachen.

[2] Catalogue systématique et descriptif des fossiles des terrains tertiaires qui se trouvent au Musée féderal à Zürich.

[3] Entſtehung der Arten S. 375.

Digitized by Google

und denjenigen Affen ſehen, welche ſich ebenfalls dieſer Organe erfreuen. Aber ſolche Kleinigkeiten verdienen keine „wiſſenſchaftliche“ Berückſichtigung und daher iſt es über allen Zweifel erhaben, daß wir im Pterodactylus eine Zwiſchenform beſitzen, welche „drei Viertel eines Reptils und ein Viertel theils eines Vogels, theils einer Fledermaus“ [1] hat. Offenbar ſpalteten ſich alſo die Descendenten desſelben in zwei Linien, von denen die eine im Kampfe um's Daſein die Länge ihrer Vorderzehen und die dieſe letzteren unter ſich und mit den hintern Extremitäten verbindende Flughaut immer mehr ausbildete und beides ſchließlich in der Urfledermaus zur höchſten Vollendung brachte. Fledermäuſe ſind alſo nach dieſer ganz neuen, aus Wagner's Zwiſchenform nothwendig hervorgehenden Anſicht die Stammformen wenigſtens einer Anzahl von Säugethieren. Zu dieſer Vaterſchaft neuer Thiergeſchlechter erhoben ſie ſich unter dem Einfluſſe der natürlichen Zuchtwahl, welche es für gut fand, ihnen zum Theil dieſelben Eigenſchaften wieder abzuzüchten, welche ſie ihren Vorfahren angezüchtet hatte.

Die andere Linie der Pterodactylus-Nachkommen benützte die ererbte Pneumatizität der Längenknochen und die Lücke zwiſchen Augen- und Naſenhöhle, um ſich im Kampfe um's Daſein zur Stammform der Vogelwelt zu erſchwingen. Und merkwürdig! Während die natürliche Zuchtwahl ſonſt, wie wir ſpäter ſehen werden, zur Umbildung einer Art „unendlicher“ Zeiträume bedarf, war in dieſer der Trieb, ſich eine ſolche Würde zu erkämpfen, ſo bedeutend, daß ſie es noch in derſelben Jurazeit ſoweit brachte. Denn in dem gleichen Schieferbruche, der den Pterodactylus der Nachwelt aufbewahrte, wurde auch „das älteſte bekannte Urbild eines Vogels“, der merkwürdige Archaeopteryx gefunden. War der Pterodactylus „drei Viertel Reptil und ein Viertel Vogel“, ſo iſt der Archaeopteryx „drei Viertel Vogel und ein Viertel Reptil.“ Und weßhalb ein Viertel Reptil? Weil er nichts weniger als einen langen Schwanz hatte. Denken wir uns einen Vogel mit einem langen Schwanz! Blieb nicht dieſer „Reptilienſchwanz“ als ein offenbares „Erbtheil von den Thieren, von welchen er ſtammte, um ſo dem Archaeopteryx den Stempel der Umwandlung in unverkennbarſter Weiſe aufzudrücken?“ Schade nur, daß Prof. Owen ſchon zehn Jahre, bevor

[1] So der durch ſein „Migrationsgeſetz“ bekannt gewordene Dr. Moritz Wagner in einem Aufſatze im „Ausland“ 1871. Dieſem ſind auch die folgenden Citate entnommen.

Digitized by

Herr Wagner uns von der Erbſchaftsangelegenheit des Archaeopteryx erzählt, nachgewieſen hat, daß derſelbe ein unzweifelhafter Vogel iſt und ſeine anormalen Eigenſchaften ihn nichts weniger als einem Reptil nähern.[1] — Doch ſehen wir hiervon einmal gänzlich ab; weßhalb ſoll denn jener lange, mit Federn bedeckte Schwanz dieſes „Urbildes“ gerade ein Reptilienſchwanz, und nicht vielmehr ein Säugethierſchwanz ſein? Weßhalb ſoll ihn der Archaeopteryx gerade von einem Reptil und nicht lieber von einem Hunde, einer Katze, oder wenn wir wollen, von einem Eichhorn vererbt haben? Es ſind uns zwar keine Überreſte dieſer Thiere aus der Jurazeit oder noch frühern Perioden bekannt; aber wenn Jemand auf dieſen Umſtand Gewicht legen wollte, ſo würde er ſeine „tiefe Unwiſſenheit“ vergeſſen und nicht „im Sinne halten, daß erſt nur ein kleiner Theil der Erde geologiſch unterſucht worden iſt.“[2] Beſonders aber würde er nicht daran denken, daß es „hinſichtlich der Landbewohner, welche in der paläozoiſchen und ſecundären Zeit gelebt haben, überflüſſig iſt, darzuthun, daß unſere, auf foſſile Reſte ſich gründende Kenntniß im äußerſten Grade fragmentariſch iſt.“[3]

Aber erſt die dritte geologiſche Zwiſchenform, der gewaltige Beherrſcher der Jurameere, der ungeſchlachte Ichtyosaurus! Theilte ſich die Nachkommenſchaft des Pterodactylus nur in eine Vogel- und eine Fledermauslinie, ſo begründete dieſer eine ganze Menge von Descendenzreihen. Die erſte legte alle Eigenheiten desſelben mit Ausnahme der langen Schnauze, des Halſes und der Floſſenfüße ab und gipfelte ſchließlich im Urdelphin; die zweite Reihe verwandte ihre Aufmerkſamkeit auf die Erhaltung der eigenthümlichen Form der Schädelknochen ihres Stammvaters und entpuppte ſich mehr und mehr als Ureidechſe; damit auch einſtens das Monitor- (Warneidechſen-) Geſchlecht zur Exiſtenz komme, glaubte eine dritte Reihe außerdem auch das Bruſtbein nicht unbeachtet laſſen zu ſollen; die ſich zum Urkrokodil entwickelnde vierte Reihe legte beſonders Gewicht auf die prächtigen Kegelzähne, und eine fünfte und ſechste endlich machte die Erhaltung des knöchernen Augenringes für ihre ſich zu Schildkröten und Vögeln durchkämpfenden

---

[1] On the Archaeopteryx of von Meyer, with a description of the fossil remains of a longtailed species, from the lithographic stone of Solenhofen. Philosophicae Transactions. 1863. p. 33.

[2] Entſtehung der Arten S. 419.

[3] l. c. S. 365.

Digitized by Google

Sproſſen zum Gegenſtand ihrer ganz vorzüglichen Sorge. — In der That, was kann man mehr von einer descendenztheoretiſchen Zwiſchenform verlangen?

Dieſelbe erinnert uns an ein anderes, unbegreiflicherweiſe vergeſſenes Prachtexemplar, welches ſich dem Ichthyosaurus würdig zur Seite ſtellt und vielleicht deßhalb noch intereſſanter iſt, weil es noch jetzt exiſtirt. Denn wer wollte beſtreiten, daß das neuholländiſche Schnabelthier eine ebenſo merkwürdige Stammform für die Vogel- und Säugethierklaſſe abgibt? Ihm haben zweifelsohne die Vögel ihre verwachſenen Schädelknochen und ihr doppeltes Schlüſſelbein, die Nickhaut ihrer Augen und den Mangel äußerer Ohrmuſcheln zu verdanken; auf dieſes führen die Enten ihren Schnabel, die Männchen der Hühnervögel ihre ritterlichen Sporen, der behelmte Kaſuar und der wunderliche Kiwi die Lage ihrer Naſenlöcher in der Nähe der Schnabelſpitze zurück; und wenn das Becken der Beutelthiere die Beutelknochen trägt, die Maulwürfe keine Ohrmuſcheln beſitzen, die Robben ſich der Schwimmfüße erfreuen u. ſ. w., ſo haben wir darin nur Erbſtücke vom ſchnabelthierartigen Urſäuger zu erblicken.

So hätten wir alſo wirklich eklatante Beweiſe dafür, wie unbegründet der Einwand gegen die Darwin'ſche „Theorie“ iſt, daß die verſchiedenen Thierfamilien durch unausfüllbare Lücken von einander getrennt ſeien. Nur das bleibt uns durchaus räthſelhaft, daß Darwin ſelbſt auf dieſe herrlichen „Zwiſchenformen“ nicht das mindeſte Gewicht legt, ja ſie nicht einmal als ſolche anführt. Sollten ihm unbegreiflicherweiſe dieſe „großartigen Zeugniſſe“ für ſeine „Theorie“ entgangen ſein? Oder ſollte er vielleicht an ihrer wirklichen Verwendbarkeit nicht unbegründete Zweifel gehegt haben? Hätte er es deßhalb für nützlicher gehalten, aus allgemeinen Vermuthungen es „begreiflich“ finden zu laſſen, daß es unbillig ſei, an ſeine „Theorie“ die Anforderung eines Nachweiſes von Zwiſchenformen zu ſtellen? Faſt möchte uns letzteres der Fall zu ſein ſcheinen, da er nach Erwähnung der Lubbock'ſchen „Mittelglieder“ fortfährt: „Was die geologiſchen Forſchungen nicht enthüllt haben, iſt das frühere Daſein der unendlich zahlreichen Abſtufungen vom Range wirklicher Varietäten zur Verkettung aller unſerer jetzigen Arten mit ausgeſtorbenen Species.“ Zwar geſteht Darwin hierdurch ſelbſt, daß die geologiſchen Forſchungen ganz genau dasjenige *nicht enthüllt haben*, was ſeine „Theorie“ verlangt; aber er meint, „dieſes dürfe man auch nicht erwarten“, und läßt verſtehen, daß es unbillig ſei, wenn

Digitized by

„dieſes dennoch wiederholt als ein ſehr bedenklicher Einwurf gegen ſeine Anſichten vorgebracht werde.“ [1]

Nehmen wir die angeführten Worte, wie ſie liegen, ſo ſcheint ihnen (ob wiſſentlich oder nicht, berührt dieſe rein objective Beurtheilung der Darwin'ſchen Beweisführung durchaus nicht) eine eigenthümliche Taktik untergelaufen zu ſein. Unbillig wäre es allerdings, von Darwin den Nachweis zu verlangen, daß „alle unſere jetzigen Arten mit ausgeſtorbenen Species durch unendlich zahlreiche Abſtufungen verkettet geweſen ſeien;“ das will aber doch gewiß nicht ſagen, daß man billigerweiſe auch nicht erwarten dürfe, daß der Anforderung an jeden gültigen Inductionsbeweis Genüge geſchehe und eine ſolche Verkettung, wenn auch nicht gerade durch „unendlich zahlreiche“, ſo doch durch irgend welche Abſtufungen als Regel paläontologiſch dargethan werde. Auch dort, wo in den obern Ablagerungen mächtiger Formationen andere Arten derſelben Gattung auftreten, wie in den untern, dieſen Nachweis „nicht erwarten dürfen“, und ſich darüber wundern, daß der Mangel desſelben „wiederholt als ein ſehr bedenklicher Einwand gegen die Anſichten Darwins vorgebracht werde“ — erinnert lebhaft an die Form von Beweis, welche heute in maßgebenden Kreiſen ſo beliebt iſt. Man möchte z. B. irgend eine Inſtitution beſeitigen; gut, ſie wird einer Reihe von Verbrechen beſchuldigt; aber Beweiſe! Ei bewahre; wo die Behauptungen von ſolchem Orte aus aufgeſtellt werden, iſt dieſes Verlangen ſo anmaßend, daß man ſich billigerweiſe wundern muß, wie man Beweiſe verlangen und den Mangel derſelben als einen bedenklichen Einwand gegen die Wahrheit jener Anſchuldigungen vorbringen kann.

Heinr. Kemp S. J.

Aus grauer Vorzeit.

Wir machten bereits früher in dieſer Zeitſchrift auf die vielfache Übereinſtimmung der Reſultate der Aſſyrologie mit den Angaben des Alten Teſtamentes und neuerdings auf den frappanten Einklang des beiderſeitigen Sündfluthberichtes aufmerkſam; kaum ein paar Seiten

[1] Entſtehung der Arten S. 377.

Digitized by Google

weiter wurden in der Abhandlung über „Bibel und Chronologie“ wiederum „die Errungenschaften der Neuzeit in Entzifferung der Keilinschriften“ hervorgehoben, auf welche die Geschichtsforschung mit berechtigtem Selbstgefühle hinweise. Diese Errungenschaften sind aber bis auf diesen Tag eher noch als ein Kastengeheimniß weniger Eingeweihter, denn als ein Gemeingut aller Gebildeten zu betrachten. Selbst in unseren neueren deutschen Geschichtshandbüchern finden wir dieselben nur flüchtig berührt. Kein Wunder! Bot doch bis herauf in das letzte Jahrzehnt die Aufeinanderfolge der einzelnen Könige wie die Lesung ihrer Namen des Unsicheren beinahe mehr als des Sicheren; und gar die Chronologie lag vollends im Argen. So konnte denn auch noch eines unserer jüngsten und gediegensten Handbücher der Weltgeschichte die Besprechung dieses Gegenstandes mit dem Satze einleiten: „Die Geschichte Assyriens vor Phul ist noch ein leeres Blatt, das erst künftige Entdeckungen vollschreiben werden.“ [1]

Es ist nun selbstverständlich nicht dieses „leere Blatt“, welches oben mit dem Namen „Errungenschaften der Assyrologie“ gemeint war; Dank dem unermüdlichen Fleiße ihrer Adepten, hat vielmehr diese Wissenschaft, gleich so manchen anderen, in den letzten Jahren anerkennenswerthe Fortschritte gemacht, und vor Allem Ordnung und Sicherheit in ihre bereits gewonnenen Resultate gebracht. Für ihre historischen Data hat sie eine feste chronologische Grundlage gewonnen; über die Gleichzeitigkeit mehrerer Herrscherreihen der ältesten Zeit und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander hat sie neues Licht verbreitet; die Lesung mancher Eigennamen aus eben dieser Zeit ist endgiltig gesichert. Das Hauptverdienst gebührt hier wohl den Herren Fr. Lenormant und G. Smith [2].

Wir wollen es heute versuchen, an deren Hand in allgemeinen Zügen die Geschichte der ältesten Reiche Vorderasiens, sowie sie aus den Monumenten uns entgegentritt, die bescheidenen Anfänge, wie die üppige Entfaltung ihrer Macht, die Kriegsthaten und Friedenswerke ihrer Herrscher zu skizziren. Wir prätendiren nicht, neues Licht über Fragen zu verbreiten, über welche die Assyrologen selbst noch im Unklaren sind. Wir wollen den Leser nicht durch trockene Aufzählung fremdklingender

---

[1] Weiß, Weltgeschichte I. S. 14.

[2] Fr. Lenormant, Études Accadiennes. Paris 1873; G. Smith, Notes on the early history of Assyria and Babylonia, London 1872.

Digitized by Google

Königsnamen ermüden; wo die Forſchung noch Lücken gelaſſen hat, geſtehen wir dieſelben gerne ein. Wir wollen es dem Leſer bloß ermöglichen, mit eigenen Augen die mehrerwähnten Errungenſchaften zu überblicken.

I.

Keine Geſchichte ohne Chronologie: wo feſte chronologiſche Anhaltspunkte fehlen, da iſt es auch ſchwer, die Geſchichte vom Mythus zu unterſcheiden und auszuſcheiden. Die aſſyriſche Geſchichte bietet ſolche Anhaltspunkte, ſelbſt für die älteſte Zeit. Wir haben bereits früher auf die Eponymen-Liſte hingewieſen, jenes Verzeichniß aſſyriſcher Hofbeamten, nach welchen die Aſſyrer das Jahr benannten, wie ſpäter die Griechen und Römer nach Archonten und Conſuln. Dieſe Liſte reicht ununterbrochen bis in das Ende des zehnten Jahrhunderts v. Chr. zurück; doch iſt der Gebrauch der Eponymen ſelbſt viel älter, er iſt bereits im vierzehnten Jahrhunderte v. Chr. erweislich. Außerdem liefern uns die Monumente mehrere andere ſchätzbare Stützpunkte, die wir hier in kurzer Überſicht zuſammenſtellen:

1) Sennacherib erobert Babylon (nach Smith 689, nach Lenormant 684) und bringt als Trophäen die Götzenbilder nach Ninive zurück, welche 418 Jahre vorher der babyloniſche König Merodachidin-achi nach Beſiegung des aſſyriſchen Königs Teglathpalaſſar I. aus der Stadt Hekali weggeführt hatte. — Alſo c. 1105 Teglathpalaſſar I. in Aſſyrien.

2) Bei Anlaß einer Einnahme Babylons (704, 689 oder 684) findet Sennacherib im Schatzhauſe daſelbſt das königliche Siegel Teglathſambans I. wieder auf, welches 600 Jahre da gelegen hatte. Wie es hingekommen, iſt unbekannt. Vielleicht ließ es dieſer König ſelbſt dort zurück, vielleicht auch verlor er es oder einer ſeiner Nachfolger in einem unglücklichen Kriege an die Babylonier. Jedenfalls iſt Teglathſamban I. um oder vor 1300 anzuſetzen.

3) König Aſſurdayan von Aſſyrien beabſichtigte den Anutempel in der Stadt Aſſur neu aufzubauen und ließ darum den alten Tempel niederreißen, 641 Jahre nach deſſen Erbauung durch Samasbin, den Sohn des babyloniſchen Königs Ismidagan; jedoch führte nicht Aſſurdayan ſelbſt, ſondern erſt 60 Jahre ſpäter Teglathpalaſſar I. den Neubau auf. — Alſo c. 1806 Samasbin, der Sohn Ismidagans.

Digitized by Google

4) 1635 Jahre[1] vor der Eroberung Suſa's durch Aſſurbanipal (c. 660) hatte der älamitiſche König Khodornakhunta die chaldäiſche Stadt Akkad erobert. — Alſo c. 2295 Khodornakhunta, König von Älam.

Um dieſe vier Data laſſen ſich die geſchichtlichen Angaben der Keilſchrifttexte ohne Mühe gruppiren. Wenn wir dieſe mit den ethnographiſchen Angaben des zehnten Kapitels der Geneſis combiniren, ſo erhalten wir folgendes Bild der älteſten Geſchichte des Euphrat-Tigris-Landes. In grauer Vorzeit wohnte dort eine ſemitiſch-chamitiſche Bevölkerung. Jenſeits des Tigris, in den Ebenen Suſiana's, hatte der Semite Älam eine Heimat gefunden. Im Mündungsgebiete der zwei Ströme und weiter hinauf im marſchigen Chaldäa bis gegen Babylon hin, dann wieder ſüdwärts herab, am Weſtufer des perſiſchen Meerbuſens, hatten Chams Nachkommen, Kuſch und Kanaan, ihre Wohnſitze aufgeſchlagen. Hierher, auf die Baharein-Inſeln Tylos und Aradus verlegt das einſtimmige Zeugniß des Alterthums die erſte Heimat der Phönizier. Hier gründete der Kuſchite Nimrod das älteſte der nachſündfluthlichen Reiche. Weiter nördlich, im eigentlichen Babylonien, wohnte die Mehrzahl der ſemitiſchen Stämme: Aſſur, als deſſen erſte Heimat die Geneſis Babylonien angibt, und wahrſcheinlich auch Lud, Aram und Arpharad. Land und Volk führte hier vor Alters den Namen Sungir oder Singir, das Sumir der ſpäteren Keilſchrifttexte, das „Sin'ar", Sennaar der Bibel[2].

Derſelbe Name klingt wieder in der von den Klaſſikern mehrfach erwähnten Stadt Singara und in dem Sindſchar genannten Höhenzuge. Hier im Lande Sennaar ſtand die alte Tetrapolis: Babel, Erech, Akkad und Chalanne (Gen. X, 10). Einigungspunkt all' dieſer verſchie-

---

[1] In einem Texte ſind angegeben 1635, in einem andern 1535 Jahre; daß letztere Angabe unrichtig und nur die erſtere richtig ſei, erhellt aus einem dritten Texte, wo der nämliche Zeitraum auf 2 Neren, 7 Soſſen und 15 Jahre, d. i. 1200 + 420 + 15 = 1635 Jahre angegeben wird.

[2] Dem hebräiſchen Buchſtaben Ajin entſpricht im Akkadiſchen, welches die Sprache der alten Chaldäer war, regelmäßig der g-Laut; vgl. zu Gen. XIV, 1, den Namen Lagamar (vgl. auch dieſe Zeitſchrift, 1873, IV, S. 66); Sin'ar hieß ſomit im Akkadiſchen Singar. Ferner iſt aus mehreren Beiſpielen erſichtlich, daß im Akkadiſchen ng häufig in m übergeht, und ſo iſt denn das in den Keilſchrifttexten ſo häufig wiederkehrende Sumir nur eine Corruption aus Sungir oder Sin'ar. — Die Könige von Babylon und nach ihnen die aſſyriſchen Könige führen ſtets den officiellen Titel: „König von Sumir und Akkad". — Vgl. Fr. Lenormant: Études Accadiennes, tom. I, p. 1. pag. 26 und p. 3. pag. 89.

Digitized by

denen Stämme war Babel — Babel, die „Gottesstadt", die Bewahrerin heiliger Überlieferungen, wie vorsündflutlicher Erinnerungen, von Priesterkönigen beherrscht.

Diese semitisch-chamitische Bevölkerung kam frühzeitig mit einem ostwärts aus den kurdischen Gebirgen heranziehenden Volke in Berührung. Seine Sprache wie die Lage seiner Heimath gliedern dasselbe in die große, von Japhet stammende turanische Völkerfamilie ein, welche in der mosaischen Völkertafel durch Magog, Thubal und Mosoch repräsentirt wird. Zuerst wohl drangen diese Turanier in Susiana ein, wo sie die semitischen Älamiten theils sich dienstbar machten, theils über den Tigris zurückdrängten. Auch diesen überschritten sie bald und verbreiteten sich im Mündungsgebiete der zwei Ströme. Akkad wurde erobert (jedenfalls durch Khodornakhunta c. 2295 v. Chr.) und der Mittelpunkt ihrer Macht, weßhalb sie fortan Akkadier genannt wurden; die Semiten aber gaben ihnen den Namen Kasid, d. i. „Eroberer", woher Chaldäer. Übrigens dürfen wir uns diese Turanier ebenso wenig wie die Chamito-Semiten als eine geschlossene Nation denken; wir haben es beiderseits nur mit Agglomeraten verwandter Stämme zu thun. Jeder einzelne Stamm hat sein besonderes Oberhaupt, baut sich seine eigene Stadt und führt Krieg auf eigene Rechnung. Daß hier wie bei allen Völkerwanderungen die angreifenden Turanier durchgehends im Vortheil blieben, darf nicht befremden, da stets neue Stämme aus den Gebirgen nachdrängten.

Es war jedenfalls diese älteste turanische Invasion, welche die Semiten und Chamiten aus ihrer Urheimath am untern Euphrat und Tigris vertrieb und über ganz Vorderasien zerstreute. Zuerst wohl mußten die Chamiten weichen: war ja der Landstrich, den sie inne hatten, eben derjenige, welchen die Turanier dießseits des Tigris zuerst eroberten. Die Kuschiten verbreiteten sich über Arabien und erkämpften sich endlich zu beiden Seiten der Straße Bab-el-Mandeb, in der Heimath des Weihrauches, Goldes und Elfenbeins, neue, bleibende Wohnsitze. Die Phönizier zogen quer durch die syrisch-arabische Wüste, der bekannten Karawanenstraße folgend, nach der Küste des Mittelmeeres. Indessen ward Babylonien von den aus Susiana und Chaldäa verdrängten Semiten überfüllt, das Land vermochte seine Bewohner nicht zu ernähren; manche Stämme wurden gewaltsam nordwärts geschoben, andere zogen aus freiem Antriebe von dannen. Nach zwei Hauptrichtungen hin, den zwei Hauptströmen entlang, zerstreuten sich die Völker: nach Norden

Digitized by Google

hin Aſſur und Arpharad, deren Letzteres dem Landſtriche Arrapachitis im Nordoſten Aſſyriens ſeinen Namen gegeben zu haben ſcheint; nach Nordweſten hin die Kanaaniter Lud und Aram. Lud fand erſt jenſeits des Taurus in Lydien das Ziel ſeiner Wanderungen; die verſchiedenen aramäiſchen Stämme nahmen das ganze Land zu beiden Seiten des mittleren Euphrat, Syrien und Meſopotamien, in Beſitz; die Kanaaniter erreichten wahrſcheinlich über Damaskus das Jordanland und veranlaßten ihrerſeits den Einfall der Hykſos in Ägypten.[1] Ihnen

[1] G. Rawlinſon (Herodotus vol. IV, Book VII. Essay II. p. 196 sqq. London 1862) ſtellt die mit Gen. X kaum vereinbare Vermuthung auf, die Phönizier ſeien keine Chamiten, ſondern Semiten geweſen. Seine Gründe ſind folgende: „Selbſt dem oberflächlichſten Beobachter kann der ſcharfe Contraſt zwiſchen dem Charakter der Phönizier und demjenigen der Kanaaniter nicht entgehen. Die Kanaaniter ſind übermüthige, unbändige Krieger, ſtolz auf ihre ſich bäumenden Roſſe und eiſernen Kriegswagen, weder des Handels pflegend, noch der Künſte des Friedens; die Phönizier ſind ſtill und friedſam, ein Volk von Kaufleuten, kluge Seefahrer, geübt in Handwerk und Künſten, kriegstüchtig nur zur See, nur auf Handel und Induſtrie bedacht. Während ferner zwiſchen den Kanaanitern und den Juden eine tödtliche und immerwährende Feindſchaft beſteht, welche erſt mit der vollſtändigen Ausrottung der Erſteren ihr Ende erreicht, herrſcht zwiſchen Juden und Phöniziern eine faſt ununterbrochene Freundſchaft — eine Freundſchaft, gepflegt von ihren frömmſten Königen, welche ſich doch ſicherlich nicht mit der verfluchten Raſſe befreundet hätten.“ (Was Rawlinſon ſonſt noch beibringt, iſt rein negativer Natur.) Die angezogenen Charakter-Unterſchiede erklären ſich hinlänglich durch die einfache Thatſache, daß die Auswanderung der Phönizier aus dem Euphrat-Tigris-Lande wahrſcheinlich einige Jahrhunderte vor derjenigen der Kanaaniter ſtattfand; es hatten ſomit die Phönizier alle Zeit gehabt, blühende Städte zu gründen, Handel und Gewerbe zu pflegen und mildere Sitten anzunehmen. Den Kanaanitern hingegen fiel ein zum Handel weit weniger geeignetes Land zu und zur Annahme milderer Sitten fehlte bei der ſteten Berührung mit den rieſenhaften, ungeſchlachten Ureinwohnern des Landes vollends jegliche Anregung. Was von dem „ſtillen, friedſamen“ Charakter der Phönizier geſagt wird, iſt befremdlich, wenn man ſich erinnert, wie phöniziſche Flotten im Dienſte der Pharaonen den Archipel und das ſchwarze Meer beherrſchten und wie Phönizier es waren, welche die Geſtade des Mittelmeeres ringsum mit ihren Kolonien beſäeten. Daß ſie ſich nur zur See „kriegstüchtig“ erwieſen, beweist bloß, daß ſie ſo klug waren, nur dort zu kämpfen, wo es für ſie etwas zu gewinnen gab. — Übrigens ſcheint uns nicht unwahrſcheinlich, daß ſich die beſagten Charakter-Unterſchiede zwiſchen Phöniziern und Kanaanitern bereits in der erſten, gemeinſamen Heimat am perſiſchen Meerbuſen ausgeprägt haben mögen; während dort die Phönizier an dem zum Handel einladenden Geſtade und auf den Inſeln wohnten, mochten die Kanaaniter tiefer im Innern ihre Wohnſitze haben. — Die Feindſchaft Israels mit den Nachkommen Kanaans erſtreckte ſich *ſo weit*, als Gott dieſelbe befohlen hatte, nämlich auf die Kanaaniter *innerhalb* des gelobten Landes; auch werden an verſchiedenen Stellen der heiligen Schrift die dem göttlichen Fluche verfallenen kanaanitiſchen Völkerſchaften namentlich aufgezählt; die Phönizier befinden ſich nicht unter ihnen.

Digitized by Google

folgte bald auch Abraham nach. Doch kehren wir an die Ufer des Euphrat zurück.

Wir werden da in jener ältesten Periode, die uns eben beschäftigt, mit mehreren gleichzeitig neben einander regierenden Königsreihen bekannt. Keiner steht wohl an Alter nach die Dynastie von Ur, der Vaterstadt Abrahams; nach ihren Bauten zu schließen, scheint fast ganz Chaldäa diesen Königen unterthan gewesen zu sein. Unter ihnen ragt hervor Likbagas (sonst Urukgelesen), der Erbauer der Ringmauern von Ur und zahlreicher Tempel in verschiedenen Städten; Dungi, ebenfalls Erbauer mehrerer Tempel u. A. Über Chaldäa hinaus reicht die Macht dieser Herrscher nicht: „Babylon behält gleichzeitig seine unabhängigen Priesterkönige, deren Namen durchaus semitisch sind."

Gleichzeitig mit den Dynasten von Ur begegnen wir einer babylonischen Stadt Karrak, deren Lage noch nicht genauer bestimmt werden kann, einer rein semitischen Dynastie, welche allmählich auch ganz Chaldäa sich unterwirft, ja ihre Herrschaft sogar bis nach Assyrien hin ausdehnt, denn ihr gehören Ismidagan und sein Sohn Samasbin, der Erbauer des Anutempels in der Stadt Assur, an. Hiemit sehen wir uns ganz bestimmt in's neunzehnte Jahrhundert v. Chr. versetzt. Übrigens scheint der Aufschwung der Dynastie von Karrak nur ein vorübergehender gewesen zu sein. Ismidagan selbst scheint das Reich getheilt zu haben; denn während ihm im Norden sein Sohn Samasbin folgte, vererbte er die Herrschaft über Chaldäa auf seinen anderen Sohn Gungunuv. Später sanken dessen Nachfolger wieder zu bloßen Stadtkönigen von Karrak herab.

Indessen erstarkt eine zu Agane, d. i. Sipara, einer nördlich von Babylon am Euphrat gelegenen Stadt, herrschende semitische Dynastie. Sargon I. (Sagaraktiyas) vereinigt ganz Babylonien und Chaldäa unter seinem Szepter, schlägt die Älamiter und führt glückliche Kriege, selbst in Syrien. Auf seinen Befehl werden die bisher gemachten astronomischen Beobachtungen[1], sowie die Aussprüche der Auguren gesam-

[1] Der Umstand, daß nach Kallisthenes die astronomischen Beobachtungen der Chaldäer bis 2234 v. Chr. zurückreichen, berechtigt nicht zu der Annahme, daß um eben jene Zeit König Sargon I. regierte. Eine Sammlung solcher Beobachtungen veranstaltet man wohl erst dann, wenn eine gewisse Anzahl derselben schon vorhanden ist. Eben so ungerechtfertigt ist die Bemerkung H. C. Rawlinson's (bei G. Rawlinson l. c. vol. I. Book I. Essay VI. pag. 353): „Der Anfang dieser astronomischen Beobachtungen müsse natürlich mit dem Anfange des Chaldäerreiches zusam-

Digitized by Google

melt und aufgezeichnet. Aber auch diese Glanzepoche sollte nicht von Dauer sein. Auf seinen nicht minder mächtigen Sohn Naram-Sin folgt in der Regierung eine Frau, Ellat-Bau, welche ganz Chaldäa an den König Rim-Aku von Larsam (jetzt Senkereh), Babylonien aber an Chammuragas (Chammurabi), den König der Cissier oder Cossäer, eines turanischen älamitischen Volkes, verliert. Noch dreißig Jahre herrscht Rim-Aku über Chaldäa; er besiegt Ris-Bin, den letzten König von Karrak, um endlich selbst den Cissiern zu unterliegen. Chammuragas zuerst macht Babylon zur Hauptstadt seines Reiches, wo seine Nachkommen lange Zeit ungestört regieren. Die semitischen und die turanischen Elemente der Bevölkerung scheinen sich friedlich vertragen zu haben; im Norden blieb Assyrisch, in Chaldäa Akkadisch die herrschende Sprache, die Könige selbst führten neben ihrem turanischen auch einen assyrischen Namen.

Hier brechen für diesen ältesten Zeitraum die Nachrichten der Monumente ab: es bleibt uns fast nur noch eine Reihe Königsnamen, deren Aufeinanderfolge vielfach unsicher ist. Man gestatte uns zum Schlusse noch zwei Bemerkungen: Die eine betrifft die biblische Chronologie, die andere das Volk der Chaldäer. Nach den Angaben des hebräischen Textes, welchem bekanntlich die Vulgata folgt, wäre Abrahams Auszug aus der Chaldäerstadt Ur ungefähr um 2000 v. Chr. anzusetzen. Diesem Datum steht von Seiten der Errungenschaften der Assyrologie nichts entgegen; es findet dasselbe vielmehr eine Bestätigung darin, daß auch sie, die (wahrscheinlich) älteste turanische Invasion und die von derselben bedingten Wanderungen der Völker ungefähr in die nämliche Zeit verweist (Khodornakhunta c. 2295 v. Chr.). — Von da zurück bis zur Sündfluth schweigen die Monumente Mesopotamiens — bis heute wenigstens. Die historischen Dynastien des Berosus reichen über 2458 v. Chr. nicht zurück; die staatlichen Verhältnisse am untern Euphrat, soweit wir sie nach den Texten zu beurtheilen vermögen, sind so primitiver Natur, daß sie für ihre Entwicklung eine Erweiterung des biblisch-chronologischen Rahmens nicht oder kaum postuliren. — Die Hauptschwierigkeit erhebt sich hier seitens der ägyptischen Denkmäler. Hier stehen wir noch so ziemlich eben da, wo vor Zeiten schon Eusebius von Cäsarea stand; er betrachtete Abra-

---

mensfallen." Sind denn astronomische Beobachtungen das Erste, worauf man bei Gründung eines neuen Reiches bedacht ist?

ham als Zeitgenossen der XVI. Dynastie, Lepsius betrachtet ihn heute noch als Zeitgenossen der XVIII. Dynastie: die vorhergehenden Dynastien aber sind, wenigstens ihrer überwiegenden Mehrzahl nach, zweifellos historisch und nicht contemporär. Wo liegt der Schlüssel zu diesem Räthsel? — Die Erörterung dieser Frage liegt außer dem Bereich unserer heutigen Untersuchung; wir hegen jedoch die Zuversicht, daß auch auf diese Frage, wie auf so viele andere, namentlich chronologische, die Zeit, vielleicht sogar die nächste Zukunft, eine befriedigende Antwort finden wird.

„Die Frage, was die Chaldäer eigentlich für ein Volk gewesen, ist eine der schwierigsten in der Weltgeschichte," schrieb Heeren, der geistreiche Kenner des Alterthums — und er hatte Recht. Mit wie viel Fragen quälten sich nicht hier die Gelehrten?

Die Mehrzahl erklärte die Chaldäer für ein aus dem Norden eingewandertes Volk, Andere ließen sie zu Schiffe aus Ägypten herüberkommen, um ägyptische Cultur und Gesittung an die Ufer des Euphrat zu verpflanzen. Die Einen machten aus ihnen Semiten, Andere Skythen, Andere Kuschiten, wieder Andere Skythen und Kuschiten zugleich. Diese identifizirten sie mit den Karduchen und Gordyäern an der Ostgrenze Mesopotamiens, Jene mit den Karthuhliern in Georgien, andere mit den Kurtiern oder Kartiern (hier differiren zum Überflusse die Lesarten), Andere mit den misraimitischen Kasluchim (Gen. X, 14). Diese sahen in ihnen das Volk des Kuschiten Nimrod, Jene das Volk, welches dem Reiche Nimrods ein Ende machte. — Mit all' dem ist der Fragen noch kein Ende. Die heilige Schrift erwähnt die Chaldäer als Zeitgenossen Abrahams und Jobs und dann erst wieder im siebenten Jahrhundert v. Chr. als dasjenige Volk, welches unter Nabopolassar und seinen Nachfolgern vorübergehend die Herrschaft Vorderasiens an sich riß. Sind nun die Chaldäer Nabopolassars ein und dasselbe Volk mit jenen Chaldäern, welche den frommen Job ausplünderten (I, 17), und welches waren die Schicksale dieses Volkes von Abraham bis Nabopolassar? — Die Klassiker kennen die Chaldäer in den Gebirgen Armeniens, sie kennen die Chaldäer als die Kaste babylonischer Weisen; sind die gelehrten Chaldäer Babylons mit den ungelehrten Chaldäern Armeniens ein Volk oder nicht?

Es ist wohl nicht die geringste Errungenschaft der Assyrologie, daß sie die endliche Lösung der Chaldäerfrage angebahnt und so mehr Klarheit in die Anfänge der Geschichte gebracht hat. Es steht heutzutage

Digitized by Google

fest, daß die Chaldäer ein Volk turanischer, d. i. skythischer, Abkunft waren. Die ausgedehnten Gebirgslandschaften, welche Syrien und Mesopotamien im Norden und Osten begrenzen, Kleinasien, Armenien, Medien und Persien beherbergten in ältester Zeit eine Menge turanischer Stämme. Hieher gehören die Tublai und Muskai der Keilinschriften (Thubal und Mosoch der Genesis) im Taurus und im Südwesten Armeniens; hieher wahrscheinlich die Urbevölkerung von Lydien, Phrygien und Kappadozien[1]; hieher ferner die alten turanischen Einwohner Mediens; hieher die Gordyäer oder Karduchen in den Gebirgen von Kurdistan; eben hieher endlich die alten Eroberer von Susiana und Chaldäa, deren Geschichte uns heute beschäftigt. Den Namen „Kasid", d. ist „Eroberer", gaben ihnen im Süden wie im Norden die hartbedrängten Semiten. Ägyptier oder Kasluchim waren sie nicht — auch keine Kuschiten. Sie sind es vielmehr, welche die Kuschiten zur Auswanderung gezwungen haben. Nirgends sprechen Kuschiten eine turanische Sprache, ihre Idiome gehören alle der semitischen Sprachfamilie an. Man hat sich für die Behauptung, daß die Eroberer Chaldäa's und Susiana's Kuschiten waren, auf gewisse Völker- und Ländernamen berufen, in welchen man Anklänge an den Namen „Kusch" zu finden wähnte: Chusistan, Cissien, Cossäer. Die Monumente belehren uns, daß solche Anklänge bei Bestimmung des ethnographischen Charakters eines Volkes irre führen können. Wir wissen jetzt, daß die Cissier oder Cossäer keine Kuschiten waren.

Aus den Gebirgen, also im Osten Mesopotamiens, sind die turanischen Chaldäer in Susiana und Babylonien eingefallen. In eben den Landstrichen, welche sie mehr als 2000 Jahre v. Chr. in Besitz genommen, bleiben sie auch fortan das herrschende Volk, sie machen sich etwa anderthalb Jahrtausend v. Chr. sogar zu Herren von Babylon; später beugen sie sich, wenngleich stets widerstrebend, unter die eiserne Hand Assyriens, um nachher selbst die Zerstörer und Erben dieser stolzen Macht zu werden und endlich nach Ablauf der prophetischen „siebenzig Jahre" ihre eigene Unabhängigkeit auf immer an mächtigere Herren zu verlieren. Sie sind von Anfang an die Pfleger chaldäischer Weisheit und Wissenschaft. — Doch hievon im Folgenden.

Fr. v. Hummelauer S. J.

---

[1] Vgl. Revue Archéologique 1873, p. 340 suiv.

Digitized by Google

Die Frohnleichnamsspiele des Königs René.

(Culturhistorische Studie.)

Wer Aix sagt, sagt Provence, und ruft mit einem Worte eine ganze Welt von Erinnerungen voll Glanz und Gesang aus dem Grabe der Vergessenheit hervor. Die Zeit verschlingt Alles, was sie entstehen sah, und wohl uns, wenn schon nach einigen Jahrhunderten die staubigen Blätter einer Chronik uns noch dürftige Kunde eines Werkes geben, das sein Meister für die Ewigkeit geschaffen glaubte.

Die Provence ging mit dem Schluß des 15. Jahrhunderts sammt ihrer reichen Geschichte und ihrer alten Größe in das französische Reich auf. Aix, die ehemalige Hauptstadt, verlor ihre Bedeutung, und hat sich in dem nunmehrigen Bezirksort schon lange selbst überlebt. Die Zeit der römischen Macht, merovingischer Siege, mittelalterlicher Herrlichkeit, die Tage der sangesfrohen Troubadours und der allmächtigen Minnehöfe sind dahin mit ihren Trägern und ihrem Jahrhundert. Des Fremden bemächtigt sich heute ein unwillkürliches Staunen, ein drückendes Gefühl der Vereinsamung, wenn er die Straßen, Paläste, Denkmäler und Kirchen besucht; jeder Stein redet von Namen und Dingen, die vergangen, und selbst die Menschen, die grußlos an ihm vorübergehen, scheinen einem anderen Geschlechte anzugehören, als jenes war, von dem die Lieder der Sänger und die Chroniken der Mönche reden. Aix ist heute nur mehr sein eigenes verfallenes Grabmal, wie die verstümmelten Rittergestalten in den Kapellen unserer Münster. Man erinnert sich unwillkürlich an Platens Verse über Venedig:

„Es scheint ein langes ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen;
Aus jenen Hallen weht's mir todt entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen...
(Aix) liegt nur mehr im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen." —

Es möge uns gestattet sein, eines der nicht am wenigsten interessanten Bilder aus den alten Tagen der Provence unseren deutschen Lesern vorzuführen, und in wenigen Umrissen eine der größten Berühmtheiten aus dem späteren Mittelalter der Stadt Aix zu skizziren. Die Frohnleichnamsspiele des Königs René, oder einfachhin die Prozession von Aix, wovon diese Blätter eine eingehendere Kenntniß geben möchten, sind auch in Deutschland dem Namen nach nicht ganz unbekannt. In Encyclopädien, Reisehandbüchern und Literaturgeschichten ist ihrer wohl hie und da vorübergehend Erwähnung geschehen. Das Wenige, was gesagt wird, ist aber so kurz und andeutungsweise, daß ein selbstständiges Urtheil nicht ermöglicht und demnach bei manchem Freunde mittelalterlicher Kunst und Sitte der Wunsch erregt wird, mehr im Einzelnen über diese eigenthümliche Schöpfung zu erfahren. Was waren jene vielgenannten, räthselhaften Spiele, daß sie sich so lange Zeit aufrecht

Digitized by Google

hielten und alljährlich eine solche Anzahl Fremder nach Aix zogen? Um sich diese Frage selbst zu lösen, laden wir den reiselustigen Leser zu einer kleinen Wallfahrt in die Provence ein, wie sie vor vierhundert Jahren war und wie sie uns von den besten Gewährsmännern geschildert wird [1].

I. Ursprung und Zweck der Spiele.

Es ist allgemein bekannt, wie Urban IV. im Jahre 1264 die religiöse Feier des Frohnleichnamsfestes und seine glänzende Prozession für die ganze katholische Welt anordnete. Mit frommem Pomp und opferfreudigem Prachtaufwande wollte die Kirche an diesem Tage ein offenes Bekenntniß ihres Glaubens an das Wunder der Allmacht und Liebe ihres Bräutigams ablegen. Es scheint fast, als kenne sie kein Maß der Freude und des Jubels, die Dome werden ihrer Andacht zu enge, Himmel und Erde, das Laub des Waldes, die Blumen des Feldes, das Gold der Schachten, die Edelsteine der Berge, die Perlen der Meere, Alles muß zum Ausdrucke ihres Dankes, zum Opfer ihres Glaubens werden in Gegenwart des verborgenen Gottes.

Diese religiösen Demonstrationen genügten aber bald nicht mehr dem tiefgläubigen, enthusiastischen Volksbedürfniß des südlichen Frankreichs und der spanischen Halbinsel. Es wollte, daß selbst seine profanen Spiele an jenem heiligen Tage in irgendwelcher Beziehung zu dem erhabenen Geheimniß stehen, und durch ihre Pracht und Freude zum Feste beitragen sollten. So wurden Prunkzüge der Schützenbruderschaften für den Nachmittag des Frohnleichnamsfestes oder dessen Octave angeordnet, auf offenen Plätzen dramatische Darstellungen im Geschmacke der Zeit gegeben, Scenen aus der heiligen Schrift, der Landesgeschichte oder auch selbst der Mythologie aufgeführt, wenn sie

---

[1] Das älteste Druckwerk über die René'schen Spiele erschien 1645 unter dem Titel: „Querela ad Gassendum de parum christianis provincialium suorum ritibus, minimeque sanis eorum moribus, ex occasione ludicrorum, quae Aquis Sextiis in Solemnitate Corporis Christi ridicule celebrantur.“ Das Werkchen ist äußerst selten und fast nicht mehr aufzutreiben. Im Jahre 1708 übermachte P. J. Haitze der Nachwelt, zu Ehren seiner Vaterstadt Aix, eine Festschrift (55 S. in 16°): „Esprit du Cérémonial d'Aix en la Célébration de la Fête-Dieu.“ — Die vollständigste, von allen Späteren fast einzig benutzte Schrift über die Festspiele stammt jedoch aus dem Jahre 1777 unter dem Titel: „Explication des Cérémonies de la Fête-Dieu à Aix.“ Ihr Verfasser, Gasp. Grégoire, scheint fast auf jeder Seite seines Buches geahnt zu haben, daß sein Werk nach wenigen Jahren nicht mehr so fast eine Beschreibung, als eine Geschichte sein werde, so genau geht er auf Einzelnheiten und kleine Umstände ein. Auch sein Werkchen ist jetzt schon sehr selten geworden. Andere Quellen bieten *Papon*, Histoire de la Provence, tom. III, desselben Voyages en Provence; *de Villeneuve*, Statistique des Bouches-du-Rhône, tom. III; *Millin*, Voyage dans le Midi de la France, tom. II u. s. w. — Der gänzliche Abgang älterer, authentischer Quellen kann nur daraus erklärt werden, daß im Jahre 1590, in Folge des Einfalls savoyischer Truppen unter Amadeus, das Stadthaus von Aix mit seinem kostbaren Archive niederbrannte, und so die Einsetzungscharte und die Verordnungen in Bezug auf die Spiele verloren gingen.

Digitized by Google

nur in etwelchem Zusammenhang mit dem heiligen Altarssacramente standen. Waffenspiele, Musik und Tanz fehlten nicht; denn sie waren die Würze und das Salz aller Feste für jene Völker und Zeiten. So entstanden allgemach die Frohnleichnamsspiele des Mittelalters und gingen mit der Zeit vollständig in die Volkssitte über[1]. Je nachdem dieses ewig rege Volksbedürfniß eine verständige Leitung fand oder nicht, war es entweder der höchsten Entfaltung fähig oder dem trivialen Auswachsen anheimgegeben. Die ganze gebildete Welt bewundert heute schon längst die unsterblichen Autos sacramentales eines Calderon in Spanien, ohne vielleicht zu ahnen, welchem Boden diese glühende Rose entsprossen ist. — Volle zwei Jahrhunderte vor Calderon (1601—1681) in Spanien hatte sich in der Provence schon ein gekröntes Haupt, ein Künstler auf dem Throne, mit der Veredlung jener Art von Volksspielen beschäftigt. Es war dieß der in mehr als einer Hinsicht merkwürdige René von Anjou, König von Jerusalem, Sicilien und Aragon, Herzog von Lothringen, vorletzter Graf der Provence. Sein Werk waren die sogenannten Frohnleichnamsspiele oder die Prozession von Aix, welche volle drei Jahrhunderte sich eines allgemeinen Ruhmes, alljährlichen Zulaufes von Fremden, und eines, trotz ihrer Einförmigkeit, stets frischen Interesses erfreute. Diese provenzalischen Spiele halten freilich mit den Kunstschöpfungen des großen Spaniers keinen Vergleich aus, aber sie bilden doch gleichsam eine Mittelstufe zwischen ihm und dem ursprünglichen Volksspiel; der feine, glühend erhabene Calderon fußt gleichsam auf dem naiven, oft kräftig derben René, und verdient daher auch dieser als Übergangspunkt unsere Aufmerksamkeit. Um gleich den Hauptunterschied zwischen Beiden anzugeben, genüge die Bemerkung, daß René mit seinen Ideen zum Volke hinabstieg, während Calderon das Volk erfaßte und es zur Erhabenheit seiner Ideen hinaufziehen wollte, der Eine realisirte, der Andere idealisirte[2].

Bevor wir jedoch auf das Wesen der Spiele selbst eingehen, müssen wir nothwendig einige Augenblicke bei dem Künstler und seiner Zeit verweilen, weil ohne deren Kenntniß eine richtige Würdigung der seltsamen Kunstschöpfung rein unmöglich ist. René's Prozession ist eben ein rechtes Kind ihrer Zeit und ihres Meisters; sie steht auf der Scheidegränze zweier Culturepochen und hat von keiner die Vollkommenheiten, wohl aber manche Gebrechen. Die tiefe Einfalt des Mittelalters war im fünfzehnten Jahrhundert schon verschwunden, die Formvollendung der Renaissance aber noch nicht erreicht. Es fehlt auch nicht an ernsten Schriftstellern, welche ein hartes Urtheil über die Spiele fällen und schwere Inzichten gegen sie vorbringen. Ohne ihnen überall und in Allem

---

[1] Cfr. Don Quixote II, c. 11. — Histor.-polit. Blätter LXXI. Bd. 12. H. S. 949 ff.

[2] Mr. Halliwell führt in der Einleitung zu seinen „Coventry-Mysteries“ eine Stelle aus Dugdale's: „Antiquities of Warwickshire“ an, nach welcher in dem letztgenannten Orte bis zur Unterdrückung der Klöster in England ebenfalls vielbesuchte Frohnleichnamsspiele aufgeführt wurden. Sie trugen den Namen „Ludus corporis Christi“ oder „Ludus Conventriae“.

Digitized by Google

Unrecht zu geben, darf man doch kühn behaupten, daß sie durch den späteren Geschmack der französischen Blüthezeit unter Ludwig XIV. irre geleitet und wegen ihrer ästhetischen Prüderie nicht ganz im Stande waren, eine derbe, volksthümliche Schöpfung verflossener Zeiten zu würdigen.

Es war im Jahre 1474 (nach Anderen schon 1462). René [1] lebte ruhig mit einem kleinen Hofe auf seiner königlichen Villa Gardano bei Aix. Es war ein seltsamer, eigenthümlich unglücklicher und dennoch heiter gutmüthiger Mann, dieser letzte und größte Graf der Provence. Aus dem Kerker auf den Thron gerufen, sah er unter endlosen Kämpfen in Sicilien, Spanien und Norditalien eine Hoffnung nach der anderen schwinden, ja fast eine Krone um die andere seinem Haupte entrissen. Endlich suchte er kriegsmüde, enttäuscht durch die Treulosigkeit der Menschen und die Unbeständigkeit des Schicksals, auf das empfindlichste durch den Tod seiner Angehörigen heimgesucht, seine ganze irdische Größe und die Ruhe seines Alters in dem Wohlwollen seiner treuen Provenzalen und in der Verachtung jener Güter, nach denen er so lange vergebens gerungen hatte. „Ich will vergessen, daß ich König war!" lautet die bitter kurze Antwort, als ihm ein Bote den Tod seines Sohnes und den Verlust der sicilischen Krone ankündete. (Papon. Hist. de la Prov. III. S. 383.) Dem Andenken René's ist manches harte Urtheil gesprochen worden, bitterer Tadel und beißender Spott sogar sind ihm nicht erspart geblieben; wir wollen ihn hier nicht rechtfertigen, nur möchten wir an das Volksurtheil appelliren, das ihn bis auf den heutigen Tag nur schlechthin „den guten König, oder den guten René" nennt, ein Bei-

[1] René (Renatus), Graf von Anjou und Provence, Urenkel des Königs Johann, stammt aus dem zweiten Hause der Anjou, welches durch die Königin Johanna I. auf den Thron von Neapel berufen wurde. René wurde zu Angers 1409 geboren und 1420 mit der Tochter Karl's II. von Lothringen vermählt. Durch diese Heirath sah er sich bald in einen Erbfolgestreit mit dem Grafen von Vaudemont verwickelt, welcher Lothringen für seine Familie beanspruchte. René ward besiegt und gefangen genommen. Da jedoch unterdessen sein älterer Bruder Ludwig III. gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, erhielt René, auf Verlangen des Kaisers Sigismund, gegen ein bedeutendes Lösegeld die Freiheit, um die Herrschaft über Sicilien und Provence anzutreten (1435). — Die Krone von Neapel wurde ihm jedoch von den Spaniern streitig gemacht; René, anfangs glücklich, wurde schließlich auch hier wieder besiegt und mußte seinem Rechte entsagen. Er war nicht erfolgreicher in den Kämpfen, welche sein Sohn, Johann von Calabrien, zur Wiedereroberung des Königreichs Aragon unternahm, welches René für sein Haus beanspruchte. Nachher in verschiedene Kriege mit den norditalienischen Republiken verwickelt, wurde er um die Wette von Florentinern und Genuesen betrogen und verrathen. Er zog sich daher in seine treue Provence zurück, wo er nur mehr dem Wohle dieser seiner letzten Provinz lebte. Er starb tiefbetrauert im Jahre 1480. Sein Neffe und Nachfolger Karl III. trat nach kurzer Regierung die Provence an die französische Krone ab, weßhalb nachher die Könige Frankreichs den Titel führten: Graf der Provence. — Die beste Biographie René's erschien 1825: René d'Anjou etc., par le comte de Villeneuve, 3 vol. in 8° avec planches.

Digitized by Google

wort, das im Munde eines Volkes nach Jahrhunderten um so bedeutsamer ist, als es selten gespendet wird. René's größtes Unglück dürfte wohl gewesen sein, daß er seine Zeit und ihren Charakter nicht verstehen konnte und nicht einsah, wie er mit seinen ritterlichen, fast abenteuerlichen Ideen, seinem offenen, hochherzigen Sinne nun einmal nicht mehr in ein Jahrhundert paßte, das die alte Ritterschaft bereits begraben hatte. Sein Herz war zu weich, seine Phantasie zu lebhaft für die kalte, ruhige Politik, und seine Kräfte zu schwach, um durch Übermacht die fehlende List zu ersetzen. René hatte zu allem dem noch ein Unglück, — er war Künstler; die Kunst in allen ihren Zweigen ward ihm fast zu einer zweiten Lebensaufgabe, und weil er zwei Kronen verlangte, hat er keine mit ungetrübtem Glanze getragen. Es ist erstaunenswerth, wie vielseitig René seit seinem Aufenthalte in Aix beschäftigt war. Malerei und Musik, Astronomie und Blumenzucht, gelehrte Correspondenz und ergötzliche Spiele, Poesie und Reichssorgen, Alles wechselte in buntem Gemisch, und füllte nebst dem geistreichen Verkehr mit den an seinem Hofe weilenden Gelehrten und Künstlern das zurückgezogene Leben des glücklichen Grafen [1]. In dieser ländlichen Ruhe faßte René den Plan zu dem berühmten Spiele der Tarasque in Tarascon (zum ersten Mal gefeiert im Jahre 1474) [2]; hier beschloß er, die Turniere nach seinem Geiste neu zu be-

---

[1] Man besitzt noch heute viele Werke des königlichen Dichters in Versen und Prosa, in lateinischer, italienischer und französischer Sprache. Sie sind vor einigen Jahren gesammelt und unter dem Titel „Oeuvres du Roi René" in zwei Quartbänden herausgegeben worden. Einige Melodien, welche das Volk noch heute singt, sollen vom „guten René" gemacht sein. Ebenso schreibt man ihm die Märsche der Spiele zu. Wenn es wahr ist, was viele Schriftsteller behaupten, daß das wunderliebliche, tief gedachte Blatt in der Cathedrale von Aix, die Vision des Dornbusches darstellend, von René ist, so muß man zugeben, daß er es in der Malerei zu einer wirklichen Meisterschaft gebracht hat. Andere Kritiker sprechen dieses Werk jedoch dem Meister Jean de Bruges zu, weil es durch seine ganze Anlage als Landschaftsstück und die genaueste Detailmalerei eine flämische Hand verrathen soll. Adhuc sub judice lis est. Ganz sicher aber ist von René das in der Stadtbibliothek noch heute aufbewahrte Horenbuch, „les heures du Roi", mit zahlreichen, oft meisterhaften Miniaturen. Es würde zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle von den agricultorischen, astronomischen, staatsökonomischen Studien des Königs, seiner Nelken- und Rosenzucht u. s. w. reden wollten.

[2] Es ist bekannt, daß die Legende der hl. Martha, der Schwester des hl. Lazarus, eine segensreiche apostolische Wirksamkeit in der Provence zuschreibt und besonders den Sieg über einen scheußlichen Drachen erwähnt, welcher die Gegend von Tarascon und Arles lange Zeit unsicher machte. Die Sage nennt jenen Drachen die „Tarasque" und ohne uns eine Beschreibung des Ungeheuers zu geben, erzählt sie, er habe in der Rhone seine Höhle gehabt und sei von Zeit zu Zeit an das Land gestiegen, habe dort schreckliche Verheerungen unter Menschen und Vieh angerichtet u. s. w., bis endlich die hl. Martha ihn getödtet habe. Mit dieser Legende will man die althergebrachten Drachenspiele von Tarascon in Verbindung bringen, während andere Kritiker ihren Ursprung in die vorchristliche Zeit verlegen. (Cfr. Porte: Recherches Histo-

Digitized by Google

leben und „erließ deßhalb auf mehr denn 20 Meilen in der Runde den Ausruf, daß alle Ritter, die eine Lanze einlegen wollten, nach Tarascon kommen

---

riques sur les Fêtes de la Tarasque). Wir haben es hier jedoch nur mit der Geſtaltung zu thun, welche König René dieſen Spielen gab.

Am heiligen Pfingſtfeſte hatte die erſte und hauptſächlichſte Feſtfeier ſtatt. Unter den vornehmſten Bürgern der Stadt waren die Ritter der Tarasque in großer Anzahl gewählt und ebenſo reich als elegant gekleidet. Am Pfingſttage hatten ſie alle ordentliche Gewalt über die Stadt, deren officielle Vertreter ſie waren; ſie hielten offene Tafel für die vornehmen Fremden und zeigten ſich überhaupt großmüthig und ſplendid.

Zur beſtimmten Stunde ging eine Abtheilung Sträflinge aus dem Stadtgefängniß zum alten Thurm, dem Aufenthalt der Tarasque. Dieß war eine enorme hölzerne Maſchine, in Form eines geflügelten Lindwurms, mit gelenken Gliedern und einer abenteuerlichen Polychromirung. Sobald das Ungeheuer im Freien war, ſtieg einer der Sträflinge durch das offene Maul in den Rachen, ein anderer wand ſich durch eine Öffnung im Bauch bis zur Wurzel des gewaltigen, beweglichen Schweifes. Die Übrigen, 10—12 an der Zahl, ſtellten ſich unter den Holzkoloß, der ihren Oberkörper bis zu den Lenden verdeckte und dem ſie auf dieſe Weiſe als Beine dienten. Das Spiel begann, ſobald einer der Ritter dem Drachen eine brennende Lunte in die Naſenlöcher geſteckt hatte, welche das dort befindliche Feuerwerk entzündete. Nun hub der Mann im Rachen und jener im Schwanze an, die beiderorts angebrachten Hebel ſpielen zu laſſen. Das Unthier ſprühte lange Strahlen bunten Feuers aus der Naſe, öffnete den Rachen, ſtreckte ſeine blutige Zunge hervor, rollte ſeine großen ſchimmernden Augen, ſchlug mit den Flügeln und wand und krümmte und peitſchte ſo furchtbar mit dem Schweiſe, daß nicht ſelten mehr als ein Menſchenleben zu bedauern war, wenn man in den volkgedrängten Straßen nicht ſchnell genug ausweichen konnte.

Sobald das Feuerwerk ausgebrannt war, ſtand der Drache ſtill und es begannen zur Erholung der Zuſchauer, die Straßen und Balkone, Fenſter und Dächer füllten, mehrere Ritterſpiele, Scheinkämpfe ꝛc., oder auch Volksſcenen, wie ſie in der Prozeſſion von Aix üblich waren. Dann wurde wieder neues Feuerwerk eingelegt, angezündet und man zog um eine Straße weiter. Zum Schluß führte man den Drachen vor die Kirche der hl. Martha, wo er die Statue der Heiligen durch drei Sprünge begrüßen mußte und darauf eingeſchloſſen wurde.

Am Tag der hl. Martha war die zweite Vorſtellung, oder der zweite Akt des Dramas, die Beſiegung des Ungeheuers. Es trat heute nicht mehr feuerſpeiend und drohend, ſondern zahm und unterwürfig auf. Eine weißgekleidete Jungfrau, welche die Heilige vorſtellte, führte den Drachen an einem Seidenbande. Von Zeit zu Zeit freilich ſchien die alte hölliſche Natur wieder zu erwachen, der Rachen öffnete ſich, durch den Schweif ging es wie convulſive Bewegungen. Sobald aber die Jungfrau ſich umwendete, ihm das Kreuz zeigte, oder mit dem Finger drohte, kehrte eine vollſtändige Lammeszartheit und ſanfte Ruhe zurück. Vor und hinter dem Drachen ziehen die Ritter des Tarasque im ſchönſten Waffenſchmuck mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Von Straße zu Straße hält der Zug, und die mehr genannten turnierartigen Ritter- oder Volksſpiele unterbrechen angenehm den einförmigen Aufzug.

Die Drachenlegenden ſind zu zahlreich und allbekannt, die Symboliſirung zu

Digitized by Google

sollten zum ersten Tage des Juni (1449), um dort in Gegenwart des Königs René und einer „Schäferin" ihres Muthes Probe zu geben" (Papon. c. l. appendix); hier entstand endlich das Hauptwerk René's, mit dem wir es zu thun haben: Die Reformation der Frohnleichnamsspiele. Seine ganze bunte Einbildungskraft ließ er hierin sich nach Lust und Begehr in den bizarrsten Bildern ergehen, alle seine Lieblingsideen vermischte er mit anderem schon Bestehenden zu einem poetisch-mystischen, politisch-religiösen Ganzen, sich selbst, seinem Glauben und seinem Land ein Denkmal zu stiften.

Über den nächsten Zweck, den René sich bei seiner Schöpfung vorsteckte, sind die Urtheile der Geschichtschreiber getheilt. Ohne die Ansicht Anderer zu verwerfen, scheint uns jene die wahrscheinlichste, welche Gaufridi in seiner Geschichte der Provence (Tom. I. S. 346) vertritt. „Der König", sagt jener Schriftsteller, „hatte eine ganz eigene Vorliebe für Aix, die Hauptstadt seiner Provence und den gewöhnlichen Aufenthalt seines Hofes. Er suchte daher ein Mittel, dieser Stadt ein dauerndes Zeichen seiner Liebe und eine ihn überlebende Wohlthat zu erweisen, ihr eine große Berühmtheit und reiche Einnahme zu sichern, indem er sie zum Zielpunkt eines jährlichen Zulaufes von Fremden machte. Er wußte, daß von Alters her die öffentlichen Spiele bei aller Welt und zumal bei den südlichen Völkern in hohen Ehren standen, wie es die heiligen Wettkämpfe Griechenlands und die Schauspiele Roms zur Genüge beweisen. Dieser Gedanke brachte ihn zur Überzeugung, daß er dasjenige, was die Alten für ihre falschen Gottheiten gethan hatten, mit mehr Grund für den wahren Gott der Christen thun könne. Es schien ihm ferner kein einziger der kirchlichen Feiertage zu solchen weltlich-religiösen Spielen geeigneter als das Frohnleichnamsfest mit seinem Umzug und seinem äußeren öffentlichen Pomp. René entschloß sich daher nach reiflicher Überlegung, der religiösen Prozession mehrere Spiele einzuschalten, die zugleich ergötzen und erbauen könnten. Er verordnete in diesem Sinne, daß alle Körperschaften der Stadt nach Rang und Würde, eine jede unter ihrem Anführer, dem kirchlichen Umzuge mit mehr Feierlichkeit und äußerer Pracht als bisher anwohnen sollten, damit so alle Klassen und Stände unseren Heiland um die Wette verehren und in seinem Triumphzuge begleiten möchten. Er suchte ferner durch gewisse Spiele die Fremden anzulocken, und das Volk an diesem Tage von sündhafter Ausschweifung durch unschuldige Ergötzungen zurückzuhalten." Und hierin, fügt Gaufridi richtig bei, verdient René gewiß keinen Tadel; und wenn die Zeit einige Ausschreitungen mit sich gebracht hat, so muß man dies auf Rechnung menschlicher Schwäche und nicht auf jene des guten Königs schreiben. — René fand für seinen Plan eine feste Grund-

---

durchsichtig, als daß wir diese Festceremonien des Weiteren zu erklären brauchten. Ob und inwieferne jedoch die Überlieferung von der Anwesenheit des hl. Lazarus und seiner Schwestern in der Provence begründet ist, wollen wir hier nicht entscheiden, verweisen jedoch auf das reichhaltige Quellenwerk von Fayon: „Monuments de St. Madeleine etc." Paris 1848 bei Migne.

Digitized by Google

lage in den uralten Myſterien, die nicht bloß in der Provence, ſondern bei allen romaniſchen Völkern hoch im Schwunge waren, und einen Hauptbeſtandtheil der Volksfeſte und der kirchlichen Feiertage ausmachten. Mehrere Spiele, welche René in die Prozeſſion aufnahm, hatten ſogar urſprünglich eine andere Bedeutung und waren an andere Tage geknüpft. Er ſammelte Alles, was in ſeinen Plan zu paſſen ſchien, modelte um, erfand Neues, ordnete und regelte, bis ein allegoriſches Ganze im Geſchmack ſeiner Zeit herauskam, das den Triumph der chriſtlichen Religion über das Heidenthum darſtellen ſollte. Man hat viel und heftig über den Sinn der Spiele geſtritten, Alle dürften Recht haben, weil Jeder nur einen Theil der Feſtlichkeiten beſonders in's Auge faßte. Vor Allem muß von der eigentlichen kirchlichen Prozeſſion die René'ſche Zuthat wohl getrennt werden, wenn man nicht, wie einige es aus Unkenntniß thun, gleich von vorne herein das Ganze als unwürdiges Gemiſch des Heiligſten mit dem Niedrigen verdammen will. Eine Zeitdauer von zwei Stunden trennte die kirchliche Feierlichkeit von den Volksſpielen, und ward dieſe Unterbrechung gewöhnlich von den Bürgern und Fremden zum Einnehmen des Mittagmahles benützt. In dieſer Hinſicht hat alſo René keinen gegründeten Vorwurf zu fürchten. Sodann zerfallen aber auch die eigentlichen Spiele wieder in drei Hauptgruppen, die einzeln für ſich betrachtet und beurtheilt ſein wollen, weil eine jede aus einem anderen Gedanken entſprang und zu einem andern Zweck beſtimmt war. Wir werden darum genöthigt ſein, für einen Augenblick die ganze Prozeſſion in drei Theile zu zerlegen, und abgeſondert: 1. die ſogenannten Gefolge (les cortéges), 2. die Runde (le guet), 3. die Zwiſchenſpiele (les entremets) einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Wir ſtellen die Gefolge an erſte Stelle, weil mit ihrer Bildung und Zuſammenſetzung die Feſtlichkeiten anhuben, und ſelbſt die Runde, welche der Zeit nach das erſte eigentliche Spiel war, einen Theil der Gefolgsrechte ausmachte.

II. Die Gefolge.

Unter dieſen Gefolgen (cortéges) verſtand man den kleinen, mehr oder minder zahlreichen und glanzvollen Hof, welcher die drei Hauptwürdenträger des weltlichen Feſtzuges begleitete. Im Laufe der Zeit bezeichnete man jedoch mit dieſem Namen den ganzen erſten Theil der Prozeſſion im Gegenſatz zu den Zwiſchenſpielen und dem kirchlichen Umzug.

Nach altem Herkommen hatten in Aix, wie in den übrigen Städten der Provence, die drei Stände, des Adels, der Bürger und Handwerksmeiſter, Recht und Sitz in den Gemeinde- oder Stadträthen. Bei feſtlichen Gelegenheiten waren ſie durch eigene Abgeſandte vertreten, und mußte ſie mithin René auch für ſeine entworfenen Spiele beſonders berückſichtigen. Der prachtliebende Fürſt wußte dieſes übrigens ſo geſchickt anzulegen, daß er aus dieſen drei Vertretungen eine Hauptzierde ſeines Feſtzuges bildete. Wir müſſen noch heute über den Prachtaufwand, den Reichthum und das kunſtvolle Ceremoniell dieſer Gefolge ſtaunen, und es iſt uns leicht erklärlich, wenn der Koſtenpunkt eine Haupturſache bildet, warum die Spiele heute nicht wieder ins Leben gerufen werden.

Digitized by Google

Vor Allem erschien der Adel mit seinem Minneherrn (Prince d'amour), dann kam der Bürgerstand mit dem König der Basoche (Roi de la Bazoche), endlich die Handwerks-Innungen mit dem Meister der Jugend (Abbé de la Jeunesse), ein Jeder von seinem Hofe, seiner Wache und lustigen Musikbande begleitet. René vergaß keine Classe des Volkes, und wenn er einer vor der andern den Vorzug gab, so geschah dieses wiederum, um der allgemeinen Meinung zu entsprechen und die allseitige Zufriedenheit zu erhöhen.

Da die würdige Ausstattung und das ceremonielle Auftreten der drei Großwürdenträger und ihrer Gefolge Zeit und Vorkehrungen erheischte, mußte ihre jährliche Erneuerung vor dem eigentlichen Festtage geschehen. René ersah zum Zeitpunkt dieser Wahlen das zweite Pfingstfest, und suchte durch gesetzliche Verordnungen diesen Act so wichtig als nur möglich zu machen.

Am Morgen des Pfingstmontags also versammelte sich der Stadtrath zu einer feierlichen Sitzung im Rathhaus. Einer der Jünglinge aus den edelsten und reichsten Familien wurde als Candidat zur Würde des Minneherrn vorgeschlagen; die Schöffen überlegten und prüften, ob der fragliche Bewerber ihnen angenehm und für die Stellung geeignet sei, und gaben endlich durch Acclamation oder Scrutinium ihre Stimme ab. Der Gewählte hatte für das ganze folgende Jahr Sitz und berathende Stimme in den Schöffenversammlungen, und war somit seine Ernennung nicht bloß eine Förmlichkeit für die Spiele, sondern ein Act, der mehr oder minder die ganze Stadt berührte. Nichtsdestoweniger fehlt es nicht an Beispielen, daß Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren zu Minneherrn ernannt wurden. Die Haupterfordernisse, welche man an einen Candidaten stellte, waren vor Allem ein würdiges, feines Auftreten und reiche Eltern. Als erster Großwürdenträger der Spiele mußte der Minneherr viel Aufwand machen, einen Hof halten, Geschenke vertheilen und zumal große Feste geben. Die Kosten waren so bedeutend, daß im Jahre 1668 der provenzalische Adel bei Ludwig XIV. mit einer Bittschrift einkam, welche ein trauriges Bild über die Nachtheile des Minneherrnamtes entwarf und um Hülfe nachsuchte. Am 28. Juni kam die Antwort des Königs zurück, welche, „in Anbetracht, daß viele hohe Häuser der Provence durch dieses Ehrenamt stark gelitten haben, und man nicht ohne Schwierigkeit den Minneherrn aus einem anderen Stande nehmen kann", die Würde und den Titel unterdrückt. Seit dem folgenden Jahre erschien daher der Minneherr in Person nicht mehr, dafür aber sein „Statthalter" Luténen de Princé. Dem Übel war jedoch durch diese Neuerung nicht ganz gesteuert, das jetzige Amt erforderte noch immer mehr Kosten, als es dem verarmenden Adel genehm war. Schließlich geschah es sogar, daß mehrere auswärtige Familien ihre Söhne nicht mehr an die Akademie von Aix schicken wollten, obgleich sie in hohem Rufe stand, weil man die Studierenden zu Statthaltern ernannte, und so ihre Lust an ernster Arbeit und ihrer Eltern Geld höchst beeinträchtigte. Da man auf die Adelsvertretung in der Prozession nicht verzichten wollte, sah sich die Stadt gezwungen, einen Theil der Auslagen selbst zu bestreiten, und dem Statthalter zuerst eine Entschädigung von 800, später

Digitized by Google

sogar von 1000 Pfund zu bewilligen. Außerdem sollte er ein Anrecht auf den Kunkelzoll [1] der Adeligen und mit seinen Bastonnieri freien Zutritt zum Schauspiel haben.

Dem versammelten Stadtrathe erübrigte nach der Wahl des Minneherrn oder seines Statthalters noch eine zweite Ernennung. Der dritte Stand der Werkmeister sollte von ihm seine Vertretung im „Meister der Jugend“ [2] erhalten. Da auch er für das folgende Jahr Sitz im Gemeinderath hatte und somit für das Wohl der Zünfte von Bedeutung war, so erhoben sich mehrmals Schwierigkeiten darüber, wem das Wahlrecht für diese Würde zustehe. Im Jahre 1638 wurde verordnet, daß der abgehende Meister seinen Nachfolger ernenne; im Jahre 1729 aber rissen die Schöffen dieses Recht an sich, bis endlich das Parlament auf Nachsuchen der Zünfte entschied, die Schöffen sollten die Wahl, die einzelnen Zunftmeister aber das Präsentations-

---

[1] Wenn ein junger Mann eine Fremde zur Ehe nahm und sie heimführen wollte, so ging die Schützengesellschaft des Ortes unter Anführung ihres Hauptmanns dem Brautpaar bis an die Thore der Stadt oder an den Eingang des Dorfes entgegen. Der Schützenmeister begrüßte hier mit einigen Worten die Braut und reichte ihr zum Willkomm auf einem Silberteller einen Blumenstrauß und eine Düte Zuckerwerk. Der Bräutigam mußte darauf eine Gegenrede halten und ließ zum Schluß eine Summe Geldes auf den leeren Silberteller gleiten. Eine Gewehrsalve wurde abgefeuert und das junge Paar unter lustigem Trommelwirbel und Musketenschüssen nach Haus begleitet. Der Kunkelzoll (pelote) sollte den Hauptmann der Schützengesellschaft einigermaßen entschädigen für die Auslagen, welche er in öffentlichen Aufzügen u. s. w. gemacht hatte. Da der Bräutigam als Junggeselle an diesen Ergötzungen Theil genommen, war es gerecht, sich bei dieser Gelegenheit dankbar zu erweisen. Die Höhe des Kunkelzolles war vom Parlamente bestimmt, z. B. 15 Pfund Steuer für eine Mitgift unter 3000 Pfund. Die Revolution unterdrückte diesen Brauch, ebenso den folgenden bei der Wiederverheirathung der Wittwen. „Eine Frau, welche zur zweiten Ehe schreiten will, sagt das „grüne Buch“ von Perigueux, soll dem versammelten Schöffenrath einen irdenen Topf und dreizehn Stöcke von verschiedenem fruchttragenden Holze bringen, und demjenigen, welcher mit verbundenen Augen die Stöcke nach dem Geschirre wirft und es zerbricht, zum Abendessen 2 sols und 6 deniers geben. Die dreimal verehelichte Frau bringt ein Faß dreimal durchgesiebter Asche und 13 Löffel von verschiedenem fruchtbringenden Holz; die Frau des vierten Mannes hat die Schenkung eines 13sparrigen Hauses zu liefern, in dem 13 weißgekleidete Männer auf Kosten der Neuvermählten tanzen gehen. Jene endlich, welche den fünften Mann nahm, mußte eine Kuse weißer Hühnersiente zollen. Von allen diesen Abgaben sollen die Männer frei und ledig sein.“ Cf. Statist. des B. d. Rhône III, 255 und Mary-Lafond, Histoire du Midi de la France, tom. 2. S. 326.

[2] Da man meistens Männer zu dieser Würde erkor, deren Alter mit dem Titel „Jugend“ in Widerspruch stand, änderte man den Namen „Jugendmeister“ in „Stadtmeister“ (abbé de la ville). Andere Bezeichnungen desselben Amtes waren Chevalier (Ritter), oder Clerc-marié, Ausdrücke, die dem Ritterwesen entnommen sind. Im Deutschen könnte man den Amtstitel am besten durch „allgemeiner Festzunftmeister“ wiedergeben.

Digitized by Google

recht haben. So blieb es denn auch bis zur Unterdrückung der Spiele. Da auch dieses Amt mit einigen Kosten verbunden war, wurde dem Meister als Entschädigung ein Anrecht auf den Kunkelzoll seiner Standesgenossen zugestanden.

Sobald die beiden Ernennungen geschehen waren, begaben sich die Schöffen und Beisitzer in feierlichem Aufzuge, Trommler und Pfeifer an der Spitze, in die Wohnungen der Erwählten, um ihnen amtlich das Ergebniß der Rathssitzung mitzutheilen und etwaige Einwürfe zu beschwichtigen.

Die Ernennung des dritten Großwürdenträgers war einem anderen Hofe vorbehalten. Am Pfingstmontag-Morgen wohnten zwei Commissäre des Parlamentes und ein königlicher Hofrath in der Schloßkapelle der heiligen Messe bei, und begaben sich darauf in den „großen Saal" (la grande chambre), um den Vorsitz bei der Wahl des Basoche-Königs zu führen. Schon erwartete sie dort eine große, glänzende Versammlung. Die Syndiker der Prokuratoren, die Notare, der Landrichter, sowie die Gehilfen und Schreiber derselben, alle wirklichen Advocaten, Richter, kurz Alles, was sich in der Rechtspflege irgend eine Stelle errungen hatte, suchte bei dieser Wahl zugegen zu sein und seine Stimme abzugeben. Der bejahrteste Parlamentsrath ernannte endlich denjenigen Candidaten zum König, welcher die meisten Stimmen erhalten hatte. Auch mit dieser Würde war Sitz im Parlamente und das Anrecht auf die Kunkelsteuer des Bürgerstandes verbunden.

Die Arbeit des Pfingstmontags war mit diesen drei Ernennungen der Großwürdenträger beschlossen. Das Volk hatte an ihnen nicht Theil genommen, und kann man somit den Pfingstmontag noch nicht zu den Festen der Frohnleichnamsfeier rechnen. Die ganze Woche über gab es auch weiter nichts zu thun, höchstens für die Schneider, um die fürstlichen Gewande anzufertigen oder wenigstens dem diesjährigen Träger anzupassen. Auch in den herrschaftlichen Küchen war man nicht müßig; die Metzgergilde suchte nach feisten Stücken und saftigen Braten, denn nächsten Sonntag gab es Festmähler und Gäste, oft hundert und mehr, wie an königlicher Hoftafel. So kam der Samstag vor Dreifaltigkeit heran, und die allgemeine Freude begann.

Gegen Mittag ließen von den Thürmen des Domes, der St. Johannes- und Magdalenenkirche die im Süden so beliebten Glockenspiele ihre lustigen Weisen über Stadt und Land durch die ewig heitere Luft erklingen. Drei Abtheilungen Trommler, Pfeifer und Geiger zogen wirbelnd, schweifend und singend durch die Straßen und vor die Wohnungen der Spielherrn, des Statthalters, Basochekönigs und Jugend-Meisters, um ihnen ein Ständchen (aubade) zum frohen Willkommgruß zu bringen. Mit diesem Musikantengruß war das Fest eröffnet und eingespielt.

Dem Basochekönige stand das Recht zu, sich bis zum Dreifaltigkeitssonntag einen kleinen Hof zu bilden, der aus einem Guidon [1], einem Statthalter,

[1] Guidon bezeichnet eigentlich im alten Sprachgebrauch die Fahne der Reiterei (vexillum equestre). Sodann nannte man auch deren Träger Guidon. Da jedes Reich eine eigene Heerfahne oder Königsfahne hatte, und mithin der Reichsbannerherr ein

Digitized by Google

einem Fähndrich, drei Baſtonnieri[1] und dem Hauptmann ſeiner Leibwache beſtand.

Im Feſtornate, Wamms und Beinkleider aus weißem Mohr mit Silbereinſchlag, um die Schultern einen weiten Mantel aus ſilberdurchwirktem Glanztaffet mit reichen Franſen, weiße Seidenſtrümpfe und bebänderte Schuhe, ein goldgeränderter Hut mit Federbüſchen und Cocarde, großer feiner Ringkragen, an der Seite einen Degen mit koſtbarem Wehrgehänge und breiter Seidenſchleife, über die Bruſt das himmelblaue Band mit der Silberplatte des heiligen Geiſtordens — erwartete am Dreifaltigkeitsmorgen der König der Baſoche ſeine Hofbeamten. Auch ſie glänzten ſchon in der Feſttracht, reich und maleriſch, wie das 15. Jahrhundert ſie geſchaffen, und die folgende Zeit getreu bewahrt hat. (Als Eigenthümlichkeit möge hier nur die ſogenannte casaque des Wachthauptmanns erwähnt ſein, welche in einem dalmatikaähnlichen Überwurf aus himmelblauem Taffet beſtand, auf der innern Seite weiß gefüttert, außen rundum mit Silberborten geſäumt und auf der Mitte mit einem ſilbern geſtickten Kreuze bezeichnet war.)

Sobald von der Dominicanerkirche (heute St. Madeleine) das erſte Glockenzeichen ertönt, heben die Trommler des Baſochekönigs ihre Wirbel an, der Feſtzug ſetzt ſich in Bewegung gegen die genannte Kirche, und das neugierige Volk drängt ſich zahlreich auf den Straßen, um zu ſehen, ob auch Alles ſo ſei, wie es immer geweſen. Das Gefolge nimmt in den Chorſtühlen Platz und der König bringt nach der Sitte der Herrſcher jener Zeit feierlich ſeine Opferſpende dar. Nach der heiligen Meſſe bewegt ſich der Zug unter Trompetenſtößen und Trommelſchlag gegen den königlichen Palaſt. Im Thronſaal nimmt der Baſochekönig auf dem wirklichen Herrſcherſitz der alten Grafen der Provence Platz, um ihn reihen ſich ſeine Hofleute im Halbkreiſe, und zu Füßen des Thrones ſteht der Wachthauptmann mit der reichbebänderten Lanze. Dieſer ruft aus der Verſammlung Jene mit Namen, welche ſein Herr ihm bezeichnet. Zur Vervollſtändigung des Hofperſonals wird noch ein Connétable, ein Admiral, ein Großmeiſter und ein Ehrenritter ernannt, und Jedem mit huldvoller Eindringlichkeit die Wahrung und tadelloſe Führung ſeines Amtes

---

ſehr hohes Amt am Hofe bekleidete, ſo wurde dieſer Name Guidon bisweilen allgemein für einen einflußreichen Würdenträger gebraucht. In der René'ſchen Prozeſſion hatte es wenigſtens dieſe letztere Bedeutung, da von einer Fahne beim Guidon niemals Rede iſt, und der Fähndrich im Gefolge des Baſoche-Königs die Fahne der Leibwachen trug.

[1] Bastonnier = Stabträger. In den folgenden Blättern werden wir das eigentliche Weſen dieſer Feſtbeamten erklären. Hier ſei nur bemerkt, daß ſie aus einem doppelten Urſprunge ſtammen. Bastonnier in den Prozeſſionen war derjenige, welcher für ein Jahr den Stab einer Bruderſchaft aufbewahrte oder führte, alſo unſer „Brudermeiſter". Andererſeits hatten die Baſtonnieri der Baſoche aber auch eine kriegeriſche Bedeutung und vertraten die Ritter. Darum war es auch nicht immer ein Stab, was ſie trugen, ſondern oft eine Lanze oder eine ſonſtige Waffe (armes courtoises), um ihre Spiele aufzuführen.

Digitized by Google

an's Herz gelegt. Der Statthalter der Basoche erhält den Auftrag, eine Anzahl junger Pagen (Mignons) auszuwählen und einzuüben, damit sie mit Anstand und Sitte den König in der Prozession begleiten können. Dem Großmeister oder einem anderen Beamten liegt die Sorge ob, eine gewisse Anzahl Jünglinge aus der Bekanntschaft des Königs einzuladen, um beim feierlichen Umzuge den Hof zu vergrößern. Alles will bedacht und überlegt sein. Ein wirklicher Herrscher über die Provence hätte kaum ein größeres, glänzenderes Gefolge haben können.

Während im königlichen Palast die Basoche sich eigenmächtig ihren Hof bildeten, saßen die Rathsherrn wieder im Stadthaus. Vor ihnen stehen die Syndiker der Kaufmannsinnung, welche das Präsentationsrecht zur Würde des Guidons im Gefolge des Minneherrn haben. Sie schlugen aus ihrer Zunft drei Candidaten vor, Einer mußte von den Rathsherrn angenommen und einstimmig genehmigt werden. — Im Verein mit diesem erwählten Guidon vervollständigte der Minneherr oder später sein Statthalter ihren Hof. Dem Statthalter war ein Gefolge von vier Bastonnieri, einem Hauptmann der Leibwache, mehrere Trommler, Geiger und Trompeter gestattet, während der Guidon zwei Bastonnieri und einige Trommler hatte. Die Kleidung des Statthalters und seines Guidon war jener des Basochekönigs gleich, nur trugen sie nicht das Band und die Platte des heiligen Geistordens.

Auch der Jugendmeister (abbé de la jeunesse) mußte an diesem Morgen vor dem versammelten Rathe erscheinen, um die von ihm getroffene Bildung seines Gefolges dessen Bestätigung zu unterbreiten. Er hatte ein Anrecht auf neun Unterbeamten: einen Fähndrich, einen Statthalter, einen Guidon und sechs Bastonnieri, welche die Abtheilungen der Füseliere befehligten und die sogenannten Brawados ausführen ließen. Der Jugendmeister durfte außerdem Verwandte und Freunde in sein Gefolge einladen, mußte aber Allen, die erschienen, weiße Handschuhe, eine schwere Wachskerze und ein im Knopfloch zu tragendes Seidenbändchen geben. Zwei abgegangene Meister mußten den diesjährigen in der Prozession begleiten. Der Jugendmeister trug ein schwarzseidenes Wamms, kurze Beinkleider, weiten Mantel und ein großes Rabat. Sein Guidon und sein Statthalter waren ebenfalls schwarz gekleidet, hatten den Degen an der Seite und einen federumwallten hohen Hut auf dem Haupte.

Draußen auf dem offenen Platze herrschte unterdessen ein regeres, laut schallenderes Leben als in den Sälen des Palastes oder des Rathhauses. Auch hier waren Wahlen, aber die Gravität der ehrwürdigen Schöffen ersetzte die lärmende Ungebundenheit der lieben Straßenjugend oder die redselige Eifersucht der Kärrner und Kesselflicker. Im Schatten der weitwipfligen Linden, vor den Licht- und Strahlengüssen der provenzalischen Sonne geschützt, haben verschiedene Angestellte des Festausschusses ihre Amtstische aufgeschlagen. Alt und Jung drängt sich in wilder Verworrenheit um sie, Jeder will der Erste zum Aufgebot sein. Schon längst hat man im Stillen seines Herzens auf diesen Tag gedacht, und sich eine Rolle erkoren, die man wohl am vortheilhaftesten spielen zu können gedenkt. Da ist wenig Frage nach Kunst oder

Digitized by Google

Ehre; gewisse natürliche Anlagen und die Hoffnung auf einige Liards geben den Ausschlag.

„Der olympische Götterzug!" ruft hier ein Rollenvertheiler. Gleich sind Dutzende bei der Hand; stämmige Bursche, grobklotzige Lastträger fühlen heute in sich den Beruf, Juno's, der Hehren, Königskrone, oder Diana's, der Flüchtigen, Jägerbogen zu tragen; ein schmächtiger Schneidergeselle will es mit Herkules' Löwenkeule versuchen, oder wenigstens Atropos' Scheere führen. Raum für Alle hat nicht bloß die Erde, sondern auch Olympos' bunter Götterwagen.

An einem anderen Tische steht ein gewaltiges Gewicht. Mehrere Rivalen, wahre Riesen, mühen sich im Schweiße ihres Angesichtes ab, an dieser Last ihre Stärke und Befähigung zu erproben. Einer hat es unter lautem Beifall am weitesten getragen, als Palme wird ihm das Amt und der Name des großen St. Christoph für die Prozession zuerkannt.

An einem dritten Tische . . . doch wir können uns nicht überall aufhalten, nur drüben, wo besonders die Bubenwelt vertreten ist, müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Dort schreit man und rauft sich, dort werden die Teufelsrollen vertheilt. Die Eitelkeit mischt sich halt in Alles; heute will jeder Gassenbube von Aix Teufel oder wenigstens Judas oder Herodes werden. Dort wird z. B. Einer von seinen Kameraden zurückgestoßen, seine Klagen werden überschrieen; nun rafft er seine letzte Kraft zusammen, dringt vor bis an den Tisch, und bricht dort in folgende demosthenische Rede aus: „Mein Vater war Teufel, mein Bruder war Teufel und nur ich soll kein Teufel werden?" — Seine Sache ist gewonnen. Als Kranz und Lohn wird ihm die Maske, das schwarze Kleid und der Gabelhacken mit der ernsten Mahnung überreicht, diese Werkzeuge getreu zu wahren, pünktlich wiederzuerstatten, und im Übrigen fromm und brav zu sein, damit er nicht in Wirklichkeit das werde, von dem er im Spiele die Christen abschrecken wolle.

Wir müssen zum Schlusse noch einmal in die Wohnung der Großen treten. Zu den Häusern des Minneherrn, des Basochekönigs und Jugendmeisters strömen die Gäste, dort erwartet sie das Krönungsmahl. „Schön singen und gut essen" war, wie es scheint, seit Alters her der Provenzalen Brauch und Sitte. Die Nordfranzosen warfen es ihnen wenigstens schon im zwölften Jahrhundert vor, und wahrhaftig, die uns erhaltenen Metzgerrechnungen können den zweiten Theil des Wortes nur bestätigen. Wir besitzen noch mehrere solcher Speisekarten, wahre Memoire der Küchenkunst aus dem 15. Jahrhundert. Wir lesen auf der ersten Seite: **Rolle pour Ms. le Prince d'Amour de la viande, qu'il luy faut pour traicter cent hommes:** 1 Eber, 1 Hirsch, 50 Pfund Rindfleisch, 24 Truthähne, 12 Rehe, 20 junge Truthähne, 50 Paar Hennen, 50 Paar Tauben, 50 Paar Feldhühner, 12 Hasen, 12 junge Hasen, 12 Kaninchen, 4 Dutzend Waldtauben, 4 Dutzend Wachteln, 4 Dutzend Ortollane (ein in der Provence sehr häufiger Zugvogel), 36 Kapaunen, 8 Schinken, 12 Milchschweinchen, 6 Pfund spanische Wurst, 2 Centner Speck. Darauf folgt der Catalog der Pasteten, der an Mannigfaltigkeit und Masse dem vorhergehenden nicht nachsteht. In dem dritten Verzeichniß der Zuckerbäckereien des Nach-

Digitized by Google

tisches finden sich sehr viele Ausdrücke, an denen sich bis heute die geschicktesten Philologen die Zähne ausgebissen haben. Fast möchte man bedauern, daß der herrschaftliche Mundschenk nicht auch ein Memoire geschrieben, um uns mit den damals in der Provence bekannten Weinen vertraut zu machen; vielleicht ließe sich aus diesem Schweigen herleiten, daß ausländische Weine damals noch sehr selten waren. Um nicht mehr auf die Festmähler zurückkommen zu müssen, sei hier noch bemerkt, daß die Zahl, Zubereitung und Reihenfolge der Gerichte ebenderselben Regelmäßigkeit unterlagen, mit der die nothwendige Anzahl und die Sitzordnung der Gäste bestimmt waren. So gibt uns Gregoire (op. c. S. 160) genauere Einzelheiten über das Festessen, welches das Metropolitan-Kapitel am Frohnleichnamstage dem Parlamente, den Consuln, Schöffen u. s. w. geben mußte, und welches seit 300 Jahren aus denselben Gerichten bestand.

Nach der Mahlzeit huben die Vorspiele wiederum an. Die vier Bastonnieri des Prinzen und die zwei des Guidons mußten ihre Künste zeigen und je nach der Fertigkeit im Spiele wurde ihre Stellung und Rangordnung bestimmt. Zu diesem Zwecke nahmen sie ihre bundumschlungenen Stäbe oder auch Fahnenstangen, stellten sich zusammen, grüßten die Versammlungen, entfernten sich etwas und begannen ihre Instrumente mit einer wachsenden Geschwindigkeit in alle Richtungen hin zu drehen und zu schwingen, in die Höhe zu werfen, aufzufangen, sich gegenseitig zu begrüßen, anzugreifen, zu tanzen und ähnliche graziöse körperliche Bewegungen zu machen. Wer einen Fehltritt that, den Stab fallen ließ oder sonst eine Ungeschicklichkeit beging, war besiegt und konnte mit Geduld das Lachen der heitern Zuschauer ertragen. Wer aber zuletzt im Spiele aushielt, war der erste Bastonnier der Feste und der Günstling des schaulustigen Volkes. Auch andere Erheiterungen fehlten an diesem Sonntag Nachmittage nicht. Die verschiedenen Spiele der Wachtrunde und der Prozession, welche schwieriger in der Ausführung waren und deßhalb der Einübung bedurften, wurden heute unter zahlreichem Zulaufe auf verschiedenen freien Plätzen der Stadt versucht. Diese „esproves“ haben sogar bis auf den heutigen Tag das provenzalische Sprüchwort erhalten: „Low djour de la Trinità leis diablés s'assadjoun“ (auf Dreifaltigkeit versuchen sich die Teufel), weil es zumal die Spielgattung war, in welcher böse Geister erschienen, welche einer vorhergehenden Einübung bedurfte.

So verging auch dieser Festtag unter allgemeinem Jubel, ein treues Bild des spätmittelalterlichen Lebens, wo noch alle Freuden öffentlich und in gewissem Sinne brüderlich waren. Eine gewisse Rohheit ist sowohl hier als in den folgenden Stücken nicht zu verkennen, aber es war eine gesunde Ausgelassenheit gegen das Zerrbild der heutigen Zimperlichkeit und Aufklärung und das Volk war sicher glücklicher dabei als heute bei seinen wissenschaftlich-politischen Kränzchen. Seitdem besonders in Frankreich das Volk souverän geworden ist, scheint es an Altklugheit zu leiden, und vor lauter Regierungssorgen seine frühern harmlosen Spiele verlernt zu haben.

Digitized by Google

III. Die Runde.

Die drei Tage zwischen Dreifaltigkeit und Frohnleichnam vergingen ohne besondere Festlichkeiten. Der Mittwoch aber sah von allen Seiten die Fremden herzuströmen und am Abende dieses Tages waren die Gasthäuser und oft auch die Bürgerwohnungen mit Gästen aus allen Provinzen und oft selbst aus fremden Ländern überfüllt. Vom Thurme der Cathedrale erklangen wieder die lustigen Glockenspiele, und hie und da zeigte sich in den Straßen schon eine oder die andere Gestalt des kommenden nächtlichen Zuges. Allmählich sank die Nacht. Zahlreich drängte sich die Menge gegen die alte Cathedrale, ferner Trommelwirbel verkündigte, daß nun bald etwas zu sehen sei. Die Passado begann. Passado, gleichbedeutend mit dem französischen Pas d'armes, Waffengang, bezeichnet im Mittelalter eine besondere Art des Zweikampfes. Ein sogenannter Waffenkönig mit seinen Herolden begaben sich lange vor dem gedungenen Tage an die Höfe der Herrschaften, Grafen, Barone oder auch selbst fremder Könige, um den Kampf, seine Zeit, seinen Ort und seine Ursache zu verkünden. In offenem Felde wurde ein Weg bestimmt, den der Herausfordernde gegen Jeden vertheidigen wollte, der sich ihm entgegenstellen wollte. Am Ende des Weges, gleichsam als Festung und Zielscheibe des Angriffs und der Vertheidigung, war ein Verhau oder eine Schranke aufgeworfen, an welchen neben dem Schilde des Vertheidigers mehrere andere Schilde von verschiedener Farbe aufgehangen waren, je nach dem Kampfwesen, welche man zu bestehen sich anheischig machte. Oft war es ein Ritter, oft auch mehrere vereint, welche den Strauß gegen jeden Angreifer aufnahmen. (In Paris wurde im Jahre 1514 bei Gelegenheit der zweiten Heirath Ludwig's XII. in der Straße St. Antoine ein solcher pas d'armes gehalten, der unter dem Namen pas de l'arc triomphal berühmt ist. — Legendre.) Im Grunde war diese Passado das Abbild im Spiel von dem, was im Ernste beim Angriff einer Brücke, eines Bergpasses und ähnlich im Kriegsleben vorkam. René wollte mit dieser ritterlichen Übung seine Spiele beginnen und hatte hierin, wenigstens nach unserem Dafürhalten, eine sehr glückliche, tiefere Idee. Die Ritter in diesem Kampfe waren die Bastonnieri des Basochekönigs und des Jugendmeisters. Vor dem alten Portal der Domkirche war der Sammelplatz und der Ausgangs- und Endpunkt dieses anmuthigen, halbreligiösen, halbgalanten Spieles. Die Kirche war gleichsam der Königshof, bei dem der Kampf angemeldet wurde, den man zu Ehren des verborgenen Gottes aufnehmen wollte. Schon stehen unter den Bogen des Haupteinganges die sechs Stabträger des Jugendmeisters in ihrer Festtracht. Die hohen befiederten Seidenhüte mit den reichgallonirten aufgeschlagenen Krämpen, die breiten langen Schärpen quer über die Brust. Die vielen bunten Schleifen an Wamms, Beinkleid und Schuhen, die bebänderten Lanzenschäfte mit versilberter Holzspitze, das Alles hatte im Scheine der Fackeln einen prachtvollen Anschein. Wiederum erklingt in der Ferne der Trommelklang, die Menge öffnet einen Durchgang, die Stabträger der Basoche unter Anführung des Wachthauptmanns, der ebenfalls im Costüme der Bastonnieri erscheint, kom-

Digitized by Google

men in gemessenem Schritte auf die Kirchenthüre zu. Ihnen folgen die Syndiker, die Prokuratoren und ein Gerichtsbote, alle ebenfalls in ihrer Amtstracht. Nachdem man sich überzeugt hat, daß die Farbe und der Schnitt der Kleider bei den zwei Stabträgerabtheilungen verschieden ist, wie es die Ordnung verlangt, ziehen sich die Leute der Basoche wieder zurück und stellen sich in einer Entfernung von dreißig Schritten in Reihe und Glied auf. Die sechs Stabträger des Jugendmeisters erheben nun ihre Lanzen, machen der Basoche einen Waffengruß und ziehen unter Trommelklang ab. Sie schlagen jenen Weg ein und verfolgen genau jene Straßen, welche am folgenden Tag die Prozession durchziehen muß, erobern also gewissermassen den Durchzug des Herrn für seinen morgigen Triumph. Da es jedoch keine Feinde zurückzuwerfen oder zu verscheuchen gibt, besteht ihre ganze Arbeit im Spiel. Die Pfeifer und Trommler haben eine eigene Marschweise, die wie die übrigen Festmelodien vom König René componirt sein soll. Im Tact dieses Marsches müssen die Bastonnieri nicht bloß Schritt halten, sondern auch ihre Waffe handhaben, präsentiren, schwingen, in die Höhe werfen, auffangen u. s. w. Ihr lustiges Treiben beleuchten nicht nur die Fackeln, sondern auch die zahlreichen Lichter auf den Balkonen der Paläste und reicher Bürgerhäuser, oder in den offenen Fenstern der anderen Wohnungen. Zehn Minuten nach den Bastonnieri des Jugendmeisters brechen auch die Ritter der Basoche auf und ziehen ihren Vorgängern in einer Entfernung von hundert Schritten nach. Auch sie haben dieselbe lebhafte Marschweise, aber andere Spiele. Vor einem reichbesetzten Balkon angekommen, halten sie auf Verlangen der Damen in ihrem Marsch inne, stellen sich zwei gegen zwei, und beginnen einen Scheinkampf (combat de courtoisie), der ihnen klatschenden Beifall und Blumen von den Altanen herab verdient. Zuletzt grüßen sie mit den Waffen und einer Verbeugung ihre Zuschauer und ziehen dann weiter vor einen anderen Balkon und beginnen dasselbe Spiel. Ihr Zug wird so zu einem wandernden Turnier, nur die Kampfrichter und das Publikum wechseln. Diese Passado mit ihrem glanzvollen Auftreten, ihren kunstgerechten, anmuthigen Bewegungen und lebhaften Waffenspielen war eine der beliebtesten Partieen der ganzen Frohnleichnamsfeier, wenigstens bei der höheren Gesellschaft. Sie trägt übrigens zu offen den Charakter jener Ritterspiele des Mittelalters, als daß wir darauf hinweisen müßten. Überhaupt muß es Jedem, der ohne vorgefaßte Meinung das Gefolgswesen der René'schen Prozession, so weit wir es jetzt schon verfolgt haben und später noch verfolgen werden, betrachtet, über alle Zweifel erhaben sein, daß der Stifter jener Spiele in diesen verschiedenen Ehrenämtern, Bräuchen und öffentlichen Übungen dem sinkenden, hinsterbenden Mittelalter und der schwindenden Ritterschaft ein Andenken widmen wollte. Schon die Benennung Prince d'amour, Minneprinz oder Minneherr, ist recht aus dem tiefsten Herzen des ehemaligen Ritterthums genommen, wie es sich zumal in der Provence ausgebildet hatte. Krieg- oder Herrendienst, Minne- oder Frauendienst waren die Hauptbeschäftigungen dieses sonderbaren Geschlechtes, das mit dem Löwenmuth eines Hektor die Weichheit und Spielerei eines Anakreon verband. Die Hallen der Burgen, die Erker der Bergvesten, wie die blutigen

Digitized by Google

Schlachtfelder Palästina's oder Siciliens waren diesen Rittersängern gleich heimatheigen, und wer nur ihre Lieder oder nur ihre Schlachten kennt, muß nothwendig ein falsches Urtheil über sie fällen, weil er sie entweder zu Sybariten oder zu Spartanern stempelt. Mit dem Ende der Kreuzzüge, dem Aufschwung der Städte, der Erfindung der Feuerwaffen, besonders aber seit dem allmächtigen Einfluß der Juristen war die eigentliche, ursprüngliche Ritterschaft sehr gesunken, und es war sicherlich König René nicht der letzte, welcher ihren endlichen Untergang voraussah. Aber sein Herz hing zu sehr an dieser ruhmvollen Institution eines glaubens- und thatkräftigen Zeitalters, um nicht eine Wiedererweckung zu versuchen. Es ist bekannt, und man hat ihm sogar einen Vorwurf daraus gemacht, daß er viele Familien in den Adelsstand erhob, deren Abkömmlinge in der späteren Geschichte der Provence berühmt sind. Er verlieh außerdem den alten Geschlechtern, welche sich um das Land verdient gemacht hatten, weitreichende Freiheiten und Privilegien, im Gegensatz zu seinem Nachbar, dem machteifersüchtigen Ludwig XI., welcher keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, den Adel und besonders die großen Lehnsherrn zu verfolgen und niederzudrücken. Ein baufälliges Schloß auf einem zerbröckelnden Felsen stützt man nicht mit einigen Holzbalken wie eine Bauernhütte im Wiesengrund; die Fundamente der alten Chevalerie begannen zu weichen. Das fünfzehnte Jahrhundert mit seinen wilden Gährungen in religiösen, politischen und literarischen Ideen mußte fast nothwendig als einen fremden Körper die Ritterschaft von ächtem Schrot und Korn allmählich ausscheiden oder zersetzen.

Gegen das gewaltige Anströmen einer neuen weltgeschichtlichen Culturperiode halfen die Papierdämme des Grafen der Provence nicht mehr, und er mußte traurig ein Stück Bodens um das andere schwinden sehen. Sein traité des Tournois war nur mehr ein Schattenbild der Kampfspiele früherer Zeit, und als er 1449 nach diesem Muster in Tarascon sein berühmtes Turnier aufführen ließ, kann er selbst am wenigsten an dem Mißerfolge gezweifelt haben. Uns muß wenigstens jene „Schäferiu", mit ihren Schäflein, die ihre Sächelchen nett und feinchens hat (propre et joliettes), jene Ritter mit Schäferkleidern über Harnisch und Beinschienen, mit ihren „Tönnthen und Schäferstäbchen, Flöten und Schalmien ꝛc.", und die ganze Einrichtung der Kampfscene an die später berüchtigten Schäfereien diesseits und jenseits des Rheins erinnern. Das sind die Herbstzeitlosen eines sinkenden Alters. — René beließ es daher auch wohlweislich bei dem einen Kostversuche und suchte sich so gut in das Unvermeidliche zu schicken, als nur immer möglich. Ein Andenken seiner Vorliebe für die Ritterschaft mußte er um jeden Preis dem kommenden Geschlechte hinterlassen; er griff geschickt in's ewig junge Volksleben, und machte ein jährlich wiederkehrendes Spiel zum Träger seiner Lieblingsgedanken. Er kannte zu wohl das Zähe einer Volksüberlieferung, zumal wenn sie in irgend einer Weise mit der Religion verknüpft ist, um an diesem letzten Mittel zu zweifeln. So sehen wir ihn denn auch in Taraskon das halbvergessene Spiel der Tarasque wieder belebend umschaffen, und mehr die kriegerische Seite des Ritterthums, die hohen Thaten der Kreuzzüge in dem heiligen Drachenkampfe versinnbildlichen. In Aix dagegen zeigt er uns vor-

Digitized by Google

wiegend oder fast ausschließlich das Galante, Glänzende, mit einem Worte den Minnedienst der Ritterſänger. Prince d'amour war also mit Recht die Titel-Rolle des Frohnleichnamsspieles in den Augen René's. Aber wie heimtückisch oft die Umstände mit den Gedanken der Menschen umspringen! Ob René wohl vermuthete, welchen inneren Widerspruch er beging, und welcher Hohn für das Ritterthum in seinem Gefolgswesen lag! Es wird in der That keinem Leſer entgangen sein, wie nicht der Minneherr, sondern der Basoche-König der wirkliche Meister in den Spielen war. Ihm kam in der Wahl, in der Zusammensetzung und Zahl seines Hofpersonals überall der wirkliche Vorrang zu, wenn auch der Minneherr oder sein Statthalter den conventionellen Vortritt noch bewahrte. Und wessen Vertreter war dieser König der Basoche? Aus welcher Klasse war sein Hof zusammengesetzt? Sonderbares Spiel des Zufalls! Gerade die „Ritter des Rechtes" und der dritte Stand der Bürger, also die Überwinder des Ritterthums, spielten hier die Rolle ihres Opfers. Auch das war ein Zeichen der Zeit. Seit dem neuen zweideutigen Aufschwung der Jurisprudenz im 12. und 13. Jahrhundert waren die Rechtsgelehrten die Rathgeber der Kaiser und Könige geworden. Welche Schuld sie an den Verirrungen Friedrich's II. tragen, ist eben so unbezweifelt als der Antheil an der Politik Philipp's des Schönen in Frankreich. Wie sie die monarchische Centralisation organisirten, wurden sie, wie Michelet (Histoire de France tom. 3. p. 32) sagt, die Zerstörer des Mittelalters. In die Provinzen verschickten sie ihre Amtleute, Vögte, Feldrichter, königliche Prokuratoren, Münz- und Wagenmeister. Die Waldungen wurden von Holz- und Forstmeistern besetzt. Und diese ganze Beamtenschaar ging darauf aus, die feudalen Gerechtsame zu beeinträchtigen, zu stören und wo möglich vollkommen zu unterdrücken. Inmitten dieses gewaltigen Netzes aber saß spinnengleich der Rath der Schriftgelehrten unter dem Namen des Parlaments. Alles, was in seinen Bereich kam, ward umstrickt, ausgesogen und alle andere Gewalt in der Allmacht des hohen Rathes absorbirt. Damals wie heute war es auch vor Allem die Kirchengewalt, welche unliebsam wurde und an der man auf alle mögliche Weise heran zu kommen suchte. In gewissen Händen mußte eben fast nothwendig das Laienrecht des Staates zum Feinde des Kirchenrechtes werden. Auch hat die Geschichte uns die Kämpfe Philipp's des Schönen mit dem Papstthume verzeichnet; aber dafür sieht auch der Reisende auf dem Rhonefelsen von Avignon die ernstmahnende Papstburg wie eine Riesenchrysalide liegen, welche das Papstthum auf dem Boden des Exils zurückgelassen, als es sich in erneuter Jugend dem ewigen Rom wieder entgegen schwang, während der französische Monarch seinen Thron nicht dem eigenen Stamme, sondern den Sprößlingen jenes hochherzigen Karl's von Valois überlassen mußte, der im Unglück als Freund und Vertheidiger Bonifaz' VIII. treu ausgehalten hat. Die Kirche ist Trägerin einer Verheißung für alle Zeiten, nicht aber ebenso die jeweiligen politischen oder staatlichen Einrichtungen. Als dann „jene Ritter des Rechtes, Seelen von Blei und Eisen, mit der ihnen eigenthümlichen Kaltblütigkeit" (Michelet l. c. p. 38) gegen das Feudalwesen anliefen, und im Nothfalle noch den Bürgerstand zu Hülfe riefen, konnte jenes nicht lange Widerstand leisten.

Digitized by Google

Was lag ihnen an Briefen und Wappen, wenn sie nur ihr ewiges „Scriptum est“ der Pandekten und Glossen beibringen konnten! Und so brachten sie es allmählich dahin, daß das weltliche Mittelalter, leider auch schon im innersten Herzen an dem Verderbniß der Sitten krank, langsam ihren wiederholten Schlägen erlag, und Tropfen um Tropfen unter ihren Eisenkrallen verblutete. Ludwig XI., welcher eigentlich in Frankreich die Monarchie am meisten befestigte, hatte den Plan seines Vorfahren treu befolgt und überwachte daher mit wahrer Eifersucht das geringste Auflodern des alten Unabhängigkeitsgefühles seiner Grafen und Barone. Unter dem Einfluß des mächtigen Nebenstaates und bei der großen Vorliebe der Provenzalen für italienische Sitten und Einrichtungen konnte es nicht ausbleiben, daß auch im Lande unterhalb der Loire die Jurisprudenz immer höher in Macht und Ansehen stieg. Das Volk hatte aus guten Gründen eine hohe Achtung für Alle, welche sich der Rechtspflege widmeten. Der Adel wußte bald seine Stellung richtig zu würdigen, er verließ Schwert und Lanze und vergrub sich hinter Justinian und Gosias in den Amtsstuben, Parlamentssälen oder juristischen Lehrstühlen (cfr. Papon. Hist. de Prov. III. 410 ff.). Trotz seine Vorliebe dem Ritterthume galt, sah sich deßhalb René nichtsdestoweniger genöthigt, dem Stand der Juristen in seiner Prozession den Vorzug zu geben, der ihm auch im gewöhnlichen Leben gezollt wurde. Aber wie es anlegen, um so Widerstrebendes zu einen? Hier mußte die Einrichtung der Basoche aushelfen. Philipp der Schöne hatte nämlich den Procuratoren des Parlaments erlaubt, sich mit ihren Clercs zu einer Körperschaft zu vereinigen, welche vom Namen ihres Versammlungsortes den Titel „Bazoche“ erhielt und sehr bald in hohem Ansehen stand, viele Gewalt besaß und vom König mit reichen Privilegien bedacht wurde. Diese Innung hielt zuweilen öffentliche Sitzungen, und um diesen in den Augen des Volkes mehr Glanz und Anziehungskraft zu verleihen, versuchte man im Laufe der Zeit durch dramatische Aufführungen gleichzeitig zu ergötzen und zu erbauen. Die Passionsbruderschaft (les frères de la Passion) hatte jedoch seit 1402 das ausschließliche Recht erhalten, Mysterien, d. h. geistliche, aus der heiligen Schrift gezogene Stücke darzustellen, und so blieb der Basoche nur übrig, sich nach anderen Stoffen umzusehen. Sie erfand zuerst ihre Moralités, Stücke, in denen Tugend und Laster einander gegenübergestellt wurden. Bessern Erfolg hatten jedoch ihre „farces“, ein neues dramatisches Genre, in welchem mit der Waffe des Witzes die Schwächen, Eigenthümlichkeiten und Laster einzelner Classen gegeißelt wurden, indem man gewöhnlich allgemein bekannte Persönlichkeiten auf die Bühne brachte. (Em. Lefranc: Histoire de la littérature au moyen âge p. 457.) Auf diese Weise hatte der Name der Basoche einen doppelt guten Klang, einmal als einflußreiche juristische Innung, dann aber als eine berühmte künstlerische Bruderschaft, gleichsam die Schule der besten Komiker. Unter diesem doppelten Titel paßte sie also vortrefflich in René's Spiele.

Es würde uns zu weit führen und wir müßten zu viel Allbekanntes wiederholen, wollten wir die einzelnen Gebräuche bei den Wahlen, Aufzügen und Spielen der Gefolgschaften auf ihre Quellen im Ritterthume zurückführen.

Digitized by Google

Es genügt uns hier, auf die enge Verwandtschaft der Beiden hingewiesen zu haben, um zu zeigen, wie Zeit und Sitten sich getreu in diesen provenzalischen Volksfesten abspiegelten. Um so mehr nimmt uns auf den ersten Anblick der nun folgende Theil der Spiele Wunder, der plötzlich mitten in das christliche Mittelalter das klassische Heidenthum mit einer seltenen äußern Treue hineinwirft. Dieser anscheinende Widerspruch aber findet seine befriedigende Lösung wiederum im Plane des Königs René und dem Geiste einer Zeit, welche eine neue Epoche im Gebiete der Künste und Wissenschaften vorbereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Kreiten S. J.

Recensionen.

Handbücher der Literaturgeschichte. III. Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von **Hyacinth Holland.** Erster Band. Mittelalter. (Mit Auszügen, Uebersetzungen und Proben der schönsten altdeutschen Dichtungen.) Regensburg 1853. 8°. VIII u. 421 S. Preis: Thlr. 1. 25 sgr.

Wohl schwerlich wird Jemand vorstehendes Buch aufmerksam lesen, ohne es lebhaft zu bedauern, daß der in Aussicht gestellte zweite und dritte Band nicht erschienen ist. Der Plan des Werkes ist so interessant, die Ausführung des ersten Bandes zeugt von einem so begeisterten Kunstsinn, einer solchen Belesenheit des Verfassers, daß das Werk in seiner Vollendung sicher eine hervorragende Stelle in der katholischen Fachliteratur einnehmen würde. Wenn Holland's Buch jetzt, nachdem bereits zwanzig Jahre seit dem Erscheinen desselben verflossen sind, noch einer Besprechung unterzogen wird, so geschieht dieses freilich zunächst, um ein vollständiges Bild der literatur-historischen Leistungen seitens der Katholiken zu geben; dann aber auch, um den Wunsch ausdrücken zu können, der inzwischen durch zahlreiche anderweitige Publikationen berühmt gewordene Herr Verfasser möchte sich wieder seiner Erstlingsarbeit erinnern, den vorliegenden ersten Band einer erneuten Durchsicht unterziehen und die Lesewelt mit dem zweiten und dritten Bande erfreuen.

Den Plan des Werkes gibt der Verfasser selbst in den ersten Zeilen der Vorrede an: seine Schrift sei „ein Versuch, der Poesie aus dem Gebiete der Kunst einigen entsprechenden Hintergrund zu geben." Nebenbei komme die Philosophie zur Sprache, „insofern ihre Strahlen demselben Farbenbogen angehörten." Gewiß ein glücklicher Gedanke! Denn, wo immer ein geistig regsames Volk zum Gipfel seiner Blüthe emporstrebt, da finden sich die schönen Künste ein, wie liebliche Schwestern nicht getrennt, sondern stets im anmuthigen Bunde, theils zu gleicher Zeit, theils in kurzen Abständen nacheinander auftretend. Alle nehmen ihren Flug in gleicher Richtung, indem sie, jede nach ihrer Weise, das innere Leben und Streben des Volkes in verklärtem Lichte wiederstrahlen, sich gegenseitig nährend und fördernd, ordnend und deutend. Eine Literaturgeschichte somit, die uns neben dem Entwicklungsgange der ersten und vielseitigsten Kunst, der Poesie, auch noch mit dem gleichzeitigen Wachsen und Blühen der übrigen Künste bekannt macht, gewährt uns sicher das vollständigste Bild der geistigen Kraft unseres Volkes. Die

Digitized by Google

Philosophie aber steht in der That in der innigsten Beziehung mit der gesammten Kunst. Ist sie ja nächst der Offenbarung die Leuchte des Geistes, sie ist es somit auch, die nächst der Offenbarung den Blick in das Reich der Ideale ermöglicht. Aus der Harmonie zwischen Philosophie und Offenbarung folgt jene zuversichtliche Ruhe des Geistes, die so wohlthätig auf die Entfaltung der künstlerischen Schöpferkraft wirkt, während der Widerstreit dieser beiden göttlichen Geschenke den von Wolfram als so verderblich geschilderten Zweifel gebiert:

„Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund."

Eine nach diesem Plane ausgeführte Literaturgeschichte ist für uns Katholiken noch von ganz besonderem Werthe. Jenes künstlich erzeugte Vorurtheil, die Kirche hemme den Flug des Geistes, sie sei namentlich eine Feindin der deutschen Kunst, — wie kann es gründlicher abgethan werden, als durch den Nachweis, daß gerade in der Zeit der höchsten Glaubensfreudigkeit die Kunst eine Blüthe erreichte, wie sie seither nicht mehr gesehen worden ist. Mit der Abnahme der Glaubensfreudigkeit aber schwand auch die künstlerische Schöpfungskraft, bis endlich eine Periode vollständiger geistiger Impotenz eingetreten zu sein schien. Wohl feierte die Poesie abermals hohe Triumphe in unserm Göthe und Schiller; aber die Baukunst, die Malerei und Skulptur sahen keine Auferstehung. Die Philosophie vollends hatte sich, ihrer hohen Bestimmung uneingedenk, in die nackte Materie vergraben.

Nach diesem höchst interessanten Grundrisse wollte der Verfasser in einem dreibändigen Werke die Geschichte des deutschen Geisteslebens darstellen. Für die Zeit des Mittelalters bis zur Kirchentrennung ist dieser Plan in vorliegendem Bande mit Klarheit und Consequenz durchgeführt. Dieser fast acht Jahrhunderte umfassende Abschnitt der Literaturgeschichte wird der bessern Übersicht wegen in zwei Unterabtheilungen zerlegt, als deren scheidende Marke das Ende der Kreuzzüge gilt. Mit wenigen kräftigen Strichen zeichnet der Verfasser den Gang der deutschen Kunstentwicklung, der Poesie zunächst, dann der Philosophie, der Architektur, endlich der Skulptur und Malerei. Die Epoche der Christianisirung Deutschlands, desgleichen die darauffolgende Zeit, in welcher die Erneuerung aller Lebensbeziehungen mittelst der sittigenden Kraft der frohen Botschaft sich geräuschlos vollzog, sind natürlich bald durchlaufen. Da ertönt der Ruf der Kreuzfahrer: „Gott will es!" und nun erwacht auch die künstlerische Begeisterung. Überaus reich entfalten sich die Blüthen der Kunst auf den verschiedenen Gebieten. Der Blick verwirrt sich fast ob der Fülle der herrlichen Gebilde. Und diese glückliche Periode währte eine lange Reihe von Jahren hindurch. Allmählich aber verklingen die Kreuzlieder; der Strom der Begeisterung nimmt ab. Ein fremdes Element, der heidnische Classicismus, ist eingedrungen; vielfach unverstanden und überschätzt, macht er sich nach und nach auf allen Gebieten geltend, überall gegen das Bestehende ankämpfend. Die Zeit des Abwelkens ist eingetreten; der Niedergang macht sich zuerst in der Poesie bemerkbar, unaufhaltsam vollzog sich auch der Verfall der übrigen Künste. Die Philosophie trennte sich hochmüthig von der Offenbarung und rüttelte selbst am kirchlichen Glauben. Immer weniger erhebend wird der Ausblick in das Gebiet der Künste; immer verworrener gestalten sich die Zustände. Aber mit sicherem Schritte führt uns der Verfasser durch die Wunderwelt der geistigen Blüthe, wie durch die gährende Epigonenzeit, indem er uns auf die bedeutenden Persönlichkeiten aufmerksam macht und die großen Kunstschöpfungen vor Augen stellt. Selten verweilt er länger bei Einzelheiten; höchstens wird die Bedeutung einer hervorragenden Erscheinung und die Beziehung, worin dieselbe zu andern Erscheinungen steht, mit wenigen Worten erläutert. Ein eingehendes Verständniß der bedeutendsten Kunstwerke vermitteln vielfach die zahlreichen Noten unter dem Texte. Die herrlichsten Monumente der

Digitized by Google

Poesie im Besondern finden sich entweder vollständig oder im Auszug, oft mit erklärenden Excursen in mehreren Beilagen am Schlusse des Buches. In den wenigen Fällen aber, wo die Darstellung einzelne Erscheinungen einer genauern Besprechung unterwirft, da geschieht dieß nur, um an einer Erscheinung die bereits allgemein gekennzeichneten Richtungen und Ziele einer ganzen Epoche concret zu veranschaulichen oder die Höhe zu bestimmen, zu welcher sich ein Kunstzweig erschwungen. So passen die längern Abhandlungen z. B. über die Externsteine, das Alexanderlied, über Albertus Magnus, Meister Eckart, über die Skulpturen am Freiburger Münsterportale, das Kölner Dombild u. s. w. sehr gut in die engen Grenzen, welche der Arbeit gezogen wurden.

In der Vorrede versichert uns der Verfasser, die Wanderung durch die verschiedenen Gebiete der deutschen Kunst habe ihm hohen Genuß gewährt. Es hätte dieser Versicherung wahrlich nicht bedurft; fast aus jeder Zeile liest man die begeisterte Liebe heraus, mit der die Arbeit begonnen und zu Ende geführt worden ist. Dafür zeugt die durchweg schwungvolle, hin und wieder fast zu sehr an das Poetische streifende Sprache, das nie ermattende Interesse, mit dem der Verfasser den Entwicklungsgang der Kunst auch in den weniger erfreulichen Phasen verfolgt; dafür zeugt endlich die liebevolle Sorgfalt, mit der einzelne hervorragende Kunstwerke bis in's kleinste Detail dem Leser vor Augen geführt werden.

Und diese Begeisterung ist keine gemachte; dieselbe sproßt aus einem richtigen, feinen Kunstgefühl. Welch' tiefes Verständniß spricht sich in dem einzigen Worte aus, mit dem die ausführlich beschriebenen Externsteine, jenes Steindenkmal im alten Sachsenlande Westphalen, charakterisirt werden: „Was der Heliand für die Poesie, das ist dieses Werk für die Plastik." Wie läßt sich die Bedeutung des Rolandsliedes besser bezeichnen, als mit den Worten des Verfassers: „Der Geist der Kreuzfahrer ist getreu im Rolandsliede niedergelegt." Man lese auf S. 214 die Bemerkungen über die künstlerische Einrichtung eines mittelalterlichen Mysteriums des „Lebens Jesu" oder das Osterspiel in Beilage XIV, vor Allem aber betrachte man die Beschreibung des berühmten Kölner Dombildes, und man wird die oben aufgestellte Behauptung bestätigt finden. Die Wirkung dieser begeisterten, von wahrem Kunstverständniß getragenen Darstellung ist um so wohlthuender, weil dieselbe von kirchlich-gläubigen Anschauungen durchweht ist. Der Verfasser zeigt sich überall als Katholik sans phrase. Religion und Sitte gilt ihm als der eigentliche Boden, auf dem die wahre Kunst sprossen muß; die Kirche, als die gottbestellte Hüterin dieser erhabensten Güter, ist auch Pflegerin und Schützerin der schönen Künste. Sie ist die sittigende Weltmacht, für deren Ehre eine Lanze zu brechen der Verfasser bei keiner Gelegenheit verabsäumt. Zu allem diesem kommt endlich noch die staunenswerthe Belesenheit des Verfassers. Fast die ganze einschlägige Fachliteratur ist benutzt, und eine überreiche Fülle der treffendsten, interessantesten Bemerkungen in einer fast ununterbrochenen Reihe von Noten beigefügt. Es ist ein wahres Repertorium kritischer, ästhetischer, literarischer und kunsthistorischer Notizen, die allein schon die Lektüre des Werkes als höchst empfehlenswerth erscheinen lassen.

Ob nun dem Buche auch die Beachtung zu Theil geworden ist, die es seiner vielen Vorzüge wegen beanspruchen kann, dürfte sehr zweifelhaft sein. Wenigstens scheint der Umstand, daß der als „bald erscheinend" in Aussicht gestellte zweite Band, desgleichen der dritte Band noch immer erwartet wird, nicht gerade für eine weite Verbreitung zu sprechen. Das ist das Geschick so vieler, von katholischen Auktoren verfaßten Werke gewesen: von der einen Seite wurden dieselben todtgeschwiegen, von der andern zu wenig unterstützt. Doch die Zeiten haben sich glücklicherweise geändert, und wahrhaft Werthvolles wird sich schließlich doch immer Bahn brechen. Indeß soll auch nicht

Digitized by Google

verschwiegen werden, daß in dem Buche selbst sich ein paar Unzukömmlichkeiten finden, die den Leserkreis desselben zu verengen geeignet sind.

Zunächst ist die Darstellung, vornämlich was den Entwicklungsgang der Poesie betrifft, etwas zu skizzenhaft. Wer sich in der Literaturgeschichte nicht schon anderweitig tüchtig umgesehen hat, der wird schwerlich den vollen Genuß und den ganzen Nutzen aus der Lektüre des Holland'schen Buches gewinnen. Sollte freilich das überaus reiche Material auf der bescheidenen Zahl von 221 Seiten — die übrigen 200 Seiten sind ausschließlich den reichhaltigen Beilagen gewidmet — bewältigt werden, so war eine äußerst knappe Behandlung geboten. Aber der Verfasser hätte es schon wagen dürfen, seinem Werke eine größere Ausdehnung zu geben. Bei dem hohen Interesse, welches der Stoff einflößt, würde eine Erhöhung der Seitenzahl die Verbreitung gewiß nicht behindert haben. Übrigens wäre bei einer sorgfältigen Sichtung und Anordnung des Materials eine bedeutende Erweiterung des Umfanges nicht einmal nothwendig. So dürften z. B. die sehr zahlreichen Anmerkungen schon eine Reduktion erleiden, indem Alles, was nicht streng genommen zur Beleuchtung des eigentlichen Gegenstandes erforderlich ist, weggeschnitten wird. Der Leser müßte dann freilich auf manche sehr interessante und nützliche Notiz verzichten, würde dafür aber die eigentliche Hauptsache bereichert sehen. Von den in der angegebenen Weise gesichteten Noten könnte dann ein großer Theil einfach in den Text eingeschoben werden. Denn erfahrungsgemäß werden Anmerkungen, namentlich wenn dieselben zahlreich und von einiger Ausdehnung sind, selten mit der Aufmerksamkeit gelesen, wie der Text selbst. Vielfach aber enthalten die Anmerkungen unseres Buches Erklärungen und Beleuchtungen, die für die Klarstellung des Ganzen von der größten Bedeutung sind.

Ferner dürfte auch in der Besprechung einzelner wichtigen Erscheinungen einige Beschränkung wohl am Platze sein. Allerdings fügen sich diese Besprechungen, wie oben gezeigt wurde, in den Plan des ganzen Werkes sehr gut ein. Zudem sind dieselben ungemein anziehend und werthvoll. Wen sollte z. B. die sinnige Beschreibung des Cölner Dombildes nicht ansprechen? oder der Lebensabriß des berühmten Cardinals Cusa? Gleichwohl stehen diese eingehenden Detail-Schilderungen nicht im rechten Verhältniß zu der knappen Darstellung des allgemeinen Entwicklungsganges der Kunst überhaupt und der Poesie im Besonderen, welch' letztere doch immer als der Hauptgegenstand des Buches im Vordergrunde stehen muß. Auch ist es nicht Jedem gleich einleuchtend, warum die eine Erscheinung auf dem Kunstgebiete so ausführlich behandelt wird, während andere ebenfalls sehr bedeutende kaum mit einigen Worten bedacht sind.

Endlich dürften auch die Beilagen noch einigermaßen verkürzt werden. Sind ja in der jüngsten Zeit zumal die Schätze der mittelhochdeutschen Poesie in so zahlreichen Ausgaben und Sammlungen erschienen, daß kein Leser es verargen dürfte, wenn der Verfasser bei den engen Grenzen seines Buches neben einer möglichst kurzen Inhaltsangabe und den trefflichen ästhetischen Bemerkungen nur einige Proben anführen und zur weitern Orientirung auf die ausführlichen Sammlungen verweisen würde. Den vollen Genuß der herrlichen Kunstschöpfungen kann ja ohnehin auch die ausführlichste Darstellung derselben in ungebundener Rede nicht vermitteln.

Zu dieser, etwas zu skizzenhaften, Behandlung gesellt sich die bereits oben berührte Eigenthümlichkeit der Sprache des Verfassers als zweites, die weite Verbreitung des Werkes beeinträchtigendes Moment. Die Ausdrucksweise ist oft zu poetisch; die Bilder sind zu zahlreich und mitunter fast zu kühn, als daß die Leichtigkeit und Klarheit der Darstellung nicht dadurch gestört werden müßte. An einigen Stellen ist es selbst dem aufmerksamsten Leser erst bei wiederholter Lectüre möglich, den Gedanken des Auktors klar und bestimmt zu erfassen. Um sich davon zu überzeugen, lese man nur gleich die Einleitung.

Digitized by Google

Dazu kommen dann noch ziemlich häufig unmäßig lange Perioden, welche Klarheit und Ebenmaß der Sprache in gleicher Weise beeinträchtigen.

Außer diesen die Verbreitung der sonst so empfehlenswerthen Arbeit behindernden Momenten wäre kaum eine bedeutendere Ausstellung zu machen. Ein paar uncorrecte oder weniger gewählte Ausdrücke, wie z. B. S. 100 der „stolze Bonifacius VIII.," oder wie S. 60. A. 33, „wie er selbsten gar sorglich aufgeskripsiret", und einige Zeilen weiter „sollte die deutsche Jugend u. s. w." werden bei einer erneuten Durchsicht von selbst wegfallen. Ueber einzelne bedeutendere Partieen, z. B. Werth und Bedeutung der Scholastik, Meister Eckart u. s. w., sind seit dem Erscheinen unseres Buches neue eingehende Untersuchungen zu Tage getreten, welche ohne Frage dem Verfasser bei einer etwaigen Überarbeitung, beziehungsweise Fortsetzung des Werkes manche neue Gesichtspunkte bieten würden. J. Helten S. J.

Lehrbuch der Pädagogik von Dr. **Albert Stöckl**, Domkapitular und Professor am bischöflichen Lyceum in Eichstätt. Mainz, Kirchheim 1873. X und 486 SS. Preis: Thlr. 1. 18 sgr.

Wäre eine wissenschaftliche Behandlung der Erziehungslehre nur für die unmittelbare praktische Anwendung von Belang, so dürfte man vielleicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise für ein pädagogisches Lehrbuch nicht beanspruchen, und wir müßten uns darauf beschränken, das vorliegende Werk den Lehrern und Priestern auf das Dringendste zu empfehlen. Die Eltern brauchen unter gewöhnlichen Verhältnissen kein Studium der Pädagogik; sie haben an ihrem lebendigen Glauben, ihrem gesunden Menschenverstand, den Unterweisungen ihrer Seelsorger, und besonders an der praktischen Erziehungsmethode, wie sie sich in den christlichen Familien traditionell fortpflanzt, ein ausreichendes und zuverlässiges Direktiv. Heutzutage ist aber die Erziehung mit so vielen andern Fundamentalstützen des geordneten Lebens zu einer Frage geworden — richtiger zu einem Fragencomplex — über welche jeder Gebildete um so mehr sich ein wissenschaftliches Urtheil zu bilden verpflichtet ist, als der dämonische Zeitgeist kein Mittel scheut, die wahre Idee der Erziehung aus dem Bewußtsein des Volkes gänzlich zu tilgen und so das Verderben der kommenden Generationen in wirksamster Weise einzuleiten. „Es hat sich der revolutionär-liberale Geist, der seit 1789 sich in der bürgerlichen Gesellschaft eingebürgert hat, der Pädagogik bemächtigt. Der Haß und die Auflehnung gegen Christenthum und Kirche ist gerade im „modernen" Schulmeister- und Professorenthum am intensivsten und wendet Alles auf, um in Wort und Schrift die Jugend dem Christenthum zu entfremden und so das kommende Geschlecht in seiner Wurzel zu vergiften und in das Heidenthum zurückzuwerfen [1]. Die Folgen hievon werden immer mehr und mehr sichtbar. Die allgemeine Klage, daß die Erziehung der Jugend sich immer mehr verschlechtere, ist nur zu begründet. Gegen diese in furchtbaren Dimensionen sich ausbreitende destruktive Richtung in der Pädagogik muß, wenn die moderne Gesellschaft nicht ganz entchristlicht und dadurch ihrem Verderben ent-

[1] Bei dieser Gelegenheit machen wir auf eine jüngst erschienene Broschüre aufmerksam, in welcher man obigen Gedanken in trefflicher Weise ausgeführt findet: Der Materialismus in der Erziehung und die Revolution; ein Beitrag zur Erziehungs- und Schulfrage von Otto von Schaching; Kempten, Kösel 1874. Nach einer historischen Einleitung behandelt der Verfasser die Lehre Darwins in der Theorie und als pädagogische Richtschnur, er kennzeichnet die Früchte des materialistischen Geistes in Erziehung und Unterricht und zeigt, was die Revolution, sowie der modern-heidnische Absolutismus aus Schule und Jugendbildung zu machen bestrebt ist.

Digitized by Google

gegengeführt werden soll, vom christlichen Standpunkte aus mit aller Entschiedenheit und mit aller Macht vorgegangen werden. Und dieß zwar sowohl auf dem Boden der Praxis als auch auf dem Boden der Theorie. Es müssen in der Pädagogik wieder die christlichen Principien zur Geltung gebracht werden, und zwar entschieden, rückhaltlos. Man darf in dieser Hinsicht so wenig als in jeder andern mit dem revolutionär-liberalen Weltgeiste paktiren, man darf ihm keine, auch nicht die geringste Concession machen, man muß die christliche Wahrheit, das christliche Princip ihm gegenüberstellen, ganz wie es ist, ohne Schminke und ohne Verhüllung. Heute heißt es nicht mehr „Friede!" wo kein Friede ist; heute heißt es nur: „hie Christus, hie Belial!" (S. 8.) Dieses der Geist, in welchem das Stöckl'sche Buch an sämmtliche Fragen, welche mit der Jugendbildung irgendwie im Zusammenhang stehen, herantritt. Was die Ausführung betrifft, so tritt dieses Lehrbuch den vorhandenen pädagogischen Leistungen nicht bloß würdig zur Seite, sondern überholt dieselben durch eine philosophisch-solide, dabei gemeinverständliche Behandlung und allseitige Beherrschung des Stoffes.

Das Buch zerfällt in drei Theile; zuerst werden die Grundlehren der Erziehung festgestellt, dann wird die Erziehung selber erörtert, und endlich erhält der umfangreichste Theil der Erziehung, der Unterricht nämlich, die ihm gebührende specielle Beachtung.

Im ersten Theil kommt für's Erste das Wesen und der Endzweck der Erziehung zur Sprache. „Lerne etwas Tüchtiges, damit du einst im Leben eine Rolle spielen und das Leben genießen kannst," so lautet das Grundaxiom der modernen Culturpädagogik. Dem gegenüber wird der Grundsatz aufgestellt: Der Endzweck der Erziehung ist nicht ausschließlich die Heranbildung des Kindes für das gegenwärtige Leben mit vollständiger Außerachtlassung des zukünftigen, auch nicht der „Fortschritt", d. h. die allmähliche Loslösung des Menschen von Gott und Religion, „der Zögling mag durch die moderne Erziehung für die Aufgaben, die ihm das gegenwärtige Leben setzt, und für die Interessen, die ihm dasselbe nahe legt, noch so gut abgerichtet und eingeschult, es mag sein Verstand noch so gut entwickelt und mit reichen Kenntnissen ausgestattet werden; — aber die Erziehung kann ihm unter der gedachten Voraussetzung keinen sittlichen Halt in's Leben mitgeben; und ein Mensch, dem der sittliche Halt abgeht, wird zum Spielball seiner Leidenschaften, die ihn zuletzt nothwendig in's Verderben führen und sogar den irdischen Lebensgenuß ihm zum Unheil verkehren müssen." (S. 13.) Eine Erziehung, welche aber die Schwächung der Sittlichkeit im Menschen zur Folge hat und den Keim rücksichtsloser Selbstsucht in ihn hineinpflanzt, muß nicht bloß für den Einzelnen, sondern auch für die menschliche Gesellschaft von den verderblichsten Folgen sein. Niemand spricht freilich so viel von sittlicher Tüchtigkeit, humanitären Interessen u. dgl. wie die modernen Erzieher. Es ist das die mit der politischen Heuchelei parallel gehende pädagogische Heuchelei. Wer das wirkliche Leben nur ein wenig kennt, der weiß, was für einen Wust moralischer Fäulniß man mit derartigen hübschen Redeweisen zu verdecken hat. Nein, nur jener Erziehungszweck, der sich aus den Grundwahrheiten des Christenthums ergibt, kann die richtige Norm bilden. „Erziehe den Zögling in erster Linie für seine ewige Bestimmung und in zweiter Linie für seinen zeitlichen Beruf; letzteres jedoch in der Weise, daß du die Heranbildung für den zeitlichen Beruf nie als Selbstzweck, sondern nur als Mittel betrachtest für den höchsten Zweck der Erziehung, für die Heranbildung des Zöglings zur ewigen Seligkeit." (S. 23.) Durch das Irdische zum Ewigen! Dem Kinde eine Bildung geben, welche mit Ignorirung des Ewigen schließlich auf Irdisches abzielt, heißt soviel, als dasselbe auf die Bahn der Gott- und Sittenlosigkeit stoßen. Alles, was zur Erziehung gehört, also insbesondere der Unterricht — auch der Unterricht in irdischem Wissen —

Digitized by Google

muß die Beziehungen zu Gott, zur Religion, zum Ewigen überall da aufgreifen, wo sie sich naturgemäß darbieten. Wofern man dieses vernachlässigt, lügt man und schädigt das Kind in seinen heiligsten Rechten.

Für's Zweite spricht der Verfasser über das Erziehungsamt und dessen Träger. Mit Verwerfung der sogenannten philanthropischen Pädagogik wird das Erziehungsamt als wesentlich autoritativ hingestellt, so daß sein erstes Correlat Gehorsam ist. Wiederum ein sehr wichtiges Kapitel für unsere liberale Zeit, welche die kleinen Excellenzen so früh als möglich zu souveränen Größen herauszuputzen trachtet. Die erziehliche Auctorität ist aber wie jede ächte Auctorität ein Ausfluß der göttlichen; jeder Erzieher fungirt in seinem Kreise als Stellvertreter Gottes, und in dieser Hinsicht hat das Erziehungswerk einen wesentlich religiösen Charakter. Daher die Thatsache, daß die Erziehung stets an der Hand der Religion sich entwickelte und immer zerfiel, so oft man sie von der Religion trennte. So hat es auch nur die katholische Kirche vermocht, den Jugendlehrern den ihnen gebührenden Ehrenplatz zu erringen und auf die Dauer zu behaupten. Im antiken Heidenthum wurde Erziehung und Unterricht als eine verächtliche Sache den Sclaven überlassen und jemehr das moderne Staatsheidenthum an Boden gewinnt, desto mehr werden die Lehrer zu einer Art schlechtest-besoldeter Civilgensdarmen oder Gemeindediener hinabgedrückt.

Die natürlichen Erzieher des Kindes sind die Eltern; ihnen ist sowohl vermöge der natürlichen Ordnung als auch vom christlichen Standpunct das Erziehungsamt in erster Linie eigen. Keine menschliche Auctorität hat die Befugniß, in das Recht der Eltern einzugreifen. Ein wesentlicher Theil der Erziehung ist der Unterricht; hier tritt das Lehreramt ein, um die Eltern in ihrem Erziehungsamt zu unterstützen. Die Schule ist somit die Stellvertreterin des elterlichen Hauses, der Lehrer Stellvertreter der Eltern. Ein absoluter und allgemeiner Schulzwang hat schon deßhalb keine innere Berechtigung, weil eine absolute Rechtspflicht der Eltern, den Kindern gerade in der Schule die Erziehung und den erziehlichen Unterricht zu Theil werden zu lassen, gar nicht existirt. Schulzwang könnte nur in anormalen Verhältnissen und unter gewissen Beschränkungen zulässig sein. Was der Verfasser über die für das Lehramt erforderlichen Eigenschaften des Lehrers, über das Verhalten des Lehrers in der Schule, endlich über dessen nothwendige Bildung und Fortbildung sagt, ist ganz geeignet, die hohe Bedeutsamkeit des Lehrerstandes in das gehörige Licht zu stellen.

Für's Dritte kommt das Verhältniß, in welchem Kirche, Staat und Gemeinde zur Erziehung und Schule stehen, zur Sprache. Die moderne „Staatsschule" in Verbindung mit Staatsschulmonopol und Schulzwang wird als das gezeichnet, was es ist, als die verderblichste Seite des modernen Staatsabsolutismus.

Die Anschauung des Verfassers findet in folgenden Thesen Ausdruck: 1) Das erste und vornehmste Recht auf Erziehung und Schule hat die Kirche; 2) auf zweiter Linie und im Anschluß an die Kirche hat auch der Staat ein secundäres Recht auf die Schule; 3) ebenso muß der Gemeinde ein secundäres Recht auf die Schule vindicirt werden. Die erste der drei Thesen ist jedenfalls die wichtigste und die am meisten bestrittene; der gründlichen Darstellung des Verfassers wird aber kein denkender Mensch die Zustimmung versagen können. Jener Thesen gegenüber wird bekanntlich nicht selten geltend gemacht, die Kirche habe sich auf den Unterricht in der Religion zu beschränken, es könne nicht deren Sache sein, die Jugend auch für ihren zeitlichen Beruf zu bilden und zu erziehen. Man vergißt aber, daß das von allen äußern Einflüssen so abhängige Kind besonders den Charakter des Unterrichtes in sein Wesen aufnimmt. In dem Maße als das Kind einen religionslosen, nur auf Irdisches abzielenden Unterricht empfängt, in

Digitized by Google

dem Maß wird es zum religionslosen, irdisch-gesinnten Menschen herangebildet. „Der zeitliche Beruf hat für den Menschen nur eine Bedeutung im Zusammenhange mit seiner ewigen Bestimmung, insofern die treue Erfüllung desselben ihm Mittel sein soll zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung. Der zeitliche Beruf muß daher gerade in diesem christlichen Geiste aufgefaßt und geübt werden, wenn er seine wahre Bedeutung für den Menschen gewinnen und in das rechte Verhältniß zu dessen ewiger Bestimmung treten soll. Deßhalb kann und darf denn auch die Erziehung der Jugend zu ihrem zeitlichen Berufe nicht getrennt werden von deren Erziehung zu ihrer ewigen Bestimmung. Wenn die Kirche das Recht und die Pflicht hat, die Jugend für ihre ewige Bestimmung zu erziehen, so muß sie eo ipso auch das Recht haben, sie für ihren zeitlichen Beruf zu erziehen und zu unterrichten. Und daraus folgt wiederum, daß das Recht der Kirche auf die Schule nicht bloß ein theilweises ist, sondern daß es vielmehr auf die Schulerziehung nach ihrem ganzen Umfange sich erstreckt, insofern sie nämlich nicht bloß das Recht auf den religiösen Unterricht und die religiöse Erziehung, sondern auch das Recht auf den sogenannten weltlichen Unterricht in der Schule in Anspruch nehmen kann und muß." (S. 98.)

An diese Principien schließt der Verfasser Erörterungen über das Problem der Unterrichtsfreiheit. „Die Unterrichtsfreiheit ist das Ziel, das alle edlern, freisinnigen Männer der Gegenwart als Ideal anstreben, während die Partei des revolutionären Liberalismus mit aller Kraft sich dagegen sträubt." Unter Unterrichtsfreiheit wird selbstverständlich keine absolute Ungebundenheit verstanden — eine solche Anarchie würde das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen geradezu desorganisiren und könnte überhaupt nur vom religiösen und sittlichen Indifferentismus gefordert werden — es ist vielmehr die „Befreiung der Schule vom drückenden Alp des Staatsschulmonopols mit seinem Schulzwange. So definirt, ist sie in der That ein Gut, dessen Erkämpfung (natürlich auf gesetzlichem Wege) allen christlich denkenden Männern in der Gegenwart als heiligste Pflicht obliegt. „Es fehlt zwar, sagt der Verfasser, auch auf unserer Seite nicht an solchen, welche die Unterrichtsfreiheit als ein Übel betrachten, weil ohne das Eingreifen des Staates ein geordnetes Schulsystem gar nicht zu Stande gebracht werden könne. Aber eine solche Furcht kann — sagen wir es gerade heraus — nur der Deutsche hegen, der gerade durch das Staatsschulmonopol und den Schulzwang von Jugend auf an die staatliche und polizeiliche Bevormundung gewöhnt ist und nichts mehr von eigener spontaner Thatkraft, sondern Alles nur vom Staate und der Polizei erwartet. Man sollte sich denn doch nachgerade schämen, sich selbst ein solches Armuthszeugniß auszustellen. Die christlichen Völker haben in früherer Zeit ein Schulsystem zu Stande gebracht, ohne den Staat und ohne die Polizei hierzu zu gebrauchen; warum sollte das jetzt nicht mehr möglich sein?" (S. 116.)

Im zweiten Theil, welcher sich mit der allgemeinen Erziehungslehre befaßt, erhalten wir zuerst orientirende psychologische Winke für die richtige Beurtheilung des menschlichen Wesens (über die specifische Natur, Individualität, successive Entwicklung des Menschen); dann folgen im zweiten Capitel allgemeine Erziehungsgrundsätze, Angabe der Erziehungsmittel, der natürlichen sowohl wie der übernatürlichen, und endlich einige Bemerkungen über die verschiedenen Arten von Erziehungsinstituten. Was der Verfasser sagt, genügt vollständig, um das richtige Urtheil über den Werth solcher Anstalten zu erleichtern. Manchem Leser dürfte vielleicht die Vorliebe des Herrn Verfassers für unter geistlicher Leitung stehende Convikte nicht genug motivirt erscheinen. Wer aber das Leben in den Pensionaten kennt, wer die außerordentlich schwierige Mühewaltung durchschaut, welche mit der Erziehung sowohl in positiver Hinsicht (bildende Ein-

Digitized by Google

wirkung mit Beachtung der verschiedenen Charaktere), als auch nach der negativen Seite (Fernhaltung der den Pensionaten eigenthümlichen Gefahren) verbunden ist, der wird eingestehen, daß dazu eine Opferwilligkeit erforderlich ist, welche nur aus religiösen Beweggründen entspringen kann. Wo von den Anstalten für verwahrloste Kinder und den Waisenhäusern die Rede ist, wäre ein Wort über „standesgemäße" Erziehung nicht überflüssig gewesen. Sehr häufig begegnet man der Klage, daß man es in solchen von Ordensleuten geleiteten Häusern aus übelverstandener Liebe den „armen Kindern" zu bequem macht, so daß diese in einer gewissen Zimperlichkeit sich später in der rauhen Luft des Lebens schwer zurechtfinden. Wir geben gerne zu, daß dieses Extrem das kleinere Übel ist, aber es ist doch ein zu vermeidendes Übel. Das dritte Capitel führt uns vor, wie sich die erziehliche Wirksamkeit im Besondern zu gestalten hat, und zwar zuerst in Bezug auf die leibliche Entwicklung des Kindes und dann in Bezug auf die Bildung und Entwicklung der Seele, sowohl des Erkenntniß- als auch des Begehrungsvermögens. Diesen letzten Punct behandelt der Verfasser mit besonderem Nachdruck. Die heutezutage leider so vernachlässigte Herzensbildung ist doch am Ende der wichtigste Theil der ganzen Erziehung. „Alle Aufklärung des Kopfes hat keinen Werth, wenn die sittliche und religiöse Bildung damit nicht verbunden ist. Der Wille ist ja die bewegende Kraft im gesammten Leben des Menschen; wenn daher dieser nicht die rechte Richtung bekommt, wenn er nicht im Guten befestigt wird, dann muß die ganze Lebensführung des Menschen eine abnorme Richtung einschlagen, und die Aufklärung des Kopfes kann solches nicht bloß nicht hindern, sondern sie ist sogar geeigenschaftet, die Ausschreitungen des Willens noch zu fördern und zu steigern. Es ist daher ein verhängnißvoller Irrthum der „modernen" Pädagogik, wenn sie nur immer von der Bildung des Verstandes zu reden weiß, und damit, daß sie das Denkvermögen des Kindes zur größtmöglichen Entwicklung bringt und mit den mannigfaltigsten Kenntnissen anfüllt, ihre ganze Aufgabe als gelöst erachtet. Die „Bildung" allein hilft dem Menschen nichts, wenn sie nicht durch einen festen religiös-sittlichen Charakter getragen wird; ein „gebildeter" Mensch ohne Religion und Sittlichkeit birgt unter einem gleißenden äußern Schein eine Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung und des Charakters, die wahrhaft erschreckend ist." (S. 218.) In diesem, wie auch in den übrigen Abschnitten des Buches findet ebenfalls die weibliche Erziehung eine entsprechende Behandlung.

Im dritten und letzten Theil des Buches beschäftigt sich der Verfasser speciell mit der Unterrichtslehre. Nachdem er im ersten Abschnitt die allgemeinen Unterrichtsgrundsätze, Unterrichtsmittel und die Normen für die Unterrichtsmethode besprochen hat, wendet er sich im andern Abschnitt zur Behandlung der Schule und des Schulunterrichtes. Hier wird wiederum das Allgemeine vorausgeschickt und alsdann die Schule in ihrer dreifachen Stufe als Volks- oder Elementarschule, als Mittelschule (Gymnasium und Realschule), endlich als Hochschule in's Auge gefaßt. Auch hier müssen wir darauf verzichten, dem Herrn Verfasser durch alle seine schätzenswerthen Erörterungen zu folgen; wir wollen uns darauf beschränken, an Einiges ein paar Bemerkungen zu knüpfen.

Die sogenannte Sonntagsschule wird (S. 325) für ein sehr zweckmäßiges Institut erklärt: „Dieselbe nimmt die Jugend eine erkleckliche Zeit bis tief in das Jünglings-, resp. Jungfrauenalter hinein in Anspruch und hält dieselbe für ebensolange Zeit unter der Schuldisciplin, also gerade in den sogenannten „Flegeljahren", wo eine äußere Zucht unentbehrlich ist." Soll hiermit nur gesagt sein, daß es oft Verhältnisse gibt, wo die „Schuldisciplin" einer Sonntagsschule für die Zügelung der heranwachsenden Jugend sehr treffliche Dienste leistet, so sind wir mit dem Herrn Verfasser voll-

Digitized by Google

ständig einverstanden. Sollte aber damit gesagt sein, daß diese Zügelung principiell Sache der Schule sei, so dürfte diese Ansicht wohl auf einige Bedenken stoßen. Sicher ist für gewöhnliche Verhältnisse der Einfluß des Pfarrers, der die heranwachsende Jugend jeden Sonntag in der Christenlehre um sich versammelt, ein geeigneteres Mittel, die zügelnde Leitung zu bieten, als die Disciplin einer Schule. Der Einfluß des Pfarrers aber wird wohl zunächst am wirksamsten unterstützt durch die religiösen Vereine mit ihrer Vereinsdisciplin. In diesen Vereinen dürfte dann auch wohl der Unterricht ein geeignetes Mittel sein, um der Jugend im Sinne des Verfassers zu nützen. Den Vereinsschulen also, wie sich dieselben z. B. im Schoße der Gesellen- und Lehrlingsvereine ausgebildet haben, möchten wir eher das Wort reden als Sonntagsschulen, welche eine „Schuldisciplin" zu üben im Stande sind.

In Bezug auf die Mittelschulen verdienen die Ausführungen des Herrn Verfassers alle Anerkennung. Das Gymnasium, welches bei unsern realistisch gesinnten Zeitgenossen immer mehr und mehr in Mißcredit gelangt, weil man da Vieles lernt, was sich nicht zu „Geld" machen läßt, wird in seiner hohen Bedeutsamkeit für das gesammte Geistesleben in Schutz genommen. Noch überall hat der Verfall der Gymnasien (oder der den Gymnasien analogen Anstalten) die gleichzeitige Verflachung und Vermaterialisirung der ganzen Lebensrichtung eines Culturvolkes angezeigt. Von der andern Seite wird aber auch die Realschule, ein Institut, welches bekanntlich nicht wie das Gymnasium dem Boden der katholischen Kirche entsprossen ist, in ihrer allseitigen Berechtigung anerkannt. Vor Überbürdung der Schüler durch gar zu verschiedene Unterrichtsgegenstände wird gewarnt; aber wie uns scheint, hätte der Herr Verfasser bei diesem Punkte wegen seiner besondern Wichtigkeit etwas länger verweilen sollen. Die Äußerung Alexander's von Humboldt, welche er über einen Berliner Gymnasiasten einem Lehrer gegenüber that, hat leider nur zu sehr allgemeine Berechtigung: „Der arme Bursche wird nach der von unserem leidigen Zeitgeiste gebotenen Weise mit Unterrichtsgegenständen überfüllt und in Folge davon so arg geschunden, daß ich gerechte Besorgnisse für den glücklichen Erfolg seiner geistigen Entwicklung hege." „Die Hast und die Überbürdung mit Arbeit — sagt Dr. Lauer — fängt schon bei unserer Jugend an. Was müssen die armen Knaben und Jünglinge und selbst die Mädchen nicht Alles lernen! Ihr Gehirn wird so überfüllt, daß, wenn dasselbe nicht besonders geräumig ist, gar kein Platz mehr für den gesunden Menschenverstand übrig bleibt. Daher die große Klasse von Mittelmäßigkeit in allen Lebensrichtungen und noch dazu auf Kosten der Gesundheit." In diesem Punkt wäre also eine entschiedene Rückkehr zum System der alten Schulen dringend zu empfehlen [1]. Die ordentliche Unterrichtszeit gibt der Verfasser ganz richtig auf 22—24 Wochenstunden an. Er erklärt sich ferner entschieden für Beibehaltung der altheidnischen Classiker auf unsern christlichen (d. h. wieder christlich zu machenden) Schulen, selbstverständlich unter Voraussetzung der nothwendigen Cautelen. Der Schmutz muß bei Seite gelassen werden, ohne aber dadurch die wahren Schattenseiten des Heidenthums zu verdecken. Wenn nämlich der Jüngling nur der wenigen Lichtpunkte des Heidenthums ansichtig wird, während man ihm den schlimmer als bestialischen Schlamm, in welchem sich jene Tugendhelden als in ihrem Lebenselement bewegten, zu verbergen verpflichtet ist, so ist der Gefahr zu begegnen, daß sich nicht im jugendlichen Herzen eine Hochschätzung des Heidenthums

[1] Man vergleiche über diesen, wie auch über die folgenden Punkte das rühmlichst bekannte Werkchen: Über die alten und die neuen Schulen von Jos. Kleutgen. Münster, Theissing 1869.

Digitized by Google

herausbilde, welche sehr verderbliche Folgen haben kann. Ebenso fordert der Verfasser mit Recht, daß neben den heidnischen auch einige christliche Classiker zur Behandlung gelangen. Für den Unterricht wird dem Classensystem vor dem Fächersystem unbedingt der Vorzug gegeben. Es wird wiederholt hervorgehoben, daß das Gymnasium nicht bloße Unterrichts-, sondern auch, und zwar in Kraft seines obersten Zweckes, Erziehungsanstalt ist. Der geehrte Herr Verfasser will aber das Gymnasium sozusagen ausschließlich als eine Vorschule für die Hochschule angesehen wissen. Wir gestehen, daß wir in dieser Beziehung ein wenig von ihm abweichen. Unseres Erachtens soll das Gymnasium seiner Idee nach auch eine direkte Bildungsschule für das Leben sein, es soll den Sinn für die idealen Güter des Lebens bilden, es soll bereits in seiner Weise zu einem wahren Wissenschafts- und auch Kunstgenuß befähigen. Dieser Gesichtspunkt wird in der Gegenwart viel zu sehr vernachlässigt. Ästhetik, Poetik, Rhetorik tritt bei der Behandlung der Classiker zurück, während die Grammatik fast ausschließlich ihr knöchernes Scepter führt. Die Folge davon ist, daß der Abiturient, wenn er nicht gerade Philolog werden will, froh ist, das „langweilige Zeug" endlich in die Ecke werfen zu können, es ist kein froher Besitz, den er in das Leben mit hinausnimmt; die Gebildeten, welche in ihren Mußestunden zum Homer oder auch nur zum Horaz greifen, sind wahrlich rari nantes. Und was geschieht dann? Weil man für das Ideale keinen Sinn hat, sucht man seine Befriedigung in niedrigen Regionen; und so wird der materialistischen Lebensrichtung der Gebildeten in bedauerlicher Weise Vorschub geleistet.

Auf die Religionslehre, sowie auf die praktische Religionsübung will der Verfasser seitens der Schule den größten Werth gelegt wissen. Gern hätten wir es aber gesehen, wenn das jetzt für die Mittelschulen beliebte System des nicht-religiösen Unterrichtes einer besondern Besprechung unterzogen worden wäre. Geradezu nothwendig war das freilich nicht, weil dieses System schon durch die im ersten Theile des Buches befindlichen Ausführungen getroffen ist. Aber es wäre von Nutzen gewesen, noch einmal speciell auf diese klaffende Wunde unserer Zustände aufmerksam zu machen. Man scheint überhaupt noch eine gewisse Scheu zu haben, diese schmerzhafte Stelle zu berühren. Es ist eine nicht genug zu beklagende Thatsache, daß gerade sehr viele den höheren Ständen Angehörige dem religiösen und kirchlichen Leben feindselig gegenüberstehen. Wer trägt Schuld daran? Hauptsächlich das Gymnasium, resp. die Realschule! Soll hiermit eine Anklage gegen die an jenen Anstalten wirkenden Lehrer ausgesprochen werden? Nichts weniger als das. Wenn es auch leider nicht in Abrede zu stellen ist, daß manche derselben durch eine tendenziöse Verwerthung der Geschichte, der Naturwissenschaft, durch eine allzu profane Behandlung der Literatur (von bösem persönlichem Beispiel, in religiöser Beziehung sowohl wie in sittlicher, wollen wir gar nicht sprechen) unsägliche Verheerung in den jugendlichen Herzen anrichten, so wirken doch andererseits an unsern deutschen Mittelschulen sehr viele ehrenwerthe Männer, welche, durchdrungen von der Verantwortlichkeit ihres Berufes, ihren ganzen persönlichen Einfluß zum wahren Besten der Jugend einsetzen. Mit persönlichem Wirken haben wir es hier nicht zu thun, wir klagen das System an. Dieses besteht darin, daß die Religion in sämmtlichen Unterrichtsstunden geradezu verpönt ist, daß sie sich darauf beschränken soll, ein „Fach" zu sein. Während man z. B. in Bezug auf den Patriotismus fordert, daß der Unterricht Farbe trage, während man von dem Lehrer erwartet, daß er nicht bloß bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das patriotische Gefühl anfeuere, sondern auch solche Gelegenheiten geschickt herbeiführe, muß der gesammte Unterricht in Bezug auf die Religion so kalt, so farblos als möglich sein! In Bezug auf den Patriotismus also geht man von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß das jugendliche

Digitized by Google

Gemüth besonders durch den Unterricht gebildet wird, daß die goldenen Fäden, welche der Lehrer an geeigneter Stelle von allem Guten und Edeln zu Einem idealen Gegenstand hinüberspinnt, ebenso viele Fesseln sind, welche das Herz diesem Einen idealen Gegenstand verbinden. Daraus mag man aber auch den Schaden ermessen, der aus der Ignorirung der Religion in dem Unterrichte entsteht. Dieser Schaden ist nicht bloß negativ, sondern positiv. Der Schüler lernt sich in Allem zurechtzufinden, Alles aufzufassen, ohne Beziehung auf Gott und die Religion; er gewinnt Einblick in die irdischen Verhältnisse, in die historischen Entwicklungen, in die menschlichen Bestrebungen, nachdem man zuerst alle nach aufwärts ziehenden Fäden gewaltsam abgerissen hat; er lernt, den bessern Zug seines Verstandes und Herzens, der ihn nach dem Höhern zieht, zurückzudrängen, sich auf dem Schauplatz des Lebens jeder Äußerung von Religiösität, als einer nicht dorthin gehörigen Äußerung, zu enthalten; er lernt arbeiten, streben, ringen, auf rein irdische Beweggründe hin. So wird er praktisch angeleitet, die Religion als ein „Fach", als einen lästigen, vielleicht auch hie und da nützlichen Appendix, welcher neben und außer dem Leben liegt, zu betrachten, nicht aber als das, was sie in Wahrheit ist: als das tiefste Thema der Geschichte, als die Trägerin des ganzen menschlichen Daseins, als die Grundlage aller wahren Cultur und Civilisation. Und unter solchen Eindrücken befindet sich das junge Herz gerade in den Lebensjahren, wo es zu einer gewissen Selbstständigkeit heranreift, sich in einer festen, für die Zukunft bleibenden Form consolidirt! Gerade da wird ihm die Lebensanschauung aufgezwungen, als müsse das irdische Leben lediglich von Humanitätszwecken getragen werden, als habe es mit der überzeitlichen Bestimmung des Menschen nichts zu schaffen. Die frühern Worte des Verfassers müssen ausdrücklich und ganz vorzüglich auf die Mittelschulen applicirt werden: „Der gesammte Unterricht muß vom christlichen Geiste durchdrungen sein; der christlich-religiöse Gesichtspunkt muß auch in den sogenannten weltlichen Unterricht hinüberspielen, in dem Zögling muß das Bewußtsein rege gemacht werden, daß er auch diese weltlichen Gegenstände erlernen müsse aus Liebe zu Gott und im Interesse seiner ewigen Bestimmung, weil und insofern er nur dann, wenn er jene Gegenstände sich tüchtig eigen macht, in seinem künftigen Leben so wird wirken und arbeiten können, wie Gott will, und wie er wirken und arbeiten muß, um seine ewige Bestimmung zu erreichen. Kurz, die sogenannte weltliche Erziehung, der sogenannte weltliche Unterricht muß mit in die christlich-religiöse Erziehung aufgenommen und von derselben getragen werden, weil nur unter dieser Bedingung die Gesammterziehung als eine einheitliche und ihrer Idee entsprechende sich gestalten kann." (S. 38.) Weil das aber gegenwärtig auf den Gymnasien principiell nicht geschieht, daher die stets wachsende Sittenverwilderung der studierenden Jugend, über die man von allen Seiten Klage erhebt — doch schweigen wir lieber von diesem recht traurigen Kapitel; wollten wir die Zustände schildern, wie sie sind, so würden wir bei den meisten unserer Leser den Verdacht der Übertreibung auf uns laden. Das von den Gymnasien Gesagte gilt in noch höherm Maße von den Realschulen, auf denen wegen der vorwiegend realistischen Tendenz des Unterrichtes die Pflege der Religiosität doppelt nothwendig wäre. Wenn aus den deutschen Mittelschulen noch so manche charakterfeste und glaubenstreue Männer hervorgehen, so ist das lediglich der christlichen Familie und dem persönlichen Einfluß so mancher berufstreuer Lehrer zu verdanken. Das auf diesen Anstalten herrschende System ist grundfalsch und ein großes Unglück.

Wie das Gymnasium, so ist auch die Hochschule ursprünglich eine Schöpfung der katholischen Kirche. Gegenwärtig ist sie ihrer Mutter untreu geworden und fristet in Staatsdiensten ihr Dasein. Hier möchte man sich fast an das Wort erinnern, corruptio optimi pessima. So weit ist

Digitized by Google

es gekommen, daß man in den Regionen der Hochschule die Anarchie der Revolution oft die Freiheit der Wissenschaft nennt, während in Wirklichkeit, so lange die Welt steht, die Wissenschaft niemals so unfrei war wie an unsern deutschen Hochschulen. Die Wissenschaft ist staatlich uniformirt wie die Hochschule selbst.

Nicht bloß über die Hochschule, wie sie ist, sondern auch über die Hochschule, wie sie sein soll, finden wir in dem Stöckl'schen Lehrbuche die trefflichsten Bemerkungen. Der primäre Zweck der Hochschule ist nicht, wie der Modernismus will, die Pflege der Wissenschaft als solcher, sondern der Unterrichtszweck. Vor Allem soll die Bildung der Jünglinge an den Hochschulen, sowohl in formeller als auch in materieller Beziehung, ihre Vollendung erhalten. Das ist der primäre Gesichtspunkt, und erst in zweiter Linie kommen die Zwecke der Wissenschaft. „Was würde eine Hochschule für die wissenschaftliche Bildung der Jugend nütze sein, wenn die Lehrer sich bloß damit beschäftigen würden, Bücher zu schreiben oder Erfindungen nachzugehen, dabei aber den Unterricht als Nebensache betrachteten oder wohl gar sich für zu vornehm hielten, um zur studierenden Jugend sich herabzulassen und die Mühen des Unterrichtes auf sich zu nehmen!" (S. 413.) Von diesem Standpunkte aus gibt der Verfasser denn auch sein Urtheil ab über die an Hochschulen zu beobachtende Lehrform, über Conversatorien, Disputatorien, über das unglückselige Ablesen und Nachschreiben der „Hefte", über das in neuerer Zeit so sehr gepriesene Princip der Lernfreiheit und Lehrfreiheit, über Examina, über das Leben des jungen Akademikers an der Hochschule, über das Institut des akademischen Gottesdienstes, sowie über die einzelnen Fakultäten der Hochschule im Besondern. Er bespricht die absolute Nothwendigkeit des Studiums der Philosophie für jeden, der auf höhere Bildung Anspruch macht, und noch manche andere Punkte von weittragendster Bedeutung.

Das Gesagte mag genügen, um von der Reichhaltigkeit und der Zuverlässigkeit des vorliegenden Lehrbuches unsern Lesern einen Begriff zu geben. Wir glauben freilich, daß mit noch so ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik im Ganzen und Großen einstweilen faktisch nichts geändert wird. Aber sie sind deßhalb doch von größtem Nutzen, sie ermöglichen den klaren Einblick in den Grund des Übels, an welchem unsere Zeit so sehr krankt. Und daß die gebildeten Katholiken diesen klaren Einblick haben, ist sehr viel werth. Es kann denn doch der Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo die moderne Jugendbildnerei ihren Bankerott selbst eingesteht und — nach Canossa geht.

T. Pesch S. J.

Miscellen.

Zur Charakteristik des Liberalismus. I. Amerika. Der doktrinäre Liberalismus in seinen vielgestaltigen Abstufungen bildet noch immer die Hauptkäresie der Zeit. Von allen Seiten ertönt der Ruf nach Freiheit; auf der einen Seite soll er dazu dienen, die gröbsten Gewaltmaßregeln zu maskiren; und auf der andern Seite glaubt man ehrlich, die Freiheit sei die Quelle alles Edlen, Schönen und Guten. Man versteht aber darunter nicht die Freiheit im christlichen Sinne, d. h. die Freiheit von jeder unrechtmäßigen Beengung oder Unterdrückung, sondern man denkt an eine absolute Freiheit, die dem sich selber überlassenen Menschen gewährt werden müsse. Wohin wird diese, unsere ganze Zeit beherrschende Strömung unser

Digitized by Google

Geschlecht führen? Das ist die ernste Frage, welche jeden ernsten Mann beschäftigen muß. Es ist nützlich, von Zeit zu Zeit seinen Blick auf jene Länder zu richten, wo die „freiheitliche" Entwicklung weiter voran ist als bei uns. Was der Liberalismus aus Spanien, Frankreich, Italien gemacht hat, liegt vor Aller Augen. Es gibt aber ein anderes Land, in welchem die so gepriesene liberale Ungebundenheit nun nahezu ein Jahrhundert besteht und auf welches die Freiheitsliebhaber mit Stolz hinblicken; wir meinen die Vereinigten Staaten von Amerika. Wir wissen wohl, daß in jenem Lande viele herrliche lebenskräftige Elemente vorhanden sind, daß insbesondere die Katholiken der Vereinigten Staaten mit einer Anstrengung und Opferwilligkeit für die Wahrheit auftreten, die auch dem Gegner Achtung abnöthigt. Aber dennoch sind wir der Meinung, daß sich die wissenschaftliche Berechtigung des liberalen Freiheitskultus an der Union mit Erfolg prüfen lasse. Wer die Früchte der „Freiheit" im amerikanischen Leben schildern wollte, müßte Bücher füllen; es kommt darauf an, solche concrete Züge herauszugreifen, die nicht als Ausnahmen dastehen, sondern ganze Gruppen von ähnlichen Erscheinungen repräsentiren. Jüngst brachte das „Ausland" zwei Artikel über die Corruption in den Vereinigten Staaten, deren thatsächliche Ausführungen wir deßhalb hier verwerthen wollen, weil diese Zeitschrift sonst stets für die modernen Kulturprincipien plaidirt. Die früher von uns mitgetheilten Thatsachen (siehe V. Band S. 95, 301, 399) erhalten hierdurch eine entsprechende Ergänzung.

Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo es dem ordentlichen Bürger im Lande der Freiheit unmöglich war, seine Wahlobliegenheit ohne Lebensgefahr auszuüben. Die politischen Parteien waren zur Durchbringung ihrer Kandidaten genöthigt, sich bei der Wahl gewerbsmäßiger Rowdy-Banden zu bedienen. Nur der äußern Seite des Skandals ist jetzt durch Gesetze ein Ende gemacht, das Wesen des Unfuges dauert fort. Die gewählten „Staatsgesetzgeber" sind aber auch dann darnach. Da ist z. B. ein Tweed, Genet, Morisey. Tweed war früher ein gemeiner Rowdy; er brachte es dahin, daß die große Mehrzahl der Wählerschaft New-Yorks vor ihm lobhudelnd den Rücken beugte; dann terrorisirte er nicht nur die Stadt New-York, sondern beherrschte auch die Staatslegislatur, überzog durch seinen Einfluß die Staatsgesetzgebung mit Corruption und legalisirte seine ungerechten Manipulationen mit den Fonds der Stadt New-York. Im November 1873 wurde er endlich zu zwölf Jahren Einsperrung verurtheilt. Morisey war früher Preisboxer und Bordellwirth; er stand an der Spitze jener berüchtigten Banden, welche am Stimmkasten die scheußlichsten Gewaltthaten verübten; es ist ihm nicht schwer gefallen, sich einen Platz unter den Vätern des Vaterlandes zu verschaffen.

Den Mitgliedern des Congresses werden während der Sitzungen Schreibmaterialien u. s. w. auf Rechnung des Gouvernements geliefert. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sogar diese kleine Concession von den Herren Volksvertretern ausgenützt wird. Unter den zahlreichen Posten, welche 52 Mitgliedern bewilligt wurden, finden wir nicht bloß gegen 1000 Messer und 2000 Scheeren, 556 Nadelkissen, über 200 Paar Glace-Handschuhe, sondern auch Pfropfen-

Digitized by Google

zieher, goldene Federn, Kämme, Pomade, Citronen und sogar Dutzende von Damencorsets, und zwar Alles zu ganz enormen Preisen berechnet. Schon früher machten wir darauf aufmerksam, wie bei den wichtigsten Staatsgeschäften nur zu oft die schmutzigste Selbstsucht eine entscheidende Rolle spielt.

Ebensowenig hat die Beamtenwelt unter dem Einfluß des Liberalismus an Zuverlässigkeit gewonnen. „Unsere Behörden sind freche Engros-Diebe; sie stehlen sich aus den Taschen der Steuerzahler alljährlich große Geschäfts- und Wohnhäuser ... Mit dem Gelde, das sie sich zusammenstehlen, wählen sie sich selber wieder in die Ämter hinein," so schrieb die New-York-Tribune vor einiger Zeit und sofort erschallte aus verschiedenen Unionsstaaten das Echo: Tout comme chez nous. Die amerikanische Defraudations-Statistik über die durch Beamte verübten Veruntreuungen übersteigt alles Dagewesene. Natürlich erweist sich auch in der übrigen Geschäftswelt das vom Liberalismus geschulte Gewissen nichts weniger als skrupulös. Ein Bankbeamter kam zu einem hervorragenden Advokaten und sagte: „Ich habe ungefähr 100,000 Dollars unterschlagen; es ist aber noch nicht entdeckt; was soll ich thun?" „Gehen Sie in Ihre Bank zurück und stehlen Sie noch 100,000 Dollars, dann kommen Sie wieder zu mir." Der Beamte that, wie es ihm der Advokat geheißen. Der Letztere schrieb sodann an die Direktoren, daß sein Klient 200,000 Dollars unterschlagen habe, aber die Hälfte zurückgeben wolle, wenn die Affäre vertuscht werde. Die Direktoren nahmen die 100,000 D. und der Beamte — gilt heute für einen respektablen Mann.

In der Geschichte des sogenannten Erie-Ringes, jenes vielbesprochenen Bundes von splendiden Hochstaplern und hochverwegenen Schwindlern, finden die Zustände jenseits des Oceans eine zu treffende Illustration, als daß wir dieselbe mit Stillschweigen übergehen könnten. Die Verbrüderten des Erie-Ringes hatten die sechs gefährlichsten Laster, von denen das „heilige" Buch der Chinesen sagt, daß ein einziges genüge, um den Ruin eines großen Reiches herbeizuführen, zu einer seltenen Höhe von Ausbildung gebracht. Sie schwelgten in ihren Harems, organisirten große Jagden nach leichtgläubigen Aktionären, legten Leimruthen für Börsengimpel, ergaben sich der wildesten Völlerei und bauten eine schimmernde Marmorburg in der Wall-Street, deren Wände sie mit wucherndem Goldschmuck überziehen ließen. Der Luxus-tollste von Allen war James Fisk. Sein erstes Debut hatte dieser als Kunstreiter gemacht. Nachdem er sich später auf's Hausiren verlegt, war er auf den genialen Gedanken gekommen, des Vaters schäbigen Hausirbündel in die Ecke zu werfen und seine Waare in einem reichbemalten Wagen nach Boston zu transportiren. Der Junge machte brillante Geschäfte, und als später die trübe Zeit des Krieges kam, machte ihn sein Patriotismus zu einem reichen Mann. Jetzt klopfte er an die schimmernden Thore des Erie-Ringes und fand Einlaß. In seiner Verwegenheit wußte er bald die Führung des ganzen Erie-Geschäftes in seine Hände zu spielen. Es konnte ihm in der Metropole, wo der Reichthum die einzige wahre Macht bildet, weil er eben alle andern Formen von Machtäußerung kaufen kann, nicht schwierig werden, sich alle Gewissen zu Sklaven zu machen. Wie die öffent-

Digitized by Google

lichen Werthe in der Wall-Street cotirt werden, so haben auch dort die politische Gewalt und die richterliche Macht ihren Marktpreis. Fisk, der „Oberst", wie er sich von jetzt an offiziell tituliren ließ, streute Gold mit vollen Händen, kaufte Stadträthe, Munizipalbeamte und Richter nach Bedarf; abgefeimte Gesetzesausleger wurden gewonnen, um die verborgensten Maschen des Gesetzes zu sondiren und der Erie-Ring schloß endlich ein gewaltiges Schutz- und Trutzbündniß mit der Munizipalität in Tammany-Hall. Fisk, der Schmuggler, der Aktienfälscher, der nebst der gesetzgebenden Gewalt auch noch die richterliche auf eine haarsträubende Weise mißbrauchte und schändete, hatte seine Kraft in seinem eisernen kühnen Unternehmungsgeist, die jeder ethischen Anwandlung spottete, das Gesetz verhöhnte, die Richter in den Staub warf. Er war auf's Tiefste überzeugt, daß sich Alles kaufen lasse, vom niedrigsten Ding der Schöpfung bis hinauf zum Herrgott, und diese Überzeugung, dieser unbändige Trotz, diese grenzenlose Verachtung aller sittlichen Potenzen schlugen überall durch.

Seiner Neigung zur Musik und seiner Lust am Schauspiel verdankt das Grand Opera House seine Entstehung. Er verschrieb sich seine Hoftruppen direkt aus Paris, mitunter geradezu Gesindel aus den Cafés chantants; um so besser waren sie ihrer Aufgabe gewachsen. Obschon verheirathet, legte er wie Ludwig XV. einen förmlichen Hirschpark an, wo er sich die Opfer seiner schmutzigen Lust aufzog und wo sich die scheußlichsten Orgien des Heidenthums erneuerten. Das war James Fisk. Und dieser Ausbund aller Schlechtigkeit war der Abgott des „freien" Volkes, das ihm in einer vertraulichen Verkleinerung seines Taufnamens eine Zuneigung kund gab, welche gewissermaßen aus dem stolzen Selbstgefühl, einen solchen Mitbürger zu besitzen, hervorging. Jim, dieß ist das Charakteristische, war eine volksthümliche Größe. Die Ruchlosigkeit und Gemeinheit seiner Spekulationsgier hatte für die Menge die Bedeutung einer heroischen, wunderwirkenden Kraft gewonnen. Inmitten der erbärmlichsten Mittelmäßigkeiten der Zeit war ihr die gigantische Schwindlerfigur wie ein Trost aufgegangen. Sie will einen Götzen haben und nimmt ihn, wo sie ihn findet, aus den Wolken oder aus dem Morast. Es versteht sich, daß sich gerade in diesem Götzen die Neigungen und Bestrebungen der Massen in der üppigsten Entfaltung vereinigt und verkörpert finden müssen. Eine Million von mehr oder weniger schwächlichen Gesinnungsschelmen blickt zu dem rücksichtslosen, Anstand und Sitte verhöhnenden Gewaltmenschen mit stolzer Bewunderung auf. Obgleich Jim Fisk von einem Militärreglement keine Ahnung hatte und nicht einmal kunstgerecht reiten konnte, hatte ihn doch das neunte Milizregiment zu seinem Obersten gemacht. Oberst Fisk trug eine goldstrotzende Uniform und pflegte zufolge seiner Schwerbeleibtheit das kräftigste Roß, das überhaupt nur aufzutreiben war, zu reiten. Pulver hatte er nie gerochen; denn wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wurde, pflegte er pünktlich auszureißen. Es gab keine Parade, bei der nicht der „galant Colonel" von den duftenden Taschentüchern und dem zutraulichen Lächeln der Damen aller Klassen begrüßt ward. Ein großer Theil der angesehensten Blätter konnte nicht genug Rühmens von der Vortrefflichkeit

Digitized by

der Fisk'schen Hetären machen, nicht Worte genug für ihre Villen, ihre Trachten, ihre Diamanten finden. Und das freie Volk klatschte seinem Helden Beifall zu und reckte den Hals nach ihm aus, wenn er höchstselbst in glänzendem Viergespann seine Favoritinnen ausfuhr. Und die Geldaristokraten suchten eng an ihm vorbeizutreiben, einen bewundernden Blick auf die herrlichen Rappen zu werfen und verständnißinnig auf den Rosselenker hinzuschmunzeln. Auch gab es der „braven" Mütter nicht wenige, die ihre Töchter unter Hinweisung auf jene frech umherblickenden, in die Polster gedrückten, mit Schmuck überladenen Dirnen zur Gier nach gleichem Putz und Tanz aufzustacheln suchten. Trotz alledem war es gerade der äußerst schmutzige Handel wegen eines Weibes, der Jim das Leben kostete. Von Stoker, einem Nebenbuhler, wurde er erschossen. Aber sein Geist lebt fort; und er lebt fort in allen Klassen der Gesellschaft, wenn auch in verschiedenartiger Gestaltung! Man beachte, daß wir Dinge erzählen, die nicht als frappante einzelne Ausnahmsfälle dastehen, sondern an der Tagesordnung sind. Ohne Zweifel hat das amerikanische Leben sehr viel Vorzüge, deren die alte Welt entbehrt, aber sicher ist es, daß der Liberalismus die Amerikaner weder gebildeter noch sittlicher und besser gemacht hat; die amerikanische Wissenschaft glänzt, insofern sie dem Liberalismus huldigt, durch ihre Einseitigkeit und zum Theil durch ihre Befangenheit, und die Verbrecherstatistik zeigt die sittlichen Verhältnisse im trübsten Lichte.

Leicht könnten wir nun noch unsern Blick auf andere Länder lenken und wir würden überall bestätigt finden, daß die unbeschränkte „Freilassung des Menschlichen im Menschen", wie sie von dem doktrinären Liberalismus angepriesen wird, den Ruin der menschlichen Gesellschaft beschleunigt. Die Leidenschaft des Egoismus, dieser mächtige Quell sämmtlicher socialen Mißstände, wird durch die Freiheit in keiner Weise eingedämmt; deßhalb ist die Freiheit aus sich nicht im Stande, in der menschlichen Gesellschaft bessere Zustände zu schaffen. Freiheit ist wohl ein hohes Gut, aber corruptio optimi pessima. Die liberale Freiheit ist die Freiheit der Verwesung. Die von Gott gewollte Autorität ist das Lebensprincip, in dessen Stärkung die Rettung der menschlichen Gesellschaft liegt. Was immer den Menschen freier macht, ohne ihn zuerst besser gemacht zu haben, macht ihn elender. Weil die Welt diese Wahrheit nicht verstehen will, deßhalb werden sich, vielleicht schneller als man denkt, die bekannten Worte J. F. Böhmers erfüllen: „Umwälzungen dürften uns bevorstehen, wie zur Zeit der Völkerwanderung, nur daß die Barbaren nicht mehr aus Ost und West kommen, sondern daß sie aufwachsen aus dem Boden, zwischen unsern Füßen... Wenn's losbricht, werden die Regierungen meist elend zusammensinken, und nach Verdienst; denn sie haben mit den revolutionären Bestrebungen fast überall coquettirt und nichts mit Plan gefördert, was bessere Gesinnungen hätte erzeugen können." Was würde Böhmer sagen, wenn er heute noch lebte?

Digitized by Google

H. J. v. Mallinckrodt.

I. Sein Lebensgedanke.

Jetzt erst, wo die Trauerkunde vom Tode Mallinckrodt's auszuklingen anfängt, wo es möglich geworden, zu überschauen, wie tief und weit dieser große Mann, herausgehoben aus dem deutschen Volke, seine Wurzeln in dasselbe hineingetrieben und hineinverzweigt: jetzt erst dürfte es zulässig erscheinen, die Lücke zu messen, die er gelassen, und den Mann, der sie gefüllt hatte. Wir trauern nicht kleinlaut über den Verlust. Unsere Sache steht nicht auf „zwei Augen". Mögen Andere ungern hören, daß ihr Kanzler sterblich sei. Genie und Charakter sind nur Werkzeuge in der Hand dessen, der auch ohne sie allmächtig ist. Er war des Seligen ganze Hoffnung, Er bleibt die unsere. Darum „trauern wir nicht wie Jene, die keine Hoffnung haben". Aber nachschauen wollen wir ihm voll unermeßlicher Dankbarkeit, voll des edelsten Stolzes auf unsern Mallinckrodt, voll heiligster Entschlossenheit, erst recht Schulter an Schulter zu stemmen, ob wir so die Bresche füllen können — ihm zur Freude.

Zum großen Mann braucht es eine große Idee und eine große Kraft. Je unbedingter diese an jene hingegeben, desto voller und schärfer wird im äußeren Lebensgepräge sich die innere Lebensidee verkörpern — zum großen Leben. Wollen wir somit die ganze Erscheinung Mallinckrodt's in ihrem Hochwuchse messen, so müssen wir vor Allem seinen Lebensgedanken, die Sache, für die er stand, erfassen.

Es war am Schlusse seiner letzten großen den 25. April gehaltenen Reichstagsrede, wo er seine eigene Anschauung über die Natur des gegenwärtigen Kampfes, in dem er ja aufging, mit unbarmherziger Klarheit aussprach. Hören wir ihn selber.

„Mir scheint, es herrscht eine gewaltige Verwechselung vor, meine Herren; Sie verwechseln den Beginn des Streites mit dem, was eigentlich für Sie Motiv des Streites ist. Die Kirche hat nicht angefangen. Nennen Sie die Thaten, die ge-

schehen sind, sei es von dem Papste, sei es von den Bischöfen, sei es von den Angehörigen der Kirche, die den Beginn des Streites andeuten! Nennen Sie die Thaten von Seite der Centrumspartei! Aber, meine Herren, fragen wir nach den Motiven des Streites.... es liegt etwas von dem Streite schon lange in der Luft. Das ist aber die Entwickelung des Liberalismus; der ist nichts anderes, als wie die rationalistische Entwickelung aus dem Protestantismus heraus. Der bildet allerdings einen Gegensatz gegen die Anschauungen der katholischen Kirche, aber auch nicht bloß der katholischen Kirche, sondern gegen die positive Anschauung innerhalb der protestantischen Kirche ebenso wohl ... Danach gruppiren sich für die Zukunft die Schlachtreihen in dem Kampfe. Wenn der Liberalismus jetzt einen Bundesgenossen gefunden hat in dem Fürsten Bismarck, dann fallen die Motive von den beiden Alliirten keineswegs in Eins zusammen. Die Motive des Fürsten Bismarck finden weit mehr den Ausdruck in dem, was die Herren von der Reichspartei uns gewöhnlich zu hören geben, da ist der böse Störenfried dann das Centrum und dergleichen. Das sind politische Erwägungen, die für den Fürsten weit mehr maßgebend sind, als wie sein Interesse an irgend einer inneren kirchlichen, im Allgemeinen geistigen Frage. Aber die Frage bleibt: wie stellt sich schließlich die Rechnung, wenn die Alliirten einmal untereinander abrechnen? Ich bin der Meinung, daß der, der jetzt die Leitung übernommen hat, gewaltig zu kurz kommen wird; denn die politischen Momente, die äußeren Machtverhältnisse, die ihm in diesem Augenblicke zur Seite stehen, zu Gute kommen, sind weit vorübergehenderer Art, als wie der treibende Geist und das geistige Moment, was in diesem Kampfe das Treibende ist. Meine Herren, das liegt auf der linken Seite des Hauses, und die rechte Seite täuscht sich sehr, die denkt, heute wäre es nur conservativ, mit dem Leiter der Regierung zu gehen; sie glaubt heute nicht, daß hinter der Entwickelung die vollständige Zersetzung des Bodens liegt, auf dem die conservativen Parteien bisher gestanden haben und überhaupt stehen können. — Es ist die Zersetzung, die Auflockerung aller festen Fundamente der menschlichen Gesellschaft in Frage.

„Das ist das Bild auf der einen Seite dieses Zersetzungsprozesses in allen den Landestheilen, die von unsern Gegnern vertreten sind, und auf der andern Seite, was sehen Sie da? Sie sehen trotz aller Maßnahmen der Staatsgewalt, trotz der Anfeindungen der Parteien, eine immer festere und engere Einigung zwischen allen Elementen positiven christlichen Glaubens. Sie haben gemeint, Sie bekämpften nur Bischöfe, wankelmüthige Bischöfe; Sie haben gerechnet auf den Zulauf des Klerus in hellen Haufen. Sie haben sich verrechnet, meine Herren! Die Erfahrung hat es schon heute constatirt, daß der Klerus feststeht zu seinen Führern. Sie haben ferner gesagt und gedacht: Sie hätten es nur mit den Geistlichen zu thun, — nein, meine Herren, Sie haben es genau ebenso mit den Laien zu thun, und wer Augen haben will und will sie brauchen, um zu sehen, der hätte heute schon Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen. Sie sehen in unsern westlichen Gegenden die Entschlossenheit, die ruhige Haltung, den festen Willen, mit dem viele Tausende von Menschen auf die leiseste Anregung sich in Bewegung setzen, um Angesichts des Kerkers, der ihres geistlichen Hirten wartet, ihm ein Lebewohl zu sagen, ihm die beruhigende Versicherung zu geben, daß er, auch wenn er seinen Hirtenstab nicht mehr in der Hand halten kann, beruhigt sein kann, daß selbst, wenn der Zeitpunkt, den wir vorhersehen, wo die Consequenz der Schritte, welche die Staatsregierung gethan hat, sie dahin führt, zahllose Gemeinden jeder Seelsorge zu berauben, eingetreten sein wird, die Bischöfe fest rechnen können auf die kirchliche Treue des gesammten Volkes.

Digitized by Google

Meine Herren! Wenn Sie dieß zu beobachten Gelegenheit hätten, ich glaube, es würde doch die Überzeugung bei Ihnen anfangen, daß es sich nicht um den Kampf mit Einzelnen handelt, sondern daß es sich handelt um ein geistiges Prinzip gegenüber einem geistigen Prinzipe. Es ist schließlich der Kampf des christlichen Glaubens gegen die Philosophie, die sich losgelöst hat, und so weit sie sich losgelöst hat von dem Boden christlichen Glaubens, und die Zwischenerscheinung, so mächtig auch die Erscheinung eines Fürsten Bismarck ist, ist eine vorübergehende Erscheinung. Das ist zwar eine mächtige Person, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampfe solcher Gegensätze, und wenn Sie glauben, einen solchen Kampf brächten Sie zum Austrage durch derartige armselige Verbannungsgesetze, so rechnen Sie völlig falsch, und Sie kennen nicht die Wirkung der christlichen Überzeugung.

„Das ist das Eigenthümliche, daß Leiden die Bereitwilligkeit zum Leiden erzeugen, und wenn Sie sehen, daß unsere Hirten in Kerker und Banden oder in der Verbannung sind, glauben Sie, es fehlte an Bereitwilligkeit, diesem Schicksale sich ebenfalls auszusetzen? Und wenn die Geistlichen dem Beispiele gefolgt sind und folgen, die Laien lehnen es auch nicht ab, und die Mittel, meine Herren, die verfangen nicht mit dem Ausweisen! Sie werden zu noch schärferen Waffen greifen müssen! Bedenken Sie sich, welche Waffen Sie schaffen wollen; wir aber denken inzwischen: Per crucem ad lucem! Durch Kreuz zur Freud'!"

Das sind die letzten Worte, welche Mallinckrodt auf dem Kampfplatze sprach, — seine Interpellation, betreffend die Executivhaft gegen Pfarrer Wehe, war ja nur ein „siegreiches Nachzüglergefecht" — mit ihnen legte er sein Mandat in seines Volkes, seine Mission in seines Gottes, und den Schlüssel zum Verständniß seines Lebens in die Hand der Geschichte. Welches war nach diesen testamentarischen Sätzen der Gedanke, „dessen Auctorität sein Leben unwandelbar beherrschte?" Es war, wie die „Frankf. Ztg." schrieb, die „kirchliche Idee", d. h. der Glaube, daß Christus Herr und König der gesammten Menschheit und aller ihrer einzelnen Gruppen und Gefüge, daß die Herrschaft Christi das eigentliche Objekt des gegenwärtigen „weltbewegenden Kampfes" zwischen Christenthum und Liberalismus, und daß in dem Widerstreite dieser beiden „geistigen Principe" der Sieg, wenn auch nach schwerem Ringen, Christo sicher sei. Für diesen Glauben kämpfte er bis zur letzten Stunde, dieser Glaube war seines eigenen inneren Lebens Gesetz und Kraft. Wir glauben das theuere Andenken Mallinckrodt's nicht besser feiern, seine Größe nicht sicherer messen und uns deutsche Katholiken, deren Führer er war, nicht durchschlagender trösten zu können, als dadurch, daß wir diesen großen Lebensgedanken des Seligen in seiner Wahrheit, Schönheit und Unsterblichkeit zu erschöpfen versuchen. Wir greifen für dießmal denselben in dem Accorde auf, in welchem ihn Mallinckrodt in seinen letzten Äuße-

Digitized by Google

rungen anſchlug, in der freudigen Zuverſicht auf nahenden Sieg. Dieſelbe durchweht obige Argumentation des Redners und erreicht ihren Höhepunkt in dem Finale: „Bedenken Sie ſich, welche Waffen Sie ſchaffen wollen; wir aber denken inzwiſchen: Per crucem ad lucem, durch Kreuz zur Freud'." Ihr Nachklang war die Rede bei der Feier des Namensfeſtes Pius' IX.

Unter allen Fragen, welche heute die halbe Welt in Frage ſtellen, gibt es eine, die ſeit 18 Jahrhunderten unabläſſig auf der Tagesordnung ſteht. Bald erſcheint ſie in ernſter Klarheit himmelhoch vor der Menſchheit, bald, ja immer ſpielt ſie als tiefſter Grundton durch alle großen und kleinen Fragen der großen und kleinen Zeiten, ſtets aber iſt ſie, ſeitdem Gott Menſch geworden, um die Menſchheit zu ſeiner Größe zu erheben, die Lebensfrage der Menſchheit. Das iſt die Frage des Pilatus: „Was ſoll aus Jeſus werden, der Chriſtus genannt wird?" Was ſoll aus dem Reiche Chriſti werden? Soll es ſiegen oder untergehen? Die Gegenwart wirft dieſe Frage mit furchtbarem Ernſte auf, und die Gegenwart gibt zugleich die ſchlagendſte Antwort. Die moderne Menſchheit, die ſoeben noch beladen mit ihren materiellen Errungenſchaften, geſchwellt durch die ſtaunenswertheſten Erfindungen und Anwendungen auf dem Gebiete der empiriſchen und exacten Wiſſenſchaften, voranſtürmte auf der Bahn eines unbegrenzten Fortſchrittes, während die chriſtlichen Ideen ſich in die engſten und verborgenſten Kreiſe geflüchtet zu haben ſchienen und alle ihre Stützen befeindet oder gebrochen ſahen: die moderne Menſchheit hält erſchreckt in ihrem Laufe inne, die chriſtliche Weltanſchauung drängt ſich allen ernſten Geiſtern auf, Chriſtus, der Gott und Heiland der Welt, erſcheint vor unſerm abtrünnigen Jahrhunderte, wo ſein Abend anbricht, wie der Schatten Samuels vor dem apoſtatiſchen Saul am Vorabende ſeines Sturzes ſtand. Es ſcheint, ein Welttag ſchließt ſich, ein neuer Welttag beginnt. „Wenn dieſes anfängt zu geſchehen, dann ſchauet auf und erhebet eure Häupter, denn es nahet eure Erlöſung." Ja, es naht der Kirche, des Reiches Chriſti, neueſte und vielleicht letzte irdiſche Glanzperiode. Erlöſung wird ſie ſein für Alle, Individuen wie Völker, die ſich an Chriſtus und ſein weltreſtaurirendes Geſetz anſchließen; aber Gericht wird ſie ſein für Alle, welche auch dießmal den Menſchenſohn, wenn er kommt, nicht aufnehmen.

Wenn für die Menſchen die Geſchichte ein Strom iſt, in dem, wie die Welle der Welle, ſo Ereigniß dem Ereigniſſe, Frieden dem Kriege, und Krieg dem Frieden folgt: ſo iſt für Gott die Geſchichte ein ruhiger

Digitized by Google

Ocean, in den schon alle Ströme der Jahrtausende eingeströmt sind, und der auf seiner unermeßlichen Fläche schweigend und huldigend wiederspiegelt den ewigen Weltplan Gottes. Die einzelnen Generationen der Menschheit sehen nur, wie die einzelnen Speichen des Rades sich in den einzelnen Perioden drehen; der Ewige aber überschaut von der hohen Perspective seiner Unveränderlichkeit aus alle Zeiten ohne Übergang von Jahr zu Jahr, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Denn die Weltgeschichte ist ja nichts Anderes, als das Werk Gottes in der Menschheit und durch die Menschheit, ausgeführt nach dem Plane, den er entworfen hat von Ewigkeit. Dieser Plan aber ist die Erziehung der Menschheit zu ihrem ewigen übernatürlichen Ziele in und durch Christus. Von Gott durch Christus zu Gott, das ist die Bahn des Einzelnen und der Welt. Darum ist in der christlichen Sprache jedes Jahr ein „Jahr des Herrn", darum ist in der christlichen Weltanschauung die Zeit geschieden nach den Thaten, welche der Ewige in ihr verrichtet zur Erfüllung seines Planes, in welchen die Thaten der Menschen aufgenommen und verwebt sind wie Fäden, wie Atome.

Es ist das die für das religiöse und sittliche, wie für das politische und sociale Leben der Menschheit wichtigste Wahrheit, daß Gott die Weltregierung führt, daß Gott mit dem Gedanken seines Planes, mit der Macht seiner Hand, mit der Weite seines Herzens Alles umspannt, beherrscht und dahin führt, wohin er will. Atheisten und Fatalisten läugnen diese göttliche Weltregierung, Kritiker verschiedenen Talentes controliren und recensiren sie, schwache Köpfe und schwache Seelen seufzen über sie, die demüthige Schwäche erkennt nicht immer ihre „unbegreiflichen Gerichte, ihre unerforschlichen Pfade": dennoch besteht sie und wandelt unaufhaltsam ihren ewigen Weg.

Dafür bürgen uns die Propheten, sie rufen: „Freut euch und jubelt, ihr Völker, denn der Herr lenkt euch in Gerechtigkeit und leitet euch auf Erden!" Dafür bürgt uns der Heiland, der in majestätischer Einfachheit und Logik von der göttlichen Vorsehung, die für die Vögel sorgt, auf die unendliche Weisheit und Liebe Gottes schließt, welche die Wege der Menschen lenkt; der von dem salomonischen Kleide, das Gott für die Lilie des Feldes webt, darauf schließen läßt, daß auch er den Purpur der Könige vertheilt. Diesen Glauben hat die Menschheit von Gott, sie hat ihn auch von ihrem eigenen Instinkte. Sie betet zu Gott, und kein Interesse und kein Leid gibt es, das sie dem Herzen Gottes fremd glaubte. Von den Lippen der Wittwe steigt das Gebet für ihre

Digitized by Google

Waiſen, wie von den Lippen der Monarchen, wenn ſich die Wege ihrer Nationen zu verwirren drohen. Die Menſchheit betet, d. h. ſie appellirt an einen Lenker der Welt, alſo beſteht eine göttliche Weltregierung, oder man müßte die Menſchheit Lügen ſtrafen in ihren populärſten Überzeugungen, müßte ihre ſublimſten Hoffnungen zertreten.

Indeſſen geben wir uns auch Rechenſchaft von unſerm Glauben! Wir haben den Begriff Gottes, und damit haben wir den Begriff göttlicher Weltregierung. Gott iſt die unendliche Weisheit. Wie ſollte ſie, die Alles geſchaffen nach „Maß, Zahl und Gewicht“, ihre Schöpfung in die Zeiten geſchleudert haben, wie der Knabe den Stein in die Lüfte wirft, gedankenlos, planlos, ſorglos? Gott iſt die unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit. Soll ſie gleichgiltig zuſchauen der Treue und dem Frevel gegen ihre ewigen Geſetze? Oder wäre Gottes Macht und Liebe erſchöpft durch ihre erſten Offenbarungen? Bleibt uns Gott aber zugewandt in Weisheit, Macht und Liebe, was kann er uns, mit Vernunft und freiem Willen ausgeſtatteten Weſen, anders geben, als Licht, das uns erleuchtet über ſeine und unſere Ziele, als Kraft, die uns zu denſelben führt? Erleuchtet und geführt werden heißt aber regiert werden: Gott regiert die Welt.

Was die Menſchheit glaubt und was ſie beweist, das ſieht, das greift ſie auch. Die weltregierende Providenz Gottes wird zur Erſcheinung im Leben der Einzelnen, wie der Völker. Wie oft fühlt man nicht in ſein Leben eine übermenſchliche Hand eingreifen, plötzlich, tief, allmächtig? Läßt das Glück uns als die Herren unſerer Geſchicke erſcheinen, ſo iſt's das Unglück wenigſtens, das uns den höheren Meiſter zeigt. Zieht an den „Weiſen“ die Providenz vorüber, die Kleinen werden jedenfalls der „göttlichen Heimſuchungen“ gewürdigt. Großartige und frappante Formen aber nimmt die göttliche Weltregierung an, wenn ſie im Leben der Nationen aufleuchtet. Dann wird die Geſchichte der Welt greifbar die Geſchichte Gottes. Der antike Geiſt kannte keine Philoſophie, geſchweige eine Theologie der Geſchichte, der Deismus und Atheismus (Vico, Leſſing, Kant, Herder) ſahen in der hiſtoriſchen Entwicklung der Menſchheit einen fataliſtiſchen oder pantheiſtiſchen Prozeß, unſer ſtatiſtiſches und materialiſtiſches Geſchlecht greift, den Radſchwung vollendend, zu dem abgeriebenen Griffel der Chaldäer und Ägypter und *regiſtrirt*. — Aber, Gott ſei Dank, die Geſchichte iſt noch nicht abgeſchloſſen, ſie erneuert ſich ſtetig und erneuert beſtändig die

Digitized by Google

göttlichen „Staatsstreiche", vor denen Nationen und Regenten in die Kniee sinken und den Herrn der Welt anbeten, der an ihnen vorüberzieht.

Der Herr hat von den Weisen gesagt, er habe ihnen die Welt gelassen zum Disputiren; von sich hat er gesagt, er wirke indessen das Werk vom Anfange bis an's Ende. Es gibt eine göttliche Weltregierung, die „von einem Ende zum andern mächtig fortwirkt und Alles lieblich ordnet."

In dieser freien Weltregierung nun folgt Gott einem großen Plane, einem grandiosen Systeme. Regieren heißt freie Wesen zu ihrem Ziele führen, also die Menschheit regieren heißt die Menschheit ihrem Ziele zuführen. Das Ziel der Menschheit ist, Gott zu verherrlichen und zu besitzen durch Christus. Also sie dem ewigen Besitze Gottes zuführen, indem sie Christo zugeführt, Christi Reich einverleibt wird, heißt die Menschheit regieren. Ausbreitung, Erhöhung und Vertiefung des Reiches Christi auf Erden ist somit nächster Zielpunkt der göttlichen Weltregierung. Wie aber Zweck und Ziel den Plan beherrscht und seine Anlage bedingt, wie der Zweck die Seele jedes Planes und seiner Verwirklichung ist, wie alle Gedanken und Mühen des Meisters vom Zwecke, den er verfolgt, verschlungen werden: so ist in der göttlichen Weltregierung und folglich in der Weltgeschichte und in jeder ihrer Perioden und Momente als der Alles geheimnißvoll beherrschende und bedingende Schwerpunkt, als die höhere Lebensseele hingestellt — das Reich Christi, die Kirche. Von dieser zweiten Wahrheit überzeugt uns ein Blick in die Urkunden der Offenbarung und ein Blick in die Urkunden der Geschichte.

Es hat uns der hl. Paulus das System der göttlichen Weltregierung in drei monumentalen Worten entworfen: „Alles ist euer," schreibt er an die Christen von Korinth, „ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." — Alles, was Gott gethan oder zugelassen, ist bestimmt, euch zum Heile zu verhelfen — „Alles ist euer." — Dieses Heil aber könnt ihr nur finden in dem glaubensvollen und werkthätigen Anschlusse an Christus, dem ihr geistig einverleibt werden müsset, wie die Glieder dem Haupte — „ihr aber seid Christi." — Christus aber gehört als Gottessohn Gott dem Vater selber an, und wie er als Erlöser und Mittler Alles zu seinem Vater zurückführte, so werdet auch ihr durch diese geistige Einverleibung in Christus Gott selber angehörig, gewissermaßen vergöttlicht in Gott — „Christus aber ist Gottes." — Halten

Digitized by

wir uns in den göttlichen Schranken dieſer Worte, nur ſtellen wir ſie leichterer Faſſung wegen in unſerer Erläuterung um.

Gott konnte die Welt nur erſchaffen, kann ſie nur erhalten und regieren zu einem Zwecke, der ſeiner würdig iſt. Eines Gottes würdig iſt aber nur göttliches Intereſſe. Ein Intereſſe aber konnte Gott nur finden in ſeiner Verherrlichung, d. h. in der Erkenntniß und Liebe ſeiner unendlichen Vollkommenheiten von Seite vernunftbegabter Kreaturen, die ihrerſeits nur durch eben dieſe Gotteserkenntniß und Gottesliebe vollkommen beſeligt zu werden vermögen. Was in der Schöpfung geiſtlos, alſo der Erkenntniß unendlicher Wahrheit und der Liebe, unendlicher Schönheit und Güte unfähig iſt, Dinge, Weſen, Ereigniſſe, das ſoll durch den vernünftig-freien Menſchen Gott verherrlichen, indem es dieſem entweder Gottes Größe offenbart, oder zur materiellen Unterlage ſeines irdiſchen, gottgeweihten Lebens dient. So iſt Gott der lebendige Quell- und Mittelpunkt, von dem alles Leben in die weite Peripherie der Schöpfung ſtrömt, zu dem aber auch alles Leben veredelt und verklärt zurückſtrömt als Huldigung und Liebe.

Wir haben den einen, ewig feſten Zielpunkt aller Wege Gottes gefunden. Gott iſt der Ausgang, Gott iſt das Ende. Doch die Verbindung zwiſchen Ausgang und Ende, wer vermittelt ſie? Denn dieſe Mitte, die zwiſchen beiden liegt, iſt eine Weite, auf welcher der Horizont den Horizont nicht mehr erblickt, iſt eine unermeßliche Weite. Oder welches Verhältniß beſteht zwiſchen der endlichen Verherrlichung durch die Kreatur und der unendlichen Herrlichkeit des Schöpfers? Wer will, wer kann dieſe Weiten füllen, den Horizont dem Horizonte nahe bringen, das Ende dem Ausgange, das Höchſte dem Letzten, den Gott dem Menſchen? „Ihr aber ſeid Chriſti,“ antwortet der Apoſtel. Der ewige Sohn Gottes, gleicher Weſenheit mit dem Vater, vereinigt mit ſich die menſchliche Natur, in dieſer Natur erniedrigt er ſich in Gehorſam und Huldigung vor dem Allerhöchſten, erweiſt ihm dadurch eine in Folge der Unendlichkeit ſeiner göttlichen Perſönlichkeit unendliche Verherrlichung; zugleich aber vereinigt er mit ſich die Menſchheit, indem er ſich dieſelbe zu einem geiſtig Ganzen durch Erkenntniß, Liebe und Gnade eingliedert und mit ſeinem Leben durchgeiſtigt und durchſeelt. So ward er das Haupt einer neuen Menſchheit, beide ein Körper, in dem das Prinzip der Reverſibilität der Verdienſte vor Gott juridiſche Geltung findet. Aus dieſem Anſatze entfaltet ſich in unermeßlicher Pracht der Plan der göttlichen Weltregierung. Das Univerſum verherrlicht

Digitized by Google

Gott in der Menschheit, die Menschheit in ihrem Haupte Jesus Christus, der Gottmensch in unendlicher Weise durch sich selbst. Das ist die göttliche Einheit des Planes und der Geschichte der Welt.

Was folgt aus dieser Entwicklung?

Es folgt, daß, da nur durch Christus Gott den Zweck der Welt verwirklichen kann, seine Weltregierung zum ersten und nothwendigen Zielpunkte Christus den Herrn hat. Alle Wege Gottes in der Zeit haben ein Ziel: Christus den Herrn. Viertausend Jahre sein Erscheinen und sein Werk anzubahnen und grundzulegen, fast zweitausend Jahre es auszubauen, die Menschheit mit ihm zu vereinigen, christlich zu machen die Staatsordnung, christlich die Wissenschaft, christlich die Kunst, christlich Sitte, Recht und Gesetz, christlich die Familien, die Völker, die Welt. Darum ist die Geschichte der Welt, wie sie Gott gewirkt, die Geschichte Jesu Christi, ein großes Evangelium. Die vorchristliche Zeit bereitete die Restauration aller Dinge durch Christus vor, die nachchristliche Zeit wirkt dieselbe aus, in ihrer Mitte steht Jesus Christus, das Leben vorwärts strömend und rückwärts in die Zeiten. Was ihm ferne bleibt, oder was abfällt von ihm, das steht, seien es Menschen oder Werke der Menschen, außer dem einen Plane göttlicher Weisheit und Liebe, das ist somit als Schlacke dem Untergange anheimgegeben, und der Untergang wird kommen. Es kann nicht anders sein, es taugt nicht in den Weltplan Gottes. Christus ist der Schwerpunkt der göttlichen Ordnung der Welt, was nicht ruht auf ihm, das fällt, das stürzt, das ist verloren.

Daraus folgt ein zweites Grundgesetz der göttlichen Weltverfassung. Christus der Herr lebt unsichtbar fort in seiner sichtbaren Kirche, ist geistig Eins mit ihr, wie Seele und Leib. Darum ist die sichtbare Kirche Christi der sichtbare Mittelpunkt für Gottes Walten in der sichtbaren Weltordnung. Darum ist der Kirche Erhöhung und Größe stets die letzte Lösung ihrer Katastrophen. Die Kirche Christi ist der Schwerpunkt der göttlichen Weltregierung. Diese Wahrheit erklärt uns die Geheimnisse ihres Baues und ihres Lebens. Sie ist *eine*, diese Kirche, weil *ein* Christus, *ein* Centrum für die eine Ordnung der einen Welt. — Sie ist *allgemein* diese Kirche, weil Alle in den einen Weltplan aufgenommen, darum zu dem einen Christus in der einen Kirche berufen sind. — Sie ist *heilig* und heiligend, diese Kirche, weil Heiligung der Menschheit Zweck der Weltregierung Gottes ist. — Sie ist *unzerstörbar*, diese Kirche, weil der Weltplan Gottes, der sie zum Centrum hat, unzerstörbar ist. Um sie aus der Welt zu schaffen, brauchte man

Digitized by Google

nur einen Punkt, wo der Hebel angestemmt werden könnte, aber einen Punkt außer der göttlichen Weltordnung, denn diese ist solidarisch und concentrisch mit der Kirche.

Daraus folgt ein drittes Grundgesetz der göttlichen Weltverfassung. Das Centrum, der Eckstein, Fels und Fundament dieser Kirche ist das Papstthum. Im Papstthume ist also zusammengedrängt der ganze Weltplan und die ganze Weltregierung Gottes. Willst du das Papstthum aus den Angeln heben: du mußt die Welt aus ihren Angeln heben. Es ist die gleiche Arbeit und die gleiche Thorheit.

Was wir so aus den Wahrheiten der Offenbarung erschließen, das stellt in concreter Illustration zu denselben dar die Geschichte.

Gott hat nicht verschiedene Werke gewirkt, von denen das eine unabhängig wäre vom anderen; er hat ein Werk geschaffen und wirkt im einen fort, tangirt dabei Alles. Dieses Werk ist das Reich seines Sohnes, ist die katholische Kirche. „Der Anfang aller Dinge," sagt der heilige Epiphanius, „ist die katholische Kirche."

Von aller Ewigkeit bestand sie in ihrem sublimsten Ansatze in Gott, in dieser unaussprechlichen Einheit dreier Personen in einer Wesenheit. Mit dem Anbruche der Dinge trat sie in die Zeit und durchschreitet und durchwächst die Zeiten, wandelt durch die Himmel und wandelt auf Erden, um alles Erschaffene dieser heiligen, katholischen und ewigen Einheit Gottes beizugesellen. Die große Katholizität der Welt in ihm ist Plan und Werk Gottes, die spaltende Häresie ist Plan und Werk seines Feindes. Die Ersten, welche zu dieser göttlichen Katholizität in göttlicher Einheit berufen wurden, waren auch die ersten Geschöpfe Gottes, die Engel. Ihr Verhältniß zu der Seele der Kirche, zu Christus, schildert der hl. Paulus in einem der erhabensten Bruchstücke seiner Theologie: „Christus ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor allen Geschöpfen;" denn „durch ihn ist Alles erschaffen, was im Himmel und was auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien es Thronen oder Herrschaften, oder Oberherrschaften oder Mächte, Alles ist durch ihn und in ihm erschaffen; und er ist vor Allem und Alles besteht in ihm; und er ist das Haupt des Leibes der Kirche, er, der da ist der Anfang, der Erstgeborene aus den Todten, damit er in Allem den Vorrang habe, dem es gefiel, daß in ihm alle Fülle wohne, und daß durch ihn Alles mit ihm versöhnt werde, sowohl was auf Erden, als was im Himmel ist, indem er Frieden machte durch das Blut seines Kreuzes." (Col. 1, 15—20.)

Digitized by Google

Der Apostel sieht das Wort als Urbild, als Mittler, als Haupt, als Versöhner der Engelkirche. Als Urbild, denn da das Wort das ewige, wesenhafte Abbild des Vaters ist, so ist jeder erschaffene Geist sein, des Wortes, kreatürliches Nachbild; als Mittler, denn als die ewige Offenbarung Gottes nach Innen hin ist der Sohn das vermittelnde Wort zu allen Offenbarungen nach Außen hin; als Haupt, denn als der eingeborene ewige Sohn des Vaters führt er auch das ewige Majorat über die erschaffenen Söhne Gottes; als Versöhner, der die treuen Engel aussöhnte mit den abtrünnigen Menschen durch das Blut seines Kreuzes. — Als Gottmensch aber ist Christus auch „der oberste Eckstein" (Eph. 2, 20), an dem einerseits die rebellischen Engel zerschellten, indem sie seine Anbetung verweigerten, gegen den sie immer als „Pforten der Hölle" anstürmen, indem sie mit ihrer Sünde ihren Kampf verewigen; auf dem anderseits die getreuen Engel in Folge ihrer auf Christus bezüglichen Prüfung aufgebaut wurden zu jener seligen Geisterhierarchie, dem Vorbilde der irdischen Priesterhierarchie, welche wie diese ihr Haupt findet in dem Gottmenschen Jesu Christo, der Krone aller Werke. Darum auch „huldigen nur in seinem Namen die Engel dem ewigen Vater, beten ihn an die Herrschaften, erzittern vor Ehrfurcht die Mächte, die Himmel und die Kräfte der Himmel." Christus ist für die Geschichte des Himmels, was er für die Geschichte der Erde ist, der Alles bestimmende und beherrschende Schwerpunkt. So nach Oben hin. Nach Unten hin senkt und vertieft sich diese Kirche in unsere sichtbare Welt.

In ihr besonders hebt sich das Reich Christi aus dem Gewoge der Zeiten hervor als der Kern aller Dinge.

Als Adam statt das Reich der Gnade und des ersten Friedens auf Erden für alle Generationen zu festigen, durch seinen Ungehorsam und in Kraft des darüber verhängten Urtheils dem Rechte nach hätte sterben müssen, da war es der kommende Erlöser, der vor Gottes Allwissenheit stehend sich anbot, die Schuld zu sühnen und den göttlichen Gedanken bezüglich des Menschengeschlechtes zu verwirklichen. Der kommende Christus war es, aus dessen vorausgesehenem und vorausangerechnetem Tode die Menschheit sowohl ihr physisches, wie ihr geistig übernatürliches Gnadenleben schöpfte. Er ward der Grund für die Fortdauer des Geschlechtes und für alle gedeihliche private wie sociale Entwicklung desselben. Christus und sein Reich ist die göttliche Pragmatik der Geschichte selbst vor seiner Erscheinung. Zeigen wir das in flüchtigen Zügen.

Nachdem seit der ersten Sünde einige gläubige Generationen vor-

Digitized by Google

übergezogen waren, brach hervor der prinzipielle und deßhalb totale Abfall von Gott. Es stellte sich gegen die göttliche Erziehung der Menschheit durch übernatürliche Offenbarung und Gnade als Antagonistin das Kind menschlicher Versunkenheit und satanischer Bethörung, das große häretische Prinzip in seiner höchsten Potenz, es brach hervor das abgöttische Heidenthum, und siehe, die Katholizität der Menschheit war zerklüftet in Kirche und Häresie. Gott läßt letztere wachsen und wachsen, aber nicht außer den Linien seines Planes: trotz ihr und durch sie soll das göttliche Resultat in endlicher Lösung, d. h. in Christus um so frappanter hervorspringen. Beide Reiche nehmen ihre folgerichtige Entwicklung freilich in entgegengesetzter Richtung zu dem einen von Gott angestrebten Ziele, zu Christus, dem Herrn. Indem nämlich die Häresie zu unermeßlichen Dimensionen auswächst und die großen Träger ihres Prinzips in den Weltreichen des Heidenthums findet, läßt Gott aus dem Schooße der einen Familie, in die sich die Offenbarung geflüchtet, auch ihren Träger erwachsen, läßt geboren werden das Judenthum. Während dieses den ferneren Gang der übernatürlichen Erziehung bis zu ihrer messianischen Höhe führen, dann in ihm sich auflösen und den positiven Beweis für die Göttlichkeit seiner Person und seines Werkes liefern soll, bleibt dem Heidenthum die schreckliche, aber selbstgewählte Aufgabe, durch die extremste Entwürdigung, in die es von der Centrifugalkraft seines Lebensprinzips, des häretischen Abfalls von Gott, geschleudert wurde, den kolossalen Ausweis ex absurdis für Christus zu leisten.

Der alte Bund trägt nicht nur die Idee des kommenden Christus und Christusreiches in seinem religiös-nationalen Bewußtsein, sondern er ist geradezu der sociale Organismus des sich vorbildenden und vorbereitenden Christus. Daher das Originelle und Mysteriöse im Bau und Leben Israels: die Weltlage und Beschaffenheit seines Landes, das formale Prinzip seines politischen Gebildes, die Gliederung des Volkes, die äußere Geschichte wie die innere Entwicklung — das Alles findet seine Erklärung, ja seine Wesensform, seine Seele im Messias. „Christus ist das Haupt des Leibes der Kirche" (Col. 1, 18). Israel ist der Schattenriß, den die Kirche Christi aus der Zukunft auf die alte Welt warf.

Noch mehr. Die Kirche war auch der Gegenstand aller Thaten Gottes in der alten Welt. Wie der Tempel Jerusalems ungeheure Unterbauten forderte, um darüber seine marmorne und goldene Pracht

Digitized by Google

zu erheben, so diente der Kirche Gottes die ganze antike Geschichte zum Unterbau. Auf ihre Gründung und Begründung lenkte Gott in geheimnißvollem Wirken hin das Leben und Vergehen, Steigen und Verfallen des Alterthums, sein politisch-staatliches Leben, sein geistiges Schaffen und Bilden, sein religiöses Ringen.

Das häretische Prinzip nämlich führt das politisch-staatliche und sociale Leben des Heidenthums durch alle Formen, erweist sie alle trotz ihrer Genialität oder Energie als kraftlos zur Erfüllung ihrer naturgemäßen Aufgabe. Sie enden damit, daß in Rom, der Beherrscherin des orbis antiquus, Millionen Sklaven vor einigen Tausenden freier Menschen kriechen, daß der Senat vor dem Kaiser, und der Kaiser vor den Prätorianern kriecht. Es fehlte allen diesen riesenhaften Schöpfungen die gottgewollte Grundlage, die ideale Gerechtigkeit in Christus. Anderseits werden diese souveränen Träger der Häresie, die heidnischen Weltreiche, der Obmacht Gottes hörig, nur als Substruktionen des Reiches Christi, der Kirche, verwendet. Daniel enthüllte dem Nebukadnezar diese große Politik Gottes.

Wie das politische und sociale, nicht minder ging das geistige Leben des Alterthums auf in der Kirche Christi. Der antike Geist erschöpft sich in abtrünnigem Forschen und Bilden, führt die Alten durch einen Kreislauf von Irrthümern und Thorheiten, bis er mit dem Epikuräismus und Allegorismus der Hochschule Cyrene's, mit dem Pantheismus der Stoa, mit dem abstracten Gott der Peripatetiker und mit dem ewigen Schwindel der Skepsis endet. Bald stieg die ewige Weisheit selbst hernieder und das geniale Heidenthum, dieser verlorene Sohn der Offenbarung, barg seine heiße, müde Stirne in ihren barmherzigen Schooß.

Das religiöse Leben des Heidenthums endlich war der grauenvollste Bankerott desselben, das Tragischste in der Weltgeschichte. Nachdem es mit der Fackel der Häresie den verlorenen Gott gesucht in allen Reichen und Ordnungen der Schöpfung, vom Lichte der Sonne bis zum Schlamme der Kloaken, in allen Thorheiten des Gedankens, in allen Verbrechen des Herzens, in allen Blasphemien der Satane, und dadurch eben sich immer weiter von ihm entfernt hatte; nachdem sein Cultus zum Sakramente der scheußlichsten Blutgier und Schamlosigkeit geworden: hatte es des Ewigen Plane gedient und mit schrecklicher Evidenz gezeigt, daß nur in Christus das Leben sei. Um die hohe, lichte Gestalt Christi, wie sie im Glauben und im Blute Israels zur Vollendung kommt, legt sich das Heidenthum als grandioser, nächtlicher Hintergrund. Der eini-

Digitized by Google

gende Mittel- und Schwerpunkt, ihre siegreich durchbrechende Culmination der alten Welt ist Christus und sein Reich.

Dieses Reich Christi, schon retroactiv die Geschichte durch 4000 Jahre beherrschend, begann in die Sichtbarkeit tretend die zweite Periode seiner Weltherrschaft, und mit ihr begann die Menschheit zum zweiten Male ihr Leben. Jeder der nachchristlichen Zeitläufe ist für die Kirche ein Kampf und ein Sieg; Alles in allen Perioden ist schließlich Gott dienstbar zur Erweiterung und Erhöhung seiner Kirche.

Wir brauchen nicht zu reden von dem letzten verzweifelten Widerstande des Juden- und Heidenthums. An allen Ecken der Welt war das Todesurtheil der Kirche angeschlagen; die Beile der Kaiser wurden stumpf an ihrem Nacken, sie gab sich das Recht der Existenz und der Weltherrschaft durch ihr Blut, das durch 300 Jahre die Erde überströmte.

Die Irrlehre erhebt sich in Arius, die Apostasie in Julian; beide Genie's, vom Bösen inspirirt, greifen die Kirche weniger mit der Faust als mit Perfidie an. Jener fälscht den christlichen Geist, dieser verdummt ihn. Einen Augenblick scheint es, „als sei die Welt arianisch geworden," einen Augenblick triumphirt Julian, denn ausgeschlossen aus allen Ämtern und Schulen muß die Christenheit verkümmern. Doch Häresie und Apostasie wecken die großen Lehrer der Kirche, wie Heidenthum und Tyrannei die großen Blutzeugen geweckt. Der Diakon Athanasius zertritt zu Nicäa die Häresie, und am Ende dieser Periode leuchten die größten Lichter der Kirche. Der Zeit der „Verdummung" verdankt die Kirche die größten Meisterwerke der Theologie, Philosophie, Beredsamkeit, Poesie und Sprachkunde.

Beim Anbruch der folgenden Periode wälzen sich Hunderttausende von heidnischen und häretischen Barbaren von Osten her über Europa. Unter der Riesenhaftigkeit dieses Anpralls brechen Reiche und Dynastien zusammen, Europa liegt in Trümmern. Was für die Welt ein Gericht war, soll für die Kirche eine Gnade werden. Mit ihrem hl. Taufwasser wäscht sie das Blut des alten Europa ab, womit die jungen Eroberer bedeckt waren, und hingebeugt wie der Prophet über den Knaben der Wittwe, haucht sie ihnen ein neues Leben ein, ein Leben der christlichen Wahrheit und Gnade, die christliche Civilisation. Ein triebkräftiger Wildling ist gepfropft auf den Stamm der Kirche, es kann beginnen eine Blüthezeit der Kirche.

Kaum hat sie dieses wundervolle Werk vollendet, so sehen wir sie

Digitized by Google

wieder im Kampf mit einer Macht, die unterstützt wird von allen Reizen des Geistes und des Fleisches. Der Islam setzt Afrika, Arabien, Kleinasien in Brand, seine Flamme leckt an Italien, Sizilien, überfluthet Spanien, steigt über die Pyrenäen, dringt vor in's Herz Frankreichs, träumt schon von Eroberung der christlichen Welt; da trifft den Propheten bei Poitiers der Hammer der Franken, und nach einander achtmal das Schwert der Christenheit. Jetzt sonnt sich nur noch der „kranke Mann" an der Sonne der Levante vor der Thüre Europa's.

In der Dynastie der Franken bleibt eine Zeitlang Herrscher- und Feldherrngenie erblich zu Gunsten der Kirche. Pipin begründet fest den Kirchenstaat, und Karl, sein größerer Sohn, gründet vereint mit Leo III. das heilige römische Reich deutscher Nation. Dadurch ward eigentlich vollendet die gottgewollte christliche Ordnung. Die beiden großen Gewalten, die päpstlichen Schlüssel und das kaiserliche Schwert, einen sich zu jenem Bunde, in dem die Schlüssel das Schwert segnen und das Schwert die Schlüssel schirmen sollte. Karl der Große stieg in's Grab, seine Dynastie folgt auf dem Fuße. Die Karte der Welt wurde umgestaltet durch tausend Hände; Alles, was damals existirte, ändert Namen, Grenzen, Meister und Gesetze, und wenn wir heute nach einem Jahrtausend suchen, was noch übrig geblieben von den Reichen, Sprachen, Sitten, Zeiten, so finden wir nur das Papstthum, das vor allen Dynastien bestand und alle Dynastien überlebte, das Papstthum in aller Stärke seiner Unsterblichkeit.

Es kam das Mittelalter mit seinen starken Leidenschaften, Geistern und Charakteren; aber diese starken Leidenschaften, Geister und Charaktere gaben der Kirche eine dreifache Glorie. Im 11ten, 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderte rang sie die Leidenschaften der Großen nieder, welche sie bedrängten, ihr Oberhaupt in der Engelsburg belagerten, Papst gegen Papst stellten und die Christenheit verwirrten. Die Kaiser sammt ihren Dynastien verschwanden aus der Geschichte, die Afterpäpste thaten Buße, Rom, Italien, die Kirche ward immer wieder frei, und die christliche Menschheit sah nach allen Stürmen immer wieder ihren Hirten ruhig auf dem ewigen Felsen sitzend, den Hirtenstab über Kaiser und Völker — durch die Hände der Kirche die Kraft des Islams gebrochen, die Schätze des Orients und des griechischen Alterthums erschlossen; die germanische Gesellschaft in ihren Organismen zur gesundesten Blüthe entwickelt; die Städte an Macht und Reichthum mit Königen

Digitized by Google

wetteifernd; Adel und Ritterthum im idealſten Dienſte Gottes, des Rechts und der Schwäche; die Klöſter die Metropolen der Kunſt, Wiſſenſchaft und Heiligkeit, wie der Agricultur und Induſtrie; die chriſtliche Speculation auf den Engelflügeln eines Thomas, Bonaventura und ihrer Schule zu den ſchwindelnden Höhen der Theologie und Philoſophie ſich erhebend; die Künſte bis zu den Gedanken und Formen eines Dante und Fieſole und jener gothiſchen und romaniſchen Architektur aufgeblüht, von deren ausgegrabenen Steinen die Meiſter der Neuzeit noch lernen müſſen, was Kunſt ſei. Dazu eine jugendliche Friſche und Spannkraft der Charaktere, ein hochherziger Freiheitsſinn, eine Glaubenswärme, eine Fülle der Heiligkeit mit allen Wundern ihrer myſtiſchen Charismen! Das war das Mittelalter für die Kirche.

Auf all' den Glanz folgte eine dunkle Stunde, das abendländiſche Schisma, Avignon-Conſtanz-Baſel. Die Dunkelheit wird wieder durchblitzt, aber nicht verſcheucht. Die Sünden des 14ten und 15ten Jahrhunderts trugen ihre Frucht im 16ten. Nationen erſtarben für die Kirche, aber die Kirche erſtarb nicht. Auf den Wegen, welche Vasco di Gama und Columbus für ſie hatten ebnen müſſen, bringen ihre Apoſtel vor nach Oſt und Süd und Weſt, ſchlagen zahlloſe Reiche zum Kreuze, während in Europa Heilige erſter Größe die chriſtliche Contemplation, Buße, Barmherzigkeit und Wiſſenſchaft wunderbar erneuern und die Kirche aus dem Tridentiner Concile tritt, wie einſt Moſes vom Berge, in ihren gebenedeiten Händen tragend die zwei Tafeln der Lehre und des Geſetzes, mit denen ſie Klerus und Volk, die ganze Chriſtenheit verjüngt.

So trat ſie in's 18te Jahrhundert und ſtieß bald auf das blasphemiſche Ungeheuer, das Kind der Philoſophen und Könige und die Mutter der Henker Europa's, ſtieß auf die große Revolution. Während die Welt ſich in den Abgrund der Gottloſigkeit und des Selbſtmordes verſenkte, erſtand unter ſchwerem Ringen die Kirche. Napoleon fällt und Pius VII. ſteht auf; Fontainebleau war nur ein Gefängniß geweſen, St. Helena war ein Grab.

Wir ſtehen an der Schwelle der Gegenwart; hinter uns rauſcht wie ein Meer die Geſchichte der Kirche, und uns zunächſt rauſcht ſie am gewaltigſten. Was ſtets war, wird auch in der anbrechenden Periode ſein, muß ſein, es wird die Erhöhung der Kirche das Ziel der Wege Gottes in unſerem Jahrhunderte bleiben, denn der Plan Gottes über ſeiner Welt iſt heute wie geſtern, wie immerdar derſelbe, und in dieſem

Digitized by Google

Plan ist die Stellung Christi und seiner Kirche heute wie gestern, wie immerdar die gleiche.

Freilich wird in allem Glanze die Kirche die streitende bleiben, neue Feinde wird sie finden und neue Kämpfe; freilich wird das Göttliche in ihr das Menschliche nicht vollständig überwinden und umformen, denn die Stunde des vollen Triumphes ist erst die letzte der Welt und die volle Verklärung vollzieht sich erst in der Ewigkeit: aber großartig wird die neue Periode für sie werden, so groß als der Unglaube, der zu überwinden, so groß als die Herrschaft der Sünde und des Unrechts, die zu stürzen, so groß als die Trümmer des Abfalls, die wieder aufzurichten oder zu ersetzen, so groß als die Vorzeichen des Sieges, die jetzt schon zu schauen sind. Und in der That, wie viele Zeichen deuten nicht auf den Anbruch einer neuen Glanzperiode des Reiches Christi hin? Zeichen im Leben der Welt, Zeichen im Leben der Kirche. Wir bewahren uns die Prüfung derselben auf einen späteren Artikel. Für dießmal genügt es uns, gezeigt zu haben, daß sie kommen muß, wenn Gott nicht die Zügel der Weltregierung aus der Hand verloren oder seinen ewigen Weltplan geändert hat. Die gegenwärtigen Drangsale der Kirche strafen diese Überzeugung nicht Lügen, denn Gott liebt es, die Noth der Seinen hoch steigen zu lassen, damit sein Erscheinen in der Weltgeschichte um so furchtbarer den Einen, um so tröstlicher den Anderen, um so unläugbarer Allen werde. „Per crucem ad lucem", „durch Kreuz zur Freud". Es nahet eine neue Periode der Kirche mit dem Vollglanze ihrer Wahrheit und der Vollkraft ihrer Gnade und Heiligkeit. Die ewigen Prinzipien des Rechtes, deren immer verfolgte, aber nie stumme Prophetin sie ist, werden durch sie zum restaurirenden Prinzipe aller privaten, socialen, politischen und internationalen Gerechtigkeit und deßhalb zum Fundamente eines glücklicheren Aufbaues aller Verhältnisse werden.

Ein gewaltiger Einfluß auf die Neugestaltung ist von Gottes Vorsehung ohne Zweifel Deutschland zugedacht. Denn es ist die Weltkirche, die ihren Triumph zu feiern hat; an der Durchführung dieses göttlichen Gedankens werden die Völker sich betheiligen, je nach ihrer geographischen Weltlage, ihrer Mitgift an Talenten, ihrer Treue im vorausgegangenen Kampfe — Europa an der Spitze der Welttheile, Deutschland für Europa das Herz, die ausgleichende Völkermitte, der Hort und das Schwert des Völkerfriedens; Deutschland, das Land der Stämme mit dem tiefen Geiste, dem treuen, biedern Herzen, der starken, keuschen Hand; Deutschland mit seinem gläubigen Volke, seinem christ-

Digitized by Google

lichen Familienleben, seinem Klerus und Episkopate in Ketten: „Et pastor gregem recipit, Germania regem.“

Wie aber die Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit nicht ein Compler von bloßen Thaten Gottes, sondern ein gottmenschliches Doppelwerk ist, das, wie jede Erziehung zu Stande kommt unter der Hand der Menschheit, geführt wie Kindeshand durch die obwaltende Hand des ewigen Meisters: so sind auch die großen Perioden und die großen Umwälzungen der Geschichte das Resultat göttlichen Wirkens und menschlichen Mitwirkens, sind glückliche Verschlingungen göttlicher Vorsehung und menschlicher Freiheit, sind Gottes und des Menschen Werk. Darum wächst beim Herannahen dieser neuen großen Reichsperiode Christi auch unsere Pflicht, mitzuwirken zu den Erbarmungen des Ewigen, wegzuräumen vor Allem die Hindernisse, welche in der religiös-sittlichen, sodann in der gesellschaftlichen Ordnung den siegreichen Durchbruch der christlichen Regeneration hemmen möchten; dieselbe sodann anzubahnen auf allen Gebieten, auf denen sie zur Verwirklichung kommen kann und muß, anzubahnen besonders auf jenen Punkten, von wo die Impulse zur Neugestaltung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse zu erwarten sind. Das sind aber außer den Cabinetten der Regenten die Parlamente der Volksvertretungen. Dort finden wir unsern Mallinckrodt, finden ihn an der Spitze der parlamentarischen Streitmacht der Kirche in Deutschland, finden ihn durchklärt und durchglüht von der einen großen Idee, die wir entwickelt. Sie war sein Programm, sie ist das Programm Gottes selbst. Deßhalb aber wird Mallinckrodt's Programm die Verfassungsakte der Zukunft werden.

Sein größter Gegner soll, als ihm der Tod des furchtbaren Feindes gemeldet wurde, geäußert haben: „Nun kommt das Rennen zwischen nationaler und ultramontaner Partei zum Stehen. Bisher war das Centrum um die Länge Mallinckrodt's voraus.“ Kanzler, du irrst. Das Centrum war und bleibt dem Liberalismus um die ganze Länge der christlichen Wahrheit, des Rechts und der Freiheit, um die ganze Länge Gottes voraus. Du aber bist zwar „eine mächtige Person, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampfe solcher Gegensätze.“

Ph. Loeffler S. J.

Digitized by Google

Die Papstwahl.

II. Kann der Papst sich selbst einen Nachfolger wählen?

Das Resultat unserer vorigen Untersuchung[1] war der Satz, daß es Sache der Päpste sei, die Wahl ihrer Nachfolger durch Gesetze zu regeln, und zwar so, daß sich ihre gesetzgebende Gewalt auf alle jetzt bestehenden Wahlgesetze ohne Ausnahme erstrecke, und sie demgemäß alle diese Gesetze in Anbetracht neu eintretender Verhältnisse abändern oder auch ganz aufheben und durch neue ersetzen könnten.

Weit schwieriger, als die behandelte, ist die enge sich anschließende Frage, ob der Papst auch selbst seinen Nachfolger bezeichnen könne, so daß die päpstliche Gewalt im Augenblicke seines Todes auf den von ihm Bezeichneten ohne weitere Wahl übergehe.

Es ist klar, daß bei der Erörterung dieser Frage außer anderen katholischen Sätzen auch die Wahrheit vorausgesetzt wird, daß nach göttlicher Anordnung die Verfassung der Kirche eine absolut monarchische ist, und die gesammte Gewalt, welche überhaupt den Vorstehern der Kirche verliehen, sich ihrer ganzen Fülle nach in der Hand des Oberhauptes der Kirche vereinigt. Der akatholische Gelehrte, welchem diese Voraussetzungen fehlen, kann also an die Besprechung unserer Frage nicht herantreten. Er leugnet diese Wahrheiten und seine darum nothwendig nach der negativen Seite gehende Entscheidung hat für uns keinen Werth.

Aber auch von den katholischen Gelehrten, welche von jenen Voraussetzungen ausgehen, haben manche hervorragende Männer unsere Frage verneint; andere, ebenso ausgezeichnete, haben sie dagegen bejaht. Zu jenen gehören beispielsweise die Theologen Cajetan und Gregor von Valentia, sowie die Kanonisten Fagnani und Phillips; zu diesen Victoria, Vasquez, Suarez und die Rechtslehrer Schmalzgrueber und Tarquini[2]; die drei Letztgenannten erkennen indessen nur für außerordent-

[1] Vgl. diese Zeitschrift VI. S. 401.

[2] Card. Cajetani opusc. III. apol. II. cp. 22. Greg. de Val., Theol. T. III. Disp. X. qu. 3, 3. Fagnani, Jus Can. in cp. „Accepimus" X. de pactis (I. 35) n. 16 sqq. Phillips, Kirchenrecht V. S. 729 ff. Victoria, relect. de 2. de potestate papae qu. 2. n. 2 sq. Vasquez, in 3. prtm. S. Thomae tom. III. Disp. 244 cp. 3. n. 26. Suaresii tractatus de fide disp. X.

Digitized by Google

liche Fälle dem Papste jene Befugniß zu, z. B. für die Zeiten großer Bedrängniß der Kirche, in welchen die Wahl nach dem Tode des Papstes voraussichtlich großen Gefahren ausgesetzt wäre.

Wir wollen einige geschichtliche Notizen vorausschicken, sodann die für beide Ansichten aufgestellten Beweise kurz vorführen und an dritter Stelle den Werth dieser Beweisgründe untersuchen.

1. Es ist so ziemlich unbestritten, daß Keiner der Päpste, welche seit dem zweiten Nachfolger Petri die Kirche regiert haben, durch Ernennung seines Vorgängers zur päpstlichen Würde erhoben wurde. Ob dagegen der erste Nachfolger Petri von diesem Apostel ernannt oder erst nach dessen Tode zum Papst erwählt worden sei, ist nicht gewiß. Früher war die Annahme allgemein, daß Petrus selbst seinen ersten Nachfolger bestimmt habe. Auf dieses kaum leise bezweifelte Factum stützten sich nun jene Theologen und Kanonisten, welche dem Papste die Macht, seinen Nachfolger einzusetzen, beilegten, — ein schwer wiegender Beweis für ihre Ansicht; denn was Petrus konnte, können auch die nachfolgenden Päpste, die Erben seiner Macht, und mit Unrecht suchten die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht durch eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung den Beweis ihrer Gegner zu beseitigen, nämlich durch die Behauptung, Petrus sei durch göttliche Inspiration zu jenem Schritte speciell aufgefordert und bevollmächtigt worden.

Nun ist freilich die Hauptquelle, welche es am Klarsten ausspricht, daß Petrus den hl. Clemens zu seinem Nachfolger eingesetzt habe, nämlich der Brief des hl. Clemens von Rom an Jakobus den Jüngern, entschieden unächt, und dieser Überlieferung steht außerdem die wohl verbürgte Nachricht entgegen, daß Clemens nicht der erste, sondern der dritte Nachfolger Petri war. Aber beide Traditionen hat man schon in der ältesten Zeit zu vereinigen versucht[1], und wenn der Brief des hl.

---

sect. 4 n. 14 sqq. Schmalzgrueber, Jus can. II. Tit. 6. n. 91. Tarquini, Juris ecclesiastici publici institutiones, lib. II. cp. I. 5. Finden sich diese Schriftsteller im Folgenden ohne neue Angaben citirt, so sind die hier verzeichneten Stellen gemeint.

[1] Der hl. Epiphanius (Haer. XXVII. n. 6) gibt drei Weisen an, in welchen man sie vereinigen könne; vielleicht habe Clemens aus Rücksicht auf Linus und Kletus sich bis nach dem Tode des Letztern der Verwaltung der Kirche enthalten; vielleicht sei er auch erst von Kletus im Auftrage des Apostels zum Nachfolger ernannt; vielleicht hätten Linus und Kletus zu Lebzeiten des Apostels, während dessen Abwesenheit die Kirche regiert, so daß nach dem Tode Petri unmittelbar Clemens folgte. Die letztere Erklärung adoptirte auch Rufinus und viele Historiker im Laufe

Digitized by Google

Clemens unächt ist, so kann man dieses nicht von den andern Quellen, welche dieselbe Tradition enthalten, behaupten; es möchte auch schwer sein, alle andern, wie das Zeugniß Tertullians[1] auf jene, als auf die Hauptquelle, aus welcher die andern geschöpft, zurückzuführen.

Wenn nun aber die Einen wegen Unsicherheit dieser Tradition nicht ihre Meinung auf dieselbe stützen können, so können die Andern doch auch nicht zuversichtlich die Behauptung aufstellen, daß nie ein Papst seinen Nachfolger selbst bestimmt habe. Beobachtete die Geschichte gänzliches Stillschweigen über die Erhebung des zweiten Papstes, so wäre jene Behauptung offenbar nicht gerechtfertigt, falls nicht schon zuvor die Unmöglichkeit der Einsetzung eines Papstes durch seinen Vorgänger klar gezeigt. Um so weniger aber ist man zur Aufstellung jener Behauptung berechtigt, als alte Traditionen gegen sie sprechen, Traditionen, welche noch lange nicht als vollständig nichtig erwiesen sind.

Eine wichtige Rolle spielt in unserer Frage ein dem sechsten Jahrhundert angehöriges Factum. Bonifaz II. setzte im Jahr 531 in einer Synode den Diakon Vigilius zu seinem Nachfolger ein und stellte hierüber eine von allen Mitgliedern der Synode unterschriebene Urkunde aus. Bald darauf versammelte er aber eine zweite Synode, widerrief die Einsetzung des Vigilius als einen den Satzungen zuwiderlaufenden Akt und verbrannte jene Urkunde[2]. In diesem Widerrufe sehen nun Einige, wie Fagnani, einen unumstößlichen Beweis dafür, daß der Papst seinen Nachfolger nicht selbst bestellen könne. Es gibt nämlich Gelehrte, welche eine Ansicht der Controverse entrückt und gleichsam definirt glauben, wenn der Papst ihr einmal in einem Verwaltungsakte gefolgt ist. Wäre dieses aber der Fall, wäre der Papst in jedem Verwaltungsakte unfehlbar, so folgte aus dem oben erzählten Ereignisse gerade das Gegentheil; denn die Ernennung des Vigilius setzt doch im ernennenden Papste die Ansicht voraus, daß er zur Ernen-

---

der Jahrhunderte. So noch Hefele im K.-Lex. II. 582. Vgl. indessen Schrödl, Geschichte der Päpste und der römischen Kirche in der Urzeit des Christenthums. Seite 61.

[1] De praescr. c. 32. Tillemont (Mémoires II. Clem. art. 1) bemerkt, es sei unklar, ob Tertullian sagen wollte, Clemens sei zum Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Rom bestimmt, oder, er sei zum Zwecke apostolischer Thätigkeit außerhalb Roms von dem Apostel geweiht worden. Der Zusammenhang der Stelle scheint aber die letztere Auffassung der Worte Tertullians durchaus auszuschließen.

[2] Anastasius bibliothecarius, vita Bonifacii.

Digitized by Google

nung seines Nachfolgers befugt war, und diese durch eine päpstliche Amtshandlung ausgesprochene Ansicht würde natürlich ewig die richtige geblieben sein, auch nach der Revocation der Ernennung.

Aber man kann auch nicht einmal behaupten, daß der Papst sich bei der Revocation durch die Ansicht leiten ließ, er habe durch Einsetzung eines Nachfolgers seine Machtvollkommenheiten überschritten. Im Gegentheile führt er als Grund die Verletzung der kanonischen Satzungen an. Im kanonischen Rechte ist es nämlich den Bischöfen strengstens verboten, sich selbst einen Nachfolger zu bestimmen, und wenn auch der Papst als höchster Gesetzgeber über dem Gesetze steht, so darf er doch, so lange es existirt, weder sich selbst, noch einem Andern, ohne wichtige Gründe, eine Ausnahme gestatten. Wir dürfen nun wohl aus Rücksicht auf den Papst annehmen, daß ihm bei der Einsetzung des Vigilius genügende Gründe, etwa zu befürchtende Eingriffe der Ostgothenkönige bei der nächsten Papstwahl, eine Abweichung vom allgemeinen Rechte zu gestatten schienen, und wir zweifeln nicht, daß der ihm sicherlich nahestehende ehrgeizige Vigilius, welcher später mit Hilfe des oströmischen Hofes den Papst Silverius verdrängte, die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes zu beweisen verstand. Als aber der Schritt gethan, mochte die Unzufriedenheit des wahlberechtigten Klerus, der Zorn des arianischen Königs[1] und obendrein der zweifelhafte Charakter des für die höchste Würde bestimmten Vigilius den Papst eines Bessern belehren und ihm zeigen, daß er das Wohl der Kirche, welches ihn allein zu jenem Schritte berechtigen konnte, nicht nur nicht gefördert, sondern den Gefahren eines Schisma's ausgesetzt.

Das Gesetz, daß erst nach dem Tode des Papstes der Nachfolger zu wählen sei, stand zu den Zeiten Bonifazius' II., wie noch heutzutage, in Kraft. Dieses wird durch den besprochenen Vorgang bewiesen. Die Frage aber, ob dieses Gesetz nicht wegen neuer sich fixirender Verhältnisse verändert oder wenigstens ausnahmsweise wegen vorübergehender Veränderungen suspendirt werden könne, wird durch jenes Factum nicht entschieden.

Auch die übrigen geschichtlichen Thatsachen, welche für die eine oder die andere Meinung angeführt werden, haben keine Beweiskraft. So zählen z. B. Diejenigen, welche dem Papste das in Frage stehende Recht zu-

[1] Reum se confessus est majestatis. Anastasius l. c. cf. Baron. ad annum 531. n. 2.

Digitized by Google

erkennen, eine ganze Reihe von Beispielen auf, in denen die Päpste den Cardinälen den von ihnen gewünschten Nachfolger anempfahlen. Es ist aber klar, daß eine Empfehlung und eine Ernennung verschiedene Dinge sind. Ebenso wenig wird die entgegengesetzte Ansicht durch das Factum bewiesen, daß Paul III. die Zumuthung des Cardinals von Pisa, er solle sich einen Nachfolger bestellen, zurückwies. Wenn endlich Pius IV., vom Alter gebeugt, sich nicht einen Coadjutor cum jure successionis ernennen wollte und dazu erklärte, er halte die Ansicht, daß der Papst sich einen Nachfolger ernennen könne, für falsch, so ist dieses für diese Ansicht insoferne von Bedeutung, als die Auctorität jenes Papstes für sie in die Wagschale fällt. Aber diese Auctorität ist die eines doctor privatus, welcher man die Auctorität anderer zu seiner Zeit und später lebender Gelehrten entgegenstellen kann; er hat die Frage unentschieden gelassen und wir dürfen die Gründe für und gegen erwägen und frei jene Ansicht wählen, welche uns die beste zu sein scheint.

2. Außer dem Hinweis auf die oben besprochene Einsetzung des zweiten Papstes durch Petrus erinnern die Vertreter der Ansicht, daß der Papst seinen Nachfolger einsetzen könne, an das bekannte Dekret des Papstes Symmachus, nach welchem, falls ein Papst durch plötzlichen Tod verhindert werde, über die Wahl seines Nachfolgers eine Entscheidung zu treffen [1], die Majorität der Wähler den Nachfolger bestimmen solle.

Zum Ausgangspunkte ihres Hauptbeweises aber nehmen sie die auch von den Gegnern nicht bestrittene Wahrheit, daß die Pflicht, für einen würdigen und seiner hohen Aufgabe gewachsenen Nachfolger zu sorgen, zu den Amtspflichten des Papstes gehöre. Christus wollte, so sagen sie in Übereinstimmung mit ihren Gegnern, daß die päpstliche Gewalt in der Kirche bis zum Ende der Zeiten verbleibe; er hat aber die Personen nicht bestimmt, welche nacheinander die Träger jener Gewalt sein sollen; der Stifter der Kirche überließ es also der Kirche selbst, für die geeignete Besetzung ihres höchsten Hirtensitzes Sorge zu tragen, und diese Sorge übertrug er zunächst demjenigen, welchem er überhaupt die Sorge für die Gesammtkirche anvertraut hat, dem Oberhaupte derselben.

---

[1] Si transitus papae inopinatus evenerit, ut de sui electione successoris non possit antea decernere. C. 4. Si transitus 10. D. 79.

Digitized by Google

Soweit gehen beide Parteien gemeinsam. Nun aber trennen sie sich in der Beantwortung der Frage: In welcher Weise soll sich denn der Papst seiner Aufgabe entledigen, welchen Weg hat er einzuschlagen, um der Kirche einen würdigen Träger der Kirche zu sichern? Die Einen sagen: Christus wollte, daß der Träger der höchsten Gewalt erst nach Erledigung des apostolischen Stuhles bestimmt werde, und dem Papste bleibt zur Erfüllung seiner Pflicht kein anderes Mittel, als die Einsetzung eines geeigneten Wahlcollegiums und der Erlaß zweckdienlicher Gesetze zur Regelung des Wahlakts. Nach den andern steht dem Papste aber auch der zweite Weg zur Erfüllung seiner Pflicht offen, nämlich die Einsetzung des Nachfolgers selbst. Beweis ist, weil Christus ihm jene Pflicht auferlegt hat, ohne über die Mittel, deren er sich zu ihrer Erfüllung bedienen solle, Etwas zu bestimmen. Dem Papste steht also die Wahl zwischen den geeigneten und an sich nicht unerlaubten Mitteln frei. Zu diesen aber gehört die Einsetzung des Nachfolgers selbst. So Victoria; und Suarez sieht in dieser Ausführung einen triftigen Beweis für den Satz, daß der Papst, wenigstens ausnahmsweise, aus wichtigen Gründen seinen Nachfolger einsetzen dürfe, während er ihm diese Befugniß für gewöhnliche Verhältnisse wegen der großen Gefahren, welche aus der beständigen Einsetzung der Päpste durch ihre Vorgänger für die Kirche erwachsen würden, nicht zugestehen will.

Um seinen Beweis zu verstärken, erinnert dagegen Victoria an den Nutzen, welcher der Kirche aus dieser zweiten Art der Besetzung des römischen Stuhles erwachsen würde, weil nämlich nie eine Sedisvacanz einträte und es mit den bei der Papstwahl zuweilen entstehenden Schismen, den Umtrieben ehrgeiziger Candidaten und Wähler und andern Übeln ein Ende hätte.

Ferner erinnert man auch daran, daß ebenfalls ein Bischof mit Erlaubniß des Papstes seinen Nachfolger einsetzen könne, wie der hl. Bonifaz hierzu vom Papste Zacharias bevollmächtigt worden sei, daß sich somit der Papst dieses auch selbst erlauben könne. Der Papst ist es ja auch, sagen sie, welcher die Wähler bestimmt. Er könnte einen Einzigen, etwa den Bischof von Ostia, beauftragen, nach seinem Tode den Mann zu bezeichnen, welcher die Leitung der Kirche übernehme. Warum dürfte er nicht selbst zum Voraus diesen Mann bezeichnen?

Bis hierher hätten wir die Vertheidiger der Ansicht, daß in gewissen Fällen der Papst seinen Nachfolger ernennen könne, ihre Gründe

Digitized by Google

entwickeln lassen; hören wir nun auch die Gründe der Gegner. Diese erinnern natürlich vor Allem an das Alter der jetzt bestehenden Art der Besetzung des römischen Stuhles und berufen sich darauf, daß nie ein Papst von seinem Vorgänger durch Ernennung zu seiner Würde erhoben worden.

Sodann bemühen sie sich darzuthun, daß sowohl das positive göttliche Gesetz, als auch das Naturgesetz diese Art der Besetzung des römischen Stuhles ausschließe, ja, daß ein solcher Akt der Besetzung in sich schlechthin unmöglich sei.

Gott selbst hat, sagt Fagnani, im alten Testamente Moses zum Führer des Volkes berufen. Auch im neuen Testamente reservirt er sich das Recht der Berufung des höchsten Hirten der Kirche, womit der Ausspruch des Papstes Anaklet übereinstimmt: „Die Wahl der höchsten Priester hat Gott sich vorbehalten."

In der That hat Petrus nur die Gewalt empfangen, die Heerde Christi zu weiden, mithin nicht, einen Nachfolger zu bestimmen, da die Heerde weiden und einen Nachfolger bestimmen, verschiedene Dinge sind.

Das Naturgesetz verbietet die Bestellung eines Nachfolgers durch den Papst, weil, falls auf diesem Wege der römische Stuhl besetzt würde, der verderblichste Nepotismus die Kirche bedrohen, und in Folge der Unzufriedenheit, mit welcher das Cardinalcollegium sich seines uralten Wahlrechtes beraubt sähe, leicht ein Schisma entstehen könnte.

Die Einsetzung eines Nachfolgers durch den Papst sei endlich in sich unmöglich, weil sie ein Amt für eine Zeit verleihe, in welcher der Papst nicht mehr Papst sei, nämlich für die Zeit nach seinem Tode. Sie habe demgemäß keine Gültigkeit. Denn wie der Papst, seiner Macht entkleidet, keine gültige Amtshandlung mehr vornehmen könne, so könne er auch im Besitze seiner Macht keine gültige Amtshandlung vornehmen, die ihre Wirkung zu einer Zeit haben soll, in welcher er nicht mehr Papst ist.

Als das argumentum acutissimi Cajetani fügt endlich Fagnani auch noch das bekannte sonderbarerweise in viele Werke übergangene Sophisma hinzu: Der Wahlakt, welcher einen Papst creirt, schafft gleichsam einen Papst. Der Akt aber, welchen der Papst erst schafft, kann nicht vom Papste vollzogen werden, da er dann ja den Papst schon voraussetzte.

3. Der zuletzt besprochenen Ansicht hat das Alter der jetzt bei Be-

Digitized by Google

setzung des römischen Stuhles üblichen Wahl die meisten Freunde verschafft. Sollte der Papst umstoßen können, was von den ersten Anfängen der Kirche an bestand? Sollte er das Recht besitzen, einen Akt vorzunehmen, den sich kein Einziger in der ganzen langen Reihe der Päpste gestattete?

Wir erinnern indessen vorerst daran, daß die Behauptung, nie sei ein Papst durch Ernennung seines Vorgängers auf den Thron erhoben worden, etwas gewagt ist, wie wir oben gesehen. Aber selbst angenommen, daß es niemals geschehen, würde dieses Factum unsere Frage keineswegs entscheiden. Man könnte dasselbe in einer zweifachen Weise zur Erhärtung des Satzes, daß der Papst seinen Nachfolger nicht selbst bestimmen kann, benützen und erstens sagen: Niemals hat ein Papst jenes Recht geübt, und aus diesem Grunde darf auch in Zukunft Keiner es üben; oder zweitens: Niemals hat ein Papst jenes Recht geübt, und das ist ein Zeichen, daß der Papst dieses Recht nicht besitzt.

Aber der erste dieser beiden Beweise wäre offenbar nichtig. Denn wenn Christus einmal dem Papste die Vollmacht gegeben, nach freiem Ermessen entweder in dieser oder in jener Weise für einen geeigneten Nachfolger zu sorgen, so bleibt diese Vollmacht bis zum Ende der Zeiten mit der päpstlichen Gewalt überhaupt als ein wesentlicher Theil derselben; und wie überhaupt keine Macht der Welt die päpstliche von Christus verliehene Gewalt zu beschränken vermag, so würde auch die beständig von den Päpsten geübte Praxis, in der einen Weise für einen tüchtigen Nachfolger zu sorgen, das Recht, zwischen beiden Weisen zu wählen, nicht vernichtet haben. Freilich kann das alte Herkommen Grund sein, das Recht nicht zu üben; die Achtung vor altehrwürdigen Traditionen und die Gefahr, Anstoß zu erregen, wären ja hinlängliche Gründe hiefür — ähnliche Umstände können die Ausübung eines Rechtes ja selbst zur Sünde machen —; aber das alte Herkommen vernichtet nicht das Recht.

Ebenso ist der zweite Beweis von geringer Bedeutung. Denn auch in der Voraussetzung, daß der Papst selbst seinen Nachfolger einsetzen kann, läßt es sich erklären, warum es nie ein Papst gethan; mithin ist dieß kein Zeichen, daß er es nicht könne. Wenn nämlich Petrus selbst, wie sein Schüler, der hl. Clemens von Rom, anzudeuten scheint[1], die

[1] I. Cor. 44.

Digitized by Google

nach dem Tode eines Papſtes vorzunehmende Wahl angeordnet hat, ſo werden ſich natürlich ſeine Nachfolger gehütet haben, die Anordnung des Apoſtels anzutaſten, obgleich ſie, als ſeine Nachfolger und im vollſtändigen Beſitze derſelben Macht, dieſelbe abändern konnten. Für die ſpätern Päpſte war aber ein Abweichen von der apoſtoliſchen Regel um ſo weniger zu erwarten, als dieſelbe durch ihr Alter ehrwürdig geworden war und im Volke tiefe Wurzeln geſchlagen hatte. Dazu kommt, daß die übliche Beſetzung des römiſchen Stuhles durch eine nach der Erledigung vorzunehmende Wahl offenbar die natürlichſte iſt und in Anbetracht der Verhältniſſe, welche die Kirche von ihrer Stiftung an durchgelebt hat, ſtets die beſte war. Nun kann freilich der Geſetzgeber von zwei Anordnungen, zwiſchen denen er zu wählen hat, giltig die minder gute treffen; aber vor Gott iſt er verpflichtet, ſich für die beſſere zu entſcheiden, und vor Allem darf er die beſſere Anordnung, welche er ſchon vorfindet, nicht aus dem Wege räumen, um eine ſchlechtere an ihre Stelle zu ſetzen. Wie könnte es alſo Wunder nehmen, daß es nie den Päpſten in den Sinn gekommen, die jetzt beſtehende Art der Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl durch die andere, jedenfalls minder gute zu verdrängen? Wenn ſie es auch konnten, ſo durften ſie es nicht, und es hängt von der Geſtaltung der Verhältniſſe ab, ob ſie ſich dieſer Macht in Zukunft bedienen dürfen.

Das Alter der jetzt üblichen Praxis beweist alſo nicht, daß eine Abänderung derſelben der höchſten Gewalt in der Kirche unmöglich ſei. Dagegen ſcheint uns mit Suarez der Hauptbeweis für die entgegengeſetzte Anſicht entſchieden darzuthun, daß der Papſt die Macht hat, wenigſtens in Ausnahmefällen ſeinen Nachfolger zu beſtimmen, z. B. dann, wenn in ſtürmiſchen Zeiten nach ſeinem Tode die Wahl vorausſichtlich gewaltſam verhindert würde und gerade die ſchlimmen Zeitverhältniſſe die baldige Beſetzung des römiſchen Stuhles zur dringenden Nothwendigkeit machten. Wir wollen jenen Beweis zugleich mit der Kritik der Gegengründe klar vorzulegen ſuchen und dann zum Schluſſe einige Worte über die Frage hinzufügen, ob der Papſt mit vollſtändiger Beſeitigung der jetzt üblichen Wahlweiſe die Beſetzung des römiſchen Stuhls durch Ernennung als die gewöhnliche in die Kirche einführen kann.

Verſetzen wir uns in die Lage des erſten Papſtes. Er iſt von Chriſtus mit der Leitung der Geſammtkirche und darum mit der Sorge für die zukünftige geeignete Beſetzung des römiſchen Stuhles betraut.

Digitized by Google

Petrus wird also vielleicht vor seinem Hingange die Gemeinde um sich vereinigen und ihnen an's Herz legen, einmüthig und gewissenhaft in der von ihm vorgezeichneten Weise seinen Nachfolger zu erwählen. Vielleicht beauftragt er nur einen Theil der Gläubigen, etwa den Klerus, mit der Wahl. Kann er aber auch vermöge des von Christus erhaltenen Auftrages, in möglichst guter Weise für einen Nachfolger zu sorgen, aus der Zahl der ihm wohlbekannten Priester den besten auswählen und ihn vor seinem Hingange zum Martyrium dem Volke als seinen zukünftigen Hirten vorstellen, wie er auf seinen apostolischen Reisen den neugestifteten Gemeinden beim Abschiede ihren Bischof zu geben pflegte? Zweifelsohne kann er dieses, wenn nur erstens eine solche Ernennung eines Nachfolgers in sich nicht unmöglich, und wenn sie zweitens weder durch das Naturgesetz, noch durch ein positives Verbot Christi ausgeschlossen ist.

Die Gewalt des ersten Papstes besitzt jeder seiner Nachfolger. Freilich, haben die Vorgänger schon Anordnungen hinsichtlich der Besetzung des römischen Stuhles getroffen, so bleiben diese bestehen, so lange neue Zeitverhältnisse keine Änderung nothwendig machen. Haben sich aber die Zeiten geändert, so ist es die Pflicht des regierenden Papstes, den aus den neuen Verhältnissen für die Papstwahl erwachsenden Gefahren durch Änderung des Wahlmodus und Anordnung geeigneter Maßregeln zu begegnen, und wenn in höchst stürmischer Zeit der Wahl, in welcher Weise immer sie vorgenommen wird, nach seinem Tode große Gefahren drohen, wenn nicht mehr durch Substitution des einen Wahlmodus an die Stelle des andern, wohl aber dadurch den Gefahren begegnet werden kann, daß der Papst selbst seinen Nachfolger zum Voraus bestimmt, so tritt die Frage an ihn heran: kann und soll er sich dieses Weges zur Erfüllung seiner Hirtenpflicht bedienen? Wir antworten, wie oben: er kann es, falls eine solche Ernennung eines Nachfolgers erstens in sich nicht unmöglich und zweitens weder durch das Naturgesetz noch durch ein positives Verbot Christi nachweisbar ausgeschlossen ist. Wir sagen, wenn dieser Weg nicht nachweisbar ausgeschlossen ist. Denn wenn Gott einen Auftrag gibt, ist vorauszusetzen, daß er die Anwendung eines jeden an sich erlaubten und zur Erfüllung des Auftrages geeigneten Mittels billigt, und daß er, falls er von diesen Mitteln eines ausschließen will, diesen seinen Willen zur Kenntniß bringe. Oder sollen sich die Päpste bei Erfüllung ihrer von Gott auferlegten Pflichten geeigneter Maßregeln enthalten wegen der einfachen,

Digitized by Google

durch keine Gründe unterstützten, Muthmaßung, vielleicht habe Gott diese oder jene Maßregel ausschließen wollen? Dann haben die Päpste Nikolaus II. und Alexander III. wie zahlreiche andere Päpste bei ähnlichen Anordnungen nicht recht gehandelt, daß sie dem Volke den Antheil an der Papstwahl nahmen und sie zur ausschließlichen Sache des Cardinalscollegiums machten, denn vielleicht — so konnte ihnen Jemand einwerfen — vielleicht ist es Gottes Wille, daß die Papstwahl unter Betheiligung des ganzen Volkes, wie es früher üblich war, nicht aber ausschließlich von einigen fünfzig Auserlesenen aus dem Klerus vorgenommen werde.

Nur dann also können wir sagen, daß dem Papste in keinem Falle die Befugniß zusteht, seinen Nachfolger zu ernennen, wenn nachgewiesen werden kann, daß diese Art der Besetzung des Stuhles Petri in sich unmöglich oder durch den Willen Gottes ausgeschlossen ist. Die Vertreter jener Ansicht glauben nun diesen Nachweis in den oben verzeichneten Beweisen geliefert zu haben. Was ist denn nun aber von jenen Beweisen Fagnani's und seiner Gesinnungsgenossen zu halten?

Findet sich zunächst wirklich in den Offenbarungsquellen irgend ein Anhaltspunct für die Behauptung, daß Gott durch ein positives Gesetz dem Papst die Ernennung eines Nachfolgers verboten habe? Wir glauben nicht. Aus dem von Fagnani angeführten alttestamentlichen Factum, daß Moses durch Gott selbst berufen wurde, folgt offenbar Nichts. Der Ausspruch Anaklet's aber ist nicht richtig herübergenommen; es heißt nämlich in jenem Briefe nicht: die Wahl (electionem), sondern die Absetzung (ejectionem) der höchsten Priester hat Gott sich vorbehalten [1] und obendrein ist der Brief unächt [2]. Wäre er aber auch ächt und fände sich jene Stelle in ihm so, wie sie von Fagnani mitgetheilt wird, so dürften wir sie nicht in seiner Weise erklären. Insoferne hat sich Gott freilich selbst die Erhebung zur höchsten Würde in der Kirche vorbehalten, als er selbst unmittelbar die Macht verleiht, nicht in der Weise, daß er selbst auch die Personen bezeichnete. Ist die Bezeichnung der Person einzig und allein Gottes Sache, wie kann denn Fagnani den Cardinälen das Wahlrecht zugestehen? Diesen Einwurf macht er sich selbst, ohne ihn genügend zu widerlegen.

---

[1] C. Ejectionem 11. D. 79. cf. Mansi, I. Col. 610.

[2] Jaffé, Regesta p. 917.

Digitized by Google

Die Cardinäle, sagt er, sind nur Werkzeuge in der Hand Gottes. So wäre es ja auch der ernennende Papst.

Schwerer scheint auf den ersten Anblick die Bemerkung Fagnani's zu wiegen, daß Petrus und seine Nachfolger von Gott nur die Gewalt empfingen, die Heerde Christi zu weiden, mithin nicht, einen Nachfolger zu bestimmen, da die Heerde weiden und einen Nachfolger bestimmen, verschiedene Dinge seien. Wir müssen zugeben, daß die ganze Gewalt des Papstes mit den Worten verliehen wurde: „Weide meine Lämmer." Ist in diesen Worten nicht die Gewalt verliehen, den Nachfolger zu bestimmen, so ist sie überhaupt den Päpsten gar nicht verliehen. Aber in eben diesen Worten machte es ihnen Christus nicht nur zur Pflicht, die Kirche so zu leiten, daß dieselbe zu ihren Lebzeiten den Menschen ihre Segnungen spende, sondern übertrug er ihnen auch die Sorge dafür, daß ihr Amt auf einen würdigen Nachfolger übergehe. Denn irgend Jemanden muß doch diese Sorge anvertraut sein. Welchem Andern aber ist sie anvertraut als Demjenigen, welchem Christus in jenen Worten das höchste Hirtenamt übertragen hat? Läugnet ja auch Fagnani nicht, daß zu der in jenen Worten übertragenen Hirtenpflicht auch die Pflicht gehört, dafür Sorge zu tragen, daß ihr Amt auf einen würdigen Nachfolger übergehe. Wo hat aber Christus gesagt, daß er sich dieser Pflicht nur durch die Bestellung von Wählern und durch Anordnung zweckmäßiger Wahlgesetze entledigen dürfe, und wo hat er den andern Weg, die unmittelbare Bestellung eines Nachfolgers, ausgeschlossen? Ein positiver Ausspruch Christi liegt nicht vor; ebenso wenig ist dieser zweite Weg aber auch durch das Naturgesetz ausgeschlossen.

Es liegt in der Natur der Sache, sagt Fagnani, daß die Besetzung des Stuhles Petri durch Ernennung des Papstes selbst den verderblichsten Nepotismus über die Kirche heraufbeschwören würde.

Wollten wir die Behauptung hier vertheidigen, die Bestimmung des nächstfolgenden Papstes durch seinen Vorgänger könne als die gewöhnliche Art, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, von dem Papste eingeführt werden, etwa durch ein Gesetz, so könnte man uns mit Recht den Einwurf Fagnani's entgegenhalten und wir geben sogar mit Suarez zu, daß ein zu diesem Zwecke erlassenes Gesetz, weil seiner Natur nach der kirchlichen Gesellschaft nachtheilig, keine verpflichtende Kraft habe und null und nichtig sei. Da wir aber dem Papste nur die Gewalt beilegen, ausnahmsweise in den äußersten Nothfällen die bestehende Wahlordnung zu suspendiren und selbst seinen

Digitized by Google

Nachfolger zu bestimmen, trifft uns jener Einwurf nicht. Zur rechten Zeit angewandt, ist jene Gewalt nicht nur nicht verderbenbringend, sondern höchst segensreich für die Kirche. Sie aber etwa dem Papste absprechen, weil er sie einmal ohne Noth gebrauchen oder gar zum Verderben der Kirche mißbrauchen kann, geht doch nicht; denn wohin würden wir kommen, wenn wir dem Prinzipe huldigten, daß eine Gewalt, welche dem Mißbrauch zugänglich ist, keine Gewalt sei?

Was endlich Fagnani über die aus der Unzufriedenheit der Cardinäle erwachsenden Gefahren sagt, ist ohne alle Bedeutung. Es ist ja eine solche Lage der Verhältnisse denkbar, in welcher die Cardinäle Nichts sehnlicher wünschen, als des Conclaves überhoben zu werden. Hat aber der Papst, welcher es seiner Hirtenpflicht schuldig zu sein glaubt, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen, bei den Cardinälen Widerstand zu erwarten, so ist es seine Sache, zu urtheilen, ob trotz dieses Widerstandes die Abweichung von der gewöhnlichen Art der Besetzung des römischen Stuhles opportun sei, ob die daraus zu erwartenden Vortheile die aus dem Widerstande erwachsenden Nachtheile überwiegen oder nicht. Wenn jenes, so geht er unbekümmert um den unberechtigten Widerstand in der Erfüllung seiner Hirtenpflichten geraden Weges voran.

Der Akt der Einsetzung eines Nachfolgers ist endlich auch nicht in sich unmöglich.

Dieser Akt, so sagt man freilich, vorgenommen zu einer Zeit, in welcher der Papst im Besitze seiner Amtsgewalt ist, kann seine Wirkung natürlich erst nach dem Tode des Papstes haben, also erst dann, wenn der Papst seiner Macht schon entkleidet ist. Indessen beruht dieser Einwurf nur auf einer unrichtigen Auffassung der Handlung, durch welche sich Jemand einen Nachfolger bezeichnet. Zur Erläuterung erinnern wir an die Bemerkung, welche wir an die Spitze unseres vorhergehenden Aufsatzes gestellt haben, daß nämlich die Wähler nicht selbst die päpstliche Gewalt übertragen, sondern nur die Person bezeichnen, auf welche Gott die höchste kirchliche Gewalt überträgt. Dasselbe gilt auch vom Papste, wenn er selbst seinen Nachfolger bezeichnet. Er ersieht sich nicht etwa einen Stellvertreter, welcher von ihm bevollmächtigt in seinem Namen die Kirche regiert. Denn der Papst tritt bei seinem Tode vom Schauplatze der streitenden Kirche völlig zurück, und sein Nachfolger überkommt seine volle Gewalt und ist ebenso unmittelbar der Stellvertreter Jesu Christi, wie sein Vorgänger, wie Petrus. Nichtsdestoweniger reicht in etwa der Einfluß des Papstes

Digitized by Google

über seinen Tod hinaus, in sofern nämlich, als er für die geeignete Besetzung des Stuhles Petri nach seinem Tode zum Voraus Sorge tragen und zu dem Zwecke seine Maßregeln treffen muß. Er kann Wähler aufstellen, welche nach seinem Tode seinen Nachfolger bezeichnen. Aber welcher Widerspruch liegt darin, daß er ihn selbst unmittelbar bezeichne? Weil dann seine Macht erloschen sein wird, wenn der Bezeichnete sein Amt antreten soll? Wäre denn aber eine Staatsform unmöglich, welche so die Mitte zwischen einer erblichen Monarchie und einer Wahlmonarchie einnähme, daß der Fürst jedesmal seinen Nachfolger etwa aus den Reichsgroßen oder seinen Söhnen bestimmte? Wir sehen keinen Grund hiefür und finden diese Form wirklich in der Geschichte vor. Bis zum Jahre 1797, in welchem Kaiser Paul ein neues Thronfolgegesetz gab, bestand in Rußland das Gesetz Peter des Großen, nach welchem jeder Kaiser seinen Nachfolger aus den Gliedern der kaiserlichen Familie ohne Rücksicht auf Erstgeburt ernannte. Die Krone kam natürlich erst an den Ernannten nach dem Tode des Ernennenden, also nachdem dessen Macht erloschen. War denn deßhalb die Ernennung vielleicht ungiltig und wurde der Ernannte nicht wirklich durch sie der Beherrscher aller Reußen?

Es ist nun aber ferner eine von Niemand bezweifelte Wahrheit, daß auch ein Bischof mit Bewilligung des Papstes seinen Nachfolger bestimmen kann, wie der hl. Bonifacius hierzu vom Papste Zacharias bevollmächtigt wurde. Manche Vertreter unserer Ansicht haben dieses Factum einfachhin als einen Beweis für dieselbe aufgestellt: wenn die Bischöfe sich ihre Nachfolger bestellen können, sagen sie, warum nicht auch der Papst? Wir möchten demselben jedoch keine so weittragende Bedeutung beimessen, glauben aber wohl durch dasselbe den Einwurf, welcher uns gegenwärtig beschäftigt, auf's Vollständigste zu entkräften. Denn wenn der Bischof die Person bezeichnen kann, welche einstens, wenn er selbst seiner Macht entkleidet ist, an seine Stelle treten soll, so ist das Prinzip, auf welches sich der Beweis unserer Gegner stützt, daß nämlich die Wahl eines Nachfolgers deßhalb ungiltig ist, weil sie sich auf eine Zeit bezieht, in welcher der Wählende nicht mehr im Besitze seiner Amtsgewalt ist, so ist dieses Prinzip offenbar ein unrichtiges. Wir schließen vielmehr: der Bischof kann die Person bezeichnen, auf welche nach seinem Tode Gott die bischöfliche Gewalt überträgt; mithin liegt wenigstens kein Widerspruch darin, daß der Papst die Person bezeichne, auf welche nach seinem Tode Gott die päpstliche Gewalt übertrage.

Digitized by Go

Der von Fagnani endlich als das argumentum acutissimi Cajetani angepriesene Beweis ist ein offenbares Sophisma. Der Akt der Bestellung, welcher einen Papst gleichsam schafft, setzt freilich auch einen Papst voraus. Der dem Akte vorausgesetzte Papst ist aber ein anderer, als der durch den Akt auf den Stuhl Petri erhobene Papst. Der eine Papst vollzieht den Einsetzungsakt, in Folge dessen der andere, wenn der erstere abberufen wird, von Gott die päpstliche Gewalt empfängt. Indessen müssen wir zur Ehrenrettung Cajetans hinzufügen, daß der Beweis, wie er sich bei ihm selbst in einer freilich sehr dunkeln und hypergelehrten Form vorfindet, nicht so offen seine Unhaltbarkeit an der Stirne trägt und vielleicht ganz anders aufgefaßt werden muß, als Fagnani es gethan. Vielleicht geht Cajetan von der Voraussetzung aus, daß eine vorgenommene Amtshandlung und somit auch eine päpstliche Ernennung sofort ihre Wirkung haben müsse. Wäre dieses richtig, so ließe sich hieraus wohl ein Beweis für seine Ansicht herleiten, in sofern es nicht zwei Päpste zugleich geben kann. Aber jene Voraussetzung ist unrichtig. Ihre physische Wirkung bringt eine Handlung unmittelbar hervor, sobald sie eintritt, aber nicht nothwendig ihre juridische oder moralische. So kann ein Gesetzgeber jetzt ein Gesetz erlassen, welches erst nach Jahren in Kraft tritt. Auch dadurch scheint ferner Cajetan mit sich selbst in Widerspruch zu stehen, daß er einerseits annimmt, Petrus habe seinen Nachfolger selbst eingesetzt[1], und dennoch andererseits die Unmöglichkeit eines solchen Aktes a priori beweisen will. Findet sich in der Annahme eines solchen Aktes der Widerspruch, welchen er in ihm zu entdecken glaubt, so war jene Ernennung auch für Petrus ein Ding der Unmöglichkeit.

Kein einziger der von Fagnani und seinen Gesinnungsgenossen beigebrachten Gründe scheint also die Probe zu bestehen. Wenn aber Gelehrte, wie Fagnani, trotz ihrer umfassenden Kenntnisse und trotz des großen Interesses, mit welchem sie unsere Frage behandeln, keinen einzigen probehaltigen Beweis für ihre Ansicht aufzustellen vermochten, so läßt sich wohl annehmen, daß überhaupt der Nachweis nicht geliefert werden kann, der Papst könne nicht in schlimmen Zeitverhältnissen, in welchen nach seinem Tode die Wahl voraussichtlich verhindert würde, der Kirche durch unmittelbare Ernennung eines Nachfolgers zu Hilfe kommen.

4. Es erübrigt uns noch die Erörterung der Frage, ob der Papst

[1] De auctoritate papae et conc. c. 6.

Digitized by Google

nicht nur in Ausnahmsfällen einen Nachfolger selbst bestimmen, sondern auch mit gänzlicher Beseitigung des jetzigen Wahlgesetzes die Bestimmung des Nachfolgers durch den jeweiligen Papst als die gewöhnliche Art der Besetzung des römischen Stuhles einführen kann.

Unter den im Vorhergehenden widerlegten Einwänden gibt es einen, welcher in der That für die Verneinung dieser Frage schwer in die Wagschale fällt. Eine einmalige ausnahmsweise stattfindende Besetzung des römischen Stuhles durch den Papst selbst mag ohne Nachtheil, ja ersprießlich für die Kirche sein; gilt aber dasselbe von der stets wiederkehrenden Besetzung durch den Papst selbst? Suarez sieht in derselben, wie schon bemerkt, eine so große Gefahr für die Kirche, daß er ein Gesetz, welches dieselbe vorschriebe, für ungiltig und nicht bindend hält.

Wir halten es für gewiß, daß ein Gesetz, welches seiner Natur nach zum Ruin eben der Gesellschaft führt, zu deren Besten es erlassen ist, keine bindende Kraft besitzt. Ob nun das in Rede stehende Gesetz seiner Natur nach so unheilschwanger wäre, daß nicht etwa der Mißbrauch, sondern überhaupt einfachhin die Handhabung desselben den Verfall der Kirche fördert [1], und demselben keine Giltigkeit beizulegen wäre, wollen wir hier nicht untersuchen, weil uns schon aus einem andern Grunde ein solches Gesetz ein Unding zu sein scheint. Durch dasselbe würde nämlich der Papst sich selbst und seinen Nachfolgern eine Vorschrift geben. Nun kann freilich ein Gesetzgeber sich und seine Nachfolger in gewissem Sinne binden, wenn er für die ganze Communität, deren Oberer er ist, ein Gesetz erläßt, da er selbst ein Glied der Communität ist und Gott will, daß das für die ganze Communität erlassene Gesetz von einem jeden Gliede derselben beobachtet werde [2]. Aber für sich selbst und seine Nachfolger allein kann der Gesetzgeber keine Vorschrift und kein Gesetz erlassen; denn Vorschriften und Befehle kann Jemand nur seinen Unterthanen geben. Der Gesetzgeber ist aber weder selbst sein Unterthan, noch sind es seine Nachfolger.

Der Papst wäre also höchstens dazu im Stande, das jetzt bestehende

---

[1] Daß ein solches Gesetz weniger gut wäre als das jetzige Wahlgesetz, macht es nicht ungiltig. Zur Giltigkeit eines Gesetzes ist es nicht erforderlich, daß es unter allen möglichen Gesetzen das beste sei. Das Erbgesetz, nach welchem die Kinder den elterlichen Grundbesitz unter sich gleichmäßig vertheilen, ist zum wenigsten bei weitem nicht das beste unter allen erdenklichen Erbgesetzen. Ist es deßhalb dort, wo es durch den Code Napoleon eingeführt wurde, ungiltig?

[2] Suar. de leg. III. cp. 25. n. 11.

Digitized by Google

Wahlgesetz aufzuheben und, ohne etwas Neues anzuordnen, die Zukunft seinen Nachfolgern zu überlassen. Ist er denn hierzu befugt? Befugt keineswegs. Die Abrogation des jetzt bestehenden Gesetzes, demgemäß der Papst nach Erledigung des Sitzes vermittelst Wahl auf den Stuhl Petri erhoben wird, wäre zweifelsohne unerlaubt und sündhaft. Denn der Gesetzgeber darf nicht nach Belieben ohne Grund Gesetze aufheben, welche im Volke Wurzel geschlagen und sich durch die Erfahrung als gut bewährt haben [1]. Die jetzige Art der Besetzung des Stuhles Petri hat aber während der achtzehn Jahrhunderte, in denen sie bestanden hat, die tiefsten Wurzeln geschlagen, und wenn auch vorübergehende Verhältnisse eintreten könnten, in welchen die Bezeichnung des Nachfolgers durch den Papst selbst ersprießlicher wäre, als die Wahl desselben nach Erledigung des Sitzes, so werden sich doch nie derartige Verhältnisse dauernd festsetzen, daß nicht eine zeitweilige Suspension dieses Gesetzes genügte, sondern eine Abrogation desselben nothwendig würde.

Wenn wir aber eine Abrogation für unerlaubt halten, so können wir uns nicht in gleicher Weise von ihrer Ungiltigkeit überzeugen. Ein Gesetzgeber schafft sein Gesetz immer giltig ab, wenn auch der Akt eine Sünde ist [2]. Das Oberhaupt der Kirche könnte z. B. der Kirche keine tiefere Wunde schlagen, als wenn es das Gesetz des Priestercölibates beseitigte. Wer möchte aber behaupten, daß, falls die höchste gesetzgebende Gewalt in der Kirche jenes Gesetz aufhöbe, dieser Akt nicht nur sündhaft, sondern auch ungiltig wäre, so daß trotzdem die Priester eben wegen jenes kirchlichen Gesetzes der Ehe sich zu enthalten verpflichtet und die von ihnen eingegangenen Ehen ungiltig wären?

Es könnte also nur noch die Frage aufgeworfen werden, ob nach Abschaffung des jetzt bestehenden, offenbar höchst nützlichen Wahlgesetzes jeder der Nachfolger im Gewissen verpflichtet wäre, dasselbe wieder in Kraft zu setzen. Wir glauben diese Frage bejahen zu müssen. Jedenfalls — und darüber kann kein Zweifel obwalten — wäre der Nachfolger ein Supplementgesetz zu geben verpflichtet, welches für den Fall, daß beim Ableben eines Papstes nicht anderweitig für einen Nachfolger gesorgt wäre, eine feste Wahlordnung einführte.

Th. Granderath S. J.

---

[1] Suar. de leg. VII. cp. 25. n. 4.

[2] Ibid. VI. cp. 25. n. 10—11.

Digitized by Google

Fürstin Amalia von Gallitzin.

(Fortsetzung.)

In Münster, wie vorher in Holland, lebte Amalia in möglichster Einsamkeit, die ihr ganz zum Bedürfniß geworden war. Einige Zimmer in einer Meierei zu Angelmodde, nahe bei Münster, genügten ihr. Diese Stille wurde nur durch die Besuche ihres Gemahles und ihres Freundes Hemsterhuys alljährlich einmal unterbrochen; dann wurden philosophische Gespräche geführt, und mehrere Schriften Hemsterhuysens verdanken diesen Unterhaltungen ihre Entstehung. Mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllte die Fürstin ihren Beruf als Mutter und Erzieherin der ihr geschenkten Kinder. Täglich gab sie sechs Unterrichtsstunden, hatte bestimmte Stunden zu ihrer Vorbereitung, und führte genaue Tagebücher über ihre Zöglinge, wie über ihre eigene Person. Zuweilen kam es vor, daß sie ganze Nächte über ihren Studien saß und jedes andere Bedürfniß zurücktreten ließ. War die Arbeit des Tages geschehen, dann liebte die Fürstin am Abend zwanglose Unterhaltung über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände. Fürstenberg, die beiden jungen Freiherrn von Droste-Vischering, Overberg, zu Zeiten der nachherige Geheimerath Jakobi und später Graf Stolberg waren die steten Theilnehmer dieser anregenden Gespräche.

Bislang hatte die Fürstin in philosophisch-religiöser Beziehung zwar die Existenz eines Gottes anerkannt, aber jede positive Religion in stolzem Selbstgefühl verworfen. „Das Zutrauen," schreibt sie in ihren Tagebüchern, „welches viele Menschen mit mir in Berührung brachte, veranlaßte in mir die Überzeugung, daß Keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaube, als der Pöbel; es schien mir unmöglich, an seine Verheißungen und Drohungen zu glauben und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln, als ich sie meist alle handeln sah. Dagegen war mir wohl in dem Gefühl, daß ich meinem Gott umsonst, ohne Furcht und Hoffnung diente und ihn liebte. In dieser Gesinnung bestärkte der Eine meiner philosophischen Freunde (Hemsterhuys) mich ganz; dem Anderen (Fürstenberg), dessen große Einsichten ich mir nicht verhehlte, hielt ich sein Christenthum des Vorurtheils wegen zu gut und bat mir gleich von ihm aus, mich nicht bekehren zu wollen, indem ich, was Gott betreffe, nichts in mir leiden könne, was Gott in mir

Digitized by Google

nicht selbst geschaffen. Um Licht bitte ich Ihn, und dazu sei mein Herz offen." [1]

So vergingen einige Jahre. Aber allmählich merkte die Fürstin, daß es mit ihrer Tugend und ihrem System von Glückseligkeit nicht richtig sein müsse, da sie, anstatt besser zu werden, sich moralisch verschlimmerte. Eine heftige Trauer ergriff über diese Beobachtung ihre Seele und stürzte sie in Hypochondrie. Dazu kam, daß ihre Empfindlichkeit, welche schon von Natur übersprudelnd heftig war, mehr und mehr wuchs und Quelle vieler Fehler wurde. Der innere Frieden und die Ruhe mangelten ihr gänzlich; nur für „Augenblicke" empfand sie dieselben, um „desto sicherer die Qualen des Tantalus zu leiden" [2]

Die Fürstin selbst schildert uns treffend in ihren Tagebüchern die Entwickelung dieses inneren Zwiespaltes. „Als ich," erzählt sie, „den Versuch machte, mit 24 Jahren meine noch nie versuchten Kräfte aufzubieten und in völliger Unwissenheit aller Dinge eine Bahn zu betreten, deren Ziel nichts weniger als die zur Belehrung und Erziehung meiner Kinder nöthigen Einsichten war, glaubte ich mich nur muthig, war aber stolz; denn ich rechnete bald auf eigene Kräfte, da Gott, der mit meiner Unwissenheit vermuthlich Mitleiden hatte, mir Alles, was ich unternahm, so gut gelingen ließ. Dadurch vermehrte sich das Vertrauen auf eigene Kräfte, mein Muth wuchs, wie mein Stolz, mit dem Erfolg. Ehrgeiz gesellte sich bald hinzu, und dieser, mit der Liebe zu meinen Kindern verbunden, brachte mich zu jener Art unerschütterlicher Festigkeit oder Hartnäckigkeit gegen alle Hindernisse, die sich mir auf der einen rauheren Bahn darboten, und die mich dem übertriebensten Beifall und dem gefährlichen Ruhm von Größe, Erhabenheit, Genie u. dgl., von den zu schmeichelhaften Seiten der berühmtesten Menschen, hilflos, da ich ohne Religion war, bloßstellten. Daß ich stolz und ehrgeizig war, merkte ich um so später, weil ich überaus vergnügt in der Einsamkeit stets alle äußerlichen Auftritte scheute, weil mir Hemsterhuysens auffallender Stolz, seine übertriebene Schätzung meines Werthes immer fatal auffielen, und endlich, weil Liebe dabei die Haupttriebfeder meiner Handlungen und Wünsche und der entscheidende Richter in der Wahl meines Genusses mir schien, so daß ich einen Tag freund-

[1] Katerkamp, a. a. O. S. 106 ff.
[2] Liesching, a. a. O. S. 66. Brief an Hemsterhuys.

Digitized by Google

schaftlicher Vertraulichkeit der eclatantesten Ehre schwerlich aufgeopfert hätte. Die allmähliche Verminderung der Leichtigkeit im Fortgang meiner sich grenzenlos ausdehnenden Wißbegierde, da ich durch Erschöpfung mißbrauchter Kräfte kränklich ward, war der Anfang, der mich über mich selbst erleuchtete. Da ich nur immer mehr Zeit bedurfte, um weniger zu thun, fing ich an, unwillig von meinen Büchern ab zu den sonst mir angenehmsten Stunden der Belehrung meiner Kinder zu gehen. Jede neue Wissenschaft, jede Sprache oder jedes Buch, von welchem ich reden hörte, zu welchem Fach es auch gehörte, hinterließ mir nicht, wie sonst, einen bloßen Trieb, sondern einen wahren hypochondrischen Schmerz, einen nagenden Wurm über meine Kränklichkeit, die sich nur immer als Hinderniß, meine unbegrenzte Wißbegierde befriedigen zu können, darstellte. Ich gerieth darüber in solches Gedränge, daß ich in den Tagen besserer Gesundheit mit Wuth studirte, dann bald wieder desto kränker ward, endlich in fortdauernde Hypochondrie verfiel und beinahe keinen gesunden Tag bis zur Epoche meiner gefährlichen Krankheit mehr kannte." [1]

Die Fürstin machte die Erfahrung, welche unter ganz ähnlichen Verhältnissen der hl. Augustinus machte; auch sie konnte und mußte ausrufen: „Mein Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir, o Gott!" Man hat sich schon oft gefragt, wie es wohl komme, daß Männer, welche die Wahrheit erkennen und für sie auftreten, dennoch nicht zur Umfassung und zum innigen Anschluß an die Wahrheit gelangen. Vielfach hat man die Ursache auf ein Sichselbstbeschränken in Ergründung natürlichen Wissens zurückgeführt. Aber die Hauptursache liegt vielmehr in dem hochmüthigen Stolze, der das Gebet um Erleuchtung verschmäht und dadurch die ringende Seele unfähig macht, die reichen Gnaden Gottes zu benutzen. Mit Recht mahnte Clemens Brentano einst unter gleichen Verhältnissen seinen Freund Böhmer mit den eindringlichen Worten: „Beuge Deinen stolzen Doctornacken, armer Sünder, gehe zur Kirche, der die Schlüssel gegeben sind; lasse Deine Schuld lösen, vereinige Dich mit dem Brautleibe des Herrn, mit der Kirche, lebe als ein getreuer Knecht in ihr, gestärkt und genährt mit ihren Gnaden; lebe liebend und leidend um Jesu willen, um Gottes willen, damit Du nicht ewig sterbest und nie aufersteheſt. . . . Buhle und koquettire nicht länger mit der Wahrheit, die Dich immer gesucht und in jedem Deiner Gedanken

[1] Liesching, a. a. O. S. 51 ff.

Digitized by Google

liebevoll anruft. . . . Wäre Ihnen Erkenntniß auf dem Wege des Wissens nöthig, um der bloß geahnten Wahrheit sich zu unterwerfen, so müßte ich Sie bedauern als mit Bewußtsein in den Schlingen der Thorheit, Täuschung, Sinnenlust und Bequemlichkeit gefangen, unvermögend Spinngewebe zu zerreißen und doch über die Ketten der Zeit hoffärtig klagend, dennoch nicht die Ihnen offenen Wege wissenschaftlicher Erkenntniß einzuschlagen, auf welchem die edelsten Geister der Zeit Friede und Pathmos gefunden haben." [1]

Bei der Fürstin fielen diese hauptsächlichen Hindernisse der Umkehr weg; mit einem wohlthätigen Schrecken erblickte sie frühzeitig genug, wie „nach und nach Ehrgeiz und Stolz sich ihrer Seele bemächtigt hatten." Sie trat entschieden dagegen auf. „Zuerst faßte sie den Vorsatz, auf alle fernere Gelehrsamkeit Verzicht zu thun, um sich einzig den Studien hinzugeben, die das Bedürfniß ihrer Kinder erforderte." Es „dauerte freilich," erzählt sie, „eine Weile, ehe ich mich dahin brachte, ruhig meine unbenutzten Bücher, meine unvollendeten Schriften liegen zu sehen, ruhig meinen gelehrten Freunden überall zu sagen: Das weiß ich nicht, das habe ich nie gelesen u. s. w." Aber sie ward von der göttlichen Gnade unterstützt, und da sie aufrichtig betete, verstand sie den „liebevollen Ruf" dieser Gnade.

Amalia wurde, wie wir bereits oben aus den Tagebüchern erwähnten, im Frühjahre 1783 von einer schweren Krankheit befallen. Am 12. März lag sie am Tode. Fürstenberg ließ ihr die heiligen Sacramente anbieten, aber die Fürstin lehnte ab, „weil ihr der Glaube daran fehle." Nach der Genesung wurde sie für einige Monate zur Unthätigkeit gezwungen, und sie benutzte diese Zeit, um ernstlich über das Christenthum nachzudenken. Manches Licht über ihren bisherigen Seelenzustand ging in ihrem Inneren auf und sie machte jene Erkenntnisse, die wir bereits mittheilten. Dazu kam, daß die Zeit herannahte, in welcher sie ihre Kinder nicht länger ohne Religionsunterricht lassen durfte. Lange sträubte sie sich, denn ihre Methode, selbst die Lehrerin der Kinder zu sein, und selbst erst zu lernen, ehe sie lehrte, brachte sie in die größten Schwierigkeiten. „Den Kindern meinen Unglauben mitzutheilen," schreibt sie, „das erlaubte mir mein Gewissen nicht, und sie ohne eigenen Glauben zu belehren, auch nicht; ich nahm mir also in dieser Verlegenheit vor, ihnen mit größtmöglicher Treue und Fleiß alle Reli-

[1] Clemens Brentano's Gesammelte Briefe. Bd. 2. S. 54.

Digitized by Google

gionsgeschichten, wie andere Geschichten (vom rein historischen Standpunkt), zu lehren und sie ihrem eigenen Gewissen in der Wahl ihres Glaubens zu überlassen, sie dabei aber mit größter Sorge in der Unwissenheit über meinen Glauben zu lassen. Zu diesem Zwecke mußte ich nothwendig bei einem näheren Studium der Bibel beginnen. Das that ich mit ganzem Ernste. Mein Unglaube blieb." [1]

Dennoch drangen die Worte des heiligen Evangeliums mit ihrer erhabenen Einfachheit und göttlichen Tiefe wärmend und tröstend in das Herz der Fürstin. Sie fühlte sich erquickt in „ihrem wild hypochondrischen Zustande, in welchem ihr jede andere Stütze entwichen war." Es gährte in ihrem Gemüthe, wie es in der Erde gährt, wenn die Frühlingslüfte sich regen. Und der Gnadenthau fiel reichlich und ließ die Keime sprossen. „Ich nahm mir vor," erzählt Amalia, „dem rührenden Rathe Christi: daß wir versuchen sollen, seine Lehren treu zu befolgen, um es zu erfahren, daß sie göttlich seien, wirklich zu folgen; ich setzte mir vor, zu handeln, als wenn ich thatsächlich an Ihn glaubte. Ich fing also dabei an, meine Grundsätze und Handlungen mit Seinen Lehren zu vergleichen, wie Vieles fand ich zu verändern, was ich bisher kaum als einen Fehler bemerkt hatte! Ich fand mich ganz im Splitterrichten wieder; denn so lebhaft ich alles Gute und Schöne empfinde, so und vermuthlich noch lebhafter fiel mir jeder Fleck in meinem Nebenmenschen auf. Dieses behielt ich aber nicht allein für mich, sondern ermangelte selten, mein scharfes Auge meinen Freunden mitzutheilen und sie dadurch zur Splitterrichterei zu verführen. Ich nahm mir also gleich vor, meine Bemerkungen nicht mehr ohne Noth mitzutheilen. ... Ich schämte mich bei der Vergleichung meiner eingeschränkteren Liebe mit der allgemeinen und doch auch besondern hohen edlen Liebe Christi: „Es ist nicht genug, daß du die liebst, die dir wohlthun, das thun auch die Zöllner, — auch deine Feinde sollst du segnen und lieben." Bisher hatte ich mich begnügt, ihnen wohlzuthun, wenn ich konnte, aber sie desto freier im Herzen zu hassen, ohne mich zu enthalten, diesen Haß meinen Freunden mitzutheilen. Ja, ich zweifelte wohl gar an ihrer Liebe, wenn sie diesen Haß nicht heftig genug theilten. — „Sei sanftmüthig von ganzem Herzen, gleichwie ich!" — wie fühlte ich bei diesem Grundsatze mein bitteres Aufbrausen gegen Kinder und Freunde, wenn sie der Vollkommenheit nicht entsprachen, die ich in ihnen suchte und mit Gewalt in ihnen fin-

[1] Liesching, a. a. O. S. 48.

Digitized by Google

den wollte. Auch fiel mir nach und nach meine Unwahrhaftigkeit auf gegen die rührende Einfalt Christi, die sich durchgehends im Evangelium zeigte. Gebetet hatte ich selten; nun fing ich an, öfter zu beten, und ward so oft erhört, daß ich an der Kraft des Gebetes nicht mehr zweifelte. Manche Bedenken gegen das Christenthum löseten sich nach und nach auf." [1]

An dem so unendlich liebewerthen Bilde des göttlichen Erlösers, wie es uns die Evangelien schildern, lernte die Fürstin eine Religion schätzen und achten, die sie bislang nur als eine zügelnde Kette für die Ausschweifungen des Pöbels betrachtet hatte. Sie sah ein, daß die hohe Vollkommenheit, welche das Christenthum fordert, nur göttlichen Ursprungs sein könne, und daß diese „Kultur" nur vom Himmel stamme, ja Quelle, Mittelpunkt und Endziel jeglicher Herzens- und Geistesbildung sei.

Die Binde war ihren Augen entfallen. Zwar kostete es noch einen herben Kampf im Innern ihrer Seele. Sie fühlte den Kampf und ihr Arm ermüdete. „Warum Kampf, immerwährender Kampf?" ruft sie in ihrem Tagebuch vom 20. Dezember 1785 fragend aus; „warum nicht Genuß ohne Kampf?" Aber gleich verbessert sie ihre Frage der Ungeduld. „Blödes Auge! kann wohl die Saite tönen, wenn sie nicht erst gespannt ward. Kann wohl das Gold geschickt sein, als das edelste der Metalle benützt zu werden, wenn es nicht vorher vielfältig geläutert und durch das Feuer gereinigt ward? Woher kanntest du Wonne, wenn nicht aus Abhärmung deiner selbst? woher erhieltst du die erhabensten Gefühle deines Lebens, wenn nicht nach bis zur Mattigkeit verwendeten Kräften; und woher Liebe, wenn nicht durch und nach unsäglichen Leiden? Die einsame Pflanze dort leidet nicht, aber ach! sie liebt nicht und wird nicht geliebt." [2]

Die Liebe Christi errang endlich den Sieg über ihr ringendes Herz.

An ihrem Geburtstage, den 24. August 1786, ging die Fürstin seit langer Zeit zum ersten Male wieder zur Beichte. Dann verging noch eine Zeit, bis sie sich entschließen konnte, zum Tisch des Herrn hinzutreten. Sie kämpfte lange zwischen ihrer Sehnsucht nach dem Empfange dieses hochheiligen Sacramentes und einem tiefen Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Endlich näherte sie sich vertrauensvoll, mit Innigkeit und

[1] Lieshing, a. a. O. S. 49 ff. [2] Lieshing, a. a. O. S. 2.

Digitized by Google

Liebe zu Dem, der sie so viel geliebt hatte. Sie beschreibt den Eindruck, den sie durch die heilige Communion empfangen, in ihrem Tagebuch: „Meine Kinder und Freunde, ohne den Grund zu ahnen und zu wissen, fanden mich von diesem Tage an so verändert an leiblicher und geistiger Gesundheit, so wohl aussehend, heiter und ruhig, daß ich mich bald mit dem Genuß ihrer Freude zu sehr beschäftigt hätte, so daß ich Gefahr lief, daß der Zweck, mir den Genuß ihrer Freude zu erhalten, über den Zweck, die große fühlbare Gnade zu benutzen, siegen oder doch diesem das Gleichgewicht halten möchte.“ [1]

Im Frühling des folgenden Jahres bereitete die Fürstin, nunmehr selber gläubig, auch ihre Kinder zum ersten Empfange des heiligen Sacramentes vor. Es war eine ergreifende Handlung. Der Priester, welcher die heilige Communion darreichte, berichtet darüber: „Die Kinder waren auf's Beste zum heiligen Nachtmahle zubereitet; des Morgens zwischen 6 und 7 Uhr gingen wir hier in Angelmodde zur Kirche. Ich las Messe; nachdem ich den Leib und das Blut des Herrn genommen hatte, schloß ich den Tabernakel auf und betete noch um Nachlassung unserer Schulden und um Fruchtbarkeit der bald zu erhaltenden Gnade; ich wendete mein Gesicht zu ihnen, um das „misereatur vestri“ zu beten. Ich sah eine liebevolle Mutter zwischen ihren beiden Lieben in weißen Kleidern. Dieser Anblick rührte mich dergestalt, daß ich es nicht wagte, meine Augen emporzuheben, um in der Fassung zu bleiben. Ein seliges Gefühl edler Liebe, da der Gegenstand der Liebe, die Liebe selbst zu uns herabkam und Liebe mit Liebe vereinigte! Ich reichte mit gerührtem Herzen ihnen allen Dreien den heiligen Leib des Herrn und endigte darauf meine Messe.“ [2]

Mit der Rückkehr zum Glauben war Amalia von Gallitzin aus einer heidnischen eine christliche Kulturdame geworden. Das Christenthum hebt ja keine Geistesbildung auf, ebenso wenig wie die Originalität eines Charakters; es erhebt nur beide, fördert dieselben und weiset sie in die richtigen Grenzen zurück. Wie ganz anders erscheint nun die Fürstin als Frau, Mutter und Freundin!

Die schätzenswerthen Eigenschaften ihres Charakters, welche ihr schon vordem Achtung und Liebe zugeführt, wurden nun von der Fürstin aus höheren Beweggründen „mit gutem Willen“ und „unermüdeter Ent-

---

[1] Katerkamp, a. a. O. S. 135 ff.

[2] Russel, a. a. O. S. 70.

Digitized by Google

schlossenheit" ausgebildet. Liebe war bislang ihre Leidenschaft gewesen, sie suchte Liebe in der Freundschaft und „vergötterte den Gegenstand ihrer Liebe". Aber in diesem Zustande „zeigte sich ihr Christus und mit ihm, daß ihre und der Anderen Größe und Wonne Rauch und Koth gewesen." „Alles," schreibt sie, „woran ich gehangen hatte, mußte ich hassen, mir selbst entsagen und mein Kreuz auf mich nehmen. — Lieben, ja, das könne und solle ich — aber auf eine Art, die Haß zuzuziehen pflegt, oder, ich weiß gewiß, hier — ach! ich muß es wohl glauben, — nicht Gegenliebe erregt; das habe ich erfahren, und was hilft's mir Einsamen, daß ich allein anders denke? Anstatt Ruhmes mußte ich Demüthigungen, und anstatt jedes Lohnes meiner Leiden um Liebe willen Mißkennung, Verachtung, Verlassung auf mich nehmen, anstatt des Selbstgenusses erkennen, daß ich Nichts bin. In dieser Collision zwischen verjährter Genußgewohnheit, Ideal von Größe und Schönheit, und dem neuen, so entgegengesetzten Ideal, das Christus mir aufdrang, zwischen gewohnten Trieben nach Genuß und dem Streben des obern Willens nach dem entgegengesetzten zerrüttete mein Inneres sowohl als meine Gesundheit. Das Kreuz, das Christus mich tragen ließ, zeigte sich bald um so schwerer, als ich mehr war getragen worden auf Flügeln der Liebe, und Schmerz aller Art, Verlassung, Demüthigungen, harte Arbeit ohne Ernte, Verachtung, Vergessen, Genußlosigkeit und dabei beständige Leiden des Körpers und fühlbare Verminderung meiner eigenen Liebenswürdigkeit in der Schwächung aller meiner Kräfte, Hilfslosigkeit im Erziehungsgeschäft, anstatt daß sich vorher mir Alles zur Hilfe aufdrang, eintraten." — „Doch, könnte ich Dich nur festhalten, Christus, Du mein Heil! wie reich wäre ich entschädigt! — aber das zu hohe Ideal, das mich zuweilen begeistert, entwischt mir mehrentheils — und ich sitze und härme mich ab zwischen unauslöschlicher Begierde nach Dir und dem trostlosen Gefühl, daß ich Dich nicht festhalten kann! Bist Du die Liebe, o so verlaß mich nicht in diesem grundlosen Elend, ziehe mich zu Dir, da Du es zuließest, daß ich, von Dir begeistert, Dich erkannte und über Alles liebte! Ach, ich habe sie genossen, die Stunden der Christusbegeisterung, — wie verschieden von jeder menschlichen! In Ihm ist jede Bürde leicht, jedes Leiden Genuß und jeder Genuß eine Himmelsahnung; es ist keine Furcht des Aufhörens, beständiges sicheres Gefühl von Dauer und Zuwachs in Ewigkeit. Ach, welche herrliche Lage wäre ja gerade die meinige, wie viel, wie beständige Gelegenheit zu der hohen Christenfreude, durch

Leiden und Selbstverläugnung der Liebe! O Christus, Christus, nur einen Strahl Deines Lichtes, nur einige Stärkung durch Deine Kraft, daß ich mächtig werde, mich zu diesen Freuden hinaufzuschwingen!“ [1]

Bei diesen Gefühlen der Sehnsucht nach hoher christlicher Vollkommenheit blieb die Fürstin nicht stehen; ihr Wunsch ging in lebenskräftige Thaten über. Hatte sie früher, zur Zeit des inneren Kampfes, ihren Stolz und Ehrgeiz aus Stolz und eitlem Schamgefühl über diese Leidenschaft niederzukämpfen gesucht, so that sie dieß jetzt aus aufrichtiger christlicher Demuth. Auch hier müssen wir wieder die auffallenden Gnadenwege Gottes bewundern. Amalia hatte kurz nach ihrer Bekehrung den Königsberger Philosophen Hamann kennen gelernt, der in vielfacher Beziehung die tiefen Wahrheiten des Christenthums durchschaute, selbst aber zur vollen Wahrheit nicht gelangte. Er starb im Hause der Fürstin zu Münster, als er dort zu Besuche war, am 11. Juni 1788. Hamann riß zuerst die schwerste Kruste der Eigenliebe von ihren Augen. „In dem Wohlgefallen“, das die Fürstin über den „bitteren Unwillen an ihrer eigenen Unvollkommenheit und Schwäche“ hegte, erblickte er „den verstecktesten und gefährlichsten Schlupfwinkel ihres Stolzes“. „Die Haut,“ schreibt sie, „riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen; mich dünkte, man raubte mir Lahmen eine einzige Krücke, aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen. Ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr.“ [2] Mit „Kampf und Thränen“ ließ sie diese „letzte Haltung ihres Stolzes“ fahren, wenigstens „im Geiste“, wenn auch „bei weitem noch nicht in der That.“ „Doch,“ ruft sie aus, „ich habe gesehen — und du, o Gott, gib mir die Gnade dazu, den Kampf zu vollenden, das heißt, meine eigene Niedrigkeit bis an's Ende mit Geduld.“ [3]

Mit fast ängstlicher Sorgfalt suchte Amalia von jetzt an jede ihrer Herzensregungen zu beobachten und zu prüfen. Wieder und wieder klagt sie sich in den vertrauten Briefen an Fürstenberg ihrer „Eigenliebe“ an: „möchte doch unsere Eigenliebe einmal durch die gekreuzigte Liebe verzehrt werden.“ [4] — „Mehr Selbstverläugnung, mehr Duldungskraft, mehr Demuth!“ fleht sie an einem anderen Orte. Nun tadelt sie sich selbst

---

[1] Liesching, a. a. O. S. 38. [2] Liesching, a. a. O. S. 55.
[3] Liesching, a. a. O. S. 32. [4] Russel, a. a. O. S. 23.

Digitized by Google

über ihre „Scharfrichterei", die aus „Selbstüberhebung" hervorgehe, oder sie macht sich Vorwürfe über ihr Selbstgefallen. „Wer leicht gedemüthigt wird, ist nicht demüthig," schreibt sie in ihren Tagebüchern. „Wärest du demüthig, so würdest du nicht so oft von Versuchungen des Selbstwohlgefallens zu leiden haben, d s bisweilen bis zum Komischen geht. Bei der gewöhnlichen Selbstverläugnung ruft mir's zu: „Du bist doch recht liebreich, selbst für Andere; so, das war eine schöne Empfindung, ein edler Entschluß!" .... Solche Versuchungen, die dann gerade, wenn auch noch ein Gran ächtes Gold in mir wäre, diesen Gran in ein Meer von Schlacken verschlingen, daß es nicht auffindbar mehr wird, sind die Folter, die mich insonderheit zu gewissen Zeiten wie eine Krankheit hernimmt." [1]

Leute, welche den modernen Kulturdamen und deren ausgelassener Lebensfreude Beifall spenden, mögen solche Denkweise der Fürstin als Selbstpeinigung belächeln. Wir aber finden gerade hierin die wahre Größe dieser seltenen Frau. Bei aller feinen Bildung galt ihr in der letzten Lebensperiode das Christenthum als höchstes Ideal; derselbe Geist, welcher die Schönheiten klassischer Meisterwerke alter und neuer Zeit fühlte und kostete, beugte sich auch demüthig unter das Joch des Christenthumes und schämte sich der Selbsterniedrigung nicht. Sie wollte die Wahrheit Gott, sich selbst und ihren Mitmenschen gegenüber: „die Wissenschaft, mich selbst zu kennen," sagt sie, „soll der Hauptgegenstand meines Bestrebens bleiben." [2] „Ich hatte eine Reflexion," schreibt sie einmal, „die mir während der Abendbetrachtung wie ein Blitz durch die Seele fuhr — ich Armselige sei der Arbeiter, den der liebe Hausvater um die achte Stunde erst müßig auf dem Markte fand, und doch belohne er mich wie manche derjenigen, die um die erste und dritte, die sechste und neunte Stunde schon angefangen hatten zu arbeiten. Das rührte mich so außerordentlich, daß mir zu Muthe ward, als läge ich wie Magdalena zu den Füßen des Meisters." [3]

An diesem seligen Orte lag sie bis zum Tode, dankend, lernend und liebend. Es war ihr wohl im Glauben und in der Hoffnung und alle Stärke fand sie in der Gottesliebe. Obgleich fortwährend von körperlichen und geistigen Leiden heimgesucht, war ihr das Leid doch ein willkommener Gast, denn „es trug zur Vervollkommnung ihrer Seele

---

[1] Russel, a. a. O. S. 151 ff. [2] Russel, a. a. O. S. 143.
[3] Russel, a. a. O. S. 26.

Digitized by Google

bei." „Es ist Wahnwitz und Vermessenheit," schreibt sie, „es besser wissen zu wollen als Gott, was unserm wahren Heile am zuträglichsten ist; es ist Schwachheit, Nichtswürdigkeit, ein Leiden nicht höherer Absichten halber geduldig ertragen können." [1]

Auf dem Grabsteine der Fürstin zu Angelmodde stehen die Worte des hl. Paulus: „Ich erachte Alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne." Das ist der Standpunkt, von dem aus Amalia nach ihrer Bekehrung alle Dinge beurtheilte. Auch die Wissenschaften erschienen ihr jetzt in einem andern Lichte, in demjenigen nämlich, in welchem das Christenthum dieselben immer betrachtet hat. „Seitdem ich mich entschlossen habe, nach dem wahren Christenthum zu streben," schreibt sie im October 1788, „fallen so viele Zweige des Lebens fort, die mir vorhin Trost gewährten, unschuldiger herzerhebender Genuß schienen und die mir jetzt nur beständige Gelegenheit zum Kampf oder zur Reue anbieten. So ist es mit dem Genuß der Liebe, insofern mir das Streben darnach versagt ist — des Ruhmes, der Ehre, ja selbst der Gelehrsamkeit; alles dieses fällt für den wahren Christen fort, und das erstere und letztere insonderheit machte einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Der Christ soll nur gelehrt sein zu seinem Zweck, nicht zu seinem Genuß, nicht nach Auswahl seines Geschmacks. Er soll kein anderes Wohlgefallen suchen als das Wohlgefallen Christi, sich gar nicht mit Mitteln, der Menschen Liebe zu gewinnen oder zu erhalten, beschäftigen, also auch über keinen Verlust derselben klagen oder trauern, nie seine Überlegenheit fühlbar machen, Alles von Andern dulden, ohne Wiedervergeltung, sich drücken lassen, ohne wieder zu drücken, dem vollen Ausbruch der menschlichen Liebe sich nicht überlassen, bei keiner Beschäftigung fragen: was freuet dich? sondern was erfüllt am meisten deine Pflicht?" [1] Mit anderen Worten: Die Fürstin suchte nur das Eine Ziel, die Liebe Gottes, welche sie im folgenden Liede so herrlich schildert:

„Liebe! was bist Du, o Liebe? Wer aller Liebenden spricht je
Deine Herrlichkeit aus?
Geben, Belehren, Erfreuen, Erquicken, Helfen und Warnen —
Soll das Liebe schon sein?
Oder dem Feinde verzeihen, dem Hasser wohlthun, dem Flucher
Segen mit Thränen erfleh'n?

[1] Russel, a. a. O. S. 142.

Oder verarmen dem Freunde, und ohne sein Wissen ihm sterben,
Ist dieß Liebe vielleicht?
In den Himmel hinauf und in die Tiefe der Tiefen
Schwingen und stürzen sein Herz —
Mit Entzückung im Himmel und mitverworfen im Abgrund,
Ist dieß Liebe vielleicht?
Leben in Andern, wie das Herzblut in den Gliedern —
Ist dieß Liebe vielleicht?
Red', antworte mir, Liebe! — Du schweigst und lächelst? Dein Lächeln,
Himmlische Liebe, was sagt's?
Alles in Allem bin Ich, bin unbeschreiblich wie Gott ist!
Gottheit und Liebe sind Eins!" [1]

„Alles Empfinden, Denken und Handeln der Fürstin," bemerkt Katerkamp mit Recht, „kurz all' ihre angeborenen und durch ununterbrochene Anstrengung entwickelten Anlagen wurden durch das Christenthum verklärt." Nach ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche athmete Alles in ihr: Liebe. Liebe war die hohe Gesinnung, welche sie belebte.

(Schluß folgt.)

J. B. Diel S. J.

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XV.

Der Cardinal Noailles und die Appellanten.

Die große Revolution, die schon längst im Stillen gährte, war mit der Appellation der vier Bischöfe in Fluß gebracht. Die ganze katholische Welt, die Bischöfe an der Spitze, hatte sich dem Ausspruch des Papstes gläubig unterworfen, nur ein verschwindender Bruchtheil französischer Würdenträger hatte es gewagt, die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Es wäre also selbst nach gallikanischen Grundsätzen die Sache entschieden gewesen. Da indessen der Begriff von der Unfehlbarkeit des Papstes in Frankreich schwankend geworden war, so diente gerade dieser Umstand den Appellanten als Ausgangspunkt zur Beschönigung ihres ungeheuerlichen Schrittes.

1. Die Oppositionsbasis. — Der erste Rechtfertigungsgrund

[1] Katerkamp, a. a. O. S. 178.

Digitized by Google

wurde aus dem Mangel der Unterſuchung der Schrift und Tradition [1] hergeleitet, deſſen ſich die Biſchöfe ſchuldig gemacht hätten. Die Biſchöfe, hieß es, ſind Glaubensrichter, daher haben ſie die Pflicht, die Lehren, über welche ſie entſcheiden oder welche ſie annehmen, vorerſt ſorgſam zu prüfen. Die auswärtigen Biſchöfe ſind aber in dem Wahne befangen, daß der Papſt unfehlbar ſei, daher kann ihre Beiſtimmung für die franzöſiſche Kirche von keinem Einfluſſe ſein. Die franzöſiſchen Biſchöfe haben die Bulle nicht reiflich unterſucht, daher hat ihr Urtheil kein Gewicht. Die ganze Übereinſtimmung der Kirche beruht alſo ſchließlich auf der Entſcheidung des Papſtes, d. h. auf einer Quelle, die nicht unfehlbar iſt.

Ein zweiter Grund beſtand in der Unbeſtimmtheit des Sinnes der Bulle, welche alle Sätze Quesnel's in globo verurtheilt hatte, und in der daraus folgenden Verſchiedenheit ihrer Annahme in der Kirche. Die auswärtigen Biſchöfe, ſagten die Janſeniſten, haben die Bulle ſchlicht und einfach angenommen, die franzöſiſchen nur im Sinne der beigefügten Erklärung; es fehlt daher nach ihnen die Feſtigkeit einer dogmatiſchen Entſcheidung. — Dieſe letztere Anklage — denn eine ſolche iſt es in der That — gegen die franzöſiſchen Biſchöfe iſt indeſſen falſch, weil ihre Unterwerfung und die Annahme der Bulle vom 23. Januar 1714 außer aller Verbindung ſtand mit der erſt am 1. Februar gegebenen Erklärung. Das Weſen der Sache beſtand darin: daß von den 101 Sätzen jeder verdammenswürdig ſei, und daß unter den beigefügten Cenſuren keine ſei, die nicht irgend einen Satz treffe, darin ſtimmten alle acceptirenden Biſchöfe überein. Bloß darin hatte die Verſchiedenheit der Meinung freiern Spielraum, ob ein einzelner Satz in größerem oder geringerem Grade verwerflich ſei.

Als dritten Charakter eines dogmatiſchen Urtheils erfanden die damaligen Janſeniſten (Cardinal Noailles, die Biſchöfe Soanen von Senez und Colbert von Montpellier) die neue Lehre, es ſei dazu die moraliſche Einſtimmigkeit der Biſchöfe nothwendig. Dieſe Lehre wurde aus der Thatſache hergeleitet, daß auf allen Concilien eine ſolche Übereinſtimmung in dogmatiſchen Entſcheidungen geherrſcht habe. Alſo die

[1] Ähnlich lautete die Sprache, die der kaiſerliche Bevollmächtigte Candidian auf jenem ſchismatiſchen Concil führte, welches im Jahre 431 gegen das allgemeine von Epheſus ſich bildete, um die Verdammung des Neſtorius rückgängig zu machen: Plissimi Episcopi omnes, qui mecum fuerunt, norunt, quod sine ullo prorsus examine, et absque aliquo judicio haec ab illis constituta sunt. Harduin I. 1451.

Digitized by Google

affirmative Thatsache sollte der Grund sein für den negativen Schluß, es dürfe nicht anders sein. Logisch war dieses nicht, aber es war überdieß noch unrichtig. So hatten auf dem Concil von Ephesus 43 gegen 200 Bischöfe die Opposition gebildet, die moralische Einheit war also sehr zweifelhaft. In der gegenwärtigen Intrigue aber stieg die Zahl der gleichzeitig appellirenden Bischöfe nie über achtzehn. Wie war es möglich zu läugnen, daß die ungeheure Mehrheit der übrigen Bischöfe die moralische Einheit bilde?

Die allgemeine Übereinstimmung war indessen zu offenkundig, um sie ernstlich zu bestreiten, daher nahm man zu einem vierten Vorwande die Zuflucht, nämlich zur unbedingten Nothwendigkeit der Concilien [1]. Nur auf den Concilien genießen die Bischöfe, nach den Jansenisten, wahre Freiheit, nur hier erscheinen sie in der Eigenschaft als Richter des Glaubens und hier nur werden die Glaubenspunkte untersucht. Dem vereinzelten Bischofe steht das Ansehen des Papstes zu allgewaltig gegenüber, um seine Freiheit zu gebrauchen, ihm fehlen die Mittel, um eine gebührende Untersuchung anzustellen.

Wieder Andere verlangten zwar nicht ein allgemeines Concil als nothwendige Bedingung einer dogmatischen Entscheidung, aber sie erklärten die ausdrückliche Annahme der Bulle von Seiten der Bischöfe als wesentlich, denn durch eine bloß stillschweigende Annahme sprechen die Bischöfe noch nicht das Urtheil aus, daß eine päpstliche Entscheidung mit der Lehre der Kirche conform sei. Aus diesem Grundsatze zogen sie dann den, auch factisch unbegründeten, Schluß, die Bulle Unigenitus sei in der Kirche nicht angenommen, weil die meisten Bischöfe nicht ihren Consens ausdrücklich erklärt hätten.

Aus allen diesen Gründen wurde fernerhin gefolgert, die Bulle habe jedenfalls den notorischen und zuverlässigen Charakter einer Glaubensregel nicht. Es sei nämlich nicht gewiß, daß sie mit reiflicher Prüfung und gehöriger Sachkenntniß erlassen worden, daß sie einstimmig, frei, in gleichem Sinne und in kanonischer Weise angenommen worden sei. Die Bulle besitze daher bloß einen problematischen Werth, der für einen Glaubensact nicht ausreiche, wie Innocenz XI. am 2. März 1679 durch Verdammung des 21. unter den 65 Sätzen entschieden habe.

---

[1] Auf deutschen Boden wurde diese Lehre durch Febronius verpflanzt, der also schreibt: Concilia generalia absolute necessaria esse, Ecclesia saepius agnovit, propter indeclinabilem in materiis fidei autoritatem illis solis inhaerentem. De statu eccl. tom. I. cap. 6. §. 7.

Digitized by Google

Wenn aber alle dieſe Beweggründe keine rechte Wirkung hervorbringen ſollten, ſo war ein letzter Grund, für franzöſiſche Ohren und Herzen beſonders berechnet, in Reſerve aufbewahrt. „Der Papſt hat durch die Bulle unſere Freiheiten verletzt!“ Unſere Freiheiten wollen, daß jeder Streit zuerſt in Frankreich abgeurtheilt werde und erſt auf dem Wege der Appellation nach Rom gelangen könne; mit Quesnel's Buch iſt jedoch dieſer Gang nicht beobachtet worden[1]. Dieſe Herren von kurzem Gedächtniß hatten vergeſſen, daß ſelbſt die erpichteſten Gallikaner ſolche Forderungen nur für Proceſſe, nicht aber für dogmatiſche Angelegenheiten ſtellten, daß ferner der König ſelbſt und der franzöſiſche Episcopat an den Papſt die Bitte geſtellt hatten, die Bulle zu erlaſſen.

Was die Socialiſten und Communiſten unſerer Tage den Liberalen gegenüber geworden ſind, das waren damals die Janſeniſten gegen die Gallikaner. Beide ſtehen auf den Schultern ihrer Vorgänger und vernichten dieſelben durch den rückſichtsloſeren Gebrauch jener Waffen und Principien, die ſie von ihnen empfangen. Die Gallikaner hatten dem Papſte das ſchönſte Vorrecht eines oberſten unfehlbaren Richters in Glaubensſachen beſtritten und den Schwerpunkt der Unfehlbarkeit auf das breite Feld des ganzen Episcopates ausgedehnt. Die Appellanten wandelten auf der betretenen Bahn des Läugnens mit Rieſenſchritten weiter. Die Gallikaner hatten die Beiſtimmung der Biſchöfe als nothwendiges Kriterium der Unfehlbarkeit verlangt; die Janſeniſten ſetzten ſo viele Bedingungen als Kriterien, daß darüber die Unfehlbarkeit ſelbſt aus der ganzen Kirche verſchwand und eine Unmöglichkeit wurde. Einen andern Zweck haben die vielen von ihnen aufgeſtellten Theorien über den Sitz und den Träger der Unfehlbarkeit nicht. Es dürfte nicht unintereſſant ſein, die doctrinäre Zerfahrenheit ein wenig zu beſchreiben, wie ſie gerade über dieſen Punkt in der janſeniſtiſchen Schule zu Tage trat.

2. Theorien der Appellanten über den Träger der Unfehlbarkeit. — Ein in der Sekte hoch angeſehenes Werk war das von Elias Dupin verfaßte Buch von der alten Kirchen-Disciplin[2]. Darin hatte Dupin, ſelbſt einer der angeſehenſten unter den Janſeniſten

---

[1] Le Gros, du renversement des libertés de l'église gallicane, dans l'affaire de la const. Unigenitus 1716. 2 tom.

[2] Dupin, de antiqua ecclesiae disciplina. Paris 1686 in 4°.

Digitized by Google

und halber Protestant dabei, schon 1686 über Papst und Kirche sich also vernehmen lassen[1]: Die höchste Gewalt hat die Kirche, welche sie ihren Dienern und dem Papste mittheilt. Nach der Lehre der alten Väter ist die Schlüsselgewalt nicht dem Einen Petrus, sondern in seiner Person der ganzen Kirche verliehen worden; sie selbst aber verleiht dieselbe ihren Ministern und dem Papste. Die Kirche hat daher Gewalt über den Papst, sie kann ihn zurechtweisen, absetzen, ihm Gesetze vorschreiben und ihm die Jurisdiction entziehen, die sie ihm verliehen hat. — Während Dupin den Papst so mit Füßen trat, zeigte er nach Art der Leute seines Schlages die widerlichste Kriecherei vor der weltlichen Macht. Die königliche Gewalt, behauptet er im selben Werke[2], stammt unmittelbar von Gott; daher kann Gott allein das Regiment ihr nehmen. Die Könige haben keine andere Macht über sich als die göttliche, und die Päpste haben weder eine directe noch indirecte Auctorität über sie in weltlichen Angelegenheiten. Die Kirche darf ihren, noch so ungerechten, Bedrückungen nicht mit Gewalt widerstehen, sondern muß sie geduldig ertragen.

Zermalmt durch die allgemeine Anerkennung, welche die Bulle Unigenitus in allen Theilen der katholischen Welt gefunden hatte, suchten nun die Jansenisten die mehr chaotisch hingeworfenen Gedanken Dupin's in festere Normen zu bringen, und die verschiedenartigsten Systeme von dem Träger der Unfehlbarkeit aufzustellen. Wirklich vernahm man in den possirlichen Klagen der Appellanten über den „allgemeinen Abfall" das beste Zeugniß für die Anerkennung, welche die Bulle gefunden. Die Zahl der Acceptanten, schreibt einer derselben[3], ist so groß, daß man zittern muß beim Anblick der allgemeinen Verführung; den französischen Bischöfen, klagten Andere, habe der Muth gefehlt, die Bulle zu verwerfen. Bischof Soanen von Senez[4], einer der hartköpfigsten unter den Abgefallenen, bekennt, die traurigen Neuerungen, welche man in die Kirche einführen wolle, finden fast keine Männer mehr, die als Vertheidiger der Wahrheit einzustehen wagen. Andere jammern, daß von allen Seiten Stimmen für die Bulle, nur wenige dagegen sich erheben, daß die treuen Bekenner der alten, vor der Bulle giltigen Lehre auf ein kleines Häufchen zusammengeschrumpft sei. Wieder Andere er-

[1] Dupin, a. a. O. 380, 384.
[2] Dupin, a. a. O. 456, 461, 465.
[3] Réflex. succinctes sur la Const. p. 69.
[4] Soanen epist. 6 mrt. 1734.

Digitized by Google

kennen darin ein ſchreckliches Strafgericht Gottes über die Welt und reden von den herannahenden letzten Zeiten des Antichriſten. Die Verlegenheit über dieſe Einſamkeit ihrer Stellung zeigt ſich ſehr grell in dem Verſuche der verſchiedenſten und ſonderbarſten Syſteme zur Beantwortung der nahe liegenden Frage, wo eigentlich das unfehlbare Lehramt zu ſuchen ſei. Biſchof Languet von Soiſſons zählt in ſeinem dritten Hirtenbriefe vom 28. November 1718 elf ſolcher Verſuche auf, die ſchon zu ſeiner Zeit aufgetaucht waren [1].

I. Nach der erſten Klaſſe ſind nur die allgemeinen Concilien unfehlbar. Daraus folgt, daß die Kirche kein actives unfehlbares Lehramt hat, wenn keine Concilien verſammelt ſind, daß ſie alſo in den bald 1900 Jahren ihres Beſtandes bloß 20 mal unfehlbar war. Auf dieſem Standpunkt befanden ſich die vier appellirenden Biſchöfe.

II. Eine andere Theorie ließ zwar die Unfehlbarkeit auch außerhalb der Concilien beſtehen, fand ſie aber nur dann, wenn unter den Biſchöfen eine abſolute und mathematiſche Einſtimmigkeit vorhanden ſei. Es war dieſes die Lieblingsidee vieler Advokaten aus dem Laienſtande und ſonſtiger theologiſcher Dilettanten, die überhaupt im Janſeniſtenſpuck eine wichtige Rolle ſpielten.

III. Noch ſonderbarer war die Anſicht Jener, welche die Unfehlbarkeit bei der unterdrückten Minorität der Biſchöfe fanden. Das war die Erfindung des Verfaſſers des Témoignage de la vérité [2].

IV. Einer weitern Theorie zufolge iſt zwar der Episcopat der Glaubensrichter, doch nur unter gewiſſen Bedingungen ſind deſſen Entſcheidungen unfehlbar. Um dieſes zu ſein, müſſen die Biſchöfe die Fragen lange und anhaltend durchſtudiren, z. B. Quesnels Werke mindeſtens fünf Jahre lang. Wenn ſie ſo ungebildet ſind, wie die italieniſchen und ſpaniſchen Biſchöfe, und das Vorurtheil von der päpſtlichen Unfehlbarkeit haben, ſo zählen ihre Stimmen nicht [3], auch derjenigen nicht, in

---

[1] Jos. Languet, Ep. Suession. Monitum pastorale tertium. Duaci 1721 in 4° pag. 30—135.

[2] Quando libertas deest, summa cathedrae auctoritas penes est numerum, qui premitur, quamvis minor sit; minime vero penes numerum, quantumvis sit major, quo alter opprimitur. Testimonium veritatis pag. 140.

[3] Lafiteau, l. V. n. 36. — In Beziehung auf dieſe unerträgliche Arroganz der damaligen „Wiſſenſchaftlichen“ in Frankreich ſchrieb der Patriarch, Thomas de Almeida von Liſſabon, am 26. September 1717 an den Biſchof von Nimes: „So weit iſt der Stolz dieſer Menſchen ſchon gediehen, daß ſie jede Nation, außer der franzöſiſchen, in tiefſte Finſterniß und Unwiſſenheit begraben glauben und behaupten,

Digitized by Google

deren Lande die Inquisition besteht. Endlich muß die Sache vorerst in Provinzialconcilien durchgesprochen werden.

V. Die beiden nächsten Systeme sind der Ausdruck des Presbyterianismus und Parochianismus. Die Hirten des zweiten Ranges haben demzufolge wie die Bischöfe in den Concilien eine entscheidende Stimme in Glaubensfragen. Folgerichtig nach dieser Theorie haben daher auf dem Afterconcil von Utrecht 1763 eine große Anzahl Priester mit der Formel unterzeichnet: Ego N. judicans subscripsi. Eine Fluth von Schriften suchte diese Grundsätze zu verbreiten [1], und die traurige Folge davon war die Civilconstitution des Klerus in der französischen Revolution.

VI. Etwas weniger schroff, aber immerhin unkatholisch genug lautete die Theorie, welche in den Priestern zwar keine Glaubensrichter, aber wesentliche Rathgeber des Episcopates erkennt, damit die Entscheidung eine unfehlbare sein könne [2].

VII. In den folgenden Systemen tritt die volle Demokratie an den Tag. Die Kirche, behauptet die erste dieser Klassen, übt ihre Gewalt durch die ersten Hirten aus. Wenn aber Spaltung herrscht unter diesen Hirten, so muß jener Theil derselben gehört werden, dem die Laienwelt beistimmt [3]. Wenn ein Concil einen Beschluß gefaßt hat, sagt ein Verfechter dieser Theorie [4], so merkt wohl, welchen Eindruck der Beschluß auf die Gemüther macht, um darnach den Werth des Concils zu bemessen. Es ist also die öffentliche Meinung (clamor populi) und das ganze Volk der Träger der Unfehlbarkeit. So absurd dieser Gedanke

---

außerhalb der französischen Kirche habe kaum ein Bischof die Bulle gelesen oder, wenn er sie las, verstehen können." Clef du Cabinet des princes de l'Europe 1718, tom. 28, pag. 113. Damals war der französische, heute ist der germanische Intelligenzschwindel in Mode.

[1] Solche Schriften waren: Le gouvernement des diocèses en commun par les Evêques et les curés. — De antiquo jure presbyterorum in regimine ecclesiastico. — Defensor Parochorum Parisiensium. — Institution divine des curés et leur droit au gouvernement des diocèses. — Les Prêtres juges dans les conciles avec les Evêques. — Les Prêtres juges de la foi. — Siehe Lafiteau, Istoria della Cost. Unigenitus trad. da Nuzzi, II. pag. 21. — Nardi, dei Parochi I. 363.

[2] Card. de la Luzerne, dissert. sur les droits et devoirs respectives des Evêques et des Prêtres. Diss. 5 ed. Migne pag. 475 sqq.

[3] Prostratae libertates Gallicanae eccl. I. p. 440. — Vgl. Biner, apparat. erud. VIII. 863.

[4] Testimonium veritatis pag. 36.

Digitized by Google

iſt, ſo iſt er doch eine logiſche Schlußfolgerung aus den von Dupin und ſeinem Vorgänger Richer aufgeſtellten Grundſätzen.

VIII. Eine andere Klaſſe ſtellte ſich ganz auf proteſtantiſchen Standpunkt, und erklärte das Privatgewiſſen zum unfehlbaren Richter über den Glauben. Jeder Gläubige hat das Recht, die Lehre, ſo ihm gepredigt wird, zu unterſuchen und jene zu verwerfen, die er dem wahren Glauben widerſprechend findet. Jeder gebildete Laie, der leſen und nachdenken kann, hat ebenſo wie jeder Theologe das Recht, jeden ſtreitigen Glaubenspunkt zu unterſuchen und darüber ein Lehrurtheil zu fällen [1]. Die Kirche ſelbſt erkennt es an, daß alle Klaſſen der kirchlichen Hierarchie dem Irrthum unterworfen ſind, deßwegen betet ſie zu Gott: Daß du den apoſtoliſchen Oberhirten und alle geiſtlichen Stände in der heiligen Religion erhalten wolleſt [2].

IX. Wieder Andere erkannten dem Volke keine eigentliche richterliche Gewalt zu, behaupteten aber, ſeine Beiſtimmung ſei nothwendig, damit eine Glaubensentſcheidung giltig ſei.

X. Wenig vom vorigen verſchieden iſt das folgende Syſtem, nach welchem die Biſchöfe Richter des Glaubens ſind, das Volk aber nothwendig Zeugenſchaft abzulegen hat für den Glauben, ſo daß nur dann das Urtheil der Biſchöfe unfehlbare Kraft hat, wenn es mit dem Zeugniß des Volkes übereinſtimmt.

XI. Die letzte Klaſſe endlich verwirft jedes Richteramt für Glaubensſachen in der Kirche. Die Concilsentſcheidungen ſind nur dann Glaubensartikel, wenn ſie in der Art von Zeugniſſen gefaßt werden, nicht als Urtheilsſpruch. Weil aber die Prieſter und Laien ebenſo gut, wie die Biſchöfe, Zeugniß davon ablegen können, ob eine Lehre mit ihrem Glauben übereinſtimme, haben Alle gleichmäßig das Recht, Zeugenſchaft abzulegen, und müſſen Alle in und außer den Concilien gehört werden [3].

3. Noailles und die Excommunication vom 8. Sept. 1718. — Sobald die vier Biſchöfe durch ihren Appell dem Revolutionsgeiſte eine Bahn geöffnet, brach die Partei mit einer Rührigkeit, Frechheit und Perfidie hervor, wie es den Sekten aller Zeiten eigen iſt. Leider ſchloſſen ſich im März und April noch neun bis zehn andere

---

[1] Neueſte Sammlung jener Schriften u. ſ. f. Augsb. 1785. Bd. XV, S. 52.

[2] Biner, apparatus erudit. VIII. 864.

[3] Animadvers. in nov. systema P. la Bordii de infallib. ecclesiae Aug. Vind. 1757, pag. 141.

Digitized by Google

Bischöfe den vorigen an und ein besonders rühriges Element bildeten die Pfarrer einzelner Diöcesen, namentlich in Paris und Rheims. Zur Freude der Sekte hatte schon vor längerer Zeit ein vorahnendes Jansenistenhaupt, Peter Nicole († 1695), einen Reptilienfond von 40,000 Livres, den man aber damals zu Ehren seiner Magd Perette die boîte à Perette nannte, dem Oratorianer Fouquet für Parteizwecke testamentarisch hinterlassen [1]. Dieser Fond mehrte sich durch verschiedene künstliche Mittel, wozu die jährliche Besteuerung gehört, die sich viele Geistliche, zumal in Belgien, zu diesem Zwecke gefallen ließen [2]. Überdieß wußten Delors und Servien, Sekretäre der beiden Brüder-Bischöfe de Noailles von Paris und Chalons, von leichtgläubigen Banquiers unter glänzenden Versprechungen 1,800,000 Livres herauszuschwindeln. Obgleich diese Betrüger aus höherem Auftrag gehandelt zu haben schienen, sahen sich die Banquiers doch um Zinsen und Kapital betrogen, wofür ihnen der Trost, die Schwindler auf die Galeeren und in die Verbannung zu bringen, geringen Ersatz bot. Mit diesen Summen wurden nun allerwärts Appellanten und Protestkatholiken erkauft. Vorzüglich war es dabei auf Domherren, Pfarrer, Licentiaten, Advokaten und Äbtissinnen abgesehen; wer eine der 101 Thesen Quesnels öffentlich vertheidigte, erhielt 500 Livres Belohnung; viel beträchtlichere Summen ein Canonicus, dem es etwa gelang, ein Domkapitel zu verführen. Gleichwohl fand dieser geistliche Sklavenhandel keinen rechten Fortgang, denn nach zwei Jahren hatten sich erst kaum 1800 Seelen der Sekte verkauft. Welch' geringe Sympathie sein Benehmen fand, konnte der Bischof von Montpellier bald erfahren, denn er konnte sein Kapitel nicht bewegen, seinen Appell einzutragen, alle Pfarrer weigerten sich, ihn zu verlesen, und als er in einer seiner größten Kirchen dieses durch seine Gegenwart erzwingen wollte, lief das ganze Volk davon. Die Bischöfe von Mirepoix und Pamiers konnten keinen Appellanten finden, und auf gleichen Widerstand stießen jene von Boulogne, Auxerre, Verdun, Metz, Arras [3].

Wenn nun die Sekte sich dennoch erhielt und erstarkte, so ist dieses das traurige Verdienst eines Mannes, der sich als Werkzeug einer listigen und entschlossenen Faction gebrauchen ließ. Deßwegen ist der Car-

---

[1] Petitot. Collect. des mémoires relatifs à l'hist. de France, t. 33, p. 243. Picot, mém. pour l'hist. eccl. pendant le 18, siècle II. 622.

[2] Fénélon, Mémoriale 1705. Oeuv. XII. 598.

[3] Clef du Cabinet. t. 27. p. 6. Picol I. 158.

Digitized by Google

dinal de Noailles der Mittelpunkt, um welchen die Geſchichte der Appellanten in Frankreich länger als 10 Jahre ſich dreht. Nicht weil er etwa ein vorzüglich begabter Geiſt, oder ein dem Irrthum leidenſchaftlich ergebener Fanatiker geweſen, da man ihm im Gegentheil viele löbliche Eigenſchaften des Herzens, eine gewiſſe Frömmigkeit, ſelbſt kirchlichen Eifer nicht abſtreiten kann; ſondern weil er aus kleinlicher Eitelkeit, aus kindiſchem Eigenſinn es nicht über ſich gewinnen konnte, zu bekennen, er habe einmal ſich geirrt, wurde er bei der Schwäche ſeines Charakters der beſtändige Spielball und der vorgeſchobene Poſten der geheimen Häupter der Partei, die es vortrefflich verſtand, ſeine bis zur fixen Idee ausgebildete Abneigung gegen die Jeſuiten zu benützen. Einmal am Gängelbande dieſer Leute gehalten, hatte er weder den Muth, noch den Willen, die goldene Brücke zu betreten, welche ihm ſo oft, leider nur zu oft, erbaut wurde; denn Mäßigung, Nachſicht und Geduld ſind bei ſolchen Männern ſchlecht angebracht, die ſo wenig gerade und ehrlich zu Werke gehen wie Noailles.

Da der Cardinal ſeine Auflehnung gegen den Papſt immer mit dem Vorwande deckte, die Bulle ſei unklar, daher müßten Erklärungen gegeben werden, ſo zeigte ſich der Papſt auf die Verwendung mehrerer Mittelsperſonen geneigt, ſolche zu gewähren, wenn Noailles ſich alsdann unterwerfen werde. Kaum war das Projekt den in Rom anweſenden Freunden des Cardinals, dem Abbé Chevalier und dem Oratorianer Laborde, eröffnet worden, als dieſe Erzjanſeniſten ſofort erklärten, derſelbe dürfe ſich mit den angebotenen Erläuterungen nicht begnügen; der Klerus von St. Roche hatte ſchon am 27. Januar dem Erzbiſchof rundaus bedeutet, er werde nicht mit ihm halten, wenn er, „was Gott verhüten möge," die Bulle mit Erklärungen annehme; Noailles ſelbſt zeigte ſich jetzt entrüſtet darüber, daß man ihm ein ſolches Projekt vorzulegen wage, obgleich er noch vor zwei Jahren weniger verlangt hatte, als jetzt geboten wurde. Damit endigte der erſte Sühneverſuch.

Einen zweiten unglücklichen unternahm der Regent ſelbſt, geſchreckt durch die im Reiche ſich mehrenden Unruhen. Am 13. Juli 1717 ſchrieb er den Biſchöfen, er beabſichtige, den Duc de Feuillade nach Rom zu ſenden und dem Papſt einen neuen Vorſchlag zu machen, ſie möchten ſich daher bis dahin gedulden, mit keinen kirchlichen Cenſuren gegen Widerſpenſtige einſchreiten, ſondern an ihn, den Regenten, ſich wenden, wenn Jemand ohne Noth (sans nécessité) an ein künftiges Concil appellire. Mit Recht fanden die Biſchöfe eine ſolche Beſchränkung der kirchlichen

Digitized by Google

Strafgewalt sonderbar und bedenklich, den verheißenen Schutz aber wegen der Clausel „sans nécessité“ (deren Ächtheit der Regent selbst unter dem 17. August gegen die Behauptung, sie sei von den Jansenisten eingeschmuggelt, vertheidigte), geradezu illusorisch. Aber auch Noailles selbst meinte, die Nation werde damit um ihr gutes Recht gebracht, päpstliche Bullen vor den allgemeinen Concilien anzuklagen. Noch heißblütigere Jansenisten drohten, es werde Alles nichts helfen, wenn der Papst die Bulle nicht widerrufe, sie durch eine bessere ersetze, oder dieselbe nach den (in Frankreich beliebten) Kanones ändere, oder endlich Stillschweigen über die Bulle auferlege.

Dem Papste mißfiel der Plan nicht, daß den Gegnern der Bulle Stillschweigen (also mit Abstand von einer förmlichen Anerkennung) auferlegt werde, und Cardinal de la Tremouille erhielt Auftrag, ein Projekt in diesem Sinne auszuarbeiten. Dieser jedoch überschritt die gegebene Weisung und schrieb ohne Vorwissen des Papstes dem Regenten über den Schaden der Rede- und Preßfreiheit, und empfahl strenge Maßregeln gegen beide Parteien, welche in Wort oder Schrift über die Streitfrage sich äußern würden, bevor der Papst den Zwist geschlichtet habe. Diesem Rath zufolge erließ der Regent am 7. Okt. 1717 das Gesetz des Stillschweigens (lex silentii), welches als einen Gottesfrieden den wahren Frieden verbreiten sollte [1]. An keiner Schule durfte über die Bulle disputirt, die Namen Jansenist, Semipelagianer, Schismatiker u. s. f. sollten unterdrückt werden, und kein Bischof sollte einen Apostaten excommuniciren. — Offenbar war dieses ein Übergriff der weltlichen Macht auf kirchliches Gebiet, eine Schmälerung der Wahrheit und eine Vernichtung des Erlasses vom 14. Feb. 1714, welcher die Bulle Unigenitus zu einem Staatsgesetz erhob.

Bis also der Papst den Frieden hergestellt, soll das Stillschweigen dauern. Aber wie sollte Frieden werden? Noailles gab, vom Regenten gedrängt, das schriftliche Versprechen, er werde sich fügen, wenn dieser dem Papst einen, zwischen den acceptirenden und opponirenden Bischöfen vereinbarten Lehrbegriff (Précis de doctrine) im Namen der Acceptanten nach Rom senden und der Papst ihn gutheißen würde; nur dürften die acceptirenden Bischöfe nichts von diesen Verhandlungen wissen.

---

[1] Nous avons résolus d'imposer un silence aussi utile que nécessaire, et de préparer les voies par cette espèce de trêve à une véritable paix. Clef du Cabinet 27. 397.

Digitized by Google

Wirklich ging das neue Gesetz nebst dem Lehrbegriff am 17. Okt. nach Rom. Hätte der Papst, da ihm das schlau abgefaßte Aktenstück beim ersten Anblick gefiel, durch den ungestümen de la Tremouille, der glänzenden Erfolg geerntet zu haben wähnte, sich zur eiligen Anerkennung drängen lassen, so hätten die Jansenisten gewonnenes Spiel gehabt. Es wurde aber eine Commission von vier Cardinälen eingesetzt, um zu untersuchen, ob der Lehrbegriff rechtgläubig, ob er von den Acceptanten entworfen sei, und endlich ob die Unterwerfung Noailles' befriedigend sein würde. Bald zeigten sich mehrere schiefe Punkte in der Darstellung, die indessen leicht hätten verbessert werden können. Schmerzlicher war die Entdeckung hinsichtlich der zweiten Frage. Insgeheim nämlich hatte der Papst die Cardinäle Rohan und Bissy fragen lassen, ob das übersandte Formular mit dem von den Acceptanten verfaßten identisch sei? Erst spät, am 10. Jan. 1718, kam die Antwort, das Aktenstück sei in 25 Artikeln gefälscht, überdieß sei der sehr wesentliche Anfang und Schluß weggelassen worden. Die dritte Frage endlich löste der Gang der Ereignisse selbst.

Den Jansenisten wäre nichts verhaßter gewesen, als eine etwaige Aussöhnung zwischen dem Papste und Noailles. Um eine solche unmöglich zu machen, wurde die bisher geheimgehaltene Appellation des Cardinals an den besser zu unterrichtenden Papst und an ein allgemeines Concil veröffentlicht und in zahllosen Exemplaren verbreitet. Groß war darüber der Jubel im Jansenierland, aber den Regenten traf dieser Schlag wie ein Blitz aus heiterem Himmel, da er das Spinnengewebe seiner Friedenshoffnungen zerriß. Heftig zürnend stellte er den Cardinal zur Rede; dieser läugnete, an der Publication Schuld zu tragen, konnte aber keinen rechten Glauben finden, da er sich gegen die Confiscation der Exemplare, welche das Parlament am 2. Dec. verordnete, heftig sträubte. Der Papst aber machte dem Regenten am 7. Dec. bei diesem Anlaß ernste Vorstellungen über sein Gesetz, welches nur den Schlechten nütze, während es neutral sein möchte zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Himmel und Hölle. Ungeachtet aller dieser bittern Erfahrungen wollte Clemens XI. noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, doch noch an das Ziel zu gelangen, weil er sich vorstellte, es sei dem Cardinal nur darum zu thun, Erklärungen über die Bulle zu erhalten. Als aber die Factionäre keine andere Darstellung als jene von Noailles (in dem gefälschten Dokumente) eingereichte als zulässig erklärten, als der Cardinal selbst auf alle Erklärungen verzichtete, und nur noch Still-

Digitized by Google

ſchweigen über die Thatſache verlangte, ob die 101 Sätze im Sinne Quesnels verdammt ſeien, ſchwand alle Hoffnung auf einen Ausgleich. „Der Cardinal," äußerte ſich der Papſt, „glaubt mit Gott und den Menſchen ſpielen zu können, während er ſelbſt der Spielball ſeiner Rathgeber iſt." Er veröffentlichte daher am 8. März 1718 ein Dekret der Inquiſition, welches die Appellation der vier Biſchöfe als ſchismatiſch und häretiſch, diejenigen des Cardinals als ſchismatiſch und der Häreſie günſtig verdammte [1]. Das gab dem Parlamente neue Arbeit; am 28. März unterdrückte dasſelbe das Dekret, weil es von einer nicht anerkannten Congregation herkomme, und weil man die „ultramontanen Prätenſionen nicht begünſtigen dürfe"; die Parlamente von Rennes, Beſançon, Bordeaux, Bourges, Metz, Toulouſe folgten nach, nur dasjenige von Douai erklärte ſich für incompetent zu gleichem Gewaltakt [2].

Seitdem das Parlament von Paris dem Herzog von Orleans geholfen, einen Staatsſtreich auszuführen, das Teſtament Ludwigs XIV. zu ſtürzen und ihn zum alleinigen Regenten zu erklären, fühlte es die Zeit gekommen, in alle kirchlichen und ſtaatlichen Geſchäfte ſich einzumiſchen, der Herzog aber ſah ſich genöthigt, die Kirche als Probeſtück des Kulturkampfes ihm zu überlaſſen. Luſtig und tapfer wurde alſo gegen Papſt, Biſchöfe und Prieſter gemaßregelt. Neben vielen andern Komödien konnte man am 19. März ein Feuer vor der großen Stiege des Juſtizgebäudes erblicken, welches einen Brief des Cardinals de Mailly von Rheims, eines der hervorragendſten und eifrigſten Biſchöfe Frankreichs, verzehrte. Dieſer hatte am 20. Jan. 1718 dem Regenten Vorſtellungen über ſein Geſetz des Stillſchweigens gemacht; das Parlament ſah darin Reichsfeindlichkeit und Vaterlandsgefahr und ließ das gefährliche Schreiben durch den Henker verbrennen. Der Erzbiſchof aber, der nicht ſo leicht einzuſchüchtern war, forderte ſchon nach fünf Tagen alle Landdekane auf (die Stadtgeiſtlichen waren „altkatholiſch"), mit ihm Gott zu danken, daß er gewürdigt worden ſei, für Chriſtus Schmach zu leiden, und zeigt ihnen die Stiftung einer Dankmeſſe zum Gedächtniß dafür an [3].

---

[1] Daſ. 28, 459.

[2] Daſ. 28, 493, 427. Fleury, 69, 717.

[3] Clef du Cabinet, 28 p. 419, 491. In dem Circular an die Decane heißt es: Quelle satisfaction pour un Evêque, d'être l'objet de l'indignation de ceux qui attentent sur l'autorité de l'église, et qui protègent manifestement les Nova-

Solche und hundert andere noch schlimmere Vorfälle mußten endlich jeden Zweifel darüber heben, daß es auf ein förmliches Schisma abgesehen sei und daß die bisherige Nachsicht gegen die Empörer der Kirche nur Schaden gebracht habe. Aus diesem Grunde unterzeichnete endlich Clemens XI. am 28. Aug. die Bulle **Pastoralis officii**, und publicirte dieselbe genau fünf Jahre nach dem Erlasse der Bulle Unigenitus am 8. Sept. 1718. Damit wurden die Appellanten, keiner jedoch namentlich, excommunicirt und die Gläubigen vor ihren Verführungskünsten gewarnt. Wenige Tage früher hatte der Papst dem Herzog von Orleans geschrieben und ihn gebeten, zur Vollstreckung des gefällten Urtheils den weltlichen Arm zu leihen, weil die Wünsche des Volkes, die Ruhe des Reiches, besonders aber das Heil der Seelen und die Religion dieses von ihm verlangen, und weil die ganze Kirche ihn darum anflehe.

4. **Das Appellationsfieber und ein halber Friede.** — Kaum war eine Ahnung von der Existenz dieser Bulle nach Frankreich gedrungen, so wurde hier mit jenem komischen Ernste, der ein Vorbote des Irrsinns zu sein pflegt, ein Schauspiel aufgeführt, das wir in Deutschland jetzt leichter begreifen können, seitdem die „Altkatholiken" uns ähnliche Vorstellungen gegeben. Der ganze Lärmapparat wurde in Bewegung gesetzt und mit Declarationen, Protestationen und Appellationen eine „sittliche Entrüstung" aufgeführt, die um so lächerlicher wurde, je erhabener sie zu sein wähnte. Die Hauptacteure hiebei waren einige Domkapitel, die Sorbonne, mehrere Universitäten, die Parlamente und einzelne religiöse Körperschaften. Da indessen ungeachtet aller künstlichen Mittel der Lärm zwar groß, die wirkliche Zahl der Schismatiker aber gering war, so wurde eine List angewandt, welche bisweilen für die Besatzung belagerter Festungen einen glücklichen Erfolg hatte, indem, um die Streitkräfte stärker erscheinen zu lassen, die der Sekte gehörige Mannschaft wiederholt aufmarschiren mußte. Der gemeinsame Charakter dieses ungeheuerlichen Kriegszuges gegen die Bullen Unigenitus und Pastoralis bestand in der Berufung von denselben an ein allgemeines, nach demokratischen Ideen zugestutztes Concil, und in einem förmlichen Proteste gegen die **Unfehlbarkeit** des Papstes [1]. Am frechsten thaten sich in

---

teurs! Bien loin donc d'être mortifié du jugement qui vient d'être rendu, nous nous en glorifions dans le Seigneur. Daſ. p. 455.

[1] Es dürfte nicht uninteressant sein, diese Protest- und Adressenbewegung in ihren Hauptzügen zu kennzeichnen, wie dieselbe in Paris sich kund gab. Den Reigen eröffnete

letzterer Beziehung die theologischen Facultäten von Caen und Paris hervor. Diejenige von Caen dekretirte übermüthig, die Ansicht von der

---

die Sorbonne, indem sie in einer Generalversammlung vom 16. September auf den Antrag ihres Syndicus Hideux die Appellation vom 5. März 1717 erneuerte. Eine Woche später (23. September) legte Noailles seine Stelle als Präsident des königlichen Gewissensrathes nieder, versammelte sein Domkapitel und 27 Domherren (nur zwei widerstanden) unterschrieben den Appell des Cardinals vom 3. April 1717. Dieser selbst erließ am folgenden Tage ein Mandement an seine Gläubigen, worin er endlich seinen Acte d'Appel veröffentlicht, sie gleichwohl zum Gehorsam gegen den Papst auffordert und in kurzer Frist einen Pastoralunterricht (er erschien 14. Januar 1719) zur Rechtfertigung seines Schrittes verhieß (Clef etc. 29, 360; 28, 94—110). Am gleichen Tage legten 48 Pfarrer, geführt von demselben Hideux als Dekan, in ihrem und ihrer Kapläne Namen, ihre Beistimmung zu diesem Akt in die Hände des Erzbischofs nieder. Die Sorbonne aber ahnte, es gebe hier wieder neue Lorbeeren zu pflücken; deßwegen beschlossen am 26. September 108 gegen 2 Doktores, unbeschadet des Wortlautes ihrer eigenen (radikaleren) Appellation, die sie nochmals erneuern, diejenige des Cardinals zu genehmigen, sie ad perpetuam memoriam in ihre Akten einzutragen, ihm 12 alte Doktores zur Beglückwünschung und eben so viele an das Parlament zu senden, um auch dort ihre Heldenthat einschreiben zu lassen. Diese Herren Theologen rechneten indessen ganz richtig, der Lärm würde größer sein, wenn auch Juristen, Ärzte, Philologen, Naturforscher, Künstler, Literaten u. s. f. in das Geschrei der „sittlichen Entrüstung" einstimmten. Es wurde somit am 1. Oktober eine Versammlung von 16 Deputirten aller Facultäten der Universität gehalten, wobei der bekannte Rollin ebenfalls eine Rolle spielte. Das Resultat war natürlich ein kräftiger Protest gegen die Bulle Unigenitus, besonders aus dem Grunde, weil der Papst dabei auctoritativ gehandelt, das Recht der Bischöfe verletzt habe, und offenbar die Prätension hege, unfehlbar zu sein (Fleury 70, 83—102). Auch einige klösterliche Genossenschaften meinten, man müsse von dem Strom der Zeit sich fortschwemmen lassen, den Papst, wenn er nicht mit dem Fortschritt gehen wolle, seinem Schicksal überlassen und lustig appelliren. Diesem Zuge folgten durch Kapitelsbeschluß die Carmeliten von Paris, die Convente der Mauriner von St. Germain des Prés, von St. Denys und derjenige der Weiß-Mäntel, weßhalb der Papst die Congregation in Frankreich zu unterdrücken drohte. Der erste Aufzug hatte der Bulle Unigenitus gegolten, der Bulle Pastoralis war der zweite bestimmt.

Leider war das Parlament, als diese Dinge vorgingen, in den Ferien und die Chambre de Vacance durfte während dieser Zeit nur die dringendsten Geschäfte erledigen. Was gibt es aber Dringenderes als die Gefahr des Vaterlandes? und diese war durch die päpstliche Bulle so groß, daß diese Chambre schleunige Rettung bringen mußte. Am 3. Oktober erschien der königliche Generalprocurator und bewies, die Appellation sei äußerst nothwendig, denn die Akte des Papstes beruhen alle auf der Idee der Unfehlbarkeit. Das war so gefährlich, daß die Chambre nicht nur den Appell annahm, sondern sofort die Confiscation der bösen Bulle verordnete und den Bischöfen, Universitäten u. s. f. die Annahme oder Verbreitung irgend eines päpstlichen Erlasses bei 500 Liv. Strafe untersagte. (Clef etc. 29. 433.) Dieser dritte Oktober war auch sonst noch ein goldener Tag für die Jansenisten, weil Noailles wieder einen Hirtenbrief an seinen Klerus erließ, um ihm seine Appellation gegen die

Digitized by Google

Unfehlbarkeit des Papſtes ſei eine Irrlehre. Die Herren Collegen in Paris, erſtaunt darüber, von einer Winkeluniverſität an Kühnheit ſich übertroffen zu ſehen, hielten ſchnell Sitzung am 19. Jan. 1719, faßten gleichen Beſchluß, und als Tambonnet meinte, jene Lehre ſei doch nicht ketzeriſch und dieſe Meinung auch nicht widerrufen wollte, wurde er nebſt 22 andern Doctores aus der Verſammlung geſtoßen.

Während die Sorbonne ſo gegen katholiſche Männer verfuhr, functionirte hart vor den Thoren von Paris in dem Dorfe Anieres ein jüngſt von der Seite des Altvaters Quesnel zurückgekehrter Flüchtling, Petitpied, als Pfarrer unter den Augen des Erzbiſchofs. Aus Holland hatte er eine neue Art, die heilige Meſſe zu feiern, mitgebracht und

---

Bulle Paſtoralis anzukünden. Da er ſich einbildete, ein gemäßigter Geiſt zu ſein, ſo warnte er vor zwei Extremen, vor dem Mangel an Ehrfurcht und Gehorſam, andererſeits vor dem blinden Gehorſam gegen den Papſt, dem man zuweilen mit dem Biſchof Robert Groſſetête von Lincoln ſagen müſſe: filialiter et obedienter non obedio, contradico et rebello. (Daſ. 29, 395.) Wirklich erſchien noch am gleichen Tage die ſehr lange Appellation gegen die Bulle, und zwar nicht mehr, wie früher, an den beſſer zu unterrichtenden Papſt, ſondern nur noch an das allgemeine Concil. Darin fanden ſich die Behauptungen, die Excommunication gegen die Appellanten ſei nichtig, weil der Papſt keine Gewalt mehr in der Angelegenheit habe, wenn einmal an das Concil, als an den höhern Richter, provocirt worden ſei; eine blinde und ſklaviſche Unterwerfung unter die Conſtitution, wie der Papſt ſie verlange, heiße den Biſchöfen eine Unbill und Schmach zufügen, weil dieſe auch nach der päpſtlichen Entſcheidung noch Glaubensrichter ſeien; endlich ſei die Vorausſetzung der päpſtlichen Unfehlbarkeit, nach welcher dieſer Gehorſam gefordert werde, der Lehre der galikaniſchen Kirche entgegen. (Daſ. 30, p. 40—54; Fleury, 70, 58—67.)

Solche Demonſtrationen waren eine herrliche Gelegenheit für die „Wiſſenſchaftlichen" der Sorbonne, auch ihrerſeits wieder zu glänzen. Am 8. und 10. Oktober hielten dieſelben Generalprobe zur Vorbereitung eines großartigen Proteſtes; derſelbe erſchien am 18. Oktober mit der Berufung auf ein allgemeines Concil gegen die beiden Bullen und mehrere andere Dekrete, mit den Unterſchriften von 125 Doktores verſehen. Zwar proteſtirten mehr als 500 Doktores und Magiſtri der Sorbonne am 29. Oktober beim Regenten gegen dieſe unbefugte Anmaßung ihrer Collegen; das hinderte aber die letzteren nicht, im Namen der theologiſchen Facultät eine lange Rechtfertigung der Appellation am 3. December zu veröffentlichen. — Inzwiſchen hatte auch das Parlament ſeine Ferien beendigt und ſomit Gelegenheit erhalten, ſeinen antipäpſtlichen Vaterlandsmuth ebenfalls an den Tag zu legen. Die Anträge, welche der königliche Procurator am 3. Oktober geſtellt, wurden daher am 10. Januar 1719 einfach angenommen, und als Grund der Nothwendigkeit, die Bullen und Breven von Rom zu verbieten, noch ausdrücklich hervorgehoben, es ſei große Gefahr vorhanden, die römiſche Curie möchte durch Ordensleute, deren Generalobere in Rom ſeien, ultramontane Grundſätze in das Land einſchmuggeln; deßwegen wurden den Religioſen, wie den Biſchöfen ſtrenge verboten, Briefe über beſagte Bullen zu empfangen oder zu leſen, ohne königliche Genehmigung, Alles unter Androhung, als öffentliche Ruheſtörer geſtraft zu werden.

Digitized by Google

zum allgemeinen Ärgerniß sogar den Weibern gestattet, das Evangelium in der Kirche vorzulesen, was indessen, verglichen mit den spätern Gebräuchen der Sekte, noch bescheiden war, indem sie sich weibliche Messeleserinnen hielten, denen „altkatholische" Priester am Altare dienten. Diesen Mann nun, den die Sorbonne vor Jahren bei Anlaß des Gewissensfalles [1] auf königlichen Befehl ausgeschlossen, nahm sie jetzt am 1. Juni wieder in ihre Reihen auf. Das schien endlich dem Regenten zu viel, und die Herren der Sorbonne mußten sich am 6. Juli bequemen, Tambonnet wieder aufzunehmen, Petitpied zu streichen und das Dekret gegen die Unfehlbarkeit zu tilgen; Petitpied aber erhielt Weisung, den Wanderstab für das Exil wieder zu ergreifen.

Die Parlamente waren nicht gesonnen, es bei bloßen Erklärungen bewenden zu lassen. Da die große Mehrzahl der Bischöfe die päpstliche Bulle sogleich verkündet hatte, so fingen die Parlamente an, ihre Hirtenbriefe als staatsgefährliche Dinge massenhaft zu verurtheilen und zu verbrennen. Zwar hatte der Regent denselben am 25. October 1718 befohlen, den Bischöfen gegen rebellische Geistliche beizustehen, sie aber handelten im entgegengesetzten Sinne und verfolgten die Bischöfe, welche Miene machten, gegen Appellanten einzuschreiten. In dieser Verlegenheit griff der Regent wieder zu dem schwachen und falschen Auskunftsmittel, daß er am 5. Juni 1719 das frühere Gesetz des Stillschweigens im Namen des Königs noch einmal erneuerte für die Dauer eines Jahres [2]. Die Sorbonne jedoch kümmerte sich wenig um diesen Befehl, denn schon am 17. Juni ließ sie öffentlich Thesen gegen die Bulle vertheidigen, und die Parlamente fuhren fort, ärger als vorher gegen die Bischöfe zu wüthen.

Trotz aller bisherigen bittern Erfahrungen wurden dennoch die Ausgleichsversuche mit dem Cardinal nicht gänzlich abgebrochen, und die bedeutendsten Bischöfe widmeten sich unverdrossen dieser trostlosen Arbeit. Alles schien zwar verloren, als Noailles am 14. Januar 1719 einen Hirtenbrief zur Rechtfertigung der Appellation veröffentlichte, der von Irrthümern und Häresien strotzte, namentlich aber der Bulle Unigenitus den Charakter einer Glaubensregel bestritt, so daß der Papst sich genöthigt sah, das skandalöse Dokument am 3. August zu verdammen, während das Parlament durch Unterdrückung dieses Dekretes am

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1874. VI. S. 28.

[2] Clef etc. 31. 95.

Digitized by Google

6. September ſich neue Sporen verdiente. Plötzlich jedoch ſchien der Wind ſich zu drehen, indem der Cardinal, nachdem er mit einigen appellirenden Biſchöfen Raths gepflogen, am 18. Januar 1720 unerwartet dem Regenten ſchriftlich verſprach, er werde die Bulle annehmen, wenn der Herzog die ſtaatliche Anerkennung derſelben durch neue Patentbriefe verordne. In der That unterzeichnete Noailles 13. März die „Explications sur la bulle Unigenitus", welche einige ſogenannte „gemäßigte" Theologen entworfen hatten [1]. Leider fand dieſes zweideutige und halbſchlächtige Aktenſtück bei der übermäßigen Sehnſucht nach irgend einem friedlichen Abkommen die Billigung von etwa 30 in Paris anweſenden Biſchöfen, und in aller Haſt wurden im ganzen Reiche 97 Unterſchriften durch Überrumplung eingebracht; nur die äußerſten Ultramontanen und Janſeniſten verweigerten ſie. Aber ſchon am 18. März erließ der Cardinal an ſeine ſtörriſchen Pfarrer einen Troſtbrief, ſie möchten ſich beruhigen und nichts fürchten, denn er habe die Bulle nur ſehr beſchränkt angenommen. Faſt gleichzeitig erſchienen, unter dem Namen und unter der Protection des Cardinals, zwei ganz janſeniſtiſche, gegen Papſt und Biſchöfe höchſt feindliche Schriften [2], worin er erklärte, von der Appellation durch den Vergleich weder ablaſſen, noch dieſelbe widerrufen oder abändern zu wollen. Dem Papſt zwar verſicherte er, dieſe Schriften ſeien entſtellt worden, und dennoch wollte er deſſen Aufforderung, ſie zu verläugnen, nicht entſprechen.

Offenbar war der ſchwache Prälat durch den Zorn der Partei, die ihn bisher in ihren Banden gehalten, geſchreckt worden. Kaum verlautete nämlich etwas von einem Vergleiche, ſo ſchrieben die Biſchöfe von Montpellier und Boulogne warnend und drohend dem Erzbiſchof; nachdem das Corpus doctrinae unterzeichnet war, riefen dieſelben die übrigen Appellanten zu verdoppeltem Widerſtand auf, damit die „gute Sache" durch den Abfall des Cardinals nicht Schaden leide. Der-

[1] Noailles nahm darin die Bulle an: Juxta corpus doctrinae recipimus constitutionem Unigenitus, juxta praefatas explicationes, in quibus verus continetur sensus. — Zwei warnende Briefe an Biſchof Languet von Soiſſons sur la fausse apparence de paix dans l'église de France, vom 10. Auguſt 1720 und 1. Januar 1723, entwickeln das Schiefe, Halbe, Trügeriſche dieſer Transactionen und Erklärungen weitläufig.

[2] Mémoires sur la paix de l'église und Notes sur les explications. In der erſten Schrift war zu leſen: Le mal venait de la bulle même. On ne peut admettre ni comme Evêque ni comme bon Français une condamnation des 101 propositions dans leur sens propre et naturel.

Digitized by Google

jenige von Mirepoix forderte dazu auf, den schrecklichen Fall Noailles' zu beweinen. Sofort fing das gewohnte Spiel mit den Appellationen wieder an, obgleich das Jahr des Stillschweigens noch nicht verflossen war. Am frühesten rückten die Pfarrer von Paris mit einem Proteste heraus, ihnen folgten mit erneuertem Appell 34 Mauriner von St. Denys, diesen aber am 28. März die lärmende Schaar der Pariser Doctores. Alle befolgten ein Formular nach gleicher Schablone, worin der Cardinal zu hören bekam, er selbst habe behauptet: „Ein Appell von der Constitution an das Concil suspendire alle Akte, gegen welche man appellire," daher sei sein jetziges Unterfangen ungiltig. Endlich erfrechten sich 50 Sorbonnisten, ihm in einer Audienz am 5. Juni Feigheit und Verrath vorzuwerfen.

In der Klemme zwischen seinen intriguanten Freunden und dem Zorne des Regenten und in der Furcht, die übrigen Bischöfe würden demnächst die kirchliche Gemeinschaft mit ihm aufheben, that er nochmals einen halben Schritt, forderte wieder die Erneuerung der Patentbriefe und Anerkennung derselben durch das Parlament; überdieß ließ er sich von seinem Freunde, dem Abbé Couet, bestimmen, einen Erlaß für die Publication der Bulle am 2. August zu verfassen, ohne jedoch denselben zu veröffentlichen. Die Forderung hinsichtlich der Patentbriefe war eigentlich ein listiger Vorwand, um in der bisherigen Schwebe bleiben zu können, denn das Parlament war mit dem Regenten wegen der Finanzlage des Reiches zerfallen und deßwegen nach Pontoise verbannt worden. Dennoch erschien das fragliche Patent am 4. August 1720, worin das frühere vom 14. Februar 1714 erneuert, den theologischen Facultäten jedoch ausdrücklich untersagt war, gegen die Bulle, gegen den Pastoralbrief vom 1. Februar desselben Jahres, oder gegen die von den 97 Bischöfen gebilligten Erklärungen überhaupt zu schreiben oder zu sprechen, und worin jede Appellation an ein künftiges Concil strenge verboten wurde. Das Parlament in Pontoise jedoch sträubte sich am 2. September, wie Noailles gehofft haben mochte, diesen königlichen Erlaß anders als mit großen Einschränkungen einzutragen. Der Regent zog deßwegen das Rescript wieder zurück und übergab es, um dasselbe einzuregistriren, dem großen Staatsrath, dem er am 15. September alle Streitsachen zuwies, welche die Bulle Unigenitus betreffen. Auch dieser zeigte sich wenig willfährig und konnte erst in einer feierlichen Sitzung am 23. September durch die große Zahl der bei-

Digitized by Google

wohnenden Prinzen und Notabeln zur Erfüllung des Verlangten gebracht werden.

Es iſt beinahe überflüſſig, zu erwähnen, daß alsbald der gewohnte Platzregen der Appellationen wieder begann; dieſes Mal aber unter dem Vortritt jener vier Biſchöfe, welche zuerſt dieſe Manöver eröffnet hatten. Dem gegebenen Verſprechen gemäß hätte nun der Erzbiſchof ſein Unterwerfungsinſtrument publiciren ſollen, aber einer zwiſchen ihm und mehreren Parlamentsräthen getroffenen Verabredung zufolge weigerte er ſich, dieſes zu thun, bevor das Patent vom Parlament einregiſtrirt ſei. Dieſe geheime Cabale erbitterte den Regenten ſo, daß er den Plan faßte, das Parlament vollſtändig aufzuheben; vorläufig aber erhielten die Mitglieder desſelben am 11. November die Weiſung, ihre Sitzungen im nächſten Monat in Blois fortzuſetzen. War es den Herren ſchon ſehr läſtig, 7 Stunden von Paris entfernt zu ſein, ſo ſchien ihnen eine Entfernung von 30 Stunden geradezu unerträglich. Zum Glücke für dieſelben fanden ſich Unterhändler, welche dieſen Conflikt auszugleichen verſuchten. Der Marſchall de Villars ſtellte dem Cardinal ernſtlich vor, wie er die Schuld an dem Untergang des Parlaments trage; Andere dagegen bemühten ſich, weil der Cardinal an dieſer Bedingung feſthielt, insgeheim eine Mehrzahl für die Einregiſtrirung im Parlamente zu gewinnen [1], was bei der Traurigkeit über die bevorſtehende Verbannung ſo ſchwer nicht war, um ſo weniger, als das Parlament im September dieſelbe noch nicht förmlich verweigert hatte. Sobald man dieſe Zahl gewonnen, überreichte der Cardinal endlich am 16. November dem König und dem Regenten ſeine äußerſt ſchwache und leider nur perſönliche Annahmeformel nebſt den Erklärungen, und ließ dieſelben am folgenden Tage in allen Kirchen der Stadt verleſen, ohne jedoch ſein früheres Verbot, die Bulle anzuerkennen, förmlich aufzuheben. Der Regent ſeinerſeits aber überwies (25. Nov.) das Erkenntniß in Streitſachen über die Bulle wiederum dem Parlamente und ſiſtirte den Verbannungsbefehl nach Blois. Das Parlament erhielt, nachdem es noch in Pontoiſe das Patent vom 4. December endlich einregiſtrirt hatte, am 16. die heißerſehnte Erlaubniß, wieder nach Paris zurückkehren zu dürfen.

Während nun einerſeits, ungeachtet des Verbotes, ein wildes Preis-

[1] Mémoires du maréchal de Villars (Collect. des mém. de Petitot et Monmerqué tom. 70, p. 49—55). Mém. des Duclos. Daſ. tom. 76, 431.

Digitized by Google

laufen mit Appellationen und Proteſten neuerdings begann, während Rollin als Rector Magnificus in einer akademiſchen Rede die Appellanten verherrlichte, erlebte man andererſeits den Troſt, daß St. Marthe, der General der Mauriner, derjenige der Congregation von St. Genoſeva und mehrere Mönche von St. Denys ihre frühern Proteſte widerriefen und der Pacification ſich anſchloſſen. In Rom dagegen wurde die ohnehin ſehr geringe Freude[1] bald getrübt; denn der Papſt fand in dem erhaltenen Exemplare der Erklärungen, daß Noailles die Grundſätze von 1682 ausſprach, daß er die Bulle nur beſchränkt annahm, daß er weder ſeinen Appell, noch ſeinen Brief an die Pfarrer vom 18. März 1720, noch endlich ſeinen Hirtenbrief vom 14. Jan. 1719 zurücknahm, und bald darauf ſtellte es ſich heraus, daß ihm der Cardinal wieder einmal ein gefälſchtes Dokument überſchickt hatte. Dem Regenten aber ſagte Noailles, er ſei die ſchneeweiße Unſchuld, die Fälſchung ſei ohne ſein Zuthun auf das Papier gekommen, man möge ihn aber damit verſchonen, dem Papſte zu bekennen, daß er mit der Täuſchung nicht einverſtanden ſei[2]. Da er indeſſen doch ein verſchwommenes Verſprechen abgab, den Papſt befriedigen zu wollen, ſo verlangte Clemens XI. vom König die Ausführung der Verſprechungen Ludwigs XIV. hinſichtlich der Artikel von 1682, von Noailles aber wieder einen ähnlichen Brief als Genugthuung, wie er am 19. Juni 1711[3] geſchrieben hatte. Als jedoch die langweiligſten Verhandlungen mit dem ſonderbaren, zweideutigen und unſelbſtſtändigen Manne in Ausſicht ſtanden, zerriß der Tod den ſchwachen Faden der Friedenshoffnungen, indem der Papſt am 19. März 1724 ſtarb.

(Schluß folgt.)

Reinward Bauer S. J.

Der liberale Katholizismus.

Derſelbe moderne Geiſt, welcher auf dem Tummelplatz der ſogen. freien Wiſſenſchaft aus Hegel'ſchem Pantheismus in den Darwiniſtiſchen

---

[1] Clemens XI. ſchrieb dem Biſchof von Arles am 20. Auguſt 1720 über das ohne ſeine Genehmigung und ohne ſein Vorwiſſen eingeleitete Friedensgeſchäft: Veremur, ne veteri dolori nostro nova dolendi materia suppedidetur.

[2] Lafiteau, l. V. n. 71.

[3] Vgl. dieſe Zeitſchrift 1874. VI. S. 30.

Digitized by Google

— sit venia verbo — Panbeſtialismus umgeſchlagen iſt und bereits ſeine Schildträger in den verzweifelten Pandämonismus hinein Purzelbäume ſchlagen läßt, derſelbe Geiſt ſpielt bereits auch auf dem Schauplatz des Lebens unter der Culturmaske mit Aufwendung aller Kraft ſeine letzten Trümpfe aus; den idealen Gebilden des Subjectivismus längſt entronnen, liegt er jetzt in der gedankenloſen Umarmung der Materie, wie ein nach allen Seiten mißtrauiſches Stachelthier, und bereits erhebt er ſich, um in dem alten Machtſtreit als grinſender Dämon das Werk Gottes zu zertreten. Überall, in der Hütte des einfachen Landmannes ſowohl, als auch im Palaſte des politiſchen Machthabers, iſt man von der großartigen Bedeutung der gegenwärtigen Lage durchdrungen. Da dürfte es vielleicht auf den erſten Blick ſonderbar, ja kleinlich erſcheinen, daß der Mann, welchen die Vorſehung in dieſer gewaltigen Zeit berufen hat, den Streitern für Wahrheit und Recht durch ſeine Lehren und Leiden eine Leuchte zu ſein, jede Gelegenheit dazu benützt, um zu warnen vor — dem liberalen Katholizismus, daß der nämliche Pius IX. trotz ſeiner Bedrängniſſe jene Beſtrebungen im Großen und im Kleinen ermuthigt, die den ſchroffſten Gegenſatz zu den Grundſätzen des Liberalismus aufrecht halten wollen. Iſt denn wirklich in unſerer Zeit der liberale Katholizismus für uns die gefährliche Klippe? So könnte man verwundert fragen, beſonders fragen in Deutſchland, wo in den letzten Jahren der mächtige Reichskanzler dem liberalen Katholizismus entweder den Liberalismus oder den Katholizismus gründlich verleidet hat, ſo daß jener unter den Deutſchen einſtweilen nur noch als leere Form, als Maske für Heuchler zu haben iſt. Um uns die zutreffende Würdigung unſerer Frage zu erleichtern, wollen wir den liberalen Katholizismus zuerſt in ſeinem Entſtehen, dann in ſeinem Inhalte und drittens in ſeinem Gegenſatz zum althergebrachten Katholizismus uns vorführen. Da ſich unſer Zweck gegenwärtig auf das Signalement des Übels beſchränkt, ſo ſind wir darauf angewieſen, auf der Oberfläche zu bleiben und die Züge aphorismenartig aneinander zu reihen.

I.

Wie kann ein Katholik liberal werden? Wenn wir hier vom liberalen Katholizismus reden, ſo denken wir nicht an Alt-, Staats-, Auch-Katholizismus, oder wie die Behältniſſe ſonſt alle heißen mögen, welche die Abfälle vom „römiſchen“ Katholizismus aufzunehmen beſtimmt ſind; dieſe verſchiedenen Spezies gehören wohl alle dem Liberalismus

Digitized by Google

an, sind aber nicht das, was man im eigentlichen Sinne liberalen Katholizismus nennt. Dieser ist vielmehr ein Complex von Lebensanschauungen, die sich zunächst nur in eifrig religiösen Kreisen ansetzen und dann freilich zum großen Theil Anhänger aus jenen Kreisen rekrutiren, in denen die Liebe zum Frieden größer ist, als die Liebe zur Wahrheit [1]. Die Erfahrung lehrt, daß noch alle epochemachenden Irrthümer in den katholischen Kreisen ihren Nachklang fanden. So hat die protestantische Gnadenlehre den Jansenismus, das Kirchenregiment der protestantischen Fürsten den Gallikanismus und Josephinismus im Gefolge gehabt. In sofern hätte es nichts Auffälliges, daß auch der sich Liberalismus nennende Abfall von Gott, wie er seit dem verflossenen Jahrhundert zu einer wahren socialen Macht herangewachsen ist, in den katholischen Kreisen ein Echo gefunden hat. Die Erscheinung hat nur das Eigenthümliche, daß es eifrige, im Kampfe gegen die Kirchenfeinde sich auszeichnende Männer waren, bei denen die liberale Geistesrichtung sich zuerst zu einer doctrinären Bedeutung entwickelte [2]. Gerne verzichten wir auf die Anführung historischer Einzelheiten; denn es ist immer peinlich, an Persönlichkeiten herumzunergeln, denen man in mancher Beziehung gerne Bewunderung und tiefgefühlten Dank zollt; für unsern Zweck genügt es, auf die offenkundige Thatsache hinzuweisen, daß der liberale Katholizismus seit einem Jahrhundert in allen jenen Ländern der Welt als ein compactes (zumeist nicht theoretisch entwickeltes, sondern nur in der Praxis befolgtes) System erschien, in denen die Kirche hart verfolgt wurde, oder eben erst aus dem Zustand harter Bedrückung hervorging. Sollte es schwer sein, diese auf den ersten Blick etwas sonderbare Erscheinung psychologisch zu enträthseln? Wir glauben: Nein. Nichts ist zur Zeit ungerechter Bedrückung dem Menschen natürlicher, als die Sehnsucht nach dem Aufhören der Bedrückung, zumal wenn es eine Religionsbedrückung ist. Die Sehnsucht wird am tiefsten empfunden von jenen edlen Herzen, welche die heiligsten Güter der Menschheit am besten zu würdigen wissen. Das religionsfeindliche Vorgehen ist ein Frevel gegen Gott, gegen Christus, überhaupt gegen die Wahrheit und insofern verletzt es jeden edel denkenden Menschen; es ist aber zugleich eine Vergewaltigung

---

[1] Plurimos propriae quietis amatores ad suas partes alliciunt, wie Pius IX. in einem Breve vom 21. Mai d. J. sagte.

[2] Frankreichs berühmtester Kanzelredner erklärt noch am Abende seines Lebens: Je suis chrétien pénitent, mais libéral impénitent.

Digitized by Google

der subjektiven Überzeugung, eine Verletzung der Rechte des Individuums, eine Verhöhnung der jedem Menschen zustehenden Gewissensfreiheit, und in dieser Hinsicht wird das menschliche Herz noch fühlbarer getroffen. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß ein Hieb auf die Wahrheit nicht so empfindlich wehe thut, als ein Hieb auf das Ich. Voll Indignation über das erlittene Unrecht seufzt der Verletzte: Man gebe uns nur unsere Freiheit zurück; man räume auch uns und unsern religiösen Überzeugungen das Existenzrecht ein, welches wir gerne allen Andersdenkenden zuerkennen wollen. In dem Kampf, welcher in erster Linie ein Kampf für die unterdrückte Wahrheit, für das verletzte göttliche Recht und erst an zweiter Stelle für das verletzte menschliche Recht sein sollte, wird unter dem Druck des Schmerzes über die Unbilden der „Mensch" unvermerkt in den Vordergrund geschoben. So gerechtfertigt und sogar edel nun auch das aufflammende Freiheitsgefühl und das Bewußtsein erlittener Gewissensbedrückung sein mag, so erblicken wir doch hierin schon eine kleine Abbiegung von der normalen Geistesrichtung, die an sich noch unverfänglich, unter Umständen aber doch der erste Anfang einer Abirrung werden kann.

Man vergesse nur nicht, daß der bedrängte Katholik sich Feinden gegenüber sieht, denen er mit Protesten gegen die verletzte menschliche Freiheit verständlich ist, während er mit Reden über die Rechte der christlichen Wahrheit im günstigsten Falle tauben Ohren predigt, oft zu Mißverständnissen Anlaß bietet, durch welche die Religionsfeinde ihr Bedrückungssystem sogar gerechtfertigt finden. Wenn er das Wort Freiheit im Munde führt, so weiß er, daß er Saiten anschlägt, die in eines jeden Menschenbrust tief wiederklingen, daß er seiner heiligen Sache mächtige Bundesgenossen erwirbt. Muß er deßhalb nicht um so mehr geneigt sein, nicht sowohl als Jünger der göttlichen Wahrheit, sondern vielmehr als Jünger der menschlichen Freiheit den Kampfplatz zu betreten? Er erinnert sich, daß das Wort Freiheit ja auch in den Evangelien zu finden ist, und den Jüngern der Revolution und des Atheismus ruft er zu: Ihr täuschet euch, wenn ihr wähnet, wir seien Feinde euerer Freiheit; auch wir wollen die Freiheit gerade so, wie ihr sie wollet. Und während er so spricht, denkt er bei sich: sollte nicht die christliche Wahrheit vermöge der ihr innewohnenden Kraft im Stande sein, sich auf der Grundlage schrankenloser Freiheit durch sich selbst zur Geltung zu bringen? Während man sich so in das schmeichelhafte Bewußtsein einwiegt, als habe man durch Hochhaltung der unbeschränkten

Digitized by Google

Freiheit die einzig echte Hochachtung vor der Wahrheit, findet unterdessen auch das in sich selbst verliebte Menschenherz seine Rechnung. Nur von einem Wesen, welches sich nicht irrt und sich stets vom guten Willen leiten läßt, kann man sagen: Je freier, desto besser. Daher rührt der unbeschreibliche Zauber, der in dem Wort Freiheit liegt. Wo wäre der Mensch, der sich eine solche Anerkennung nicht gerne gefallen ließe? der nicht mit Behagen vernähme, wie man sein Ich zum Schacht erklärt, aus welchem alles Gute und Kostbare hervorgeholt werden müßte?

Der Kampf für das gewaltsam gedrückte Recht ist aber nicht einzig das, was dem Katholiken Anlaß bietet, sich vom Zauber des Freiheitscultus berücken zu lassen. Schon das bloße Zusammenleben mit Andersdenkenden ist im Stande, auf die Denkweise des Unbehutsamen einen liberalisirenden Eindruck auszuüben. Durch seinen Glauben ist der Katholik auf Friedfertigkeit und Menschenfreundlichkeit angewiesen. So geschieht es denn, daß er von Herzen gern bereit ist, mit Andersdenkenden einen modus vivendi festzusetzen und auch heilig zu halten, wofern es ihm nur einigermaßen dadurch ermöglicht ist, nach seinem Glauben zu leben. Dieses ist nun ganz in der Ordnung; sehen wir ja doch, daß überall unter den bezeichneten Verhältnissen sogar die bösen „Ultramontanen" das gethan haben und noch thun, beispielsweise in Belgien, wo die ultramontanen Katholiken treu und ehrlich einstehen für die Constitution, während die überaus „ehrlichen" Liberalen jetzt dieses nach liberalen Ideen ausgeführte Werk zu beseitigen gedenken, um die Periode der Katholikenverfolgung inauguriren zu können. Es bestätigt sich die alte Erfahrung, daß der Mensch geneigt ist, Andere nach sich selbst zu beurtheilen und so vorauszusetzen, wie er selber ist. Während die Liberalen ihre katholischen Gegner als gerade so herrsch- und eigensüchtig fingiren, wie sie selber sind, sind es die Katholiken, welche ihre eigene Ehrlichkeit auch bei den Liberalen voraussetzen. So strömen sie denn über von Freundlichkeit und Nachgiebigkeit, möchten nur gewinnen, beschwichtigen und wundern sich am Ende noch, daß man sie, nachdem man sie gebunden, zur Schlachtbank führt. Dieß noch nicht genug für die katholische Gutherzigkeit. Aus Rücksicht gegen die Personen möchte man auch noch gern mit den Grundsätzen derselben transigiren. Warum auch die Andersdenkenden stets mit der ungeschmälerten Wahrheit vor den Kopf stoßen? Wir müssen unsern Gegnern eine Brücke bauen, müssen unserer dem Liberalismus huldigenden Zeit

Digitized by

zeigen, daß man zugleich katholisch und echt liberal sein kann; müssen der Mitwelt den Katholizismus schmackhaft machen. Der Kern des Katholizismus ist Selbstverleugnung, ist Unterordnung des Subjektiven unter das Objektiv-Gültige, ist Beugung des Ich unter Gottes Ordnung; dieser Kern ist gar bitter. Der Kern des Liberalismus ist Geltendmachung des Menschen, ist Ummodelung des Objektiven nach den subjektiven Wünschen, ist Beugung der göttlichen Ordnung unter Menschenwillen [1]. Wohlan, thun wir beides zusammen, und wir erhalten den liberalen Katholizismus, ein Gericht, welches weder den Juden ein Ärgerniß, noch den Heiden eine Thorheit mehr sein wird. Den Menschen zu lieb gewöhnt sich der Katholik daran, nicht mehr von der Einen Wahrheit und von gegenüberstehenden Irrthümern zu reden, sondern es gibt nur noch verschiedene „Meinungen". Wie der Unbedachtsame oft redet, so denkt er allmählich auch. In dem Mischmasch verschiedener vorgeblicher Überzeugungen, wie derselbe heute faktisch in den meisten Ländern vorhanden ist, findet diese Lebensanschauung einen fruchtbaren Boden. Wie hätte in einem rein katholischen Lande eine solche Gleichstellung verschiedener Religionsrichtungen, eine solche die menschliche Vernunft entehrende Verzweiflung an der Wahrheit sich jemals als öffentliche Meinung constituiren können? Wenn aber unbehutsame Geister täglich mit Andersgläubigen und Ungläubigen verkehren müssen und beständig gewahren, wie „rechtschaffene Leute" in den tiefsten religiösen Fragen auseinander gehen, so kommen sie unbewußt dazu, daß sie in einem Anflug von Skeptizismus die volle Bedeutung jener Differenzen verkennen, daß sie in dem Abirren von der Einen Wahrheit nicht mehr ein beklagenswerthes Unglück, eventuell einen Frevel, sondern überall nur „Überzeugungen" erblicken. Das ist aber schon nicht mehr der katholische Standpunkt, sondern der unserer in maßlosem Subjektivismus verlotterten Gegenwart. Einer Verletzung der persönlichen Überzeugung eines Menschen wird sich unser Jahrhundert nie schuldig bekennen, während es in Gotteslästerungen sich behaglich fühlt, wie der Fisch im Wasser. Tritt der Katholik deßhalb zu seinem Glauben in *losere* Beziehung? In eine losere nicht, aber in eine *falsche*, insofern er in seinem socialen Verkehr darauf verzichtet, denselben in seinem objektiven Werthe geltend zu machen; er klammert sich recht fest

[1] Das echt liberale Journal de Gand sagte einmal ganz richtig: Le libéralisme est la libre pensée où il n'est rien.

Digitized by Google

an seinen Glauben, aber nicht, weil er die einzige Wahrheit, sondern weil er seine Überzeugung und so berechtigt ist, wie jede andere Überzeugung. Gewiß hat dieser Standpunkt den Vortheil, daß er äußerst bequem ist. In einer Welt wie die heutige beschwört das Einstehen für das Recht der Wahrheit einen beständigen Kampf herauf; wie vielen Unannehmlichkeiten entgeht man, wenn man die eigene religiöse Überzeugung nicht höher hält, als die dessen, welcher vom Gegentheil überzeugt zu sein vorgibt! Dazu sieht man sich in der Lage, bei jeder Gelegenheit in den Ruf nach Freiheit einzustimmen, und Freiheit ist ja das mächtige Zauberwort des Tages.

Nimmt man nun dazu noch den Umstand, daß die Katholiken in vielen Ländern, wie z. B. in Amerika, Belgien, Holland, Preußen, den freiheitlichen Bestrebungen der Liberalen früherer Jahre die Befreiung aus unwürdiger Knechtung wenigstens zum Theil verdanken, so begreift man, daß sie den Prinzipien des Liberalismus mit weniger Mißtrauen entgegenkamen. Leicht könnten wir in der Aufzählung der Umstände, welche die Entwicklung des liberalen Katholizismus begünstigten, noch weiter fortfahren. Aber der Hauptsache nach glauben wir den Weg, welcher zum liberalen Katholizismus führt, in Augenschein genommen zu haben. Hiermit haben wir auch von seinem Wesen eine Vorstellung gewonnen. Der liberale Katholik hält für seine Person fest an der katholischen Wahrheit, aber er sagt nicht mit dem Evangelium: Veritas liberabit vos: Durch Betonung der Wahrheit zur menschenwürdigen Freiheit, sondern: durch Gewährung der Freiheit zur Wahrheit. Darum schreibt er mit Außerachtlassung der Wahrheit die Freiheit auf seine Fahne, er erwartet Alles von der unumschränkt freien Menschennatur und fürchtet Alles von dem entschiedenen Geltendmachen der Wahrheit; die Wahrheit soll nicht, die äußern socialen Verhältnisse des Lebens gestaltend, auf den Menschen einwirken dürfen, sondern der unabhängige Mensch soll das Recht haben, sein Gemüth in der Wahrheit zu befriedigen, wenn es ihm beliebt. In dem öffentlichen Leben ist nur der Mensch mit seinen natürlichen Fähigkeiten und irdischen Ansprüchen in Betracht zu ziehen. Wem springt nun nicht das Fehlerhafte der liberal-katholischen Lebensanschauung in die Augen? Es ist eine Überhebung des Menschen auf Kosten Gottes, eine Überhebung der Überzeugung auf Kosten der objektiven Wahrheit, eine Überhebung des Individuums auf Kosten des Ganzen, eine Überhebung der Religionsfreiheit auf Kosten des durch die Religion zu vermittelnden Heiles.

Digitized by Google

Aber es lohnt sich wohl der Mühe, dieses Übel noch mehr in seine einzelnen Verzweigungen hinein aufzudecken.

II.

Worin besteht der sogenannte liberale Katholizismus? Vernehmen wir vorab einige Sätze, in welchen sich die liberal-katholische Lebenstheorie wiederspiegelt: Freie Kirche im freien Staat, d. h. die katholische Wahrheit soll auf jede besondere Beihilfe des Staates grundsätzlich verzichten. Man soll zwei Gebiete, das geistige und das weltliche, in jeder Hinsicht von einander halten. Die Religion hat mit der Politik nichts zu thun. Staat und Kirche sind vollständig von einander unabhängig. Der Staat soll dem Bösen und Falschen die nämliche Freiheit gestatten, wie dem Guten und Wahren[1]. Wie können wir Katholiken Freiheit für unsere Bestrebungen beanspruchen, wenn wir nicht die nämliche Freiheit allen Andern gewährt wissen wollen? Der Mensch ist nicht so schwach, daß ihm das moralisch-christliche Leben von Staatswegen oder von Seiten anderer socialer Institute erleichtert werden müßte. Je freier man den Menschen macht, desto besser wird er sein. Es genügt, daß die einzelnen Menschen Religion haben; der Staat als Staat hat keine Religion. Die Kirche sollte sich versöhnlicher zeigen gegen die jetzt herrschende Kulturströmung; Syllabus und Unfehlbarkeitsdogma waren beklagenswerthe Mißgriffe. Wir Katholiken müssen unsern gegenwärtigen Gegnern gegenüber in versöhnlichem Geist mehr die freiheitlichen als die autoritativen Elemente unseres Glaubens betonen, speciell der kirchlichen Autorität abzwacken, was sich irgendwie abzwacken läßt; durch Nachgiebigkeit läßt sich der Kampf am bequemsten vermeiden. Ach, wenn man doch auf Seite der Kirchlichgesinnten mehr Rücksicht nähme auf unsere Zeit! Und insofern wir einmal gegen die Feinde unserer Religion kämpfen müssen, so wollen wir es thun aus Liebe zur

[1] Am treffendsten hat zur Zeit Graf Montalembert die liberal-katholische Gesinnung zum Ausdruck gebracht. Wir erlauben uns, hie und da seine Worte zum Belege unserer Darstellung beizubringen. Bei Gelegenheit des Katholiken-Congresses, welcher im August 1862 zu Mecheln gehalten wurde, äußerte er: Les quatre grandes libertés, que votre Constitution a données à la Belgique pour patrimoine et au monde pour exemple: la liberté d'enseignement, la liberté d'association, la liberté de la presse, la liberté des cultes: Il n'y a pas une seule de ces libertés, qui, aujourd'hui comme en 1830, ne nous soient indispensables à nous, à vous, à tous les catholiques des deux mondes.

Digitized by Google

Freiheit und im Vertrauen auf unsere individuelle Auffassung der Sachlage.

Bis hieher haben wir keinen Einspruch von liberal-katholischer Seite her zu befürchten. Wenn wir es nun aber einmal versuchen, diese Lebensanschauung zu systematisiren und auf die zu Grunde liegenden Axiome zurückzuführen, so wird es uns von liberal-katholischer Seite vielfach entgegentönen: Nein, das wollen wir nicht. So ist es; die Consequenzen will man, weil sie recht schmeichelhaft und handlich und bequem sind, aber gegen die Prämissen wehrt man sich; denn an Katholizität will man Niemanden nachstehen. Wir wollen uns dadurch von unserm Vorhaben nicht abschrecken lassen, wollen vielmehr der Klarheit halber jene Grundsätze sogar in etwas handgreiflicher Form vortragen. In den derbern Zügen wird der Leser das Nämliche erkennen, was in mehr oder minder feinen Fäden sich durch alle Abstufungen des liberalen Katholizismus hindurchzieht. Die liberal-katholischen Anschauungen lassen sich am besten um die drei Ideen gruppiren: Christliche Wahrheit, Mensch, Freiheit. Beginnen wir also.

1. Die Wahrheit, und speciell die christliche, soll der in Rede stehenden Theorie gemäß erstens zu mächtig und erhaben sein, als daß sie sich zu ihrer Geltendmachung der profanen Verhältnisse des Lebens zu bedienen hätte. Behaupten, sie bedürfe der Staatshilfe, oder man müsse ihr auf dem Wege weltlicher Gesetze durch Niederhaltung des Bösen zu Hilfe kommen, heißt soviel als die der Wahrheit innewohnende Kraft verkennen [1]. Zwei Gebiete sind zu unterscheiden: das des Geistes, und da möge die Wahrheit sich frei entfalten, und das Gebiet des Lebens, und das gehört dem „Menschen"; hier haben wir den Staat, die Gemeinde; für diese ist ehrfurchtsvolles Ignoriren der christlichen Wahrheit das Geziemendste und der Mensch das Höchste. In einer frühern Periode hat die christliche Wahrheit und ihre Repräsentantin, die Kirche, gut daran gethan, sich der Menschheit durch direkte Beeinflussung des äußern Lebens anzunehmen und sie gleichsam aus den Windeln großzuziehen [2]. Jetzt ist das Pflegekind erwachsen; die früher von der Kirche

---

[1] Le catholicisme, aujourd'hui dégagé à jamais de l'impure alliance du pouvoir, va reprendre lui aussi sa liberté et sa native énergie. Montalembert.

[2] Pour condamner le passé, il ne faudrait rien lui devoir .... l'Europe, lui doit d'être demeurée chrétienne. Mais c'est précisément pour cela que la justice a grandi dans les âmes et que la liberté peut enfin s'établir dans les faits. C'est précisément quand la tutelle a été efficace que l'enfant

Digitized by Google

ausgeübten Befugniſſe ſind hiermit erloſchen oder vielmehr an die zum Staat ausgewachſene Menſchheit übergegangen. Chriſtenthum und Kirche ſind dadurch im äußern Leben rechtlos geworden; ſie müſſen ſich mit der Freiheit begnügen, die ſich aus der allgemeinen, vom Staate auf Grund der Menſchenrechte gewährleiſteten Freiheit ergibt [1]. Im Übrigen darf ſie auf die Regelung der öffentlichen Verhältniſſe und Inſtitute nur inſofern einen Einfluß beanſpruchen, als der Staat ſie als eine treue nützliche Dienſtmagd zuläßt. Es iſt ein Jammer, daß die Kirche Chriſti nicht aufhören will, der chriſtlichen Wahrheit eine für das Benehmen der öffentlichen Gewalten maßgebende Stellung wahren zu wollen.

Zweitens — ſo heißt es weiter — iſt die chriſtkatholiſche Wahrheit zu unfaßbar und fernliegend, als daß ſie in den realen Verhältniſſen des Lebens als eine aus ſich ſelbſt berechtigte Macht auftreten könnte. Der Staat muß ſich darauf beſchränken, die Freiheiten der Menſchen zu beſchützen. Würde er Religion haben, ſo würde er die Rechte aller Religionsloſen verletzen. Deßhalb muß der Staat religionslos ſein, d. h. er muß bei ſeinen Dekreten von der Vorausſetzung ausgehen, als gäbe es für ihn keinen Gott, als erhebe Gott wenigſtens auf das geſellſchaftliche Inſtitut keine Anſprüche und als hätte der Menſch nur eine Bedeutung im Staate, nicht aber für die Ewigkeit. Was hat ſich der machtbewußte Staat auf der Erde um den unſichtbaren Weltenſchöpfer, um Chriſtus den Herrn, ſeine Lehren, Einrichtungen, Gebote zu bemühen? Genug, wenn er die Kirche Jeſu Chriſti gerade ſo polizeilich duldet, wie er einen Turner- oder Sängerverein oder eine Freimaurerloge geſtattet. Der Katholik ſelbſt darf und ſoll auf dem Gebiet des ſocialen Lebens den objektiven Werth ſeines Glaubens ignoriren. In ſeinem Herzkämmerlein, in ſeinem Privatleben ſoll er ſich überzeugt halten, daß er mit ſeinem Glauben die einzig wirkliche Wahrheit umfaßt, aber nach Außen hin ſoll er den Katholizismus als eine bloße Parteiſache vertreten, die bloß deßhalb berechtigt iſt, weil es Menſchen gibt, die ſich ihrer annehmen, alſo in demſelben Maße berechtigt iſt, wie die Anſicht jeder anderen Partei [2].

---

devient digne d'en être affranchi, et qu'il peut unir à une vive reconnaissance pour cette tutelle le droit de s'en passer. Mont.

[1] La liberté de l'église fondée sur les libertés publiques. Mont.

[2] Répétons ces immortelles paroles du grand et cher Lacordaire: „Catholiques, entendez-le bien, si vous voulez la liberté pour vous, il faut la vouloir pour tous les hommes et sous tous les cieux. Si vous ne la demandez que

Digitized by Google

2. In Bezug auf den Menschen geht der liberale Katholizismus von drei Grundsätzen aus. Erstens: Der individuelle Mensch ist aus sich nur gut und vollkommen; er hat von Natur aus in seiner Isolirtheit alles das, dessen er zur Erreichung seines Zieles bedarf; jede von Außen kommende Einwirkung ist überflüssig, unberechtigt und, wenn es eine nöthigende ist, sogar schädlich, weil sie die Freiheit der menschlichen Entwicklung beeinträchtigt. Ehedem konnte man wohl sagen: „Die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht.“ Aber in jetziger Culturperiode sind die Menschen gebildet und deßhalb ganz selbstlos; jetzt bedarf die christliche Wahrheit keiner irdischen Allianzen mehr, um aus Menschen Heilige zu machen: man löse nur alle Banden, beseitige nur alle Hindernisse, und Ströme von Tugend und Glückseligkeit werden sich über den Erdball ergießen. Je mehr man die einzelnen Menschen auf sich selber verweist, desto besser[1]. Es ist eine Beleidigung des Menschen, wenn man behauptet, von Seite des Staates müsse die katholische Kirche in ihrem sittigenden Einfluß geschützt und gefördert werden. Man stelle den Menschen vor die Wahrheit, und Leidenschaft und Verblendung hat allen Reiz verloren. Derjenige gesellschaftliche Zustand würde der menschlichen Natur am meisten entsprechen, welcher nur jene Anregungen zum Guten an den Menschen herantreten ließe, die der Einzelne selbst sucht[2]. Der Staat dürfte sich höchstens aus irdischen Utilitätsrücksichten um die Religion seiner Unterthanen bekümmern, etwa seine Soldaten zum Gottesdienst kommandiren lassen; insofern er sich nicht wohl der Einsicht verschließen kann, daß Religion dazu nützlich ist, um dem domi-

---

pour vous, on ne vous l'accordera jamais. Donnez-la là où vous êtes les maîtres, afin qu'on vous la donne là où vous êtes esclaves.“ M.

[1] Le catholicisme a tout intérêt à combattre, pour son propre compte, ce qui menace et compromet la société moderne et la liberté . . . Toutes les extensions de la liberté politique et civile sont favorables à l'église; toutes les restrictions tourneront contre elle .... C'est pourquoi il ne faut pas cesser de répéter les fortes paroles écrites il y a vingt ans par celui qui est devenu le plus illustre de nos évêques, Mgr. Dupanloup, et dont chaque jour écoulé depuis lors n'a fait qu'accroître sa glorieuse autorité: „Ces libertés si chères à ceux qui nous accusent de ne pas les aimer, nous les proclamons, nous les invoquons pour nous comme pour les autres. Nous acceptons, nous invoquons les principes et les libertés proclamées en 89.“ M. Vgl. diese Zeitschrift 1873. V. Bd. S. 215.

[2] Ce régime de liberté et de responsabilité, qui enseigne à l'homme l'art de se confier en soi et de se contrôler soi-même, c'est ce qui manque le plus en dehors de la Belgique aux catholiques modernes. M.

Digitized by

nirenden Potenzen willfährige und zuverläſſige Untergebene zu bilden. Würde man aber ſtaatlicherſeits die Religion befördern, weil man glaubte, in der chriſtkatholiſchen Lehre läge ein Funken objektiver Wahrheit, oder weil man ſogar der Anſicht wäre, auch im Staate müſſe Gott und das Reich Chriſti anerkannt werden, ſo wäre das geradezu ein Attentat gegen die menſchliche Freiheit.

Zweitens. Im Staate, überhaupt im politiſchen und communalen Leben iſt der Menſch nur dafür da, um durch die möglichſt große Entfaltung ſeiner natürlichen Kräfte einen irdiſchen Glückszuſtand herbeizuführen, welcher ſeinen Zweck in ſich ſelber trägt. Der *private* Menſch iſt für Gott, aber der *ſociale* Menſch iſt ausſchließlich für ſich ſelber, er iſt der chriſtlichen Wahrheit gegenüber ſouverän; er kann ſeinen Thron neben den Gottes, wenigſtens neben den Chriſti ſtellen. So läuft Alles hienieden in zwei Spitzen aus: die weltliche und die geiſtliche Gewalt, die vollſtändig von einander unabhängig ſind[1]. Inſofern alſo der Menſch am Staatsleben theilnimmt, ſoll er ſich ſo geben, als glaube er, Culturgenuß, Induſtrie-Fortſchritt, Kriegsbereitſchaft ſei das Höchſte und das Einzige, wofür er auf der Welt zu wirken habe. Selig daher das Volk, bei dem das Geſchäftsleben am vollkommenſten entwickelt, der Verkehr am meiſten erleichtert, das Heerweſen am beſten organiſirt, die Steuerkraft am höchſten potenzirt iſt; denn das ſind Beſtrebungen, welche *Alle* befriedigen, welcher religiöſen Überzeugung ſie auch ſonſt angehören mögen. Weil eben der Menſch oder vielmehr der zum Staat[2] entwickelte Menſch im äußeren Leben autonom iſt, darum

---

[1] L'indépendance réciproque du pouvoir spirituel et du pouvoir temporel. Pour mettre à couvert des orages du temps l'indépendance du pouvoir spirituel, proclamons en toute occasion l'indépendance du pouvoir civil. M.

[2] Wenn der liberale Katholik vom Staate ſpricht, ſo verſteht er darunter nicht die Regierung, ſondern das *Volk*; hierdurch unterſcheidet er ſich vom eigentlichen Staatskatholiken. Als der große Staatskatholik Cavour ſein Syſtem mit der liberal-katholiſchen Deviſe: l'Église libre dans l'état libre, zu rechtfertigen vorhatte, erklärte Montalembert: Telle que j'avais énoncé cette formule, elle ne pouvait signifier autre chose que *l'Église fondée sur les libertés publiques*. J'aurais certainement mieux fait de dire: l'Église libre dans un pays libre.... En effet l'État, c'est enfin et surtout le pays et le peuple... Un État libre n'a donc jamais signifié un gouvernement maître de faire ce qu'il veut. Ainsi donc, un État libre ne veut et ne peut vouloir dire autre chose qu'un *pays* libre. L'Église libre dans un pays libre, j'ai dit que c'était là mon idéal. Je puis ajouter que c'est une heureuse et glorieuse réalité, non-seulement en Angleterre et en Amérique, non seulement en Belgique, mais encore et *surtout* en

Digitized by Google

ist er auch nicht bloß der Wächter, sondern überdieß der Urheber des Rechts und der Freiheit.

Drittens: Die religiöse Überzeugung eines jeden einzelnen Menschen ist ehrwürdig und unantastbar, und zwar erhält sie diesen Charakter nicht aus der aufrichtigen Unterordnung unter die göttliche Wahrheit, sondern aus der Heiligkeit der menschlichen Freiheit, deren Ausdruck sie ist. Wer immer sich auf seine Überzeugung und sein Gewissen beruft, ist eine achtunggebietende Macht, es ist der „Mensch" in seiner offiziellen Würde. Eine Ausnahme findet nur statt bei gewissen conventionellen Formen des Lebens; wer z. B. über Mein und Dein eine etwas freiere Überzeugung hat und dabei so unvorsichtig ist, daß er mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt geräth, ein solcher darf für seine Überzeugung keine Achtung beanspruchen; er ist ein schlechter Mensch. Dagegen wäre es eine empörende Rohheit, wollte man einen Mann, der seinen katholischen Glauben verläugnet, die Kirche schmäht und verläumdet, sich mehrfachen Eidbruches schuldig macht, sich für seinen an der Kirche verübten Verrath bezahlen läßt, deßhalb Einbuße an Achtung erleiden lassen. Und die kirchliche Autorität wäre sehr zu tadeln, wenn sie die über Abtrünnige verhängte Excommunication als eine wirkliche Strafe, und nicht als eine bloße Acceptation des freiwillig erfolgten Austrittes ansehen wollte.

Der Überzeugungscult bezieht sich nicht bloß auf die religiöse, sondern ebenso auf die wissenschaftliche Überzeugung; auch diese wird natürlich werthvoll nicht durch den Stempel der Wahrheit, sondern durch den der Freiheit. Wenn nun gar Etwas als die Überzeugung Vieler, als sogenannte „öffentliche Meinung", auftritt und dabei noch große Machtmittel zur Verfügung hat, dann geschieht das Wunderbare, daß auch die offenkundigste Verkehrtheit einen objektiven Werth erlangt! Wir erinnern nur — um bei unserm Stoffe zu bleiben — an das Princip der Revolution. Hat wohl jemals ein Princip seine eigentliche Bedeutung, seinen praktischen Werth so offenbart, wie dieses? Weiß nicht Jedermann, von was für Männern dieses Princip herrührt? Bestand nicht seine Erstlingsfrucht, zugleich sein glänzendster Triumph darin, daß es wenige Abenteurer in die Lage versetzte, als Staatslenker bei nächtlichen Wollustgelagen die Hekatomben der Unschuldigen zu bezeichnen, welche dem Messer der

---

Autriche, depuis le concordat et la régénération libérale de cet empire. M.

Guillotine verfallen sollten? Die Welt sah den Gräuel und entsetzte sich ob solcher Freiheit. Aber die großen Principien von 1789 bilden heute unter dem Namen „Liberalismus" die Überzeugung Vieler! Das ist der Tagesgötze, Angesichts dessen Alles unter Zimbeln- und Paukenschall auf dem Bauche liegt. Da muß man zum mindesten überlegen, ob nicht die Principien Voltaire's und Robbespierre's im Stande sind, die Principien Jesu Christi zu läutern [1].

3. Aus dem Gesagten wird der Leser schon genügsam abnehmen können, was der liberale Katholizismus von dem dritten unserer drei Punkte, nämlich von der Autorität und ihrem Verhältniß zur menschlichen Freiheit, denkt.

Erstens: Der Mensch kann in allen seinen Bestrebungen auf die unbeschränkteste Freiheit Anspruch machen, nicht weil es seine Pflicht ist, Gott dem Herrn den Tribut freier Anerkennung zu bringen, sondern weil die Unabhängigkeit den innersten Charakterzug der menschlichen Natur ausmacht. Die Freiheit tritt der Religion ebenbürtig gegenüber [2]. Abgesehen von aller Pflicht hat der Mensch auf die Freiheit ein positives Anrecht; deßhalb ist auch die Freiheit zu irren und schlecht zu sein nicht etwa die mit der creatürlichen Freiheit (in Folge der menschlichen Beschränktheit) verbundene Schattenseite, sondern sie gehört mit zum positiven Recht. Wer die Ausübung dieses Rechtes ohne ausdrückliche, oder wenigstens interpretative Gutheißung des Betreffenden erschwert, versündigt sich an der Souveränetät der menschlichen Natur. Nur der Mensch selber hat im socialen Leben das Recht, sich frei seine Freiheit zu beschränken; eine solche Schranke ist das Gesetz, aber nur als der ausgesprochene Wille der Menschen. Die Freiheit, welche der Kirche zukommt, gründet sich auf diese allgemeine Freiheit [3].

Zweitens: Während die Freiheit einen positiven Werth hat,

---

[1] Les catholiques sont inférieurs à leurs adversaires, parce qu'ils n'ont pas encore pris leur parti de la grande révolution qui a enfanté la société nouvelle, la vie moderne des peuples. M.

[2] Si j'osais, je dirais à ces deux grandes puissances, à la religion et à la liberté: Mais n'ayez donc pas si peur l'une de l'autre, faites un pas l'une vers l'autre...., et que la bénédiction donnée par l'une et reçue par l'autre mette un terme aux troubles qui ont régné trop longtemps entre les hommes qui vous ont consacré la vie. M.

[3] Quand je parle de liberté, j'entends la liberté tout entière, la liberté fondée sur le droit commune et l'égalité. L'Église ne peut être libre qu'au sein de la liberté générale. M.

Digitized by Google

hat die Autorität nur einen negativen. Sie ist ein Hemmschuh, ein Band, welches Viele zu Einem Zwecke vereinigt, eine Schutzwehr, um die zusammenwandelnden Unabhängigkeiten vor gegenseitiger Verletzung zu bewahren. Autorität ist nothwendig, aber sie ist ein nothwendiges Übel, weil sie doch immerhin die Freiheit einschränkt. Eine höhere Bedeutung hat die Autorität nicht. Wenn man bisweilen sagt, die Autorität schließe eine göttliche Stellvertretung ein, so ist das nur eine Redeweise, um dem Volke den Gehorsam zu erleichtern. Autorität ist nur das Produkt menschlicher Vereinbarung, wodurch die Einzelnen ihr Recht, sich selber zu befehlen, auf einen Einzelnen übertragen. Diese Rechtsübertragung ist eine Naturnothwendigkeit, also von Gott gewollt, und nur in diesem Sinne ist die Autorität von Gott. Demgemäß hat die menschliche Gesellschaft eine desto vollkommenere Form erreicht, je mehr die Autorität in ihr auf ein Minimalmaß reducirt ist, und je mehr sie das Bild einer gleichförmigen Masse darstellt, in welcher die Kräfte der Einzelnen sich selbstständig entwickeln können [1].

Auf diese Grundanschauung führt sich folgender, bei liberalen Katholiken zu Tage tretender Gedankenkreis zurück:

Je mehr sich eine Autorität auf Gott stützt, desto beschämender und gefährlicher ist sie für die menschliche Freiheit, desto mißtrauischer muß man sie bewachen; darum sind die Inhaber der kirchlichen Autorität nicht so zuverlässig, als die der Staatsgewalt, besonders wenn Letztere ungläubig sind. Man ist ein Freund der Menschheit, wenn man das Ansehen der Personen, welche die Autorität, insbesondere die kirchliche, besitzen, nach Kräften schwächt, und wenn man das Menschliche, welches ja nirgends fehlt, wo es Menschen gibt, gehörig hervorhebt. Hierbei soll man sich mehr hüten vor Unterschätzung wie vor Übertreibung: es ist überhaupt besser, die Pietät gegen die Kirche als die Höflichkeit gegen ihre Gegner zu verletzen. Es ist eine anerkennenswerthe Unbefangenheit, wenn der Katholik sich in der Beurtheilung seiner Kirche von aller Pietät frei gemacht hat, wenn er die Behauptung der Kirchenhasser über kirchliche Übergriffe, Herrschsucht der Kirchenfürsten u. dgl., wenn nicht als Thatsächlichkeiten, so doch als naheliegende Möglichkeiten in die Discussion zieht; kurz, wenn er sich seiner Kirche gegenüberstellt nicht wie das Kind seiner Mutter, sondern wie der Richter einer Angeklagten.

[1] L'avenir de la société moderne dépend de deux problèmes: corriger la démocratie par la liberté, concilier le catholicisme avec la démocratie. M.

Digitized by

Eigentliche Liebe zur katholischen Kirche ist die allergefährlichste Klippe für einen Katholiken; der studirenden Jugend gegenüber spreche man deßhalb hauptsächlich von den Schattenpunkten der Kirchengeschichte, man führe den jugendlichen Herzen die Kirche niemals als Braut Christi und Wohlthäterin der Menschen, sondern stets nur auf dem Armensünderstühlchen vor; so werden sie für ihr ganzes Leben gegen eine kindliche Liebe zur Kirche gesichert. Alle mit „Wissenschaftlichkeit" vorgebrachten Anklagen gegen die Träger der Kirchengewalt sind so lange als wahr anzunehmen, bis sich sonnenklare Beweise für das Gegentheil von selber aufdrängen. Wird die katholische Kirche irgendwo über der Ausübung irgend eines Rechtes betroffen (wie z. B. in Belgien in der sogenannten „Kirchhofsfrage"), so hat der Staat selbstverständlich das Recht, ihr wie der ersten besten Landstreicherin die Papiere abzufordern und, wofern sie ihr Recht nicht in einer Weise beweist, welche der modernen Staatsanschauung genügt, sie aus ihrem Besitzstand hinauszuweisen; er handelt darin sogar klug, um endlich einmal der elenden Vermengung des Zeitlichen mit dem Ewigen ein Ende zu machen. Nur derjenige Katholik steht auf der Höhe der Zeit, welcher alles von Kirchlich-Gesinnten Ausgehende der allerherbsten Kritik zu unterwerfen gewillt ist, während er für die Gegner des christlichen Glaubens von Höflichkeit überfließt. Wenn irgendwo auf der Welt — auf was immer für einem Gebiete — ein Streit entsteht, so muß man von vorne herein für jene Seite Partei ergreifen, von welcher aus man am wenigsten an das Princip der Autorität erinnert wird. Die Voreingenommenheit gegen Autorität, Kirchlichkeit, Legitimität, kurz gegen Alles, was auf den Bestand und die Giltigkeit einer objectiven Rechtsordnung hinweist, ist ein Tribut, den man schon aus Klugheitsrücksichten dem jetzt herrschenden Zeitgeiste bringen muß.

Drittens: Eigentliche Rechtsansprüche hat die Autorität aus sich nicht; sie erscheint in der Mitte der mit Rechtsansprüchen ausgestatteten Individuen wie eine Bettlerin unter Königen; von denen erst erhält sie das Recht, Wegweiserin zu sein. Dadurch ist ihr ihre Stellung und ihr Benehmen unter den Menschen vorgeschrieben. Somit kann es sich für die Kirchengewalt nicht darum handeln, die Welt in autoritativer Weise der Wahrheit zu unterwerfen, sondern diese vielmehr der großen gebildeten Welt mundgerecht zu machen. Die Verbreitung des Reiches Gottes muß vor sich gehen auf dem Wege liebevollster Verständigung und freiester Concurrenz mit den Anhängern des Irrthums.

Digitized by Google

Wenn Christus der Herr im Namen der Wahrheit befehlend (quasi auctoritatem habens) auftrat, so war das eine bloße Formalität; es geschah bloß, um die Menschen nachdrücklicher zur Prüfung einzuladen. Der mit Vernunft begabte Mensch soll ihm folgen bloß auf seine Prüfung hin; nicht aber weil er sich als Untergebenen erkennt; er unterwerfe sich nicht bloß mit Freiheit, sondern aus Freiheit; nicht weil er sich für verpflichtet hält, sondern weil er will. Es ist zu beklagen, wenn die leitenden Kreise ihren autoritativen Charakter gar so sehr hervorkehren. Die Festigkeit Pius' IX. ist ein Unglück für die Kirche; der katholischen Wissenschaft fällt unter den obwaltenden Verhältnissen die Aufgabe zu, mit dem Aufwand aller Interpretationskünste den Inhalt der päpstlichen Lehrentscheidungen abzuschwächen. Ebenso unzeitgemäß und darum verwerflich ist das starre Festhalten des Papstes an seinem Recht auf den Kirchenstaat. Der weltliche Besitz ließ den Papst viel zu sehr als Herrscher erscheinen, während es zu seiner Demuth viel besser passen würde, sich als Unterthanen Victor Emmanuels und gelehrigen Schüler des Zeitgeistes anzuerkennen.

Je weiter die Menschheit fortschreitet, desto offener kann sich die Autorität als das geben, was sie im Grunde ist, nämlich als den Ausdruck für die Collektion sämmtlicher Einzelwillen. Alle socialen Gebilde — die profanen nicht allein, sondern auch die kirchlichen — müssen zur constitutionellen Existenzform hinsteuern, weil diese dem innersten Wesen der Autorität vollkommen entspricht. Die Kraft einer Gesellschaft wächst, je selbstständiger die Einsichten und Willen der Einzelnen zum Ausdruck gelangen. In dieser wie in jeder andern Beziehung hat die christliche Wahrheit sich der jetzigen Culturepoche anzubequemen; die Kirche soll die modernen, vom Freimaurerthum aufgestellten Ideen als berechtigt anerkennen und sich durch Nachgeben mit denselben aussöhnen.

Das wäre nun das System, welches unser hl. Vater als eine Fälschung des katholischen Glaubens, als ein entnervendes Gift, als eine Theilnahme an der großen Häresie unserer Zeit charakterisirt. Wir werden das Verwerfliche des liberalen Katholizismus noch besser durchschauen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sich der althergebrachte Katholizismus zu demselben stellt.

T. Pesch S. J.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Patriotiſche Briefe.

Vierter Brief.

Dillingen a. d. D., im Juli 1874.

Laſſen Sie uns heute in's große Leben der großen Welt hinausſtoßen, wo die Ströme in's Meer fließen, und die Meere ſich begrenzen, und die Brandung dampfend am Felſen aufſchäumt. Unſer Patriotismus iſt ſo weit erſtarkt, daß er ſich meſſen muß mit den großen Mächten, welche die Welt bewegen; in dieſem Kampf wird ſich zeigen, was kernhaft und geſund an ihm iſt, und ob er überhaupt in die Wirklichkeit taugt, folglich der Wahrheit entnommen iſt, oder nicht; das heißt, ich möchte in dieſem Briefe die Beziehungen des Patriotismus zu Staat und Kirche darlegen.

Vielleicht haben Sie bereits in meinem erſten Briefe, wo ich von Heimath und Vaterland ſprach, den großen Gott der Gegenwart, „den Staat", vermißt. Deßgleichen habe ich denſelben im letzten Briefe mit Vorſicht vermieden, damit er unſere „Kreiſe nicht zerſtampfe". Ebendeßwegen wird es aber nun nothwendig ſein, auf das Verhältniß des Patriotismus zu dem, was man heute „Staat" nennt, näher einzugehen; und dieß zwingt mich, das Wort Staat und deſſen Bedeutung einer eingehenderen Behandlung zu unterwerfen.

Das exotiſche Weſen deſſen, was wir heute Staat nennen, verräth ſich ſchon im Worte ſelbſt, das nur zu ſehr nach dem lateiniſchen status ſchmeckt, und dadurch auch ſein innerſtes Geheimniß zur Schau trägt. Denn die Zeit, in der man das lateiniſche Wort status in dieſem Sinne anwandte, iſt gerade jene Zeit, in der ſich das moderne Staatsweſen entwickelte und noch unſchuldig genug war, offen über ſich ſelbſt zu reden. Es lautet wie ein Prognoſtikon, das Ludwig XIV. dem Säugling ſtellte: L'état c'est moi, „Der Staat bin ich."

Wenn wir übrigens an der deutſchen Wurzel des Wortes Staat feſthalten, ſo iſt es auch wieder Wahlverwandtſchaft geweſen, daß man für das neue Ding gerade nach dieſem Worte griff. Das Wort iſt bei uns in einer ſeiner urſprünglichſten Bedeutungen noch wohl in Brauch in der Redensart: „mit etwas Staat machen." Das iſt doch nah genug bei des XIV. Ludwig Definition.

Aber gehen wir auf die Geſchichte dieſes Weſens näher ein. Daß

Digitized by Google

unser Geschlecht mit Naturnothwendigkeit von der Familie zur Bildung der Gemeinde und des Volkes oder Landes getrieben wird, ist bekannt. Ebenso bekannt ist, daß derselbe Trieb uns zwingt, nach einer sichern Autorität zu suchen, unter deren Schutz allein ein geordnetes Leben denkbar ist. Der Begriff dieser Autorität über alle, sowie das Pflichtgefühl jedes einzelnen dieser Autorität gegenüber beweisen hinlänglich, daß der Träger derselben wohl ein Mensch sein kann, der sich auf die eine oder andere Weise bestimmen läßt; die Autorität selbst aber ist nothwendig höheren Ursprunges als alle, und muß mit dem Urheber des Gewissens selber in inniger Beziehung stehen. Wie ich mich im Gewissen verpflichtet fühle, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, so ist es dasselbe Gewissen, das mir mit derselben Kraft zuruft, der Autorität zu gehorchen. Das Gewissen aber ist nichts anderes als die unmittelbare Gewalt der Wahrheit, wie sie in den ersten Verhältnissen unserer Natur dem Geiste entgegentritt; und da diese Verhältnisse vom Schöpfer der Natur so geordnet sind, wie sie sind: so stellt sich das Gewissen als erster Vermittler des göttlichen Willens oder Gebotes dar. Wer immer der Träger der öffentlichen Autorität sein mag, er hat sie nicht von Geburt, nicht aus sich selber, nicht von einem ererbt, oder von vielen überkommen; sondern es ist einzig der Schöpfer und Herr des ganzen Geschlechtes, der ihm dieses Ansehen in den Gewissen der Einzelnen verleiht. Das ist der nächste und wohl auch tiefste Sinn des schönen Wortes: „von Gottes Gnaden".

Nach dieser Anschauung ist die Autorität im Lande nicht etwas aus dem Volke selbst hervorwachsendes; aber doch auch nicht etwas ihm fremdartiges und von außen gewaltsam eingeführtes, sondern vielmehr etwas, dessen Bedürfniß die Natur in sich trägt, wonach sie geeigenschaftet ist, was sie sich aber schließlich nicht selbst zu geben vermag, sondern von Gott erhalten muß. Deßwegen ist diese Autorität, wiewohl allein von Gott gegeben, doch nicht „übernatürlich" zu nennen, weil sie als Bedürfniß in der Natur liegt, und der Schöpfer sie verleihen muß, um die Natur zu vervollständigen.

Wenn Constantin Frantz in seiner trefflichen Schrift „Die Naturlehre des Staates" gegen die Lehre „der Autorität von Gottes Gnaden" schreibt, so hat er, wenn ich nicht irre, nicht die eben vorgetragene Anschauung der Dinge im Auge, sondern vielmehr jene übertriebene Darstellung einzelner Schriftsteller, die dem Worte „von Gottes Gnaden" eine übernatürliche oder rein persönliche Bedeutung

Digitized by Google

beilegen. Im Wesen, glaube ich, wird er mit mir übereinstimmen, da er den Staat ganz aus der Natur hervorgehen läßt, und den Schöpfer der Natur nur nicht namentlich anführt, den er doch überall anerkennt.

Es ist bei der gegebenen Darstellung der Dinge auf den ersten Blick klar, daß diese Autorität nicht um ihrer selber willen da ist, sondern um des Volkes willen, oder noch bestimmter, wie ich schon neulich erwähnte, um des Friedens und der Freiheit der Einzelnen willen; sie ist ein großes Mittel zum großen Zwecke des Ganzen. Eben damit ist auch der Spielraum oder die Rechtssphäre dieser Autorität gegeben. Aufrechthaltung der Ordnung, bestimmter Schutz der Rechte der einzelnen bleibt immer ihre erste, und ich möchte wohl sagen einzige Aufgabe; nicht als wenn sie nicht auch verpflichtet wäre, manches andere zu thun, aber alles nur so weit, als es zum vollendeteren Rechtsschutze der Einzelnen erforderlich ist. So ist es gewiß Pflicht der öffentlichen Autorität, — denn ich weiß nicht, ob man ihr eigentliche Rechte dem Volk gegenüber beilegen kann; doch davon sogleich — es ist gewiß ihre Pflicht, das geistige und materielle Gedeihen des Volkes zu fördern. Denn es liegt auf der Hand, daß durch die bessere Verwerthung der materiellen Kräfte und namentlich durch gediegene Bildung des Geistes und Herzens der Friede und die Freiheit der Einzelnen im höchsten Grade gefördert werden. Ebendeßwegen ist der Indifferentismus gegen Wahrheit und Irrthum, oder gar die Gleichberechtigung beider Seitens der Verfassung oder Regierung der traurigste Verrath des Volkes und seines gesammten Gedeihens durch die Autorität selbst. Nichtsdestoweniger gibt diese Pflicht aber dieser Autorität durchaus nicht das Recht, die gesammte Erziehung des Volkes in die Hand zu nehmen. Sie ist eine mit der Natur und für die Natur gegebene Kraft; deßhalb bleibt auch das Naturgesetz allein der Spielraum, für den sie aus sich befähigt ist. Tiefer in die Überzeugung ihrer Untergebenen einzugreifen, ist sie aus sich weder befähigt noch berechtigt.

Ich habe oben den Gedanken ausgesprochen, daß die öffentliche Autorität eigentlich keine selbsteigenen Rechte hat, sondern nur Pflichten. Etwas anderes ist der Träger derselben in seiner Stellung im Volke; er ist eine concrete Person mit historischen Beziehungen; aber die Autorität, die ihm verliehen, gibt ihm nicht so fast Rechte als vielmehr Pflichten. Die Autorität ist eben vielmehr ein Amt als ein Recht. Deßwegen, weil einer Herrscher über ein Land ist, hat er durchaus keine Rechte auf

Digitized by Google

das Land, wenn sich diese nicht aus andern historischen Entwicklungen ableiten; und die alte Anschauung, die in England und Amerika noch vielfach Ausdruck findet, ist gewiß berechtigt, daß der Beamte in einem gewissen Sinne der gottbestellte Diener des Volkes ist; jedenfalls ist sie der Wahrheit näher als jene andere, wonach der Landrichter der Pascha der Bauern war.

Es liegt auf der Hand, daß die vorgetragene Anschauung nur in und mit dem Christenthume allgemeine Verbreitung finden konnte, denn sie setzt den Schöpfer der Welt und die Unsterblichkeit der Seele gleich entschieden voraus, zwei Fragen, über die ja die Menschheit sich um so mehr in Zweifel arbeitete, je weiter sie sich entwickelte. Deßwegen steht auch die heidnische Staatsweisheit bei Plato und Aristoteles dieser christlichen Theorie diametral entgegen. Wie der Architrav des heidnischen Tempels mit einem gewissen selbstgenügenden Trotz das Aufstreben der schlanksten Säule abschließt und an die Erde hält, so daß der ganze Bau durch und durch irdisch bleibt: so war auch die Lebensanschauung der Heiden ganz und gar irdisch, und zwar um so mehr, je schärfer sie dachten und das Erdenleben zu ordnen suchten. Sie fühlten, daß die Hoffnung auf's Jenseits bei der Mehrzahl der Menschen eine viel zu schwache Unterlage bilde, um den Bau des öffentlichen Lebens darauf zu stellen. Ich meine, in unseren Tagen beschleicht unsere Staatsmänner dasselbe Gefühl. Wenn dem so wäre, so wäre der Rückschritt auch von dieser Seite fühlbar.

Das Ganze, das Gesammtvolk, besser: die bessere Mehrzahl, ist den heidnischen Philosophen das Maßgebende; die Einzelnen sind nichts. Das Zeitliche, der Reichthum, die Macht, der Ruhm sind die Ziele des Ganzen. Ein je thaten- und erfolgreicheres Blatt ein Volk in die Geschichte des Menschengeschlechtes geschrieben hat, einen um so höheren Werth hat es. So mochte ein Perikles denken, so reden Plato und Aristoteles. Wir müssen sie theilnehmend bemitleiden, aber wir können sie doch immer noch verehren; denn es liegt etwas wahres und großes in ihrer Anschauung. Ist das Jenseits verschlossen oder zweifelhaft, so müssen wir sagen, daß diese Weltanschauung die edelste und kräftigste ist, zu der sich unser Muth erschwingen kann.

Auch der realistische Römer mag eine zeitlang oder theilweise solchen Anschauungen gehuldigt haben. Lange hat es bei ihm jedenfalls nicht gedauert. Das war ein Volk von Eroberern, und die Er-

Digitized by Google

drückung des einzelnen um des Ganzen willen war dem Römer selbst in seiner bessern Zeit viel zu ideal, da er unserm „Selbst ist der Mensch“ stets viel näher stand. Später aber mußte der Verlauf des römischen Verfalls ganz andere Zustände einleiten als die des idealen Heidenthums in Athen.

Im christlichen Zeitalter, das mit allen seinen Strömungen in der apostolischen Zeit wurzelt, fand „die Autorität von Gottes Gnaden“ ihre vollendetste Entfaltung und verbreitetste Anerkennung. Selbst die Pflicht des Schutzes hat sich im Kaiser, dem Schirmherrn der Kirche und der Gläubigen als solcher, energisch genug ausgeprägt, wobei das Halten des Steigbügels nicht sinnlos war. Daß die Päpste sich nie anders nannten als servus servorum Dei, steht damit in schönem Zusammenhange und Einklange. Die gesammte Scholastik, die Wissenschaft des Mittelalters bis zum hl. Thomas von Aquin, hat die Natur und Bedeutung dieser Autorität ihren Forschungen gewissenhaft unterzogen; aber es ist bezeichnend, daß ihnen der Begriff und das Wort: Staat, status, gleich fremd sind. In dieser Zeit des reichsten Geisteslebens war das Zerreißen von Wahrheit und Wirklichkeit, Gedanken und Leben noch nicht zur unseligen Manie der Denker geworden; man hütete sich ebenso sehr, verschiedenes nicht zu unterscheiden, wie zusammengehörendes zu trennen. Diese Zeit ist daher ebenso weit von einem Volke ohne Autorität entfernt, wie von der Autorität ohne Volk. Das sind ihnen correlate Dinge, wie Centrum und Peripherie, wie Haupt und Rumpf. Und dieses ist eben die einzig richtige und wahre Auffassung der Dinge, die Natureinheit von Volk und Fürst, die Untrennbarkeit der beiden Lebenskräfte Gesetz und Gehorsam; sie sind wie das Ein- und Ausathmen, keines um des andern willen, sondern beide gleich für das Ganze.

Allerdings ist das Leben im Mittelalter an Verirrungen namentlich der Fürsten überreich. Leicht übersieht ja der Übermuth seine rechtliche Stellung und macht sich selbst zum Herrn derer, denen er dienen sollte. Allein, es waren das Verirrungen des Lebens, nicht der Wissenschaft; die Wissenschaft nahm sich die Freiheit, dieselben als Verirrungen zu brandmarken. Indessen diese Verirrungen bahnten dem „Staat“ dann doch die Wege.

Als die Wissenschaft mehr und mehr den Klöstern entwachsen und „selbstständig“ geworden war, wie man gerne sagt, da wurde sie auch sehr bald „hoffähig“. Unter dieser Sonne wuchs „Il principe“, der nur der schamloseste Ausdruck jener Gesinnungen war, die das Heer von

Digitized by Google

Hofjuristen nährten, unter deren Last das 15., 16. und 17. Jahrhundert seufzte. Durch die Reformation trat diese Schaar großentheils in das Verhältniß der Hörigkeit zu Fürsten und Herrn, und es sagte katholischen Fürsten diese Huldigung der Wissenschaft nicht weniger zu als protestantischen. So gestaltete sich endlich der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich als die Wiege der Staatsweisheit jener Zeit. Bezeichnend und zugleich bestätigend ist es, daß das Wort status, wie Moy sagt, zuerst „die Territorien und Besitzungen einzelner Reichsfürsten und Regenten bezeichnete, auf welchen deren Stand (status) als freier, unabhängiger Herrn beruhte." Das mußte zum „L'état c'est moi" führen. In dieser Zeit war der Träger der Autorität der Staatszweck und man vergaß das Volk; man beschäftigte sich nicht mit ihm, es sei denn insoweit es Mittel für die Zwecke des Fürsten liefern konnte. Man dachte gar nicht daran, daß es Eigenthümlichkeiten und Rechte habe, und daß es zum mindesten gleichberechtigter Faktor neben der Autorität und ihrem Träger ist.

Bald freilich befreite sich die neue Staatsweisheit aus den Armen der Könige, aber es bemächtigte sich ihrer nun der Mode gewordene Philosophismus, der in Carteſius zum ersten Male am Zusammenhange zwischen Wahrheit und Wirklichkeit irre geworden war und eine Brücke über einen Abgrund suchte, über den sich das tägliche Leben sorglos hin und her bewegte, und, Gott sei Dank, immer noch hin und her bewegt, wiewohl unsere Professoren der Philosophie vielfach noch immer dagegen protestiren.

Die unwahre Übersetzung der reinen Abstraction in die Wirklichkeit vollendete endlich das Gedankending, dem man den Namen Staat gab oder ließ. Er ist eine mathematische Figur, im besten Falle aus der Stereometrie, in welcher der abstracte Mensch in seiner numerischen Vielheit das Volk bildet, und von der öffentlichen Gewalt systematisch zu einem Ganzen zusammengeklammert wird. Zahl und Gewalt treten an die Stelle der früheren lebendigen Wesen: Volk und Autorität. Druck und Gegendruck werden gegen einander abgewogen, um zu finden, wo eine kräftige Klammer anzubringen ist, damit der amorphe Brei, sonst Volk genannt, nicht zerfließe. Der Träger der Gewalt wurde hier in die Construction mit hineingezogen, denn es war nun das Professorenthum, der Doctrinarismus, der die Herrschaft in Händen hatte. Als daher das Constitutions-Fieber über Europa kam, so fiel die Macht auch factisch in die Hände des Professorenthums

und seiner überschwänglichen Brut des Beamtenthums, die allein im Stande waren, den Constitutionalismus, den sie selbst formulirt hatten, nach ihrem Sinne auszunutzen; denn das Volk existirte ja nur als Zahl, oder höchstens noch als Humus, aus dem der nöthige Rohstoff gezogen werden mußte, um ihm selbst dann die Staatsmaschine aufzusetzen. Die Verbindungen stellten sich aber nicht mehr als lebendige Wurzelfasern dar, sondern als rasselnde Saugpumpen, an denen die Staatsgewalt arbeitete.

Der Staatszweck ergibt sich bei solcher Gestaltung der Dinge nicht so leicht. Durch den Carteſischen Riß zwischen Denken und Sein war natürlich das Jenseits verloren. Insofern stand man wieder auf heidnischem Boden. Aber der Grieche rechnete mit dem concreten Volk, während die modernen Staatsmänner, von der „statistischen Krankheit" erfaßt, nur Zahlen suchten und fanden. Der Grieche war bei seiner idealen Auffassung des Lebens doch wieder zu wahr, als daß er die reale Wirklichkeit unter den Füßen verloren hätte. Der Staatszweck war ihm reales Leben des Volks-Ganzen. Aber die moderne Staatsweisheit gab den Völkern, die sie zuerst in dem Prokrustes-Bett des „Naturrechtes" schauerlich verstümmelt hatte, nun auch seit Kant den inhaltlosen, weil unbestimmten Begriff „Freiheit" als Lebenszweck. Ebendeßwegen hatte das abstracte System eigentlich in sich keinen bestimmten Zweck; war aber eine Zwangsmaschine, die nur den rechten Mann erwartete, um ihm das Volk dienstbar zu machen zur Erreichung seiner Zwecke. Wie wahr dieß ist, haben wir in hundert Jahren oft genug erfahren. Wenn wir freilich fragen, was dabei herausgekommen ist, so können wir nur einen positiven Erfolg verzeichnen, nämlich, daß das Professoren- und Beamtenthum auf schaudererregende Weise in's Kraut geschossen ist. Es war auch zu schwer, in so günstigen Verhältnissen nicht an sich selber zu denken. Dabei wurde aber über das Pfaffenregiment im Mittelalter und in Italien und Rom weidlich losgezogen, um dem Volke, das doch schon hie und da, mehr als es beliebte, mündig wurde, zu zeigen, wovon es frei ist, auf daß es nicht sehen möge, wovon es nicht frei war.

Indessen fingen alle diese narkotischen Mittel an, auf die Dauer auch nicht mehr zu wirken. Vielmehr regten sich die Zahlen des Volkes mehr und mehr, und fühlten sich „sozusagen auch als Menschen". Was man anwandte, um das Volk vom „Wahn des Glaubens" zu befreien, das bewirkte noch viel mehr. „War der Pfaffe lästig, der Beamte ist's

Digitized by Google

noch mehr!“ So geſtalteten ſich die Dinge nothwendig dahin, daß das Volk im Beamtenthum und der von ihm vertretenen Idee, dem Staate, ſeinen größten Feind und Gegner ſah, während ſich die Beamten alle kaſtenmäßig zuſammenthaten, wie es im Volksmunde heißt:

„Wenn einer ſchreit, ſo ſchreiet all'.“

Man beſchuldigte die Kirche, daß ſie in der Hierarchie aufgegangen ſei; hat man es nicht bemerkt, oder wollte man es nicht bemerken, daß der Staat zur Maſchine des Beamtenthums geworden war?

Dieſe Mißverhältniſſe mußten endlich einen Bruch herbeiführen, und es ſind die Socialdemokraten, die die Welt zuerſt zum Bewußtſein brachten, wo es fehle, und dem Fehler zugleich einen Ausdruck gaben, daß er alle Schichten durchzitterte. In gleicher Weiſe wußte ſich die objektive Forſchung allmählich das Wort zu erringen, und ſie ſtellte neben die Staatswiſſenſchaft die Socialwiſſenſchaft; man fing an, dem abſtracten Staat die concrete Geſellſchaft gegenüberzuſtellen, und es iſt die Aufgabe der Zukunft, dieſe beiden Hälften des Lebens wieder zu verbinden, wenn wir in beſſere Verhältniſſe kommen ſollten.

Verzeihen Sie dieſe gedrängte Zuſammenſtellung der Geſchichte des Staates; ſie iſt Ihnen gewiß nicht neu, denn die beſten Geiſter unſeres Jahrhunderts haben ſie in größerer oder geringerer Ausdehnung nach der einen oder anderen Seite hin bearbeitet. Ich nenne Ihnen Jörg und unſern alten Görres, vor allem aber Riehl in ſeiner Naturgeſchichte des Volkes und Conſtantin Frantz in ſeiner Naturgeſchichte des Staates, denen ich gerne meinen Dank ausſprechen möchte für alles, was ich bei ihnen gefunden habe. Hier aber war es nothwendig, darauf hinzuweiſen, um nun ſagen zu können, der moderne Staat iſt dem Patriotismus vollſtändig fremd, um nicht zu ſagen verhaßt. Der Patriotismus iſt, wie ich zu zeigen ſuchte, ein reines Product des concreten Lebens, wurzelnd und ſich ausgeſtaltend in dem Boden der hiſtoriſch vorliegenden Geſellſchaft. Alle Theorieen, die nicht in der Wirklichkeit bleiben, ſind ihm vollſtändig fremd; und wenn dieſelben mit Gewalt in die Wirklichkeit getrieben werden, ſo tödten ſie nothwendig den Patriotismus ſelbſt. Es iſt eine leicht begreifliche Erſcheinung, wenn dem deutſchen Volke der Patriotismus ſo vielfach fremd geworden iſt. Man denke an die Theorieen unſerer Staatsmänner und ihre Experimente ſeit drei und vier Jahrhunderten; man denke beiſpielshalber an die

Digitized by

Länderzerſtücklung und Völkervertheilung, die im Wiener Frieden ihr non plus ultra geleiſtet hat, und man wird finden, daß dieſe Staatsweisheit, die die Völker wie Heerden behandelte, alle zarten Wurzelfaſern des Patriotismus abſchnitt oder doch tief verletzte. All' die Deutſchthümelei, ſie hat im Volke noch immer keinen eigentlichen lebensvollen Wiederhall gefunden. Es iſt in all' den patriotiſchen Liedern keine warme Wahrheit, ſondern meiſtens theoretiſche Poeſie, der dazu der Profeſſoren- oder Beamten-Frack umhängt. Hat es in den Jahren 13 und 14 eine Zeit lang hell aufgeflammt, ſo war dieß nur ein Zeichen, was das Volk wäre, wenn es die Zwangsjacke los werden könnte. Ähnliches iſt 70 und 71 zu Tage getreten. „Das Lied vom deutſchen Reiche" mit ſeinen zehn Auflagen, „Tuisko" und ſelbſt Geibels „Heroldsrufe", ſie tragen viel zu viel Spuren der Tendenz an ſich, als daß ſie eigentliche patriotiſche Gebilde ſein könnten. Denn wie es mit dem Verhältniß des Patriotismus zum deutſchen Reich beſtellt iſt, habe ich Ihnen in meinem erſten Briefe ſchon dargelegt. Wenn dasſelbe auch eine große patriotiſche Schöpfung hätte werden können, ſo hat ſich ſeiner doch ſehr bald ein Geiſt bemächtigt, der zu ſehr an die eiſerne Maſchinerie des Staates mahnte, als daß heilige Begeiſterung dafür erſtehen könnte. Ja, wenn ſich Gott der Herr noch einmal unſer erbarmt und uns einen Fürſten oder Staatsmann ſchenkt, der Klarheit und Muth genug beſitzt, den Staatszweck im großen Zweck der Geſellſchaft aufgehen zu laſſen, d. h. mit anderen Worten, den Boden des Rechtes ſcharf und kräftig zu betreten und zu durchmeſſen, dann werden ganz andere Lieder über die deutſche Erde rauſchen, in die ſich wie von ſelber alle Klänge von den Bergen und alle Lieder von den Ebenen finden werden, wie Bäche und Ströme ſich in's Meer ergießen. Von ſolchem Sange mag dann wohl der Untersberg erdröhnen und der alte Kaiſer aus dem Schlafe erwachen; denn der Donner von Sedan iſt wohl zu ihm gedrungen, daß er etwa mit der ſchlaftrunkenen Hand über die Stirne ſtreifte; aber was auf den Schlag folgte, ſcheuchte den Schlaf nicht weiter von der Stirne, und es ging ihm, wie es uns nach ſolchem Schrecken oft ergeht, er ſchläft feſter als zuvor, und die alten Raben krächzen ihre alten unheilvollen Hexenlieder um das Haupt des Kaiſergrabes.

Aber laſſen wir dieſe ſchönen Hoffnungen in unſerm Herzen ruhen, um uns daran in der trüben Wirklichkeit nach Kräften zu tröſten, und kehren wir zum Gegenſtande unſerer Erörterung zurück. In dem Wo-

Digitized by Google

gen und Treiben der Völker, wie es durch die verschiedenen Staatstheorien seit langem zu Stande gebracht worden, findet die Taube wahre patriotische Gesinnung nicht, wo sie den Fuß hinsetze; sie hat mit ihnen nichts gemein, und flüchtet sich, vor der Hand leider noch ohne hoffnungsfrohen Ölzweig, in die Arche, die allein über dem Wasser schwimmt und uns die Zuversicht gibt, daß auch diese Fluth uns nicht ganz von der Erde schwemmen wird.

Damit trete ich an die Bearbeitung der zweiten Frage, die ich in diesem Briefe noch beleuchten wollte, nämlich jene des Verhältnisses zwischen Patriotismus und Katholizismus. Es ist ja eine der am öftesten und am lautesten erhobenen Beschuldigung gegen uns, daß wir vaterlandslos seien, daß der katholische Glaube jeden Patriotismus tödte, daß folglich jeder Katholik ein schlechter Patriot sein müsse. Die Beweise, die man dafür beizubringen sucht, stützen sich auf die Allgemeinheit der Kirche selbst und auf die Einheit des sichtbaren Oberhauptes derselben.

Man will es eben nicht fassen, daß die Kirche so gut in der Welt ihren Platz neben dem Staate findet, wie die Seele neben dem Körper oder in demselben, wenn Sie lieber wollen, oder noch besser der Körper in ihr. Freilich, man kann das nicht fassen, so lange man den Staat als ein Gebilde betrachtet, das sich aus der Volksmasse, als Rohstoff, und aus der Gewalt, als form- und zweckgebendes Princip, zusammensetzt. Wenn aber der Staat nichts anders ist als das Volk in seiner historischen Gliederung und irdischen Entfaltung, von der öffentlichen Autorität in den Schranken der Natur gehalten und geschützt: so ist es eben so unmöglich, einen Widerspruch zwischen Patriotismus und Katholizismus, wie zwischen Staat und Kirche zu finden. Lassen Sie mich das noch ein wenig eingehender darlegen.

Soll eine Collision zwischen Patriotismus und Katholizismus eintreten, so wird dieß doch wohl nur möglich sein, wenn sich die beiderseitigen Bestrebungen oder Entwicklungen entgegentreten, sich hemmen oder beschränken. Nun ist aber die Kirche zunächst durchaus keine Gewaltmaßregel. Sie wendet sich an die freie Überzeugung, und nur von ihr kann sie aufgenommen werden. Nie hat die Kirche die Predigt mit dem Schwerte gewollt oder auch nur gebilligt. Etwas ganz anderes ist es, die Gläubigen durch die Waffen der Fürsten vor dem Irrthum und der Verführung schützen, und etwas anderes ist es, durch Furcht zur äußeren Annahme des Bekenntnisses zwingen. Wer hat denn den

Digitized by Google

Satz: Cujus regio, ejus religio angenommen, und wer hat ihn bekämpft? Hört denn alle Geschichte auf, wo die Partei beginnt?

Zweitens ist das Reich der Kirche noch immer nicht von dieser Welt, wie viel man es ihr auch vorwirft, daß sie von diesem schönen Worte ihres Stifters abgefallen. Sie fordert keine Steuern und hebt keine Truppen aus, sie verlangt keine Stimme im Senat und stellt keine Bedingungen über Thronfolge. In allen diesen Punkten muß die Wahrheit entstellt und historische Beziehungen einzelner Kirchenfürsten auf die Kirche selbst fälschlich übertragen werden, um eine Anklage gegen sie daraus formen zu können.

Etwas anderes freilich sind die Grundsätze des Rechtes und der Wahrheit; von ihnen und von der offenen Vertheidigung derselben kann die Kirche nicht lassen. Aber dieser Kampf kämpft sich nicht mit Schwertern; aber dieser Kampf ist selbst nicht von dieser Welt, sondern bewegt sich auf dem rein geistigen Gebiete der Menschheit selber; er ist nichts anderes als die geistige Entwicklung, die naturnothwendig neben all' unsern materiellen Bestrebungen und Resultaten hergeht. Die Kirche erzeugt ihn nicht so fast, als sie ihn leitet und zu rascherer und sicherer Krisis führt.

Es ist wahr, hier wird die Kirche gegen jede Entstellung und Verzerrung der Wahrheit lauten Protest erheben. Allein es gehört doch wenig dazu, um einzusehen, daß sie dadurch sich nicht den Bestrebungen des Patriotismus entgegenstellt, als vielmehr ihn selbst in seinen Grundbestrebungen unterstützt und vor dem sichern Untergang bewahrt. Oder ist nicht das Wohl des Volkes die Haupttendenz des Patriotismus? Dieses selbst, beruht es nicht auf der Wahrheit? Eben hier zeigt sich die Kirche als eine hochpatriotische Macht.

Freilich, sagt man; aber dazu gehört, daß man an die Göttlichkeit der Kirche glaube. Das ist aber nicht einmal wahr. Es gehört nur dazu, sich die Überzeugung zu gewinnen, daß keine Anstalt der Welt so auf Reinhaltung der Wahrheit, als ihrer Lebensbedingung, gebaut ist, und keine in ihrer Geschichte sich gewissenhafter an die Wahrheit gehalten hat als diese zweitausendjährige Kirche Roms. Wir fordern immer wieder auf, nur ein einziges unwahres, unvernünftiges Dogma zu nennen; und man weiß nichts besseres zu thun, als die Lehre der Kirche zu entstellen und sie dann leichtem Spott zu überantworten.

Allerdings, um diese Überzeugung zu gewinnen, die sonst sehr leicht zu gewinnen wäre, müßte man sich von Vorurtheilen und von blindem

Digitized by Google

Vertrauen auf lieb gewordene Autoritäten losmachen; und das ist schwere Arbeit, zu der der Mehrzahl Geisteskraft und Muth fehlt. So wird es freilich noch lange so bleiben, wie es ist. Allein eine thörichte Stellung wird nicht weise, wenn wir sie länger einhalten, und die Wahrheit hat kein Herz für unsere Schwäche. Deßhalb können wir die sehenden Auges Blinden wohl bemitleiden, aber nicht selbst mit ihnen das Licht Finsterniß nennen und die Finsterniß Licht. Unser Patriotismus aber flüchtet sich in die Kirche, denn ihm graut vor den Früchten, die der Abfall von der Kirche allum zeitigt.

Zeigt sich somit nach dieser Seite keine Gegensätzlichkeit dieser beiden Elemente des Volkslebens, Patriotismus und Katholizismus, so ist es ebenso leicht zu zeigen, daß die Bestrebungen vielmehr parallel laufen. Dieß wird jedem Gläubigen schon daraus einleuchten, daß beide Elemente von Gott dem Herrn gegebene und geordnete Mittel zu einem Zwecke sind. Sie können sich somit nur im Wege stehen, wenn sie nicht in der von Gott gewollten Ordnung liegen. Daß die Kirche diese Ordnung nicht störe, dafür gibt sie wieder, außer ihrem göttlichen Schutze, die größte Garantie in ihrer Weltstellung als eine in der öffentlichsten Allgemeinheit. Es ist keine Geheimpolitik in ihr denkbar, die von ihren öffentlichen Entscheidungen auch nur ein Haar breit abließe. Es wäre dieß selbst da menschlich gesprochen der Verrath und Selbstmord zugleich. Unwahrheit und Unrecht bedürfen des Geheimnisses, um zu bestehen; Öffentlichkeit und Allgemeinheit ersticken sie in der Wiege. An dem Tage, an dem die Loge öffentlich wird, ist sie todt; und an dem Tage, an dem die Kirche der Lüge verfällt, ist sie unmöglich. Ein flüchtiger Blick genügt endlich, um einzusehen, daß alle die freien und heiligen Fasern und Zweige des Patriotismus gerade von der Kirche in die segensreichste Obhut genommen werden. Während sie in der Ehe die Familie schützt, stellt sie im Eide den Engel mit dem Flammenschwert an jede Kreuzungslinie der Gesellschaft; und während sie das Schwert der Autorität aus dem Himmel nimmt, ruft sie Fürsten und Bettler an denselben Tisch der Liebe; und während sie an alle Gewissen im Richterstuhl der Buße mahnend redet, schlägt sie den Anker unseres Hoffens in die reiche Ewigkeit. Man wird zugeben müssen, daß gerade die wesentlichsten Lebensfäden des wahren Patriotismus hier mächtig geschützt erscheinen; und wird zugeben müssen, daß keine Anstalt der Welt in ihrer Organisation und in ihrer Geschichte eine ähnliche Wirkungsfähigkeit aufzuweisen vermag. Wie unsere Erde vom blauen Him-

Digitized by Google

mel mit ſeiner Sonne, ſeinem Monde, ſeinen Sternen liebend umgeben erſcheint, bewahrt und geſchützt, und in keiner Bewegung und keiner Entwicklung gehindert: ſo etwa liegt jedes Volk mit allen ſeinen Schätzen und Verſchlingungen in dem alle umſpannenden Bogen der Kirche des Erlöſers. Denn was die Allgemeinheit der Kirche betrifft, ſo habe ich ſchon neulich darauf hingewieſen, daß der wahre Patriotismus nicht der Haß der Völker gegen einander iſt, noch auch denſelben erzeugt. Die allgemeine Liebe, die uns in der Einheit der Natur geboten iſt, ſteht dem Patriotismus nicht im Wege, ſondern hält ihn von Verirrungen zurück. Aber eben auf dieſem Boden der allgemeinen Menſchenliebe ruht auch die Kirche und iſt ſo nur ein Schutz des Patriotismus nach dieſer Seite hin.

Um noch ein Wort von der Einheit des ſichtbaren Oberhauptes beizufügen, die vor allem jedem Katholiken den wahren Patriotismus unmöglich machen ſoll, ſo iſt die Sache faſt komiſch. Es iſt wahr, wir verehren den Biſchof von Rom als den ſichtbaren Stellvertreter des unſichtbaren Hauptes unſerer geſammten Chriſtus-Kirche, die Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umſpannt. Aber da die Kirche ſelbſt in ihren Lehren, in ihren Vorſchriften, in dem ganzen Kreiſe ihrer Thätigkeit den Patriotismus oder das Volk in ſeinem Leben nicht hemmt, ſondern vielmehr fördert und ſchützt, wie ſoll denn die Verehrung dieſes ſichtbaren Hauptes den patriotiſchen Geſinnungen ſchaden? Etwa deßwegen, weil dieſer Mann nicht in der Heimath wohnt und lebt? Alſo darf ich ſchließlich auch Gott nimmer verehren, weil er keine Steuer zahlt bei uns, und weil er ſich die Freiheit nimmt, unſern Mitbürgern ſehr ſcharf in's Gewiſſen zu reden. Freilich, der große Stein des Anſtoßes iſt der Gehorſam, den wir dem Papſte ſchulden. Weil man nicht einſehen will, daß alle Jurisdiction der Welt ihre unſchütterlichen Schranken im Gewiſſen des Einzelnen hat. Es gehört eine Gedankenloſigkeit dazu, für die uns jeder Name fehlt, wenn man es für möglich hält, daß die Autorität des Papſtes die Gewiſſen vergewaltige. Fügen wir dazu die vorhin erwähnte allgemeinſte Öffentlichkeit der Kirche: ſo liegt auf der Hand, daß ein unſittlicher Befehl das Ende der Kirche ſelbſt iſt. Wenn nun aber jeder Befehl des Papſtes in den Schranken des Naturgeſetzes bleibt, wie ſoll der Gehorſam gegen ihn dem Patriotismus ſchaden? Man wird es nie begreifen. Wem freilich einmal ſelbſt der Gehorſam gegen Gott unpatriotiſch geworden, dem muß es auch jener gegen den Papſt ſein.

Digitized by Google

Aber das beweist nur, daß der Patriotismus selbst schlecht geworden und die heiligsten Rechte des Volkes angefressen hat, die Freiheit der Uberzeugung nämlich und die Freiheit der Gewissen.

Indessen lassen wir es für dießmal dabei bewenden. Ich habe Ihnen unsern Patriotismus in der großen Welt vorgeführt, und ich meine, er wäre nicht übel bestanden. Sohn der Natur, lebt er von der Wahrheit und freut sich der Liebe. So muß er ein geborener Feind der Gewalt sein, fremd der Lüge und dem Hasse; und muß ein starker Hort der Freiheit sein gegen eigene und fremde Zügellosigkeit und Willkür. Gebildet genug, um den Blick nach oben zu richten, hat er sich auch Kindeseinfalt genug bewahrt, um glauben zu können. Deßwegen ist er fähig, den ganzen Segen des Himmels in sich aufzunehmen, und, von ihm getragen, die Erde zum Himmel zu führen. Wenn dieser Patriotismus, der im deutschen Volk noch immer wurzelt und keimt, einmal zur vollen Entfaltung gelangt, dann wird Deutschland einig im tiefsten Grund und von innen heraus, und wird sich in ungehemmter Eigenart herrlich entfalten. Dann dürfen wir hoffen, daß es den alten Ruhm erringt, und Europa und die Welt vom Geist der Lüge befreit. Aber offenbar kann kein Volk dahin gelangen, wenn die Kirche ihm nicht mit Wahrheit und Gnade zur Seite steht. So bleibt denn der Kampf für die Kirche und ihr Recht in Deutschland gegenwärtig das patriotisch'ste, was wir thun können. Und eben dabei zeigt sich, wie unwahr es ist, zu behaupten, Katholizismus und Patriotismus seien Gegensätze, daß vielmehr der eine vom andern gefordert und getragen wird, wie Natur und Gnade sich verbinden und ergänzen. Also:

Für die Kirche, eben um der Heimath willen!

H. J. v. Fugger S. J.

Die Frohnleichnamsspiele des Königs René.

(Fortsetzung.)

Wir stehen im 15. Jahrhundert, auf der Schwelle der classischen Renaissance und in der Vorblüthe des Humanismus. Vergessen und verbannt während langer Jahrhunderte, verlassen auf einmal die Götter Roms und Griechenlands ihren Olymp und Tartarus, und kehren wie traumtrunkene

Digitized by Google

fremde Gestalten auf die Erde zurück, deren Antlitz die schmerzvolle Liebe und das Kreuz eines Gottes neu geschaffen hatte.

In der Provence hatten sich zwar viele geschichtliche Traditionen aus der Zeit römischer Herrschaft erhalten, die heidnisch-classische Cultur dagegen war mit der Einführung des Christenthums, den Einfällen der Mauren und dem späteren innigen Verkehr mit Spanien und dem Oriente vollständig verschwunden und vergessen. Nur sehr wenige der Troubadoure waren der lateinischen Sprache fähig; in dem Trésor des Peter de Corbian, einer wahren Fundgrube der Gelehrsamkeit für jene Zeit, wird nur ein einziger lateinischer Dichter, Ovid, genannt. Kaum findet man in Auszügen aus mehr denn 200 Troubadouren hie und da einige Stellen, welche sich auf die altrömische Mythologie beziehen, und selbst wenn es geschieht, erkennt man auf den ersten Blick, daß der Dichter nur eine vage, unsichere Kenntniß der angezogenen Namen und ihrer Bedeutung hatte. Man behauptet sogar — und in einem gewissen Grade mit Recht — daß diese Unwissenheit und Unkenntniß der classischen Meister ein Grund des Verfalles der provençalischen Literatur gewesen. Wäre dieß aber die einzige Ursache, so hätte mit dem 14. und 15. Jahrhundert ein neues Sangesleben erblühen können, da von Italien aus ein frischer gelehrter Wind wehte, der die Weisheit und die Kunst der großen Alten wie Fruchtkörner über die Länder verstreute. In Italien war man im 15. Jahrhundert schon weit voran geschritten, Dank den ununterbrochenen classischen Überlieferungen und den eingewanderten Griechen aus Byzanz. Dort hörte man sogar schon sagen, daß das Christenthum der Kunst nicht günstig sei und man zu den Göttern Griechenlands zurückkehren müsse. Wie schnell man in der That dahin zurückkehrte, zeigt leider die Kunstgeschichte jener Zeit. Die Einen beteten nur mehr die Form an, ohne auf die Seele und den Inhalt ihrer Schöpfungen zu achten; die Anderen suchten auch den Geist zu antikisiren, und brachten jene schmutzige, obscöne Literatur zu Tage, welche zur Schande eines christlichen Landes die Unterhaltung und Geistesnahrung der höheren Stände wurde. Noch Andere kehrten, weniger unbeholfen und grobkörnig, aber um so verderblicher, zur heidnischen Philosophie zurück, indem sie den Neuplatonismus wieder aufwärmten.

Ganz so weit war man in der Provence nun doch glücklicher Weise noch nicht. Der rege Verkehr mit Italien, die Vorliebe René's für Alles, was Kunst war oder sein wollte, hatten jedoch die neue Strömung auch über die Alpen geleitet. Und so konnte René seinen Plan fassen und ihn auszuführen wagen, ohne Furcht, Ärgerniß zu geben oder Mißverständniß zu erregen, wenn er die ganze heidnische Götterwelt urplötzlich in die Spiele eines christlichen Volkes hineintrug. Eine jedoch dürfen wir bei diesem Akte des provençalischen Dichters nicht aus dem Auge verlieren, er führt die Götter als Besiegte ein, ein Gedanke, der ebenso einfach als großartig ist, aber leider in der Folgezeit nicht beachtet und selbst von großen Genie's nicht befolgt wurde. Zwischen René und den späteren Dichtern der Renaissance liegt eben der gewaltige Abgrund, daß Letztere der mittelalterlich-christlichen

Digitized by Google

Cultur die altheidnischen Anschauungen einimpften, und diese gewaltige Lüge zur Höhe der classischen Literatur erhoben.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Spielen zurück.

Es ist Nacht. Die Stabträger haben ihre Runde durch die Stadt gemacht, haben sich vor der Cathedrale noch einmal begrüßt und sich dann zurückgezogen. Das Volk drängt sich in den Straßen. Auf den zahlreichen Balkonen, die sich wie ein doppelter Lichtkranz den Hauptstraßen entlang ziehen, sitzen die vornehmen Zuschauer,

„Welch' reicher Himmel, Stern' bei Stern!" ꝛc.

oder wie ein alter Chronist es ausdrückt: Les dames à plains échaffauts estaient aussi tant gorgiages (geschmückt) que ce estait droicte fayerie (eine wahre Feerei). Auf dem großen Platz St. Louis, dem endlichen Sammelort aller Spiele, saßen unter einem prächtigen Thronhimmel der Graf der Provence, seine Familie und die fremden fürstlichen Gäste, wenn ihrer anwesend waren. So war die ganze Stadt in ein großes Theater umgewandelt, voll Leben und Bewegung, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Und über all' dem Treiben stand ernst und tief der südliche Nachthimmel, mit seinem dunklen Blau und seinen hellen Sternbildern.

Wir laden unseren Leser ein, mit uns einen der Balkone zu besteigen, und sich von dort aus das Vorüberziehen und zeitweilige Anhalten der Spielprozession nach Lust anzuschauen. Wir werden in den folgenden Blättern einen möglichst vollständigen Theaterzettel verzeichnen, und zwischen hinein die wahrscheinlichsten Erklärungen einzelner schwieriger Spiele geben. Wie schon bemerkt wurde, wollte König René die Besiegung des Heidenthums durch das Christenthum darstellen, und müssen von diesem Standpunkte aus die einzelnen Spielgruppen und ihre Reihenfolge betrachtet werden.

Ein langhallender Posaunenstoß kündet an, daß der Zug beginnt, und die dunklen Geister der Unterwelt den Zauber ihrer Verführung und die traurigen Bilder ihres entgöttlichten Lebens herumführen sollen. Der Ausgangspunkt dieser Spielesabtheilung ist im Gegensatz zu allen anderen nicht die Cathedrale, sondern das Stadthaus. Auch sind von vorneherein keine Straßen vorgezeichnet, sondern unerwartet naht sich dieser Zug wie die Versuchung, und sucht, wie diese, vorzugsweise die Paläste der Reichen und Großen dieser Welt heim.

Ein zweiter Posaunenschall, Trommelwirbel, Pfeifenklang, die Spiele nahen.

I. Fama, Jupiters Botin, öffnet als Sinnbild der Geschichte den folgenden Zug. Hoch zu Roß, mit aufgeschürztem Kleid, wallendem Haar, Flügeln an Schultern und Haupt, stößt sie von Zeit zu Zeit in die Posaune, um den folgenden Straßen die Ankunft der Spiele zu melden. Ihr folgen zu Fuß eine Anzahl Trommler und Pfeifer, welche während der ganzen Zeit den sogenannten „Marsch der Runde" spielen.

II. Ritter der Runde ziehen in Reih und Glied hinter der Göttin und ihren Trommlern auf. Ihr Anzug besteht aus rothem, eng anschließendem Wamms, gleichfalls rothen weiten Beinkleidern, einer Mütze, mit dem Bilde

Digitized by

des Halbmondes, und einer langen Pike als Waffe. Musikanten im selben Costüme, wie die Ritter, unterbrechen einen Augenblick die stummen Reihen, dann folgt eine neue Abtheilung der Ritter, in ihrer Mitte der Fähnrich des Guet, gleichsam der Bannerherr des Heidenzuges.

René wollte durch diesen kriegerischen Vortrab andeuten, daß nicht bloß Täuschung und Verderbtheit, sondern auch die rohe Gewalt dem Heidenthum Eingang in die Völker verschafft und sein Bestehen gesichert habe. Er nahm zu Vertheidigern des Unglaubens jene Nation, welche im Mittelalter eben der Typus des Antichristenthums war, und als solcher von Jedermann erkannt wurde, nämlich die Türken.

Nach diesem Vortrab können sich dann ruhig die einzelnen Scenen der alten Götterwelt und die traurige Geschichte der Menschheit entfalten, denn wir haben es nicht ausschließlich mit dem Reich des Heidenthums zu thun. Das dramatische Leben und der Charakter des Mysteriums erforderte einen Streit, ein Doppelringen zweier Culturen. Wie die Geschichte vor Christus nicht ausschließlich die Geschichte der Verirrungen der Menschheit, sondern auch der Offenbarung des Himmels und eines mächtigen Sehnens nach Erlösung war, so durften auch in dem nächtlichen Umzug die Hinweise auf Fall und Auferstehung, Lüge und Wahrheit nicht fehlen. Wir werden daher von Zeit zu Zeit, freilich nur selten und in dunklen Andeutungen, das Judenthum auftreten sehen, um den ungehinderten Prunkzug der falschen Götter zu unterbrechen, und wenn diesen auch für die Nacht der Sieg verbleibt, so weist doch Alles darauf hin, daß diese Spiele nur der erste Akt eines Drama's sind, das am folgenden Tag mit dem glorreichen Triumph der Wahrheit enden soll. Schon die nun folgende erste Gruppe erzählt uns räthselhaft die Urgeschichte allen Elendes und den letzten Grund des Lügenreiches.

III. Adam und Eva. Ein Mann und eine Frau, ausgestattet mit königlicher Pracht in rothen Kleidern und Mänteln, die mit vielen gelben Schleifen besetzt sind, reiten auf — Eseln daher. Der Mann trägt einen federumwallten Ritterhelm, und grüßt mit einem Blumenstrauß die Zuschauer auf den Balkonen, während die Frau mit einem übergroßen Fächer ihr Antlitz zu verdecken strebt. Eine Schaar Kinder laufen um diese Hauptpersonen herum, hetzen auf sie ihre Hunde, zerren an ihren Mänteln, rufen ihnen Schimpfnamen nach, und lassen sie nirgends zur Ruhe kommen. Die vier schwertbewaffneten Ritter, welche dieser Gruppe folgen, scheinen mit diesem Treiben der Buben einverstanden, und mehr zur Bewachung als zum Schutze der beiden Eselsreiter zugegen zu sein. Wer denkt bei dieser eigenthümlichen Scene nicht an den Auszug voll Schmach und Schmerz, aus dem Paradiese der Lust in ein Leben voll Arbeit ohne Ruhe? Sinnbilden die Ritter den Cherubwächter an der Pforte, so dürfte für die Gewissensbisse und die anderen Folgen des Ungehorsams kein besseres Bild gefunden werden, als die lose, rohe Kinderschaar. Andere Analogien wird der Leser in dem Kleide, dem Esel, dem Fächer u. s. w. selbst finden.

Nach einer neuen Abtheilung von Musikern, die immer denselben „Marsch der Runde" spielen, folgen die ersten Götter. Da sie nur vorüber-

Digitized by Google

ziehen, genügt es, ihre Reihenfolge und die ſymboliſchen Abzeichen zu vermerken, die ihnen König René in ſeiner Prozeſſion gegeben hat.

IV. Momus, der Gott der Satyre, zu Pferd. Mütze und Kleider ſind mit Schellen beſetzt. In der einen Hand trägt er eine Narrenkappe, in der anderen eine Maske, zum Zeichen, daß er die furchtbare Freiheit hat, die Handlungen der Menſchheit zu entlarven. Hinter ihm erſcheinen:

V. Mérkur und die Nacht, ebenfalls zu Pferd. Der Götterbote trägt an den Füßen und am Haupte die herkömmlichen Flügel, und in der Hand das Friedenszeichen des Schlangenſtabes. — Die Nacht iſt eine poetiſche, wirklich ſchöne Geſtalt. Ihr weiter dunkler Mantel, mit goldenen Sternen beſäet, wallt faltenreich von den Schultern über ihr weißes Pferd hinab. Auf dem Haupt glänzt ein Silberdiadem in Form eines Halbmondes, von dem ein weißer Schleier herabfällt, während ihre Rechte eine Mohnblüthe trägt.

Dieſe drei ruhevollen Erſcheinungen haben das Auge des Zuſchauers in etwa von dem bizarren Durcheinander der erſten Scene erholt. Eine neue nun folgende Gruppe führt die Aufmerkſamkeit wieder auf das menſchliche Elend zurück.

VI. Leis Razcassetos. a) Spielperſonen: Vier grau gekleidete Männer, um den Kopf eine Maske, über ihrem Wamms eine Art Fliegennetz, wie man es Pferden oder Maulthieren umhängt, um den Hals ein Schellenband. Drei der Spieler ſind mit Werkzeugen, d. h. einer Scheere, einem Kamm und einer Bürſte, verſehen. Der Vierte trägt auf ſeiner Kopfmaske einen verworrenen, unſauberen Haarzopf.

b) Spiel. Der Zopfträger ſtellt ſich in die Mitte und ſucht mit Händen und Füßen die drei auf ihn eindringenden Genoſſen abzuwehren. Dieſe gewinnen nach einigem Ringen die Oberhand, greifen ihn, und ſuchen ihn trotz ſeines Widerſtrebens zu kämmen, zu ſcheeren und zu bürſten, das Alles unter einem ewigen Geklingel ihrer Schellenbänder.

c) Bedeutung. Dieſes ſeltſam räthſelhafte Spiel ſollte im Sinne René's die Ausſätzigen des alten Bundes darſtellen [1]. Wollen wir eine tiefere

---

[1] Eine andere, von mehreren Schriftſtellern gegebene Erklärung dieſes Spieles iſt geradezu unhaltbar. Im Jahre 1579 wohnte Katharina von Medicis, welche nach Aix gekommen war, um eine Empörung zu beſchwichtigen, auch den Frohnleichnamsſpielen bei. Als die Razcaſſetos erſchienen, fragte die Fürſtin, was ſie zu bedeuten hätten. Ein Witzling, der in der Nähe der Königin ſtand, antwortete, es ſeien drei Razats, welche einen Carziſten bürſteten. Dieſe Antwort war geiſtreich und ſchmeichelhaft, aber unwahr. Zur Zeit der Religionskriege hatten ſich nämlich in der Provence im Jahre 1576 zwei Parteien gebildet. Die eine, katholiſch und königlich, ſtand unter Anführung des Grafen Carces (daher Carziſtes); die andere, zu welcher die Proteſtanten gehörten, hatte zum Anführer den Marſchall Retz (daher ihr Parteiname Razats). Katharina hatte durch ihre Anweſenheit Ordnung und Frieden wieder hergeſtellt. Aber was ſollte dieſes poſthume Ereigniß zur urſprünglichen Bedeutung des René'ſchen Spieles? — Die Etymologie unterſtützt hier vollſtändig die Geſchichte. Denn Razcaſſetos iſt das Deminutiv von razcas, ſchäbig, ausſätzig. Die

Digitized by Google

Idee ſuchen, ſo dürfte dieſe Scene uns vielleicht die Folgen der Erbſünde für den Körper vorführen. Daß René zu dieſem Zweck gerade den Ausſatz wählte, möchte, abgeſehen von der ſchrecklichen Natur dieſer Krankheit und dem alten volksthümlichen Abſcheu gegen dieſelbe, noch einen bisher unbeachteten Grund in der damaligen Geſchichte haben. Wir finden in der That, wie René unter anderem auch um die Abwehr des Ausſatzes von ſeiner theuren Provence beſorgt war, und zu dieſem Zweck Spitäler errichtete oder reſtaurirte, Verordnungen erließ und ſonſtige Maßregeln traf. Mit dem aufblühenden Handel und den Kreuzzügen waren die Peſt und der Ausſatz aus dem Orient gekommen und richteten von Zeit zu Zeit die ſchrecklichſten Verheerungen in Marſeille, Aix und den übrigen Städten der Küſte an. Das Bild der Ausſätzigen war ſomit dem Volke keineswegs fremd, und ſein Erſcheinen im Gefolge des Sündenfalls und der Abgötterei war ein kräftiger Hinweis auf die Quelle dieſes ſchrecklichen Übels. Es iſt eigenthümlich, wie ſich gerade dieſes Spiel im Andenken des Volkes friſch erhalten hat.

Den Ausſätzigen folgte als weitere Scene aus dem alten Teſtamente „das Spiel der Katze“ oder:

VII. Lou jouec doou cat. a) Spielperſonen. Vier Israeliten, ſchwarz gekleidet, ein kleines Mäntelchen um die Schultern. Ihre Masken haben zu beiden Seiten ſtarke runde Auswüchſe, welche ihnen ein häßliches, komiſches Ausſehen geben. — Moſes, in langherabwallendem, violettem Kleide. Seine Maske hat einen langen, weißen Bart und auf der Stirne die zwei Strahlenhörner der Bibel. Aaron trägt das traditionelle Hoheprieſtergewand mit Tiara, Bruſtſchild ꝛc.

b) Spiel. Ein Israelite trägt eine Stange, auf welcher das holzgeſchnitzte Bild des goldenen Kalbes ſteht. Die drei übrigen Juden, von denen Einer eine gebundene Katze in der Hand trägt, führen einen Tanz um das Götzenbild auf, und verneigen ſich von Zeit zu Zeit anbetend vor demſelben. Wenn dieß eine Weile gedauert, eilt plötzlich Moſes herzu, unterbricht ihren Tanz und zeigt mit dem Ausruf „ouhou“ auf die Geſetzestafeln, die er erhoben in der Linken trägt. Aaron tritt nun auf, ſchaut bald den ergrimmten Bruder, bald die Israeliten an, und ſucht durch flehentliche Geberden den Zorn des Einen und die Verwegenheit der Anderen zu brechen. Endlich wirft der, welcher die Katze trug, das Thier in die Höhe, und Alle ſuchen das Geſchrei der armen Beſtie durch ihr „ouhou“ zu übertönen. Der Stangenträger ſenkt das Kalb zur Erde, der Andere fängt die fallende Katze geſchickt wiederum auf und das Spiel hat ein Ende. —

c) Bedeutung. Der Sinn der Anbetung des goldenen Kalbes, des Zornes Moſes und der flehentlichen Dazwiſchenkunft Aarons kann keinem Zweifel unterliegen. Nur die Katze bildete ein ungelöstes Räthſel für die Mehrzahl der Erklärer. „Kein Autor,“ ſagt Villeneuve (Statist. des Bouches du Rhône III. 218), „der über die Spiele geſchrieben, wußte die Katzenſcene

---

Kleidung der Spieler, zumal die vielen Schellen, deuten übrigens hinlänglich auf den ſchrecklichen Stand eines Ausſätzigen.

Digitized by Google

hinreichend zu erläutern. Die Allegorie ist jedoch einfach und sinnreich. Die Katze war in Ägypten allgemein verehrt und angebetet. Durch das Andenken an den ägyptischen Thiercult ließen sich auch die Juden zum Götzendienst verleiten, und ahmten durch das goldene Kalb den Apis nach. René fügte zum Kalb noch die Katze hinzu, um nachher durch das Aufwerfen dieses leicht handlichen Thieres die Bekehrung der Juden und ihr Ablassen vom Götzendienst darzustellen." —

Wenn aber auch die Israeliten den Irrthum abschworen, so breitete dennoch auf der übrigen Erde das Heidenthum sein Reich immer weiter aus, und füllte die Länder mit der Versunkenheit seines Cultus und der dumpfen Verzweiflung seiner Lehren. René hat Eile, diesen Gedanken dem Geiste des Zuschauers vorzuführen, und läßt darum auftreten:

VIII. Pluto und Proserpina, beide zu Pferde. Die schwarzen Kleider, Eisenkrone und Elfenbeinscepter, sowie die Schlüssel ihrer dunklen Behausung kennzeichnen hinlänglich die finstern Götter der heidnischen Unterwelt.

Auf dem Fuße folgt ihnen ein anderes wildverworrenes Spiel, das zum Ernst die Furcht der Zuschauer erwecken soll, und ich möchte glauben, daß es diesen Zweck erreichte. Der Leser möge sich in einer unsicher beleuchteten Straße eine Anzahl unheimlicher Gestalten denken, wie sie das Mittelalter erfunden hatte, um den Feind des menschlichen Geschlechtes darzustellen; dann lasse er diese Wesen unter dem Höllenlärme ihrer Schellenbänder die verworrensten Hexentänze aufführen, mit ihren langen Eisenhaken durch die Luft herumfuchteln, und er hat einen ziemlichen Begriff von

IX. Lou grand jouec dois diablés (dem großen Spiel der Teufel). a) Spielpersonen. Viele große und kleine Dämonen, in einem enganschließenden Corset und langen Beinkleidern, beide aneinandergenäht, schwarz wie die Nacht und mit lebhaft rothen Flammen gemalt. Zwei Riemen, jeder mit 15—20 Schellen besetzt, kreuzen sich über Brust und Rücken. Die Kopfmaske, ebenfalls rabenschwarz oder feuerroth, je nach dem Geschmack des Malers, stellt bald eine verzerrte Menschenfratze, bald einen scheußlichen Thierkopf oder Ähnliches dar und bildet mit ihren zwei Hörnern ein wahres Höllenconterfey. Jeder Dämon trägt außerdem einen langen Haken, wie ihn alte Bilder darstellen. — Luzifer unterscheidet sich nur durch hervorstehende Häßlichkeit seiner Maske, und die größere Anzahl der Hörner. Er zählte deren sechs. — Die gelungenste Person dieser Gruppe, und, in gewisser Hinsicht, wohl der ganzen Spiele, war die sogenannte Teufelin. Alles, was im verflossenen Jahre an verzerrten Moden in den Salons, auf den Promenaden und Bällen der Hauptstadt sich gezeigt hatte, das sah man in dieser Spielfigur mit der treffendsten Parodie wieder erscheinen und dem Gelächter der zahlreichen Fremden und Einheimischen preisgegeben. Man könnte also diese Figur schlechthin den Modeteufel nennen, auch trägt sie keine Gabel oder Haken, sondern bezeichnend eine — Bürste. Der Knotenpunkt des Spieles, der tragische Held, auf den diese ganze infernale Welt Sturm läuft, ist ein armer König. Er trägt ein kurzes rothes Wamms, einen

Digitized by Google

kleinen Purpurmantel, bebänderte und gallonirte Pumphosen ꝛc. und eine gekrönte Maske. Als einzige Waffe dient ihm sein Scepter.

b) Spiel. Der König steht inmitten der Scene. Tanzend und springend umringen ihn in immer engeren Kreisen die furchtbaren Geister. Schon zerren und stoßen sie ihn mit ihren Haken und Gabeln. Der arme Geplagte fegt nach allen Richtungen hin mit seinem Scepter durch die Luft, und das scheinen die Teufel zu fürchten. Während der König sich aber nach vorne zu vertheidigen sucht, schleicht die Teufelin geschickt hinter seinen Rücken und sobald sie nahe genug ist, beginnt sie den königlichen Mantel zu bürsten. Der König ist besiegt und das Spiel zieht weiter, um sich unter einem anderen Balkone zu wiederholen. Der König aber wird immer nicht klüger.

c) Die Bedeutung einer solchen Scene ist zu klar, als daß wir länger dabei verweilen müßten. Wir glauben jedoch, daß ihre Stelle und Reihenfolge im Laufe der Zeit geändert worden, und daß sie anfangs erst viel später nach dem Spiel der Reyno Sabo aufgetreten ist. Wir werden dort unsere Gründe angeben.

Diese Scenen der heidnischen und christlichen Unterwelt unterbrechen nun wieder erheiternd.

X. Neptun und Amphitrite zu Pferde. Der Meergott im Schilfkranz, die Göttin mit Seerosen gekrönt, tragen als weitere Abzeichen: der Eine den Dreizak und die gewaltige Muschel, die Andere zwei Delphine. Hinter ihnen schwärmt ein Gefolge ährentragender Frauen und epheubekränzter Dryaden, die nach den Klängen der Tamburine, Flöten, Pauken und Cymbeln ihre ländlichen Tänze ausführen.

XI. Pan und Syrinx folgen zu Pferde. Der Hirtengott ist kenntlich an den traditionellen Kopfhörnern und an seinem Gewand aus Bocksfellen mit den Sternen auf der Magengegend. Er spielt auf der Flöte, deren Erfindung ihm zugeschrieben wird. Die Nymphe Syrinx trägt als Abzeichen und zur Erinnerung an ihre Umwandlung ein Schilfrohr in den Händen. — Hinter ihnen rollt von Böcken gezogen ein kleiner Wagen heran. Darinnen thront auf einer Tonne

XII. Bacchus, der Gott des Weines. Sein Haupt ist mit Reben bekränzt, die eine Hand hebt den Becher empor, während die Linke den Tyrsus schwingt.

Dem Übermuth der Völker aber folgt der Krieg. Hinter Bacchus' Wagen klirren die Waffen.

XIII. Mars und Minerva, stahlgekleidet, schildbewehrt, mit wallendem Helmbusch, reiten stolz und glänzend vorüber. Der Gott führt das gezogene Schwert, Minerva die hohe Lanze. — Wenn nun der Krieg die Völker erneut und verjüngt hat, sproßt jugendlich die Kunst des Friedens.

.... „vom Blute der Helden begossen,
Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat."

Als Götter des Friedens und der Künste erscheinen daher:

XIV. Apollo und Diana. Der liederreiche Musenkönig führt im

Digitized by Google

linken Arm die Leier, deren Saiten er zuweilen berührt, während die andere Hand den ihm geweihten Hahn trägt. Seine Schwester, die waldfrohe Jägerin, auf dem Haupt den Halbmond, auf der Schulter den pfeilgefüllten Köcher, führt den Bogen als Sinnbild.

Eine lustige Tanzweise kündet das Herannahen eines neuen Spieles.

XV. La Reyno Sabo (die Königin von Saba). a) Spielpersonen. Die Königin, in prachtvollem orientalischem Anzuge von Sammt und Seide. Sie trägt einen silbernen, edelsteinbesetzten Gürtel, und auf dem Haupte eine goldene Krone. Ihre Haare sind mit Perlbändern durchflochten, und ihre Maske ist sehr stark mit Roth geschminkt. Zu ihrer Begleitung hat sie drei Edelfräulein, welche etwas einfacher, immerhin aber noch kostbar gekleidet sind. Jedes der Mägdlein trägt einen Silberbecher und einen weißen Schleier in den Händen. — Die zweite Hauptperson des Spieles ist der Balladin oder Tänzer. Fürstlich ausstaffirt, auf dem Haupt ein goldgesticktes Sammetbaret mit einer wallenden Feder, die Kniebänder mit kleinen Silberglöckchen besetzt, ein pauschiges, goldgallonirtes Wamms mit feinem Spitzenkragen u. s. w., trägt er in der Hand einen langen blanken Degen, auf dessen Spitze ein fünfthürmiges Schlößchen mit goldenen Wimpeln strahlt. — Sein ganzes Gefolge besteht aus einem Tamburinspieler in der bunten Tracht der mittelalterlichen Jongleurs.

b) Spiel. Sobald die Gruppe, das Tamburin an der Spitze, auf einen offenen Platz oder unter einem reichbesetzten Balkon angekommen, tritt der Balladin vor die Königin, welche sich mit ihren Edelfräulein etwas zurückzieht, die Hände in die Hüften stemmt, und sich so bereit hält, die Grüße des Tänzers zu empfangen und seine Kunst zu bewundern. Der Balladin neigt seinen Degen, die Königin mit ihren Mägdlein machen eine tiefe Verbeugung und der Tanz beginnt nach der alten Weise des Königs René, welche das Tamburin und eine Pfeife anheben. Die Silberglöcklein begleiten mit ihren feinen Klängen den schwebenden abgemessenen Tanzschritt und die Wimpel des Degenschlößchens drehen sich glänzend und schillernd bei den langsamen, anmuthigen Bewegungen der Waffe. Unterdessen wiegt die Königin feierlich ihr Haupt und gibt auf diese Weise ihre Aufmerksamkeit und Freude am Spiele zu erkennen. Sobald der Balladin seinen Tanz vollendet und zum Schlusse noch einmal grüßend den Degen gesenkt hatte, verlassen die Mägdlein ihre Stelle bei der Königin und heben nun gegen den Tänzer selbst, gleichsam als Gegengruß, nach derselben Weise ihren Tanz an. Sie schwenken und schwingen dabei mit vieler Anmuth bald den Silberbecher, daß er im Schein der Fackeln hell aufglänzt, bald den weißwehenden Schleier. Gegenseitiges Begrüßen, tiefes Verbeugen beschließt endlich das Ganze, dem von den Balkonen und vom Volke in den Straßen heftiger Beifall geklatscht wird.

c) Die Bedeutung dieses Balletes läßt sich nur aus dem Namen herleiten, den es im Volke führt. Es ist das Heidenthum, welches in der Person der Königin von Saba von Salomons Weisheit vernommen, und nun zu ihm kommt, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Der Balladin des Spieles würde also plötzlich zum König, sein Tanzspiel stellte

Digitized by Google

uns die Lösung der Räthsel und die hochweisen Antworten vor, welche der jüdische Herrscher der arabischen Fürstin gegeben. Diese drückt dann ihre Zufriedenheit und ihre Geschenke durch den Gegentanz ihrer Mägdlein und das Schwenken der Schleier und kostbaren Gefäße aus. — Was soll das goldene Schloß auf der Degenspitze? Kein Autor redet davon, vielleicht dürfte es eine Erinnerung an den salomonischen Tempel sein?

Als symbolisirte Annäherung des Heidenthums an das Judenthum, dem Träger der Wahrheit vor Christus, gehört dieses Spiel in den Plan der Prozession. Die Geschichtsfolge und der Ideengang scheinen aber mit derselben Nothwendigkeit zu erheischen, daß nun das oben unter IX bezeichnete große Spiel der Teufel folge. An dieser Stelle würde es gleichsam das Gegenbild und die zweite Scene des Spieles der Königin von Saba sein, indem es nämlich zeigte, wie nicht die Wahrheit über die Lüge, sondern diese über jene den Sieg davon getragen, freilich nicht aus Schuld der Wahrheit, sondern aus Schwäche ihres Trägers. Somit würde das Spiel eine geschichtliche Bedeutung erhalten, wie es die übrigen haben, während an der obigen Stelle ein historischer Hintergrund nicht zu ermitteln ist. Diese unsere Conjectur gründet sich ferner auf die feststehende Thatsache, daß im Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Änderungen in der Reihenfolge der Spiele geschehen sind, und wir die ursprüngliche Anordnung, wie sie René getroffen, nicht mehr kennen [1].

---

[1] Es sei uns erlaubt, bei dem eigenthümlichen Spiele der Reyno Sabo etwas länger zu verweilen, denn wir haben es hier mit einem altüberlieferten, räthselhaften Volksbrauch zu thun, den René nicht erfunden, sondern nur etwas umgeändert und in seine Idee eingepaßt hat. — De Villeneuve (Statist. d. B. d. Rhône, III. p. 211) erzählt, wie man lange vor René in mehreren Gemeinden der Provence in den Fastnachtstagen ein Spiel unter dem Namen Reyno Sabo aufführte. Derselbe Autor gibt uns folgende Beschreibung seiner ursprünglichen Gestalt. „Die jungen Burschen des Ortes kleiden sich, so gut sie es verstehen, nach orientalischem Muster und Schnitt. Einer nimmt eine Bratpfanne und hält sie wie einen Sonnenschirm über dem Kopf, während die Anderen, mit Stöcken bewaffnet, ihn singend umtanzen. Sobald sie in die Nähe der Königin kommen, grüßen sie dieselbe, indem sie mit ihren Stöcken auf die Pfanne losschlagen. Dieser Gebrauch ist uralt, und man leitet ihn mit Wahrscheinlichkeit von den Mauren ab, welche mehrmals in der Provence vorübergehend gehaust haben." Ist der Ursprung des Spieles arabisch, so dürfte er mit der Königin von Saba wohl wenig zu schaffen haben. Sollte der alte Name: Reyno dou Sabat, Königin des Sabbaths, nicht etwa im Zusammenhang mit dem Hexenglauben und ihrem Sabbath stehen? Die Kleidung der Burschen, die Bratpfanne, die Stöcke und ihr sonderbarer Gruß machen die Ansicht wahrscheinlich, zumal wenn man den dämonischen Charakter der Fastnachtsspiele überhaupt hinzunimmt. Es ist sicher, daß die Erzählungen von Feen und Zauberinnen von Spanien aus in die Provence eindrangen. Der Name Fée, fada ist spanisch-maurisch und bezeichnet ein häßliches Wesen mit der Nebenbedeutung des Dämonisch-böswilligen. In der Provence war es der Troubadour Wilhelm IX., Graf von Poitou († 1122), welcher zuerst von Feen und Zauberfrauen redet und die spanischen Mährchen bei seinen Landsleuten einführte. Welch' freudige Aufnahme dieser

Digitized by Google

Dem heiteren Ballet der Königin folgt wieder ein ernstes Bild der Mythologie.

XVI. Saturn und Cybele zu Pferd. Als Abzeichen der Flüchtigkeit und zerstörenden Allgewalt der Zeit führt Saturn die Sense in der einen Hand, in der anderen den Schlangenring, das Bild der sich folgenden und verschlingenden Jahre. Cybele, die Allmutter, trägt als Symbol statt der Krone einen thurmartigen Aufsatz auf dem Haupte, eine glänzende Metallscheibe in der einen Hand und einen Zweig der ihr geweihten Pinie in der anderen. Als Gefolge des Zeitengottes Saturn tritt unter dem Namen

XVII. Leis grands et leis pichouns dansairés (die großen und kleinen Tänzer) der Chor der Jahre und Tage auf. Die großen Tänzer waren schlanke, gelenke Burschen, die kleinen dagegen Knaben von 12—16 Jahren. Der höchst malerische Anzug war bei beiden Abtheilungen derselbe, Wamms, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe von weißer Farbe, reichlich mit bunten Bändern und Schleifen geziert; auf dem Haupte trugen sie eine Art Kronhelm, der von einem gradaufstehenden Kranz bunter Federn überwallt und mit großen hellschillernden Glasbrillanten geschmückt war. Sie schwangen mit der einen Hand ein weißes Tuch, mit der anderen einen mittelmäßig langen bandumwundenen Stab, um den Takt der Spielweise zu markiren, welche ein Tamburin und eine Flöte angaben. Die Tanzweise dieses Chores war nicht vorgeschrieben, wie bei den übrigen Spielen, sondern man wählte aus jenen Tänzen, welche während des verflossenen Jahres Mode waren, die volksthümlichsten und schönsten aus.

Die einheimischen Autoren kennen dieses Spiel nur unter dem Namen der großen und kleinen Tänzer; wir glauben jedoch mit Recht, in ihnen den Chor der Zeiten erkannt zu haben, weil sonst keine symbolische Bedeutung unterläge, und sie somit nicht in die Prozession gehörten. Schon die Doppelzahl des Chores mit großen und kleinen Tänzern, sodann ihre Reihenfolge nach Saturn, ihr einzig im Tanze bestehendes Spiel, rechtfertigen unsere Ansicht.

Dem Alterthum lag Alles in der Zeit, auch die Unsterblichen. Und so naht denn auch nun

XVIII. der ganze olympische Götterwagen, von sechs weißen Rossen gezogen. Das vierräderige, vergoldete, mit Bändern, Blumen und Lichtern geschmückte Fuhrwerk war offen und ziemlich breit. In seiner Mitte, hoch über allen Andern thront Kronion im Herrscherdiadem, den zuckenden Blitz in der Hand. Auf seinem Schooße sitzt sein Adler. — Neben dem Götterkönig prahlt die stolze Juno mit ihrem goldenen Scepter und ihrem prunkenden Pfau. — Die Göttin von Paphos und ihr Sohn scheinen alle

---

Zweig der Volksliteratur fand, und wie tief er sich einbürgerte, bezeugt eine Unmasse lokaler Sagen und Überlieferungen bis auf den heutigen Tag. Das Treiben der Albigenser und Waldenser ist sicherlich auch nicht ohne Einfluß auf den Volksglauben geblieben. — Wir hätten somit in dem unansehnlichen Spiel der Reyno Sabo oder wie es früher hieß Sabat ein Stück Sagenwanderung aus dem Osten.

Digitized by

Gärten der Provence abgestreift zu haben, um ihr Rosencontingent zu stellen. Und wie ein Kranz lebendiger Blumen schlingt sich um diese vier höheren Götter der Chor der Spiele und Scherze, dargestellt von weißgekleideten Kindern. Sie tragen Alle Flügel an den Schultern, zum Zeichen, daß sie schnell entfliehen, und Pfeile in den Händen, um anzudeuten, daß sie den Stachel der Reue im Herzen zurücklassen. Doch:

„Sieh', schon nahet der Parzen Gewalt, die furchtbaren Schwestern!"

XIX. Die Parzen. Auf mageren, gerippähnlichen Pferden reiten sie langsam, aber unaufhaltsam sicher dem bunten Wagen der Götter nach — die Leichenbitter der heitern Götterwelt. Schiller sagte freilich:

„Nur was Jovis' Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet
Parzen eure strenge Hand."

Aber es sind auch die Seligen in die Nacht des Abgrundes gestürzt; unmittelbar hinter Jovis' Allmacht und Juno's Schutz ziehen die unerbittlichen Schwestern geschickespinnend einher. Klotho führt den Rocken, Lachesis die Spindel, Atropos die verhängnißvolle Scheere.

Ein finsterer, schriller Schlußaccord für das bunte, lustige Lied, ein unheimlicher Todtenbesuch inmitten der lebensfrohen Tänze.

Mit diesem ernsten Bilde ziehen sich die Zuschauer endlich spät in der Nacht zurück und lassen im Traume noch einmal, ein Jeder nach seines Herzens Hang und Begier, die verschiedenen Spiele und Scenen an ihrem Geiste vorüberziehen, bis der Gruß der Morgenglocke zu neuer Freude und neuen Spielen weckt.

Werfen auch wir noch einen Gesammtblick auf die Scenen dieser Nachtfeier, bevor wir zu den Spielen des hl. Tages übergehen. Wir können nicht läugnen, daß der allgemeine Plan eine wahrhaft großartige, poetisch reiche Idee und der tief menschlichen Momente gar viele enthält, die bei einer glücklicheren Behandlung, einer ideelleren Auffassung und mehr künstlerischen Durchführung ein sinnvolles, ergreifendes Mysterium hätten abgeben können. Grégoire u. A. berichten uns, daß besonders die Nachtspiele nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form auf uns gekommen sind, und können wir mithin über die eigentliche René'sche Idee kein endgiltiges Urtheil abgeben. Wie uns die Spiele heute noch vorliegen, fehlt ihnen gar Manches, selbst wenn man ihrer Zeit und ihrer Umgebung Rechnung trägt. Der religiöse Charakter tritt im Einzelnen zu vollständig in den Hintergrund, und die Gesammtwirkung ist zu bunt und verwirrt, als daß sie ein wirklich religiöses Gefühl hinterlassen sollte. Die Bedeutung mancher Spiele ist gar zu dunkel, wie die Meinungsverschiedenheiten der Schriftsteller zur Genüge zeigt, und mag daher das Volk wohl blutwenig von der symbolischen Bedeutung der Theile wie des Ganzen erfaßt haben. Der eigenthümliche Charakter der Spiele, als stummes Mysterium, gleichsam lebende Bilder, machte viele dieser Fehler und Mängel fast unumgänglich nothwendig, da eine ähnliche Spielart nie so unmittelbar und präcis auf den Verstand und das Herz einwirken

Digitized by Google

kann, als das gesprochene Wort. Die Spieler endlich, Männer aus dem gewöhnlichsten Volke, welche das Ganze als eine Lustpartie und eine Erwerbsquelle betrachteten, trugen Vieles zu dem Trivialen in der Aufführung bei, die im Plane René's nur volksthümlich sein sollte. Aus dem Gesagten ergibt sich hinlänglich der große Unterschied zwischen den spanischen und provençalischen Frohnleichnamsspielen, und auch noch ferner zwischen den deutschen Festspielen von Oberammergau. Man darf ohne Gefahr wohl behaupten, daß die Spiele René's seit ihrem langen Bestehen nie das Herz und den Verstand befriedigt, das Weihevolle und Andachtstiefe religiöser Kunst so zum Ausdrucke gebracht haben, wie Calderon oder Lope de Vega in Spanien und unsere schlichten Gebirgsbewohner in Ammergau. Wir glauben im Gegentheil, daß die nächtliche Hälfte der Aixer Prozession der Religion und Sitte nicht allzu günstig war. Wenn auch das offizielle Festprogramm, wie wir es unverstümmelt mitgetheilt haben, anständig und, selbst die Tänze eingeschlossen, höchst ehrbar war, so dürfte sich doch auf diese Spielabtheilung das harte Urtheil des obenerwähnten Autors der Querela beziehen. Dieser schließt nämlich eine kleine Schrift mit den bittern Worten des Marseiller Priesters Salvian (l. 6): „Vellem mihi hoc loco ad exequendam rerum indignitatem parem negotio eloquentiam dari, ut tantum virtutis esset in querimonia quantum doloris in causa."

Doch während wir uns diesen harten Urtheilen und Betrachtungen hingeben, weht frisch und duftig von den umliegenden Bergen voll Thymian und Rosmarin der Morgenwind, und über der östlichen Alpenwand schießen die ersten goldenen Strahlen des Festtages in den dunkelblauen Himmel hinauf. Das ist ein fröhlich jubelnder Gruß, der nun von allen Thürmen der Stadt im Glockenspiel hinausklingt über Berg und Thal! Und drunten in den dumpfen Häusern der Stadt wird es rege; trotz der halbdurchwachten Nacht gilt es heute ein zeitiges Aufstehen. Schon in aller Frühe beginnen einzelne Spiele.

Um vier Uhr ist im Dome die erste hl. Messe, welcher alle Spieler der verflossenen Nacht und des nun angebrochenen Tages beiwohnen. Die diablés tragen sogar, die Maske ausgenommen, ihre Verkleidung, was sie nicht abhält, so gut wie Andere zu beten. Nach dem Gottesdienste gehen sie in corpore in das alte Paradies des Domes, wo der große Weihwasserstein sich befindet, besprengen dort ihre Larven mit dem heiligen Wasser, und zählen sich sorgfältig ab. Denn, so erzählt eine alte Chronik, „einmal geschah es, daß sie um Einen mehr waren, und nicht wußten, wer der rechte sei." — Gläubige Einfalt jener als barbarisch verschrieenen Zeiten, als noch die provençalischen diablés nach dem Spiele wieder ebenso froh und fleißig an ihre harte Arbeit gingen! Heute freilich trägt man keine Masken, die Ähnlichkeit dürfte auch bisweilen in manchen Arbeitshäusern der Gegenwart etwas zu groß werden! —

Nach der sogenannten „Maskenweihe" [1] versammelten sich die diablés auf

[1] Die kirchliche Maskenweihe, von der einige Autoren reden, zählt zu den vielen Albernheiten, die man der Kirche aufbürden möchte, um sich nachher darüber lustig zu machen.

Digitized by Google

dem Domplatz. Heute bildeten sie nicht mehr, wie in der Nacht, ein Spiel, sondern zwei, das der Großen und der Kleinen. Zu den Personen des letzteren gehörte für den Morgen noch eine weitere Figur, l'armetto, das Seelchen, welche von einem weißgekleideten Knaben, der einen Kinderfallhut auf dem Kopf trägt, dargestellt wurde. Sobald sich die verschiedenen Spieler in zwei Gruppen aufgestellt hatten, begann nach einem gegenseitigen Gruße das kleine Spiel einen Lauf über Hals und Kopf, wobei es die Haken klirren und die Schellenbänder rasseln ließ. Es verfolgte denselben Weg, den später die Prozession nehmen sollte. Sobald es einen bedeutenden Vorsprung von einer oder zwei Straßenlängen gewonnen, setzte sich auch das große Spiel in Bewegung, um die Vorläufer einzuholen. Wenn sich beide nahe genug waren, wagten die Großen einen Angriff auf die Kleinen, bei dem es sich darum handelte, diesen das Seelchen zu entreißen. Alles wurde von dieser Seite aufgeboten, diesen Raub zu verhindern, und trugen darum die Stärksten der diablés das Seelchen oft weite Strecken, um es vor Ermüdung zu schützen. Mit der Gefangennahme des Seelchens hatte das Spiel ein Ende, und die Kleinen mußten den Großen zur Buße — das Frühstück bezahlen. Waren jedoch die Kleinen so geschickt, ohne Verlust der armetto die Cathedrale wieder zu erreichen, so waren sie die Gäste der Großen. Man nannte dieses Spiel, dem man wohl schwerlich eine tiefere Idee unterschieben kann, das aber nichtsdestoweniger dem Volke ungemein theuer war, die Teufelswette, „la gageure des diablés".

Gegen acht Uhr rollten die Trommeln wieder lustig durch die Straßen. Die Bastonnieri der Basoche holten Einer um den Andern die hohen Würdenträger der Festkörperschaft in ihren Palästen ab, Connetable, Admiral, Großmeister und Ehrenritter. Wenn sie Alle vollzählig waren, zog diese glänzende Schaar zum Basochekönig, der sie höflich zu einem reichbesetzten Frühmahl einlud. Sie begleiteten hierauf unter Musik den König zum Palais, wo das ganze Parlament im großen Saale vereinigt war, um sie feierlich zu empfangen. Der König ruhte einige Minuten auf dem Throne aus, empfing die Huldigung, und Alle zusammen zogen festlich nach St. Sauveur, der Cathedrale, um dort dem Pontificalamte anzuwohnen. Der König und seine Officiere hatten den Vortritt, ihnen folgten die Parlamentsmitglieder im Gala-Anzug. Im Dome trafen sie bereits den Stellvertreter des Minneherrn und sein Gefolge, ebenfalls von ihren Musikanten begleitet. Alle diese Festwürdenträger hatten bestimmte Sitze, und wurden durchaus als allerhöchste Persönlichkeiten behandelt.

Nach dem feierlichen Hochamte wurden beide Gefolge vom Domkapitel zu Tisch geladen, und die Consuln, Assessoren und Generalschatzmeister leisteten ihnen Gesellschaft.

Währenddessen war es halb zwölf geworden, und höchste Zeit für den Auszug der religiösen Prozession, wenn man der Vorschrift Urbans IV. nachkommen wollte, welcher verordnet hatte, daß die Prozession am Morgen stattfinde. René hatte zu diesem Zwecke den Umzug in zwei Theile getrennt, und zwischen beiden seine „Entremets", Zwischenspiele, eingeschoben.

Digitized by Google

Der erste Theil setzte sich wirklich gleich nach dem Hochamte in Bewegung und hoffte man so der päpstlichen Verordnung zu genügen.

Den Zug eröffnete, von einem Leviten getragen, das große Domkreuz. Ihm folgte unmittelbar das Banner der Stadt, und beide waren von einer glänzenden Wache begleitet. Ihnen schlossen sich die verschiedenen Gilden, eine jede mit der Fahne ihres Heiligen, unter der Anführung eines stabtragenden Brudermeisters, an. Da wehte die Fahne des hl. Joseph den Tischlern und Wagnern voraus, St. Blasius führte die Wollkämmer, St. Eligius die Schmiede, St. Magdalena die Gärtner, St. Markus die Winzer, St. Crispinus die Schuster, St. Peter die Fischer, St. Barbara die Pechsieder u. s. w., wie eben der fromme Sinn des Mittelalters jedem Stande und jeder Klasse einen himmlischen Schutzpatron gegeben hatte. Welch' wunderbares Gewebe in jener so oft verhöhnten Gesellschaft der gläubigen Zeiten! Alle, die gleiches Streben und gleiche Interessen hatten, sammelten sich naturgetreu in eine engere Genossenschaft, um mit vereinten Kräften ein gemeinsames Ziel zu erstreben. Wie jede Werkstätte mit Meister, Gesellen und Lehrlingen eine kleine Familie bildete, so traten hinwiederum die einzelnen Meister des Gewerbes zu einer größeren Körperschaft zusammen, deren Haupt der Zunftmeister war. In dieser Versammlung wurde über Wohl und Wehe, Gefahr und Hoffnung der Gilde nach Innen entschieden, und dieß um so besser, als Jeder seine Erfahrung und seinen kundigen Rath mitbrachte. Um die Interessen auch nach Außen zu schirmen und nach Kräften zum allgemeinen Wohle beizusteuern, traten dann die Zunftmeister in den Gemeinde- oder Stadtrath, hatten Theil an der Verwaltung der Gemeingüter, Spitäler und anderer Liebeswerke. So war die ganze Stadt vom Rath bis zu den Lehrlingen hinab hierarchisch geordnet, ein Kreislauf der Interessen war ermöglicht, privates und öffentliches Wohl gingen Hand in Hand; kurz es war kein kaltes Nebeneinander, sondern ein belebendes Über- und Untereinander, wie es jede vollkommene Gesellschaft erheischt und jede vernünftige Philosophie zu verwirklichen sucht.

Weil aber mit dem Nutzen einer so gewaltigen Massenverbindung von Kräften auch die Gefahr wächst, mit welcher sie die übrige Gesellschaft oder das Individuum zu überwältigen droht, hatte das Mittelalter es verstanden, der materiellen Übermacht ein geistiges Gegengewicht beizugeben, das durch seine Alles beeinflußende Obmacht den Streit der ringenden Mächte beschwichtigen und sie in den gehörigen Schranken der Ordnung zu erhalten vermochte. Auch die Jetztzeit ist wieder auf die Arbeiterverbindungen im gewaltigsten Maßstabe zurückgekommen, aber sie hat vergessen, ihren Bau auf dem unwandelbaren Felsengrund ewiger Prinzipien des Rechtes und Gehorsams aufzuführen. Trotz der Masse sind die heutigen Verbindungen keine Gesellschaften, weil sie bloß eine Summe von Privatinteressen bilden, die nur sich und nicht die Gesammtordnung und das allgemeine Wohl im Auge haben. Daher das Drohende, Unheimliche, welches die internationale Arbeiterzunft der übrigen Gesellschaft einflößt.

Unser Mittelalter kannte das Zauberwort: Gott und Religion, Glauben und Gewissen! Die Gilden und Zünfte standen nicht außerhalb der Kirche,

Digitized by Google

wie sie nicht außerhalb des Staates standen. Wie dieser ihnen seine reichen Privilegien gab, so ließ jene ihnen die geistige Erziehung und Leitung angedeihen, hauchte ihnen den Geist des Gehorsams und der Gerechtigkeit ein, und wie sie jedem Stande einen heiligen Schutzpatron und ein vollendetes Vorbild in irgend einem Seligen des Himmels gab, so belebte und erheiterte sie durch ihre Feste bis hinab zu den Erholungen das Leben und Treiben jener braven Bürger und Handwerksmeister. Die Werktage dachte ein Jeder in der Stille seiner Werkstatt nur an seine Geschäfte; kam aber der Tag des Herrn oder seiner Heiligen, so ward eine allgemeine Ruhe und allgemeine Freude. Die religiöse Pflicht hatte an diesen Tagen die erste Stelle. In den Kirchenstühlen, in den Prozessionen u. s. w. war jeder Zunft ein Ehrenplatz angewiesen. Was die Woche hindurch getrennt geblieben, fühlte sich heute vor Gott und seiner Kirche eine einzige große Familie. Nach der kirchlichen Feier begannen denn auch, je nach der Jahreszeit, die verschiedenen Ergötzungen und Spiele für alle Klassen und Alter. Auf den öffentlichen Plätzen, einer nahen Wiese oder Haide versammelte sich die halbe Stadt, und während das junge Volk unter den Augen der Eltern seiner Erholung nachging, saßen oft die grauen Meister beieinander, um über Neuigkeiten und Geschäfte ihrer Genossenschaft zu berathen. So ging Ernst und Scherz, Kirche und Staat verschwistert und, sich gegenseitig ergänzend, Hand in Hand.

Doch wir verirren uns zu weit von der ausgezogenen Prozession.

Den Zünften folgten die Vertretungen der frommen Vereine, Waisenhäuser, Spitäler, der geistlichen Genossenschaften und Orden, jede hinter ihrem Kreuze, und zwar nach dem Alter ihrer Ansiedlung in der Stadt. Es war ein herrlicher Anblick, diese bunte zahlreiche Menge, in ihren verschiedenen Anzügen, betend und singend durch die reich mit Teppichen, Blumen und Maien gezierten Straßen ziehen zu sehen, wenn über der wogenden Masse all' die goldenen und silbernen Kreuze funkelten, die goldgestickten, seidenen Banner sich leise im Windzuge bewegten und über all' der Pracht und der Andacht sich der tiefblaue, lichtstrahlende Himmel feierlich wölbte.

Es brauchte wohl eine halbe Stunde und mehr, ehe dieser fromme Zug sich langsam entfaltet und in Bewegung gesetzt hatte. Die Fremden und Vornehmen zogen sich darauf zurück, um in aller Ruhe ihr Mittagsmahl einzunehmen, denn es währte nun noch eine geraume Zeit, bis es wieder etwas zu sehen gab.

Gegen zwei Uhr endlich verkündete der Carillon des Domes und dumpfes fernes Trommelrollen, daß die Spiele wieder anhuben. Alles war beim ersten Zeichen schnell auf den Beinen, um einen guten Platz in der Straße, an den Fenstern oder auf den Altanen zu erhaschen. Nur die Mitte des Weges ist für die Spiele freigelassen, sonst ist Alles Kopf an Kopf besetzt. Es beginnen die Zwischenspiele.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Geschichte des hl. Ambrosius von Aloys Baunard, Professor an der Normalschule zu Orleans, Ehrenkanonikus, Doctor der Theologie und Philosophie. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Bittl, Professor und Inspektor an der königlich bayerischen Pagerie in München. Freiburg. Herder. 1873. SS. XXXV u. 476. gr. 8°. Preis Thlr. 1. 28 sgr.

Eine mit wohlverdientem Beifall aufgenommene Biographie des großen Kirchenlehrers von Mailand wird hiermit dem deutschen Leserkreise in blühender Sprache und ansprechender Ausstattung zugänglich gemacht. Der Verfasser führt uns in seiner Einleitung selber in die Gesichtspunkte ein, unter denen sich ihm das Lebensbild des hl. Ambrosius aus seinen Briefen und Werken, wie aus den vorhandenen zeitgenössischen Dokumenten und aus literarischen Hilfsmitteln darstellte. „Ambrosius war dem 4. Jahrhundert zur Vernichtung des Heidenthums und zur Aufrichtung des Reiches Jesu Christi geschenkt .... Er greift das Heidenthum an in seinen hartnäckig fortwuchernden Ideen durch einen unaufhörlichen Kampf mit der arianischen Gottlosigkeit; er greift es an in seinem Culte durch sein heftiges Widerstreben gegen Symmachus und den Altar der Viktoria; er greift es an in seinen Lastern durch seine schönen Katechesen, seine moralischen Ermahnungen und seine Institutionen jungfräulicher Heiligkeit; er greift es an in seiner Gewaltthätigkeit, seiner Unterdrückungslust und seinem Blutdurste durch seine Vertheidigung des Armen, seine offene Sprache vor den Großen und seinen denkwürdigen Widerstand gegen den von dem Blute der eigenen Unterthanen triefenden Kaiser Theodosius." (S. XXII f.) Das positive Wirken, das diesem Kriege gegen die Reste des Heidenthums im römischen Reiche in dem 23jährigen Episkopate des hl. Ambrosius (374—97) zur Seite ging, findet Dr. Baunard in dem Einstehen für die Unabhängigkeit der Kirche und die freie Bewegung der Bischöfe, des Klerus, besonders des hl. Stuhles, gegenüber der von den Kaisern geübten Bevormundung; in der Sorge für die innere Verwaltung der Kirche, die Einheit der Lehre, die Ausbildung und Schmückung der Liturgie; in der Normirung des priesterlichen Lebens durch feste Regeln; ganz besonders aber in der Erringung eines der hohen Mission der Kirche entsprechenden Einflusses derselben auf die Gesetze, die Regierung und die Sitten. „Man mußte der Kirche in der Gesellschaft gewissermaßen ihre erhabene Stellung anweisen, derselben den ihr gebührenden thätigen Antheil an der Beschützung der Völker erkämpfen, ihren Geist der Gesetzgebung eingießen, ihren Einfluß in den Staatsgeschäften zur Geltung bringen und im Bedürfnißfalle den Ausschreitungen des Cäsarismus den Zügel des Gesetzes, der Gerechtigkeit und Versöhnung entgegenhalten, mittelst solcher Bestrebungen

Digitized by Google

endlich das heidnische Weltreich in eine christliche Monarchie verwandeln ..... Alles hatte Ambrosius hiezu befähigt: seine Geburt, sein Name, seine hohe Stellung als vormaliger weltlicher Beamter, sein durch und durch römischer und doch christlicher Geist, seine Gewandtheit in den Geschäften, seine Kenntniß der Höfe, sein Verständniß der Zeit, so zwar, daß er der von der Vorsehung gesandte Mann schien für eine Aufgabe, von der sein großes Herz die Wiedergeburt des Reiches erwartete. Man wird staunen, mit welch' muthiger Ausdauer er mitten unter den Umwälzungen und Verfolgungen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts an diesem Unternehmen hing. Es setzt sich fort von Valentinian I. bis auf Theodosius während der ephemeren Regierung und über den Gräbern des Bruderpaares Gratian und Valentinian II. und seiner beiden Kinder," wie Ambrosius sie nennt. (A. a. O.) Wenn dieses Werk, das allerdings auf die historische Bedeutung des hl. Ambrosius das hellste Licht wirft, nur zu bald, nach dem Tode des großen Theodosius, scheiterte, so hat Dr. Baunard die Ursache hiefür gut aufgezeigt. Nicht in gleichem Maße können wir ihm beipflichten, wenn er zweifelt, „ob dieser Versuch einer Verschmelzung des Christenthums mit dem Cäsarismus nicht etwa bloß die Illusion einer hochherzigen Seele war?" Das Christenthum verträgt sich mit jeder Staatsform, auch mit der des absoluten Imperiums, das sich ganz naturgemäß aus der römischen Republik entwickelt hatte und, soviel sich menschlich ermessen läßt, wohl die einzig mögliche Form war, die widerstrebenden Elemente des gewaltigen Colosses unter das Joch des Gesetzes zu beugen. Es mußte freilich der politische Wille sich Gott unterordnen, wenn das Werk der christlichen Sittigung gelingen, wenn die Härte des Regiments gemildert, der Willkürherrschaft vorgebeugt werden sollte. Würde der hl. Ambrosius in den Vereinigten Staaten von Amerika heute wieder auferstehen, er könnte seine Zielpunkte nicht anders stellen, seine Grundsätze nicht anders formuliren, als er in seinen Forderungen an die beiden Valentinian I. und II. und an Theodosius den Großen gethan hat. Wie immer die Gesellschaft und ihre weltliche Regierung geartet sei, die Kirche bleibt sich getreu in der Forderung, daß die öffentliche Gewalt sich durch das Licht des Evangeliums verklären und adeln lasse. Von dem Grade der Willigkeit, womit die Gesellschaft entspricht, hängt es dann ab, ob ein reines Verhältniß wie im christlich germanischen Reiche, oder ein gemischtes, wie im Staate Constantin des Großen, daraus hervorgehe. Von diesem Erfolge an sich unabhängig ist das unvergängliche Gesetz der menschheitlichen Entwicklung, daß, nachdem die ewige Weisheit unsere Natur angenommen hat, nicht bloß die Individuen, sondern auch die Staaten dem Gesetze Christi, von dem sie eine höhere Dignität und Wohlfahrt empfangen, unterthan sind. Der hl. Ambrosius erhebt sich über das Niveau seiner Zeit vornemlich durch die Klarheit, womit er, der ehemalige Statthalter von Ligurien, der Abkömmling eines senatorischen Hauses, als Bischof dieses Gesetz erschaut; sodann durch die veredelte, altrömische Energie, womit er dasselbe dem mächtigsten Herrscher seines Jahrhunderts eingeprägt hat. Übrigens gehört die Darstellung des Gegensatzes zwischen der Rechtsanschauung des hl. Ambrosius und der des Hofbischofs über die beiden Gewalten zu den lehrreichsten Partien des Werkes. Man glaubt in der That, gefügige Parteiführer der Gegenwart zu vernehmen, wenn einer der arianischen Höflinge dem unbeugsamen Bischofe, als dieser vor den um den Monarchen versammelten Großwürdenträgern dem Andringen des Kaisers auf Auslieferung einer katholischen Kirche an seine arianischen Leibtheologen Widerstand leistete, zurief: „Aber weißt Du nicht, daß der Kaiser Alles kann, daß Alles ihm gehört?" Auch die Antwort des Bischofs paßt gleichfalls auf Verhältnisse der Gegenwart: „Nein, nein! Du irrst Dich, der Kaiser hat gar kein Recht auf die Dinge Gottes." Dem jugendlichen Kaiser aber, der nur mißleitet war, sagte der Bischof: „Hüte Dich

Digitized by Google

vor Stolz; wenn Du lange den Menschen befehlen willst, so fange damit an, daß Du selbst Gott gehorchest. Es steht geschrieben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist. Wohlan, der Kaiser hat seine Paläste, er lasse dem Bischof seine Kirchen." (S. 216.) Die Festigkeit des Bischofs besiegte die Ungerechtigkeit des Kaisers, der später an Ambrosius einen Vater und Retter erkennen sollte. Noch leuchtender tritt diese Erhabenheit des bischöflichen Amtes in der Art und Weise zu Tage, wie Ambrosius die Mißachtung kirchlicher Regeln bei Theodosius in die Schranken wies. (S. 304 ff.) Theodosius gestand, durch Ambrosius erst gelernt zu haben, was ein Bischof sei.

In den ausgehobenen Seiten sieht der Verfasser nur das „äußere sichtbare Werk des hl. Ambrosius". Was ihm mit Recht noch höher steht, ist das innere Leben desselben, der Heilige, nach seinem christlichen und bischöflichen Charakter, welchen Herr Bittl in sehr beredter Weise in der Einleitung übersichtlich schildert. (XXVII ff.) Wir hätten es vorgezogen, daß die Schilderung dem Schlusse vorbehalten worden wäre. — Die Behandlung selber aber ist ohne Zweifel dasjenige, was dem Buche einen ausnehmenden Reiz verleiht. Der Heilige lebt vor unserem geistigen Auge wieder auf; wir schauen ihn in seinen Reden und Handlungen, in seinem äußeren Berufsleben, wie in seinen zarten Beziehungen zu gleichgestimmten Seelen, unter denen seine ehemalige Erzieherin, die sel. Marcellina, seine Schwester, im Kreise gottgeweihter Jungfrauen das höchste Interesse in Anspruch nimmt; es ist uns gestattet, in den Grund seiner Seele zu dringen, die Reinheit und Erhabenheit seiner Beweggründe zu erfassen und so diese wunderbare Mischung von unbeugsamer Charakterstärke und lammfrommer Milde in einem der vollendetsten Heiligen zu bewundern. Eine der schönsten Episoden ist die Geschichte der Bekehrung des hl. Augustinus (S. 269 ff.); der Antheil, den die hl. Monica in Mailand, mit dem hl. Ambrosius zusammenwirkend, daran nimmt, sowie die psychologisch wichtigen Momente, die theils aus den Zeitereignissen, deren Zeuge der hl. Augustin (384—87) in Mailand vor seiner Bekehrung war, theils aus dem von seinem geistlichen Vater eingehaltenen Gange in den Predigten jener Zeit geschöpft sind, werden meisterhaft veranschaulicht. Man ersieht daraus, daß die Standhaftigkeit des hl. Ambrosius im „Kampfe gegen die Häresie und den dieselbe begünstigenden Hof, aber auch eine Reihe von stadtkundigen und höchst auffallenden Wundern, aus Anlaß der Auffindung der Leiber der HH. Protasius und Gervasius, sehr wesentlich zu dieser für die Kirche, ja die ganze abendländische Welt so folgenreichen Bekehrung jenes dem Unglauben verfallenen Geistes beitrugen. Das Ausgehobene mag genügen, um das Urtheil zu begründen, daß die vorliegende Biographie viel Gutes stiften wird. Dieß ist ihr auch bereits von sehr gewichtigen Autoritäten, an deren Spitze der hl. Vater selber mit einem Belobungsbreve steht, vorhergesagt. Wer das Buch einmal in die Hand genommen, wird, gefesselt von den geistigen Reizen seines Gegenstandes, es nicht sobald wieder aus der Hand legen. Was wir auszustellen haben, verschwindet so sehr gegenüber den vielen Vorzügen, daß wir das Bemerkenswertheste unbedenklich hierher setzen, damit es etwa bei einer späteren Ausgabe, die wir dem Buche wünschen, Beachtung finde. Neben einigen sinnstörenden Druckfehlern: „Zuflucht" für Zukunft (S. XXVI); „Beruf des Bischofs" Brust des Bischofs? (S. XXVI); Mighelli statt Ughelli (XXXII); „Menschenverordnung" statt Menschenordnung (S. 68); Polarium statt Petavio (S. 79) u. s. w., und manchen anderen im lat. Texte haben sich einige Mißverständnisse und historische Unrichtigkeiten eingeschlichen. Maximin von Trier hatte ungefähr 20 Jahre vor den Anfängen des hl. Hilarius von Poitiers den Stuhl von Trier inne gehabt, er kann also nicht „den Glauben des hl. Hilarius von Poitiers nach Trier gebracht" haben (S. 3—4); Präfekt und Vikarius (S. 23) bezeichnen nicht gleichstehende

Digitized by Google

Rangstufen in der Reichseintheilung Constantins, sondern der Vikarius ist dem Präfekt untergeben; während nämlich dieser an der Spitze einer der vier Präfekturen stand, regierte der andere gewöhnlich je eine Unterabtheilung von diesen, die Diözese; „Italien" war der Name zugleich für eine Präfektur und ein Vikariat. Insofern bezeichnen Präfekt und Vikar Italiens zwei verschiedene Würden (cf. Graevius Antiquitates VII, c. 1323 und 99. Notitia dignitatum). — „Er las die heilige Schrift in der italienischen Mundart" (S. 51) — es ist die alte Itala gemeint — ein offenbares Mißverständniß; denn die Itala ist bekanntlich eine lateinische Übersetzung. — Dacia ripensis (S. 174) liegt nicht zwischen Theiß und Donau, überhaupt nicht auf dem linken, sondern auf dem rechten Ufer der Donau (cf. Spruner, Atlas antiquus. Tab. XXIII). Der Bischof Eustathius (nicht Eustachius) von Antiochien ist nicht von Constantius (S. 148), sondern von dessen Vater Constantin in die Verbannung geschickt worden; den Miletius aber hat nicht Constantius den Katholiken aufgedrängt, sondern die Katholiken haben ihn durch Compromiß mit den Arianern gewählt, Constantius aber denselben vertrieben, als er sich gegen die Arianer aussprach. — Daß Augustinus der eifrigste Verbreiter der manichäischen Lehren zu Mailand war (S. 271), ist billig zu bezweifeln, da sein Erkalten gegen die Sekte bereits zu Rom (383) begann; seine Grundstimmung war vielmehr die skeptische der Akademiker. Diesen hatte sich Augustin zugewandt, bevor er sich nach Mailand begab. — Daß Novatian und Novatus sich „von der Gemeinschaft der Päpste Fabian und Cornelius getrennt" hätten (S. 320), ist aus zwei Ursachen unrichtig; Novat kam erst ein Jahr nach dem Martyrium des hl. Fabian (20. Jan. 250) nach Rom und Novatian hat nicht früher begonnen, eine schismatische Stellung einzunehmen. Der Letztere galt zur Zeit der Sedisvakanz (20. Jan. 250 bis 4. Juni 251) für katholisch. Von den im Übrigen dankenswerthen Anmerkungen des Hrn. Übersetzers wäre (S. 77 f.) die Ansicht Giesebrechts über die innern Gründe, welche die Gothen bewogen, sich dem Arianismus zuzuwenden, unseres Erachtens besser weggeblieben; dieselbe gehört, milde ausgedrückt, nicht zu dem Stärksten, was dieser geistvolle Geschichtsforscher ausgedacht hat. Ganz entschieden müssen wir aber die im Nachtrage beigebrachten barocken Einfälle über das alttestamentische Schlangenbild, Jehova, Naturkraft und Prophetenthum, aus der Umgebung des hl. Ambrosius verweisen.

Fl. Rieß S. J.

Mandement de S. G. Msgr. l'archevêque de Malines à l'occasion de l'invention des corps de St. Ambroise et des St. Martyrs Gervais et Protais. (Malines 1874. 4°. 12 SS.)

Mit der Empfehlung der obigen Biographie des großen Kirchenlehrers von Mailand verbinden wir um so lieber eine Anzeige des vorstehend verzeichneten Hirtenbriefes des hochw. Erzbischof-Primas von Belgien, als derselbe gerade den hl. Ambrosius als ein Vorbild für unsere Zeiten darstellt. Nachdem nämlich Msgr. Dechamps im ersten Theile seines Schreibens die Wiederauffindung der Reliquien des hl. Ambrosius und der hh. Martyrer Gervasius und Protasius kurz erzählt, geht er im zweiten und dritten dazu über, einige Züge aus dem Leben des Heiligen hervorzuheben, die denselben so recht als den unerschrockenen Vertheidiger der kirchlichen Freiheit charakterisiren. Da den meisten unserer Leser der Hirtenbrief wohl schwerlich zu Gebote stehen wird, wird es ihnen nicht unlieb sein, wenn wir die Hauptgedanken dieser beiden letzten Theile, meistens mit den beredten Worten des hochw. Herrn, hier mittheilen.

Digitized by Google

Das ganze Leben des hl. Ambrosius, so beginnt Msgr. Dechamps, war ein Leben des Kampfes; muthiges Ringen und geduldiges Ausharren sind seine charakteristischen Eigenschaften. Und zwar mußte der große Bischof von Mailand diese Eigenschaften bewähren, nicht nur gegen die Häretiker und Feinde der Kirche, sondern sogar gegen gutgesinnte Fürsten, da auch diese den Unterschied der beiden Gewalten, der weltlichen und der geistlichen, sowie die Unabhängigkeit der Kirche noch immer nicht anerkennen wollten.

„Im vierten Jahrhundert überließ das Heidenthum dem Christenthum die Herrschaft über die Welt; die neue Civilisation wuchs empor, gestützt auf die Unterscheidung der beiden Gewalten. Aber der Staat begnügte sich nur ungern mit dem zeitlichen Schwerte und die Cäsaren versuchten gar oft das Hohenpriesterthum wieder an sich zu reißen. Nachdem Kaiser Gratian zu Lyon unter den Händen der Anhänger des Maximus erlegen war, behauptete die Kaiserin Justina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Valentinian (II.), die Regentschaft. Sie und ihr ganzer Hof waren arianisch; daher wagte sie es denn auch, an den hl. Ambrosius die Forderung zu stellen, daß er eine der Kirchen Mailands den Arianern einräume und ihn mit dem Tode zu bedrohen, wenn er in die Forderung nicht einwillige. Der hl. Ambrosius aber antwortete ihr: ‚Nimm, wenn Du willst, mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben; wenn Du aber erwartest, daß ich ein katholisches Gotteshaus denen überlasse, welche die Gottheit Jesu Christi lästern, dann wartest Du vergebens.' Die Kaiserin wollte Gewalt anwenden und der Großkanzler des Reiches drohte, den Heiligen enthaupten zu lassen; der hl. Ambrosius erwiederte: ‚Wenn Du mich zum Martyrer machst, wie so viele andere Bischöfe vor mir dazu geworden sind, erfüllst Du meinen sehnlichsten Wunsch. Möge mein Tod zur Ausbreitung des wahren Glaubens gereichen!'

Indessen ließ Gott nicht zu, daß die Gewalt siegte, die Kämpfe des hl. Ambrosius für die Freiheit der Kirche sollten noch länger dauern.

Als der junge Valentinian die Zügel der Regierung übernahm, waren seine Absichten gut; allein er stand so sehr unter dem Einfluß seiner Mutter, daß er sogar gegen den hl. Ambrosius ein Verbannungsdekret erließ. Bei dieser Gelegenheit hielt der Heilige jene denkwürdige Rede, in der es heißt:

‚Wenn der Kaiser Abgaben von uns verlangt, verweigern wir sie ihm nicht; wenn er unsere Güter verlangt, mag er sie nehmen; wenn mein Blut ihm genehm ist, steht's bei ihm, es zu vergießen — aber wenn er die Kirche unterjochen und deren Rechte verkennen will, kann ich seinen Willen nicht thun. Weder ihm noch mir gehört die Kirche, sie gehört Gott allein. Der Kaiser ist in der Kirche, nicht über ihr; er ist das Haupt des Staates, aber nicht der Kirche. Ich werde nicht fliehen; wenn man mich mit Gewalt fortreißt, wird man wohl meinen Körper, aber nicht meine Seele entfernen können; diese bleibt immer bei meiner Kirche.'

Scheint es Euch nicht, geliebte Brüder, daß wir eine Stimme aus unserer Zeit hören?

Der Kaiser wollte darauf, daß der Konflikt Betreffs der Wahl des Erzbischofs von Mailand von einem zur Hälfte aus katholischen, zur Hälfte aus arianischen Laien bestehenden Gerichte entschieden werden solle. Der hl. Ambrosius wies diese neue Anmaßung zurück mit den Worten: ‚In Glaubenssachen sind die Bischöfe Richter, und nicht die Fürsten. Ich erkenne deßhalb die Competenz eines solchen Gerichtshofes nicht an und weigere mich zum Voraus, seinen Entscheidungen mich zu unterwerfen.'

Noch einmal, geliebte Brüder, ist das nicht eine Stimme aus unserer Zeit?"

Digitized by Google

Dieselbe Festigkeit, welche der hl. Ambrosius vor der arianischen Herrscherin und vor dem irregeleiteten Valentinian an den Tag legte, bewies er in der Folgezeit auch dem rechtgläubigen Kaiser Theodosius gegenüber. Es ist bekannt, wie dieser Kaiser wegen des Blutbades von Thessalonich sich vom hl. Ambrosius eine Kirchenstrafe zugezogen hatte, über dieselbe sich aber hinwegsetzen zu dürfen glaubte; nicht weniger bekannt ist auch, mit welcher Entschiedenheit sowohl der Heilige dem Kaiser den Eintritt in's Gotteshaus wehrte, bevor er Buße gethan, als mit welcher Demuth Theodosius sich unterwarf.

„Das Schwert des Herrn der Welt in der Hand des Theodosius neigte sich vor dem Schwerte des Wortes in dem Munde des Ambrosius; die bewaffnete Macht des Staates anerkannte die waffenlose Macht der Wahrheit. Damals starb die heidnische Gesellschaft aus, um der christlichen Gesellschaft Platz zu machen, während heut zu Tage das Heidenthum wiederzukehren strebt — das Heidenthum, zwar in neuer Gestalt, allein wesentlich doch das nämliche, wie ehedem, da es keinen andern lebendigen Gott als Cäsar, keine andere Herrschaft als die schrankenlose Gewalt anerkennt. Vergebens sieht man sich heute nach einem Theodosius um; aber wenn das Geschlecht der Theodosius' ausstirbt, das Geschlecht der Ambrosius' erlischt nicht und dieses allein genügt für die Zukunft. Die Staaten vergehen, die Kirche bleibt und ändert sich nicht. Pius IX. tröstet sie durch seinen unbeugsamen Muth und die Bischöfe reden noch immer, wie der große Bischof von Mailand.

Ist ihr Non possumus nicht das seinige? Sagen sie nicht zu den heutigen Herren der Welt, was er zu den Herren der römischen Welt sprach: ‚Der weltlichen Macht steht es zu, den Staat, aber nicht die Kirche zu regieren. Zwei Gewalten sind von Gott geordnet, die eine weltlich, national, mit dem Schwerte bewaffnet, die andere geistig, allgemein, waffenlos; wenn die bewaffnete Gewalt die Religion zu ordnen sich anmaßt, so zerreißt sie das Evangelium, so erschüttert sie die Grundlage der christlichen Civilisation, so vergreift sie sich an der Freiheit der Seele'".

Wie der hl. Ambrosius dem sinkenden Heidenthum gegenüber zu gleicher Zeit der Vertreter der Freiheit der Kirche und der Vertheidiger der wahren Gewissensfreiheit war, so sind jetzt auch noch die Nachfolger des hl. Ambrosius, die für die Freiheit der Kirche kämpfenden und leidenden Bischöfe, die einzigen Vertheidiger der nämlichen Gewissensfreiheit dem neuauflebenden Heidenthum gegenüber. Allerdings die Kirche lehrt auch, daß in religiösen Dingen die weltliche Macht der geistigen unterworfen sei, und sie fordert, daß alle Menschen ihre Lehre annehmen.

„Aber hat die Kirche Armeen zur Verfügung, um zur Annahme ihrer Lehre zu zwingen? Wenn Staaten und Herrscher die christliche Wahrheit bekennen und ihrer Ordnung sich fügen, geschieht es nicht freiwillig? Gewiß, sie müssen dieses auch thun, weil die Vernunft selbst sie zum Glauben verpflichtet, aber sind sie nicht frei, diese Pflicht zu erfüllen oder sie zu verkennen, natürlich auf die Gefahr hin, daß sie Gott Rechenschaft ablegen für die irregeleiteten Individuen und Staaten? Ganz anders aber stellt sich, und das ist wohl zu beachten, das neue Heidenthum zur Gewissensfreiheit. Denn fordert es nicht, wie das alte es schon that, daß man seinen Glauben den Staatsgesetzen zum Opfer bringe? Und diese Gesetze, regeln sie nicht wieder die religiösen Angelegenheiten im Namen der vergötterten und wieder mit dem Oberpriesterthum geschmückten Cäsaren? Und diese neuen Oberpriester, führen sie nicht auch das Schwert, oder, um in der Sprache unserer Zeit zu reden, steht nicht hinter dem Syllabus dieser kaiserliche Oberpriester, der Gensdarm? Aber Gott sei Dank!

Digitized by Google

Das Geschlecht der Ambrosius ist noch nicht ausgestorben; wo der Staat die Kirche beherrschen will, da reden die Bischöfe des 19. Jahrhunderts, wie die Bischöfe der ersten Zeiten es gethan."

Diese wenigen Auszüge zur Skizzirung des Hauptinhaltes des Hirtenbriefes mögen genügen; sie zeigen hinlänglich, in welchem Sinne der hochwürdigste Herr den großen Heiligen als Muster und Vorbild für unsere Zeiten aufstellt. In der That, der Geist eines Ambrosius lebt noch stets fort in der katholischen Kirche und unsere Zeit hat das Glück, ein so lebenskräftiges Aufflammen dieses Heldengeistes zu sehen, wie kaum eines der vergangenen Jahrhunderte. Dürfen wir nicht mit Recht darin auch einen Beweis erblicken, daß der Sieg, den jener Geist früher stets errungen hat, auch in unsern Tagen nicht lange auf sich warten lassen wird?

R. C.

Miscellen.

Zur Polemik der Loge. Es ist wirklich komisch, zu sehen, wie die Loge sich anstellt, wenn sie angegriffen wird. Sie quält sich ab, von ihrem hohen Olymp herab die „Profanen", welche solches wagen, niederzudonnern. „Die armen Tröpfe!" rief jüngst die „Freimaurer-Zeitung" über die gegen die Loge polemisirenden Jesuiten. Doch es ist den Maurern bei dieser souveränen Verachtung zu Muthe, wie etwa den kleinen Kindern, welche im Dunkeln aus Furcht singen, um zu zeigen, daß sie sich nicht fürchten. Noch vor zwei Jahren hatten einige jener „armen Tröpfe" die Loge und das deutsche Reich, welche nach der Freimaurer-Zeitung (Nr. 15, S. 114) „verwandte Züge tragen", in solche Angst und Noth versetzt, daß sie sich nur durch ein absonderliches Ausnahmegesetz zu retten wußten. Diesem maurerischen Herzensbedürfniß, vom Gegner recht geringschätzend zu sprechen, ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sowohl die Logenpresse, als auch die zur Loge gehörenden Redner auf dem Reichstag bei ihrer Polemik sich mit Vorliebe auf kleinere katholische Blätter werfen. Je unansehnlicher der Gegner ist, desto leichter kann man die Rolle eines Verächters durchspielen. So druckte die Freimaurer-Zeitung (Nr. 17, S. 131) einen Artikel über die Loge aus dem „zu Klingnau erscheinenden ultramontanen Blättchen Botschaft" ab und begleitete ihn mit einigen wegwerfenden Glossen, die sie wohl nicht gemacht haben würde, wenn ihr Redacteur die „Laacher Stimmen", aus denen „die Botschaft" nur einen kleinen Auszug brachte, gelesen hätte. Er sagt z. B. über ein Citat aus der „Luce": „Traurig genug, wenn das italienische Blatt eine solche Unwahrheit behauptet hat." Hätte der Redacteur der „Freimaurer-Zeitung" die ganze Stelle in den „Stimmen aus Maria-Laach" nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, daß das betreffende Citat aus einer Polemik gegen das Hochgradwesen hergenommen war, und die „Luce" ihr Räsonnement,

Digitized by

wie so manches Andere, der deutschen Maurerpresse entlehnt hatte. In der 21. Nummer S. 165 bringt die „Freimaurer-Zeitung" wiederum einen Artikel aus einem „ultramontanen Blättchen", dem Regensburger „Volksfreund", um die „Brüder" mit den „tollen Meinungen" und „Verläumdungen" der Ultramontanen bekannt zu machen. Aber der „Volksfreund" hatte Citate aus Logenrednern gebracht. Der Vorwurf ist also an eine andere Adresse zu richten, und in der That soll mit dem Abdrucke von Artikeln aus „ultramontanen Blättchen" der Logenpresse und den Logenrednern wohl nur ein Wink gegeben werden, künftighin in der Kritik der maurerischen Gebrechen etwas behutsamer zu sein. Da auch die Ultramontanen die Logenblätter lesen, so ist deren Redacteur nicht selten in der nämlichen fatalen Lage, wie Buridan's Esel zwischen zwei Heubündeln. Soll er reden wegen der „Brüder", oder aber schweigen wegen der Ultramontanen? Es zieht ihn bald zum Schweigen, bald zum Reden. Redet er, so lesen es die Ultramontanen. Schweigt er, so kommt auch platterdings nichts anderes heraus, als jene leidige Selbstberäucherung, welche nach der Klage freimüthiger Maurer schon jetzt insbesondere die „Freimaurer-Zeitung" zu einem der langweiligsten Blätter Deutschlands macht.

G. S.

Digitized by Google

Der liberale Katholizismus.

III.

Welches ist die katholische Auffassung gegenüber der liberal-katholischen? Die Auffassung, welche wir einfach als die katholische der liberal-katholischen entgegenstellen, könnten wir auch, wie es gegenwärtig in der Erregtheit des Kampfes Brauch ist, als die ultramontane einführen. Das Wort ist aber zu vag. Oft hat es nur einen relativen Sinn, indem Jeder von seinem Standpunkte aus jene der Andersdenkenden als Ultramontane heimschickt, welche die Rechte des persönlichen Gottes den Menschenrechten gegenüber mehr betonen, als dem Redenden selber billig erscheint. Oft will man mit dem Namen eine Partei treffen, welche nur in der Phantasie der Liberalen ein Dasein hat, eine Partei, welche der ultra montes residirenden Kirchengewalt die irdischen Dinge auch nach ihrer weltlichen Seite hin unterstellt wissen möchte. Oft auch sind die liberalisirenden Katholiken so gnädig, von zwei berechtigten Strömungen innerhalb des Katholizismus, der ultramontanen und der liberalen, zu reden. Wir hingegen verzichten gerne auf alle Beiwörter und Vorsilben: wir sind und bleiben einfach Katholiken.

Der liberale Katholizismus besitzt, wie wir gesehen haben, den Charakter einer Concession, — „die Feigheit ist's, die uns verdirbt," möchten wir da wohl mit Riehl aus dem alten Liede citiren, und zwar die Feigheit gegenüber dem imponirenden Zeitgeist, der den Menschen an die Stelle Gottes setzt. Die Concession besteht darin, daß man alles Glück und Heil der Gesellschaft zunächst nur vom „Menschen", von der Geltendmachung des Menschlichen erwartet. In der Constituirung der gesellschaftlichen Ordnung soll nur der Mensch mit seinen Rechten und Freiheiten maßgebend sein. Der christlichen Wahrheit kommt es als solcher nicht zu, sich den Verhältnissen des Staatslebens, überhaupt der Öffentlichkeit direkt einzuprägen. Dazu ist sie

Digitized by Google

einestheils zu erhaben und anderntheils zu unfaßbar; sie muß mit der Existenzberechtigung, welche ihr der religionslose Staat verleiht, sich zufrieden geben. — Der vom Culturfortschritt getragene individuelle Mensch hingegen faßt Alles in sich, um sowohl seine Bestimmung mit Leichtigkeit zu erreichen, als auch die sociale Ordnung ihrer erwünschten Vollkommenheit entgegen führen zu können. — Gott der Herr hat es nur mit dem einzelnen Menschen zu thun; auf das sociale Leben erhebt er keine Ansprüche. — Der Mensch mit seiner selbstgemachten Überzeugung ist eine ehrwürdige Macht. — Schutz der menschlichen Freiheit, das ist der ganze Staat; — Autorität ist eine leidige Nothwendigkeit; — sie möge so sachte auftreten und so wenig, als nur immer thunlich. Das sind die Züge, mit welchen wir den Liberal-Katholizismus zu zeichnen versuchten; wir wollen sie jetzt der Reihe nach einer Beleuchtung unterziehen.

1. Die christliche Wahrheit soll, wie man uns sagt, für das profane Leben zu erhaben, in keiner Weise auf die Mitwirkung irdischer Einflüsse angewiesen sein; und demgemäß sollte es auch die christliche Kirche als die Repräsentantin der Wahrheit unter ihrer Würde halten, sich als mit Rechten ausgestattet dem Staate vorzustellen. Diese Auffassung ist originell liberal-katholisch. Mit den Liberalen will man die Geltung der christlichen Wahrheit für das öffentliche Leben beseitigen, und mit den Katholiken will man für eben diese Wahrheit eine recht hohe Verehrung bekunden. Was ist zu thun? Promoveatur ut amoveatur. Fixiren wir einmal die behauptete Erhabenheit der christlichen Wahrheit! Wir werden die Unstatthaftigkeit des liberal-katholischen Geflunkers sofort erkennen, und sehen uns zugleich der tiefsten, ja einzigen wirklichen Streitfrage zwischen Katholizismus und Liberalismus gegenüber. Woher erhält die in der christkatholischen Offenbarung niedergelegte Wahrheit ihren erhabenen Charakter? Doch wohl offenbar von Gott, dessen Abglanz sie ist. Die Frage nun, auf die Alles ankommt, lautet: Gibt es in Wirklichkeit einen Gott oder nicht? Hierauf gibt es keine halbe Antwort; sie lautet kategorisch entweder Nein oder Ja. Gibt es keinen Gott, dann hat der Liberalismus darin Recht, daß er mit Beiseitelassung der Wahrheit den Menschen zum Alpha und Omega der Weltordnung macht, dann ist auch der Liberal-Katholik im Recht, insofern er seinen katholischen Glauben als einen hübschen, trostreichen Traum ansieht, allerdings zu erhaben, um auf das irdische Staatsleben mit seinen zweibeinigen Ameisen Einfluß auszuüben. Gibt es aber einen Gott,

Digitized by Google

der Materielles wie Geistiges, Kleines wie Großes erschaffen hat, erhält und zu vorgesetzten Zwecken leitet, dann gehört *ihm* auch Alles, hat *er* ein positives Anrecht auf Alles, muß *er* überall anerkannt werden, dann ist nichts, weder etwas Geistliches, noch etwas Weltliches, für Gott zu profan. Wie alsdann Alles in seinem Ursprung von Gott herrührt und auf göttlichem Willen beruht, so muß auch Alles in letzter Instanz auf Gott bezogen werden; und der Mensch ist niemals und nirgendwo, weder im Privatleben noch im Staatsdienste, berechtigt, sich der Herrschaft Gottes, dem Einfluß der christlichen Wahrheit zu entziehen. Es gibt dann durchaus nicht *zwei* gesonderte Gebiete hienieden, von denen Eines sich der positiven Anerkennung der göttlichen Oberherrschaft entziehen dürfte; es gibt nur *Ein* Gebiet, auf welchem allerdings sehr Vieles in beachtenswerther Weise eine irdische *und* eine geistige Seite hat. Man kommt alsdann zu dem Schlusse, daß die christliche Wahrheit gerade deßhalb, weil sie so erhaben ist, *Alles* beherrschen muß. Und wenn nun die Wahrheit in der Ausführung ihrer von Gott ihr gewordenen Aufgabe „irdische Allianzen" sucht und an den Staatsschutz appellirt, so ist das kein Zeichen ihrer Schwäche, sondern ihrer Menschenkenntniß. Werden denn nicht überall die Menschen vom Irdischen in entscheidender Weise beeinflußt? So ist's im Reiche der Natur und das Reich der Gnade ändert daran nichts, da die Gnade gemeiniglich die irdischen Dinge gemäß ihrer natürlichen Qualification für ihre Zwecke verwerthet. Ist die christliche Wahrheit dazu bestimmt, sich die Menschen zu unterwerfen, wie kann es unter ihrer Würde sein, jene irdischen Positionen in Besitz zu nehmen, welche auf den Menschen mit Erfolg einwirken? Auf diese Dinge und Verhältnisse (als da z. B. sind: der das Staatswesen durchwehende Geist, die Wohlthätigkeit, Kunst und Wissenschaft, vornehmlich aber Unterricht und Erziehung) zu Gunsten der Feinde der christlichen Wahrheit verzichten, hieße soviel als auch die Ausführung des göttlichen Auftrages in wesentlichen Punkten darangeben. Dieß gilt ganz speciell, wenn es sich um die Heranziehung des schützenden Beistandes der Staatsgewalt handelt. Als die göttliche Wahrheit auf der Erde erschien, da brachte sie das *Recht* unter den Menschen zu existiren und zu wirken mit. Wo aber ein *Recht* existirt, und wo der Wille böser Menschen gar zu sehr geneigt ist, das Recht zu verletzen, da ist auch ein wirksamer *Rechtsschutz* nothwendig. Der Staat ist nun das von Gott gewollte Institut, um diesen Rechtsschutz zu leisten, und deßhalb vergibt sich die Wahrheit

Digitized by

nichts, wenn sie vom Staat Schutz fordert für ihr Recht und die ihr gebührende Freiheit.

Die Erhabenheit der christlichen Wahrheit ist also ein schlechter Vorwand für ihre Beseitigung aus dem öffentlichen Leben; dasselbe gilt von der „hehren Bestimmung der katholischen Kirche", von der uns die liberalen Katholiken so Vieles zu sagen wissen. Die Kirche, als die sichtbare Repräsentantin und Trägerin der christlichen Wahrheit, steht nicht unter den Völkern als eine bloße Erzieherin und Gönnerin aus Gnade, die man abdankt, sobald man sie nicht mehr braucht, sondern als eine in ihrer sichtbaren Existenz berechtigte Macht, ja als die von Gott zu einer wirklichen Herrschaft bestimmte Königin, als die Stellvertreterin dessen, dem Gott die Menschen zu eigen gegeben hat. Die Kirche hat die Aufgabe, uns zum Heile zu führen, also nicht bloß uns die Gnade zu vermitteln, deren wir bedürftig sind, sondern auch die von unserer Seite erforderliche Mitwirkung zu regeln, und dieß natürlich in dem Maße und Umfange, als wir mit unserm Willen unserer ewigen Bestimmung zueilen müssen. Sie wirft sich also nicht weg, wenn sie dem Willen der Ihrigen überall hinfolgt, und wenn sie auch in allen irdischen Verhältnissen des Lebens die ihr von Gott gewordene Herrschgewalt zur Geltung bringt. Diese Herrschgewalt der Kirche ist nicht politischer Natur, insofern es sich etwa handeln könnte um die Errichtung eines staatsartigen Organismus, der sich um die politischen, im Leben der Völker auftauchenden Fragen auch nach ihrer politischen Seite hin zu bekümmern hätte. Sie ist aber wohl politischer Natur, insofern die Dinge der Politik auch eine sittlich-religiöse Seite haben. Als der Heiland gefragt wurde: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu zahlen?" gab er nicht etwa zur Antwort: Schweigt von diesen Dingen, denn meine Lehre hat mit der Politik gar nichts zu schaffen; er gab vielmehr eine positive, für die Politik bedeutsame Antwort. Ebenso wenig kann es die Kirche unter ihrer Würde halten, mit der Staatsgewalt ein auf gegenseitige Hilfeleistung abzielendes Freundschaftsbündniß zu schließen. Die Kirche, die Tochter des Kreuzes, weiß wohl, daß das Gold der Königskrone vor Gott nicht mehr Werth hat, als der Staub an der Fußsohle des Bettlers, aber sie erkennt im Staat die von Gott gewollte Ordnung und zugleich das Substrat für ihr eigenes Gedeihen, deßhalb hat sich die Kirche stets bereit finden lassen, für die Aufrechthaltung der staatlichen Ordnung die größten Opfer zu bringen, hat auch dann noch den Staat geachtet, wenn er als ihr Verfolger

Digitized by Google

auftrat. Was immer in der gesammten europäischen Staatenordnung lebenskräftig und heilbringend für die Völker ist, ist das Werk der katholischen Kirche; und wenn einmal zur Zeit des socialen Umsturzes die Völker Hilfe suchend zur Kirche kommen, so wird sie es als eine ihrer ersten Aufgaben ansehen, wieder ein geordnetes Staatswesen in's Leben zu rufen. Vom Staate fordert sie nicht mehr und nicht weniger, als was einst der hl. Remigius vom König Chlodwig forderte. „Vertheidige die Kirche, das will sagen: beschütze sie in ihrer Freiheit, welche ohne Unterlaß durch den Geist und die Leidenschaft der Welt angegriffen wird; beschütze die Armen, denn weil die Welt Gott nicht liebt, verachtet und haßt sie die Armen."

2. Die christkatholische Wahrheit soll dann zu unfaßbar und thatsächlich zu wenig allgemein anerkannt sein, als daß sie als alleinberechtigt unter den Menschen geltend gemacht werden könnte. Hierauf ist für's Erste zu erwiedern, daß die Faßbarkeit und das Anerkanntsein an der Natur der Wahrheit gar nichts ändert. Jeder Mensch von gesundem Verstande sieht ein, daß auch auf dem Gebiete der Religion die Wahrheit kein Fabrikat des menschlichen Geistes ist, sondern vielmehr von der Thätigkeit dieses Geistes als etwas einzig Gegebenes vorausgesetzt wird. Die Aufgabe des Menschen ist es, die Eine Wahrheit aufzusuchen und in allen Lebensverhältnissen festzuhalten, wofern er nicht in frevelhafter Weise darauf verzichtet, Mensch zu sein. Was aber für die Einsicht des einzelnen Menschen unumstößlich wahr ist, das darf auch von der Staatsraison weder bezweifelt, noch außer Acht gelassen werden. Es ist wahr, daß die meisten Staaten heutzutage bei ihren Unterthanen die verschiedensten religiösen Anschauungen vorfinden, und zwar nicht bloß bei Böswilligen, sondern auch bei solchen, bei denen man aufrichtigen, ehrlichen Willen voraussetzen muß. Aber man wird doch nicht deßhalb jene Männer, welche in ihrem Zusammenwirken die Staatsregierung ausmachen, zu dem wahnsinnigen Skepticismus verdammen wollen, Confessionen und Religionen seien bloß subjective Ansichten, von denen die eine gerade so viel werth sei, wie die andere. Auf diesen Punkt werden wir sogleich zurückkommen.

Für's Zweite ist die christkatholische Wahrheit nicht in dem Grade unfaßbar, wie man vorgibt. Unser Glaube lehrt uns, daß die christliche Wahrheit in ihren wesentlichen Punkten für alle jene genügend erkennbar ist, welche guten Willens sind. Oder wird Christus, welcher erschienen ist,

Digitized by Google

um den Menschen die Wahrheit in eine faßbare Nähe zu bringen, vielleicht den Zweck seines Erscheinens verfehlt haben?

Für's Dritte wäre gerade die schwere Faßbarkeit der Wahrheit ein Grund, letztere durch eine entsprechende Gestaltung der äußern socialen Verhältnisse greifbarer zu machen. Die Wahrheit hat es auf der Welt nicht mit puren Geistern zu thun, sondern mit Menschen, welche sich der Eindrücke, die sie durch Erziehung, Beispiel, Lektüre u. dgl. erhalten, nur mit Mühe zu erwehren vermögen. Wie kann man erwarten, daß ein Mensch die Wahrheit, den Rettungsanker für Zeit und Ewigkeit, ergreife, wenn er den Insulten der wahrheitsfeindlichen Welt ohne Unterlaß ausgesetzt ist. Das richtige Verhältniß zur Wahrheit ist an sich schon mit Schwierigkeiten verbunden, durch deren Überwindung wir uns den Himmel verdienen sollen; man hat dieselben über das Normalmaß dadurch vergrößert, daß man zumal den sogenannten gebildeten Schichten des Volkes im Namen der Freiheit die Mißachtung der Wahrheit durch das religionslose öffentliche Leben, durch die nicht religiöse Erziehung u. s. w. förmlich aufgezwungen und durch Freilassung des Unglaubens und der Unsittlichkeit in Wissenschaft, Kunst, Literatur den niedrigen Elementen, welche sich in jedem Menschen regen, eine übermächtige Bundesgenossenschaft geboten hat.

3. Der einzelne Mensch soll stark und vollkommen genug sein, um mitten im freiesten Wettstreit zwischen dem Guten und Schlechten, Wahren und Falschen *aus sich* und unbeeinflußt seine Entscheidung treffen zu können! Deßhalb soll es zur normalen Einrichtung des staatlichen Lebens gehören, daß in der Presse, in Vereinen und Versammlungen, sogar in der Einrichtung der Schulen allen möglichen Geistesrichtungen, das will sagen dem Irrthum und der Schlechtigkeit gerade so wie der Wahrheit und der Tugend die vollste Freiheit gestattet werde. Diese Kulturphrase klingt gar zu schmeichelhaft, als daß sie nicht den gewaltigsten Anklang unter den Menschen gefunden haben sollte. Man verspricht also liberalerseits, den Menschen gleichsam in ein Äquilibrium zu bringen zwischen Gut und Schlecht, damit er sich vollständig *selbst* bestimme! Sagen wir weiter nichts davon, daß (praktisch gesprochen) freie Concurrenz zwischen der Wahrheit und der Lüge ein gar schlechtes Mittel ist, um keinen nach einer Seite überwiegenden Einfluß an den Menschen herantreten zu lassen. Denn in solcher Concurrenz wird das in der Wahl der Mittel sehr beschränkte Gute stets von dem zu allen Mitteln, sogar zur Lüge und Verleumdung, greifenden Bösen überholt werden. Wir möchten aber

Digitized by Google

fragen: Kann man im Jahre 1874 noch daran zweifeln, daß jene Phrase im Munde des Liberalismus die elendeste Heuchelei ist? „Man gibt den Menschen sich selber zurück," aber nur, so lange religiöse Einflüsse zu beseitigen sind. Während dessen unterstellt man ihn in der Schule, in der Lektüre, im öffentlichen Leben jenen wohlberechneten Einflüssen, von denen man voraussieht, daß sie den „freien" Menschen wirksam von der Religion und vom Christenthum hinwegziehen. Im Munde eines liberal sein wollenden Katholiken enthält jene Phrase zum mindesten — man verzeihe den Ausdruck — eine Dummheit. Im Jahr 1863 schrieb Msgr. Dechamps, jetziger Erzbischof von Mecheln (in der ausgezeichneten Schrift La cause catholique): „Die Frage, welche von unserer Epoche gestellt ist, die wirklich praktische Frage unserer Zeit besteht weniger darin, zu wissen, in welchem Maße dem Irrthum Freiheit gewährt sein wird, als vielmehr zu wissen, in welchem Grade der Irrthum uns Freiheit gewähren wird." Damals lag vielleicht die Wahrheit dieser Worte nicht so klar vor Aller Augen; heutzutage zweifelt kein vernünftiger Mensch mehr an derselben. Gehört da nicht von Seiten eines Katholiken zum mindesten Kopflosigkeit dazu, wenn er Bestrebungen billigt, die unter der Maske von Freiheit auf die Unterdrückung des christlichen Glaubens abzielen? Doch dieß nur im Vorübergehen. Wir müssen vor Allem auf die gänzliche Grundlosigkeit der liberalen Menschenberäucherung hinweisen. Wo zeigt sich denn der Mensch als das absolut gute, hellsehende, unabhängige, unveränderliche Wesen, wie es der Liberalismus voraussetzt? In Wirklichkeit ist der Mensch ganz anders. Ein Spielball der Täuschung und Leidenschaft, beweint er heute die Thorheiten des gestrigen Tages, um morgen in seiner Kurzsichtigkeit von neuem zu straucheln. Mit den Kinderschuhen zieht er die Unerfahrenheit, Launenhaftigkeit, Verkehrtheit des Kindes nicht aus. In vielen Fällen ist für die großen, oft recht unverständigen und wohl gar bösen „Kinder" ein kategorischer Imperativ von oben herab die größte Wohlthat, ja ein von der menschlichen Natur geforderter Impuls. Der Mensch soll den Absichten des Schöpfers gemäß in seiner Umgebung, in den äußern Verhältnissen jene Hilfeleistung finden, die es ihm in Erfolg versprechendem Maße möglich macht, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Gesetzt nun auch einmal den unmöglichen Fall, es könnte eine gesellschaftliche Ordnung existiren, welche auf die Dauer gegen Wahrheit und Irrthum, gegen Gutes und Böses vollständig indifferent bliebe, so würde eine solche der ihr von Gott gesetzten Bestimmung durchaus nicht entsprechen. Denn

Digitized by Google

sie hilft dem Menschen nicht in der Weise auf, wie es der Schöpfer beabsichtigt; in ihr muß der Mensch eine Unterstützung entbehren, die er haben *sollte*, um seiner vernünftigen Einsicht den blinden Impulsen unlauterer Selbstsucht gegenüber mit Erfolg Geltung zu verschaffen. Er ist stark genug, um abwärts zu sinken, aber nicht stark genug, um aufwärts zu ringen.

Das galt wohl von dem Menschen *von ehedem* — so ruft uns der liberale Katholik zu — aber von dem fortgeschrittenen Menschen der Jetztzeit kann man mehr erwarten. Da scheint uns aber der gepriesene Philosoph der Gegenwart, der des Ultramontanismus gewiß nicht verdächtige Ed. v. Hartmann, unsere Zeit besser zu kennen. „Nicht gebessert — so sagt er — hat sich bis jetzt die Bosheit und die alles Fremde zertretende Selbstsucht der Menschen, nur künstlich eingedämmt ist sie durch die Deiche des Gesetzes und der bürgerlichen Gesellschaft, weiß aber statt der offenen Überfluthung tausend Schleichwege zu finden, auf denen sie die Dämme durchsickert. Der Grad der unsittlichen Gesinnung ist derselbe geblieben, aber sie hat den Pferdefuß abgelegt und geht im Frack; die Sache und der Erfolg bleibt dieselbe, nur die Form wird eleganter.“[1] Bedurfte also der Mensch *früherer* Jahrhunderte eine von der Wahrheit getragene Socialordnung, damit durch sie das Princip des Guten in ihm ergänzt werde, so bedarf der moderne Mensch einer solchen noch viel mehr, weil er viel raffinirter ist.

Wo bleibt denn bei einer solchen vom Katholizismus geforderten Beeinflussung die menschliche *Freiheit*? Diese erleidet dabei nicht bloß keine Beeinträchtigung, sondern erhält dadurch die von der Natur verlangte Vollendung. Keine Macht ist von jeher so entschieden für die Vertheidigung der Freiheit eingetreten, wie der Katholizismus. Wie vor 300 Jahren gegen das Lutherthum, so vertheidigt er in der Gegenwart die Freiheit des Menschen gegen die gesammte moderne Wissenschaft. Der Katholizismus beurtheilt aber die Freiheit als eine äußerst beschränkte und allseitig abhängige Fähigkeit, und behauptet deßhalb, man müsse den Menschen, um ihn wirklich frei zu machen, zuerst besser machen, man müsse das Gute im Menschen durch Einflüsse von Außen der knechtenden Gewalt der Leidenschaft gegenüber kräftigen und durch eine leitende Autorität stützen; will man ihm daraus vielleicht einen Vorwurf machen? Stellen ja doch die Statistik und die übrigen Argumente, mit welchen die

[1] Philosophie des Unbewußten. S. 737.

Digitized by Google

moderne Wiſſenſchaft die menſchliche Freiheit bis in ihre Wurzeln hinein zu treffen vermeint, wenigſtens das als unabweisbare Thatſache hin, daß ſich der „freie“ Menſch der wiederholten äußern Beeinfluſſungen nicht zu erwehren pflegt und ſo gemeiniglich ein Bild der Welt wird, in der er lebt; daß die von der Erziehung, der Lektüre, dem Umgang, dem öffentlichen Leben u. ſ. w. herrührenden Eindrücke nicht zwingend, aber doch im höchſten Grade disponirend die Lebensrichtung der meiſten Menſchen beſtimmen! Doch wozu dieſer Appell an die Wiſſenſchaft, da wir durch das Gebahren der geſammten Menſchheit, mit Einſchluß der Liberalen, unſere Theſe vollauf beſtätigt ſehen? Warum anders nimmt der religionsfeindliche Liberalismus den Staat, die Schule und die übrigen ſocialen Inſtitute für ſeine Ideen in Beſchlag? warum will er das ganze Leben profaniren? warum fordert er, daß man der Jugend die Welt nur nach der niedrigen, materiellen Seite darſtelle und ihr die höhere Bedeutung des irdiſchen Lebens verberge? Doch wohl deßhalb, um in dieſer Weiſe den „freien“ Menſchen in wirkſamſter Weiſe zu beeinfluſſen. Das weiß die ganze Welt, nur die liberalen Katholiken wiſſen es nicht.

4. Der Staat — ſo will uns der liberale Katholizismus belehren — braucht die chriſtlichen Principien nicht anzuerkennen, am wenigſten aus der Hand der chriſtlichen Kirche zu empfangen, er iſt dem chriſtlichen Geſetz gegenüber autonom, und durchaus nicht verpflichtet, den Glauben und die Rechte der Kirche zu ſchützen; er würde ſich im Gegentheil einer groben Rechtsverletzung ſchuldig machen, wollte er dem Atheismus nicht denſelben Schutz angedeihen laſſen, wie dem Gottesglauben. Woher hat denn — ſo muß jeder vernünftige Menſch fragen — der Liberal-Katholizismus die Autoriſation zu dieſer Unabhängigkeitserklärung der ſocialen Ordnung? Seit wann iſt der „Staat“ eine Gott gegenüber unabhängige Inſtitution? Hat nicht der Staat gerade darin ſeine tiefſte Berechtigung, daß er ein von Gott gewolltes, auf das Wohlergehen der Menſchen abzielendes Inſtitut iſt? Wir wiederholen: es gibt nur Eine wirkliche zwiſchen Katholizismus und Liberalismus obſchwebende Frage: Gibt es einen Gott, Schöpfer des Weltalls, oder nicht? Gibt es einen Gott, dann iſt er auch Herr *im Staat*, und ſieht es nicht gleichgiltig an, daß der Staat den Gotteshaß und die Gottesverachtung als gleichberechtigt behandelt mit der Gottesverehrung; dann hat der *Staat* die göttliche Herrſchaft poſitiv anzuerkennen und keine Macht, keine Wiſſenſchaft der Erde hat die Vollmacht, die Herrſchaft Gottes in

Digitized by

weltlichen Dingen in Frage zu stellen; dann hat kein Staat das Recht, die irdischen Kulturgüter als das absolut letzte Ziel zu erstreben, sondern er muß in seiner ganzen Thätigkeit auf die letzte dem Menschen von Gott gegebene Bestimmung Rücksicht nehmen. Man sagt nun wohl, der Staat habe nur die äußern Rechtsverhältnisse zu berücksichtigen, habe sich nur um das irdische Wohl zu kümmern. Einverstanden, aber doch wohl nur, insoferne das Alles auf der inneren Wahrheit beruht und zum wahren Wohl hinführt; sonst würde sich ja das Staatsleben in hohlen Fiktionen bewegen und zum Verderben der Menschen ausschlagen.

Die liberalen Katholiken sehen das meistentheils ein und sind inconsequent genug, zu fordern, der Staat müsse sich freilich vor dem Willen Gottes beugen, aber nur in sofern dieser sich durch das Naturgesetz kund gebe; das christliche Gesetz hingegen gehe den Staat gar nichts an. Darum sagen wir weiter: Ist Christus nicht bloß ein Mythus, sondern in Wirklichkeit der Welterlöser, dann hat er nicht bloß den privaten Menschen in abstracto erlöst und sich zum Eigenthum erkauft, sondern den wirklichen Menschen wie er leibt und lebt in der Familie, im Geschäft, im Staat. In allen diesen verschiedenen Lebensbeziehungen hat der Mensch die Pflicht, sich als Untergebenen Christi einfachhin anzuerkennen und dereinst Christum als Richter zu gewärtigen. Diese Gewalt Christi wurde einmal in einem sehr kritischen Augenblick in anklägerischer Absicht dem Heiland vorgehalten; damals nämlich, als der römische Staatsbeamte den Heiland offiziell fragte: „Also ein König bist du?" Unumwunden bejahte der Herr die Frage: „Du sagst es, ein König bin ich; ich bin dazu geboren worden und in die Welt gekommen, damit ich der Wahrheit Zeugniß gebe" (Joh. 18, 37). Bedarf es da noch vieler Nachweise, daß auch im Staatsleben dem Willen Jesu Christi Geltung gebührt? Wie nun Christus, so muß auch die Kirche vom Staate gehört und anerkannt werden. Ihr verlieh der Herr Antheil an seiner eigenen Herrschergewalt mit den Worten: „Ich bereite euch das Reich, wie es mir mein Vater bereitet hat" (Luk. 22, 29). Und um anzudeuten, daß keine Gewalt der Erde das Recht haben soll, die Diener der Kirche in der Ausübung ihrer Machtvollkommenheit zu stören, sagte er: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, gehet deßhalb hin und lehret alle Völker" (Matth. 28, 18). Aus dem Charakter der christlichen Kirche ergibt sich also zur Evidenz, daß der Staat die Pflicht hat, die Lehre Christi, wie sie von der Kirche gepredigt wird,

Digitized by Google

zur Richtschnur seines ganzen Lebens zu machen, das bei der Kirche hinterlegte göttliche Gesetz in allen seinen Anordnungen heilig zu halten und die Kirche in den ihr von Gott verliehenen Rechten zu schützen. Wer also wäre befugt, die äußern Verhältnisse des Lebens gegen die christliche Wahrheit abzusperren? wer dürfte den Staat von der Pflicht dispensiren, wie das Dasein Gottes, so auch das Königthum Jesu Christi und die Regierungsgewalt der Kirche anzuerkennen? Mit dieser positivsten aller Staatspflichten steht der engere Staatszweck nicht bloß in keinem Widerstreit, sondern vielmehr in bestätigendem Einklang. Hat der Staat die Pflicht, alle Rechte in geeigneter Weise zu schützen, das Recht der Katholiken nicht weniger als das Recht der Irrenden, so hat er ganz besonders die Pflicht, den Rechten der christlichen Wahrheit und der Kirche den Staatsschutz angedeihen zu lassen. Fassen wir ferner die Bedeutung der Religiosität für den Staatszweck in's Auge, so brauchen wir hier nicht das millionenmal Gesagte zu repetiren und von neuem den Nachweis zu führen, daß ein Staatswesen auf die Dauer seinen Zweck nicht erfüllen kann ohne Religion. Daraus folgt aber, daß kein Staat gegen die Beförderung der Religiosität bei seinen Unterthanen gleichgiltig bleiben darf. Kann es nun aber dem Staat damit genug sein, wenn das subjektive Bedürfniß nach Religion, jenes Gefühl der Abhängigkeit, welches den Mensch zur Religion hintreibt, nur irgendwie, gleichviel ob durch etwas Wahres oder Falsches, gestillt wird? Das hieße denn doch mit dem Menschen das unwürdigste Spiel treiben und die Religion überhaupt zu einem Humbug stempeln, der seine Verdammung in sich selber trüge. Der Staat muß sich also dafür interessiren, daß die wahre Religion bei seinen Unterthanen befördert werde. Es steht nun fest — und unsere liberal-katholischen Gegner zweifeln nicht im mindesten daran, — daß Gott der katholischen Kirche die Pflege der wahren Religion als ihre Lebensaufgabe überwiesen hat. Wer daran zweifelt, der hört auf, katholisch zu sein; wer aber nicht daran zweifelt, der bekenne mit uns, daß der Staat die Pflicht hat, die katholische Wahrheit anzuerkennen und zu schützen. Wer aber für Beides zu feige oder zu träge ist, nun der fahre fort, sich liberal-katholisch zu nennen, um daran zu erinnern, daß er weder warm noch kalt, weder katholisch noch liberal ist.

Somit müßte also der Staat Theologie treiben? Er muß gerade so Theologie treiben wie jeder Einzelne. Da der Staat in seiner Sphäre Gott unterwürfig sein und Religion haben muß, so ist er gerade so wie

Digitized by Google

der Einzelne verpflichtet, nach der objektiven Wahrheit zu forschen, und da er bei normalem, von der Eigensucht nicht beeinträchtigtem Vernunftgebrauch zweifellos zur Erkenntniß der Einen objektiven Wahrheit vordringen wird, so ist er so wie der Einzelne verpflichtet, sich zu dieser Wahrheit zu bekennen [1].

5. Soll also der Staat wieder wie ehedem mit Gewaltmaßregeln gegen Ketzer und Ungläubige vorgehen? Diese vorwurfsvolle Frage, welche der Liberal-Katholizismus seinen modernen Lehrmeistern gehorsamst nachspricht, nimmt sich sonderbar aus zu einer Zeit, in welcher der Liberalismus über die glaubenstreuen Katholiken Verbannung und Kerker verhängt und noch durchgreifendere Maßregelungen in Aussicht stellt. Vergegenwärtigen wir uns kurz die auf die angeregte Frage bezüglichen katholischen Grundsätze. Es steht fest, daß auch der christliche Staat mit faktischen Verhältnissen zu rechnen hat. Unter allen Umständen bleibt ihm die Pflicht der christlichen Nächstenliebe und die Pflicht der Treue in der Erfüllung gegebener Versprechen. Vermöge der christlichen Nächstenliebe wird er seine irrenden Unterthanen mit derselben Achtung behandeln, wie er Nothleidende, Presthafte und Krüppel duldet. Und die Treue im Halten der Verträge verpflichtet ihn, die Freiheit, welche er auf Grund des Zusammenlebens verschiedener religiösen Richtungen den Anders-

---

[1] Macht aber diese Auffassung der Dinge den Katholiken in der Gegenwart zum „revolutionären Staatsfeind"?

Am Bekenntniß obiger Grundsätze hält der Katholik unter allen Umständen fest, ohne aber deßhalb jemals daran zu denken, dieselbe durch gewaltsame Auflehnung gegen die bestehende Ordnung zur Geltung zu bringen. Unter dem Scepter eines Tyrannen beobachtet er eben so treu die Staatsgesetze, wie er in liberalen Staaten felsenfest einsteht für die Ordnung seines Landes. Ja er kann sogar die strammste Centralisation ebenso wie die ungebundenste Freiheit als den unter gegebenen Verhältnissen besten Zustand auffassen und sich dafür begeistern — das ist eine Sache, die mit seinem katholischen Glauben gar nichts zu schaffen hat. — Aber er wird niemals, was schwarz ist, weiß nennen, er wird niemals etwas, was er unter gegebenen Verhältnissen vielleicht selber als das kleinere Übel für sein Land erstrebt und unter diesen Verhältnissen aufrecht gehalten wissen will, deßhalb auch als das principiell Richtige hinstellen. Uns liegt hier vor Allem daran, zu constatiren, daß der Katholik niemals und unter keinem Verhältnisse zum Revolutionär werden kann. Mißstände trachtet er mit aller Kraft, aber nur mit erlaubten Mitteln zu beseitigen; unterdessen übt er Geduld in dem Bewußtsein, daß die civilisatorische Macht der christlichen Wahrheit, welche die Verachtung der Frauen, die Sklaverei und so manchen andern heidnischen Plunder aus dem Leben der Völker ohne Revolution beseitigt hat, auch die als Liberalismus verkappte Gottlosigkeit ohne Gewaltakt aus dem Staatsleben tilgen wird.

Digitized by Google

gläubigen eingeräumt hat, und die darauf gegründete Parität heilig zu halten. Heutzutage sind es wahrlich nicht katholische Staaten, welche einer andersdenkenden Minorität gegenüber die unter heiligen Schwüren gewährleistete Religionsfreiheit verkümmern.

Es gibt sogar Verhältnisse, unter denen der Staat zur Verhütung größeren Übels die vollständigste äußere Gleichberechtigung aller religiösen Ansichten anstreben darf. Denn wem sollte „die freie Kirche im freien Staate" nicht lieber sein als die geknebelte Kirche zu den Füßen des Staatsgötzen?[1]

Hiermit sind aber die liberalen Katholiken nicht zufrieden; sie wollen, der Staat solle grundsätzlich sämmtlichen religiösen Bekenntnissen die unbeschränkte Freiheit gestatten, und unter allen möglichen Verhältnissen sei der Zustand unbegrenzter Religionsfreiheit der normal richtige. Sie motiviren ihre Forderung damit, der Staat habe sich über die Überzeugungen seiner Unterthanen gar kein Urtheil zu erlauben, vielmehr jede Überzeugung mit Achtung zu behandeln. Der Staat soll also die religiösen Überzeugungen nicht beurtheilen dürfen? Wo — so möchten wir hingegen fragen, — hat jemals ein Staat existirt, dessen maßgebende Kreise in der Wirklichkeit das nicht gethan hätten? Wenn übrigens der Staat die Überzeugung des Diebes oder des Revolutionärs verwirft, indem er jene verurtheilt, warum soll die religiöse Überzeugung für ihn so unnahbar sein? Gegenwärtig arbeitet der Liberalismus darauf hin, der Staat solle aus Respekt vor der Überzeugung einiger Barabbas-Seelen das gläubig-christliche Volk an's Kreuz schlagen, und die protestantische „Toleranz" spendet zu dem Schauspiel rauschenden Beifall. Doch, das ist nicht der ächte Liberalismus, sagt uns der Liberal-Katholik, der Staat soll jeder Überzeugung die gebührende Achtung zollen. Ganz gewiß; der Katholizismus schreibt das gerade vor. Aber worin besteht die gebührende Achtung? Diese „Achtung" kann nicht besagen wollen, der Staat müsse alle, auch die widersprechendsten religiösen Überzeugungen für gleich gut und gleich wahr verachten. Denn das hieße — wie wir bereits sagten — dem Staate zumuthen, auf die Vernunft zu verzichten. Mit derselben Vernunft-

---

[1] Pius IX., der bei jeder Veranlassung das liberal-katholische Zwittersystem verurtheilt, nahm in der Audienz der amerikanischen Pilger am 11. Juni d. J. keinen Anstand, mit Befriedigung auf die großen Fortschritte hinzuweisen, welche dem Katholizismus durch die unbeschränkte Freiheit in Amerika ermöglicht wurden.

Digitized by Google

nothwendigkeit, wie der private Mensch, urtheilt auch der Staatsmann, daß zwei sich widersprechende Überzeugungen schlechterdings nicht denselben objektiven Werth beanspruchen können; ist die eine wahr, so ist die andere irrthümlich. Jene „Achtung" kann auch nicht wohl besagen wollen, der Staat müsse alle religiösen Überzeugungen für gleich schlecht und gleich falsch halten. Denn das wäre keine Achtung, sondern Verachtung. Es erübrigt also nur noch, daß auch der Staat sich zu dem Grundsatz bekenne, daß Eine Religion die wahre, und die abweichenden Religionsmeinungen Irrthümer seien. Aber ist das nicht crasse Intoleranz? Ja, das ist die eiserne, ewige, unabänderliche Intoleranz der Wahrheit, die niemals den Irrthum als innerlich gleichberechtigt neben sich anerkennt. Aber ist das nicht verletzend für Andersdenkende? O ja, gerade so, wie die Sonne jene verletzt, welche sich ärgern, daß die Dinge so sind, wie das Sonnenlicht sie erscheinen läßt. Soll man aber deßhalb die Sonne vom Firmament reißen, weil sie blöden Augen wehe thut?

Jene für alle möglichen religiösen Überzeugungen geforderte staatliche „Achtung" kann aber ebenso wenig besagen wollen, auf dem religiösen Gebiete wäre der objektive Gehalt einer Überzeugung Nebensache, das in ihr sich bekundende Menschliche wäre hingegen die Hauptsache und vermittele als das Substantielle allen möglichen Ansichten und Denominationen den gleichen Werth. Eine solche Achtung wurzelt in bodenloser Geringschätzung des ganzen religiösen Gebietes, im vollendetsten religiösen Skepticismus, bringt zur Blüthe den bittersten Hohn gegen Gottes Vorsehung, die die umfassendsten Veranstaltungen traf, um gerade die objektive Wahrheit der Menschheit nahe zu bringen, und ist in sich selber eine vernunftwidrige Forderung. Denn sehen wir uns die menschlichen Ingredienzen der Überzeugung an, so haben wir den Verstand und den Willen der Einzelnen. Nun ist aber der menschliche Verstand beschränkt, und der Wille sehr oft verkehrt. Mit dieser einen Bemerkung fällt schon die Forderung einer absoluten Achtung jeder religiösen Überzeugung in ihr Nichts. Einen beschränkten, irregeleiteten Verstand kann ich immerhin noch achten wegen des vorhandenen guten Willens, ich muß aber bedauern, daß er sein Ziel verfehlt hat. Auch da, wo böser Wille dem Verstande eine falsche religiöse Überzeugung aufgezwungen hat, kann ich die edle Fähigkeit noch achten, die in so schnöder Weise zur Sklavin des Egoismus mißbraucht wird, aber Niemand fordere Achtung für den verwerflichen Mißbrauch.

Digitized by Google

Der Katholizismus, welcher zuerst die Achtung vor der persönlichen Überzeugung laut und feierlich den Völkern gepredigt hat, fordert diese Achtung vor Allem von der Staatsobrigkeit. Aus der der Überzeugung schuldigen Achtung soll es der Staat nicht dulden, daß Unwahrheit und Irrthum, dieses Gift für die Überzeugung, frei und ungehindert verbreitet werde. Er soll dagegen auftreten als eine Schutzmacht für die Wahrheit; denn die Überzeugung ist ja für die Wahrheit bestimmt, wie das Sehen für das Licht, und die Wahrheit bedarf des Schutzes, insofern sie als die Macht der Ordnung alle Elemente der Unordnung zu Todfeinden hat. Würde der Staat nicht für die Wahrheit sein, so wird er trotz aller gegentheiliger Betheuerungen in der Praxis gegen sie sein. Denn gegen die Wahrheit indifferent zu sein, ist wider die menschliche Natur.

Mit dem Schutz der Wahrheit genügt die Staatsgewalt jener pflichtgemäßen Achtung nicht; sie muß überdieß noch das Individuum in seiner naturgemäßen Freiheit und seinen wohlerworbenen Rechten beschützen. Nun haben aber alle Menschen, nicht bloß der private Mensch, sondern gerade so der mächtige Staatsmann von Natur aus die Neigung mit auf den Weg bekommen, Andersdenkende zu ihrer eigenen Ansicht herüberzubearbeiten. Und hier legt die Heilighaltung fremder Rechte und fremder Freiheit gerade den Staatsmännern eine Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung auf, die desto schwerer zu üben ist, je größere Machtmittel ihnen zur Verfügung stehen. Da gilt es, einen Standpunkt zu gewinnen, welcher den von Natur aus so selbstsüchtigen Menschen befähigt, allen Mitmenschen, und zumal den Untergebenen, mit gebührender Achtung zu begegnen. Laut Zeugniß der Weltgeschichte ist das einzig und allein der Standpunkt der christkatholischen Nächstenliebe. Jedes Blatt der Geschichte ist Zeuge, daß der Mensch desto mehr seine Mitmenschen werthzuschätzen, ihre Rechte zu achten weiß, und gegen ihre Schwächen und Irrthümer die Toleranz der liebenden Geduld zu üben vermag, je mehr er von der katholischen Wahrheit durchdrungen ist. Die Geschichte hat es aber auch verzeichnet, daß, wo immer der Freiheit versprechende Liberalismus zur Herrschaft kommt, die Untergebenen zu erbärmlichen Sklaven und die Staatslenker zu Gewaltmenschen werden, weßhalb der Dichter ganz richtig dachte:

Alle Freiheitsapostel — sie waren mir immer zuwider;
Willkür sucht doch nur Jeder am Ende für sich.

6. Der Liberal-Katholizismus betont es sehr stark zu seiner Em-

Digitized by Google

pfehlung bei den Vertretern der Kultur, daß er die nämliche Hochschätzung der Freiheit besitze, wie sie sich beim schlechthinigen Liberalismus vorfindet, und erhält dafür von den Organen der Loge mit gnädigem Fußtritt das Lob, daß er „gemäßigt" sei. Als wir oben von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen sprachen, konnten wir nicht umhin, ein Wort über die Freiheit zu sagen; jetzt müssen wir sie besonders in's Auge fassen. Im Freiheitskult erblickt der Liberal-Katholizismus seine Stärke, und gerade hier signalisirt man von katholischer Seite seine Achillesferse. Denn was ist das für eine Freiheit, welche der Liberalismus im Munde führt? Es ist nicht die Freiheit der Ordnung, d. h. die Freiheit von allen ungebührlichen Beschränkungen, sondern das revolutionäre Gegentheil, die Freiheit der Unordnung, d. h. die absolute Freiheit von allen Beschränkungen. Der Liberalismus fordert Freiheit, weil er den Menschen als ein in seinem innersten Wesen unabhängiges, freies Wesen erklärt. Wir haben das bereits oben als eine nach allen Seiten hin unwahre Fiction hingestellt. Denn der Mensch, wie wir ihn auf unserm Planeten tagtäglich beobachten, ist ein nach allen Seiten hin abhängiges Wesen. Seine Natur ist zusammengesetzt aus neunundneunzig Theilen Nothwendigkeit und einem Theile Freiheit; sein Dasein gleicht einem Eimer voll Unfreiheit, auf welchem ein Tropfen Freiheit schwimmt. Eine Masse von niedrigen Elementen, als da sind: Trägheit, Unwissenheit, Feigheit, Menschenfurcht, Eigensinn, Habsucht, Hochmuth, Eitelkeit, sinnliche Leidenschaft u. s. w. umlagern die Freiheit zum Ersticken, so daß schon der alte Dichter mit Recht klagen konnte: Video meliora proboque, deteriora sequor. Hier nun, wo es uns darauf ankommt, die Unvereinbarkeit der liberalen Freiheit mit dem Katholizismus darzuthun, müssen wir besonders zusehen, wie sich dieselbe zu der von der Religion geforderten Gottunterwürfigkeit stellt. Liegt es da nicht auf der Hand, daß die von den Liberalen beanspruchte Freiheit eine Außerachtlassung Gottes, ja eine Insurrection gegen Gott wesentlich einschließt? Der Mensch, welcher mit seinen Rechten und Freiheitsansprüchen auftritt, die in keiner Weise auf der Pflicht, Gott unterwürfig zu sein, basiren, erkennt sich nicht mehr als ein Geschöpf Gottes an. Der Liberalismus ist daher eine Menschenvergötterung, und zwar nicht einmal eine einheitlich pantheistische, sondern die Apotheose der Einzelnen, ein Polytheismus, viel absurder als der antike, weil er seine modernen Eintagsgottheiten nicht auf den Höhen eines Olymps, sondern in der Prosa

Digitized by Google

dieſes armſeligen Erdenthals hauſen laſſen muß. Wie weſentlich anders ſtellt ſich der Menſch nach katholiſcher Auffaſſung! Abhängig im Werden, abhängig im Sein, ſoll er die Abhängigkeit von Gott in freier Selbſtbeſtimmung zum Ausdruck bringen; das iſt der ganze Menſch, wie der chriſtliche Katechismus ihn kennt. Wie Gottes Allmacht das geſammte phyſiſche Sein trägt und erhält, ſo ſoll Gottes Herrſchaft, vom Menſchen in freigewollter Unterwürfigkeit, das Prinzip, die Stütze, der Endzweck der ethiſchen Ordnung ſein. Die Freiheit hat auch hier einen ſehr erhabenen Platz; ſie iſt die Gottesgabe, welche den Menſchen zum Herrn der materiellen Schöpfung macht, aber ſie macht ihn nicht ſouverän Gott gegenüber; ſie iſt der Stand, der den Menſchen zu ſeinem hohen Ziele befähigt, aber ſie iſt nicht dieſes hohe Ziel ſelber.

Und nun geht der liberale Katholik hin und will zugleich liberal und katholiſch ſein, will die liberale Freiheit, welche ein Corollar des Atheismus iſt, eintauſchen für die katholiſche Freiheit, welche ein Geſchenk der göttlichen Liebe iſt; er, der Jünger des Kreuzes, will lernen bei der Revolution, ſich ihr accommodiren, der Welt zulieb die Jakobinermütze aufſetzen, neben die alten Evangelien ein neues von 1789 ſetzen! Es genügt wahrlich, ſich dieſen abenteuerlichen Standpunkt zu vergegenwärtigen, um ihn zu verurtheilen.

7. Die Überſchätzung der Freiheit, wie ſie in das liberal-katholiſche Syſtem übergegangen iſt, läßt begreiflicher Weiſe in Bezug auf die Autorität nur niedrige Conceptionen zu. Daher auch hier der laute Proteſt von katholiſcher Seite.

Dem Katholiken hat die Autorität in der menſchlichen Geſellſchaft nicht bloß die Bedeutung eines Hemmſchuhes, der gegenüber den Maſſen von Nutzen iſt, wenn der Wagen auf abſchüſſigem Wege geht; ſie iſt nicht lediglich das Mittel, um das Ringen Vieler zur Erreichung eines großen Zieles zu addiren. Dem Katholiken fällt es gewiß nicht ein, dieſe mehr materielle Seite der Autorität verkennen zu wollen; aber überdieß iſt ihm die Autorität eine Ausübung der Gott zuſtehenden Herrſchaft. Gott, der den Menſchen zum Gehorſam geſchaffen hat, hat ſich darin der menſchlichen Natur accommodirt, daß er ſein eigenes Recht zu befehlen in ſichtbare Stellvertreter niederlegte.

In der Autorität — ſo lange ſie natürlich auf rechten Pfaden wandelt — tritt Gott dem Menſchen näher; ſie bewirkt, daß es in der Familie, im Staate, in der Kirche, Menſchen gibt, welche ermächtigt von Gott zu ihren Mitmenſchen ſagen können: Wer uns höret, der

Digitized by

höret Gott, und wer uns verachtet, der verachtet Gott. Es war der menschlichen Natur überaus angemessen, daß die an und für sich geistigen Beziehungen zu Gott, wie Gottesliebe, Gottunterwürfigkeit, in socialen Gegenseitigkeiten unter den Menschen gleichsam Fleisch und Bein annahmen. Der Gehorsam gegen rechtmäßige Vorgesetzte ist dem Menschen eine Stütze und auch ein Prüfstein seiner Gottunterwürfigkeit. In dem Verhältniß zwischen Obern und Untergebenen, wie es der Katholik auffaßt, verschlingt und ergänzt sich sociales und persönliches Interesse, Selbstverläugnung und Betonung der Bedeutung des Individuums zur wunderbaren Harmonie. Der Vorgesetzte befiehlt, aber nicht für sich, sondern zum Besten der Untergebenen; die Untergebenen gehorchen, aber sie werfen sich nicht weg, sondern finden im Gehorchen ihr persönliches Wohl; das Befehlen ist nicht weniger als das Gehorchen ein Gottesdienst. Das ist der wahre Charakter der Autorität, wie er in den Evangelien bestätigt worden ist. Um es bündig zu sagen: Es gibt eine sichtbare Stellvertretung Gottes in der Welt, es gibt Menschen, welche von Gott die Vollmacht erhalten haben, ihren Mitmenschen einfach zu befehlen, sie zurecht zu weisen, sie zu strafen. Das ist die Wahrheit, welche die liberale Welt nicht will; sie will wohl Obere, weil es ohne sie nun einmal nicht geht, aber nur selbstgemachte; sie will sich vor sich selber bücken, nur nicht Gott unterthan sein. Sehr charakteristisch ist, daß sie die Autorität nur haßt, insofern sie von Gott herrühren soll; sie haßt also gerade das an der Autorität, was selbige dem Katholiken ehrwürdig macht. Denn gerade wegen des göttlichen Charakters der Autorität sieht der Katholik im Gehorsam nichts Unedles; er sieht in demselben vielmehr die erhabenste Bethätigung der menschlichen Freiheit, eine wahrhaft große That. Die Autorität adelt und erhöht in seinen Augen den Menschen, indem sie ihn an Gott fesselt; sie erniedrigt nur den Hochmuth, indem sie den stolzen Erdenwurm, der sich gegen die von Gott gewollte Ordnung aufrichtet, an die gebührende Stelle zurückwirft. Gerade in dem göttlichen Charakter der Autorität erkennt der Katholik das Moment, welches ihr die Kraft gibt, das Centrum der Ordnung zu sein; und nur in dem Maße, als man diesen Charakter wieder anerkennt, wird sie seiner Überzeugung nach im Stande sein, die vom Liberalismus verzauberte Menschheit unter dem Alles zermalmenden Rad der Revolution wegzureißen. Der diametrale Gegensatz zwischen Autorität im christlichen und im liberalen Sinne braucht nicht weiter nachgewiesen zu werden. Auch hier trachtet der schwachgläubige,

Digitized by Google

durch die Weltstellung des Liberalismus eingeschüchterte Liberal-Katholik zu vereinigen, was schlechterdings unvereinbar ist: Atheismus und Christenthum.

Aus dem Gesagten ergibt sich auch zur Genüge, was der Katholik über den heutzutage so sehr gerühmten Parlamentarismus denkt. Insofern dieses System ein passender Ausdruck für die absolute Volkssouveränetät oder ein hinreichendes Mittel sein soll, um die ausschließlich vom Egoismus Aller getriebene Staatsmaschine in Ordnung zu halten, ist es schlechterdings verwerflich und voller Lug und Trug. Da dürfte man wohl in mancher Hinsicht den Absolutismus vorziehen; denn am Ende ist es besser, Einen Tyrannen zu haben, der Ehrgefühl hat, als ein Haus voll Tyrannen, die jeder Gewaltthat fähig sind, ohne daß sich der Einzelne derselben zu schämen brauchte. Mit der völligen Verwerfung dessen, was man im modernen Sinn Parlamentarismus nennt, ist aber durchaus nicht gesagt, daß jede parlamentarische Staatsform vom Katholiken verworfen werde. Hat sie auch in unserer verwirrten Zeit sehr viele Bedenken gegen sich, so ist sie doch unter normalen Verhältnissen von dem wohlthätigsten Einfluß[1]. Der Katholizismus verträgt sich mit jeder Staatsform, mit der republikanischen Staatsform ebenso gut, wie mit der monarchischen; was er aber in der schroffsten Weise von sich weisen muß, ist der sich Liberalismus nennende Abfall von Gott.

Das über die Autorität im Allgemeinen Gesagte gilt ganz besonders von der kirchlichen. Die Kirche soll und will die ihr Angehörigen nicht in der Weise auffaugen, wie es der heidnische Idealstaat vorhat. Der Heide weiht sich dem Staate, er lebt, arbeitet für den Staat; wenn er stirbt, stirbt er dem Staate. Nicht so der Katholik. Der Katholik unterwirft sich seiner Kirche, weil die Kirche ihm Führerin zu Gott ist; er empfindet Schmerz bei den Schmähungen, die man seiner Kirche anthut, weil die Kirche die ihm von Christus gegebene Mutter ist; er liebt sie, weil er Gott liebt; er läßt sich für ihre Freiheit in Banden schlagen, weil er Gott nicht beleidigen will; und wenn

[1] „Denn indem die Repräsentanten des Volkes zur Theilnahme an der Gesetzgebung herangezogen werden, ist unter der Voraussetzung, daß Alle nur das Beste des Volkes wollen, die Möglichkeit geboten, die Gesetze im Interesse des Volkes eingehend zu berathen, alle Umstände in rechter Weise abzuwägen, und so die Gesetze im Interesse des Volkes anzupassen." So Stöckl, Lehrbuch der Philosophie, 2. Bd. S. 600.

Digitized by

er in treuem Festhalten an die Kirche sein Leben läßt, so stirbt er für Gott. Aber dennoch sind es die menschlichen Träger der kirchlichen Autorität selber — also Papst, Bischöfe und Priester, denen gegenüber er sich zu Ehrfurcht, Liebe, Unterwürfigkeit verpflichtet hält; und zwar ist seine Pietät gegen die Männer der Kirchengewalt größer als gegen die Männer der Staatsgewalt, insofern der Zweck der Kirche höher liegt, als der des Staates, und die Kirchengewalt unmittelbarer von Gott herrührt, als die Staatsgewalt. Die Staatsgewalt ist zweifelsohne auf ihrem Gebiete souverän und von der Kirche unabhängig, insofern ihre Wirksamkeit auf die zeitlichen Interessen der Völker abzielt; insofern aber diese ihre Wirksamkeit den Grundsätzen der christlichen Religion und Moral untersteht, ist die Staatsautorität der kirchlichen Autorität Gehorsam schuldig. „Ganz gewiß — sagt Pius IX. in einem Breve von 18. September 1873 — hat der Urheber des menschlichen Geschlechts, der sowohl die Offenbarung seiner eigenen Güte, wie das Glück seines Geschöpfes im Auge hatte, so die Gesellschaft der Menschen geordnet, daß sie von zweien, unter sich zwar verschiedenen, gleichwohl aber befreundeten Gewalten regiert werde, von denen die eine nach den Gesetzen der Gerechtigkeit für das zeitliche Wohl derselben Sorge tragen, die zweite aber, direkt das Ewige im Auge habend, Allen eine Lehrerin und eine Wächterin der Religion und der Gerechtigkeit sein soll, ohne welche kein Glück, nicht einmal das irdische, zu finden ist. Die Eintracht also zwischen beiden Gewalten, deren erstere ihrer eigenen innersten Natur nach der Führung und Leitung der andern unterstehen müßte (quarum prior indole ipsa sua subesse deberet alterius ductui et magisterio), würde so die Dauerhaftigkeit beider gestärkt haben, daß die Ordnung ruhig und sicher bliebe und die Völker ... sich des größten Friedens und Glückes erfreuten."

8. Wenn es nun jemals in der Geschichte eine Epoche gab, in welcher die Autorität darauf Bedacht nehmen mußte, ihren wahren, autoritativen Charakter hervorzukehren, so ist es gerade die autoritätsscheue Gegenwart, diese Zeit, in welcher man mit der heuchlerischen Anpreisung der Freiheit die Völker zu bethören hoffen darf, um desto erfolgreicher das Christenthum mit allen seinen civilisatorischen Erfolgen und überzeitlichen Hoffnungen vom Erdboden vertilgen und an dessen Stelle das schlimmste Heidenthum setzen zu können.

Es gibt in jetziger Zeit oft Verhältnisse, wo bei gemischter Bevölkerung Compromisse mit Andersdenkenden für Katholiken am Platze

Digitized by Google

sind, Compromisse, welche selbstverständlich stets ehrlich und heilig gehalten werden müssen (wie das von den Katholiken immer noch geschehen ist). Aber mit dem jetzt herrschenden Atheismus oder vielmehr antitheistischen Hochmuth, der unter liberaler Firma alle Mächte der Erde gegen das positive Christenthum in den Krieg führt, ist keine Transaktion möglich, höchstens die eines ehrlichen Mannes mit einem Banditen. Nachgeben heißt hier soviel als Verrath. Der Christengott ist ein eifersüchtiger Gott; er ist kein Gott, der an der Seite des Staatsgötzen im modernen Kulturtempel unsere Anbetung entgegennehmen will.

Einst gab der Völkerapostel seinem Jünger die Weisung: „Verkünde das Wort, halte an, es sei gelegen oder ungelegen, überweise, bitte, rüge in aller Geduld und Belehrung; denn es wird eine Zeit kommen, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen, welche die Ohren kitzeln" (2 Tim. 4, 2). Die apostolische Prophezeiung hat sich erfüllt, und die apostolische Weisung sehen wir jetzt von Pius IX. befolgt. Wer erkennt in dieser „Thorheit" nicht eine Bekundung des göttlichen Beistandes, der dem apostolischen Stuhle für alle Zeiten verheißen ist, einen Zug jener tiefen Welt- und Menschenkenntniß, die dem Papstthume von jeher eigenthümlich war? Der von Gott bestellte Steuermann leitet dadurch freilich das Schifflein so gegen die Wellen, daß die, welche ihren Blick nur auf die schäumenden Fluthen richten, glauben möchten, das Fahrzeug gehe mit beschleunigter Eile dem Untergange entgegen. Aber vom katholischen Liberalismus droht in der That die allergrößte Gefahr, weil er eine Fälschung der katholischen Wahrheit versucht, des einzigen Mittels, das die moderne Welt in der bevorstehenden Katastrophe retten kann. Daher die wiederholten Mahnungen des Statthalters Christi. Auch wir halten es in den gegenwärtigen Drangsalen für die Pflicht eines jeden katholischen Mannes, sich für die Freiheit zu begeistern, aber nicht für die schrankenlose, sondern für die rechtmäßige, nicht für die Freiheit der Auflehnung, sondern für die Freiheit der Unterordnung unter die von Gott gewollte Ordnung, für die Freiheit, welche in der Wahrheit und im Rechte begründet ist. Noch höher aber als die Freiheit soll uns stets die Wahrheit gelten; dieß auch um der Freiheit willen. Veritas liberabit vos.

T. Pesch S. J.

Digitized by

Der hl. Cyprian und die „Altkatholiken“ seiner Zeit[1].

5) Die angebliche und die wirkliche Lehre des hl. Cyprian über den römischen Primat.

Es ist nicht das erstemal, daß das Ansehen des hl. Cyprian von Irrlehrern mißbraucht wird; in der alten Kirche hatte der hl. Augustin die Donatisten deßhalb zurecht zu weisen; unter den protestantischen Parteien haben sich die Anglikaner mit Vorliebe auf den heiligen Lehrer berufen. Der Hauptgedanke in der Schrift von Reinkens, daß die katholische Auffassung das, was der hl. Cyprian von der Einzelkirche lehre, mißverständlich von der Gesammtkirche behaupte, ist von dem Engländer Dodwell, den Maranus widerlegt hat, aufgestellt worden. Jede dieser Parteien, denen sich noch die Gallikaner anreihen ließen, mißbrauchte den Umstand zu ihren Gunsten, daß der Natur der Dinge nach manche katholischen Principien und Institute, welche erst im Laufe der Zeiten zu ihrer heutigen entwickelten Gestalt heranreifen konnten, noch in Keimform vorhanden waren, als der hl. Cyprian die Kirche vertheidigte. Die Neuprotestanten klammern sich namentlich an gewisse zufällige Formen der kirchlichen Disciplin, z. B. an den Antheil an, den die Kirche damals an manchen Orten dem Volke bei der Wahl der Bischöfe oder bei der kirchlichen Verwaltung einräumte, um ihre unkatholischen Grundsätze über die bischöfliche Gewalt damit als altchristlich zu erhärten.

Auch stoßen sie sich an manchen Formen der christlichen Urzeit, die theils aus den einfachen Sitten, theils aus dem Stande der Verfolgung, theils aus den Gnadengaben und dem gleichsam noch fühlbaren Walten des heiligen Geistes erklärt werden müssen. Wer die Briefe des hl. Cyprian durchliest, findet z. B., daß nicht bloß Bischöfe untereinander, ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Rangstellung, sich mit Carissime frater, theuerster Bruder, anredeten, sondern daß ebenfalls Priester und selbst Laien gegen ihre Bischöfe diesen Namen gebrauchten. Allein für Reinkens liegt darin ein Beweis, daß jeder kirchliche Rangunterschied zwischen dem Primas von Afrika und dem der allgemeinen Kirche verwischt war!

[1] Vgl. diese Zeitschrift VI. S. 433 ff. u. S. 529 ff.

Digitized by Google

Eine andere Probe seines „historischen Sinnes" gibt er durch ein Langes und Breites über die Rechtsbildung in der Kirche, als ob die Päpste, weil sie unter Decius und Valerian noch keine Congregationen zur Erledigung ihrer Geschäfte hatten, deßhalb auch keine Primatialrechte in der Kirche gehabt hätten. Das ist ebenso gut geschlossen, als wenn Jemand Karl den Großen deßhalb nicht für einen Monarchen halten wollte, weil er noch keine Wirklichen und sonstigen Geheimen Räthe zu seiner Verfügung gehabt.

Das Große, Lebendige wächst langsam, aber es wächst. Gerade das Auftreten des hl. Stephan im Ketzertaufstreit zeigt uns das Papstthum bereits mit all' den markigen Zügen, die wir kaum ein Jahrhundert später in Julius I., dann in Leo dem Großen, Nikolaus I. und Gregor VII. mit Recht bewundern. Und der hl. Stephan hat nur auf der Grundlage weiter gebaut, welche bereits der hl. Clemens, Korinth gegenüber, Anicet gegen Polykarp, Viktor I. gegen Polykrates von Ephesus in richtiger Erfassung ihrer Stellung gelegt hatten.

Dem Bedürfniß entsprechend, in dem hl. Cyprian, wie in andern Vätern der Kirche einen Vorkämpfer „altkatholischer" Lehren zu wissen, wird demselben vor Allem die Läugnung des römischen Primates unterstellt. Er soll nichts wissen von einer Rechtsordnung in der Gesammtkirche, also auch nichts von dem Stützpunkte derselben, dem römischen Primate. „Das angebliche Recht einer Appellation ist ihm völlig fremd." „Von einer Unterordnung (der Kirchenprovinz von Karthago unter Rom) enthalten Cyprians Schriften nicht die geringste Andeutung." Bei Cyprian findet sich „die entscheidende Lehre von der unbedingten und unbeschränkten Selbstständigkeit jeder Einzelgemeinde, beziehungsweise ihres Repräsentanten, des Bischofs." „Cyprian setzt in seinen Schriften nicht ein einziges Mal die Bischöfe in Beziehung zur Einheit der Gesammtkirche." „Überall, wo die Einheit im prägnanten Sinne betont und das Heil der Seelen von derselben abhängig gemacht wird, ist nur die Einheit der Gemeinde in sich, nicht aber die corporative Einheit der Gesammtkirche gemeint .... Ebenso ist, wo der Gedanke an die Einheit der Kirche eine juristische Form ... annimmt ... stets die Einzelgemeinde in Betracht gezogen." „Die Lehre des hl. Cyprian besteht darin, daß nur die Einzelkirche jedes Bischofs mit seiner Gemeinde eine juristische Einheit bilde;" daß es „keinen Universalbischof", keinen „Bischof der Bischöfe", der Jurisdiction über diese hätte, gebe,

Digitized by

daß die Einheit der Gesammtkirche .... nur eine Einheit im Glauben und in der Liebe sei.“ [1]

Der Leser, der aufmerksam unseren Quellenauszügen gefolgt ist, wird staunen über die Dreistigkeit, womit hier im Widerspruche mit offenkundigen Thatsachen im Leben des hl. Cyprian, wie mit klaren Aussprüchen und Lehren desselben, auch mit der allgemeinen in der Kirche herrschenden Auffassung über diese Lehre die Läugnung des Grundpfeilers der kirchlichen Einheit dem eifrigsten Vertheidiger derselben unterstellt wird.

Was zunächst die Thatsachen betrifft, soweit solche uns aus jener Sturmperiode noch überliefert sind, in welcher die innere Entwicklung der Kirche durch den raschen Wechsel gewaltiger Erschütterungen von Außen ganz zurückgedrängt wurde, so begegnet uns in der Correspondenz zwischen dem hl. Cyprian und dem hl. Cornelius der Fall einer Appellation vom Synodalgerichte zu Carthago an das Urtheil des Papstes. Es ist die Appellation des Fortunatus und seiner Genossen im Schisma. Schon dieser einzige Fall würde beweisen, was es mit der Behauptung auf sich hat, daß dem hl. Lehrer „das angebliche Recht einer Appellation völlig fremd sei“. Denn gesetzt auch, er hätte dem Fortunat das Recht zu appelliren bestritten, damit wäre noch nicht das Recht überhaupt in Frage gestellt, da Fortunat in den Augen Cyprians ein einfacher Priester, also nach einem afrikanischen Statut, worauf sich der Heilige berief [2], nicht berechtigt war. Auf keinen Fall war das Recht dem hl. Cyprian fremd. Dieses beweisen noch klarer die in unserm vorigen Abschnitte berührte Appellation vom Basilides gegen ein Urtheil spanischer Bischöfe, sowie die Schritte des Faustinus zu Rom. Da Cyprian dieselben nicht bestreitet, hat er auch die Unterordnung seiner eigenen, wie anderer Provinzen zugestanden. Geradezu lächerlich und keiner Erwiederung würdig ist es, wenn als Motiv, warum Basi-

---

[1] Reinkens, die Lehre u. s. w. S. 45; S. 31; S. 5; S. 3 und im Ausschreiben vom 14. December 1873. Germania 1873, 24. December.

[2] „Nam cum statutum sit ab omnibus nobis et aequum sit pariter ac justum, ut uniuscujusque causa illic audiatur, ubi est crimen admissum, et singulis pastoribus portio gregis sit adscripta, quam regat unusquisque et gubernet, rationem sui actus Domino redditurus, oportet utique eos, quibus praesumus, non circumcursare ... sed agere illic causam suam, ubi et accusatores habere et testes sui criminis possint.“ Ein anderer Grund wird angefügt, daß sie bereits verurtheilt seien und dieses Urtheil in Rom respectirt werden solle. Ep. 55, c. 821 sq.

Digitized by Google

lides sich an den Bischof von Rom wandte, der Umstand angegeben wird, daß dieser „weit entfernt" von Spanien gewohnt und „von dem Hergange der Dinge" nichts gewußt habe[1].

Dieses könnte im Ernste doch nur dann vorgebracht werden, wenn der Fall von Basilides ganz vereinzelt wäre. Darum ist es nur als Wirkung derselben Verlegenheit zu erklären, wenn Reinkens, bezüglich der Appellation des Faustinus nach Rom, meint, es habe sich hier „nicht um ein specifisches Recht, um ein Recht des Bischofs von Rom kraft eines Jurisdictionsprimates über alle Kirchen" gehandelt, und als Erweis die aus dem Schreiben Cyprians zu widerlegende Behauptung vorbringt, Cyprian habe, auf gleicher Stufe mit Stephan handelnd, „in der Sache Marcians die Entscheidung ohne alles Schwanken getroffen," „den Stephan zum Vollstrecker des Urtheils gemacht," ja dem Stephan „den ganzen Inhalt des zu verfassenden Briefes in die Feder diktirt"[2]. Das sind eben alles grundlose, mit den von uns ausgehobenen Stellen[3] in klarem Widerspruch stehende Behauptungen. Wer einen Andern um bloße Mittheilung seiner Entscheidung in einer Rechtssache angeht, um sich darnach zu richten, behandelt doch offenbar eben denselben zugleich als allein competenten Richter und als seinen Vorgesetzten.

Durch ähnliche Kunststücke werden die klaren Zeugnisse des Firmilian und des hl. Cyprian, daß Stephan im Ketzertaufstreite eine Jurisdiction über die Kirche ansprach und dieses, ohne daß Einer von Beiden sie bestritten hätte, zu entkräften gesucht.

Wenn Firmilian die von ihm angeführte Berufung Stephans auf die Nachfolge Petri im Widerspruch findet mit Stephans Haltung zur Ketzertaufe („welche Thorheit", „sich des Ranges seines Episcopates zu rühmen, sowie die Nachfolge Petri zu behaupten, auf welche die Fundamente der Kirche gestellt sind, und zugleich viele andere Felsen einzuführen und neue Gebäude vieler Kirchen mit der autoritativen Vertheidigung von deren Taufe aufzurichten", Migne c. 1169), so soll er damit keineswegs diese Berufung als richtig zugegeben haben. Gesetzt aber, es wäre so, hätte er nicht wenigstens Zeugniß davon abgelegt, daß Stephan seinen Primat den Asiaten gegenüber behauptete? Daß

---

[1] Reinkens, a. a. O. S. 38.
[2] Reinkens, a. a. O. S. 36 f.
[3] Vgl. diese Zeitschrift VI. S. 535.

Digitized by Google

also dieser ebensowohl, wie zu den Zeiten des Osterfeierstreites unter Viktor I. auch im fernen Osten bekannt sein mußte, weil sonst Stephan widersinnig gehandelt hätte? Allein auch die Behauptung, daß Firmilian die Berufung nicht zugegeben habe, hängt in der Luft. Er geht vielmehr von der Berufung als von einem Zugeständniß aus, um den vorgeblichen Widerspruch Stephans mit sich selber darzuthun. Indem Stephan den Häretikern, deren Häupter für ihre Sekten dasselbe seien, was Petrus für die Kirche, eine giltige Taufe zugestehe, anerkenne er diese als mit sich gleich berechtigt. Wir ersehen vielmehr hieraus, daß dem Firmilian die Vorstellung des Primates als einer wahren Obergewalt über die Kirche ganz geläufig war. Denn eine solche Obergewalt über ihre Anhänger, Klerus und Laien, besaßen die Sektenstifter, ein Montan, Marcian u. A. — „Fels" sein, hieß also für den wohlunterrichteten Firmilian soviel, als die höchste Jurisdiction besitzen, und diese hat er weder dem Stephan, noch dem Apostel Petrus abgesprochen.

Daß der hl. Cyprian gegen den hl. Stephan eine Sprache führte, welche nur aus seiner, übrigens auf gutem Glauben beruhenden Gereiztheit sich erklären läßt, geben wir gerne zu; aber alle Folgerungen aus dieser Sprache, die in der Behauptung culminiren, Cyprian habe den römischen Primat principiell geläugnet, werden, abgesehen davon, daß Reinkens keinen Versuch macht, durch Abwägung der Ausdrücke seine Behauptung zu erhärten, schon durch die einzige Berufung auf den Freimuth des Apostels Paulus widerlegt, die von Seiten Cyprians während der größten Hitze des Streites eingelegt wurde. Petrus hat den Rath des Paulus angenommen, sagt Cyprian, und hat nicht gesagt, er habe den Primat, es müsse ihm von den Nachgekommenen gehorcht werden. Reinkens sucht dem die Spitze durch die Bemerkung abzubrechen, es handle sich hier nur um einen Vorrang in der Zeit, nicht in der Würde und Gewalt; aber der Beisatz straft ihn Lügen[1]. Nein, sagen wir, diese Berufung auf Paulus gegen Stephan hatte nur dann Beweiskraft, wenn dieser sich auf seinen Primat berufen, wenn er Gehorsam angesprochen und Cyprian das Recht selber

[1] Nam nec Petrus, quem primum Dominus elegit et super quem aedificavit Ecclesiam suam, cum secum Paulus de circumcisione postmodum disceptaret, vindicavit sibi aliquid insolenter aut arroganter assumpsit, ut diceret se primatum tenere et obtemperari a novellis et posteris sibi potius oportere. Ep. 71. Migne t. 4, c. 410.

Digitized by Google

zugestanden, aber über die Anwendung des Rechts sich beschwert hat. Wir sind begierig, einen Gegenbeweis zu hören.

Diese Berufung des hl. Cyprian, zusammengehalten mit den vorausgeschickten Thatsachen, läßt die Reinkens'schen Kraftsprüche, Cyprian wisse nichts von einer Unterordnung seiner Provinz unter Rom, es gebe nach ihm keinen Universalbischof, keinen Bischof der Bischöfe, der Jurisdiction über diese hätte, in ihrem wahren Lichte, als leere Luftgebilde erscheinen. Es wäre auch wirklich seltsam, wenn der afrikanische Primas nichts gewußt hätte von der Abhängigkeit seiner Kirche von Rom, nichts von dem „Episcopus episcoporum", und dem „Pontifex Maximus", dem „Apostolicus", wie Tertullian, sein Lieblingsschriftsteller, schon ein halbes Jahrhundert vor ihm den Papst Zephyrinus nannte [1].

Aber hat nicht Cyprian bei der Eröffnung der Synode vom 1. September 256 [2], eine „unbedingte und unbeschränkte Selbstständigkeit jeder Einzelgemeinde", hat er nicht eine ganz offene Verneinung des römischen Primates [3] gelehrt und ergänzend hierzu in seinem Schreiben über Marcian von Arles (Ep. 67) nur eine kollegialische Hilfe benachbarter Bischöfe für die Gesammtkirche in Anspruch genommen? Bereits früher haben wir gezeigt, daß dem durchaus nicht so sei; zu dem bereits früher Ausgeführten nur noch einige Bemerkungen.

Daß ein katholischer Bischof, auf Grundlage seiner Einheit mit der Gesammtkirche, die nach Cyprian eine Unterwerfung unter Einen Glauben und unter gewisse allgemein verpflichtende Gebote der Disciplin in sich schließt, frei sei auf seinem eigenen Gebiete, hat der hl. Lehrer öfters, nicht bloß auf der mehrerwähnten Synode, ausgesprochen. So z. B. mit einer sehr deutlichen Erklärung gegenüber der Differenz, welche einige afrikanische Bischöfe in der Behandlung der Ehebrecher, denen sie die Kirchengemeinschaft verweigerten, erhoben; er schrieb diese auf ihre persönliche Verantwortung, da sie das Band der katholischen Einheit wahrten [4]. Aber eben die katholische Einheit schließt Grenzen in sich, deren

---

[1] De pudicitia op. cp. 21.

[2] Vgl. diese Zeitschrift VI. S. 538.

[3] Reinkens a. a. O. S. 48.

[4] Non tamen a coepiscoporum collegio recesserunt, aut catholicae Ecclesiae unitatem vel duritiae vel censurae suae obstinatione ruperunt. Manente concordiae vinculo et perseverante Ecclesiae individuo sacramento, actum suum disponit et dirigit unusquisque episcopus rationem propositi sui Domino redditurus. Ep. 52, n. 21. Migne t. 3, c. 787.

Digitized by Google

Verletzung Cyprian scharf geahndet haben wollte, wie bereits bemerkt, wovon freilich Reinkens nichts mehr wissen will[1]. Er urtheilt hier über eine Sache, über die ihm kein Urtheil mehr zusteht. Innerhalb der katholischen Kirche ist Ordnung und Freiheit im schönsten Einklang. Wer sich der Kirche unterworfen hat, wird auf seinem Gebiete frei und sicher, geschützt eben von der Kirche in seiner Freiheit. Ebenso könnte ihn ein Blick in den Katechismus lehren, daß kollegialische Hilfe der Bischöfe mit dem Primat wohl vereinbar ist; daß auch Cyprian dieß festhielt, haben wir aus seinem Schreiben gezeigt. Also auch diese Ausfälle gehen weit über das Ziel.

Mit den Thatsachen stehen nun die Lehren des hl. Cyprian in schönstem Einklange. Er erweist sich in ihnen nicht als Bekämpfer, sondern, was Alter, Stellung und Tiefe der Begründung angeht, als einen der ersten Vertheidiger des römischen Primates. Daß die Gesammtkirche ein freier Verein sei, zusammengehalten durch einen weiten Mantel der „Liebe", der die Glaubensdifferenzen verhüllt, diese moderne, einer alternden ungläubigen Zeit, dem Bauriſſe der Evangelischen Allianz entlehnte Vorstellung, ist ihm gänzlich fremd. Nach dem bereits Mitgetheilten läßt sich sein Gedankengang über die Gesammtkirche, ihre Stellung zur Einzelkirche und die Bedeutung des Primates[2] kurz so zusammenfassen: in Petrus hat Christus eine untheilbare Einheit der obersten Gewalt für die Gesammtkirche begründet, also besteht sie auch in der Einzelkirche, in welcher jene an sich unscheinbare oberste Gewalt (episcopatus) für einen besondern Theil der Einen Heerde besteht. Der hl. Cyprian leitet also die Einheit in der Einzelkirche von der in der Gesammtkirche ab; und dieses ist der erste Gesichtspunkt, unter welchem wir dem Hauptsatze von Reinkens entgegentreten müssen, daß Cyprian eine juristische Einheit nur in der Einzelkirche kenne. Kennt er sie nämlich in dieser, so muß er sie auch in jener voraussetzen, weil er sie von der Gesammtkirche ableitet. Niemand gibt, was er nicht hat. Begründet die Einheit der Gesammtkirche eine juristische Einheit in der Einzelkirche, so muß auch jene juristisch sein.

Der zweite ergibt sich aus einer näheren Betrachtung der sogen. juristischen Einheit. Wenn sich nach Cyprian Alles, was diese in der

[1] Epp. 40, 55. Vgl. diese Zeitschrift VI. S. 543.

[2] Vgl. De unitate Ecclesiae n. 4—8; mit den Parallelstellen in Ep. 73 (Migne t. 3, c. 1114); Ep. 52, n. 24 (Migne t. 3, c. 790); Ep. 27, n. 1 (l. c. 298 sq.); Ep. 40 (c. 336); Ep. 55 (c. 806, t. 3); Ep. 74 (t. 3, c. 1186) u. a. a. O.

Digitized by Google

Einzelkirche begründen soll, auch in der Gesammtkirche vorfindet, so ist auch so bewiesen, daß man jene nicht auf die Einzelkirche beschränken kann. In der That, wie die Einzelkirche auf den Bischof, so wird die Gesammtkirche auf Petrus gebaut, dessen Stuhl nach Cyprian in Rom stehen bleibt, d. h. eine bleibende Einrichtung ist. Und wie in der Einzelkirche die Gläubigen und der Klerus, um in der Kirche Christi zu sein, sich um ihren Bischof schaaren müssen, so müssen die Bischöfe insgesammt die auf Petrus gegründete Einheit festhalten. Hiemit ist, wie leicht zu sehen, der römische Primat mitgesetzt.

Wie der Leser ersieht, ist es vor Allem nöthig, sich über das, was Reinkens juristische Einheit in der Kirche nennt, zu verständigen. Wir rechten hier nicht mit ihm. Wir wollen sie hinnehmen als eine innere Rechtsordnung, als ein Wechselverhältniß von Rechten und Pflichten zwischen dem Bischof und „der Gemeinde“; als einen Ausdruck für das, was Cyprian (in Ep. 27) als ein Gebautsein der Kirche auf die Bischöfe bezeichnet, so daß von diesen ihre Acte regiert werden. Als den Gegenstand dieser Rechtsordnung dürfen wir als zugestanden die Uebereinstimmung im Glauben und in der Disciplin annehmen; daß sie nach Cyprian von Gott selber gegründet ist, daß diese von Gott gesetzte bischöfliche Gewalt die nächste Ursache jener Uebereinstimmung ist, geht aus dem früher Gesagten hervor. Findet sich all' dieses in der Gesammtkirche, so hat auch sie eine juristische Einheit.

Da muß nun aber sogleich auffallen, daß der hl. Cyprian an den Hauptstellen, wo er von der Einheit in der Kirche spricht, gerade die Einheit in der Gesammtkirche vornämlich im Auge hat; daß er sie als eine strenge Uebereinstimmung im Glauben und der Disciplin, als von Gott gegründet, die geistliche Gewalt als das eigentlich Formgebende und die Einigung der gesammten Heerde Bewirkende, Petrus endlich als den monarchischen Träger von dieser darstellt. Die Einzelkirche kommt bei Cyprian zunächst nur als Glied an der Gesammtkirche in Betracht, die in ihr maßgebende, die Einheit bewirkende geistliche Gewalt wird nach ihrer unterschiedslosen Einheit mit der Gewalt in der Gesammtkirche behandelt, und der Beweis der göttlichen Gründung dieser Gewalt aus der göttlichen Stiftung des Primates geführt.

Den inneren Zusammenhang, der im Geiste Cyprians zwischen der Einzel- und Gesammtkirche vorausgesetzt ist, hat auch Reinkens herausgefühlt. Aber die Art und Weise, wie er der Wahrheit aus dem Wege geht, ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht kurz berühren sollten.

Digitized by

„Man sollte freilich meinen,“ bemerkt er, „aus der Einheit der Einzelkirche erbaue sich die Einheit der Gesammtkirche, die Qualität, die wesentliche Beschaffenheit der einen sei die der andern. Vernünftig, logisch wäre dieß. Aber Cyprian hat die Consequenz nicht gezogen“ (a. a. O. S. 3. Vgl. S. 13). Freilich hat er diese Consequenz nicht gezogen, das war bei ihm ganz überflüssig, weil er nicht von der Einzel-, sondern von der Gesammtkirche ausgeht, und diese nach der heiligen Schrift mit allen Katholiken als einen wesentlich einigen Körper voraussetzt. Der Widerspruch, den Reinkens in Cyprian annimmt, existirt nur in der falschen Reinkens'schen Auffassung. Wie wenig dieser in den Gang des hl. Cyprian eingedrungen ist, beweist er durch Alles, was er vorbringt, um seine falsche Hauptlehre zu erhärten. Man kann sagen, alle Beweise, die er für diesen Fundamentalsatz über die ausschließliche juristische Einheit der Einzelkirche vorbringt, sind ebensoviele colossale Mißverständnisse, wenn nicht Verdrehungen des einfachen klaren Wortsinns. Hier einige Proben, die zugleich unsere Auffassung mehr in's Licht stellen. „Sogar die Worte Christi: und es wird sein Eine Heerde und Ein Hirt, deutete Cyprian von der Lokaleinheit“ (S. 4). Es ist der von uns ausgehobene Uebergang von der Gesammtkirche zur Lokalkirche gemeint. Die ganze Christenheit, will Cyprian sagen, sollte auch Eine Heerde unter Einem Hirten sein, „und es sollte Niemand glauben, es können an Einem Orte viele Hirten“ (Bischof und Gegenbischof, Cornelius-Novatian) „und mehrere Heerden sein?“[1] Nun, es gehört doch nicht viel Scharfsinn dazu, den Gegensatz zwischen der Einen, über die ganze Erde zerstreuten Kirche und der in Einer Stadt, zu Rom, befindlichen herauszufühlen. — Eine andere Probe. Die Schismatiker in Karthago stellt Cyprian als Frevler an der Einen Kirche mit dem Ausrufe hin: „In die Kirche wollen jene die Gefallenen zurückführen, die sich von der Kirche getrennt haben. Einer ist Gott und Einer ist Christus, Eine die Kirche, Einer der Stuhl, der auf dem Felsen durch die Stimme des Herrn gegründet worden. Einen zweiten Altar gegen den Einen Altar aufstellen, ein neues Sacerdotium gegen das Eine Sacerdotium einführen, geht nicht an... Ehebrecherisch, gottlos, gottesräuberisch ist, was menschlicher Wahnsinn gegen die göttliche Ordnung unternimmt.“ (Ep. 40. l. c.) Wir haben hier abermals einen Beweis für die nothwendige Einheit der Localkirche aus der Einheit der Gesammtkirche, die sich auf die Einheit Gottes

[1] De unitate n. 8. Migne c. 505.

Digitized by Google

zurückführt. Ausführlicher ist er geführt in der Hauptstelle der Schrift de unitate (l. c.). Dort erscheint auch das Mittelglied: es gibt nur Einen ungetheilten Episcopat, nur eine geistliche Gewalt in der Kirche, eben jene, die Petrus allein für die ganze Kirche, die Bischöfe aber für einen Theil der Heerde empfangen haben. Aus dieser ungetheilten Einheit des Sacerdotiums, dieser „sacerdotalen Einheit", wie er sonst wo sie nennt, folgert der hl. Cyprian, daß die Aufstellung eines Gegenbischofes oder die Zerreißung der Kirche an Einem Orte, die Zerreißung der Kirche Christi schlechtweg, d. h. da die Kirche selber unzerstörbar ist, die Lostrennung von der Kirche schlechtweg, von Christus, von Gott zur Folge habe. Was macht nun Reinkens aus dieser klaren Sache? Cyprian soll an dieser Stelle behaupten, er habe das ganze Sacerdotium zu Karthago, an eine Cathedra zu Rom habe man nicht zu denken! (A. a. O. S. 5.)

Doch sein Meisterstück in der Erklärung des heiligen Lehrers bleibt die Exegese der Haupstelle in der Schrift de unitate Ecclesiae (n. 4—6). Dieselbe lautet nach dem Texte, den Reinkens nach Härtel[1] gibt (zu Matth. 16, 18. 19): „Auf Einen baut er (Christus) die Kirche, und obwohl er allen Aposteln nach seiner Auferstehung die gleiche Gewalt gibt mit den Worten: nehmet hin u. s. w., so hat er doch, um die Einheit zu offenbaren, den Ursprung eben dieser Einheit als von Einem beginnend durch seine Vollmacht geordnet. Was Petrus war, das waren allerdings auch die übrigen Apostel, mit der gleichen Theilnahme an der Ehre und der Gewalt begabt, aber der Ausgang beginnt mit der Einheit, damit die Kirche Christi als Eine offenbar werde." Nehmen wir die Worte, wie sie liegen, so heißen sie: in Petrus ist der Plan Christi, wornach die Kirche Eine sein sollte, und zwar Eine durch das Fundament, d. h. die oberste Gewalt, offenbar geworden. Dazu hat Petrus in numerischer Einheit diese oberste Gewalt empfangen. Auf Petrus bauen heißt nämlich, ihm die oberste Gewalt verleihen, wie auf die Bischöfe die Kirche bauen, heißt, denselben die oberste Gewalt verleihen. Nachher ist diese oberste Gewalt an ein Consortium von Meh-

[1] Da uns in unserer Lage eine Textesvergleichung nicht möglich ist, machen wir gegen das obligate Schmähen auf angeblich römische Fälschungen nur auf zwei Punkte aufmerksam. Erstens, die in den Text gekommenen Randglossen entsprechen genau dem Sinn der Stelle, enthalten nichts Fremdartiges. Zweitens, gerade vaticanische Handschriften sind am meisten von den an sich unbedeutenden Interpolationen verschont geblieben (cf. Migne, t. 4. c. 494. nota IV).

Digitized by

reren vertheilt worden, an die Apostel, die, soferne sie an der gleichen obersten Gewalt mit Petrus participiren, gleiche Ehre und Gewalt haben mit ihm. Hebt nun dieser zweite Stand der obersten Gewalt oder ihre Vertheilung an das Consortium den ersten oder den Besitz durch Petrus auf? Hat durch jenes Petrus aufgehört, im erstern Sinne Fundament zu sein? Reinkens, der den ersten Stand, die monarchische Constituirung der Gesammtkirche in Petrus überhaupt, aus dem hl. Cyprian löschen möchte, behauptet so Etwas. Und der Beweis? Daß die „Altkatholiken" fähig sind, dem göttlichen Stifter einen solchen Widersinn zu unterschieben, ein unzerstörbares Haus auf ein zerstörbares Fundament zu bauen, oder seinem Gebäude den Grund, der es tragen soll, nachher selber wieder zu entziehen, wissen wir wohl. Die Frage ist aber, ob schon Cyprian diesen Widersinn gelehrt hat. Kein Historiker hat das Recht, einem Schriftsteller, der sich nicht vertheidigen kann, einen Widersinn zur Last zu legen, es sei denn, er bringe unwiderlegliche Beweise. Bevor wir indeß den Versuch des Reinkens würdigen, seine Annahme plausibel zu machen, müssen wir den Gedanken des heiligen Lehrers aus den Quellen nach zwei Seiten ergänzen. Nach Oben nämlich ist dieselbe Einheit, die durch einen autoritativen Act des göttlichen Welterlösers in Petrus sichtbar wird, zuvor in Christus; ihm ist die Menge der Gläubigen zuvor unterworfen und dadurch Eins geworden, bevor sie Petrus unterworfen wurde; das Vorbild dieser Einheit ist die Einheit der drei Personen in Gott selber; in soferne ist die in Petrus offenbar gewordene Einheit ein (in Gott verborgenes) Geheimniß und dieß der letzte Grund ihrer Unzerstörbarkeit [1]. Wir haben, wenn wir bei dem Bilde bleiben, nach einem ewigen Vorbild der Einheit in Gott, einen Stand im Mittler zwischen Gott und den Menschen, bevor der Stand in Petrus durch Jesus Christus gegründet wird. Schließt der Stand in Christus oder die unitas als sacramentum den Stand in Petrus aus, oder beschränkt er wenigstens denselben nach dem heiligen Lehrer? Es wäre abermals offenbar widersinnig, und ohne solide Beweise nicht erlaubt, ihm dieses zu unterstellen. Noch nach einer andern Seite hin ist diese Gedankenreihe zu vervollständigen.

---

[1] Dicit Dominus: Ego et Pater unum sumus. Et iterum de Patre et Filio et Spiritu sancto scriptum est: Et hi tres unum sunt. Et quisquam credit hanc unitatem de divina firmitatem venientem, Sacramentis coelestibus cohaerentem scindi in Ecclesia posse? . . . Hanc unitatem qui non tenet Dei legem non tenet, non tenet Patris et Filii fidem. De unitate n. 6.

Digitized by Google

Die auf den Felſen gebaute Kirche iſt beſtehen geblieben, denn ſie ſoll bleiben bis zum Ende der Zeiten; geblieben iſt auch in ihr die Eine untheilbare oberſte Gewalt. Aber die Träger haben gewechſelt. Petri Stuhl ſteht noch zu den Zeiten des heiligen Cyprian in Rom, aber die Stelle Petri nimmt nach Fabian Cornelius ein [1]. Das Conſortium der Apoſtel mit Petrus hat ſich in dem Collegium der Biſchöfe erhalten, obwohl die Apoſtel längſt nicht mehr leben. Woher das? Die Einheit, deren wunderbare Gliederung wir hier ſehen, iſt, weil von Gott gegründet, unzerſtörlich. Iſt vielleicht aus ihrem Gefüge ein Stein, der Grundſtein, der in Petrus das Ganze trägt, nach dem Tode Petri herausgenommen worden? Ja, ja, ruft Reinkens, das iſt der Sinn des hl. Cyprian. Nach ihm iſt die Kirche nicht etwa bloß eine ariſtokratiſche Republik geworden, nein, ſie hat ſich in einen loſen Verein völlig unabhängiger Felſenmänner aufgelöst (a. a. O. S. 22. 53). Iſt alſo die in Petrus ſichtbar geweſene Einheit der Geſammtkirche unſichtbar geworden? Iſt das Fundament der Kirche völlig beſeitigt worden? Nicht erſt am 18. Juli 1870, ſondern ſchon zu den Zeiten des hl. Cyprian? All' das behauptet Reinkens in allem Ernſte. Sogar Petrus ſelber wird ihm zum „Symbol für die Einheit der Einzelkirche“ (S. 24). — Sehen wir nunmehr zu, welche Beweiſe er als gewiſſenhafter Hiſtoriker aus den Quellen für eine Auffaſſung vorbringt, welche mit einem Schlage die wunderbar großartige und harmoniſche Lehre des hl. Cyprian in ein geflicktes Netz von Widerſprüchen verwandelt.

(Schluß folgt.)

Florian Rieß S. J.

Die „großartigen Zeugniſſe“ für die Descendenztheorie.

IV.

Von der „unbegreiflich großen Anzahl von Übergangsgliedern zwiſchen den lebenden und erloſchenen Arten, welche, wenn die Theorie (Darwins) richtig iſt, auf der Erde gelebt haben müſſen,“ berichten

[1] „Factus est Cornelius episcopus . . . cum Fabiani locus, id est, cum locus Petri et gradus cathedrae sacerdotalis vacaret.“ Ep. 72. Migne, 3, c. 770 sqq.

Digitized by Google

uns, wie wir ſehen, die paläontologiſchen Forſchungen nichts. Folgt nun für die gewöhnliche Logik, daß die „Theorie“ nicht „richtig“ iſt, ſo weiß doch Darwin mit geſchickter Hand dieſes tragiſche Loos von ſeinem Geiſteskinde abzuwenden und uns auf höchſt „wiſſenſchaftliche“ Weiſe den Untergang aller Übergangsglieder zu „erklären“.

Daher belehrt er uns zuerſt darüber, wie „kein ganz weicher Organismus erhaltungsfähig und wie es überflüſſig iſt, darzuthun, daß unſere auf foſſile Reſte ſich gründende Kenntniß paläozoiſcher und ſecundärer Landbewohner im äußerſten Grade fragmentariſch iſt.“ Zudem ſeien „viele große, zu ihrer Anhäufung ungeheuere Zeiträume erfordernde Ablagerungen völlig leer von organiſchen Überreſten, ohne daß wir im Stande wären, hiefür eine Urſache anzugeben“ (S. 364 u. 365).

Aber wir vermögen nicht einzuſehen, was denn dieſe Thatſachen eigentlich beweiſen ſollen? Denn wer hätte jemals verlangt, daß Darwin aus foſſil-leeren Ablagerungen, oder gerade bei den Landbewohnern der paläozoiſchen und ſecundären Periode, oder auch bei ganz weichen Organismen die paläontologiſchen Zwiſchenformen nachweiſe? Das ſind eben Unmöglichkeiten, deren Erwähnung höchſtens den Zweck haben kann, auch die Forderung des Möglichen als ungereimt erſcheinen zu laſſen. Möglich aber iſt es, Zwiſchenformen, wenn ſie überhaupt gelebt haben, nachzuweiſen in ſolchen Formationen, welche foſſilreich ſind, und bei ſolchen verwandten Arten, deren Körperbeſchaffenheit und Lebensweiſe eine gegründete Urſache der Nichtfoſſilirung ihrer Mittelglieder nicht erkennen läßt.

Weßhalb alſo kann man auch von dieſen nirgendwo etwas entdecken? Hören wir die Erörterungen des engliſchen Forſchers ſelbſt; zunächſt „iſt eine jede Formation, obwohl ſie einer ſehr langen Reihe von Jahren entſprechen dürfte, doch wahrſcheinlich (!) kurz im Vergleiche mit der zur Umänderung einer Art in die andere erforderlichen Zeit“ (Seite 371). Und „noch wichtiger iſt eine neuerdings von Falconer betonte Betrachtung, daß nämlich die Zeiträume, während deren die Arten einer Modification unterlagen, wenn auch, nach Jahren bemeſſen, ſehr lang, doch im Verhältniſſe zu den Zeiträumen, während deren dieſelben Arten keine Veränderung erfuhren, wahrſcheinlich kurz waren“ (S. 376).

Während nun Darwin, wie es ſcheint, Herrn Falconer die Begründung ſeiner „Betrachtung“ vollſtändig überläßt und uns nur von ihrer Exiſtenz Mittheilung macht, bemerkt er betreffs der erſtern Be-

Digitized by Google

hauptung, „daß er wohl wisse, daß zwei Paläontologen, deren Meinungen wohl der Beachtung werth seien, nämlich Bronn und Woodward, zu dem Schlusse gelangt seien, daß die mittlere Dauer einer jeden Formation zwei- bis dreimal so lang, als die mittlere Dauer einer Artform sei. Indessen hinderten uns, wie ihm scheine, unübersteigliche Schwierigkeiten, in dieser Hinsicht zu einem richtigen Schlusse zu gelangen" (S. 371). Also, da „uns unübersteigliche Schwierigkeiten hindern", in Bezug auf das Verhältniß der Dauer einer Art zu derjenigen einer Formation „zu einem richtigen Schlusse zu gelangen", ist es „wahrscheinlich, daß eine jede Formation kurz ist im Vergleich mit der zur Umänderung einer Art in die andere erforderlichen Zeit"!

In der That, Darwin droht nicht nur „auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften", sondern auch auf demjenigen der Logik ein gründlicher Reformator zu werden.

Weiter glaubt der berühmte Biologe, „daß wir beständig in einem großen Irrthume begriffen sind, wenn wir uns stillschweigend der Ansicht überlassen, daß sich Niederschläge fortwährend auf der ganzen Ausdehnung des Seegrundes mit hinreichender Schnelligkeit bilden, um die zu Boden sinkenden organischen Stoffe zu umhüllen und zu erhalten. In einer ungeheuren Ausdehnung des Oceans spreche die klare, blaue Farbe seines Wassers für dessen Reinheit. Die vielen Berichte von einer Formation, welche nach einem unendlichen Zeitraume von einer andern und spätern Formation bedeckt wurde, ohne daß die tiefere auch nur Spuren einer zerstörenden Thätigkeit an sich trügen, schienen nur durch die Ansicht erklärbar zu sein, daß der Boden des Meeres nicht selten eine unermeßliche Zeit in völlig unverändertem Zustande bleibe" (S. 364).

Sollte Darwin uns auch nach Beseitigung des „großen Irrthums, in welchem wir uns beständig befinden", es wahrscheinlich gemacht haben, daß von einer Menge an und für sich fossilfähiger Thiere keine Überreste erhalten wurden, so ist uns dennoch unmöglich, darin einen Grund für den Mangel *aller* Verbindungsglieder zwischen den Arten derselben Formation zu erkennen. Denn wenn die Sedimentbildungen — mögen sie nun aus mineralischen Stoffen entstanden sein, welche in dem Wasser *aufgelöst*, oder aus solchen, welche als *Schuttmassen* demselben *mechanisch* beigemengt waren, — wenn die Sedimentbildungen einmal Fossilien enthalten, weßhalb soll die Bildung der Niederschläge

Digitized by

immer weniger schnell erfolgt sein, so lange die Zwischenformen, als so lange die verschiedenen Arten existirten?

Eine Antwort auf diese Frage können wir nur in der Bemerkung Darwins finden, daß „zwischen den einzelnen Formationen ungeheuer lange Zeiträume" verflossen seien, in welchen die Sedimentbildung vollständig unterbrochen wurde. Ob nun zwischen jenen der Zahl nach genau begrenzten Gebirgsgliedern, welche gewöhnlich „Formationen" genannt werden, lange Unterbrechungen der Ablagerung stattgefunden haben oder nicht, lassen wir unberücksichtigt; denn einestheils ist dieses für unsere Frage ohne Belang, und anderntheils kann weder das pro noch das contra als allgemein geltende Regel ausgesprochen werden. Soll aus einer solchen Unterbrechung etwas zu Gunsten der fehlenden Zwischenformen folgen, so muß dieselbe auch innerhalb der einzelnen Bildungsperioden überall dort stattgefunden haben, wo sich in den höheren Etagen derselben Formation andere Arten einer Thiergattung vorfinden, wie in den untern. Nun wissen wir zwar, daß an einzelnen Orten sich gewisse Formationsglieder nicht gebildet haben, welche an andern vorkommen, daß also an erstern die Ablagerung eine kürzere oder längere Zeit hindurch unterblieb. Soll aber auch dort, wo sich eine solche Unterdrückung bestimmter Schichten durch Vergleichung mit den entsprechenden Sedimenten anderer Lokalitäten durchaus nicht ergibt, die Schichtenbildung „ungeheuer lange" unterblieben sein, so entsteht naturgemäß die Frage nach den Gründen, auf welche sich diese Annahme stützt. Wenn nun Darwin darauf hinweist, daß „wir, so oft eine Formation aus Schichten von sehr verschiedener mineralogischer Beschaffenheit zusammengesetzt ist, vermuthen können, daß der Ablagerungsprozeß mehr oder weniger unterbrochen gewesen sei", so ist es uns unmöglich, das Zutreffende dieser „Vermuthung" einzusehen. Denn wovon kann diese Verschiedenheit in der mineralogischen Beschaffenheit abhängig sein? Natürlich nur von der Verschiedenheit des Materials, welches den stehenden Gewässern vom Lande her zugeführt wird. Ist nun aber irgend ein Zeitintervall nothwendig, damit von daher völlig anderes Material geliefert werde? Gewiß nicht; denn lassen wir auch die Änderung der Wasserscheiden, welche durch etwaige Niveauänderungen des Festlandes herbeigeführt werden müssen, ganz außer Acht, so ergibt sich eine solche qualitative Änderung des Ablagerungsmaterials schon allein aus dem Umstande, daß sich an derselben Lokalität in größerer oder geringerer Tiefe Gesteine verschiedener minera-

Digitized by Google

logischer Beschaffenheit folgen. Sind nun durch den zwar langsamen, aber beständig voranschreitenden Prozeß mechanischer Zerkleinerung oder chemischer Zersetzung die obern Schichten von den Tagewässern abgewaschen worden, so folgt von selbst, daß mit der Änderung des Substrates auch das Zersetzungs-Produkt ein anderes werden muß. Im vollsten Einklange hiermit steht der Umstand, daß das Material auf einander liegender Schichten gewöhnlich nicht plötzlich, sondern ganz allmählich sich in der Weise ändert, daß sich demjenigen, welches in der untern Schicht vorherrscht, um so mehr solches aus der unmittelbar folgenden beigesellt, je höher wir gehen, bis das letztere endlich allein herrschend wird.

Müssen wir die bisher angeführten Versuche Darwins, die „Theorie" mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, als mißlungen ansehen, so können wir von dem Folgenden gerade nicht sagen, daß er in dieser Beziehung etwas mehr zu leisten vermöge. Eines Tages nämlich, als der berühmte Forscher darüber nachdachte, weßhalb denn die paläontologischen Urkunden von seinen Übergangsgliedern gar nichts wissen wollten, kam ihm auch der Gedanke, daß man wohl nur dann „zwei Formen durch Zwischenvarietäten werde verbinden können, wenn man viele Exemplare von vielen Örtlichkeiten zusammengebracht haben würde." Dieser Gedanke schien ihm nicht unfruchtbar, denn auf Grund desselben ließ sich der bisherige Mißerfolg dem Umstande zuschreiben, daß „man eben bei fossilen Arten selten im Stande sei, dieses zu thun" (S. 376). Ja derselbe hatte sogar für alle Zukunft eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; so lange nämlich die Verbindung zweier Arten durch Zwischenvarietäten nicht gelingen wollte, hatte man eben noch nicht hinreichend viele Exemplare von hinreichend vielen Örtlichkeiten zusammengebracht. Daher kam nun Alles darauf an, jenes Postulat in der erforderlichen Weise zu begründen und zu zeigen, daß die vermißten Übergangsglieder wirklich an verschiedenen, getrennten Lokalitäten gelebt hätten und daher auch dort zur Fossilirung gekommen seien. Hierbei kam Darwin die Beobachtung zu Statten, „daß Pflanzen, welche am weitesten verbreitet sind, auch am öftesten Varietäten darbieten"; weßhalb sollten also nicht „auch unter den Mollusken und andern Seethieren höchst wahrscheinlich (!!) diejenigen, welche sich vordem am weitesten verbreiteten, auch am öftesten die Bildung anfangs lokaler Varietäten und endlich neuer Arten veranlaßt haben"? (S. 376.)

Es war daher nur noch nöthig, die lokale Varietätenbildung zu

Digitized by

erweisen; das aber war bald durch die Annahme geschehen, daß jene Thiere und Pflanzen nicht viel wanderten. Denn offenbar „haben wir bei Thieren und Pflanzen, welche sich rasch vervielfältigen und nicht viel wandern, Grund zu vermuthen, daß ihre Varietäten Anfangs gewöhnlich lokal sind, und daß solche örtliche Varietäten sich nicht weit verbreiten und ihre Stammform erst ersetzen, wenn sie sich in einem etwas beträchtlichen Maße modifizirt und vervollkommnet haben“ (S. 375). Fällt es nun Jemanden schwer, begreifen zu können, wie dieselben Thiere und Pflanzen, welche durch Wanderung „sich am weitesten verbreitet haben“, um „am öftesten die Bildung von Varietäten zu veranlassen“, zugleich „nicht viel wanderten“, damit doch ja diese „Varietäten Anfangs lokal“ sein und ebenfalls keine Wanderungsgelüste haben möchten: so wird er doch jedenfalls bescheiden genug sein, diesen „Mangel an Verständniß“ für die Darwin'sche Beweisführung einzig und allein dem Abgange „einer strengen logischen Erziehung“ seines Verstandes zuzuschreiben. Ebenso wenig wird Jemand jener weitern Vermuthung mißtrauen, nach welcher solche „örtliche Varietäten ihre Stammformen erst ersetzen, wenn sie sich in einem etwas beträchtlichen Maße modifizirt und vervollkommnet haben“. Wieder wird er es seinem ungeschulten Verstande zu gute halten, wenn er es unbegreiflich findet, wie nach derselben „Theorie“ eine Varietät erst nach beträchtlicher Vervollkommnung ihre Stammform ersetzen soll, nach welcher „diejenigen Individuen, welche irgend einen, wenn auch noch so geringen, Vortheil vor andern vorausbesitzen, die meiste Wahrscheinlichkeit haben, die andern zu überdauern, und wieder ihresgleichen hervorzubringen“ (S. 92), also im Kampfe um's Dasein auf Kosten der andern erhalten zu werden, diese zu ersetzen. Am allerwenigsten aber wird Jemand aus alledem den allerdings sehr nahe liegenden Schluß zu ziehen wagen, daß das Charakteristikon der Darwin'schen „Wissenschaftlichkeit“ eben immer in der Willkür liege, in willkürlicher Maßlosigkeit von Annahmen, und in ebenso willkürlicher Interpretation dieser Annahmen.

Geben die eben besprochenen Vermuthungen den zukünftigen Paläontologen einige Hoffnung auf die dereinstige Auffindung der descendenztheoretischen Zwischenformen, so läßt uns die letzte Betrachtung Darwins an derselben nun vollständig verzweifeln. „Um nämlich eine vollständige Stufenreihe zwischen zwei Formen in den untern und obern Theilen einer Formation darbieten zu können, müßte deren Ablagerung sehr lange Zeit fortgedauert haben, hinreichend lange, um dem langsamen Prozeß

Digitized by Google

der Modifikation Zeit zu lassen; die Schichtenmasse müßte daher von sehr ansehnlicher Mächtigkeit sein, und die in Abänderung begriffenen Spezies müßten während der ganzen Zeit in demselben Distrikte gelebt haben. Eine mächtige, organische Reste in ihrer ganzen Dicke enthaltende Schichte kann sich aber nur während einer Periode der Senkung ansammeln; damit nun die Tiefe annähernd dieselbe bleibe, was nothwendig ist, damit dieselben marinen Arten fortdauernd an derselben Stelle wohnen können, wäre ferner nothwendig, daß die Zufuhr von Sedimenten die Senkung fortwährend wieder ausgliche. . . . . Eine solche nahezu genaue Ausgleichung zwischen der Stärke der stattfindenden Senkung und dem Betrag der zugeführten Sedimente mag in der That wahrscheinlich nur selten vorkommen“ (S. 373). Daher „wird während solcher Senkungszeiten, in denen unsere großen, an Fossilien reichsten Schichten abgelagert wurden, mit der bewohnten Fläche die Anzahl der Bewohner abnehmen, es werden viele Arten erlöschen und nur wenige neue Varietäten und Arten gebildet werden“ (S. 370). Daraus folgt denn natürlich, daß gerade unsere mächtigsten Formationen an Übergangsgliedern äußerst arm sein müssen. Andererseits „wird während der Erhebungszeiten die Ausdehnung des Landes und der angrenzenden seichten Meeresstrecken vergrößert, und werden oft neue Wohnorte gebildet: Alles für die Bildung neuer Arten und Varietäten günstige Umstände; aber gerade während dieser Perioden werden Lücken in dem geologischen Berichte bleiben“ (S. 370); denn es „dürfte die Mächtigkeit solcher Formationen nicht bedeuten, und dieselben könnten ferner auch nicht sehr konsolidirt noch von spätern Bildungen überlagert sein, so daß sie bei spätern Bodenschwankungen wahrscheinlich durch atmosphärische Einflüsse und die Wirkung des Meeres bald ganz verschwinden würden“ (S. 368).

Diese Combinationen Darwins sind, wie wir sehen, nicht eben uninteressant; zu bedauern ist nur, daß sie nicht in gleichem Maße für den spurlosen Untergang der Zwischenformen beweisend sind. Denn lassen wir die eigenthümliche Ansicht über die Ablagerungen der Erhebungsperioden wegen ihrer geringen Bedeutung hier ganz außer Acht, unterdrücken wir auch alle Zweifel, welche sich uns in Betreff der „Überzeugung“ aufdrängen, daß „alle unsere alten, fossilreichen Formationen bei andauernder Senkung abgelagert worden sind“: so dürfte uns kaum etwas die durchaus einseitige Anschauungsweise des englischen Forschers schlagender zeigen, als wenn wir den hier in Rede stehenden Vorgang auf ein bestimmt begrenztes Meeresbecken übertragen.

Digitized by

So führen z. B. die europäiſchen Zuflüſſe dem Mittelmeere eine Menge Gebirgsſchutt zu, deſſen Theile durch die Waſſerſtrömungen um ſo weiter vom Feſtlande weggeſchwemmt werden, je feiner ſie ſind. Da nun alle dieſe ſuſpendirten Fragmente — die aufgelösten mineraliſchen Stoffe laſſen wir hier außer Betracht — ſich allmählich am Meeresboden niederſchlagen, ſo muß alſo auch die Mächtigkeit dieſer Ablagerungen mit der Entfernung vom Continente abnehmen. Zwei Momente begünſtigen daher die Einbettung möglichſt vieler Thierreſte an den Küſten: der Reichthum ihrer Fauna wegen der geringern Meerestiefe, und die ſchnellere Einbettung der Überreſte durch die entſtehenden Ablagerungen. Es befinde ſich nun der Boden des Mittelmeeres im Zuſtande einer allmählichen Senkung, welche aber, wie Darwin als den häufigern Fall darſtellt, ſchneller vor ſich gehe, als daß „ihre Stärke durch den Betrag der zugeführten Sedimente ausgeglichen werden könne; es werden dann natürlich die Küſten mit ihren Seichtwaſſerregionen allmählich nach Norden vorrücken; die Seichtwaſſerfauna wird wegen der zunehmenden Tiefe an ihren frühern Wohnorten nicht mehr exiſtiren können, die hier entſtehenden Niederſchläge werden ganz ſo, wie Darwin glaubt, immer ärmer an Überreſten derſelben. Wird ſie aber, wie der engliſche Forſcher anzunehmen ſcheint, nirgendwo mehr Spuren ihres Daſeins zurücklaſſen? Gewiß nicht; denn ſie wird ohne allen Zweifel mit den Küſten nach Norden vorrücken und eine jener Wanderungen anſtellen, wie ſie uns Darwin ſo ausführlich betreffs der nordiſchen Pflanzen auseinanderſetzt, welche zur Eiszeit mit der Ausdehnung der Eisfelder nach Süden kamen, und beim Zurückweichen derſelben an einzelnen höher gelegenen Orten Europa's eine ihrer frühern nicht zu unähnliche Heimath gefunden haben.

Beachten wir daher, daß während dieſer Senkungszeit ganz dasſelbe ſtattfindet, was Darwin von den Erhebungsperioden ſagt: „Die Ausdehnung des Meeres und der angrenzenden Küſtenſtrecken wird vergrößert, die Lebensverhältniſſe der littoralen Regionen ändern ſich und ſo werden oft neue Wohnorte gebildet: Alles für die Bildung neuer Arten und Varietäten günſtige Umſtände“ (S. 370). Verſchwinden daher die Überreſte der Seichtwaſſerfauna allmählich aus den höhern Sedimenten ihrer frühern Wohnorte, ſo müſſen ſie ebenſo allmählich in den nördlicher gelegenen Theilen derſelben Schichten auftreten und durch die allmählich geſteigerte Abweichung ihrer Form von derjenigen ihrer Stammarten Zeugniß für die Richtigkeit der Darwin'ſchen Anſchauungen

Digitized by Google

ablegen. Sollte daher nach Jahrtauſenden „mehr als ein Paläontologe beobachten, daß die ſehr dicken Ablagerungen von den Orten der heutigen Nordküſte des Mittelmeeres, außer an ihrer obern und untern Grenze, leer an Verſteinerungen ſind“, ſo muß zu gleicher Zeit „mehr als ein Paläontologe beobachten, daß die nördliche Fortſetzung der zwiſchen der obern und untern Grenze gelegenen Schichten reich an Foſſilien iſt, welche dann ganz im Einklange mit der Selektionstheorie die verſchiedenen Formen der obern und untern Grenze als Zwiſchenglieder mit einander verbinden“. Iſt er aber umgekehrt nicht im Stande, dieſe Modifikationen als Regel nachweiſen zu können, ſo wird es ihm nicht einfallen, allein der Darwin'ſchen Hypotheſe zu liebe dieſen Mangel auf Koſten „der äußerſt unvollſtändigen geologiſchen Urkunden“ zu ſchreiben; er wird vielmehr ebenſo auf ihre Nichtexiſtenz ſchließen, wie wir dieſes heute aus dem Fehlen derſelben in allen Ablagerungen früherer Meere thun müſſen.

Wir glaubten, die hauptſächlichſten Annahmen, welche der Darwin'ſchen „Theorie“ über die „verderblichen“ Lücken zwiſchen den einzelnen Arten, Gattungen, Familien u. ſ. w. hinweghelfen müſſen, etwas eingehender beſprechen zu ſollen, um Jedem ein Urtheil über die „Wiſſenſchaftlichkeit“ des großen Naturforſchers zu ermöglichen. An und für ſich bedürfen dieſelben einer ſolchen Erörterung nicht, da ihre Willkürlichkeit von Darwin ſelbſt mit, wir möchten faſt ſagen, naiver Offenheit zugegeben wird. „Er würde nämlich,“ wie er uns mittheilt, „nie geglaubt haben, welch' dürftige Nachricht von der Veränderung der einſtigen Lebensformen uns auch das beſte geologiſche Profil gewährte, hätte nicht die Abweſenheit jener zahlloſen Mitglieder zwiſchen den am Anfang und am Ende jeder Formation lebenden Arten ſeine Theorie ſo ſehr in's Gedränge gebracht“ (S. 380). Deutlicher kann man doch kaum ausſprechen, daß alle jene großen und kleinen Gründe für die „äußerſte Unvollſtändigkeit unſerer geologiſchen Urkunden“ ihr Daſein nur dem Bedürfniſſe verdanken, die „Theorie“ aus dem Gedränge herauszuarbeiten. Vereinigen wir hiermit das weitere Geſtändniß: „wer dieſe Anſichten von der Unvollſtändigkeit der geologiſchen Urkunden verwerfen will, muß auch folgerichtig meine ganze Theorie verwerfen“ (S. 420), in welchem er alſo die Wahrſcheinlichkeit jener Anſichten als Maßſtab für die Wahrſcheinlichkeit ſeiner „Theorie“ anerkennt — ſo dürfte damit der „Selektionstheorie“ von Seiten ihres eigenen Urhebers das Urtheil geſprochen ſein.

Digitized by

Wir haben daher kaum etwas hinzuzufügen, wenn ſich Häckel folgendermaßen äußert: „Wenn wir unter Genealogie den ergänzenden und unentbehrlichen hypothetiſchen Theil, unter Paläontologie den empiriſchen, unmittelbar durch die Verſteinerungskunde gegebenen Theil der Phylogenie (d. h. der paläontologiſchen Entwicklungsgeſchichte der Organismen) verſtehen, ſo verhält ſich die letztere (Paläontologie) zur erſtern wohl nur ſelten wie Eins zu Tauſend, in den allermeiſten Fällen kaum wie Eins zu Hunderttauſend, oder wie Eins zur Million.“ [1]

Es iſt demnach auch nur ſelten unter tauſend, ja ſogar meiſtens kaum unter hunderttauſend oder einer Million Fällen einmal nachgewieſen, daß „Arten, welche von manchen Paläontologen auf ſo äußerſt kleine Unterſchiede gegründet werden“, von andern abſtammen; mit andern Worten iſt alſo nach dem Geſtändniſſe des begeiſtertſten Anhängers der Selektionshypotheſe dieſelbe mit der Wirklichkeit in den allermeiſten Fällen kaum unter hunderttauſend oder einer Million Beobachtungen einmal in Übereinſtimmung gefunden worden.

Darwin ſieht es „als eine Thatſache und Regel hinſichtlich der geologiſchen Aufeinanderfolge der organiſchen Weſen“ an, daß „neue Arten im Waſſer wie auf dem Lande nur ſehr langſam, eine nach der andern zum Vorſchein gekommen ſind“ (S. 390), und daß „Artengruppen, d. h. Gattungen und Familien in ihrem Auftreten denſelben allgemeinen Regeln, wie die Arten ſelbſt, folgen“ (S. 393). Wir glauben der Wahrheit näher zu kommen, wenn wir das eine wie das andere, das aufeinanderfolgende Erſcheinen einzelner Arten ſowohl, als einzelner Gattungen u. ſ. w. mehr als Poſtulat der Darwin'ſchen Hypotheſe, denn als Thatſache und Regel anſehen. Denn Thatſachen leiden keine, Regeln nur ſeltene Ausnahmen; das allmähliche Auftreten einzelner Arten und Artengruppen aber ſo viele, daß darunter die Regel gar nicht zu Tage tritt.

Schon Agaſſiz, Pictet und Sedgwick haben, wie Darwin bemerkt, „das plötzliche Auftreten ganzer Gruppen neuer Arten in gewiſſen Formationen als bedenklichſten Einwand gegen den Glauben an eine allmähliche Umgeſtaltung der Arten hervorgehoben. Und wären wirklich zahlreiche Arten von einerlei Gattung oder Familie auf einmal plötzlich

[1] Generelle Morphologie der Organismen. Berlin 1866. Bd. II. S. 307.

Digitized by Google

in's Leben getreten, so müßte diese Thatsache freilich meiner Theorie einer Descendenz mit langsamer Abänderung durch natürliche Zuchtwahl verderblich werden“ (S. 380).

Was thut nun der englische Gelehrte, um diesem Verderben für seine „Theorie“ vorzubeugen? Zeigt er etwa, daß jene Gruppen nicht plötzlich aufgetreten sind? O nein; Darwin bleibt sich selbst treu und beseitigt alle aus derartigen Beobachtungen sich ergebende Schwierigkeiten auf die allereinfachste Weise und mit einem Schlage. Wir sollten doch nicht „fortwährend die Vollständigkeit der geologischen Berichte überschätzen und fälschlich schließen, daß, weil gewisse Gattungen und Familien noch nicht unterhalb einer gewissen geologischen Schicht gefunden worden sind, sie auch noch nicht vor dieser Formation existirt haben.“ Auch dürften wir nicht „fortwährend vergessen, wie groß die Welt der kleinen Fläche gegenüber ist, über die sich unsere genauere Untersuchung geologischer Formationen erstreckt hat; vergessen, daß Artengruppen schon lange vertreten gewesen und sich langsam vervielfältigt haben können, bevor sie in die alten Archipele Europa's und der Vereinigten Staaten eingedrungen sind.“ Zudem möchten wir „die enorme Länge der Zeiträume in Anschlag bringen, welche wahrscheinlich (!) zwischen der Ablagerung unserer unmittelbar aufeinander gelagerten Formationen verflossen und vermuthlich (!!) in vielen Fällen viel länger als diejenigen gewesen sind, die zur Ablagerung einer jeden Formation erforderlich waren.“ Endlich sollen wir uns doch „an eine schon früher gemachte Bemerkung (d. h. unerwiesene Annahme) erinnern, daß nämlich wohl ein äußerst langer Zeitraum dazu gehören dürfte, bis ein Organismus einer ganz neuen und besondern Lebensweise sich anpasse; daß aber, wenn diese Annahme einmal bewirkt worden, und nur einmal eine geringe Anzahl von Arten hierdurch einen Vortheil vor andern Organismen erworben hat, nur noch eine verhältnißmäßig kurze Zeit dazu erforderlich ist, um viele auseinanderweichende Formen hervorzubringen, welche dann geeignet sind, sich schnell und weit über die Erdoberfläche zu verbreiten“ (S. 380 u. 381).

In der That, wer sollte nach so evidenten, auf einer solchen Menge von Thatsachen beruhenden Beweisen sich nicht allen Ernstes beeilen, mit Darwin in dem paläontologisch nachgewiesenen plötzlichen Auftreten ganzer Artengruppen durchaus kein Argument gegen das „nur sehr langsame Erscheinen“ derselben zu erblicken? Wer sollte da nicht mit aller Bereitwilligkeit sein Urtheil über jene Forscher unter-

Digitized by Google

schreiben, daß sie nämlich „ebenso übereilt gehandelt haben, die bei uns bekannt gewordene Art der Aufeinanderfolge der Organismen auf die ganze Erdoberfläche zu übertragen, als ein Naturforscher thäte, welcher nach einer Landung von fünf Minuten an irgend einem öden Küstenpunkte Australiens auf die Zahl und Verbreitung seiner Organismen schließen wollte?“ [1] (S. 384.)

Doch, bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!

Daher erfahren wir, daß „in allen Fällen positive paläontologische Beweise ein unbedingtes Vertrauen verdienen, während solche von negativer Art, wie die Erfahrung so oft ergibt, werthlos sind“ (S. 380). Mag es also noch so unmöglich sein, jene Formen aufzufinden, welche einer plötzlich auftretenden Artengruppe vorhergegangen sind, so ist das als Argument gegen die Darwin'sche Anschauung ohne allen Belang: paläontologische Beweise negativer Art sind eben werthlos. So ist denn Darwins Hypothesendampfer glücklich aus dem Bereiche aller Untiefen und Klippen hinausbugsirt und kann, die Segel vom Winde lustiger Annahmen geschwellt, mit voller Pferdekraft auf dem hohen Meere unergründlicher Wahrscheinlichkeiten dahinfahren.

Aber wir thun dem berühmten Forscher sicher unrecht. Er zeigt uns ja ausdrücklich, „wie leicht wir uns in der Meinung, daß ganze Artengruppen auf einmal entstanden seien, irren können“ (S. 381). Hatte man nicht bis noch vor wenigen Jahren geglaubt, die Säugethiere wie die Vögel seien erst am Anfange der Tertiärperiode ganz plötzlich aufgetreten? und nun wurden schon „echte Säugethiere im triasischen New red Sandstone entdeckt,“ und der in den Solenhofener oolithischen Schiefern gefundene Archaeopteryx zeigt jetzt, „wie wenig wir noch von den frühern Bewohnern unserer Erde wissen.“ Folgerte er selbst doch früher aus der Nichtbeobachtung sitzender Cirripedien in den Schichten der secundären Periode, daß diese große Gruppe sich erst im Beginn der Tertiärperiode plötzlich entwickelt habe; und jetzt sind schon zwei Gattungen aus der obern Kreide bekannt. Und wenn sich die Paläontologen am öftesten auf die Erscheinung der echten Knochenfische oder Teleostier berufen haben, welche nach Agassiz erst in den untersten Schichten der Kreideperiode aufgetreten sein sollen, so werden jetzt gewöhnlich gewisse jurassische und triasische Formen für Teleostier

[1] Darwin erlaubt sich nach einer derartigen Landung, nicht bloß auf die Zahl und Verbreitung, sondern auch auf die Entstehung der Organismen zu schließen.

Digitized by Google

gehalten und selbst einige paläontologische Formen sind von einer bedeutenden Autorität dahin gerechnet worden" (S. 381—383).

Es hieße demnach die Gründlichkeit der descendenztheoretischen „Wissenschaftlichkeit" geradezu verkennen, wenn man es nicht als erwiesen ansehen wollte, daß die Säugethiere, Vögel, Knochenfische und sitzenden Cirripedien überhaupt niemals plötzlich aufgetreten, sondern „nur sehr langsam, eine Art nach der andern zum Vorschein gekommen sind"; denn es ist ja jetzt ausgemacht, daß diese Gruppen nicht erst plötzlich in den tertiären oder Kreide-Ablagerungen erschienen, sondern schon in frühern Perioden existirten!

„Eine andere und verwandte Schwierigkeit, welche noch bedenklicher ist, besteht in dem plötzlichen Auftreten von Arten aus mehreren der Hauptabtheilungen des Thierreiches in den untersten fossilführenden Schichten" (S. 384). Dasselbe wurde z. B. von Barrande für die Fische, Trilobiten und andere Krustenthiere, Kopffüßer, kurz, so ziemlich für alle in der Silurformation erscheinenden Thierabtheilungen nachgewiesen. [1]

„Wenn also meine Theorie richtig ist, meint Darwin, so müßten unbestreitbar schon vor der Ablagerung der ältesten kambrischen Schicht eben so lange, oder wahrscheinlich noch längere Zeiträume verflossen sein, als der ganze Zeitraum von der kambrischen Zeit bis auf den heutigen Tag; und es müßte die Erdoberfläche während dieser unendlichen Zeiträume von lebenden Geschöpfen dicht bevölkert gewesen sein" (S. 384). Wir wollen hier den nach dem Urheber dieser neuen Hypothese „äußerst bedenklichen Einwurf" wegen der hierzu erforderten Zeit völlig unberücksichtigt lassen, weil die Frage über die Zeitdauer, während deren die Erde für Organismus bewohnbar gewesen, sich jeder nur etwas befriedigenden Antwort entzieht. Lieber wollen wir mit Darwin fragen, „warum wir denn aus diesen weiten Perioden keine an Fossilien reiche Denkmäler mehr finden?" „Darauf könne er allerdings keine genügende Antwort geben" (S. 385). „Doch wolle er, um zu zeigen, daß vielleicht später eine Erklärung möglich sei, eine Hypothese aufstellen" (S. 387). Wir haben nun ohne Zweifel schon Prachtexemplare Darwin'scher Vermuthungen kennen gelernt; diese neue aber läßt durch die außerordentliche Einfachheit, mit der sie die streng „wissenschaftliche Erklärung" aller aus jetzi-

[1] Système Silurien du Centre de la Bohême. Supplément au Vol. I. pag. 370 ss., 396, 594 ss., 633 ss. etc. Vgl. diese Zeitschrift 1872, II. S. 260 und 1873, V. S. 395.

Digitized by

gen oder zukünftigen paläontologischen Beobachtungen der „Theorie" erwachsenden Schwierigkeiten ermöglicht, alles bisher Geleistete hinter sich zurück. Wir können nämlich — so meint er S. 420, wo er dieselbe in wenigen Worten zusammenfaßt — annehmen, „daß unsere Oceane sich schon seit unermeßlichen Zeiträumen an ihrer jetzigen Stelle befunden haben und daß da, wo unsere auf- und abschwankenden Continente jetzt stehen, sie sicher seit dem Beginn des kambrischen Systems gestanden sind; daß aber die Erdoberfläche lange vor dieser Periode ein ganz anderes Aussehen gehabt haben dürfte, und daß die ältern Continente, aus Formationen noch viel älterer, als eine uns bekannte bestehend, sich jetzt nur im metamorphischen Zustand befinden oder tief unter dem Ocean versenkt liegen."

Sollte nun Jemand gegen den ersten Theil dieser Hypothese einwenden wollen, daß doch die zum Theil sehr mächtigen Schichten der nordamerikanischen Silurformation, welche sich über 430 geographische Meilen in die Länge und 380 Meilen in die Breite erstrecken, oder diejenigen, welche sich über Böhmen und die angrenzenden Gebiete von Schlesien, Sachsen, Thüringer-Wald und Harz ausdehnen u. s. w., daß ferner die devonischen Gebiete am Rhein und in Westfalen, in Rußland und in Nordamerika, — kurz, daß alle auf den heutigen Continenten ausgebildeten Sedimentformationen jener Annahme widersprechen; so wird er darauf aufmerksam gemacht werden, daß er eben das „Auf- und Abschwanken" dieser Continente nicht hinlänglich berücksichtige. Und wenn andererseits Jemand die Auffindung der vorkambrischen Fossilien, oder wenigstens der Sedimente nach der Hypothese um so mehr erwarten sollte, als sich ja gerade im Bereiche der heutigen Continente das damalige Leben soll herumgetummelt haben, so wird er damit nur zeigen, daß er zwei Dinge nicht gehörig beachtet hat. Denn war auch das jetzige Festland in den allerältesten Zeiten vom Meere bedeckt, so muß doch immerhin ein großer Theil der in jenen Meeren abgelagerten Niederschläge auch heute noch „tief unter dem Ocean versenkt liegen". Sodann aber „wäre es wohl möglich, daß Schichten, welche dem Mittelpunkte der Erde um einige Meilen näher rückten und von dem ungeheuren Gewichte darüberstehender Wasser zusammengedrückt wurden, weit stärkere metamorphische Einwirkungen erfahren haben, als jene, welche näher an der Oberfläche verweilten" (S. 388).

Und sollten wir gegen diese neue Hilfshypothese geltend machen wollen, daß ein Metamorphismus, der sich über weit ausgedehnte und

Digitized by Google

äußerst mächtige Gebirge gleichmäßig erstreckt und dieselben so verändert, daß alle Spuren organischer Reste aus ihnen vertilgt wurden, sich geologisch durchaus nicht nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen lasse; so erfahren wir, daß dem englischen Gelehrten „die in einigen Gegenden, z. B. in Südamerika, vorhandenen unermeßlichen Strecken unbedeckten metamorphischen Gebirges, welche der Hitze unter hohen Graden von Druck ausgesetzt gewesen sein müssen, immer einer besondern Erklärung zu bedürfen geschienen haben; vielleicht dürfe man annehmen, daß in ihnen die zahlreichen, schon lange vor der kambrischen Zeit abgesetzten Formationen in einem völlig metamorphischen, aber gleichfalls entblößten Zustande zu erblicken seien" (S. 388).

In der That, wer wollte die strenge „Wissenschaftlichkeit" in dieser Begründung des Unterganges aller „an Fossilien reichen Denkmäler aus den weiten vorkambrischen Perioden" nicht anerkennen? Wer wollte nicht bereitwilligst zugeben, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ganz im Einklange mit Darwins Ansichten „schon vor der Ablagerung der ältesten kambrischen Schichten ebenso lange oder wahrscheinlich noch längere Zeiträume verflossen sind, als der ganze Zeitraum von der kambrischen Zeit bis auf den heutigen Tag; daß die Erdoberfläche während dieser unendlichen Zeiträume von lebenden Geschöpfen dicht bewohnt gewesen ist (S. 388); daß aber die damals gebildeten Formationen sich jetzt nur in metamorphischem Zustand befinden oder tief unter dem Ocean versenkt liegen"?! (S. 420.)

So kurz der Weg gewesen ist, den wir in Begleitung der „großartigen Zeugnisse" für die Descendenztheorie zurückgelegt haben, so genügte er doch, um diese Riesen zu winzigen Zwergen zusammenschrumpfen zu lassen. Nur eine mehr als einseitige Anschauungsweise kann in der That die Erscheinungen der Classification und der geographischen Verbreitung, der rudimentären Organe und der paläontologischen Entwicklung der Organismen nicht so sehr im Widerspruche, als in schöner Übereinstimmung mit den Anforderungen der Descendenz-Theorie finden.

Sahen wir doch die „Beweise" Darwins für die Identität des natürlichen und genealogischen Systems auf einem Gedankengange beruhen, der hart an den Grenzen des Naiven vorbeistreift. Und als wir dann die „besonders leichte, einfache und lichtvolle Erklärung" anschauten, welche die bei der Classification zu berücksichtigenden Erscheinungen in der Descendenztheorie finden, hatten wir überreiche Gelegen-

Digitized by

heit, zu beobachten, wie äußerst bescheiden die Ansprüche an die „Wissenschaftlichkeit“ heutzutage sind. Wie oft machten wir nicht die Wahrnehmung, daß der Maßstab für diese „Wissenschaftlichkeit“ vielmehr in dem Grade der Entfremdung der Naturerscheinungen von jedweder Abhängigkeit vom persönlichen Schöpfer durch die abenteuerlichsten Hypotheſen, als in der inneren Wahrscheinlichkeit der letztern gesucht wird.

Bei den Thatsachen der geographischen Verbreitung erhielten wir eine Ahnung von den ebenso großartigen als willkürlichen Veränderungen der Land- und Wasservertheilung, welche Darwin behufs ihrer Vereinbarung mit seiner Hypotheſe sich zu Gebote stellen muß; nicht eben ein Zeichen, daß jene als „großartiges Zeugniß für die Descendenztheorie“ angesehen werden können.

Nahm sich weiterhin schon die bombastische Anpreisung der descendenztheoretischen „Erklärung“ der sogen. rudimentären Organe gegenüber den Thatsachen gar sonderbar aus, so leistete endlich die Darwin'sche Phantasie in der Vereinbarung der paläontologischen Beobachtungen mit der Hypotheſe geradezu Unübertroffenes, immer aber unter der Fahne strengster „Wissenschaftlichkeit“.

Wenn wir daher auch nicht zu jenen gehörten, welche nach Häckel „kurz nach dem Erscheinen von Darwins Werke dasselbe für ein „bodenloses Phantasiegebäude“, für eine „willkürliche Spekulation“, für einen „geistreichen Traum“ erklärten,“ so stimmen wir doch denjenigen durchaus bei, welche nach demselben Autor behaupten, „daß die Descendenztheorie allerdings eine wissenschaftliche Hypotheſe ist, daß dieselbe aber erst noch *bewiesen* werden muß.“ Nur glauben wir noch bemerken zu müssen, daß eine Hypotheſe im doppelten Sinne „wissenschaftlich“ genannt werden kann: im eigentlichen, wenn sie mit keiner Thatsache im Widerspruche steht, und die in ihren Bereich fallenden Erscheinungen leicht und einfach erklärt; diese „Wissenschaftlichkeit,“ wie sie z. B. der Undulationstheorie des Lichtes zukommt, können wir nach den gemachten Erörterungen der „Descendenztheorie“ nicht zuerkennen. In einem andern ganz allgemeinen Sinne kann man auch jede Hypotheſe „wissenschaftlich“ nennen, insofern sie die Erklärung einer im Gebiete irgend einer Wissenschaft belegenen Erscheinung versucht; diese „Wissenschaftlichkeit“ wollen wir der Darwin'schen „Descebenztheorie“ durchaus nicht streitig machen. Damit haben wir uns allerdings in den Augen Häckels und Genossen selbst das Urtheil gesprochen; nach „dem besten Maßstab für den geistigen Entwicklungsgrad des Menschen, der Em-

Digitized by Google

pfänglichkeit für die Entwicklungstheorie“ sind wir winzig klein und jedenfalls unfähig befunden worden, über dieselbe irgend ein Urtheil fällen zu können. Gegen einen so schlagenden Beweis für unsere vollständige Incompetenz läßt sich nun allerdings nicht das Geringste mehr einwenden; nur glauben wir, daß Schiller sein Epigramm an die Theoretiker heute etwa so gestalten dürfte:

Ihr verfahrt nach Gesetzen. Auch habet ihr's sicher getroffen,
Ist gleich der Obersatz nicht, ist nicht der Untersatz wahr[1].

Heinr. Kemp S. J.

Fürstin Amalia von Gallitzin.

(Schluß.)

Es war natürlich, daß nach der Rückkehr der Fürstin zur Kirche auch ihre Erziehungsmethode einen ganz anderen Charakter annahm. Eine „gewisse Vervollkommnungssucht“ ihren Kindern sowohl wie ihren Freunden gegenüber blieb zwar immer noch als eine Leidenschaft, die in ihrer Seele „brausete“ und dieselbe in „dauernder Unruhe“ hielt. Aber wer wollte das der Mutter verdenken? Wenigstens hatte sich „die Sorge für das künftige Schicksal ihrer Kinder seit der Annahme der katholischen Religion völlig gelegt.“ Und wie die Fürstin ihrem „eigenen Stolz“ und dem „rastlosen Ringen nach Wissen aller Art“ großmüthig entsagt hatte, so wendete sie sich auch von allem „eiteln Studium ab, das nicht Verbesserung ihrer Kinder zum Zwecke“ hatte. Sie wollte fortan eine Erzieherin sein, der es als „erste Pflicht und erstes Seelenbedürfniß“ galt, daß alle Wissenschaften, die sie lehrte, in Verbindung treten und auf einen Punkt hingerichtet sein sollten. Sie wollte vor Allem „gottesfürchtige, gottgefällige, gottsuchende Menschen bilden“.[2] Die wahre Seligkeit ihrer Kinder galt ihr als entscheidender Endzweck. So wachte sie mit ängstlicher Mutterliebe über ihre theuren Kleinodien.

---

[1] Da im Jahre 1796 die monistische Schule noch nicht in ihrer heutigen Blüthe stand, konnte der Dichter noch schreiben:

Ihr verfahrt nach Gesetzen. Auch würdet ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr.

[2] Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin A. von Gallitzin. Münster, Russel, 1874. S. 36.

Digitized by Google

Besonders rührend ist die Erscheinung, wie sie jede Regung derselben zu durchschauen und je nach den Umständen zu bessern sucht. Bald tadelt sie kleine Zeichen der Eitelkeit, bald die leichtsinnige Trägheit, bald die übergroße Empfindsamkeit ihres Sohnes oder ihrer Tochter und bittet ihren Freund Fürstenberg um Rath und Beistand. „Von den Kindern," schreibt sie einmal kurz bevor dieselben die erste heilige Kommunion empfingen, „kann ich noch nichts Gutes oder Böses sagen, diese Präparationstage hindurch haben sich Beide zwar eben nicht sehr warm und als wäre es ihnen wahre Herzensangelegenheit, aber doch so betragen, daß es klar war, sie nahmen sich in Acht." [1] Die Kinder ihrerseits anerkannten die Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter. „Den Tag, ehe Du weggingest," schreibt Mimi an ihre Mutter, als diese eine Reise nach Norddeutschland antrat, „machtest Du alle Anstalten, um Deine Sachen so in Ordnung zu bringen, damit keiner darunter zu leiden hätte, sollte Dich auch Gott eine Reise zu endigen bestimmen, die das Bestreben Deines ganzen Lebens ist. Es that mir dabei sehr wehe, denken zu müssen, welche Angst und zu späte Reue meine Seele schlagen würde, um des Andenkens willen an die übeln Eindrücke, die Du dann von mir vor den Richterstuhl Gottes mitnehmen würdest. Zwar war ich wohl überzeugt, daß Du mir von ganzem Herzen verzieheſt, insofern ich Dich selbst gekränkt, Dir Leiden verursacht habe . . . ; aber Gott könnte es doch nicht und es würde mich doch, glaube ich, mein ganzes Leben hindurch quälen und beunruhigen, wenn ich denken müßte, so standest du gegen deine Mutter, da sie diese Welt verließ, und nun kannst du auch nicht das Mindeste gegen sie thun; ich verdiente freilich wohl nur zu sehr, daß Gott mich in den Zustand setzte, noch besonders durch meine Aufführung schon anderthalb Monat hindurch, und ich gestehe, daß dieß Bewußtsein nur Deine Anstalten, die Du wohl immer thust, aber nicht so mit meinem Wissen als dieses Mal mir einige Angst einflößten, als hättest Du selbst eine böse Ahnung .... doch ich hoffe itzt, daß Gottes Geist uns noch die Gnade thuen wird, daß wir Dich noch einige Jahre besitzen mögen; und mir, daß ich endlich dann nach dem göttlichen Willen gemäß soviel vergüte, als ich zu vergüten vermag; denn die Thränen der Eltern schreien zum Himmel gegen die Kinder, die dieselben hervorlockten. .... Du betest für mich, das weiß ich gewiß, und Dein Gebet ist gewiß für mich, wenn es mein böser Zustand nicht unmöglich macht, sehr wirksam." [2]

[1] Briefwechsel u. s. w. S. 72. [2] A. a. O. S. 91 ff.

Digitized by Google

Die Selbstbeherrschung und Selbstkenntniß, welche die Fürstin sich persönlich zum Hauptziele steckte, suchte sie auch auf ihre Kinder zu übertragen. Wie ihr dieses gelang, zeigt uns ein anderer Brief Mimi's. „Ich habe mich fast jedesmal dadurch betrogen," schreibt dieselbe, „daß ich eine Leidenschaft durch eine stärkere vertrieb, und wirklich ist das für die Zeit, da es geräth, eine leichte Sache; nur schade, daß es nicht gar lange sich zu halten vermag, und nur in dem Wichtigsten, in der Liebe Gottes und in der Fähigkeit, ihn einst zu genießen, nicht voranbringt. Es bringt nur einige Wirkungen hervor, dieß erfahre ich an meiner Seele, die, so sehr ich auch voriges Jahr Wirkungen hervorzubringen vermochte, ich nun durch und durch so voll Eigensucht, Liebloſigkeit, Stolz finde, daß, wenn ich ruhig darüber reflektire, ich die Liebe derer bewundere, die noch aufrichtig mich lieben. Jedes Gute an Anderen und jedes Böses an ihnen erregt in mir eine teufliſche Bewegung, ja das Kreuz Chriſti, das göttliche Kreuz, das allein uns selig machen kann, sucht der Teufel meines Stolzes mir zum Hohne zu machen. Das bemerkte ich gestern, da mir Mitri das hölzerne Kreuz wies, das Du ihm gegeben haſt, und mir mit vielem Feuer sagte, das hilft gegen alles Böse. Ich hohnlachte darüber .... Ich hoffe, Du mißverstehſt dieſe Stelle nicht; ich habe nicht wirklich hohngelacht oder gegen Mitri gespottet, im Gegentheil, aber ich fühlte innerlich ganz deutlich die Bewegung dazu — das erschreckte mich sehr. Du siehſt, beſte Mutter, und weißt es auch, ohne daß ich es Dir sage, daß ich zu kämpfen habe; ich habe guten Muth, obschon ich es wohl weiß, daß ich noch vorige Woche vielfältig gefehlt habe, auch in Rückſicht meines Stolzes — das thut mir freilich sehr leid. Gott weiß es aber, daß ich nicht aus böſem Willen gefallen bin. Ich hoffe auf ihn." [1]

Die Fürstin härtete ihre Kinder in geiſtiger, wie in leiblicher Beziehung ab. Sie mußten baden und schwimmen, tanzen und reiten, sie selbst machte dieſe Übungen mit, um überzeugt zu sein, daß sie pünktlich geschähen. So finden wir einmal in einem Briefe die Bemerkung, daß sie eines frühen Morgens bei kalter Witterung fünfmal mit ihren Kindern um den Garten lief. Man mag das sonderbar finden, und in der That war Manches in ihrer Erziehung auch sonderbar. Aber als Mitri „ſpäter als Miſſionär in den Urwäldern Amerika's Strapazen jeglicher Art erdulden mußte, dankte er noch der Mutter für

[1] Briefwechsel u. ſ. w. S. 93 ff.

Digitized by Google

die Schule, die sie ihm gegeben." Mitri hatte seiner Mutter durch eine gewisse Unselbstständigkeit und Unsicherheit des Charakters mannigfache Sorge bereitet. Als er soweit herangewachsen war, um in die russische Armee einzutreten, schien es der Fürstin bedenklich, den jungen Mann aus den engen Schranken einer sorgfältig überwachten häuslichen Umgebung plötzlich in das freie Soldatenleben zu versetzen. Sie wünschte daher, daß er sich durch eine größere Reise, für deren Ziel Amerika gewählt wurde, in seinem Urtheile und Charakter kräftigen solle. Die Mutter begleitete den Sohn an Bord des Schiffes. Als sie Beide am Gestade des Meeres auf und ab gingen, fühlte sich der Prinz von dem Anblick der schäumenden Wellen und des schwankenden Bootes in seiner angebornen Furchtsamkeit so übermannt, daß er anfing seiner Mutter Vorstellungen zu machen, ob die Reise nicht jetzt unterbleiben könne. Schweigend ging die Fürstin neben ihm her; als sie aber ganz nahe an dem Boote waren, wandte sie sich rasch und mit flammendem Auge zu ihm und sagte: Mitri, ich schäme mich in deiner Seele. Damit ergriff sie ihn am Arm und führte ihn rasch dem Boote zu. Mitri wollte antworten, lag aber im nächsten Augenblick im Wasser, wo ihn die Matrosen sogleich auffischten und lachend mit ihm davon fuhren. Später erzählte der Prinz, daß er nie dahinter gekommen sei, ob er in jenem Augenblicke ausgeglitten oder ob seine Mutter absichtlich diese Cur mit ihm vorgenommen habe; nur soviel sei er sich von dieser Wiedertaufe bewußt geblieben, daß er von da an ein vollständig umgewandelter Mensch geworden sei. Es ist bekannt, wie der Prinz, anstatt Land und Leute kennen zu lernen, sich entschloß, Priester zu werden. Anfangs bekämpfte die Mutter diesen Entschluß mit einem gewissen Mißtrauen, weil sie Übereilung fürchtete. Nachdem sie aber die Überzeugung gewonnen hatte, daß ihr Sohn seinen wahren Beruf gefunden, trat sie entschieden auf seine Seite. Sie bekämpfte muthig die heftigsten Widersprüche und antwortete ihrem Gemahl auf eine vorwurfsvolle Bemerkung hinsichtlich des wenig geachteten Standes eines Missionärs: Es könne durchaus nicht die Rede von einer Schmach sein, denn er würde doch anerkennen, daß ein Charakter groß sei in dem Maße, als er fähig wäre, Opfer zu bringen für das Wohl Anderer; nun aber wäre schwerlich ein schwereres Opfer denkbar, als dasjenige, wozu ihr Sohn entschlossen sei.

So handelte die Fürstin überall als christliche Mutter und ihre Kinder zeigten sich stets einer solchen Mutter würdig. Was sie aber

Digitized by Google

ihren Kindern geboten, war nicht eine Gabe der heidnischen, sondern der durch das Christenthum veredelten und geläuterten Kultur.

Im Wechselverkehr mit anderen seines Gleichen enthüllt der Mensch sein ganzes Sein; gute und böse Eigenschaften treten da zu Tage, und je mehr die blendenden Gaben des Geistes sich offenbaren, um so schärfer sind die Urtheile, welche ihn treffen. Neid und Eifersüchtelei spannen dabei nicht selten die Saiten ab, welche niedrige Schmeichelei zu hochtönend angezogen hatte. Bei solchen Menschen ist es dann meist schwer, den wahren Kern herauszuschälen. Wenn aber die Urtheile einstimmig lauten, dürfen wir auch umsomehr von ihrer Richtigkeit überzeugt sein.

Uber die Fürstin Gallitzin ist, wie wir bereits im Anfange dieser Aufsätze bemerkten, nur eine Stimme des Lobes. Die Eigenschaften, welche ihr aber zumeist die Achtung ihrer Freunde und Bekannten erwarben, strömten weniger aus der Fülle ihres Geistes, als vielmehr aus ihrem wiedererwachten Glaubensleben. Alles irdische Wissen bläht doch nur die Seele auf, wenn es nicht von christlicher Demuth getragen wird. Über die sogenannten „Kulturmenschen" oder großen Geister urtheilt die Fürstin selbst überaus treffend. „Auch darin that die Reise (zu Jacobi im Herbste 1790) mir sehr wohl, daß ich wieder einmal recht anschaulich sehe, mit welchem Schattenspiel die größten, gegen den bloß thierischen Genuß sich verächtlich äußernden Geister es zu thun haben, wie sie doch meistens nur darin Genuß von einander erwarten und suchen, daß sie Ehre von einander nehmen und sich einer dem anderen so zu sagen als Virtuosen hören lassen ..." [1]

Was die Fürstin an Anderen tadelnd haßte, das haßte sie vor Allem an sich selbst. Ihr Umgang hatte daher allmählich durch Bescheidenheit, demüthige Zurückhaltung und aufmerksame Hingebung einen Liebreiz gewonnen, der ihr alle Gemüther zugethan machte. In dem schon erwähnten „Briefwechsel Friedrich von Stolbergs" schreibt Gräfin Stolberg: „Wenn man sie (die Fürstin) sieht, vergißt man sehr bald, was man hie und da von ihren Sonderbarkeiten sagen hörte; es ist unmöglich, herzlicher, natürlicher, liebenswürdiger als sie zu sein. Ihre Kenntnisse sind ihr geringstes Verdienst; ihr Geist, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen uns mit so

[1] Aus dem Tagebuch der Fürstin. Stuttgart, Liesching, 1868, S. 44.

Digitized by Google

inniger Bewunderung und Liebe.“ [1] In gleicher Weise schreibt Friedrich Leopold an seinen Bruder Christian: „Wiewohl Sophie Euch gewiß viel von dieser lieben Frau und von Fürstenberg erzählt hat, ist mir doch bei Beiden zu wohl geworden, als daß ich nicht noch auch von ihnen sprechen müßte. Wer sie auch nur einen Moment sieht, der muß tief empfinden, daß diese Frau nichts aus Sonderbarkeit thun kann, das heißt, nichts um der Sonderbarkeit willen, sondern daß sie nach Grundsätzen handelt. Ihre Demuth ist auf wahrer Unkunde ihres Werthes gegründet und geheiliget durch Religion. Wie oft lockte die sanfteste Rührung bei ihr Thränen in mein Auge, und wie herzlich froh, wie munter ist man bei ihr!“ [2] Im August 1793 traf Stolberg die Fürstin in Wandsbeck wieder. „Unsere liebe Gallitzin,“ schreibt er, „ist noch hier und ich hoffe sie noch einige Zeit behalten zu können. Ihr wird so wohl bei uns als uns bei ihr, und wahrlich, das will viel sagen. Der Umgang dieses himmelvollen Weibes ist für uns wie eine Erscheinung aus jener Welt. Ich freue mich, daß Du sie gesehen; daß Du sie nicht mehr gesehen, thut mir wehe.“ [3] Und einen Monat später: „Die Gallitzin ist in Genesung; ich bin die letzten Tage von Morgen bis Abend mehrentheils allein bei ihr gewesen. Wie viel umfassend ihr hoher Geist sei, wie Liebe des Herzens in dieser Allumfassung herrscht und wie sich Alles in Liebe Gottes bei ihr concentrirt — läßt sich mit Worten nicht sagen.“ [4]

Die Fürstin wurde von den nordischen Freunden förmlich auf den Händen getragen; „aber,“ schreibt sie an Fürstenberg, „befürchte nicht, daß der unverdiente Werth, den man hier auf meine Gegenwart legt, mich noch mehr verderbe, als ich bin. Gott hat es gefügt, daß dieser Werth in der That so übertrieben ist, so Alles übersteigt, was meine nicht geringe Eigenliebe in ihren schwülstigen Phantasieen sich von mir und über mich dichtet, daß mir dünkt, sie könnte, ohne von Sinnen zu kommen, davon nicht einmal angefochten werden. Es fiel mir aber bei, daß Gott dieses Blendwerk zuläßt, um mancher guten Seele und Stolbergs Gesundheit, die es bedurfte, dadurch zugleich als der meinigen gut zu thun.“ [5] So kehrte sie denn trotz „all' der sanften Harmonie der

---

[1] Hennes, Friedrich Leopold Graf von Stolberg und Herzog Peter Friedrich von Oldenburg. Mainz, Kirchheim. S. 434.

[2] Hennes, a. a. O. S. 435. [3] Hennes, a. a. O. S. 465.

[4] Hennes, a. a. O. S. 479.

[5] Aus dem Tagebuch der Fürstin. A. a. O. S. 110.

Digitized by Google

kleinen Zauberscenen", die sie erlebte, gerne wieder in den „engeren, beschränkteren Wirkungs- und Absperrungskreis zurück, welchen Gott zu der vielfältigen Reinigung, deren sie bedurfte, seit einigen Jahren um sie her geschlossen hatte." Sie fühlte sich am wohlsten in ihrem „Spinnengewebe".

Bezüglich ihrer freundschaftlichen Verhältnisse hatte sich die Fürstin bald nach ihrer Bekehrung eine feste Maxime gebildet. „Es ist da," schreibt sie, „oft schwer zu unterscheiden, ob leidenschaftliche menschliche Absichten mit unterlaufen oder nicht, weil Neigung und Eigenliebe uns oft in der Berechnung unserer Kräfte irre führen und Eigennutz uns oft über unsere Absichten verblendet .... Ist ein solches Verhältniß aus Gott, so muß es für beide Parteien segens- und wachsthumsvoll — wenn schon mit Schmerzen und Versuchungen verknüpft — sein; ist es aber aus menschlichen Absichten entstanden oder wird es dadurch unterhalten, so ist dieses daran kennbar, daß es für Beide oder doch wenigstens für den einen Theil zerstörend, das ist zeitverderbend, ohne Nutzen, wo nicht gar den Geist und die Seele schwächend und verderbend ist." Demgemäß faßte sie den Vorsatz: „Sobald ich merke, daß ein solches Verhältniß keinen von uns besser, fröhlicher, glücklicher mache und bloß zeitverderbend sei, geschweige wenn ich merke, daß es für einen aus uns einschränkend, Laster oder doch große Fehler ausbrütend u. dgl. wäre, will ich, es koste welche Überwindung des Herzens oder Kopfes es wolle, dasselbe als ein Werk der Menschen unterbrechen und zerstören." [1]

So hatte sie sich ihre Bahn vorgezeichnet und wich nicht davon ab. Trotzdem stieß sie Niemanden von sich zurück; „sie beurtheilte," wie sie selber sagt, „die Menschen bloß nach der Beschaffenheit ihres Willens." War dieser rein und ganz auf das Bestreben nach beständiger Besserung hingerichtet, so konnten die Meinungen eines solchen Menschen nie die geringste Veränderung in ihren Gesinnungen gegen denselben hervorbringen. Sie wollte Wahrheit, nicht „heuchlerische Krönung der Leidenschaften" oder wissentliches Irren. „Wenn die Handlungen eines Menschen mit seinen Meinungen übereinstimmten," äußerte sie sich einem Freunde gegenüber, „oder wenn er nur nach dieser Übereinstimmung strebe, so wäre er ihr ehrwürdig. Betrüben könne sie zwar sein Irrthum, wenn sie ihn im Irrthum glaube, aber nie sie von ihm scheiden, so lange er mit Wahrhaftigkeit nach Wahrheit strebe;

[1] Aus dem Tagebuch der Fürstin. S. 8 ff.

Digitized by

dieses sei der einzige Maßstab, nach welchem sie den Werth oder Unwerth des Menschen messe.“ [1]

Gerade und offen in ihrem ganzen Wesen, tadelte die Fürstin freimüthig an ihren Bekannten, was sie zu tadeln fand. Sie machte aus ihrer Herzensmeinung kein Hehl, selbst nicht Protestanten gegenüber. Das hätte ihr vielleicht den Vorwurf der Proselytenmacherei zugezogen, wäre man nicht von ihrer reinen Absicht vollkommen überzeugt gewesen. So fragte sie einmal den Philosophen Jacobi, als sie miteinander von Religion sprachen, wie es dieserhalb mit ihm stände. Jacobi antwortete: er fände es ebensoschwer, an die christliche Religion zu glauben als nicht zu glauben. „Ich entdeckte ihm,“ erzählt die Fürstin, „bei dieser Gelegenheit aus der reinen Absicht, daß es ihm in diesem seinem Zustand des Zweifels vielleicht in etwa nützen könnte, wie ich zum Glauben durch treue Ausführung des Spruches Christi: ‚Versucht es, so werdet ihr es erfahren, ob diese meine Lehre göttlich sei,‘ gelangt sei; ich ermunterte ihn zum Gebete für sich und Andere, indem ich durch erhörtes Gebet wäre gestärkt worden. Er sagt mir, für sich könne er nichts Anderes beten, als daß Gott sich ihm offenbare, wenn er wolle, daß er an ihn glaube(!), und das bete er oft mitten in der Nacht. Für Andere wäre es ihm vollends unmöglich zu beten.“ [2]

Ähnlich versuchte es die Fürstin bei Göthe; freilich mit gleichem Mißerfolge. Sie begleitete den Dichter bis zur nächsten Station. „Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre,“ erzählt Göthe, „kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo; und sie verharrete bei dem ihrigen; jeder zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsch, mich, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.“ [3]

Dennoch konnte Stolberg an der Fürstin rühmen: „Ach! wie wenig Protestanten lassen den Katholiken die Gerechtigkeit widerfahren, welche die Gallitzin, Fürstenberg und Overberg unseren christlichen Schriften und Luther widerfahren lassen.“ [4]

Wir unserseits wollen diese belobte Toleranz gewiß nicht tadeln, Gerechtigkeit in Allem und gegen Jeden vertheidigen auch wir. Aber wir können es auch nicht verhehlen, daß diese Toleranz in jenen Zeiten

---

[1] Aus dem Tagebuch der Fürstin. S. 5 ff.
[2] A. a. O. S. 3 ff.
[3] Wahrheit und Dichtung, a. a. O.
[4] Hennes, a. a. O. S. 436.

Digitized by Google

vielfach Schwäche war und leider zu einem nivellirenden Indifferentismus führte, an dem die Katholiken im Anfang dieses Jahrhunderts vielfach krankten. Es kamen uns die ungedruckten Tagebücher und Stammbuchblätter eines säculariſirten Benediktiners zu Geſichte, der auch mit der Fürſtin Gallitzin in Berührung ſtand. Unter dieſen loſen Blätter befand ſich ein Bild, auf welchem ein reformirter Prediger, ein Lutheraner, ein Rabbiner, ein katholiſcher Prieſter und ein Derwiſch dargeſtellt waren, die ſich über einem heidniſchen Altare zu gegenſeitiger Verbrüderung die Hände reichten. Der Exbenediktiner hatte die einzelnen Geſtalten mit Zahlen bezeichnet und darunter die Namen ſeiner Freunde aus den verſchiedenen Religionsgeſellſchaften geſchrieben. Bei der Ziffer des katholiſchen Prieſters ſtand ſein eigener Name, und der Derwiſch repräſentirte einen atheiſtiſchen Bekannten. Einige beigefügte Zeilen bekundeten, daß dem guten Manne dieſe freundliche Toleranz recht wohl gefiel.

So iſt es auch ein Zeichen jener Zeit, daß in ſämmtlichen Tagebüchern und Briefen der Fürſtin und ihrer Freunde nur ein einziges Mal der allerſeligſten Jungfrau gedacht wird. Charakteriſtiſch ſind gleichfalls folgende Zeilen der Fürſtin: „Schürſenberg erzählte mir geſtern Vieles, welches mir vom Zuſtande ſeines ganzen Kloſters (der Obſervanten) einen ſehr vortheilhaften Begriff gab. Zwölf junge Studirende, die recht gut und fleißig wären, hat er in der Schule. Die Bibel, ſogar Luthers Bibel, iſt in den Händen eines jeden. Ein einziger Alter iſt im Kloſter, der ſich an ihnen Allen ſehr ärgert, weil ſie die Unfehlbarkeit des Papſtes bezweifeln und ohne Skrupel alle guten, von Proteſtanten geſchriebenen Bücher leſen. Ich freute mich innerlich, Fürſtenbergs eingedenk, daß aus Münſter für ächte Religion ein Licht aufzugehen ſchien und ſich verbreiten müßte.“ [1]

Wir wiſſen nicht, ſollen wir mehr die gnadenvolle Barmherzigkeit Gottes, oder die ſeltſame Erſcheinung bewundern, daß bei ſo mannigfacher Begriffsverwirrung doch noch ſo herrliche Blüthen im Garten der katholiſchen Kirche aufſproßten. Korrektheit findet ſich häufiger zur Zeit der Geiſteskämpfe, aber ſie iſt auch dann von geringerem Verdienſte.

Durch Fürſtenberg war Amalia nach Münſter gekommen; dieſen großen Mann und dem noch größeren Overberg gegenüber war und blieb auch ihre Freundſchaft am innigſten. Overberg leitete ihre Seele;

[1] Aus dem Tagebuch der Fürſtin. S. 7.

Digitized by Google

Fürstenberg war ihr vertrauter Rathgeber in allen anderen Angelegenheiten. Ihr Verhältniß zu Overberg wurde dem Verhältnisse ähnlich, welches zwischen dem hl. Vincenz von Paula und der Frau von Gondi, zwischen Franz von Sales und Franziska von Chantal bestand. Ihre Beziehungen zu Fürstenberg aber gestalteten sich zur reinsten Freundschaft, die ihren Mittelpunkt in dem Bestreben fand, „daß einer durch den anderen näher zu Gott kommen möge." Jedes kleine Billetchen an den Freund ist ein Zeugniß dieser klaren und lauteren Liebe: „Thue mir zu wissen, wie es Dir geht," fragt sie in ängstlicher Besorgniß, „nur wenn es Dich nicht beschwert, ob Du Dich Deinem Ziele — ich meine keinem irdischen — nächerst. O vergib die Frage und bleibe doch mein Franz." [1] Und wenige Tage später: „Gott trete immer spürbarer in uns auf und erwärme unser Herz zu seinem Dienste in dieser ansteckenden kalten Zeit." [2] — „Der fromme Ferdinand (Fürstenbergs Bruder) scheint mir ganz zu denen zu gehören, deren Leben der Welt eine Thorheit, vor Gott aber köstlich sein mag und (es scheint) daß seine guten Werke und Abjektionen mit körperlichen Leiden, die ihm wohl noch fehlten, gekrönt werden sollen. Dich wolle Gott zum Wohl so Vieler damit verschonen, liebster Franz — doch nach seinem heiligen Willen, dem ich, mit täglich vermehrtem Eifer, Dich beständig mehr gleichförmig zu sehen dürste; denn ich habe keine Worte für die Liebe, die er mir für Dich in's Herz gelegt hat . . ." [3] — „Laß uns beten, daß das Reich Gottes sich verbreite, und unterdeß in uns bilden je mehr und mehr wahre Liebe und Einfalt, daß wir mit Wahrheit immer mehr sagen können: „Da wo ich stark schien, bin ich schwach; da aber, wo ich schwach schien, bin ich stark. Gott behüte und segne Dich!" [4]

Es war das Verhältniß jener heiligen Freundschaft, deren größtes Kriterium die Fürstin darin fand: „Wenn Zwei in ihrem innersten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung sagen dürfen: wir." Wahre Freundschaft ist vor Allem aufrichtig, sie ist nicht blind gegen die Schwächen und Fehler des Freundes und tadelt dieselben, wo sie ihr entgegentreten, nicht des Tadels willen, sondern um den Freund so vollkommen als möglich zu sehen. Die Fürstin von Gallitzin machte aus

---

[1] Briefwechsel u. s. w. Münster, Russel. S. 47.
[2] A. a. O. S. 47. [3] A. a. O. S. 7. [4] A. a. O. S. 45.

Digitized by Google

ihren eigenen Fehlern kein Hehl; sie entdeckte dieselben offen dem Freunde und nahm seine Rüge dankbar an, aber sie hatte auch selbst ein offenes Auge. Fürstenberg war ihr oft sehr drückend. Stets mit sich selbst beschäftigt, fühle er einen beständigen Drang, von sich und seinen Geschäften immer in einer Weise zu sprechen, daß man das Vorzügliche und Vernünftige seiner Person und Handlungsweise abmerken sollte. „Es muß wohl die lange Gewohnheit sein," sagt die Fürstin, „an dem Ruder eines Staates zu stehen, die es ihm so zu sagen zum Instinkt gemacht hat, daß seine Geschäfte die vornehmsten und interessantesten für den Staat, auch die interessantesten eines jedweden Individuums insbesondere sein müssen, und daß seine Meinung überall die einzig wahre sei, wie sie die erste und diejenige ist, nach der sich Alles in Staatsgeschäften richtet. Denn sobald er in eine Stube tritt, so pflegt er meistentheils so zu handeln." [1] Unbefangen schreibt die Fürstin dieserhalb an ihren Freund: „Folgendes ward mir und ist mir sehr hell, daß es eine gewisse Seite in Dir gibt, die mir von jeher und nach meinen gegenwärtigen Gesinnungen mehr als jemals anstößig ist, die sich im Ganzen bei Dir sehr verändert hat, die aber gewöhnlich wieder in Vorschein kommt, wenn Fremde, insbesondere Gelehrte oder sonst berühmte Leute sich um Dich her befinden. Es ist eine gewisse philosophische Koketterie, die ich besser fühlen als beschreiben kann. Sie gebiert eine gewisse Zudringlichkeit des Verstandes, ein Selbstwohlgefallen unserer Superiorität in den kleinsten, für einen Mann wie Du unbedeutendsten Dingen, eine Vertheidigungs- und Erklärungssucht — kurz, eine feuerwerksartige Activität, die der einfältigen, still erhabenen, so unabhängigen christlichen Größe so ganz zuwider ist. Ich bin unendlich weiter von dieser heiligen Stimmung der Fähigkeit selbst entfernt, als Du, liebster Franz; aber in keinem Zeitpunkte meines ganzen Lebens habe ich die göttliche Gestalt so lebhaft und fest in's Auge gefaßt, als in dieser für mich ewig denkwürdigen Epoche meines Lebens. Wäre sie mehr in mir, so würde ich selbst das, was ihr widerspricht, ganz anders tragen oder so zu rügen wissen, daß Lieb darin Lieb und die schöne Gestalt selbst erkennen würde. Aber weil sie nicht sowohl in als vor mir steht, so bin ich wie das Kind, das den Mond erhaschen will, sich härmt und grämt, daß man ihn ihm nicht darreicht; ich kann eine andere Gestalt, am wenigsten an Dir, als mit welchem

[1] Aus dem Tagebuch der Fürstin. S. 17.

Digitized by Google

jene schöne Gestalt in meiner Empfindung und Vorstellung am natürlichsten und habituellsten zusammentritt, neben ihr nicht ausstehen. Siehe, Liebster, so wird meine Stimmung gegen Dich Ungeduld"..... „Es scheint mir eine übertriebene Prätension von Klugheit an uns selbst, immer den Grad unserer Weisheit und Reinheit messen zu wollen. Der Mensch soll ja nicht wissen, ob er der Liebe oder des Hasses werth ist, und das ist überaus weise, denn er kann keins von beiden ohne Vermessenheit beurtheilen und ohne Übermuth oder Kleinmüthigkeit tragen. Wir sind, dünkt mich, gemacht zum Streben, stückweise den Willen unseres Vaters im Himmel zu thun; das zu viel Planmachen wird geboren von und gebiert Eigendünkel, Stolz und oft, sehr oft eine falsche Zufriedenheit mit dem Plane. Gerade in diesem beschwerlichern, aber sichern Weg des beständigen, stückweisen Strebens scheint mir das Kreuz zu bestehen, was wir auf uns nehmen sollen, mit dem Versprechen der Krone für den, der bis an's Ende beharrt." Im Freundschaftskreise der Fürstin Amalia von Gallitzin fühlt man sich überall in guter Gesellschaft; sittenlose Wahlverwandtschaften, verdeckte Frivolitäten waren dort unbekannt. Die fanden sich mehr in den Kulturkreisen von Weimar und Jena.

Wir müssen den Liebreiz, welchen die Fürstin im Freundesumgange an den Tag legte, noch höher schätzen und bewundern, wenn wir bedenken, daß sie, zumal in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens, von heftigen rheumatischen Hüftschmerzen, die eine oft recht drückende hypochondrische Stimmung im Gefolge hatten, heimgesucht wurde. Auch hierüber war die Fürstin Herrin, sie verstand es, alle Schmerzen für sich allein zu tragen, und wurden dieselben dennoch bemerkt, so sagte sie wohl: „Nicht ich bin traurig, sondern meine körperliche Umgebung ist es bloß."

Dazu kam noch manch' geistiger Schmerz, den ihr gekränkte Liebe bereitete. Bei all' ihrer Aufopferung für Andere wurde ihr oft schlecht gelohnt, ihre Ansichten wurden verkannt, ihre Handlungen mißdeutet. Sie betrachtete auch diese Leiden als ein Kreuz, das Gott ihr auferlegte des Heiles ihrer Seele willen; streng hielt sie sich an ihren Grundsatz, die Leiden jedes Augenblickes niemals durch trübseliges Erinnern an alles bereits Ertragene oder durch furchtsame Ahnungen zu erschweren. Sie hatte nur einen Wunsch: wenn die Dornen der Versuchungen ihre Seele zerrissen, ebenso treu an Christo sich zu hangen, als wenn der Herr ihr im Rosengewande entgegenträte. „Im Dornbusche,"

Digitized by Google

redet sie den Heiland an, „zeigtest du dich Moses und allen deinen Lieblingen. O stärke meine noch junge Neigung zu den Dornen, daß ich nimmermehr aufhöre, sie zu umfassen. Leiden und Leiden, bis ich reif werde ewig zur Liebe, das ist Leben." Und an einem andern Orte: „Ich preise dich, himmlischer Vater, mehr noch für die Leiden, die du mir gesendet hast, als für die unzählig vielen Freuden. Ach, freilich ist es ein Leichtes, dir zu danken in der seligen Stunde meiner Befreiung, doch du, der du die Nieren durchforschest, du weißt es, daß auch während meines tiefsten Leidens, selbst mitten unter meinem ungestümen Flehen um Licht, ich dir aufrichtig dankte für diese Leiden, mit der mir allein noch übrig bleibenden tröstlichen Überzeugung, daß mir diese Leiden ebenso zu meinem Wohl als jede Freude von dir verhängt wären, daß mein Fleisch allein, nicht mein Wille in Ungeduld wandelt. Ach, gib mir Kraft zur kräftigen Geduld und Sanftmuth mit mir selbst! In dem Grade als diese wird auch meine Geduld und Sanftmuth mit meinen Nebenmenschen zunehmen. Herr, erhöre mich. Amen." [1]

In den letzten Tagen ihrer Krankheit aber war der Fürstin stetes Gebet: Ich will nicht erlöst sein aus meinen Leiden, nicht einen Augenblick früher als Gott es will; er ist die Liebe und kann es nur wollen, weil es mich näher mit ihm vereinigt — und das will ich.

Die Fürstin starb am 27. April 1806. Overberg, der im angrenzenden Zimmer die heilige Messe las, spendete ihr während derselben die heilige Kommunion. Wenige Augenblicke später verschied sie.

Wenn wir uns das Bild der Fürstin so vergegenwärtigen, müssen wir mit dem Protestanten Nikolovius aussprechen: „Wie ekelt einen sonst alles so Gepriesene an, und wie sehnt man sich doppelt nach der Kraft, mit der die Fürstin die Welt überwunden hat." Amalia von Gallitzin war eine seltene Frau, groß, nicht durch hochmüthige Emancipation über die gewohnten Schranken des gesellschaftlichen Lebens, auch nicht durch einseitige Geistesbildung, sondern durch christliche Demuth und Unterwerfung alles menschlichen Wissens unter die Allmacht einer höheren göttlichen Erkenntniß.

Das ist wahre christliche Kultur.

J. B. Diel S. J.

---

[1] Aus dem Tagebuch der Fürstin. S. 14.

Digitized by Google

Aus grauer Vorzeit.

II.

Während uns für die Geschichte des 18.—15. Jahrhunderts v. Chr. die Keilschrifttexte so ziemlich verlassen, bieten uns die Prunkinschriften der ägyptischen Pharaonen willkommenen Aufschluß über die Schicksale des Euphrat-Tigris-Landes während dieses Zeitraumes. Das Jordanland befand sich damals bereits seit längerer Zeit im Besitze der Kanaaniter. Zersplittert in fast ebenso viele Königreiche, als ihr Land Städte und Städtlein zählte, vermochten sie der in der Pharaonen Hand concentrirten Macht von ganz Ägypten auf die Dauer nicht zu widerstehen. Nördlich und östlich von ihnen wohnten in weitem Kreise die Rotennu, deren Namen Lenormant von der uralten, frühverschollenen Stadt Resen (Gen. X., 12) herleiten möchte. Rotennu ist ein Sammelname für alle Völkerschaften Syriens und Mesopotamiens. Sie besitzen bereits ansehnliche Städte, als Karkemisch, Assur, Ninive, Singara, deren jede von ihrem eigenen König regiert wird; manche Stämme sind noch dem Nomadenleben ergeben. Wir wissen, daß noch unlängst G. F. Unger (Chronologie des Manetho, Berlin 1867, S. 179 f.) in Zweifel gezogen hat, ob in den betreffenden hieroglyphischen Berichten wirklich Assyrien, ja überhaupt auch nur das Land jenseits des Euphrat gemeint sei. „Assûr", meint er, sei nicht Assur; „Naharina" könne ebenso gut das Gebiet zwischen dem Euphrat und Belichas oder Chaboras sein; „Ninue" sei das syrische Ninive, d. i. Mabog oder Hierapolis am Euphrat; ein „Singara" finde sich auch bei Edessa. Es wird uns jedoch schwer, wo wir auf einem und demselben Fleck Erde die Eigennamen Naharina, Assur, Ninue, Singara beisammen finden, nicht an Aram-Naharain, Assur, Ninive und Sennaar zu denken. — Bereits Tuthmosis I., der dritte König der 17. Dynastie (nach Lepsius), eroberte Karkemisch, wichtig als bequemer Übergang über den Euphrat. Tuthmosis III. zog wiederholt über den Euphrat in's Land Naharina, empfing Tribut von den Königen der Rotennu und führte deren Thronerben als Geiseln mit sich fort nach Ägypten. Ähnliche Züge unternahmen Sethos I. und Ramses II., der Sesostris der Griechen, selbst Ramses XII. scheint noch eine wenigstens nominelle und partielle Oberherrschaft über Naharina geübt zu haben. Die Pharaonen ließen übri-

Digitized by Google

gens die einzelnen kleinen Königreiche bestehen. Mit der pünktlichen Entrichtung des Tributes zufrieden, sahen sie nicht ungern deren fortwährende gegenseitige Fehden, die jeder nachdrücklichen Coalition vorbeugten und Ägypten den Besitz dieser entlegenen Gebiete sicherten.

Indessen hat sich daselbst bereits eine einheitliche, einheimische Macht gebildet — Assyrien. Wir haben keinerlei Andeutung, daß die Nachfolger des Cissiers Chammuragas zu Babylon über Assyrien jenen Einfluß wieder gewannen, welchen ehedem die Dynastie Ismidagan's dort bethätigt hatte. Jenes Land, sich selbst überlassen, erstarkte. Anfangs scheint dort wie anderwärts jede Stadt ihren eigenen König gehabt zu haben; die bedeutendste derselben scheint Resen gewesen zu sein, deren Einfluß nachmals auf Assur (Kalah-Shergat) überging. Die ersten Könige von Assur, deren Namen uns die Monumente verrathen, sind auch bereits unbestrittene Beherrscher von ganz Assyrien; keine andere Stadt des Landes hat mehr ihren besonderen König.

Der erste uns bekannte assyrische König war Assurbelnisisu, der siebente Vorgänger des bereits erwähnten Teglathsamdan, also etwa 1400 v. Chr. oder noch früher. Zwischen ihm und Karatadas, dem Könige von Babylon aus der cissischen Dynastie, herrschte Friede. Sein Enkel Assurubalat gab sogar seine Tochter dem Sohne des Letzteren zur Gattin. Als dann Karahardas, die erste Frucht dieser Ehe, kurz nach seiner Thronbesteigung zu Babylon war ermordet worden, unternahm es Assurubalat, mit bewaffneter Hand seinen Enkel zu rächen; er vertrieb den Usurpator Nazibugas und setzte seinen andern Enkel Kurigalzu II. auf den Thron von Babylon. Bereits war Assyriens Einfluß auf das südlichere Stammland so groß, daß es demselben Könige geben konnte. Bald kam es besser. Schon der Nachfolger Assurubalats, Belnirer, rühmt sich, „das Heer der Cissier vernichtet zu haben"; deßgleichen des Letzteren Enkel Binnirar[1], dessen zweiter Nachfolger Teglathsamdan I. endlich Babylon selbst eroberte.

Teglathsamdans Vater Salmanassar I. ist der erste Erbauer von Kalah, welches späterhin eine Zeit lang Hauptstadt von Assyrien war; eben diese Stadt erwähnt Moses (Gen. X., 11) als eine zu seiner Zeit bereits erbaute Stadt. Es ergibt sich also auch hier ein Synchronismus mit der Genesis, den uns jedoch die Unbestimmtheit des assyrischen Datums (vor 1300) zu präcisiren nicht erlaubt. — Immerhin

[1] Siehe G. Smith im Daily-Telegraph, 14. Mai 1873.

Digitized by Google

bietet uns dasselbe eine schätzenswerthe Beleuchtung des betreffenden Textes der Genesis: „Von diesem Lande zog Assur aus und erbaute ... Kalah." Man zweifelte bislang, ob hier unter „Assur" der Stammheros Assur oder aber seine Nachkommen, das Volk der Assyrier, zu verstehen sei; andere wollten den hebräischen Text so übersetzt wissen: „Von diesem Lande zog er (Nimrod) nach Assur u. s. w." Nunmehr haben die Keilinschriften unzweifelhaft festgestellt, daß weder der Stammheros Assur, noch Nimrod, noch auch Nimrods Volk, die Babylonier, Kalah erbaut haben; es haben dieß vielmehr die Assyrier selbst gethan. — Noch auf eine andere Stelle der heiligen Schrift möchten wir hier aufmerksam machen. Assurs Heere waren, so viel uns bekannt, zu Moses' Zeit noch nicht bis an den mittleren Euphrat vorgedrungen; dennoch verkündet schon jetzt, an der Wiege seiner Macht, ein von Gott erleuchteter, wenngleich selbst gottloser, Prophet Assurs künftige Herrlichkeit. Mit dem Hinweis auf Assyriens dereinstige Größe, sowie auf das noch ungenannte Volk, das von Westen her zu Schiffe herüberkommen und den Orient unterwerfen soll — schließt die Weissagung Balaams (Num. XXIV).

Teglathsamban hatte Babylon seine eigenen, freilich tributären Könige und somit wenigstens einen Schein von Selbstständigkeit belassen; doch war hiemit der Kampf der beiden Weltstädte am Euphrat und am Tigris noch lange nicht zu Ende. Warum auch sollte Babel Assur, die Mutter der Tochter dienen? War nicht Assur von Babel ausgegangen? War nicht Babel die gemeinsame Heimath, die Bewahrerin der ältesten Traditionen, wie der ehrwürdigsten Heiligthümer? War sie nicht die Lehrerin der Weisheit und der Künste gewesen? Unversöhnlich ist die Eifersucht; Babylon, einst die Zuflucht der Semiten vor den andrängenden Turaniern, macht von jetzt an, um sich der semitischen Assyrier zu erwehren, mit den turanischen Stämmen Chaldäa's gemeinsame Sache. Im unzugänglichen Mündungsgebiete der zwei Ströme hinlänglich vor der eisernen Hand Assyriens geborgen, kämpfen diese Stämme jeder Zeit gerne im Solde der reichen Weltstadt und finden auch stets einen wirksamen, bald geheimen, bald offenen Rückhalt an den gleichfalls turanischen Älamiten. Endlose Kämpfe hat Assur mit den Völkern ringsumher zu bestehen; manche verschwinden vom Schauplatze der Geschichte, andere lernen stumm die Knechtschaft tragen — Babylons Widerstand ist ausdauernd, wie sein Haß. Nach Judäa und Älam wandern seine Gesandten, mit Ägypten und Phönizien, mit Ara-

Digitized by Google

bern und Syriern plant es seine Complotte, bis ihm endlich die Vernichtung der verhaßten Rivalin gelingt. — Das Verhältniß zu Babel ist für alle Zeit der sicherste Gradmesser der Macht Assyriens.

Schon Teglathsamban's Sohn, Belchodorossor, fällt in einer unglücklichen Schlacht mit dem bundbrüchigen Könige Binbaladan von Babylon. Assurdayan (ungefähr 60 Jahre vor Teglathpalassar I., also c. 1170) überzieht ganz Babylonien mit Krieg und schleppt reiche Beute mit sich nachAssyrien; aber wiederum sein Enkel Assurrisisu muß sich eines zweimaligen Angriffes des babylonischen Königes Nabuchodonossor (Nebukadnezar I.) erwehren. Es folgt Teglathpalassar I., dessen kriegerische Erfolge diejenigen seiner Vorgänger verdunkelten. Im Westen und Nordwesten Assyriens, im Gebiete des obern Euphrat und Tigris und weiter hinauf in Kappadozien wohnte eine Anzahl turanischer Völkerschaften, welche die Inschriften mit dem Gesammtnamen Nairi bezeichnen; die ansehnlichsten unter ihnen waren wohl die Muskaya (Mosoch der Bibel). Armenien zerfiel in mehrere kleinere Reiche, unter denen wohl dasjenige von Urarda, d. i. Ararat, das ansehnlichste war; über den ethnischen Charakter der Bevölkerung dieser Reiche herrschen immer noch Zweifel. Die wilden Gebirge von Kurdistan im Osten des Tigris beherbergten, wie schon erwähnt, zahlreiche turanische Stämme, welche von ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln aus jedes Eroberers spotteten. Zu beiden Seiten des mittleren Euphrat hatten sich verschiedene syrische Reiche gebildet. Zwischen dem Euphrat und dem Gebirge Amanus wohnte das Volk der Chatti, die Khetas der ägyptischen Denkmäler, die Hethäer der Bibel, südlich von ihnen, an der Küste, lagen die reichen phönizischen Handelsstädte. Bibel wie Monumente zeigen uns die Hethäer als eine mächtige, gefürchtete Nation. Der Pharao Ramses II. (Sesostris) schließt nach langen, fruchtlosen Kämpfen mit deren König Khetasar einen Friedens- und Freundschaftsbund, welcher für letzteren ebenso ehrenvoll als günstig war. Eine assyrische Inschrift, noch aus der Zeit Teglathpalassar's II., gibt dem Könige der Chatti den Titel sar, „König", während sie die Könige von Syrien und Chaldäa bloß malik, d. i. „Fürst", nennt. Das vierte Buch der Könige (VII., 6) zeigt uns den mächtigen König Benhadad von Damaskus, wie er aus Furcht vor den Hethäern die Belagerung Samaria's aufhebt: „Es ließ der Herr im Lager der Syrier ein Geräusch wie von Kriegswagen und Rossen und einem zahlreichen Heere vernehmen; und sie sprachen der Eine zum Andern: Siehe, es hat der König von Israel die Könige

Digitized by Google

der Hethäer und Ägypter wider uns gedungen und sie kommen über uns. — Da erhoben sie sich und flohen in der Dunkelheit und ließen ihre Zelte und ihre Pferde und Esel im Stiche, das ganze Lager, wie es war, und hatten Eile um ihr Leben." Nach dem Zeugnisse der Denkmäler, wie der Bibel, bestand die Stärke dieses Volkes in seinen Rossen und Kriegswagen; von dorther, wie auch aus Syrien und Ägypten, bezog Salomo seine Gespanne (3 Kön. X., 29). — Gegen alle diese Völker führte Teglathpalassar I. glückliche Kriege; das „obere" wie das „untere" Meer, d. i. das kaspische und das Mittelmeer, erreichten seine Heere. Die Niederlage, welche ihm später Merodach-nadin-achi von Babylon beibrachte, scheint nicht bedeutend gewesen zu sein, da er einige Zeit nachher wieder im Stande war, die Städte Babyloniens, eine nach der andern, zurückzuerobern. Mit Assurrabamar, seinem dritten Nachfolger, endete jedoch die erste Glanzepoche des Reiches (c. 1050): er verlor in einer Schlacht gegen die Hethäer alle Eroberungen westlich vom Euphrat. Weiter wissen wir nichts von ihm; von seinen Nachfolgern kaum mehr als die Namen, und auch diese vielleicht nicht alle. Daß Babylon die Gelegenheit wahrnahm, das verhaßte Joch abzuschütteln, darf wohl nicht bezweifelt werden. Allem Anscheine nach fällt in eben diesen Zeitraum die Machtentfaltung des jüdischen Reiches unter David; als dieser König siegreich bis an den Euphrat vordrang, stellte sich ihm nirgendswo ein assyrisches Heer entgegen.

Mit Binnirar II. beginnt 893 v. Chr. der uns erhaltene Theil des Eponymen-Kanons[1]. Sein zweiter Nachfolger Assurnazirpal

[1] Es ist mehrfach die Frage erörtert worden, ob nicht der Kanon, wie er uns vorliegt, Lücken enthalte. Dr. Oppert's Annahme, daß unmittelbar vor Teglathpalassar II. ganze 46 Jahre einzuschalten seien, darf wohl als erledigt angesehen werden. Nicht zu mißachten ist die Ansicht des D. H. Haigh's (in Lepsius' Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, 1870), welche zwischen Salmanassar IV. (von uns im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift 1873, IV. S. 142 Salmanassar II. genannt) und Samsibin die zwanzigjährige Regierung Assurdaninpals und eine erste Zerstörung Ninive's einschaltet. Sie empfiehlt sich unter andern Gründen dadurch, daß sie für den Zeitraum von Jehu bis zur Eroberung Samaria's den assyrischen Kanon mit der biblischen Chronologie wenigstens des Reiches Israel in Einklang bringt, während jener sonst von dieser um 20 Jahre, von der Chronologie des Reiches Juda sogar um 40 Jahre differirt. Da jedoch auch diese Ansicht einer zwingenden Begründung noch ermangelt, so betrachten wir den Kanon vorläufig als ununterbrochen und bestimmen demgemäß die Regierungszeit der einzelnen Könige. Von Samsibin herab ist seine Integrität ohnehin über jeden Zweifel erhaben.

Digitized by Google

(883—858) ist eine der uns am besten bekannten assyrischen Königsgestalten. Das britische Museum besitzt sogar sein Standbild; aufrecht steht er da, in der Rechten eine Sichel, in der Linken ein Opfergeräthe; das lange, mit reichen Fransen besetzte Gewand hält um die Lenden ein Gürtel zusammen; Haupt- und Barthaar ist künstlich gekräuselt; auf der Brust liest man die Inschrift: „Assurnazirpal, der große mächtige König, Herr der Heerschaaren, König von Assyrien, Sohn Teglathsamdan's (II.), des großen mächtigen Königs, des Herrn der Heerschaaren, Königs von Assyrien, des Sohnes Binnirar's, des großen mächtigen Königs, Königs von Assyrien. Ihm gehörte das Land von den Ufern des Tigris bis an den Libanon; er unterwarf seiner Herrschaft die großen Meere und alles Land vom Aufgang bis zum Niedergange." Dieser König erhob das etwa 40 englische Meilen oberhalb Assur am Tigris gelegene Kalah (jetzt Nimrud) zur Hauptstadt des Reiches. Hier erbaute er sich auf einer erhöhten Plattform, welche weithin Aussicht gewährt, einen Palast, 360′ lang und 300′ breit, es ist dieß der sogenannte Nordwestpalast. Die beiden Haupteingänge werden von Löwenkolossen mit Menschenhaupt (Höhe und Länge 12′) bewacht. In der Mitte des Baues befand sich eine, wahrscheinlich nicht gedeckte, Halle von 120′ Länge und 90′ Breite, rings umgeben von größeren und kleineren Gemächern. Die Wände sind vielfach mit Basreliefs und Inschriften geschmückt. Nahe bei diesem Palaste erbaute er seinem Kriegsgotte einen Tempel, in welchem man auf einer 21′ langen, 16′ 7″ breiten und 1′ 1″ dicken Alabasterplatte die umfangreichste aller bisher aufgefundenen assyrischen Inschriften entdeckte. „Als ich eines Tages," erzählt Layard, der Entdecker all' dieser verschütteten Herrlichkeiten[1], „an einer entlegenen Stelle des Ruinenhügels mich befand, drang der Wohlgeruch von brennendem Cedernholz zu mir. Die mit der Ausgrabung des kleinen Tempels beschäftigten Araber waren auf einen Balken gestoßen und hatten denselben, weil die Witterung eben kalt war, angezündet, um sich am Feuer zu wärmen. Er war von Cedernholz, wahrscheinlich einer jener Stämme, die der Erbauer des Tempels — so sagt uns die Inschrift — vom Libanon herschaffen ließ. Nach nahezu drei Jahrtausenden bewahrte er noch den ihm eigenthümlichen Wohlgeruch. Mehrere solcher Balken wurden entdeckt, überhaupt bestand ein guter Theil des Schuttes aus Cedernholzkohle. Augenscheinlich waren

[1] Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon. London 1853, S. 357.

der ganze Oberbau des Gebäudes, Dach und Fußboden, ähnlich wie beim Tempel Salomo's, aus diesem kostbaren Material verfertigt."

Assurnazirpal war ein ebenso kriegerischer als grausamer Herrscher. Abtrünnige Könige wurden nicht selten lebendig geschunden, ihre Städte dem Erdboden gleich gemacht. Hauptschauplatz seiner Kriege war Armenien und Kappadozien; auch einen Aufstand Babylon's mußte er in den ersten Jahren seiner Regierung niederschlagen. Jedes Jahr sah ihn an der Spitze seiner erprobten Heerschaaren ausziehen, um den Tribut der Vasallen einzutreiben, die Säumigen zu züchtigen, neue Völkerschaften sich zinsbar zu machen. Assur ist — um uns eines Bildes des Propheten Isaias (VII., 18) zu bedienen — die Biene, welche alljährlich die blühenden Auen Vorderasiens heimsucht, um den Honig der Völker in die Waben der Großstädte am Tigris einzusammeln. Krieg und Jagd galten dem Assyrer als ebenbürtige Beschäftigungen, begründeten gleicherweise den Ruhm des Königs. Assurnazirpal war auch ein kühner und glücklicher Jäger; neben den Siegen, die er erfochten, verzeichnet er die Löwen und Auerochsen, die er erlegt; zu Arabus besteigt er — er, der erste unter den assyrischen Großherrn — ein Schiff und erlegt mit eigener Hand einige Delphine, eine Großthat, deren Andenken seine Prunkinschriften uns aufbewahrt haben.

Auf Assurnazirpal folgte sein Sohn Salmanassar IV. (858—823), der sich zu Kalah einen neuen Palast erbaute, jedoch auch schon zu Ninive residirte. Von seinen Thaten erzählt uns u. A. der schwarze Obelisk von Kalah (etwa 6' 6" hoch). Eine fünffache Reihe sorgfältig gearbeiteter Basreliefs schmückt dessen vier Seiten; zwischenher und unterhalb derselben sind die Inschriften angebracht. Hier sehen wir den König, von seinen Eunuchen gefolgt, den Abgesandten König Jehu's von Israel empfangend: ehrfurchtsvoll liegt derselbe am Boden, hinter ihm stehen die Überbringer des Tributes. Lehrreich ist da auch die Betrachtung der Geschenke, welche andere Völker dem Könige darbringen. Da sieht man den indischen Elephanten, das baktrische Dromedar, verschiedene Affen. Liegt hierin zwar noch kein Grund zur Annahme, daß dazumal die assyrischen Heere ihren Weg bis Baktrien und Indien gefunden hatten, so zeigt es uns doch, wie tief bereits in's Innere Asiens der Ruf ihrer Macht gedrungen war. — Salmanassar war nicht weniger kriegerisch als sein Vater. Im Osten bekriegte er der Reihe nach die meist turanischen Völkerschaften und drang bis zu dem Landstriche vor, der später Media Rhagiana hieß, südlich vom

Digitized by Google

kaspischen Meer und vom Elbrus. Dort stieß er (c. 835) zum ersten Mal auf das Volk der Madai, der „Meder", welche damals noch lange nicht jenes ganze Gebiet inne hatten, das später nach ihnen Medien genannt wurde. Am meisten Interesse haben aber für uns die Berichte dieses Königs über seine nach dem Westen gerichteten Unternehmungen. Der Name „Kanaan" scheint den Assyrern unbekannt gewesen zu sei. Die älteste und zugleich allgemeinste Bezeichnung jener Gegenden war mat acharri, das „Westland", eigentlich das „Hinterland" (der Orientale blickt bei Bestimmung der Weltgegenden nach Osten); Binnirar III. rechnet zum „Westlande": Phönizien, Israel, Edom, Philistäa. Ständige Bezeichnung des Reiches Israel ist: „Land Amri" oder „Land des Hauses Amri" — allem Anscheine nach erfreute sich der Erbauer Samaria's im Auslande eines großen Namens —; einmal auch erscheint dieses Reich unter dem ihm eigenthümlichen Namen „Israel". Neben ihm kennt der Assyrier auch „das Land Juda", dessen Lage „eine weit entfernte ist"; dasselbe scheint mitunter auch unter dem Namen Pilasta (Philistäa, Palästina) miteinbegriffen zu werden. Eine andere Bezeichnung endlich, so umfassend wie diejenige des „Westlandes", war die Bezeichnung „Land der Chatti"; obgleich die eigentlichen Chatti (Hethäer) nur im Norden am Orontes zu finden waren, so begriff man doch auch mitunter unter dem Namen „Land der Chatti" Syrien, Phönizien, Juda und Israel, Edom, Moab und Philistäa mit ein. — In seinem fünften oder sechsten Regierungsjahre schlug Salmanassar zu Karkar die verbündeten Könige des Westens (vgl. 3 Kön. XX., 1); die vornehmsten unter ihnen waren Benhadad von Damaskus mit 20,000 Mann Fußvolk, 1200 Reitern und ebenso vielen Kriegswagen, Irchulin von Hamath mit 10,000 Mann Fußvolk, 700 Reitern und ebenso vielen Kriegswagen, Ahab von Israel[1] mit 10,000 Mann Fußvolk und 200 Kriegswagen. Das Reich Hamath erwähnt die heilige Schrift (1 Paral. XVIII., 9) schon zur Zeit Davids. Salmanassar berichtet uns Folgendes über seinen Sieg: „Diese zwölf Fürsten leisteten einander Hilfe und zogen mir entgegen zur Schlacht.

[1] Das Bündniß Ahabs mit Benhadad gehört wohl in eines der drei letzten Lebensjahre Ahabs (vgl. 3 Kön. XXII., 1), 879—877; Salmanassar's Zug — selbst wenn wir D. H. Haigh's Korrektur des Kanon (s. o.) in Betracht ziehen — fällt 874 oder 873. Wir haben also einen Unterschied von wenigstens 4 Jahren, wahrscheinlich in Folge irgend einer corrumpirten Zahlangabe des heiligen Textes.

Digitized by

Unter dem erhabenen Beistande Assurs, meines Herrn, mit der gewaltigen Macht, welche der große, vor mir einherschreitende Schirmherr mir verlieh, kämpfte ich mit ihnen. Von der Stadt Karkar an bis hin gegen Kirzau bereitete ich ihnen eine Niederlage. 14,000 Mann ihrer Truppen tödtete ich; wie Gott Bin ließ ich über sie das Wetter herniederfahren ... Die Oberfläche des Wassers füllte ich mit den Leichen (?) ihrer Soldaten; mit den Waffen streckte ich ihre Anführer nieder .... Während jener Schlacht nahm ich ihre Wagen, ihre Reiter, ihre Pferde, ihre Gespanne ihnen ab." — Weitere Züge gegen Benhadad fanden statt im 10., 11. und 14. Regierungsjahre des Königs; im letzteren Jahre führte er nicht weniger als 120,000 Mann über den Euphrat. In seinem 18. und 21. Jahre findet er bereits Hazael auf dem Throne von Damaskus, neben ihm Jehu von Israel.

Der Abend dieser langen und glücklichen Regierung war stürmisch. Des Königs zweiter Sohn, Assurdaninpal, erhob wider den Vater die Fahne der Empörung und verwickelte fast ganz Assyrien in seinen Abfall. Babylon machte sich unabhängig. Wie lange dieser Zustand gedauert, wissen wir nicht; schwerlich nahm er unmittelbar mit dem Tode Salmanassars IV. ein Ende. Später gelang es dem Erstgebornen Samsibin (823—810), den Eindringling zu bewältigen. Nun galt es die Wiederunterwerfung der abgefallenen Vasallen. Mesopotamien (das südliche Nairi) wurde dauernd unterworfen; manche Landschaften, welche bisher unter eigenen Königen gestanden hatten, wurden zu assyrischen Provinzen gemacht und von Statthaltern regiert, deren Namen nunmehr mit denjenigen der übrigen Beamten im Eponymen-Kanon wiederkehren. Die verbündeten Babylonier und Älamiten wurden aufs Haupt geschlagen, von 7000 Gefangenen, um die Empörer zu schrecken, sogleich 5000 auf dem Schlachtfelde selbst niedergemetzelt. Im Nordosten drang Samsibin vor bis zu dem schwer zugänglichen, aber reich bevölkerten Lande Giralbunda, mit seinen 500 unter verschiedenen Königen stehenden Städten, von den andern Ländern getrennt durch eine hohe Bergkette, „mit drei durch die Wolken hindurch bis zum Himmel hinanragenden Kuppen, deren Gipfel nicht der Vogel in seinem Fluge zu erreichen vermag." Gemeint ist jedenfalls die Gegend am Südostende des kaspischen Meeres und die Kette des Elbrus mit den schneeigen Gipfeln des Demavend.

Nach Westen hin scheint Samsibin nichts von Bedeutung unternommen zu haben. Anders sein Nachfolger Binnirar III.

Digitized by Google

(810—781), der mit einem uns bisher unbekannten Könige Mariah von Damaskus, jedenfalls dem Nachfolger Benhadad' III. (4 Kön. XIII., 24), zu thun hatte. „Vom Euphrat an unterwarf ich mir das Land der Chatti, das Westland nach seinem ganzen Umfange: Tyrus, Sidon, das Land Amri, Edom, Philistäa, bis hin zur großen See nach Sonnenuntergang zu. Zahlung von Tribut legte ich ihnen auf. Auch gegen das Land Imirisu (d. i. das Reich Damaskus) zog ich, wider Mariah, den König vom Lande Imirisu; in seiner Königsstadt Damaskus schloß ich wahrlich ihn ein. Gewaltiger Schrecken Assurs, meines Herrn, überfiel ihn, meine Füße umfaßte er, er unterwarf sich. 2300 Talente Silbers, 20 Talente Goldes, 3000 Talente Kupfer, 5000 Talente Eisen, Gewänder.... seine Reichthümer, seine Schätze ohne Zahl nahm ich in seiner Residenz Damaskus inmitten seines Palastes in Empfang." — Im iranischen Hochlande hat die Wanderung der Arier nach Westen, das, was Ktesias sehr verfänglich den „Aufstand der Meder" nennt, ihren Anfang genommen. Die Meder haben die turanischen Parther nach dem Nordosten verdrängt, arische Staaten haben sich bis an den Westrand des Hochlandes zwischen die turanischen Völkerschaften eingeschoben. — Interessanter als die etwas monotonen Schlachtenberichte ist ein der Regierung dieses Königs entstammtes, von Loftus aufgefundenes Monument, eine Statue des Gottes Nebo: der Künstler hat sein Werk „seinem Gebieter Binnirar und seiner Gebieterin Semiramis" gewidmet. Mit Recht hat man in letzterer die Semiramis Herodots (I., 184) wieder erkannt: „Semiramis," sagt er, „hatte den Thron fünf Generationen vor Nitokris inne. Sie führte sehenswerthe Dammbauten in der Ebene von Babylon auf, um den Strom, der bis dahin die Umgegend ungehindert überschwemmt hatte, einzuschränken." [1] Herodot so gut wie unser Monument zeichnen diese Königin in besonderer Weise aus; sie ist die einzige Königin, deren Name auf den Monumenten genannt wird: die übrigen Zierden des großherrlichen Harems haben die Assyrier der Erinnerung nicht werth gehalten [2]. Woher

[1] Herodots Nitokris lebte c. 600; drei Generationen rechnet er auf das Jahrhundert; somit gehört seine Semiramis der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts an. — Von der älteren Semiramis des Ktesias wissen die Monumente nichts.

[2] Wozu auch? Eine Tochter an den Harem abgeben, war unter Assurbanipal eine von den Verpflichtungen, die besiegten Königen in der Regel auferlegt wurden. Bezeichnend für die Stellung des Weibes in Assyrien ist auch folgendes, von G. Smith im Daily-Telegraph (20. September 1873) mitgetheiltes Document: „Siegel

Digitized by Google

dieſe Auszeichnung? — „Man hat," ſagt F. Lenormant (Manuel d'histoire ancienne etc., 1869, t. II. p. 76.), „zur Löſung dieſes Räthſels zuerſt eine Alleinregierung der Semiramis nach dem Tode ihres Gemahls angenommen. Allein dieſe Annahme widerlegt der Eponymen-Kanon, der von einer ſolchen Alleinregierung nichts weiß. Wir denken, die einzig denkbare Erklärung iſt die, daß man Binnirar und Semiramis als den Ferdinand und die Iſabella Meſopotamiens betrachte. Immer ausgeſprochener zeigte ſich Babylons und Chaldäa's Beſtreben, einen von Aſſyrien unabhängigen Staat zu bilden; zur Zeit Binnirars war dasſelbe ſchon ſehr nachhaltig und der Tag war nicht mehr ferne, wo die Trennung definitiv ſtatthaben und den Sturz Ninive's nach ſich ziehen ſollte. Iſt es bei ſolcher Sache nicht natürlich, daß ein aſſyriſcher Herrſcher ſeine Autorität in Chaldäa durch eine Heirath mit einer Tochter des ihm tributären Königs dieſes Landes zu befeſtigen ſuchte? Dadurch konnte er ſich in den Augen auch der babyloniſchen Bevölkerung ein rechtmäßiges Anrecht auf den Beſitz des Landes und einen Antheil an der dem angeſtammten Regentenhauſe gezollten Anhänglichkeit erwerben. Semiramis iſt alſo nach uns eine von Binnirar geehelichte babyloniſche Königstochter, die nominell zu Babylon regierte, während ihr Mann zu Ninive herrſchte, und welche von den Babyloniern als alleinige Herrſcherin in deren Annalen verzeichnet wurde. Gewiß erfreute ſie ſich einer ganz ausnahmsweiſen Stellung und wurde ſie als regierende Königin für einen Theil des Reiches betrachtet: ſonſt wäre ſie nimmermehr auf einem offiziellen Denkmal wie die Neboſtatue in gleicher Linie mit dem Könige ſelbſt erwähnt worden." Zur gleichen Anſicht neigt auch G. Rawlinſon.

Von Binnirars Nachfolgern, Salmanaſſar V. (781—771), Aſſuredilel II. (771—753) und Aſſurnirar (753—745) iſt wenig zu melden. Was wir von ihnen wiſſen, erfahren wir aus einem Bruchſtücke des Kanon, das neben dem jedesmaligen Jahres-Eponymen kurz die Ereigniſſe des Jahres verzeichnet. Salmanaſſar V. war in endloſe Kriege in Armenien verwickelt, nur einmal (775) wird ein Zug „nach dem Cedernlande", ein anderes Mal (773) „nach Damaskus"

---

der Frau Daliya, der Beſitzerin des verkauften Mädchens. Ihre Tochter Anaddalati, 5 subdu hoch, hat ſie verkauft; die Palaſtzoſe Akhatilla kaufte ſie in Gegenwart Daliya's für 11 Unzen Silber. Nach Abſchluß des Handels gab ſie das Mädchen und empfing das Geld. Der Richter hat den Contrakt beſtätigt. So geſchehen am 22. des Monats Sebat, Eponymie des Königs Sennacherib" (687 v. Chr.).

Digitized by Google

erwähnt. Unter Assuredilel II. fehlen — das letzte Jahr (754), welches ein Zug nach Arpad (vgl. 4 Kön. XIX., 13., drei deutsche Meilen nördlich von Aleppo) auszeichnet, ausgenommen — alle Züge in entfernte Länder; dafür nehmen die Aufstände in nächster Nähe überhand: „Unruhen in Libzu, Unruhen in Arapha, Unruhen in Gazan;" bemerkt wird die Sonnenfinsterniß vom 15. Juni 763, die großen Schrecken verbreitet zu haben scheint, und eine zweimalige Pest (765 und 759). Dazwischen taucht die sonst ungewohnte Bemerkung „im Lande" auf (768, 764, 757, 756): d. h. der schwache König blieb unthätig daheim, das Volk machte seiner Kampflust durch Aufstände im eigenen Lande Luft. Bei Assurnirar vollends trifft auf acht Regierungsjahre fünf Mal die Bemerkung „im Lande", zwei Jahre (749, 748) nimmt ein Zug nach dem in nächster Nähe befindlichen Namri ein, das letzte Jahr (746) schließt mit „Unruhen in Kalah," d. i. in der Reichshauptstadt. Ein Aufstand in der eigenen Hauptstadt machte der Dynastie ein Ende und ebnete Teglathpalassar II. den Weg zum Throne.

III.

Die heilige Schrift (2 Paral. XXVI.) gibt uns einen hohen Begriff von der Macht des Königs Azarias von Juda: Ackerbau und Gewerbe blühen unter seiner langen Regierung, nach Süden und Osten erweitern sich die Grenzen des Reiches, neue Festungen sichern dessen Zugänge, ein zahlreiches, wohlgerüstetes und sieggewohntes Heer trägt weit hinaus den Ruf seines Namens. Neben ihm, im Nachbarreiche Israel, hat Menahem durch Grausamkeit und Verrath die Krone an sich gerissen. „Da zog herauf in's Land Phul, der König von Assyrien; und Menahem gab dem Phul tausend Talente Silbers, daß er ihm helfe und seine Herrschaft befestige; und der König von Assyrien zog ab und verweilte nicht im Lande." (4 Kön. XV., 19. 20.) Den Bericht über diesen Heereszug haben uns die assyrischen Quellen ebenfalls aufbewahrt. Zwar fehlt zu Anfang der Inschrift der Name des assyrischen Königs, dem dieselbe angehört: aber der Synchronismus mit Azarias und Menahem, die beide in derselben genannt werden, bürgt uns dafür, daß jener König eben kein anderer sein kann als der biblische Phul. Er war, so scheint es, wider die verbündeten Könige von Hamath, Israel und Juda ausgezogen. „Neunzehn Distrikte von Hamath sammt den Städten, welche in ihrem Bereiche sind, am Westmeere gelegen, die in treuloser Rebellion zu Azarias von Juda übergegangen

Digitized by

waren, schlug ich zum Gebiete von Assyrien. Meine Kriegsobersten, meine Beamten setzte ich über sie" — so schließt der leider sehr fragmentarische assyrische Bericht. Menahem von Israel und Eniel von Hamath werden sodann unter den Fürsten aufgeführt, welche Tribut entrichteten: nicht so Azarias. Das ist bedeutsam. Fast scheint es, der assyrische Großherr sei dem Zusammenstoße mit dem kriegerischen Azarias klug ausgewichen, eine Annahme, die sehr wohl zu der Bemerkung der heiligen Schrift paßt, „es habe Phul nicht länger im Lande verweilt". Gegen wen aber sollte er Menahem „helfen"? Wohl nicht gegen Juda, dessen Bundesgenosse Menahem eben erst gewesen war; am wahrscheinlichsten wohl gegen die Großen seines eigenen Landes, die ihn jüngst noch als ihres Gleichen betrachtet hatten und darum jetzt nur mit Widerwillen als ihren Gebieter anerkannten. Menahem suchte durch Eingehung eines Vasallen-Verhältnisses seiner Herrschaft die assyrische Anerkennung zu sichern und so sein Ansehen im eigenen Lande zu befestigen.

Aber wer war dieser König Phul? — Die heilige Schrift nennt ihn einen König von Assyrien und kennt neben ihm noch Teglathpalassar, ebenfalls König von Assyrien; Berosus, ein sehr zuverlässiger Schriftsteller, nennt ihn einen Chaldäer; der Eponymen-Kanon läßt zwischen den am Schlusse unseres vorigen Abschnittes erwähnten assyrischen Königen und Teglathpalassar II. für Phul keinen Raum. Wir würden diese noch immer dunkle Frage hierorts vielleicht gar nicht berührt haben, wäre nicht hier ein sonst sehr gediegener Schriftsteller [1], Angesichts „einer platterdings nicht hinwegzudeutenden chronologischen Differenz" zwischen Bibel und Monumenten, zu dem Schlusse gekommen: „Man sieht, Palliativmittel, so gut sie gemeint sind, helfen hier nichts; man muß sich entschließen, den zu Tage liegenden Thatsachen offen in's Angesicht zu blicken. Die Künstlichkeit der biblischen chronologischen Bestimmungen ist sowohl für die Zeit diesseits als für diejenige jenseits 722 zuzugeben." Wir sind bereits (1873, IV. S. 148 ff. dieser Zeitschrift) für die biblische Chronologie diesseits 722 eingetreten; wir wollen es jetzt versuchen, darzuthun, daß auch die Künstlichkeit der biblischen Chronologie, wenigstens für die nächsten Jahrzehnte, jenseits 722 noch lange keine bewiesene Sache ist.

[1] Dr. E. Schrader: Die Keilinschriften und das Alte Testament, Gießen 1872, S. 119 und 301.

Digitized by Google

Wir gestehen auch jetzt noch zu, was wir damals einräumten, daß „in die biblische Chronologie vor der Eroberung Samaria's unzweifelhaft einige Fehler sich eingeschlichen haben"; wir werden selbst weiter unten deren zwei namhaft machen; allein wir glauben ebensowohl hervorheben zu müssen, daß man schwerlich je die Berichtigung dieser Fehler erzielen wird, so lange man wegen dieser oder jener *anscheinend* unlösbaren Differenz über die ganze biblische Chronologie den Stab bricht. Aufgabe des Geschichtsforschers ist es da vielmehr, mit ausdauerndem Fleiße ein jedes Datum *im Einzelnen* zu prüfen und vor Allem keine seiner Quellen preiszugeben, so lange nicht triftige historische Gründe dieß unabweisbar verlangen. — Wenden wir diesen Grundsatz auf die Discussion der Phulfrage an und prüfen wir zunächst die von Dr. Schrader zu Ungunsten der biblischen Chronologie beigebrachten Gründe.

Zunächst entwickelt Dr. Schrader folgendes Argument (S. 118 ff.): Der ungenannte König von Assyrien, der mit Azarias und Menahem zu thun hatte, ist Teglathpalassar II.; nun aber schließt die Regierung des Königs Azarias von Juda nach der recipirten biblischen Chronologie 758, während nach dem vollkommen bewährten assyrischen Eponymen-Kanon die Regierung Teglathpalassars II. erst von 745 ab, d. h. volle dreizehn Jahre später datirt wird: also liegt hier die biblische Chronologie im Argen.

Daß nach den Angaben der Bibel, wie wir sie jetzt vor uns haben, die Regierung des Azarias 758 schließt, diejenige Teglathpalassars hingegen im Eponymen-Kanon erst von 745 ab gerechnet wird, geben wir ebenso unbedenklich zu, wie die Identität zwischen Phul und Teglathpalassar: die Vergleichung der Texte des ungenannten Königs, der Azarias erwähnt und Menahem unter seinen Vasallen aufführt, mit unzweifelhaften Inschriften Teglathpalassars II., fordert diese Identificirung. Nur legen wir gegen die Folgerung Verwahrung ein, welche Dr. Schrader aus jenen Prämissen zieht. Warum sollten wir nicht ebenso gut folgern dürfen: also fällt möglicher Weise ein Theil der *faktischen* Regierung Teglathpalassars II. noch vor die Zeit, von der ab der Kanon seine Regierung datirt? — Diese Auffassung hat den Vortheil, daß sie der Bibel sowohl, wie den Monumenten gerecht wird. Gelingt es uns somit, deren Zulässigkeit, ja Wahrscheinlichkeit genügend darzuthun, so fällt — bis auf weiteren, positiven Beweis — das über die biblische Chronologie ausgesprochene, unbedingte Verdikt.

Digitized by Google

Und ist es denn wirklich so undenkbar, daß die faktische Regierung Teglathpalassars sich von einem früheren Zeitpunkte an datire, als der im Kanon angegebene ist? Blicken wir noch einmal auf die Regierungen seiner unmittelbaren Vorgänger zurück. Während der dreizehn letzten Jahre Assuredilels II. finden wir nur einmal einen Zug jenseits und zwar gar nicht weit jenseits des Euphrat, nach dem westlich gelegenen Arpad verzeichnet; kein Zug nach dem Norden (Armenien), kein Zug nach dem Süden („dem Stromlande", d. i. Babylonien und Chaldäa), keiner nach dem Osten: nichts als Aufstände im Stammlande selbst. Assurnirars Regierung ist vollkommen unthätig und findet in einer Empörung der Hauptstadt ihr ruhmloses Ende. Diese Empörung führt zur Thronbesteigung Teglathpalassars, vielleicht hatte sie dieselbe auch bezweckt; einige der vornehmsten Beamten des vorangegangenen Regnums[1] bekleiden auch beim neuen Herrscher die einflußreichsten Ämter, während alle übrigen Großwürdenträger wechseln; das läßt beinahe eine Palastrevolution vermuthen, bei welcher jene Herren die Hände mit im Spiele gehabt haben mögen.

Wir haben es also unmittelbar vor der Thronbesteigung Teglathpalassars II. mit einem Königthum ohne Kraft und Ansehen zu thun: keine Spur des früher so weit reichenden assyrischen Einflusses, kein Akt königlicher Oberhoheit in den ehedem zinspflichtigen Landschaften. Hier drängt sich uns die Frage auf: wie hat sich Babylon zu dieser Regierung gestellt? Babylon, das selbst den thatkräftigsten assyrischen Herrschern allezeit zu schaffen machte? Undenkbar ist, daß es das Joch gutwillig zu tragen fortfuhr zu einer Zeit, wo jeder es ungestraft abschütteln durfte. Babylon, schließen wir also, hat den schwachen Vorgängern Teglathpalassars den Gehorsam gekündet, es ist, dießmal vielleicht ohne Schwertstreich, seiner Zwingherren ledig geworden.

Gesetzt nun, Teglathpalassar war vor 745, von wo ab der offizielle Kanon seine Regierung rechnet, noch nicht, faktisch wenigstens, König, sondern etwa bloß ein tapferer Soldat, der im gegebenen Augenblicke Scepter und Krone an sich riß — wie mußte sich Babylon zu ihm, dem Assyrier, stellen? Babylon wäre nicht Babylon gewesen, wenn es sich nicht seiner Herrschaft mit aller Macht erwehrt hätte. Und was that

[1] Der Haremsoberste Bildanil und der Landeshauptmann Binbilukin; während letzterer in seiner einflußreichen Stellung verblieb, wurde ersterer zum wichtigen Posten eines Commandanten der Reichshauptstadt Kalah befördert.

Digitized by Google

Babylon? „Am 13. des Monats Jjjar" (745), sagt uns der Kanon, „setzte sich Teglathpalassar auf den Thron; darauf zog er nach dem Strome", d. i. nach Babylonien; deßgleichen später in den Jahren 737 und 731. — Und wozu? Etwa, um sich mit bewaffneter Hand in Babylon und den andern Städten des Landes Anerkennung zu erzwingen? Nichts weniger als das. Der Bericht seiner Unternehmungen im Stromlande ist uns in seinen Inschriften ganz vollständig erhalten. Seine Kriege gelten hier nur jenen kleinen südchaldäischen Fürstenthümern, welche, hart an der Mündung des Doppelstromes gelegen und geschützt durch ausgedehnte Sümpfe und ein Netz von Kanälen, bisher weder Assur noch Babylon zinspflichtig gewesen waren: so den Reichen von Beth-Silan und Beth-Amukkan (745 oder 737), später dann (731 — die Erwähnung dieser Kriege fehlt in der ältern Prunkinschrift) auch dem Reiche von Beth-Sahalli und dem Merodach-Baladan, von Beth-Jakin, „dem Meereskönige, welcher zur Zeit früherer Könige zur Leistung von irgend welchem Tribute nicht gekommen war und ihre Füße nicht geküßt hatte." In Babylonien selbst verrichtet er nur Thaten des Friedens: er bringt in Babylon, Borsippa, Kutha, Nipur, Erech und einigen andern Städten den Göttern feierliche Opfer dar. Gleich aber im zweiten Jahre seiner Regierung (744) unternimmt er einen Kriegszug ostwärts, bis tief hinein in das Herz Mediens. Das konnte der Stifter einer neuen assyrischen Dynastie nur dann wagen, wenn er Babylons in seinem Rücken vollkommen sicher war.

Diese Erwägungen drängen uns zu der Überzeugung hin, daß Teglathpalassar, noch ehe er sich zu Kalah „auf den Thron setzte", Herr von Babylon war. Ganz dasselbe gibt uns Berosus zu verstehen, wenn er Phul, den Doppelgänger Teglathpalassars, den Begründer einer neuen Dynastie, einen „König der Chaldäer" nennt, eine Benennung, die, wie uns scheint, nicht hinreichend damit motivirt wird, daß man sagt, Teglathpalassar-Phul habe laut den Monumenten die „Chaldäer" wirklich beherrscht: so könnte man ja auch Cyrus einen Jonier nennen. Zweifelsohne war Phul ein assyrischer Vasallenfürst, welcher, die Schwäche des Reiches benützend, die Provinzen eine nach der andern an sich riß und glückliche Kriege nach Außen führte, indeß er die Schattenkönige zu Kalah ihrer eigenen Unthätigkeit und den Wirren im eigenen Hause überließ. Sein chaldäischer Name war jedenfalls Phul, als assyrischer König nahm er den Königsnamen

Digitized by

Teglathpalassar an[1]. So erklärt sich diese Doppelbenennung gewiß weit ungezwungener, als durch Annahme einer Corruption des Namens Tuklat-Habal-asar.

Keine Schwierigkeit gegen diese unsere Ansicht begründet der Umstand, daß der Eponymen-Kanon die Regierungsjahre Teglathpalassars erst von 745 an zählt. Einmal verzeichnet der assyrische Kanon bloß die Dauer der Regierung über Assyrien. Sahen wir doch (diese Zeitschrift 1873, IV. S. 149), wie Sargon die Jahre seiner Regierung in Assyrien von 721, in Babylon erst von 709 an rechnete: warum sollten wir nicht in gleichen Verhältnissen ein Gleiches für Teglathpalassar-Phul annehmen? — Dann konnte aber der Kanon überhaupt gar nicht anders rechnen. Es war dieses der in der Hauptstadt Kalah offiziell redigirte Kanon: nun saß aber bis 745 Assurnirar zu Kalah auf dem Throne; auf seinen und seiner vornehmsten Beamten Namen war der Kanon bis 745 weitergeführt worden, nach diesen Namen waren Hunderte von öffentlichen und Privat-Urkunden datirt worden: Verträge jeglicher Art, Quittungen, Stiftungsurkunden, Rechtserkenntnisse, astronomische und astrologische Beobachtungen u. s. w. Erst, als Teglathpalassar 745 in den Besitz von Kalah gelangt war, konnte der Kanon von ihm Notiz nehmen und den Anfang seiner Regierung verzeichnen.

Phul's Erscheinen in der Geschichte hat somit einige Analogie mit demjenigen Nabopolassars (625—605), des Zerstörers von Ninive, mit dem Unterschiede jedoch, daß Phul nicht darauf ausging, wie dieser auf den Trümmern der assyrischen Hauptstadt ein babylonisches Reich, sondern in Assyrien selbst eine babylonische Dynastie zu begründen. Dieser Umstand erklärt es uns, warum unter ihm und wohl auch während der kurzen Regierung seines Sohnes Salmanassar VI. Babylon sich vollkommen ruhig verhielt. Es erklärt uns den kurzen Bestand der neuen Dynastie, da bereits 722 mit Sargon die Reaktion eintrat und dem assyrischen Elemente im Reiche das ausschließliche Übergewicht zu-

[1] Den Königen waren in Assyrien eigene Königsnamen vorbehalten; keiner der vielen im Kanon erwähnten Würdenträger des Reiches führt einen Namen, den vor oder nach ihm ein assyrischer König getragen hätte. Wahrscheinlich nahm der neue Regent den Königsnamen bei seiner Thronbesteigung an. Dafür scheint der Umstand zu bürgen, daß keiner der uns bekannten königlichen Prinzen einen Königsnamen führt: so Assurnadin, Adrammelech und Nergalsarezer, die Söhne Sennacheribs, Saulmugina, ein jüngerer Sohn Esarhaddon's. — Ob der Name Phul mit dem Poros des ptolemäischen Kanon identisch sei (Schrader S. 132), lassen wir dahingestellt.

Digitized by Google

ſicherte. Es erklärt uns die Mißgunſt, welche die folgenden aſſyriſchen Könige dem Andenken Teglathpalaſſars II. und ſeines Sohnes angedeihen ließen, indem ſie deren Monumente, wie es ſcheint, vernichteten und des Erſteren prächtigen Palaſt niederriſſen, um aus deſſen Steinen ſich einen neuen Palaſt zu erbauen. Er erklärt uns endlich, von Teglathpalaſſar an, das Auftauchen des früher in der aſſyriſchen Kriegführung unerhörten Gebrauches der maſſenweiſen Deportation beſiegter Völkerſchaften in weit entlegene Landſtriche, eines Gebrauches, der wohl babyloniſchen Urſprunges ſein dürfte.

Indeß ſeinen Hauptbeweis entnimmt Dr. Schrader den Inſchriften des Königs ſelbſt. Hören wir jedoch vorerſt, was er uns über Beſchaffenheit und Zuſtand derſelben ſagt: „Wir beſitzen," bemerkt er S. 135, „von dieſem Könige noch eine Reihe von Inſchriften, welche ſich aber näher in zwei Gruppen ſcheiden, nämlich in die Annaleninſchriften und in die Überſichts- oder Prunkinſchriften. Von dieſen erzählen jene, welche uns in mehreren Exemplaren überkommen ſind, die Ereigniſſe in chronologiſcher Ordnung, gemäß den einzelnen Regierungsjahren; dieſe, die Überſichts- oder Prunkinſchriften, gaben eine allgemeine Überſicht über alles Vorgefallene, ließen aber dabei nicht ſowohl chronologiſche, als ſonſt gutſcheinende Rückſichten obwalten, gruppirten z. B. nach der geographiſchen Lage der Länder, wo die Ereigniſſe vorgefallen waren, nach ihrer Wichtigkeit und dergl. m. Man erkennt, daß an hiſtoriſchem Werth Inſchriften der letzteren Art hinter den Annaleninſchriften zurückſtehen werden. Leider nun aber ſind gerade dieſe Annalen genau, wie wir es ſpäter bei Sargon ſehen werden, in einem ſehr deſolaten Zuſtande und zwar hier in Folge davon, daß, wie ſchon angedeutet, ein ſpäterer, einer anderen Dynaſtie angehörender König, Eſarhaddon, mit wenig Pietät die betreffenden Platten, welche urſprünglich zu dem Palaſte Teglathpalaſſars gehörten, von dort wegnahm, die Inſchriften, mit denen ſie bedeckt waren, theilweiſe auslöſchen ließ und die Platten ſelber zum Bau ſeines Palaſtes, des Südweſtpalaſtes, verwandte. Glücklicher Weiſe ſind nun aber theils nicht alle Platten dieſem Schickſal verfallen, theils iſt die Vernichtung der Inſchriften oft ſo oberflächlich geſchehen, daß nicht ſelten ganze Parthien noch lesbar ſind. Aus dem Erhaltenen ergibt ſich nun, daß wir es in dieſen Inſchriften eben mit den Inſchriften Teglathpalaſſars und zwar mit ſeinen Annalen zu thun haben."

So weit Dr. Schrader. Richtig iſt hier zuvörderſt die Bemerkung, daß in den Prunkinſchriften die Ereigniſſe nicht in chronologiſcher Ord-

Digitized by

nung an einander gereiht, sondern vielmehr geographisch gruppirt sind. Stehend gleichsam auf der Zinne seines prunkhaften Palastes, wirft „der große, der mächtige König, der König der Heerschaaren, König von Assur und Babel, von Sumir und Akkad, der König der vier Weltgegenden" einen flüchtigen Blick auf die ringsumher dienstbaren Völkerfamilien. Nach summarischer Angabe der Grenzen des Reiches ruht sein Blick auf dem Süden und Südwesten: hier Babylonien, die Stätte friedlicher Festopfer, hier das bis an den Meeresrand zinsbare Chaldäa, hier die tributären Stämme der syrischen Wüste. Von da schweift das Auge ostwärts nach Iran, wo die Namen zinspflichtiger, früheren Eroberern meist unerreichbarer Völkerschaften schon durch ihre bloße monotone Aneinanderreihung unsere Vorstellung von der Macht des Herrschers nicht wenig erhöhen: deutlich klingen die Namen von Sagartien, Parthien, Nisäa, Arien und Arachosien durch. Endlich wenden wir uns nach dem Nordwesten und Westen: da sehen wir eine Coalition armenischer und kleinasiatischer Könige überwältigt; alle Fürsten Syriens und Palästina's bis hinab zur Grenze Ägyptens legen dem Großkönige ihren Tribut zu Füßen: Hamath, Byblus, Tyrus, Arados, Askalon, Haza, Ammon, Moab, Edom, auch Achaz von Juda. Die Prunkinschrift schließt mit einer Aufzählung der Bauten des Königs. Uns gemahnt sie an die Worte des Polykrates:

„Dieß Alles ist mir unterthänig.
. . . . . .
Gestehe, daß ich glücklich bin."

In dieser Prunkinschrift wird des Azarias und Menahem nicht erwähnt; aus diesem Stillschweigen etwas für uns zu folgern, verbietet uns jedoch der summarische Charakter der Inschrift, die nachweislich auch sonst manche Einzelheiten übergeht.

Kommen wir nun zu den Annalen, auf welche sich Dr. Schrader nachdrücklich beruft. Ihm gebührt jedenfalls das Verdienst, zuerst Zusammenhang und, soviel dieß bei dem gegenwärtigen fragmentarischen Zustande derselben überhaupt möglich ist, auch Klarheit in dieselben gebracht zu haben. An der Hand eines Exemplars des Eponymen-Kanons, welches neben den einzelnen Eponymen das Hauptereigniß des Jahres kurz erwähnt, ist es ihm gelungen, weitaus die meisten Fragmente sicher zu ordnen. So erkannte er denn auch in der arg verstümmelten Inschrift (III. Rawl. pl. 9) den Bericht der Begebnisse des 4.—9. Regierungsjahres des Königs (742—737). Es geht aus dem-

Digitized by Google

ſelben hervor, daß Teglathpalaſſar, während ſeiner dreijährigen Unternehmung gegen Arpad (Aleppo 742—740), zunächſt einen König Teutamus von Muſir in Kleinaſien, ſodann die mit Azarias von Juda verbündeten Hamathenſer beſiegte. Darauf zieht der König 739 wider das Reich Ulluba in Kleinaſien zu Felde, während ſeine Generäle die aramäiſche Stadt Birtu bewältigen. Den Tribut der unterjochten Länder empfängt der König in Weſtſyrien; hierhin ſenden auch, theils der Gewalt ſich beugend, theils von Schrecken getrieben, alle Fürſten und Städte nördlich vom Reiche Juda ihre Geſchenke — darunter Menahem von Samaria. Folgen ſodann die Unternehmungen des 9. Jahres (737). Es läßt ſich ſomit nicht läugnen, daß die Annalen Teglathpalaſſars um das Jahr 738 Azarias und Menahem noch unter die Lebenden zählen, in offenem Widerſpruch mit dem heutigen Texte der heiligen Schrift, demzufolge Beide zehn Jahre früher ſchon todt waren.

Hier ſchließt Dr. Schrader die Akten. Wir meinen, hier bleibe nun erſt noch die Frage zu erörtern, wer von beiden Recht habe, die Bibel oder die Annalen. Sehen wir einmal zu, wohin wir kommen, wenn wir blindlings den Annalen folgen.

Alle Aſſyrologen geben zu, daß Achaz im Jahr 734 an Teglathpallaſſar Tribut entrichtete; es ergibt ſich dieß aus der Vergleichung des Kanon mit 4 Kön. XVI., 7—10. Nehmen wir alſo auch an, daß Azarias wie Menahem, Beide noch im Jahre 738 ſtarben — nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Bibel überlebte Azarias den Menahem — ſo bleiben uns für die Regierung des Königs Jotham von Juda und für den erſten Abſchnitt der Regierung des Achaz, welcher der Tributleiſtung voranging, im Ganzen vier Jahre (738—734). Hieraus ergibt ſich zunächſt folgendes Curioſum: Jotham beſteigt in einem Alter von 25 Jahren den Thron (4 Kön. XV., 33), regiert jedenfalls weniger als vier Jahre und hinterläßt einen 20jährigen Sohn (XVI., 2), den er ſomit vor dem vollendeten neunten Jahre gezeugt haben muß. Hier wird man uns aber vielleicht einwenden, daß die Zahlangaben der Bibel über das Alter der Könige ebenſo unzuverläſſig ſeien, wie diejenigen über die Dauer ihrer Regierung, und in der That, wer rückhaltslos die „Künſtlichkeit" der Letzteren proklamirt, darf conſequent nicht mehr die Richtigkeit der Erſteren behaupten. Sehen wir daher von allen Zahlenangaben der Bibel ab und unterſuchen wir bloß, ob wenigſtens die Thatſachen, welche ſie jenen beiden Regierungen zu-

Digitized by

weist, in jenem Zeitraum von nur vier Jahren untergebracht werden können.

Fangen wir mit Jotham an. „Jotham," heißt es (4 Kön. XV., 32 ff., 2 Paral. XXVII), „baute das hohe Thor des Hauses des Herrn und an der Mauer Ophel baute er Vieles. Städte auch baute er im Gebirge Juda, und auf den Höhen Burgen und Thürme. Er führte Krieg wider den König der Ammoniter und besiegte diese, so daß sie ihm in jenem Jahre 100 Talente Silber, 10,000 Cor Waizen und ebenso viele Cor Gerste entrichteten; und das Gleiche entrichteten ihm die Ammoniter auch im zweiten und dritten Jahre. In jenen Tagen begann der Herr wider Juda zu senden Rasin, den König von Syrien, und Phacee, den Sohn Romelia's," den König von Israel. Also drei Jahre lang gaben die Ammoniter Jotham Tribut, im darauffolgenden Jahre sodann, als die Feindseligkeiten der Könige von Syrien und Israel ihren Anfang nahmen, kündeten sie denselben wiederum. Hier hätten wir also wenigstens **vier** Jahre nöthig, einzig und allein für die Regierung Jothams. Nun kömmt erst noch die Regierung des Achaz; wir erwähnen die Ereignisse (vgl. 4 Kön. XVI., 2 Paral. XXVIII) in aller Kürze. Zuerst bringt ihm Rasin eine empfindliche Niederlage bei, wendet sich sodann gegen Ailath am rothen Meere und reizt die Idumäer und Philister zum Kriege wider Juda auf. Indessen ist auch Phacee nicht unthätig geblieben: „Er tödtete von Juda 120,000 Mann an einem Tage. Auch nahmen gefangen die Söhne Israel von ihren Brüdern 200,000 Frauen, Knaben und Mädchen nebst unzähliger Beute und brachten sie nach Samaria." Jetzt erst, so scheint es, unternahmen Phacee und Rasin vereint die Belagerung Jerusalems, sahen sich jedoch, vielleicht durch das Gerücht vom Heranzuge des Assyriers, zur Aufhebung derselben genöthigt. Die Ereignisse dieser Regierung nehmen somit wiederum nach der knappesten Berechnung zum allerwenigsten zwei bis drei Jahre in Anspruch und sie alle müssen vor Mitte des Jahres 734, wo Teglathpalassar im Lande erschien, sich vollzogen haben.

Jedermann sieht wohl die Unmöglichkeit ein, alle diese Begebenheiten in den kurzen Zeitraum von vier Jahren hineinzuzwängen, und so stehen wir denn vor dem Dilemma: entweder sind die Angaben der Annalen irrthümlich, denen zufolge Azarias und Menahem 738 noch am Leben waren; oder irrthümlich ist nicht bloß die ganze ohnehin übel genug beleumundete Chronologie der Königsbücher, sondern obendrein noch deren ganze historische Darstellung, soweit dieselbe die Regierung

Digitized by Google

des Jotham und Achaz betrifft. Uns gilt, wir gestehen es, die Autorität der Annalen nicht so hoch, daß wir nicht ungesäumt auf die Seite der heiligen Urkunde träten. Die Chronologie dieser Epoche wäre demgemäß, im Anschlusse an die Bibel, folgende:[1]

Juda.		Israel.		Assyrien.	
Azarias . .	747	Menahem . .	760—750	Assurnirar . .	753—745
				zugleich Phul, „der Chaldäer"	
Jotham . .	747—741	Phaceja . .	750—748		
Achaz . . .	741—725	Phacee . . .	748—728	Teglathpalas-	
Achaz tributär	734	Osee wirft sich zum Gegenkönige auf .	730	sar II. . . .	745—727
Ezechias . .	725—696	Osee, König .	728—719	Salmanassar VI.	727—721
		Samaria zerstört . . .	720		

In diesen Abschnitt der biblischen Chronologie hat sich ein Fehler eingeschlichen, dessen Korrektur die Paralleldata an die Hand geben: Achaz (4 Kön. XVI., 1) bestieg den Thron nicht im 17., sondern im 7. Jahre Phacee's. Ebenso scheint 4 Kön. XV., 32 (vgl. 23, 27) die Herabsetzung der 16 Regierungsjahre Jothams auf 6 zu fordern. Räthselhaft ist die Stelle v. 30, wo die Ermordung Phacee's in das 20. Jahr Jothams verlegt wird, da doch Jotham auf keinen Fall 20 Jahre regierte. Doch wagen wir nicht, dieselbe für irrthümlich zu erklären: ist doch das betreffende Jahr (728) in der That das 20. seit der Thronbesteigung Jothams und zugleich — auffallend genug — das 20. der Ära Nabonassars.

Zum Schlusse erübrigt uns nur noch die Frage, welche Ursachen etwa in den Annalen Teglathpalassars jene Abweichung von der Wahrheit mögen veranlaßt haben, eine Frage, die vorderhand natürlich bloß eine conjecturelle Beantwortung finden kann. Beachten wir zunächst, daß Phacee, trotz seiner 20jährigen, mit Teglathpalassar stets gleichzeitigen Regierung, nur ein einziges Mal in dessen Inschriften erwähnt wird, dort nämlich, wo dessen Ermordung und die Anerkennung seines Nachfolgers Osee durch den Assyrier berichtet wird. Das ist ein sicheres Zeichen, daß er niemals Tribut zahlte. Von den früheren Königen

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873, IV. S. 150.

Digitized by Google

hat Jehu, der Gründer der letzten Dynastie des Reiches Israel, einmal vorübergehend einem assyrischen Könige Tribut gezahlt; unter seinen nächsten Nachfolgern hingegen erfreute sich das Reich eines großen politischen Aufschwunges. Konnte sich Joachaz nur mit Mühe der Syrier erwehren, so schlug bereits sein Nachfolger Joas dieselben wiederholt auf's Haupt, bemächtigte sich Jerusalems und nahm dessen König Amasias gefangen; Jeroboam II. herrschte vom todten Meer bis Hamath. Dessen Sohn Zacharias ward nach sechsmonatlicher Regierung ermordet, sein Mörder Sellum bereits einen Monat später, und nun bemächtigte sich Menahem des Thrones. Er suchte, wir haben es oben gesehen, seine sehr precäre Herrschaft durch Anschluß an auswärtige Mächte zu stützen, zuerst an Azarias von Juda, sodann an Teglathpalassar-Phul, in dessen Tributlisten sein Name eingetragen ist. Wir treffen somit im Reiche Israel in dem Zeitraume, der seinem Untergange unmittelbar vorherging, ähnlich wie bald darauf im Reiche Juda, zwei Parteien, die sich bitter befehden und einander die Herrschaft streitig machen, eine nationale und eine assyrische Partei. Menahem, der Emporkömmling, lehnt sich an Assyrien an; mit Phacee gewinnt die nationale Partei die Oberhand. Israel, wie Damaskus, einerseits von dem wiedererstarkten Reiche Juda, anderseits von dem übermächtigen Assyrien bedroht, sehen sich naturgemäß auf ein gegenseitiges Bündniß angewiesen. In diesem Bündniß finden sie Sicherheit und Kraft. Hat es Teglathpalassar vor 734 je gewagt, das mit Damaskus eng verbundene Reich Israel anzugreifen, und wenn so, ist ihm der Angriff gelungen? Die Übergehung Phacee's in den assyrischen Annalen bürgt uns für das Gegentheil. Nun ist uns aber bereits bekannt, daß die assyrischen Großherren ebenso sorgfältig in ihren Annalen ihre Niederlagen verschwiegen oder vertuschten, als sie sich gewissenhaft zeigten in Aufzählung ihrer Siege: Sennacherib stempelt die vor Jerusalem erlittene Niederlage durch eine glücklich angebrachte Aposiopesis zu einem Triumphe [1], und von den Verlusten, welche der armenische König Argistis dem Sargon beibrachte, geben uns bloß die Keilinschriften Armeniens Kunde [2]. Sollte sich etwa Teglathpalassar eines ähnlichen Kunstgriffes bedient haben und an die Stelle einer 738 von Phacee erlittenen Niederlage eine lange vorher, noch zu Lebzeiten des Azarias

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873, IV. S. 148.

[2] Vgl. F. Lenormant: Lettres assyriologiques, t. I. p. 151 ff.

Digitized by

und Menahem, erpreßte Huldigung heraufgerückt haben? — Uns scheint diese Annahme nichts weniger als unwahrscheinlich.

F. v. Hummelauer S. J.

Die Frohnleichnamsspiele des Königs René.

(Schluß.)

III. Die Zwischenspiele (Entremets oder Intermèdes).

Mit Trommeln und Pfeifen naht heute vom Domplatze ihr bunter Zug, wie er gestern Abend vom Stadthaus seinen Ausgang nahm. Wir kennen schon aus der verflossenen Nacht mehrere Spielgruppen, die aber heute in einer andern Ordnung und Bedeutung auftreten und mit neuen vermengt sind. Es ist der zweite Akt des nächtlichen Drama's, der sich vor unsern Augen abspielen und mit dem Siege der Wahrheit enden soll. Der Polytheismus ist überwunden, ewige Nacht hat ihn verschlungen; über die Lande weit und breit hat sich der helle Tag des Christenthums wohlthuend und neuschaffend ausgegossen. Die Macht der Finsterniß hat ihre Waffen abgeworfen, und statt der römischen Legionen ist ein christliches Ritterthum erstanden, das sein Schwert und sein Herz dem Heiland und seiner Kirche zugeschworen hat.

Als Vertreter dieser treuen Ritterschaft mag man wohl jene seltsame Abtheilung Krieger ansehen, welche heute wie gestern den Aufmarsch der Spiele eröffnen. Ihr Abzeichen des Halbmondes bezieht sich ebenso wohl auf die Bedeutung, die wir ihnen im Nachtzuge zuschrieben, als auf jene, welche wir ihnen für die Tagesspiele geben. Der Halbmond war nämlich auch das Symbol des von René 1448 zu Angers gestifteten Ritterordens „le Croissant", mit der Devise „loz en croissant" (Ehre im Zunehmen)[1]. Wir glauben daher gerne mit andern Schriftstellern, daß René diesem rasch verfallenen Orden in seiner Prozession ein Denkmal stiften wollte, indem er ihn zum Beschützer und Vertheidiger jener Spiele machte, welche die Ausbreitung des Evangeliums in ihrer bildlichen Weise darstellen sollten. Diese Spiele treten in folgender Weise auf:

I. Lou grand juec deis diablés (das große Spiel der Teufel). Vgl. die Runde Nr. IX. Auch das Christenthum kennt die Versuchung, aber es gibt uns zugleich das stärkste Mittel an die Hand, gegen die Geister des Abgrundes einen siegreichen Kampf zu führen. Während das erste Spiel uns den Untergang des mächtigen, reichen Königs versinnbildet, führt uns die folgende Scene den Sieg der Unschuld, Einfalt und Geduld über das

---

[1] Die beste Quelle über diese eigenthümliche Stiftung der provençalischen Grafen findet sich bei Papon, Histoire de la Provence t. 3, pag. 362—371.

Digitized by

Böse und seine Versuchungen recht drastisch vor Augen. Eines der sinnreichsten, einer edlen Behandlung am meisten empfänglichen Spiele ist ohne Zweifel das nun folgende

II. Pichoun juec dels diablés (kleine Spiel der Teufel). a) Personen: 1. Die bösen Geister, wie sie schon früher beschrieben wurden. 2. Ein Schutzengel, weißgekleidet, mit großen Flügeln und einem Heiligenschein um das Haupt. Zwischen den Flügeln trägt er eine Art Kissen, welches eine Kupferplatte bedeckt, an der sich die Gewalt der Teufelshaken brechen soll. Wenn wir einem Stiche des vorigen Jahrhunderts glauben dürfen, so haben wir uns den Engel in weißer Jacke, kurzen Pluderhosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen vorzustellen! 3. L'armetto oder das Seelchen, ein Kind mit weißem Kittel, kurzen Höschen, ohne Strümpfe, und die Unterarme von den Ellenbogen ab entblößt.

b) Spiel. Das Seelchen hält mit der Rechten ein hohes, leichthandliches Kreuz, das ihm der Schutzengel mit seiner Linken tragen hilft. Die bösen Geister umtanzen Beide und suchen das Seelchen auf alle Weise bald durch Furcht, bald durch Gewalt von dem Kreuze loszutrennen. Sie arbeiten mit ihren Stäben und Haken durch die Luft herum, als wollten sie das Kind schlagen oder zerreißen, und machen mit ihren Schellenbändern einen furchtbaren Lärm. Das Seelchen klammert sich jedoch immer enger an das Kreuz an, und sein Schutzengel ist treu darauf bedacht, sich wo möglich immer zwischen das Kind und die eifrigsten der bösen Geister zu stellen. Da regnet es denn auch Schläge zwischen seine Flügel, aber Engel sind unverwundbar, und das arme Seelchen wird so am sichersten vertheidigt. Nach einem vergeblichen Kampfe ziehen sich endlich die diablés beschämt und grollend zurück, zerstreuen sich zwischen das Volk, drängen sich unter die Balkone und sammeln überall ein kleines Trinkgeld für die „armen Teufel". Unterdessen führt der Schutzengel einen kurzen Tanz auf, um seine Freude über die Rettung der Seele auszudrücken.

III. Auf dieses Spiel folgt das gestrige juec doou cat (vgl. Nr. VII.), gleichsam um noch einmal den Abfall von Gott und die Versunkenheit der heidnischen Welt kurz darzustellen. Die beiden nun folgenden Scenen sollen uns das Streben und Ringen der Menschheit vorführen, aus den Zauberkreisen des Irrthums und der Lüge auf den sonnigen Pfad der Wahrheit und Gnade zurückzukehren. Der alte Bund war nur ein Hinweis, eine langsame Vorbereitung der endlichen Erlösung. Salomon mit seiner sprüchwörtlichen Weisheit war und blieb nur ein Typus jener unerschaffenen Wahrheit, die als fleischgewordenes Wort wie eine Lebenssonne hineinleuchten sollte in die Finsterniß der Welt. Mit tiefem Verständniß läßt daher René in zwei Bildern dieses Suchen nach Wahrheit, wie es einmal vergebens war, das andere Mal aber befriedigt wurde, in seiner Prozession auftreten und führt uns zu diesem Zweck

IV. Lou juec de la Reyno Sabo (vgl. Nr. XV. der Runde) vor. Diesem schließt sich als Gegenstück an:

V. La bello estello (der schöne Stern). a) Personen. Ein Jüngling

in weißer Albe mit Silbergürtel, um die Hauptmaske einen strahlenden Heiligenschein. Auf einer langen buntbemalten Stange trug er einen großen goldenen Stern, daher sein Name: Sternträger (porto-estello). — Die drei Weisen aus dem Morgenlande mit Scepter, Krone und Königsmantel, in der reichen bunten Tracht orientalischer Herrscher. Ihnen folgten die Knappen oder Diener, phantastisch gekleidet, mit schwarzen Masken und unmäßig hohen Turbanen. In verschiedenen thurmähnlichen Gefäßen trugen sie die Geschenke.

b) Spiel. Der Sternträger eröffnete den Zug, ihm folgten in einer Reihe abwechselnd ein Page und ein König, die Weisen und ihr Gefolge. Während der Sternträger seine Stange beständig von der Linken zur Rechten bewegte, neigten Könige und Diener ihr Haupt immer nach jener Richtung, welche der Stern andeutete. Nach einer Weile hielt der Zug an; der Page des ersten Königs stellte sich zwischen den Stern und seinen Herrn, grüßte zuerst jenen, dann diesen mit einer tiefen Verbeugung, machte mit seinem Schatzkästlein eine Bewegung, als biete er es dem Sternträger an, und zog sich hierauf mit seinem Gebieter an das Ende der Spielgruppe zurück. Die Pagen des zweiten und dritten Königs wiederholen dieselben Grüße, und das Spiel endete mit dem feierlichen Segen, welchen der letzte König den übrigen Spielpersonen ertheilte.

c) Die Bedeutung dieser Scene ist klar und durchsichtig. Das Schwanken des Sternes und das aufmerksame Neigen der Häupter bezeichnet die Reise der Magier, ihr vertrauensvolles Hingeben an den himmlischen Führer und ihre endliche Ankunft in Bethlehem. Die Anbetung hätte vielleicht poetischer dargestellt werden können, als es hier durch die verschiedenen Grüße geschehen ist. Ob der Segen am Schlusse des Spieles auf den Apostolat der heimkehrenden Weisen hindeutet? Oder soll er die volle Wirkung veranschaulichen, welche der eine Besuch bei der Quelle aller Weisheit und alles Segens auf die hl. Könige ausgeübt, indem er sie nicht bloß für sich selbst gerechtfertigt, sondern auch fähig gemacht hat, ihren Untergebenen die Segensfülle des neugeborenen Königs mitzutheilen? Die anscheinend unwürdige und komische Handlung könnte vielleicht durch ähnliche Erwägungen einen tieferen Sinn und eine poetische Seite gewinnen.

Wir glauben uns nicht zu weit von unserem Gegenstand zu entfernen, wenn wir auf ein anderes gleichnamiges Volksspiel in der Provence hinweisen, welches in etwa mit der altdeutschen Geschichte in Verbindung steht, indem es von der blutigen Schlacht zwischen Marius und den Teutonen auf den Feldern von Pourrières (Stätte der Verwesung) seinen Ursprung nahm. Der Sieg des römischen Feldherrn hatte einen langen Wiederhall unter den dankbaren Völkern der Provence, die er von der barbarischen Überschwemmung so unverhofft und glorreich befreit hatte, gefunden. Der Name des Marius wurde in dem Grade populär, daß man ihn bis auf den heutigen Tag in tausend Orts-, Personen- und Sachbenennungen wiederfindet, und so fast die einzelnen Schritte des Römers auf den Gefilden der Provence verfolgen kann. Vor Allem aber war es das berühmte Schlachtfeld mit seinem schaurigen Namen, an das sich die Volkssage knüpfte. Wenn alljährlich der April wiederkehrte, so eilten die heidnischen Umwohner zum Tempel der Victoria, am Fuße jenes einsamen, gigantischen Felsens,

Digitized by Google

der die Ebene von Pourrières mit seinem Riesenschatten bedeckt, um dort unter freudigen Siegeshymnen und fröhlichen Tänzen das jährliche Dankopfer darzubringen. Alle Stirnen waren mit Lorbeeren, Ölzweigen und Blumen bekränzt, und kam dann der Abend und stand der südliche tiefblaue Himmel ernst und feierlich über dem denkwürdigen Gefilde — so wurde ein gewaltiges Freudenfeuer auf der Spitze des Berges entzündet. Kaum leuchteten seine hohen Flammen in das Halbdunkel der Nacht hinein, so antworteten ihm von Hügel zu Hügel hundert andere Feuer und trugen die Siegeskunde hellstrahlend weit hinaus in die Lande. — Als das Christenthum nach Gallien kam, änderte dieses Fest bloß den heidnischen Anstrich, ohne seinen politischen Charakter zu verlieren. Das alte Delubrum bewohnte keine falsche Gottheit mehr, eine hl. Patronin, welche den Namen Victoria vom großen Siege entliehen, empfing unter den reinen Zügen einer Jungfrau, die Friedenspalme in der Hand, fortan die jährliche Danksagung der bekehrten Stämme. Am längsten und treuesten hat sich die Überlieferung in Pertuis, einer 5 Meilen vom Siegesberge entfernten Stadt, erhalten, und wurde bis in die letzte Zeit auf folgende Weise gefeiert: „Am 24. April, dem Jahrestage der Schlacht, durchzieht der Tambour bei Tagesanbruch die Stadt. Man muß es gesehen haben, um die tolle Freude zu begreifen, die Alle bei diesem frühen Trommelklang ergreift. Da ist keine Entschuldigung annehmbar, kein Grund stichhaltig, um von der „Wallfahrt" zu befreien. Halbgebrochene Greise und kleine Kinder sind auf den Beinen, selbst verheirathete Frauen lassen ihre Säuglinge in der Wiege von einer Nachbarin bewahren — Alles will auf den Berg. So versammelt sich denn bald die Hälfte der Stadt auf dem Markte, wo die jedes Jahr neugewählten „Prioren" die Menge in Prozessionsordnung aufstellen. Die Trommeln geben das Zeichen zum Aufbruch, und der Zug setzt sich in Bewegung, Kirchenfahnen oder Kreuze sind nicht vorhanden, die Prioren gehen gleich Offizieren mit einer Art Feldherrnstab die Reihen auf und nieder und wachen über Zucht und Ordnung. Von Gebet ist keine Rede, denn im Grunde ist dieß ja keine kirchliche, sondern eine bürgerliche Wallfahrt, die außerdem in ihrer Ausführung einen kriegerischen Charakter annimmt. Gegen Mittag am Fuße des Victoria-Berges angekommen, befehlen die Prioren Halt, und lassen unter dem Namen „Sold" Brot, Früchte und andere Erquickungen vertheilen. Währenddessen suchen die Pilger im Thale irgend einen grünen Zweig oder eine Blume zu pflücken, mit dem sie ihre Hüte, Mützen, Knopflöcher u. s. w. zieren. Gegen 2 Uhr wird das Commando des Angriffes gegeben, d. h. ein Jeder sucht auf den steilen Pfaden und in den ausgetrockneten Gießbach-Rinnen die Felsenspitze so bequem als möglich zu gewinnen. Droben angekommen geben sich Alle nach einer kurzen Rast daran, Holz und anderes Brennmaterial zu einem gewaltigen Scheiterhaufen zu sammeln, der endlich gegen 9 Uhr Abends unter Trommelwirbel und dem tausendfach wiederholten Freudenruf: Vitori, Vitori! entzündet wird. Sobald die zurückgebliebenen Bewohner von Pertuis die Flamme erblicken, zünden sie ihrerseits ein ähnliches Feuer auf den Ufern der Durance an. Dann ist oben und unten die Freude auf dem Gipfel, man tanzt und singt und spielt, ein wahres Delirium scheint sich aller Köpfe bemächtigt zu haben. Ist endlich der Scheiterhaufen niedergebrannt, so sucht ein Jeder es sich so bequem als möglich zu machen und in der kalten Nacht auf dem kahlen Felsenhaupt die Nacht zuzubringen. Auch bedarf es am folgenden Morgen keiner militärischen Reveille, vor Sonnenaufgang sind schon Alle auf den Beinen. Der Pfarrer von Vauvenargues liest in der Kapelle der hl. Victoria eine hl. Messe, welcher alle Pilger mit Andacht beiwohnen. Jeder bringt seinen Opferpfennig dar, darauf zieht die ganze Schaar an einen jähen Felsenabhang, Garagai (Galla-Caji) genannt, von dem einst Marius nach Vorschrift der Zauberin Galla hundert gefangene Teutonen

Digitized by

hinabgestürzt haben soll. Die Menge steht eine Weile in stummer Betrachtung — die Landschaft ist wunderherrlich in der Morgendämmerung, man sollte glauben, Lenau habe diesen Moment gewählt, wenn er in seiner Clara Hebert singt:

„Jubelnd ist der Tag erschienen, Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend Nieder seine Strahlenwonne.
Und die Lerchen, Freude singend, Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen Jauchzt die Welle der Durance."

Bald darauf kehren die Pilger auf das Plateau zurück, nehmen ihr Frühstück ein, und lustig unter Trommelklang und Vitori-Sang geht es den steilen Berg hinab mit Ölzweigen, wildem Lorbeer und Rosmarin. In der Stadt schließen sich ihnen die übrigen Bürger an, man geht in die Kirche und stimmt ein feierliches Tedeum für den vor 2000 Jahren erlangten Sieg über die Horden des Nordens an (Achard, description historique de la Provence). — Diese Wallfahrt ist jedoch bloß ein Theil der Siegesspiele; den zweiten Akt, d. h. den Triumphzug, hat das Christenthum auf einen andern Tag verlegt, und zwar eigenthümlich genug auf das Dreikönigsfest. Am Abend dieses Tages begab sich der Adel gegen 7 Uhr zum ersten Stadtschöffen, die Bürger zum zweiten, die Handwerker zum dritten. Die Magistratspersonen gingen in's Rathhaus und von dort zum Richter. Auf dem Markte hat sich unterdessen das Volk versammelt, bewaffnete Männer halten, wie einst in Rom die Lictoren, die Masse in Ordnung und stellen sie in Reih und Glied für den Umzug. Gegen 8 Uhr naht vom Stadthaus ein Wagen, von sieben Maulthieren gezogen und von sieben Männern zu Fuß geleitet. Der Wagen ist mit harzigem Holz gefüllt und dieses beim Beginne des Zuges in Brand gesteckt. Eine große Helle verbreitet sich von diesem Feuerwagen aus durch die ganze Stadt, zumal wenn beim Beginn des Umzuges jeder der Mitziehenden seine Kienfackel angezündet hat. Das Sonderbarste aber ist, daß inmitten der Flammen des Wagens ein Mann in der stolzen Haltung eines Triumphators steht und die tollen Freudenbezeigungen der Masse mit majestätischer Ruhe entgegennimmt. Seine Kleidung ist gerade nicht der Ausbund des Luxus, sie besteht in einer dreifachen Spartograsmatte, die von Zeit zu Zeit mit Wasser übergossen wird und ihn so gegen die Hitze schützen soll. Trotz der Gefahr dieser Spielrolle finden sich immer mehr Bewerber, als nöthig sind, und wird sie daher einige Tage vorher „öffentlich an den Meistbietenden" verkauft. Es soll dieß zugleich an die Venalität der Ehrenstellen in Rom erinnern. Hinter dem Wagen zieht unter Musikbegleitung der Municipalrath auf, und mag er wohl den römischen Senat vorstellen. Das Volk, mit der Kienfackel und einem Knüttel versehen, sucht sich am Wagen mit Schreien und Zanken vorbeizudrängen, und sobald man nahe genug ist, gibt man einen tüchtigen Schlag in das Feuer des Wagens, daß die Funken weit hinaussprühen. Man nennt dieß „den schönen Stern putzen", moucher la bello estello. Außer der Stadt hält der Zug; der Triumphator steigt von seinem Feuerthron und vertheilt an die Menge die Überreste des Holzes, welche die Flammen nicht verzehrt hat. Es soll dieses die Beutevertheilung bezeichnen, welche Marius unter seine Soldaten machte, nachdem er den größten Theil des Teutonenlagers zu Ehren der Götter verbrannt hatte. — (Cfr. Plutarch. in Marium.) — Dieses eigenthümliche Fest hat den Namen „bello estello", ohne irgend einen Bezug auf die drei Weisen und ihren Stern zu haben.

Mit der Scene des „schönen Sternes" sind wir in die Geschichte des neuen Testamentes eingetreten. Die Wahrheit der Erlösung ist gefunden, aber noch keineswegs anerkannt und aufgenommen. Sie muß von nun an mit der Lüge um die Herrschaft ringen, und dieser Riesenkampf, erleuchtet

Digitized by Google

und durchstrahlt von dem milden und doch zugleich auch furchtbaren Licht der sterbenden Liebe auf Golgatha bildet den Inhalt der ganzen Weltgeschichte nach Christus. Der König René wollte uns einige Blätter dieser Geschichte vorführen. Ob er glücklich in der Wahl und Ausführung war, mögen die beiden folgenden Scenen entscheiden.

VI. **Leis tirassouns** (die sich Wälzenden). a) Personen. Eine wilde Figur, mit häßlichem Gesicht, langen Haaren, struppigem Bart, eine Krone auf dem Haupt und einen Scepter in der Hand. Die übrige Kleidung ist reich, aber das Roth wiegt vor, als Farbe des Blutdurstes. Als Gefolge führt er mit sich: einen Trommler, einen Fähnrich und einen Schützen, mit geladener Flinte. Diesen untergeordneten Personen folgen acht bis neun Knaben, deren ganze Kleidung in einem langen, bis zu den Füßen reichenden Hemde aus ungebleichter Leinwand besteht.

b) Spiel. Unter einer reichen Altane angekommen, läßt der Tambour seine Trommel wirbeln, der Fähnrich schwenkt einigemal die Fahne, bis der König sein Scepter mit einer unmuthigen Bewegung in die Höhe hebt. Die Kinder laufen unterdessen zitternd und wimmernd im Kreise um den König und seine Begleiter. Dieser senkt endlich das Scepter, der Schütze feuert das Gewehr ab, und alle Kinder fallen in der größten Unordnung auf den Boden. Sie wälzen sich eine Zeitlang wie sterbend und mit dem Tode ringend im Straßenstaube herum — bis plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die zornige Figur des Moses mit den Gesetzestafeln (vgl. Nr. VII der Runde) vor den erschrockenen König tritt, und diesem mit drohender Geberde einige Augenblicke gegenübersteht. Unterdessen erheben sich die Kinder, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung.

c) Es dürfte manchen Leser wohl überraschen, wenn er erfährt, daß dieses Spiel nichts mehr und nichts weniger darstellen soll, als — den Bethlehemitischen Kindermord. Der Flintenschuß muß die blutigen Scenen des Hinmetzelns ersetzen, und mag er leichtlich für die ersten Zeiten, wo der Gebrauch des Pulvers noch nicht so allgemein war, einen wirklichen Grund des Schreckens abgegeben haben. Es ist noch keinem Schriftsteller gelungen, das Erscheinen Mosis befriedigend zu erklären; man glaubt allgemein, er habe sich aus einem anderen Spiele in dieses hinein verirrt. Sollte es vielleicht durch einen Anachronismus geschehen sein, daß man den großen Gesetzgeber mit dem großen Bußprediger und Täufer verwechselt hätte, der später einem andern Herodes seine Sünden vorhielt? Ehemals trat neben Moses noch eine zweite räthselhafte Persönlichkeit auf, die in der einen Hand ein Buch, in der andern eine Ruthe hielt.

Wenn nun auch Herodes das göttliche Kind nicht fand, um es seiner gottlosen Eifersucht zu opfern, so sollte dennoch das Werk der Erlösung nur durch den blutigen Tod des Opferlammes vollendet werden. Vorher aber wollte Christus die Säulen seiner Kirche auswählen und sie fest gründen auf dem Fundamente der Wahrheit und Opferliebe. Das Geheimniß des Erlösungsopfers, der Kirche in ihrem Haupt und ihren Gliedern, ihrem Apostolat und Martyrthum bildet den Gegenstand des Spieles.

Digitized by Goog

VII. Leis Apotros. a) Perſonen. Judas, kenntlich am rothen ſtruppigen Haar und dem Geldſacke in der Hand, eröffnet den Zug. Ihm folgt St. Paulus, das große, blanke Schwert in der Rechten. Ihnen ſchließen ſich in einer Doppelreihe die übrigen Apoſtel und Evangeliſten an, bis endlich der Heiland, angethan mit einem langen Gewande, mit Dornen gekrönt, das Antlitz mit Blut überronnen, tiefgebeugt unter der ſchweren Kreuzeslaſt den Zug beſchließt. Die Apoſtel (Judas mit einbegriffen) tragen Alle Dalmatiken, reich mit buntfarbigen Schleifen beſetzt. Außerdem führt ein Jeder die traditionellen Abzeichen, z. B. St. Petrus die Schlüſſel, St. Jakobus Stab und Pilgermuſchel ꝛc. Die Kopfmaske des hl. Lukas ſtellt einen Stier, die des hl. Matthäus einen Engel, die des hl. Markus einen Löwen dar, während der hl. Johannes durch einen eigenthümlichen Mißgriff als Johannes Baptiſta auftritt. Ein Kind in Widderfellen gekleidet, trägt er in den Händen ein großes Buch, auf dem ein weißes Lamm ruht. Natürlich ſoll dieſes Buch die berühmte Viſion der Apokalypſe bedeuten. Unerklärlicher jedoch iſt die Figur des hl. Simon, der mit Mitra und Rauchmantel auftritt, und am Arm ein Körbchen mit Eiern trägt. Alle Apoſtel, Paulus und der Verräther ausgenommen, führen eine dünne, lange Holzplatte, auf welcher immer je einer der zwölf Artikel des Symbolums ſteht.

b) Spiel. Sobald man irgendwo anhält, bilden die Apoſtel zwei Reihen; Judas geht zwiſchen ihnen hindurch, auf den Heiland zu, umſchleicht dieſen ein-, zwei- oder dreimal, hält ihm höhniſch grinſend den Geldbeutel dicht vor die Augen, und gibt ihm ſchließlich den Kuß des Verrathes. Der hl. Paulus iſt dem Elenden auf jedem ſeiner Schritte mit erhobenem Schwerte gefolgt, und zwingt ihn nun zu einer Art Spitzruthenlaufen. Judas muß zwiſchen den Apoſteln hindurch an die Spitze des Zuges gehen, und erhält dabei von jedem der Jünger einen derben Schlag mit der Holzplatte. Zum Schluſſe des ſonderbaren Spieles ertheilt St. Simon den Übrigen ſeinen Segen (!).

Der bibliſche Ideenkreis wird plötzlich durch ein anmuthiges, ſehr beliebtes Spiel unterbrochen. Man nennt es hierzulande

VIII. Leis Chivaoux frux (die munteren Pferde). Zwölf bis zwanzig Leute, Alle auf das zierlichſte gekleidet, mit weißem Seidenwamms, feinen Spitzenmanſchetten, zahlreichen Goldborten und roſenrothen oder himmelblauen Schleifen, grauen Hüten mit wallender rother Feder und Cocarde, goldenen Epauletten und einem Skapuliere vom Berge Carmel, reiten heran auf luſtigen kleinern Rennern. Aber nur der erſte Anblick läßt in dieſen Pferdchen ein lebendes Weſen vermuthen; wer genauer zuſchaut, erkennt bald den Betrug. Jeder Reiter trägt an zwei, über Bruſt und Rücken gekreuzten Riemen ſein eigenes Roß, eine aus Carton zierlich und naturgetreu gearbeitete Maſchine. Zwiſchen Hals und Hintertheil des Thieres iſt eine Öffnung angebracht, vermittelſt welcher der Reiter das Pferd bis zu ſeinen Lenden heraufzieht und dort feſtſchnallt. Eine buntgeſtickte Schabracke mit goldenen und ſeidenen Franzen fällt tief herab und verdeckt die Beine des Reiters, welche ſo ungeſehen den Dienſt der Pferdefüße vertreten können. In der einen

Digitized by

Hand den Zügel, in der anderen einen bandumwundenen Stab, führen die Reiter mit ihren Pferdchen die anmuthigsten Partien aus, Alles nach der alten Musikweise des guten Königs René. Das ist ein lustiges Herumzerren, Bäumen, Anhalten, Treiben, Drehen und Wenden, nicht anders, als wären es wirkliche wohleingeschulte Rosse.

Tamburine und Pfeifer, in dem phantastischen Costüme altspanischer Musikanten, folgen der kleinen Schwadron, welche immer den reichsten Beifall der Zuschauer erntet.

Die Chivaoux frux sind ein nothwendiger Bestandtheil der meisten provençalischen Volksspiele. Es gibt fast kein Dorf der niedern Provence, in dem nicht die eine oder andere wohlhabende Familie ihr Cartonpferd in der Rumpelkammer besitzt, wie sie ihr Ackerpferd im Stalle hat. Dieses Familienpferd vererbt sich von Vater auf Sohn, und wird in Ermanglung männlicher Nachkommen an einen jungen Mann der Verwandtschaft für die festlichen Gelegenheiten verliehen. — Man hat viel über den Ursprung und die Bedeutung dieses Spieles geschrieben. Toulouzan (bei Villeneuve Stat. de B. de R. III. 219) leitet dasselbe direkt von den Phöniziern ab, welche in ihren öffentlichen Spielen den Krieg der Centauren und Lapiden darstellten, und sich dazu hölzerner Pferde bedienten. Das Wort frux scheint demselben Gelehrten von φρύαγμα (Gewieher) herzukommen, und durch die Troubadoure der Langue d'oc in die Langue d'oui übergegangen zu sein, welche letztere es in frisque umwandelte. Daß das Altsächsische, wie Toulouzan behauptet, den Namen frisch nicht ursprünglich besaß, sondern erst vom Griechischen durch das Provençalische und Altfranzösische erlangte, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Den alten Brauch der phönizischen Spiele soll das Ritterthum des Mittelalters wieder aufgenommen haben, indem es an Stelle des Centaurenkampfes Turniere und Waffengänge einführte. Die Chivaoux frux waren sicher schon bekannt und in Schwung seit der Zeit der Grafen von Barcelona (1100). René, welcher sie mithin schon vorfand, verwob sie als Zwischenspiel in seine Prozession.

Dem Spiele der Pferde folgte ein nicht minder anmuthiges Schauspiel aus der nächtlichen Runde:

IX. Leis grands et leis pichouns dansairès (vgl. Nr. XVII der Runde).

In grellem Gegensatz und mit gewaltigem Sprunge von einem Extrem zum anderen folgt ohne Übergang das unheimliche, abstoßende Bild der Aussätzigen:

X. Leis Razcassetos (vgl. Nr. VI der Runde).

Eine dem Mittelalter theuere und noch heute volksthümliche Figur aus dem Legendenkreise bildete den Gegenstand des folgenden Spieles:

XI. Sant Cristoon (St. Christoph). Neunzehn Fuß hoch schreitet die Riesengestalt in einem schlicht herabwallenden weißen Gewande einher, die Arme kreuzweise ausgebreitet. Auf der rechten Schulter sitzt der Edelknabe mit segnender Hand. Das kolossale Gerippe, aus Holzreifen und leichten Stangen gezimmert, wird von einem starken Manne im Innern getragen; die proportionirte Kopfmaske hat einen langen, weißen Bart, reichen Haarwuchs und goldenen Nimbus.

Aber in all' die Pracht der Ritter, die Freude der Tänzer, das Elend

Digitized by Google

der Aussätzigen, die fromme Riesenstärke des Sant Cristoon, in all' den Reichthum der Zuschauer auf den hohen Balkonen und den gedrängten Straßen, klingt plötzlich wie ein Mißton das Eine, gewaltige Lied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod; hat Gewalt vom höchsten Gott" u. s. w.

Wie im Leben, bildet auch in René's Prozession die Schlußscene:

XII. La mouart (der Tod), eine schwarze, düstere Gestalt, in enganschließendem Corset und Beinkleidern, auf denen die Rippen und andere Theile des menschlichen Skelettes naturgetreu gemalt sind. Seine Maske stellt einen grauen, nackten Todtenschädel dar. So kommt er daher, unheimlich und grausam, indem er sich breite Wege durch das erschrockene Volksgedränge bahnt, und seine blanke lange Sense klirrend über das Straßenpflaster fahren läßt.

Das Christenthum kennt auch wie das Heidenthum den leiblichen Tod, aber es singt ewiger Hoffnung froh:

„Trotz Tod! komm' her, ich fürcht' dich nit! . . .
Und werd' ich verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir all' warten. —
Freu' dich, schön's Blümelein."

René konnte und mußte uns so auch in den Tagesspielen den Tod vorführen; aber wir dürfen dieser unheimlichen Gestalt nun kühn in's Auge schauen, denn der Herr des Lebens ist nah. Wir haben in dem letzten Theile der Zwischenspiele von VIII—XII ein wahres Stück der berühmten Todtentänze des Mittelalters, zuerst das Leben in kurzen kräftigen Zügen unter den verschiedensten Aufzügen, als Reichthum, Ehre, Stärke, Gesundheit, Armuth, Verbannung u. s. w., und als das Ende des Liedes den Tod, der Alles gleich und eben macht. Durch diese letzte Figur des Todes gewinnen also auch die voraufgehenden Spiele der Reiter, Tänzer, Aussätzigen und des Christophorus einen einheitlichen, symbolischen Charakter, nach dem die meisten Schriftsteller vergebens gesucht haben. Uns scheint daher die Idee des Todtentanzes zugleich die einfachste und die im Geiste der Zeit am meisten begründete Erklärung.

Mit dem Tode endet das Spiel des Lebens, die Glorie des Herrn beginnt.

Während die vorgenannten Festspiele durch die Straßen zogen, trat die Abbadie (der Jugendmeister und sein Gefolge) in den Dom. Vorauf ging mit hoher Hellebarde der Hauptmann der Wache, ihm folgten die Bastonnieri. Im Chore saßen schon die Parlamentsmitglieder und andere vornehme Personen. Die Bastonnieri traten vor diese hohe Versammlung, und gaben bald auf das Commando ihres Führers die schönsten Stabspiele zum Besten, indem sie bald den Hochaltar, bald die umstehenden Herrschaften grüßten. Kaum waren diese Spiele beendet, so gab der Hauptmann einen neuen Befehl und die im Gefolge des Stadtmeisters befindlichen Füseliere feuerten eine Gewehrsalve ab, daß die hohen Gewölbe und zahlreichen Kapellen des Domes dumpf-

Digitized by

donnernd erzitterten und die dunkeln Glasfenster klirrend in Stücke zu zerspringen drohten. Die Abbadie setzte sich darauf in Bewegung, um den Umzug der Prozession zu beginnen. Voran zog wiederum der Wachhauptmann. Ihm schlossen sich, unter Anführung der sechs Bastonnieri, mehrere Compagnien Füsiliere an, welche von Zeit zu Zeit unter den Balkonen der Vornehmen u. s. w. ihre Gewehrsalven wiederholten, die man hierzulande la bravado nennt. Den Soldaten folgt der Guidon des Abbé, dann sein Lieutenant, zuletzt, zwischen zwei Vorgängern, der dießjährige Stadt- oder Jugendmeister. Die höheren Festbeamten trugen Alle ein großes Blumenbouquet in der Hand, um die Damen aus ihrer Bekanntschaft zu grüßen.

Sobald das Gefolge des Abbé die Cathedrale verlassen, trat dasjenige des Basochekönigs ein, wiederholte im Chore dieselben Spiele und Bravaden, und folgte darauf in kleiner Entfernung dem Ersteren auf seinem Umzuge durch die Stadt. Seine Reihenfolge war diese: Der erste Stabträger führt eine Compagnie Musquetiere mit breiter himmelblauer Schärpe über der Brust. Dann folgten der Fähndrich und seine Compagnie mit rosenrother Schärpe; der zweite Stabträger und der Wachthauptmann, der Connetable, der Admiral, der Großmeister, der Ehrenritter von 24 Gardesoldaten mit Musquete und Degen begleitet; der dritte Stabträger und seine Compagnie mit himmelblauer Schärpe; und der Guidon des Königs, der Lieutenant, die Symphonie, die Pagen oder Mignons, endlich der König der Basoche zwischen zwei Parlamentswachen. Den Schluß bilden die Verwandten und Bekannten, welche er zu seinem Geleite eingeladen hat.

Zuletzt trat das Gefolge des Minneherrn oder des Lieutenants in den Dom, spielte vor dem Hochaltar und dem Parlamente und machte sich seinerseits bereit, dem Festzuge sich anzuschließen.

Auf diese Weise waren alle Hauptstraßen der Stadt für 2 bis 3 Stunden in ein bewegliches Theater umgeschaffen. Das Auge weidete sich an den eleganten Spielen der Bastonnieri, dem graziösen Aufziehen der Könige und übrigen Würdenträger, ihrer bunten Kleiderpracht von weißer, grüner, blauer, rother Seide, den blüthenweißen Spitzen, goldenen Tressen und Franzen, den wallenden Federbüschen, dem Blitzen der Waffen, dem Wehen der Fahnen und das Alles in dem glühenden Lichtstrome eines Juninachmittags in der Provence! Das Ohr wurde bald von den milden, weichen Tönen der Geigen geschmeichelt, bald erschreckt durch den Donner der Bravado's, bald betäubt von dem Rollen der Trommeln, dem Geschwirre der Pfeifen, dem Schmettern der Posaunen, dem ewigen, meerähnlichen Rauschen und Murmeln der gedrängten Volksmasse! Man sollte glauben, es sei des Guten zu viel für einmal gewesen.

Von allen Seiten wurden Erfrischungen angeboten. Nach einem eleganten Waffengruß lud man die Bastonnieri mit eindringlicher Höflichkeit in die Paläste ein, wo sie allseitiger Beifall und Erfrischungen erwarteten.

Wenn endlich gegen 4 Uhr das geräuschvolle, zerstreuende Treiben der Gefolge in der Cathedrale aufgehört und so das Gotteshaus seine gebührende Ruhe wieder gewonnen hatte, wurde dort mit vieler Feierlichkeit das hoch-

Digitized by

würdigste Gut ausgesetzt und die Vesper angestimmt. Nach dem Magnificat setzte sich die eigentliche religiöse Prozession langsam, mit gebührender Pracht und Feierlichkeit in Bewegung. Die Begleitung des Allerheiligsten war auch hier amtlich geregelt. Voran zogen die Notare, ihnen folgte die Universität mit den Vertretern der vier Facultäten; diesen schlossen sich immer in Amtstracht die Procuratoren des Parlamentes und der Senechaussee an; dann zog die Bruderschaft des Corpus Domini, darauf der zahlreiche Domklerus in Levitenkleidern und Rauchmänteln auf. Endlich nahte unter einem Traghimmel der Erzbischof mit dem hochwürdigsten Gute, den Zug beschlossen die Parlamentsmitglieder in rothem Talare, die General-Schatzmeister, die Senechaussee und die Marechaussee. Es muß ein imposanter Aufzug gewesen sein, fähig die Herzen zu erheben und den vollen Triumph des Erlösers ahnen zu lassen. Dieser dritte Haupttheil der Prozession sollte darum auch im Gedankenkreise René's gleichsam der dritte Akt und fröhliche Ausgang seines halbweltlichen, halbreligiösen Spieles sein. All' die verschiedenen Akkorde der Freude, des Leides, der Pracht und Armuth, der Sünde und Buße, ja des Todes selbst, sollten sich schließlich auflösen in den großen Jubel-Hymnus des Lauda Sion, in Anbetung, Lob und Preis des unendlich erbarmungsreichen Erlösers Jesus Christus.

Ein einziger Platz sollte am Schlusse des Tages all' die zerstreute Pracht und Herrlichkeit der verschiedenen Festlichkeiten vereinigen, und wo möglich in einem Gesammtbilde den ganzen Reichthum und den eigenthümlichen Charakter der Aixer Prozession noch einmal kurz dem Auge vorführen und der Seele des scheidenden Fremdlings einprägen. Auf dem großen, prachtvollen Cours im Westen der Stadt hatten sich nach und nach die einzelnen Spiele, Gefolge und zumal die ungeheure Masse der Zuschauer angesammelt, und füllten die zwei Seitenalleen Kopf an Kopf. Die umliegenden Häuser, die Paläste der Vornehmen und Großen mit ihren alten, reich gemeißelten Façaden, waren mit bunten Teppichen, seidenen Bannern, schweren Blumengewinden förmlich bekleidet. Die uralten, himmelhohen Bäume wölbten sich majestätisch zu einem gewaltigen Laubdome; ihre Zweige bewegten sich langsam und feierlich wie grüne Fahnen im leisen Lufthauche, der um diese Stunde vom nahen Meere herüberweht, während ihre lichtdurchbrochenen Schatten mit erfrischender Kühle und geheimnißvollem Halbdunkel über der wogenden Menge schwankten. Endlich trat in die mittlere blumenbestreute Allee das Gefolge des Allerheiligsten ein, und schritt ernst und langsam auf den Altar zu, der am äußersten Ende mit allem Prachtaufwande erhoben stand. Welch' ergreifender Augenblick, wenn der Bischof von der Höhe dieses Altares herab der frommen Menge mit dem Allerheiligsten den Segen gab! Das freudige Spiel der Glocken, die Jubelklänge der Instrumente, die ernsten Liederweisen der Männerchöre, das Rauschen und Plätschern der drei großen Springbrunnen, der Donner der Gewehrsalven — alles das vermischte sich ganz eigen mit den Weihrauchwolken und den Gebeten der Gläubigen, welche durch die blaue, heitere Luft sich hinaufschwangen zum Throne der Majestät dessen, der aus Liebe zu uns sich verborgen hat in den unscheinbaren Gestalten seines hochheiligen Sakramentes.

Digitized by Google

Mit diesem erhebenden Schauspiele religiöser Feier wollen auch wir die Beschreibung der Prozession beschließen. Nur einige Worte über die Geschichte der Spiele seien uns noch gestattet.

Drei Jahrhunderte hindurch hatte René's Stiftung sich trotz aller Stürme der Zeit erhalten, und wenn sie auch unbedeutendere Umgestaltungen erlitten, doch im Allgemeinen den ursprünglichen Charakter bewahrt. Die zahlreichen Kriege und inneren Unruhen, die häufig in der Provence auftretende Pest, welche die Stadt schwer heimsuchten und die Bevölkerung oft auf ein Jahr in ihre Bergbastiden bannten, waren wohl im Stande, das regelmäßige Aufführen der Prozession einigemal zu unterbrechen; aber sobald Ruhe und Sicherheit wieder eingekehrt waren, verlangte Hoch und Nieder mit Ungestüm seine liebe, seine schöne Prozession. So ging es, bis die Tage des Umsturzes und der allgemeinen Verwüstung für Frankreich kamen. „O Schreckenstag!" klagt ein neuerer provençalischer Dichter, „die Balkone waren verlassen, die Paläste verriegelt, die Straßen öd und leer! Von den Thürmen klang kein Glockenspiel, es war ein Sturmläuten, das wimmernd durch die Lüfte klagte. Und drunten zog eine wilde Rotte; sie trugen nicht Kirchenfahnen, es klang kein Kirchenton, was sie sangen, war ein Blutlied, was sie schwangen, war ein Mordschwert .... Und seit jener Zeit ging die Prozession nicht mehr."

Nach der Revolution traten jedoch die Spiele noch einige Male auf, aber sie hatten durch die Umwandlung, welche die frivole zersetzende Philosophie in den Geistern bewirkte, den Boden im Herzen der Zuschauer verloren und sich selbst überlebt. Man gab die Spiele nach der Restauration nur mehr bei festlichen Gelegenheiten, wenn z. B. eine kaiserliche und königliche Majestät die Stadt besuchte, natürlich ohne gerade das Frohnleichnamsfest zu erwarten. So erzählten mir alte Leute noch von der Aufführung der Prozession im Jahre 1803, 1807, 1814, 1823 und später unter Napoleon III. Man zeigte eben die Spiele als Antiquität, wie man die Manuscripte der Bibliothek oder die alten Bäder des Sertius Calv. zeigte, und trennte auf diese Weise, was im ursprünglichen Plane René's zu einem Ganzen verbunden war und sich gegenseitig stützen und ergänzen sollte. Nichtsdestoweniger scheint es uns, daß, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, diese Trennung sowohl der Religion als den Spielen nur nützen kann. Die blasirte, moderne Bildung würde in der Vereinigung des Geistigen, Heiligen, mit jenen unverstandenen, oft derben Schöpfungen verflossener Jahrhunderte nur eine geistlose Maskerade, anstößige Profanation oder glatte Bouffonerie erblicken. Wir glauben daher auch, daß die Bestrebungen einzelner Freunde des mittelalterlich-provençalischen Lebens nie zu ihrem Zwecke gelangen werden, so lange sie diesen nicht in der vielleicht möglichen Anpassung der alten Spiele auf die neue Zeit, sondern in der getreuen Wiedergabe des ursprünglichen René'schen Planes bestehen lassen. In der That hat die im Jahre 1851 gebildete Spielkommission bis heute noch keine Resultate ergeben, wenn auch im Anfange die eröffnete Subscription erfreuliche Früchte versprach. Der Zauberbann des Ehrwürdigen, Überlieferten, Alten, den eine lange Zeitdauer und die tausend vaterländischen Erinnerungen über diese Spiele geworfen,

Digitized by Google

iſt durch die lange Unterbrechung verſchwunden und unmöglich wiederzubringen.

So kommt es denn, daß heutzutage die ehedem ſo berühmten Spiele von der Mehrzahl vergeſſen, nur von ſehr Wenigen in ihrem eigentlichen Weſen gekannt ſind. Iſt darum die Frömmigkeit gewachſen oder die Airer Frohnleichnamsprozeſſion erbaulicher geworden? Leider nein. Wenn ich die Beſchreibung der heutigen Feier geben ſollte, wenigſtens inſofern ſie vom Volke ausgeht, würde ich vielleicht des Anſtößigen und Profanen mehr zu bieten haben als in den vorigen Blättern. Die Gewohnheit, von der Straße und den Balkonen aus die Prozeſſion zu betrachten, iſt im Volksleben geblieben, und wird heute um ſo unausſtehlicher, als der eigentliche Grund ſolcher Neugierde mit den Spielen weggefallen iſt. Unter den Bäumen der öffentlichen Plätze, auf den Trottoirs der breiten Straßen ſitzen die Airer Bürger heute um reichbeſetzte Tiſche, plaudern von Politik und Handel, und erwarten die Prozeſſion. Mädchen mit Backwerk, Kellner mit Limonaden, Früchten u. ſ. w. drängen ſich ſchreiend und ſchäckernd durch die engen Reihen, — eine ſchwache Erinnerung an die Erfriſchungen, welche man früher den Spielern zu bieten pflegte. Endlich künden zwei Gendarmen zu Pferde die Ankunft der Prozeſſion. Das Treiben unter den Linden, auf den Balkonen, in den Straßen ändert ſich darum nicht, bloß wendet man ſich nach der Seite, wo es nun etwas zu ſehen gibt. Da ziehen denn die Schulen, die Erſtcommunicanten, verſchiedene Frauenvereine in allen möglichen Coſtümen rauſchend und ſchleifend und ſchleierumwölkt vorüber; Männer ſind ſehr wenige da, vielleicht 20—30, die Prieſter und Amtsperſonen ausgenommen. Erſcheint endlich das Allerheiligſte, ſo wird wohl hie und da ganz geſchämig und möglichſt unbemerkt ein Hut gelüftet, eine Pfeife abgeſetzt — niederzuknieen wäre auffallend und abergläubiſch! O arme Provence, warum haſt du deinen alten treuen, warmen Glauben mit deinen alten Spielen nicht bewahrt? Wenn früher ein Lächeln höhniſcher Ironie und ſtolzen Mitleides auf den Lippen hochgebildeter Zuſchauer deiner Spiele ſchwebte, ſo möchte jetzt ein gläubiges Herz heiße Thränen weinen über die Gleichgiltigkeit und die Frivolität, welche deine aufgeklärten Bürger heute einem der erhabenſten Akte unſerer hl. Religion entgegenbringen!

Am Schluſſe dieſer Skizze dürften die Verſe eines alten Ritterſängers aus René's Zeiten an der Stelle ſein:

„Pardonnez-moi, s'il y a que redire
En ce livret, lequel y vous envoie;
Meilleur l'avriez, se meilleur je l'avoie."

W. Kreiten S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts, mit besonderer Rücksicht auf das vatikanische Concil, sowie auf Deutschland, Österreich und die Schweiz, von Dr. **Friedrich H. Vering.** Erste Abtheilung. 8°. 240 S. Preis Thlr. 1. 6 sgr.

Von den zur theologischen Bibliothek gehörigen Werken ist gegenwärtig neben der Dogmatik das Lehrbuch des Kirchenrechtes das wichtigste. Was ist die Kirche? Welche Verfassung hat diese Gesellschaft? Welche Rechte darf sie ihren Mitgliedern und namentlich welche Rechte darf sie nach außen hin den Staaten gegenüber geltend machen? Diese und ähnliche Fragen sind brennende Tagesfragen, und von der richtigen oder unrichtigen Beantwortung derselben hängt es ab, ob man sich im heißen Kampfe der Gegenwart zur einen oder zur andern Fahne stellt. Es ist demnach höchst erfreulich, daß die Aufgabe, das Lehrbuch des Kirchenrechtes zu verfassen, dem durch seine umfassende juristische Gelehrsamkeit sowohl, als durch seine entschieden katholische Richtung rühmlichst bekannten Herausgeber des Archivs zugefallen ist.

Ueber Plan und Anlage des vorliegenden Werkes können wir uns noch nicht verbreiten, da einstweilen nur die erste Abtheilung ausgegeben und die Eintheilung nicht angegeben ist. Wir müssen uns also auf ein Referat des Inhaltes beschränken.

In den zehn einleitenden Paragraphen erörtert der Verfasser kurz, klar und äußerst übersichtlich den Begriff der Kirche und des Kirchenrechts, sowie die verschiedenen Eintheilungen und den Charakter des letzteren und sein Verhältniß zum bürgerlichen Rechte; ferner die Hilfswissenschaften nebst deren Literatur, und er beschließt die Einleitung mit einer überaus reichhaltigen Angabe der Literatur des Kirchenrechtes selbst. Gelegentlich der Anführung der Phillips'schen Werke theilt uns der Verfasser zu unsrer freudigen Überraschung mit, daß er die Fortsetzung des großartig angelegten Kirchenrechts und die Herausgabe einer lateinischen Übersetzung des Lehrbuchs übernommen.

Da die kleinen Ausstellungen, welche wir an der Schrift zu machen haben, sich hauptsächlich auf die Einleitung beziehen, so wollen wir dieselben gleich hier verzeichnen.

Die Kirche hat, so sagt der Verfasser (§. 1 n. IV), zwei Seiten, zwei Zwecke, zwei Aufgaben. Sie hat *erstens* das Verhältniß der Einzelnen zu Gott und *zweitens* das Verhältniß der einzelnen Glieder der Kirche zu einander und zur Kirche als Gesammttheil zu ordnen. Zur ersten Aufgabe gehört die Verwaltung der Lehre Christi und der Sacramente — Bereich des Gewissens oder forum internum; zur zweiten Aufgabe die Leitung der Kirche als einer sichtbaren Gesellschaft — forum externum.

Zur Klarheit hätte es vorerst ein Bedeutendes beigetragen, wenn der Verfasser den Unterschied zwischen Weihe- und Regierungsgewalt angegeben hätte. Dann freilich hat die Kirche zwei Aufgaben, nämlich die Mittheilung der gött-

Digitized by Google

lichen Gnade und die Regelung der Mitwirkung der Menſchen. Gerade dieſen ihren beiden Aufgaben entſprechend wurde ihr die doppelte Gewalt, die Weihe- und die Regierungs-Gewalt, verliehen[1] und nach dem erſten Satze hätte man die Erörterung des Unterſchiedes zwiſchen dieſen beiden erwartet.

Wollte aber der Verfaſſer die Weihegewalt als weniger zum Gebiete des Rechtes gehörig mit Stillſchweigen übergehen und nur die beiden Theile der Regierungsgewalt, das forum internum und externum, beſprechen, ſo ſind wir mit ſeiner Erklärung, daß jenes ſich auf das unmittelbare Verhältniß des Menſchen zu Gott, dieſes auf das Verhältniß des Menſchen zum Menſchen beziehe, vollſtändig einverſtanden, glauben aber, daß die Wahl der zur Erläuterung hinzugefügten Beiſpiele nicht glücklich war. Eine Hauptbethätigung der Lehrgewalt, z. B. die Verdammung häretiſcher Doktrinen und die Feſtſetzung von Strafen für deren Verbreitung, wird man in das Bereich des forum externum ziehen müſſen, und wenn die Anordnung öffentlicher Feſte zum forum externum gehört, ſo wird die ausſchließlich für den Klerus beſtehende Vorſchrift, Feſte innerhalb der Kirche zu feiern, ebenſo auf das forum externum zu beziehen ſein, da beide Vorſchriften von ein und derſelben öffentlichen geſellſchaftlichen Gewalt ausgehen und ſich nur die Zahl derjenigen, für welche ſie erlaſſen ſind, und der Umfang des Vorgeſchriebenen unterſcheiden.

Sodann iſt nach der Anſicht des Verfaſſers (§. 5 n. II) der Ausdruck „Kirchliches Privatrecht" zu vermeiden. Wir ſtimmen ganz mit ihm überein, wenn er die Eintheilung des Kirchenrechtes in öffentliches und Privatrecht im Sinne Schulte's verwirft. Aber aus dem Kirchenrecht das Privatrecht ganz ausſchließen, ſcheint uns auch nicht zuläſſig. Die Kirche hat beiſpielsweiſe den Klerus und deſſen Güter der bürgerlichen Geſetzgebung entzogen und auch überhaupt die Geſetzgebung in Bezug auf testamenta ad pias causas ſelbſt übernommen. Die in Betreff der vermögensrechtlichen Verhältniſſe des Klerus und dieſer Teſtamente getroffenen Beſtimmungen fallen in den Bereich des Privatrechtes, und zwar des kirchlichen Privatrechtes, da die Kirche und nicht der Staat ſie erlaſſen. Die Befugniß hierzu als ein geſchichtliches, jetzt antiquirtes Recht der Kirche aufzufaſſen, geht angeſichts der über dieſen Punkt beſtehenden kirchlichen Beſtimmungen nicht wohl an, und ſie läßt ſich auch leicht aus der Natur der Kirche herleiten.

Wenn endlich der Verfaſſer (§. 8 n. III) ſagt, daß die Kirche freilich die Verletzung der kirchlichen Ordnung auch mit materiellen Strafen an Vermögen, Freiheit u. ſ. w. ahnde, aber aus ſich nicht, wie der Staat, eine äußere unmittelbare Zwangsgewalt an Perſonen und an Vermögen zur Vollſtreckung ihrer Anordnungen habe, ſo könnte er leicht die irrige Meinung veranlaſſen, als habe die Kirche die Gewalt, jene Strafen zu verhängen, vom Staate erhalten, und dieſe Anſicht wird um ſo näher gelegt, als es ſpäter heißt: „wo einem Kirchengeſetze ein Zwang zur Seite ſteht, da rührt dieſer von der Staatsgewalt her, die der Kirche darin ihre Unterſtützung gewährt."

Daß die Kirche die Verletzungen der kirchlichen Ordnung mit zeitlichen Strafen ſtets geahndet, beweiſen die Disciplinarverfügungen der chriſtlichen Jahrhunderte, wie die des Concils von Trient, welches das Duell mit Vermögensverluſt beſtraft. Die Gewalt hierzu legt ſie ſich aber ſelbſt bei und glaubt nicht, ſie den Fürſten verdanken zu müſſen; nimmt ſie ja in ihren Straf-Beſtimmungen jene nicht aus, wie das erſte Concil von Lyon in ſeiner Straf-Beſtimmung über den Meuchelmord, „welcher nicht nur den Tod des Leibes, ſondern auch den der Seele herbeiführt", ausdrücklich ſagt[2]. Durch Pro-

[1] Vgl. Tarquini, Juris Eccl. publici institutiones. p. 2.

[2] Labbe XXIII. col. 641. — Sehr klar ſpricht ſich über dieſen Punkt Innocenz III. aus; c. 13, X de Judiciis II. 1.

Digitized by Google

scription der vom Verfasser selbst citirten 24. These des Syllabus: „die Kirche hat keine Zwangsgewalt", scheint uns auch ziemlich klar ausgesprochen zu sein, daß die Kirche aus sich selbst und überall, mögen die Fürsten sich als ihre Freunde oder als ihre Gegner beweisen, mag sie irgendwo geschichtliche Rechte zu erwarten haben oder nicht, diese Gewalt besitzt. Anstatt näher auf diesen Gegenstand einzugehen, verweisen wir auf: Schneemann, Encyclica. Stimmen aus Maria-Laach VII. Die kirchliche Gewalt und ihre Träger.

Das erste Buch des Werkes nun, welches noch nicht zum Abschluß gekommen, handelt über die Quellen und die äußere Geschichte des Kirchenrechts und führt uns die geschichtliche Entwicklung desselben von den Anfängen des Christenthums bis auf unsere Zeit vor. Einen großen Werth verlieh der Verfasser diesem Theile jenes Werkes durch die äußerst reichhaltige, unter dem Text verzeichnete Literatur. Will sich der Leser über den einen oder den anderen Punkt genauer unterrichten, so findet er allenthalben die Angaben der besten Werke oder auch gediegener Aufsätze, welche sich über denselben verbreiten.

Von §. 25 an beschäftigt sich der Verfasser namentlich mit den Verhältnissen zwischen Staat und Kirche. Das mittelalterliche Verhältniß zwischen beiden Gewalten und nebenbei die vielbesprochene Bulle „Unam sanctam" wird kurz erörtert, ebenso kurz die kirchenpolitischen Streitigkeiten vor der Reformation, das abendländische Schisma, die Reformconcilien und das Concil von Trient. Im §. 28 wird die staatsrechtliche Entwicklung der neuen protestantischen Religionsgesellschaft besprochen; es folgt der westfälische Friede, die Stellung, welche seit demselben und wiederum seit der Auflösung des deutschen Reiches die katholische Kirche dem Staate gegenüber eingenommen, und von §. 32 an haben wir die Auseinandersetzung der heutigen staatskirchlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern Deutschlands und Österreichs.

Diesen Theil hat der Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, was schon aus dem Verhältniß der Seitenzahlen hervorgeht. Während nicht ganz fünfzig Seiten die Geschichte der Quellen und des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat bis auf unsere Zeit darstellen, verbreiten sich ungefähr zweihundert Seiten über die jetzigen staatskirchlichen Verhältnisse.

Der dem Königreich Baiern gewidmete Paragraph behandelt die unerquickliche, von Staatseifersucht und Engherzigkeit zeugende Geschichte des Concordats vom 5. Juli 1817 bis zum Ministerial-Erlaß vom 20. November 1873, welcher das Concordat zwar nicht aufhebt, aber thatsächlich ganz unwirksam macht. Hier wie in den sämmtlichen folgenden Paragraphen sind die Urkunden und die Werke, in denen sie sich vorfinden, mit großer Sorgfalt angegeben.

Die Geschichte der staatskirchlichen Verhältnisse in Preußen beginnt mit der Besprechung der Circumscriptionsbulle „De salute aimarum" vom 16. Juni 1821; genauer wird die verhältnißmäßig günstige Lage der Kirche unter Friedrich Wilhelm IV., ganz ausführlich aber der seit dem Jahre 1870 entbrannte Kampf behandelt. In einer ganz vorzüglichen Zusammenstellung der höchst wichtigen Ereignisse der letztverflossenen Jahre werden die von der preußischen Regierung gegen die Kirche begonnenen Feindseligkeiten von ihrer Genesis an bis zur Vorlage der neuesten Maigesetze (19. Januar 1874) vorgeführt. Die kirchenfeindlichen Verordnungen der Regierung zu Gunsten der neuprotestantischen Professoren, die kirchenpolitischen Debatten des Reichs- und Landtages, die in denselben zu Tage geförderten „Gesetze", die Durchführung derselben, der denselben entgegengesetzte Widerstand werden in kurzer und klarer Übersicht zusammengestellt. Kritische Bemerkungen, sowie zur Orientirung über die Fragen der Gegenwart wichtige geschichtliche Notizen, wie beispielsweise über den Ursprung der Succursalpfarren auf dem linken Rheinufer (S. 110) und interessante, zur Charakteristik des Kampfes dienende Mittheilungen über die an demselben theilnehmenden Hauptpersonen (wie die Anmerkung über Richter und seine Schüler, Dove, Friedberg, Hinschius und

Digitized by Google

Schulte S. 81), werden allenthalben eingeflochten. Zum Schluß der Darstellung der preußischen Verhältnisse wird für die zweite Abtheilung des Werkes eine principielle Erörterung der Frage, wie sich der Katholik zu den Maigesetzen zu stellen habe, in Aussicht gestellt.

Es folgt die klare und übersichtliche Darstellung der heutigen staatskirchlichen Verhältnisse in Hannover, Braunschweig und den nordischen Missionen. Vor allen Ländern Deutschlands liefert Braunschweig ein Pröbchen protestantischer Toleranz. Dort gibt es sechs zur Diözese Hildesheim gehörige katholische Gemeinden: Helmstädt, Braunschweig, Wolfenbüttel und seit neuerer Zeit Holzminden, Blankenburg und Söllingen. Bis zum Jahre 1867 lastete nun auf den drei erstgenannten und heutzutage noch immer fort auf den drei letztgenannten Gemeinden „Serenissimi gnädigstes Reglement für römisch-katholische Geistliche u. s. w." vom 9. April 1768, d. h. die katholischen Geistlichen dieser Gemeinden sind zur Vornahme pfarramtlicher Handlungen, als da sind Taufen, Beerdigungen, Trauungen, nicht berechtigt. „Als der zuständige Geistliche zur Vornahme aller dieser Handlungen gilt vielmehr der dortige lutherische Pfarrer. Will der katholische Geistliche ein Kind katholischer Eltern taufen, oder ein katholisches Brautpaar copuliren, oder einen Katholiken beerdigen, so muß er nach dem Wortlaute des Gesetzes vom 10. Mai 1867 zuerst den lutherischen Geistlichen um Erlaubniß ersuchen, und erst dann, wenn dieser ihm schriftlich die Erlaubniß ertheilt hat, darf er den Pfarrakt vollziehen, muß aber nach Vollzug desselben wiederum dem lutherischen Geistlichen über den Vollzug Anzeige machen. Unterläßt er die Einholung der Genehmigung, so verfällt er in eine Geldstrafe von 10 Thlrn. 20 Sgr., von 14 Tagen Arrest u. s. w. Das hier vom katholischen Geistlichen geführte Kirchenbuch hat keine staatliche Anerkennung. Es müssen hier auch rein katholische Brautleute in der lutherischen Kirche aufgeboten werden" (S. 124). Man sieht, wie außer den kirchlichen „Gesetzen" Preußens noch andere möglich sind, welche man eventuell in derselben Weise rechtfertigen kann, wie man jene zu rechtfertigen versucht hat, nämlich durch den Hinweis auf andere deutsche Länder, wo sie schon bestehen. Herrliche Aussichten für den neuprotestantischen Klerus!

Auf die Darstellung der kirchenpolitischen Verhältnisse der übrigen Länder Deutschlands, von denen auch die kleinen Fürstenthümer, wie das durch seine religiöse Duldsamkeit die großen Nachbarn beschämende Fürstenthum Lippe-Detmold, nicht unberücksichtigt geblieben, wollen wir nicht genauer mehr eingehen. Bei Besprechung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen ist kurz auch Frankreich, und bei Besprechung der Verhältnisse von Luxemburg auch Holland und Belgien berührt. Der Überblick über die österreichisch-ungarischen Verhältnisse ist in der bis jetzt vorliegenden Abtheilung noch nicht abgeschlossen und die Darstellung der Verhältnisse in der Schweiz noch nicht begonnen.

Seitdem der Herr Verfasser seine Schrift dem Drucke übergeben, hat sich der Stoff wiederum bedeutend vermehrt und die sich von Tag zu Tag immer mehr aufdeckenden Lücken der Kirchengesetze, die fieberhafte Überstürzung in der Verfolgung des Vernichtungskampfes gegen die Kirche und der ruhige Widerstand von Klerus und Volk, an welchem die eine Maßregel nach der andern zerschellt, wird voraussichtlich die Gesetzes- und Verwaltungsmaschine in unausgesetzter Thätigkeit erhalten, so daß der Verfasser schwerlich in einer zweiten Auflage den weitern Verlauf des Kampfes mit derselben Ausführlichkeit behandeln kann, wie er den Kampf bis auf diese Tage behandelt hat. Wollte er sich entschließen, die nicht nur für Studirende, sondern für alle Gebildete ohne Unterschied so interessante und lehrreiche Darstellung in einer eigenen Schrift erscheinen zu lassen und im Lehrbuche nur die Hauptzüge mit beständiger Verweisung auf jene aufzunehmen, so würden wir einestheils Nichts verlieren, und anderntheils würde das Lehrbuch als solches gewinnen. Denn so würde

Digitized by

der Raum für eine mehr gleichmäßige Behandlung der verschiedenen Phasen der Geschichte des Kirchenrechts gewonnen, und andere, für ein Lehrbuch doch unerläßliche Partien, wie das Verhältniß der beiden Gewalten nach Constantin und im Mittelalter, sowie das Verhältniß der römischen Gesetzgebung zur kirchlichen u. s. w. besser berücksichtigt werden können, Partien, welche wegen der ausführlichen Behandlung der Verhältnisse der Gegenwart entweder gar nicht oder nur ganz kurz berücksichtigt wurden.

Theod. Granderath S. J.

Geschichte und Bedeutung der (Wachs-) Lichter bei den kirchlichen Funktionen, von Wolfg. Mühlbauer. Augsburg 1874. Kranzfelder. 8°. IX u. 224 S. Preis 27 sgr.

Der durch die „Decreta authentica" S. R. C. rühmlichst bekannte Verfasser veröffentlicht in dieser Monographie die Frucht großen Fleißes und eingehenden Studiums über einen Gegenstand, der profanen Augen werthlos scheint, nicht aber denjenigen, welche dem kirchlichen Leben geöffnet sind. Unter bescheidenem Titel liegt hier eine Fülle von Stoff vor, welcher besonders in Katechesen und im Unterrichte des christlichen Volkes mit Nutzen verwerthet werden kann. Verfasser ist der doppelten Aufgabe, welche der Titel anzeigt, nachgekommen. Sowohl die historische Entwicklung der vorliegenden liturgischen Ceremonien bei den verschiedenen kirchlichen Funktionen und Feierlichkeiten, als auch die symbolische Bedeutung derselben wird eingehend besprochen. Daß der ersten, nämlich der geschichtlichen und rubricistischen Behandlung der größte Theil des Werkes zufällt, ist begreiflich; die Behandlung der andern Seite des Gegenstandes aber, welche regelmäßig den einzelnen §§. eingefügt ist, möchten wir die Blüthe der Schrift nennen. Wir haben hier freilich nur eine von den vielen, aber eine von den häufigst wiederkehrenden kirchlichen Ceremonien, und es ist gut, in den Sinn und die Bedeutung dieses zur Förderung geistlichen Nutzens fruchtbaren Ritus einzudringen. Die Kirche ist nicht durch bloßes Unterrichten, sondern auch durch ihren ganzen Kult die Erzieherin und Heilsbeförderin für die ihr anvertrauten Gläubigen. Der reichhaltige Kult und die bedeutsamen Ceremonien bei der heiligen Messe, den heiligen Sacramenten und sonstigem Gottesdienste bleiben aber meist ein verschlossenes Buch, wenn sie nicht erklärt werden. Nicht ohne Grund mahnt daher auch hinsichtlich der verschiedenen Ceremonien der Catechismus Conc. Trid. (de baptismo 9. 69) „danda est igitur Pastoribus opera, ut eas fideles intelligant." In solches Verständniß sucht der Verfasser einzuführen, mit Recht verwirft er (S. 142), die wirklich niedrige Erklärungsweise, den Ursprung der verschiedenen kirchlichen Ceremonien auf reine Nützlichkeitstheorie zurückzuführen.

Für eine nähere Einsichtnahme in die einzelnen behandelten Partien müssen wir den Leser auf das Büchlein selbst verweisen. Vor allem sind es die §§. 2, 3, 4, 10, 14, 21, die Anwendung und Bedeutung des Lichtes bei der heiligen Messe, bei verschiedenen Sakramenten, bei der Todtenfeier, bei der Osterfeier besprechend, welche manches Lehrreiche enthalten. Nur würden wir den Ausdruck (S. 174), als ob die heilige Schrift die Worte nicht immer mit „dogmatischer Strenge" wähle, lieber entbehren, weil er zu unrichtiger Auffassung Anlaß geben kann.

In dem beabsichtigten Leserkreise wird das Büchlein gewiß seinen Nutzen stiften, sowohl dadurch, daß es dem Priester vieles gute Material an die Hand gibt, als auch dadurch, daß es vielleicht in Manchem den Gedanken weckt, in den Sinn und Inhalt der liturgischen Gebete und Segnungen der Kirche überhaupt durch Meditation mehr und mehr einzudringen; in ihnen wird Jeder für sich und Andere einen reichen Schatz heiliger Gedanken und Anregungen entdecken.

A. Lehmkuhl S. J.

Digitized by Google

Moralphilosophie nach christlichen Principien von Karl Aeger. Schaffhausen. Hurter'sche Verlagshandlung. 1873. kl. 8°. 192 S. Preis 21 sgr.

Seit Kant ist man in „wissenschaftlichen" Kreisen gewohnt, Moral und Religion als zwei gänzlich getrennte, jedenfalls nicht wesentlich verbundene Gebiete zu denken und zu behandeln. Die Principien und Anforderungen der Sittlichkeit haben im Lichte dieser „Wissenschaft" ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die Gesetze des logischen Denkens; sie sind eigentlich nur die praktische Kehrseite der letzteren: wie diese, so haben auch jene ihren Ausgangspunkt, ihren Grund und ihr eigenthümliches Gepräge der Nothwendigkeit lediglich in der Natur des Vernunftswesens. Wer immer also diese Naturnothwendigkeit anerkennt — und das muß Jeder, der auf das Prädikat der Vernünftigkeit nicht verzichten will, mag er nebenbei zum Atheismus oder religiösen Nihilismus sich bekennen — der könnte sonach immerhin noch über Sittlichkeit mitsprechen oder gar, wie wir das heute nicht selten hören, mit „sittlicher Entrüstung" renommiren. Wer möchte sich da wundern, wenn endlich auch die moderne „Bildung", welche sich ja in immer weiteren Kreisen von den Brosamen der „Wissenschaftlichkeit" nährt, allmählich das Axiom angelernt hat: „Die Moral ist unabhängig von der Religion." Das ist in seiner praktischen Bedeutung ein furchtbares Wort, so furchtbar, daß bei vollem Verständniß seiner Tragweite ein satanischer Haß der menschlichen Gesellschaft dazu gehörte, nicht davor zurückzuschrecken. Dieß eine Wort ist der Inbegriff einer Revolution, wie sie grundstürzender nicht gedacht werden kann. Dem Einzelmenschen stellt sie die nackte Trostlosigkeit und Verzweiflung, der Gesellschaft die totale Abgrabung ihrer Lebensquelle und den sicheren moralischen Hungertod in Aussicht. Und doch ist der Liberalismus gegenwärtig auf der ganzen Linie damit beschäftigt, die verhängnißvolle Theorie auf dem Wege der Gesetze in die Praxis umzusetzen. Sie ist bestimmt, in Zukunft das leitende Princip der bisher christlichen Volksschule zu werden. Zwangserziehung der Jugend auf Grund einer „humanistischen" Moral ohne Religion, das ist das nächste Ziel dieses in Wahrheit staats- und menschenfeindlichen Systems, das ist der thatsächliche Charakter der „confessionslosen" Volksschule. Das Übel hat in der Pseudophilosophie seinen Anfang genommen. Es ist darum die Aufgabe, nicht bloß des positiven Christenthums, sondern jeder gesunden Philosophie, demselben mit heilsamer Reaktion zu begegnen. Diese im Interesse des wahren wissenschaftlichen Fortschritts so nothwendige reaktionäre Bewegung hat auch bereits von Seite der christlichen Philosophie in gedeihlicher Weise begonnen und zwar vorzugsweise auf dem Boden des glaubenstreuen Katholizismus. Man kann nur wünschen, daß dieselbe eben hier literarisch mehr und mehr erstarken möge.

Auch die vorstehende Schrift darf als ein schätzenswerther Beitrag zu dem gemeinsamen Ziele verzeichnet werden. Dieses Verdienst bethätigt sie jedoch nicht so fast durch dialektische oder polemische Diskussion, als vielmehr auf dem Wege thetischer Gedankenentwicklung. Hieraus, sowie aus dem Merkmal der Terminologie glauben wir mit Grund schließen zu dürfen, daß der Verfasser dem Bildungsgang der neuern Philosophie näher steht als der älteren Schule. Um so werthvoller sind aber die sachlichen Resultate, wenn verschiedene Wege gleichwohl bei demselben Ergebniß sich harmonisch begegnen. So wird denn auch hier, ohne jede Verwechslung des philosophischen mit dem positiv theologischen Standpunkte, der Moral dennoch entschieden diejenige Stellung wieder zugewiesen, die ihr wesentlich zukommt, und welche ihr nicht nur die gesammte christliche Philosophie, sondern auch der gesunde Sinn der Heidenwelt stets zuerkannt hat — nämlich innerhalb des Rahmens der grund-

Digitized by

legenden religiösen Begriffe. Der Sittlichkeitsbegriff ist als solcher nicht ein Letztes und Absolutes, in dem man ruhen könnte, „er steht neben andern Begriffen und verlangt mit diesen eine höhere Einheit" (S. 5). Letztere sucht der Verfasser mit Recht einzig und allein in dem metaphysischen Verhältnisse des geschöpflichen Vernunftwesens zum unendlichen, persönlichen Gott, dem Schöpfer und Ordner der Welt — also eben in der objektiven Grundlage aller Religion. So bekunden sich dann die sittlichen Schranken, die sich im Gewissen des Menschen der freien Willensbestimmung und dem physischen Können gegenüber als autoritatives Sollen geltend machen, folgerichtig als das, was sie wirklich sind, nämlich „als Willensäußerung eines höchsten persönlichen Gesetzgebers, nicht als starre Regel einer blinden Natur oder einer allgemeinen Geistnatur, die als befehlend auftreten soll und nirgends als existirend bewiesen werden kann" (S. 26; vgl. auch S. 63—70). In der That erzwingt sich hierin die christliche Auffassung vollständig die Zustimmung der Philosophie; auch für sie verliert die Moral durchaus jede Bedeutung und jedes wahrhaft verpflichtende Moment, wenn sie nicht ihre Wurzeln in jenem wesentlich religiösen Verhältniß hat, wenn sie nicht mit der Religion in lebendiger Wechselbeziehung und als von ihr informirt gedacht wird. Um so mehr müssen die ohnmächtigen Anstrengungen des modernen Naturalismus und Pantheismus, das sittliche Gewissen von dem religiösen Bewußtsein zu isoliren und auf sich selbst zu stellen, als ebenso viele lächerliche Fluchtversuche des rebellischen Menschengeistes vor der Majestät des gesetzgebenden und richtenden Gottes angesehen werden.

Diese rehabilitirende Auffassung der Moral tritt denn auch in der ganzen Anlage der Schrift offen zu Tage. Als grundlegender Ausgangspunkt wird das Princip der verhältnißmäßigen Gottähnlichkeit alles Geschaffenen aufgestellt. Es „wird uns das ganze Gebiet der Sittlichkeit nur erklärt, wenn wir den Gedanken aus der Metaphysik entlehnen, daß alles Endliche ein Abbild sein soll des Unendlichen, des persönlichen Gottes, also die freien Wesen ein freies, eben darum auch ein höheres, deutlicheres Abbild. Bild Gottes sollen wir werden, ihm ähnlich in seinem Leben und ähnlich in seinem Verhalten gegen das, was nicht er selbst ist; Bild Gottes, so wie es gerade für die Natur des aus Geist und Leib bestehenden Menschen paßt. Wir sind nun Bild des heiligen Gottes, Nachahmer des göttlichen Wollens oder das Gegentheil, wenn wir, Vernunft und Freiheit gebrauchend, um unsere Leidenschaften zu ordnen nach Gesetz und Endzweck, mit Hilfe der Gnade entweder gut oder anders — bös werden, Tugend oder Laster uns aneignen. Das wird als unsere eigene persönliche That uns zum Verdienst oder zur Schuld angerechnet und mit Lohn oder Strafe vergolten" (S. 6). An denselben Grundgedanken lehnt sich die Systematisirung des ganzen Stoffes und die Eintheilung: I. Allgemeine Ethik oder das grundgelegte Bild Gottes (durch die in uns gelegten sittlichen Anlagen). II. Objektiv vorgelegtes Bild Gottes, oder besondere Pflichtenlehre. III. Subjektiv dargestelltes Bild Gottes in der dauernden Einheit des grundgelegten und vorgelegten Gottesbildes, oder besondere Tugendlehre.

Was die Behandlungsweise des Stoffes und die Ausführung im Einzelnen betrifft, so entspricht sie der im Vorwort ausgesprochenen Absicht des Verfassers: „Das Schriftchen ... soll kein streng schulmäßiges Compendium, kein bloßes Lehrbuch sein, weßhalb manches Positive, wie vollständige Aufzählungen, Eintheilungen u. s. w. weniger berücksichtigt und die Darstellung freier gehalten wurde, mehr rhetorisch als begriffsmäßig, mehr beschreibend als definirend." Wir dürfen hinzufügen, daß der Verfasser gerade für diese Form der Darstellung eine vorzügliche Begabung bekundet, während gleichwohl Tiefe der Auffassung zugleich ein entschieden philosophisches Talent erkennen

Digitized by Google

läßt. Daß die in den älteren Quellen der christlichen Moralphilosophie, zumal der des hl. Thomas v. Aquin, reichlich vorhandenen Schätze eine, wie uns scheint, zu spärliche Benutzung gefunden haben, hängt wohl theilweise eben mit der gewählten freieren Darstellungsform zusammen. Die andererseits nicht ohne Geschick dem modernen philosophischen Gedankenkreise entlehnten brauchbaren Früchte hätten aber, so zutreffend sie an sich sein mögen, unseres Erachtens vom Standpunkt einer specifisch christlichen Moralphilosophie durch eine nähere Bezugnahme auf jene Vorarbeiten an Werth nur gewinnen können; sei es durch die Einheit und siegreiche Harmonie der Wahrheit, die darin zum Ausdruck gekommen wäre, sei es durch Ergänzung, Läuterung oder weitere Vertiefung der Begriffe.

Die „Besondere Pflichtenlehre" (S. 63—153) wird verhältnißmäßig ziemlich eingehend und mit sittlich anregender Wärme behandelt. Große Aufmerksamkeit ist dabei der praktischen Beleuchtung und philosophischen Überwindung derjenigen Gegensätze des sittlichen Lebens zugewendet, welche von der Macht der Sinnlichkeit ausgehen. Durch die Natur der Sache ist auch dieser philosophische Seeleneifer ohne Zweifel wohl gerechtfertigt. Doch will uns eine vielleicht zu plastische, wenn auch noch so edle Ausführlichkeit in diesem Punkte nicht unbedingt zweckdienlich erscheinen, schon deßhalb, weil ohnehin auf diesem Gebiete ein praktisch wirksames Moment ohne Zuziehung der christlichen Heilsordnung nicht zu erwarten ist. Der Schwerpunkt und die Hauptaufgabe der Moralphilosophie, zumal für unsere Zeit, liegt nach unserer Ansicht überhaupt weniger im Detail der Pflichtenlehre, als in der siegreichen Überwindung der Grundirrthümer, welche, gegensätzlich zu den christlich-philosophischen Principien, die gesammte sittliche Lebensanschauung fälschen. Dieselben wurzeln zumeist in einer irrigen, metaphysischen Weltanschauung und können darum nur auf diesem Boden überwunden werden. Dieser Aufgabe wird nun allerdings im ersten (grundlegenden) Theile und auch in den einleitenden Paragraphen zur Pflichtenlehre Rechnung getragen. Mit Rücksicht auf das praktische Zeitbedürfniß hätten wir jedoch gewünscht, eben hier gewisse entscheidende Momente der metaphysischen Grundlegung theils specieller hervorgehoben, theils erschöpfender begründet zu sehen. Übrigens wird bereits im Vorwort als der principielle Standpunkt des Verfahrens „der entschieden katholische" bezeichnet und „will deßhalb von dem Vorgetragenen Nichts festgehalten werden, was irgendwie von der kirchlichen Lehrautorität mißbilligt würde." Dem entspricht auch thatsächlich die durchgehends ersichtliche Sorgfalt, womit derselbe bei aller Selbstständigkeit mancher Ideenentwicklung eben jene Grenzpfähle einer gedeihlichen christlichen Speculation treu einzuhalten bestrebt ist. Diese Anerkennung bleibt ungeschmälert, wenn wir auch den dargelegten Anschauungen nach ihrer objektiven Seite nicht in allen Einzelpunkten beizustimmen vermögen.

Ihrer Gesammtwirkung nach ist die Schrift eine in hohem Grad geistig anregende und sittlich hebende zu nennen. Eben dieser Erfolg lag ohne Zweifel auch der Absicht des Verfassers am nächsten. Derselbe ist um so werthvoller, als er in edelster Verwerthung einer unfreiwilligen und schmerzlichen Muße erzielt ist, ein Umstand, den auch die pseudonyme Bezeichnung „Aeger"[1] (krank) nahe legt.

Th. Meyer S. J.

---

[1] Von demselben Verfasser erschien im gleichen Jahre eine „Skizze" über die Schelling'sche Drei-Kirchen-Idee unter dem Titel: „Haben wir eine petrinische Kirche zu erwarten, oder die von Herrn v. Döllinger und Anderen prophezeite johanneische?"

Digitized by Google

1. **Des Kaisers Günstling.** Eine Tragödie aus den Zeiten der Martyrer von **Wilhelm Molitor.** Mainz 1874. Kirchheim. 8°. IV u. 214 S. Preis Thlr. 1. 5 sgr.

2. **Bunte Blätter.** Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst von **A. W. Ambros.** Neue Folge. Leipzig 1874. Leuckart. 8°. VII u. 382 S. Preis Thlr. 1. 15 sgr.

3. **Ludwig Uhlands Leben.** Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart 1874. Cotta. 8°. 479 S. Preis Thlr. 1. 6 sgr.

1. Unsere namhaften neueren Poeten sind fast sämmtlich wackere „Kulturkämpfer" geworden, trotz des Warnungsrufes, den schon der alte Göthe gegen das tendenziöse politische Lied erschallen ließ. Die Dichtkunst hat in der That dabei nichts gewonnen. Haß und Parteileidenschaft sind ihrem Wesen nach antipoetisch, und selbst die schönste Form und das farbenprächtigste Reimgetön vermögen dem giftigen Inhalte niemals künstlerische Weihe zu geben. Bei manchen dieser Dichter, wie z. B. bei Geibel, thut es uns, offen gestanden, leid, daß die reine Quelle frischen, fröhlichen Gesanges in dem trüben Morast verlaufen mußte. Bei andern, wie bei Hamerling und Paul Heyse, war trotz der glänzenden Begabung nichts Besseres zu erwarten. Wenn der Künstler sich herabwürdigt, durch üppige Frivolität dem Sinnengenuß der Menge zu schmeicheln, dann verschmäht er es auch nicht, dem wogenden Getriebe leidenschaftlicher Parteiideen zu folgen. Wohl muß auch der Dichter die geistigen Strömungen wiederspiegeln, die seine Zeit bewegen, aber er soll über denselben stehen und nicht in die Verzerrung und Lüge einstimmen. Nur dann kann er brandmarken, was des Brandmales bedarf. Auch Molitor brandmarkt in seiner neuen Martyrertragödie manche moderne Erscheinung, aber ohne Haß und tendenziöse Lüge. Die einzige Tendenz liegt darin, daß er seinen Stoff aus einer Zeit entnahm, die mit der unsrigen viele Ähnlichkeit hat; denn „nichts Neues unter der Sonne." Wir halten die vorliegende Tragödie unbedenklich für die beste, welche der verehrte Verfasser geschrieben hat. In der Sprachgewandtheit und in dem klaren vollendeten Verse brauchte Molitor keine Fortschritte zu machen; er hat sich darin schon früher als Meister erwiesen. Anders ist es um die dramatische Technik beschaffen. Während die früheren Erzeugnisse Molitors mehr oder minder Lesedramen waren, ist in dieser Tragödie eine lebendige fortschreitende Handlung, ein meist prägnanter Dialog, und eine feine und frische Charakterzeichnung zu finden. Mit wahrer Begeisterung ist der hl. Sebastian geschildert, der durch seinen Heldenmuth und seine Treue im vollsten Sinne verdient, „des Kaisers Günstling" zu sein. Aber die gleichen Grundsätze, auf denen seine irdische Mannestreue beruhten, flößten ihm auch die Gottestreue ein. Er gab dem „Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist". Deßhalb widerstand er allen Schmeichelrufen und Verlockungen der Liebe wie der Macht und endigte als Blutzeuge seines Erlösers. Dem Kaiser, der ihn bittet, seinen Glauben zu verläugnen, damit Sebastian sein Sohn und Freund bleiben könne, erwiedert der Heilige:

„Du weißt es nicht, wie mich dein Wort verwundet,
Wie der Gedanke mir das Herz zerreißt,
Daß ich, o Herr, dir nicht gehorchen kann.
O zürne nicht! Undankbar bin ich nicht.
Laß kämpfen mich mit deinen Feinden, laß mich

Digitized by Google

Im Schlachtgetümmel dir zur Seite stehen,
Mit meines Leibes blut'gem Schild dich decken
Und sterbend meine Treue dir verbürgen.
Ach, alles fordere, und was ich habe,
Ich geb' es gerne tausendmal dir hin.
Doch heische nicht, was ich nicht geben kann:
Mein Leben, nimm es — laß mir meine Seele."

Gott Dank, gibt es auch heute noch Männer, die ähnlich denken und handeln!

Die „liberalen" Reichsverräther der heidnischen Senatorenwelt stehen recht jämmerlich neben diesem christlichen Heldenbilde da. Aber sie haben den armen Kaiser umgarnt und die Willkür der Staatsomnipotenz trübt die Klarheit seiner Einsicht. Diocletian hat es zu spät erfahren, wie wahr sein ehemaliger Günstling gesprochen, als derselbe vor seinem Henkertode laut bezeugte:

„Was sie von den Christen
Mit giftiger Zung' aus bösem Herzen sagen,
Auch das ist Lüge .....
Man schmäht die Christen schändliche Verräther,
Des Reiches Feinde und des Kaisers Gegner.
Verleumdung ist's! Nie gab es bessere Söhne
Des Vaterlands; nie stieg für dessen Wohlfahrt
Ein heiliger Gebet zum Himmel auf,
Als von den Lippen der verfolgten Christen."

Besser als die heilige Agnes, der es nach dem typischen Charakter, welchen sie in der Legende besitzt, wohl wenig zukommt, als Lehrmeisterin des heiligen Sebastianus aufzutreten, ist die leidenschaftliche Kleopatra geschildert. Übrigens ist es ein schöner Vorzug der ganzen Dichtung, daß uns in derselben die irdische und die himmlische Liebe in zwei Charakteren entgegentritt, und finden wir die Doppelsprache dieser Liebe trefflich wiedergegeben. Die Tragödie „Des Kaisers Günstling" gewährt mit einem Wort einen wahren poetischen Genuß und erhebt die Seele zu innigem Gottvertrauen und christlichem Starkmuth. — Wird einmal die Zeit kommen, daß ein Theater es wagt, derartige Stücke dem Publikum vorzuführen?

„Steigt auf, ihr Schatten, Bilder der Vergangenheit!
Steigt aus den längst verschollenen Gräbern auf!
Zeigt euer Antlitz, laß uns hören jetzt
In Tagen der Gefahr die Heldenworte,
So einst ihr sprachet. Sucht die Brüder auf,
Zeigt ihnen den Triumph, zeigt eure Pein;
Die Spuren eurer heil'gen blut'gen Male
Laßt sie uns seh'n — wir wandeln ihnen nach." (Longfellow).

2. Skizzen und Studien geistreich zu schreiben, war vordem ein Privileg der Franzosen. Sie haben diese Gattung eigentlich zur Geltung gebracht, weil ihre Sprache sowohl als ihre leichte piquante Auffassung sich gerade zu dieser Art der Schriftstellerei vorzüglich eigneten. In neuerer Zeit haben auch deutsche Literaten mehr und mehr dieses Gebiet betreten; die literarischen Feuilletons der vielen Zeitungen und Zeitschriften drängten ohnehin dazu. Daher wird auch häufig in ähnlichen Werken viel seichte Feuilleton-Waare geboten. Das ist indessen nicht in dem vorliegenden Buche der Fall. Mit kecker Feder wirft

Digitized by

der Verfasser seine interessanten Skizzen hin; aber so leicht und anmuthig uns dieselben auch entgegentreten, man fühlt heraus, daß diese bunten Blüthen auf einem gut gepflegten und mit Fleiß besorgten Grunde aufsprossen. In der Vorrede sagt der Verfasser, diese zweite Sammlung der bunten Blätter erscheine gegen die erste Sammlung (Leipzig 1872) in der Grundstimmung etwas verändert; „sie ist polemischer, sie zankt und streitet alle Augenblicke; das liegt nun aber wohl in der Luft — im Großen wie im Kleinen platzen in der Welt jetzt die feindlichen Gegensätze heftig auf einander, und wer in dem Gedränge nicht erdrückt werden will, muß gelegentlich die Ellenbogen und auch wohl die Fäuste brauchen." Durch diese „Stimmung" ist das Büchlein doppelt interessant, da der Kampf dorthin sich wendet, wo sich Stoff zum Kampfe findet. Recht entschieden tritt Ambros gleich in der ersten Studie gegen die „Musikalische Wasserpest", das kunst- und sittenverderbende Genre der sogenannten Operette auf. Was diese sittenlose Musik und diese wüste Lüderlichkeit, die in den Offenbachiaden und Straußiaden sich breit macht, vermag, davon geben Wiens Zustände — die Stadt an der „schönen blauen Donau" ist ja die Ruhmsheimath dieses Musikgeklingels — einen schlagenden Beweis. Die Herren vom „Börsenkrach", die das Theater in ein dramatisch umgeformtes Café chantant und die Musen gerne in Demimonde-Damen verwandeln möchten, waren das specifische Offenbach-Publikum. „Es thut endlich einmal ein sehr ernstes Wort noth," sagt Ambros, „und es soll uns wahrlich an Muth nicht fehlen, dieses Wort, wo es nöthig wird, zu sprechen!" Er spricht dieses Wort und bethätigt consequent auch seine ganze Entrüstung gegen die systematische Verhöhnung der katholischen Kirche und ihrer Institutionen auf unseren modernen Theatern. Er kann sich nicht enthalten, aus diesem Grunde das ganze Genre der „modernen Operetten" in die Cloaca maxima zu verwünschen. Ambros ist unseres Wissens Katholik, aber keineswegs ein Ultramontane; umsomehr freut uns diese offene Sprache, die sich auch in den übrigen Beurtheilungen kund gibt. So ist er kein unbedingter Anbeter Kaulbachs, obgleich er dessen Verdienste würdigt. In Kaulbachs Todtentanz vermißt er den „großen, sittlichen Grundzug", und findet statt dessen „einen Muthwillen und Übermuth, der dem Maler, welcher älter geworden und kälter geworden sein sollte, nicht mehr recht gut zu Gesichte steht". „Wenn man dem allgemeinen Menschenfreunde (Tod) um so viel näher gekommen ist, so sollte man am Ende begreifen, daß man das Leben nicht bloß mit einem lauten Hohngelächter über dessen Vergänglichkeit erledigen kann. Ambros ist der Meinung, „daß der Beifallschorus, der dem Künstler dermal (und zum Theil aus Gründen, die mit Kunst und Kunstwerken nichts zu thun haben) von allen Seiten entgegenjauchzt, in fünfzig Jahren eine anders klingende Antistrophe bekommen wird."

Auch in theoretischer Beurtheilung musikalischer Werke steht der Verfasser auf der guten Seite, wenn gleich wir nicht alles billigen können. So scheint er auch Schubert doch zu hoch zu stellen. Hat nicht vielleicht gerade dieser Tondichter der weichen sentimentalen Richtung heut beliebter Componisten vielfach vorgearbeitet? Doch wie dem auch sei, aus dem Büchlein spricht eine ehrliche Überzeugung, und da uns diese ihre vielen treffenden und lehrreichen Gedanken noch dazu in schöner Form darbietet, können wir die bunten Blätter allen unsern Lesern empfehlen.

3. Einen Biographen, der uns in festen abgerundeten Zügen ein künstlerisches Gesammtbild Ludwig Uhlands, des Dichters wie des Mannes, vor die Seele führt, vermissen wir noch immer. Auch in dem obigen Werke wird diese Aufgabe nicht erfüllt, sie lag übrigens auch dem Zwecke fern. Die Wittwe des Dichters wollte nur eine „schlichte Schilderung" seines Lebens der Öffentlichkeit übergeben, wie der schriftliche Nachlaß und eigene liebe Erinnerungen dieselbe

Digitized by Google

darboten. Diese Absicht ist vollständig erreicht. Wer das Buch aufmerksam durchliest, dem erübrigt nur, daß er zugleich Uhlands Gedichte und Lieder nach der Zeit ihrer Entstehung genau verfolgt, und es wird sich ihm unwillkürlich ein treues und schönes Lebensbild im Geiste gestalten. Das edle und durchweg reine Gemüth, welches sich in den Liedern dieses Dichters offenbart, durchströmte auch sein ganzes Denken und Handeln erwärmend und erquickend. Uhland war von Natur ein körniger, treuer Charakter. Seine wackeren Eltern, zumal seine brave Mutter, hegten diesen Zug in dem Knaben und Jünglinge, und als Mann und Greis wich er nicht ab von der betretenen Bahn. Und wenn Uhland wirklich hie und da auf irriger Fährte ging, so müssen wir doch die Entschiedenheit ehren, mit welcher er gerne große Opfer brachte für dasjenige, was er als recht erkannt zu haben glaubte. Gerade über das politische Wirken Uhlands, welches vielseitige Anfeindungen erfahren hat, gibt uns das Buch die dankenswerthesten Aufschlüsse, die manches Urtheil mildern. Dabei enthält es viele liebe Züge aus dem Privatleben des Dichters, der ein ebenso treuer Sohn seiner Eltern als lieber Gatte und aufrichtiger Freund gewesen ist. So schreibt die Mutter, als er im Herbste 1826 in Paris weilte: „Lebe wohl, glücklich und vergnügt nach Deinem Sinne. Treffe ich Dich nur einmal im Himmel an, ist Alles recht. Das ist das tägliche Gebet Deiner Dich ewig liebenden Mutter. P. S. Eines noch: aus welchen Gründen gehst Du nicht zur Kirche und zum Abendmahl?" Uhland antwortet darauf: „Religiöse Gesinnung fehlt mir gewiß nicht und ich bin mir bewußt, das Irdische stets auf ein Höheres zu beziehen." Die etwas vage Antwort des Jünglings gewann durch sein späteres Leben eine bestimmtere Fassung. Uhland war ein positiv-gläubiger Protestant und bethätigte auch praktisch diese Gesinnung. Die Wittwe macht daher mit Recht die Bemerkung, daß die Mutter später jene obige Sorge nicht mehr zu hegen brauchte. Der Dichter schämte sich auch nicht, den Freunden „Gottes Segen" zu wünschen und „Gottes Vorsehung" dankbar zu preisen. Wenn in der Todeskrankheit seine Frau ihn tröstete, es könne mit Gottes Hilfe auch wieder besser kommen, so sagte er freundlich: „Und wenn Gott es anders fügt, so schicke ich mich auch darein, wenn ich auch noch gerne bei dir geblieben, gerne noch gearbeitet hätte." Seine letzten Worte waren: „Mutter! Mutter! und Vater!"

Es ist uns eine wahre Genugthuung, aus diesem Werke zu sehen, daß Uhland mit dem Ruhme, einer unserer liebsten deutschen Dichter zu sein, auch den Vorzug eines edlen anspruchsvollen christlichen Ehrenmannes verbindet. Ist dieß nicht ein Beweis, daß die Blume wahrer Poesie nur auf gutem Boden erblühen kann?

Wir hegen den Wunsch, daß sich jetzt, nach Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Laßberg und Uhland, nach der Zusammenstellung Mayers und nach dem Erscheinen des vorliegenden Werkes, ein unparteiischer Biograph finden möge, der ohne neue Entstellung der Thatsachen ein vollendetes Lebensbild des großen Dichters mit künstlerischer Hand entwerfe.

J. B. Diel S. J.

Berichtigung.

Im vorigen Hefte der Stimmen aus Maria Laach, Seite 235, Zeile 7 von unten lies: „Menschenverordnung" statt Menschwerdung (S. 68).

Digitized by

Miscellen.

Ein katholischer Bischof. Wir können nicht umhin, unsere Leser kurz auf die jüngst erschienene Lebensbeschreibung des Bischofes Feßler aufmerksam zu machen[1]. Treues Feststehen bei unsern Bischöfen, so lautet jetzt die Parole durch die ganze Christenheit. Je mehr man diese uns von Gott zu Führern gegebenen Männer versteht, desto freudiger und entschiedener wird man sich denselben anschließen. Aus Feßler's Leben leuchtet uns das Bild eines wahren, katholischen Bischofes entgegen. Hier nur einige Andeutungen aus seinen schriftlichen Äußerungen: „Fortwährend drückt mich der geheime Kummer — so schrieb er in dem Circulandum vom 13. Dez. 1867 — wenn ich denke, daß so Etwas (Concordatshetze) in dem guten katholischen Österreich möglich ist, und daß darunter die Ehre und das Ansehen Österreichs in den Augen der Katholiken aller Länder schwer leidet. Ich liebe mein Vaterland Österreich, darum fällt es mir schwer, zu sehen, daß es seinen alten Ruhm, ein katholischer Staat zu sein, die katholische Kirche vorzugsweise zu achten und zu schätzen, die katholische Religion als die Grundlage und Richtschnur seiner Handlungsweise zu betrachten, eben jetzt aufzugeben im Begriffe steht. Es drückt mich auch der Kummer um die Seelen so Vieler, welche bewußt oder unbewußt gegen die Rechte der katholischen Religion ankämpfen ..." Er betete sehr viel und ließ allenthalben beten für die Bischöfe im Kaiserstaate. „Wir Bischöfe brauchen jetzt Licht und Kraft, um den allernächstens über uns hereinbrechenden Stürmen im Geiste Jesu Christi entgegenzutreten." In dem Hirtenbriefe vom 18. Juni 1868 besprach er die Schulfrage. Es heißt darin unter Anderem: „Ihr wißt, daß ich die Kinder liebe, daß ich an guten Schulen meine Freude habe. Wenn ich glauben könnte, daß auf diesem Wege, indem man so die Schule von dem Mutterherz der Kirche trennt und losreißt, etwas für das Wohl der Kinder, der Familien, der Gemeinden oder des Staates zu hoffen wäre, so würde ich mich über kleinere Bedenken hinwegsetzen. Aber diese Trennung ist gewiß vom Übel. Laßt euch nicht irre machen, wenn ihr da und dort hört, die Geistlichen wollen diese Trennung der Schule von der Kirche nur deßhalb nicht zugeben, weil ihre Herrschaft darunter leide. Gott weiß, ich würde lieber in einem stillen Winkel der Erde leben und Gott dienen, und mich auf ein seliges Ende vorbereiten, als diese große Diöcese regieren und vor Gott verantworten, und wenn ich auch Fehler habe, so hoffe ich doch, von der Herrschsucht frei zu sein. Und dennoch sage ich euch, daß ich diese Trennung der Schule von der Kirche, wie sie nun in Österreich werden soll, für ein großes Unglück ansehe und deßhalb tief betrauere, nicht aus Herrschsucht, sondern aus Liebe zu euch und

[1] Dr. Jos. Feßler, Bischof von St. Pölten und Secretär des vatikanischen Concils. Ein Lebensbild von A. Erdingen. Brixen, Weger 1874.

Digitized by

euren Kindern." Als Feßler nach Rom reiste, um dort das Amt eines General-Sekretärs beim Concil zu übernehmen, machte er den weiten Umweg durch die Schweiz, um bei der Mutter Gottes in Einsiedeln zukehren zu können. „Sie werden begreifen," schrieb er an einen dortigen Kapitular, „daß ich bei einer so großen und schwierigen Aufgabe ganz besonders den höheren Schutz und Beistand bedarf, und so wird es am besten sein, dort wieder Hilfe zu suchen, wo ich sie suchte und fand beim Antritt der Professur in Briren, beim Antritt der Professur in Wien, beim Einstand in's Generalvikariat, beim Antritt des Bisthums St. Pölten. Sollte ich jetzt einer so guten Patronin untreu werden, und nicht vielmehr, da sie immer so gut geholfen, ihre Hilfe bei diesem wichtigsten aller bisherigen Aemter wieder demüthig in Anspruch nehmen?" Als Feßler das sechste Regierungsjahr in St. Pölten vollendete, zog es wie Todesahnen durch seine Seele. „Die Jahre des Amtes," so beginnt seine Ansprache an den Diöcesan-Klerus vom 23. April 1871, „eilen flüchtig dahin, und rasch naht sich der Tag, an dem es heißen wird: Gib Rechenschaft! O ernstes und schweres Wort: Rechenschaft, desto ernster und schwerer, je höher der Mensch von Gott gestellt ist, je mehr ihm anvertraut ist...." Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die beiden in jeder Hinsicht ausgezeichneten Schriften Feßler's: „Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste" und „Das vatikanische Concil, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf" (Wien, Sartori) aufmerksam gemacht zu haben.

Zur Charakteristik des Liberalismus. II. Belgien. Ein anderes Land, in welchem das Princip „Freiheit für Alle" zur Grundlage der Verfassung gemacht worden, ist Belgien. Man kann die Vorzüge der belgischen Constitution nicht in Zweifel ziehen, wenn man unparteiisch die Geschichte und Entwicklung des Landes in den letzten fünfzig Jahren erwägt; und dieß um so weniger, je mehr man von der Falschheit gewisser Principien überzeugt ist, auf denen sie ruht. Aber eben deßwegen zeigen die Vorzüge in Belgien in schlagender Weise, daß sich falsche Principien durch keine Macht der Welt von ihren Consequenzen trennen lassen. Die jüngsten Wahlkämpfe haben dieses den Katholiken dieses schönen Landes auf's Neue zum Bewußtsein gebracht. Wie fast überall, so sind auch hier die Wahlen ein Glücksspiel, bei welchem einzig die Guten durch ihr Gewissen vom Gebrauch unehrlicher Mittel zurückgehalten werden. Freilich dürfen wir in Belgien nicht Verirrungen suchen, wie wir sie in Amerika trafen; es wirkt Vieles zusammen, eine solche Corruption fern zu halten; vor Allem der Charakter der Nation, die bewußt oder unbewußt in der größeren Masse noch ganz von der Kraft des Glaubens getragen wird; auch in der Constitution selbst liegt ein nicht zu unterschätzender Hemmschuh gegen solches Verderben, wie aus den Bestrebungen einer gewissen Partei zur Genüge hervorgeht, die vor Allem die Constitution stürzen will, weil sie ihr im Wege steht.

Gerade diese Thatsache, daß heute die Feinde der katholischen Kirche es sind, welche gegen die Constitution arbeiten, ist ein schlagender Beweis für den Verlauf der Dinge in Belgien, oder für die Triebkraft, die in dem Princip

Digitized by

„der Freiheit für Alle" liegt. In früheren Jahren haben sich katholische Stimmen gegen die Constitution erhoben; und wir wissen, wie harte Kämpfe daraus in Belgien entstanden. Man war Verräther oder Thor, wenn man nicht unbedingt auf die Constitution schwor. Heute sind die Verhältnisse geradezu umgekehrt. Die Katholiken haben ihren Standpunkt nicht geändert; denn auch früher haben sie nicht so fast die Constitution als solche bekämpft, sondern vielmehr auf das Gefahrbringende gewisser Principien hingewiesen, auf denen die Constitution erbaut ist.

Einer der entschiedensten Vorkämpfer dieser Richtung war zweifelsohne Graf Ludwig Robiano-Borsbeek in seiner Schrift: L'ordre. Paris 1852. Aber auch er sagt ebenso treffend als schön: „Ich wiederhole, meine Meinung ist es nicht, daß die Katholiken Belgiens thatsächlich gegen die Constitution vorangehen sollen. Ich beschränke mich vielmehr darauf, sie zu mahnen, daß sie nicht an dieselbe glauben können, da sie selbst nicht an Gott glaubt; daß sie auf sie ihre Hoffnungen nicht bauen können, da sie selbst nicht auf Gott hofft; daß sie dieselbe vor Allem nicht lieben können, da sie Gott die Ehre nicht gibt. (S. 43.)

Das Buch hat seiner Zeit viel Widerspruch erfahren. Indessen enthält es eine Fülle tiefer Wahrheiten, denen die Erfahrung immer mehr das Zeugniß gibt, daß ihr Verfasser richtig gesehen hat. Ihm war der Satz: „Freiheit für Alle" ein Gräuel und eine Sünde und er hat seine Anschauungen in einer Weise dargestellt, die wir hier mittheilen, weil sie allgemeine Beachtung verdienen.

„Freiheit! Ein heiliges und geheiligtes Wort im Sinne der Kirche; — ein Wort des Schreckens, der Gotteslästerung, gleichbedeutend mit Zügellosigkeit und Sklaverei in eurem Munde." (Er wendet sich gegen die Feinde des Christenthums und der Religion im Allgemeinen.)

„Freiheit! Jesus Christus hat sie der Erde gebracht. Vor ihm, ohne ihn ist sie nirgends.

„Freiheit der Kinder Gottes, das ist die einzige wahre Freiheit. Wir Alle sind berufen, Kinder Gottes zu sein; wir Alle folglich sind zur Freiheit berufen, das ist das Ziel der Erlösung. Ihr aber wollt nicht, daß wir Kinder Gottes seien. All' euer Bemühen geht dahin, die Kinder Gottes zu unterdrücken.

„Freiheit der Kinder Gottes!" Und ihr sagt: „Freiheit für Alle."

„Freiheit der Kinder Gottes!" Und ihr sagt: „Freiheit für die Feinde der Kinder Gottes."

„Freiheit des Wortes Gottes!" Und ihr sagt: „Freiheit, Entfesselung des Gedankens; Freiheit für jede gottlose und unwahre Rede."

„Freiheit für Jene, denen gesagt wurde: Gehet hin und lehret alle Völker!" Und ihr sagt: „Freiheit des Unterrichtes, d. h., ihr Heuchler, Freiheit für jede antireligiöse Schule; Hemmniß und Knechtschaft für Jene, denen allein der Auftrag gegeben, zu lehren."

„Freiheit der Kirche!" Und ihr sagt: „Freiheit, die Kirche zu binden, zu verleumden und zu verfolgen."

Digitized by Google

„Freiheit für das Gute!“ Und ihr sagt: „Freiheit in Allem; Freiheit für Jedes, was Gott verboten hat und verboten wissen will; Freiheit und Schutz für das, was Gott dem Menschen so sorglich vorenthalten hat.“

„Freiheit, Gott in Ruhe zu dienen!“ Und ihr sagt: „Freiheit, Gott ungestört zu beleidigen.“

„Freiheit, Gott in voller Sicherheit zu dienen!“ Ihr aber wollt, daß die gefährlichsten Verfolgungen gegen den Glauben förmlich organisirt werden. Ihr garantirt den Verführern nicht nur Strafloſigkeit, sondern selbst Schutz, und zwar nicht etwa bloß gegen die öffentliche Mißachtung, nicht bloß Schutz ihrer Person, nein, die Mittel der Verführung selbst nehmt ihr in Schutz. Ihr habt den Verführern in der Rede- und Preßfreiheit die öffentlichen Plätze, die Theater, die Wirthshäuser, theilweise selbst die Gotteshäuser preisgegeben. Ihnen habt ihr das Alter, die Krankheit und die Wiege überantwortet; noch mehr: ihr bemächtigt euch der Jugend, und strebt sie im Namen der Freiheit euch gefügig zu machen. Wie oft habt ihr gehofft, die Klausur zu sprengen, wo unsere weibliche Jugend christlich erzogen wird, um auch ihrer jungfräulichen Stirne das Zeichen eures Fluches einzubrennen, damit sie eurem Einflusse nicht entginge.“ (S. 30—31.)

„Das Wohl der Freiheit,“ fährt der Graf fort, „das ihr uns lasset, ist kein anderes, als das Wohl der Kraft, womit wir uns gegen euere Tyrannen vertheidigen. Oder nennet mir eine einzige Kammer der Welt, in welcher ihr nicht, gleichviel ob in der Majorität oder Minorität, beständig arbeitet, uns zu unterdrücken.“ (S. 32.)

Von da geht der Graf auf sein Vaterland über und zeichnet die Wirkungen, welche das Princip „der Freiheit für Alle“ in Belgien seit zwanzig Jahren hervorgebracht. „Es waren zwanzig Jahre, während welcher wir Katholiken immer willfährig waren und nachgegeben haben, während die Wahrheit, die Religion, alles Heilige und die Moral selbst beständig angegriffen, gehemmt und verleumdet wurden, und dieses öffentlich, officiell, halbofficiell und privatim.... Die Freiheit in Belgien ist jenem Hirten nicht unähnlich, dem man das Recht zuerkennt, seine Heerde auf eine Weide zu führen, die von Wölfen unsicher ist.— Was die Religion mit Mühe erbaut, wird von den Schlechten ohne Mühe niedergeworfen, die immer alle Gattungen von Mitteln haben... Gegen ein gutes Journal stehen fünf schlechte, die selbst von vielen sogenannten Katholiken gehalten werden... Die Wahlen sind in Belgien, was sie ihrer Natur nach überall sind, ein Hebel, der die Welt in's Wanken bringt. Es gelingt hier so wenig, wie anderswo, den bessern und friedlichern Theil der Bevölkerung in den Wahlkampf zu führen, und dabei sind die Maßnahmen der Gesetze darauf berechnet, den guten Wahlmännern, namentlich jenen vom Lande, die Betheiligung zu verleiden ..“

„Bis dahin ist es noch nicht gelungen, sich der gesammten Erziehung zu bemächtigen, aber das Ministerium ist auf dem Wege dazu. Die Katholiken sind es allein, die mit großen Opfern Anstalten erhalten, welche in Wahrheit einer guten Erziehung huldigen. Der Staat stellt ihnen eine Masse von Schulen und Anstalten aller Grade entgegen, die er aus dem Budget fundirt;

Digitized by

er gibt ihnen Kurse, Wohnungen, tüchtige Professoren, kurz Alles, was zu einer Concurrenz nothwendig ist. Die Katholiken besolden so eine doppelte Erziehung, jene, die sie nicht wollen, und jene, die sie faktisch ihren Kindern geben. Sie sind so hochherzig (ist dieß das rechte Wort?), sich über diese schreiende Ungerechtigkeit wenig zu beklagen. Das wird ihnen durch eine so offenkundige Parteilichkeit vergolten, daß viele junge Männer nicht wagen, ihre Studien an katholischen Anstalten oder an der katholischen Universität zu machen, weil sie überzeugt sind, daß ihre Carriere von der Regierung bedroht ist ..." (S. 36—38.)

Zwei Jahre später, 1852, fügt der Graf hinzu:

„Weit entfernt, eine Silbe von dem zurückzunehmen, was ich 1850 geschrieben habe, füge ich vielmehr mit bitterem Schmerze bei, daß Belgien in diesen zwei letzten Jahren in vieler Beziehung auf's traurigste zurückgegangen ist. Es steht heute den meisten übrigen Völkern nach, einzig darin nicht, daß es katholische Schriftsteller hervorbringt, sonst sehr ehrenwerthe Männer, die alle Kraft aufbieten, ein System aufrecht zu erhalten, das überall unter den Schlägen Gottes des Herrn zusammenbricht." (S. 40.)

„Indessen, dieß mein Urtheil über unsere Zustände macht mich nicht blind für das viele Gute, das geschieht. Die Religion erfreut sich unter manchem Gesichtspunkte einer größeren Freiheit, als in den meisten übrigen Ländern. Sie hat daraus vielen Ruhm gezogen durch Gründung von zahlreichen Erziehungsanstalten aller Art, Spitälern und Klöstern .... Allein das ist nur ein Beweis mehr, daß Belgien ein tief religiöses Land ist. Es beweist, daß der Glaube hier den modernen Verirrungen kräftiger widerstanden hat, als man es hätte erwarten dürfen, und daß er zur vollen Blüthe gedeihen würde, wenn die Verführung aufhörte." (S. 43.)

„Und unter ein solches Volk," ruft er entrüstet aus, „schleudert man das Ärgerniß und die Verführung; neben solchen Anstrengungen für das Gute sanctionirt man alle Anstrengungen für das Schlechte .... Wenn das in Belgien nicht alle die Früchte gebracht hat, die es natürlicher Weise hätte bringen sollen, so kann ich das nur der Barmherzigkeit zuschreiben, die auf die Menge guter Werke und Gebete Rücksicht nahm, an denen Belgien so reich ist und von denen ich eben sprach." (S. 44.)

Das Princip „Freiheit für Alle" gibt naturnothwendig den Feinden der Katholiken die Übermacht, weil denselben eine ganz andere Rührigkeit innewohnt, während sie zugleich über weit zahlreichere und weit wirksamere Mittel verfügen. So sehen sich die Katholiken Belgiens, die selbst halfen, die Constitution zusammenzustellen und triumphirend sie begrüßten, heute schon nur mehr in der Defensive, und die äußersten Anstrengungen reichen nicht hin, ihnen ihre alten Rechte, ja die Constitution selbst unversehrt zu erhalten. Die Folge einer solchen Situation ist, daß sich Vieler eine gewisse Furcht bemächtigt, in Folge deren des Nachgebens, der Concessionen, des Ausweichens kein Ende ist, lauter Rückschritte, die die Gegner immer stärker und frecher machen, während die Katholiken den Boden verlieren, auf dem sie wachsen und sich vermehren könnten. Es ist das traurige Schauspiel, das wir überall fanden und finden

werden, wo die Principien der Verfassung nicht reine, lautere Wahrheit sind. Nirgends aber ist diese Wahrnehmung so schmerzlich, als im katholischen Belgien, weil wir bei jedem Schritte ausrufen müssen: Wie könnte dieses Land im reichsten Frieden gedeihen, wenn das Ärgerniß und die Versuchung nicht hineingeschleudert worden wäre! Belgien erfährt mit einem Worte an sich selbst, wie wahr es ist, „daß die staatlich bewilligte Freiheit, sowie auch die Allen verliehene volle Befugniß, jede beliebige Meinung und Ansicht öffentlich kundzugeben, dazu führe, die Sitten und Gesinnungen der Völker leichter zu verderben und die Macht des Indifferentismus zu verbreiten," wie dieß der 79. Satz des Syllabus ausspricht.

Literarisches. Dr. Franz Hettinger hat den zahlreichen Freunden seiner „Apologie des Christenthums" eine ebenso werthvolle, als zeitgemäße Zugabe geliefert. „**Die kirchliche Vollgewalt des apostolischen Stuhles**" (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung 1873. 8°. 203 S. Preis: 16 sgr.) ist der Titel dieser Ergänzung des apologetischen Werkes. In zwei Vorträgen wird im Anschluß an die für das gesammte Werk gewählte Form der „Episcopat und Primat" und „der unfehlbare Lehrprimat des apostolischen Stuhles" besprochen. Die Darstellung ist in ruhiger, klarer und durchaus objektiver Weise gehalten; sie sticht in sofern von einzelnen Partien der Apologie ab und — wie es uns bedünken will, zum Vortheile des Ganzen — als hier nicht die kühne, bilderreiche Phantasie und der rhetorische Schwung der Sprache auftritt, in dem manche Theile der Apologie schillern; dafür herrscht überall in wohlthuender Weise eine lichtvolle, erschöpfende und aus den zuständigen Quellen und geltenden Rechtsnormen aktenmäßig erhobene Auffassung und Entwicklung des Stoffes. Die beiden Vorträge umschließen eine Anzahl der durch die Zeitverhältnisse in den Vordergrund gedrängten Fragen, unter andern die grundlegenden Fragen über die erste Gründung und Einrichtung der Kirche nebst den sich anschließenden Folgerungen; wir danken es dem Herrn Verfasser, daß er in eingehendster und überzeugendster Weise die Beweisführung aus der hl. Schrift und der ältesten Kirchengeschichte angetreten und auch die uralten und bewährten Zeugen des katholischen Glaubens, die Väter und Lehrer der Kirche aus den ersten Jahrhunderten, mit ihren kräftigen Worten und markigen Ausführungen die Sache der Wahrheit hat vertheidigen lassen. Der Verfasser treibt nicht direkt Polemik, daher werden die gegnerischen Entstellungen höchstens im Vorbeigehen berührt und nur durch die Macht und Entfaltung der wahren Lehre selbst gerichtet; das verhindert aber nicht, daß den falschen Grundanschauungen, welche in der Gährung der Zeit besondere Tragweite erlangten, ausgiebig Rechnung getragen wird; z. B. das Gemeindeprinzip findet zu wiederholten Malen und von verschiedenen Seiten her seine gründliche Widerlegung (S. 7, 15, 42, 77, 108); das Verhältniß zwischen Episcopat und Primat wird ausführlich durchgesprochen, ebenso daß die Vollgewalt doch keine unumschränkte, absolutistische oder alle andern Gewalten vernichtende und absorbirende sei u. s. f. Bei der sonst so ziemlich allseitigen Erörterung ist es uns aufgefallen,

Digitized by Google

daß von allen Einwürfen gegen die Unfehlbarkeit nur die Honoriusfrage Aufnahme und Besprechung fand; der Herr Verfasser gibt so reichliche Citate, doch vermissen wir darunter das reiche, an die Unfehlbarkeit und das vatikanische Concil sich anlehnende Bücher- und Broschürenthum fast ganz. Viele dieser Erzeugnisse waren freilich nur für den Augenblick bestimmt und hatten mit ihm zu verschwinden; manche aber beanspruchen doch einen bleibenden Werth; letztere hätten wohl auch in dieser Zugabe mehr Beachtung verdient. — Möge das inhaltsreiche Werkchen gleich der „Apologie des Christenthums" recht weite Verbreitung finden; den Freunden und Besitzern der letzteren ist es eine willkommene Ergänzung, Allen bietet es eine mächtige Anregung zu größerer Kenntniß und Liebe der Kirche und ihrer göttlichen Einrichtungen, des Episcopates und des Primates.

Wie neben Anderem für die Lehre des Primates eifrige Katholiken thatsächlich eingestanden und wie sie hiefür gelitten haben, das schildern uns „**Die Bedrängnisse der katholischen Kirche in England.** Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche in England nach Dokumenten aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. von P. J. Morris. Aus dem Englischen autorisirte Übersetzung." (Mainz, Kirchheim 1874. 8°. 404 S. Preis: Thlr. 1. 5 sgr.) Das englische Originalwerk hat in diesen Blättern bereits seine Besprechung gefunden. Wir verweisen auf dieselbe auch zur Empfehlung der deutschen Übersetzung (vgl. diese Zeitschrift 1873, V., S. 392 f.). Mit Recht sagt der Übersetzer: „Das Buch war zunächst für England bestimmt. Es hat dort seinen Zweck in überraschender Weise erfüllt; gar Manchem aus protestantischen Kreisen öffnete es die Augen über den Geist und die Mittel der Reformation. Den katholischen Lesern diente es zum Spiegelbilde für die Bewahrung der Treue gegen die Kirche ... Aber auch für Deutschland ist ein solches Buch von Nutzen, um so mehr, als wir gegenwärtig vor einer Zeit der Prüfung stehen, von welcher wir nicht wissen, wohin sie führen, welche Opfer sie von uns verlangen und wie sie werden wird" (Vorrede V). Im Interesse der deutschen Leserkreise hätten wir (trotz der Bedenken des Übersetzers) gewünscht, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen und Verbindungen der alten englischen Familien nicht in dieser Ausführlichkeit wären gegeben worden. Die oft wirklich spannende Lektüre wird dadurch in unliebsamer Weise für uns Deutsche, denen diese englischen Familien eben nicht nahe stehen, gestört und unterbrochen. Die Lebens- und Leidensbilder, in schlichter und einfacher Sprache und mit manchen Eigenthümlichkeiten der frühern Redeweise von Denen erzählt, die Zeugen und oft tüchtige Theilnehmer der Leiden und Bedrängnisse waren, sprechen durch ihre Unmittelbarkeit, durch Frische und Thatsächlichkeit durchgehends sehr an; nur könnte die Übersetzung an manchen Stellen leichter und geschmeidiger dahinfließen.

Neben diesen bewegten Bildern und Erinnerungen einer kämpfenden und leidenden Vergangenheit wird man nicht ohne wohlthuende Theilnahme das einfache und doch so thatenreiche **Leben der Mutter Margaretha Hallahan** lesen, der Gründerin der Englischen Congregation vom dritten Orden des hl. Dominikus. (Mainz, Kirchheim 1874. 8°. 344 S. Preis: Thlr. 1.) Es ist ein Leben

Digitized by Google

aus der jüngsten Vergangenheit; Mutter Margaretha starb am 11. Mai 1868. Ein verlassenes Waisenkind und armes Dienstmädchen, wird Margaretha von Gott durch mancherlei Prüfungen und Trübsale in der praktischen Schule des Lebens und Leidens zur geistlichen Weisheit und Erfahrung herangebildet. Sie wird Stifterin einer Genossenschaft des Dominikanerordens, gründet fünf Klöster und erzieht hundert Ordensschwestern, denen sie ihren Geist einzuhauchen versteht, stiftet Schulen, Hospitäler, Waisenhäuser, und entfaltet eine ebenso rege und energische, als umsichtige und kluge Thätigkeit. Die Schilderung ihres männlich-kräftigen und dabei doch ungemein gefühlvollen und theilnehmenden, zum Herrschen und Organisiren gebornen und oft originellen Charakters ist durch eine reiche Auswahl concreter Züge und markiger Aussprüche in gelungener Weise recht frisch und lebensvoll gegeben. Man folgt auch den einfachsten Ereignissen nicht ohne Interesse, weil sie eben so treu, wahr und schlicht nach dem Leben und der Wirklichkeit veranschaulicht werden. Die deutsche Bearbeitung richtet sich nach den beiden englischen Ausgaben und kann im Ganzen als eine treffliche bezeichnet werden.

Neulich ist in diesen Blättern auf das „Leben unseres lieben Herrn und Heilandes Jesus Christus und seiner jungfräulichen Mutter Maria" hingewiesen worden, das Herr Regens Businger im Sinn und Geiste des P. Martin von Cochem darstellte (vgl. diese Zeitschrift, VI., S. 392). Vor wenigen Jahrzehnten noch war der einfache und kindlich fromme Kapuziner verlacht und gehöhnt; es ist ein erfreuliches Zeichen der wiedererwachten glaubensinnigen und kindlichen Frömmigkeit, daß nicht bloß Umarbeitungen und Umgestaltungen des Cochem'schen Werkes, die der veränderten Zeitrichtung mehr Rechnung tragen, Anklang finden, sondern daß der alte Kapuziner selbst in seiner naiven und herzlichen Sprache, in seiner gemüthlichen, eindringlichen Darstellung, in seinen Schilderungen voll Innigkeit, Mitgefühl und tief empfundener Theilnahme mehr und mehr wieder die Wege sich bahnt zum Herzen des katholischen Volkes. Er war und ist ein Lieblingsschriftsteller Jener, die mit Kindeseinfalt und herzlicher Liebe in die Geheimnisse des Lebens Jesu und die großen Wahrheiten von Gott und der Ewigkeit sich versenken wollen und denen eine volksthümliche und warme Sprache in ansprechenden Bildern und phantasiereichen Schilderungen lieb und werth erscheint. Unter den neueren Ausgaben nimmt die illustrirte Volksausgabe des **„großen Lebens und Leidens Christi"** (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung. Gewöhnl. Ausg. fl. 5., feine Ausg. fl. 6.) in Ausstattung und Druck sowohl, als in dem glücklich gewahrten Hauch und Duft der kindlich-innigen Frömmigkeit, die auch die neuere Sprachform beseelt und durchdringt, einen der hervorragendsten Plätze ein. Als schätzenswerthe Beilage befindet sich im Anhang das vortreffliche größere Krankenbuch des P. Cochem auszugsweise, eine Zugabe, die von den Kranken und Denen, die Kranken und Sterbenden beizustehen haben, sicher mit Dank und Freude aufgenommen wird.

Dom Guéranger, der Gründer der französischen Benediktiner-Congregation, hat in dem neunbändigen Werke „Année liturgique" einen großartigen Beitrag geliefert zur Lösung der Aufgabe, kirchliches Leben, kirchlichen Geist und das

Digitized by Google

Verständniß der kirchlichen Gebete, Feste und Ceremonien den glaubenstreuen Kindern der Kirche nahe zu bringen. Und gewiß, wie die Katholiken heutzutage so viel mit ihrer Kirche und für sie leiden und dulden, so sollen und müssen sie auch mit ihrer Kirche beten. Wir begrüßen daher mit Freuden das Unternehmen der Verlagshandlung von Kirchheim in Mainz, das Werk des berühmten Abtes von Solesmes, das in Frankreich bereits drei Auflagen erlebt und in englischer Übersetzung ebenfalls weite Verbreitung gefunden hat, auch durch eine deutsche Übertragung dem deutschen Volke zugänglich zu machen. (**Das Kirchenjahr,** von Dom Prosper Guéranger. Autorisirte Übersetzung. Mit bischöflicher Approbation und einem Vorworte von Dr. J. B. Heinrich. Mainz 1874.) In dem empfehlenden Vorworte äußert Dr. Heinrich: „Die Idee des gegenwärtigen Buches ist die großartigste und segensreichste, die gedacht werden kann: die Liturgie der katholischen Kirche in ihrer ganzen Vollständigkeit, nicht nur den Priestern, sondern allen Christen so vorzulegen und zu erklären, daß sie in ein tieferes Verständniß derselben eingeführt und zugleich angeleitet werden, dieselbe betend und betrachtend mitzufeiern." Der hochwürdigste Abt will der Dolmetscher der Kirche sein, er will durch die Auswahl der liturgischen Gebete und durch die eingestreuten Betrachtungen und Erläuterungen, die von tiefster Frömmigkeit und eminentem Wissen Zeugniß ablegen, die Gläubigen in den Stand setzen, in ihrem Gebete zu jeder Zeit des Jahres, an jedem Tag, zu jeder Stunde dem Gebet der Kirche zu folgen und dieses in all' seiner Schönheit, Kraft und Tiefe zu verstehen. Zu diesem Zwecke wird nicht nur die römische Liturgie in all' ihren Theilen dem Leser vorgeführt, wie sie im Missale, Brevier, Pontifikale und Rituale für die verschiedenen Zeiten und Feste ihren Reichthum und ihre Mannigfaltigkeit darlegt, — sondern auch eine Blüthenlese aus den orientalischen Liturgien, aus der ambrosianischen, gallikanischen, gothischen oder mozarabischen veranstaltet; kurz, die ganze katholische Liturgie breitet hier die reichen Schätze ihrer Schönheit aus, und was je die Blüthe der Liebe und Andacht an Herrlichem und Poesiereichem zu Stande gebracht, das athmet und lebt in diesen Gebeten der Kirche. — So möge denn das werthvolle Werk auch in deutschem Gewande eine weite Verbreitung finden und in alle Kreise hinein Segen, Begeisterung für die Kirche und Verständniß des kirchlichen Geistes, seiner Feste und seiner Gebete tragen! Nach dem Wunsche des Tridentinums sollen die kirchlichen Ceremonien vom Seelsorger den Gläubigen erklärt werden; hier wird jeder Geistliche eine ergiebige Fundgrube antreffen und für sich und seine Gemeinde viel ächtes Gold gewinnen können. — Die Gebete, Hymnen, Lesungen u. s. f. sind lateinisch mit daneben stehender Übersetzung gegeben. Die deutsche Bearbeitung der neun Bände soll in circa 30 Lieferungen à 14 sgr. (48 kr.) erscheinen. Ist der Preis nicht zu hoch gegriffen, um eine große Verbreitung zu erzielen?

Je mehr eine glaubensfeindliche Richtung die Schule zu entchristlichen strebt, desto dringender und unabweislicher tritt an die Eltern die Pflicht heran, durch doppelten und dreifachen Eifer in der ohnehin pflichtschuldigen religiösen Erziehung ihrer Kinder jenen betrübenden Mangel der christlichen Schulerziehung zu ersetzen. Zu den Erziehungsmitteln aber, die Christus selbst den

Digitized by Google

Eltern bietet, gehört an erster Stelle die heilige Communion und die Zeit der Vorbereitung auf deren ersten Empfang. Der hochwürdigste Herr Bischof von Mainz hat in wahrer Hirtensorge und Hirtenliebe aus dem reichen Schatze seines seeleneifrigen Herzens und seiner Erfahrungen für diese wichtigste Handlung in der Erziehung und Bildung der Kinder den Eltern eindringliche und praktische Belehrungen und Winke gegeben: **„Worte der Belehrung und Ermahnung** an alle christlichen Eltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur ersten heiligen Communion. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Kirchheim. 8°. 59 S." (Preis: 5 sgr.) Der Name des hochw. Herrn Verfassers ist die wirksamste Empfehlung. Möchten ja die Eltern es nicht versäumen, bei der Zeitlage, die den Kindern so große Gefahren für Glauben und Sitten entgegenbringt, diese trefflichen Winke und Anleitungen recht zu benützen und so ihren Kindern eine Erbschaft zu übermachen, die mehr werth ist, als Rothschilds Vermögen — einen lebendigen Glauben, ein thatkräftiges Christenthum!

J. Kn.

Wenn wir aus der reichen katholischen **Kalenderliteratur,** wie im vorigen Jahre, nur zwei Erscheinungen den Lesern namhaft machen, so soll dadurch manchen andern werthvollen Arbeiten nicht zu nahe getreten werden. Den zahlreichen Freunden des „Sendboten des göttlichen Herzens" wird der soeben erschienene **„Sendboten-Kalender"** von P. Franz Hattler S. J. (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 8°. 104 S. Preis: 5 sgr.) eine willkommene Zugabe sein. Er hat bereits im letzten Jahre, da er zum ersten Male seinen Gang antrat durch die deutschen Gauen, zahlreiche und freundliche Aufnahme gefunden; die saubere Ausstattung und der ansprechende Inhalt werden auch dieses Jahr den Kreis seiner Leser mehren. „Der Besuch in der Kinderstube — Das Altarblatt für das Kirchlein zum heiligsten Herzen Jesu — Drei Glocken — Pilgerfahrt zu dem Grabe der seligen Margaretha Alacoque — Der Teufel auf dem Pranger u. s. f." bieten viel des Erbaulichen, Erheiternden, Ergötzlichen, in einer Form und Darstellungsweise, die Phantasie und Herz anzieht und erquickt. P. Hattler hat die für einen Volksschriftsteller so nothwendige und schätzbare Gabe, das, was er selbst tief und innig fühlt, auch seinen Lesern in bilderreicher Sprache, sinnigen und oft überraschenden Wendungen, in einer gemüthvollen und herzgewinnenden Weise anschaulich und eindringlich nahe zu bringen; er versteht es, durch die Behandlung seines Stoffes und durch die bunte Mannigfaltigkeit der Farben, die er auszugießen weiß, alle Fähigkeiten der Seele angenehm zu beschäftigen, so daß sie leicht und gerne seinem Gedanken- und Bilderzuge folgen. Der Leser betet und scherzt, freut und ärgert sich, weint und lacht, fühlt sich gehoben und angeregt, trauert und betrübt sich mit dem Schriftsteller. Und so möge denn der Kalender in reichstem und ausgiebigstem Erfolge das Ziel erreichen, das er sich gesetzt, Christum den Herrn und seine Kenntniß und Liebe überallhin zu bringen.

Trägt der Sendboten-Kalender einen mehr einheitlichen, frommen Charakter, so schillert **„Der Hausfreund"**, herausg. von P. Pachtler (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 8°. 200 S. Preis: 10 sgr.), in buntester Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit des Inhaltes, von tiefem Ernste die ganze Gefühls- und Stimmungsskala hindurch bis zum Scherze und der drolligen Laune. In dem „mittelalterlichen Kirchenstürmer, Kaiser Friedrich II.", tritt uns ein lehrreiches Blatt aus der Geschichte entgegen; der Verfasser hat dieses Bild mit Geschick entworfen, und uns durch dessen Züge in markiger Sprache gar manche Verhältnisse der Gegenwart frisch und kräftig dargestellt. Mit Interesse wird man auch der schweizerischen Erzählung aus der Zeit des Kappeler Krieges, „aus sturmbewegten Tagen", folgen. Die zahlreich eingestreuten Gedichte, die Anekdoten und kleineren Erzählungen, das „Allerlei" bieten des Interessanten, Belehrenden, Unterhaltenden recht viel; besonders gefällt es uns, daß hier manches Vorurtheil gegen Rom, gegen den Papst und die Kirche zerstreut, manche Anklage oder böswillige Beschuldigung ihre pikante, mitunter auch derbe Abfertigung findet.

Über moderne Schulordnung. Der liberal-modernen Anschauung gemäß soll sich die moderne Schule nicht wenig darauf zu gut thun, daß sie die Schulordnungen früherer Zeit an Stunden- und Fächerzahl weit überholt hat. Die Klagen über diesen vermeintlichen Fortschritt häufen sich immer mehr. „Die meisten Schullehrer — so lesen wir im „Globus", August 1874, 26. B., Nr. 8 — wollen zu viel thun und muthen den Schülern viel zu viel zu. Der Schreiber dieser Zeilen befand sich jüngst in einer Handelsstadt, die nicht weit von der Nordsee liegt; die Julihitze betrug 23° R. Ein übrigens kräftiger Knabe von zehn Jahren mußte sechs Stunden zur Schule gehen, und Abends sechs verschiedene Aufgaben für den folgenden Tag machen. Jeder Lehrer gibt die Aufgabe auf eigene Faust, ohne zu fragen, wieviel die andern Lehrer den Knaben oder Mädchen aufgegeben haben. Wir sagten einem dieser Lehrer: Das ist ja der reine Kindermord, schlimmer wie der bethlehemitische. Ihr Herren klagt, wenn ihr am Tage drei oder vier Lehrstunden geben müßt und muthet zehnjährigen Kindern sechs Stunden täglich und dann noch das Anfertigen von sechserlei ganz verschiedenen Aufgaben zu! Ihr schreibt jährlich Hunderte von Büchern und Programmen über Pädagogik; was ihr aber so nennt, ist vielfach raffinirt; denn fast jeder will noch pädagogischer sein, als die andern, und an Schreibseligkeit lassen es die „Pädagogen" nicht fehlen. Zumeist fabricirt die Schule mit ihrem übertriebenen Reglementiren nur Mittelgut von ordinärem Durchschnitt. Die Schulstunden müssen um ein Drittel reducirt werden; die Schüler sollten weniger allerlei durch- und nebeneinander lernen, wovon die Hälfte intellektuell und praktisch überflüssig und vielfach auch schädlich ist; man sollte ihnen weniger einpfropfen, und die Herren sollten psychologischer zu Werke gehen. Was ich ihnen hier sage, ist in meinen Verkehrskreisen die allgemeine Überzeugung. „Non scholae, sed vitae."

Auch wieder eine Stimme in der Wüste!

Digitized by Google

Die Kirchenverfolgung in Brasilien.

Zwei Bischöfe Brasiliens sind zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt. Beide wurden der Verletzung der brasilianischen Reichsgrundgesetze angeklagt, als Gefangene nach der Kaiserstadt transportirt, dort vom höchsten Gerichtshofe des Kaiserreiches abgeurtheilt und befinden sich jetzt, getrennt von ihren Heerden, auf zwei Festungen der Bai von Rio de Janeiro in einsamer und strenger Haft; der eine in dem Fort S. João auf einer felsigen Landzunge an der Westseite der Einfahrt in die Bai; der andere auf der sogenannten Schlangeninsel (ilha das cobras), die durch einen schmalen Kanal von der Nordostspitze der Kaiserstadt geschieden wird. Der Conflict hat sein Ende noch nicht erreicht. Wird er durch die neulich stattgehabte Abordnung eines zweiten Bevollmächtigten und außerordentlichen Gesandten nach Rom in ein neues Stadium eintreten oder seiner Lösung entgegengeführt werden? Jedenfalls scheint dieser Zeitpunkt geeignet, eine zusammenfassende Rückschau zu veranstalten, den bisherigen Gang der Verfolgung, ihre Ziele und Erfolge sich zu vergegenwärtigen und die betheiligten Parteien in ihren Grundsätzen und Bestrebungen sich vorzuführen. Wir wissen zwar von vorneherein, daß Anfeindungen und Kämpfe stets eine Wohlthat für die katholische Kirche sind. Ein frischer Wind reinigt die Luft und es schadet einem lebensfähigen Stamme nicht, es nützt ihm vielmehr, wenn hie und da ein Sturmesbrausen in seine Krone und Zweige unsanft hineinfährt — die dürren Äste, die welken Blätter fallen ab, der Baum selbst, der unnützen Bürde enthoben, lebt und gedeiht desto ersprießlicher. Das ist auch die Wirkung der Verfolgungen. Sie wecken das religiöse Leben da, wo es bisher schlummerte, sie treiben die Halben und Unentschiedenen zu völliger Umkehr oder zu völligem Abfall, sie stählen und kräftigen den treuen religiösen Sinn. Das bewährt sich in Deutschland, dasselbe gilt für Brasilien. Hier und dort können wir als Früchte

Digitized by Google

und Erfolge des kirchlichen Streites den frischen Hauch und Zug kirchlichen Lebens constatiren. So schreibt der hochw. Bischof von Para am 8. August aus seinem Gefängnisse: „Die öffentliche Meinung wird von Tag zu Tag katholischer und wir erwarten einen glänzenden Sieg."

1. Ein kirchenfeindlicher Liberalismus hat sich auch in Brasilien seit geraumer Zeit breit gemacht. Bei vielen herrschte religiöse Gleichgiltigkeit; Andere hatten sich ihre Bildung im Auslande geholt und von da unkirchlichen Sinn oder geradezu Verachtung der Religion mit nach Hause geschleppt; die französische Romanliteratur überschwemmte den brasilianischen Büchermarkt und füllte lange Zeit hindurch fast einzig die Feuilletons der Zeitungen des Kaiserreichs; nebenbei hatten auch Viele der Einwanderer aus Europa den kirchenfeindlichen Geist mit über den Ocean genommen und waren bemüht, selben in ihrer neuen Heimath zur Geltung zu bringen. Das sind die inneren Ursachen, die nothwendig über kurz oder lang einen Zusammenstoß mit der Kirche herbeiführen mußten, vorausgesetzt, daß die Diener und Glieder der letzteren nicht sich zu willenlosen Knechten und Werkzeugen des Unglaubens und der Gottentfremdung hergeben wollten. Die äußere Veranlassung zum Ausbruch des Kampfes gaben die Bruderschaften und ihr Zusammenhang mit den Freimaurern.

Diese Bruderschaften (irmandades) sind ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Vereine von Gläubigen zur Pflege des religiösen Sinnes unter den Mitgliedern selbst und zur Hilfe und Unterstützung der Seelsorgsgeistlichen, damit die Feier des Gottesdienstes in würdiger und glänzender Weise vor sich gehe, und den Bedürfnissen der Armen und Nothleidenden des Kirchspieles abgeholfen werde. Die Mitglieder zahlen ein Eintrittsgeld und jährliche Beiträge. Mehrere dieser Vereine oder Verbrüderungen sind schon sehr alt. Sie haben staatliche Anerkennung und können als Corporationen Vermögen erwerben, Prozesse führen, und einige stehen sogar unter dem besonderen Protektorate des Kaisers. Im Lauf der Zeit haben sie durch Schenkungen, letztwillige Verfügungen frommer und wohlthätiger Mitglieder und durch die jährlichen Einzahlungen oft ein sehr bedeutendes Vermögen erlangt, sie haben Kirchen und Friedhöfe, Krankenhäuser, Schulen und andere Wohlthätigkeitsanstalten gegründet, erworben oder größtentheils unterhalten. So ist z. B. die Bruderschaft des allerheiligsten Sacramentes in der Hauptstadt Brasiliens über 200 Jahre alt, besitzt mehr als hundert Häuser daselbst und kann jährlich über eine Rente von etwa 100,000 Thalern

Digitized by Google

verfügen. Diese Geldmittel gaben ihnen eine wahre Machtstellung; nach und nach fingen sie an, das Abhängigkeitsverhältniß von den kirchlichen Oberen zu lockern; sie allein ordneten und regelten die von ihnen unterstützten Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen und verweltlichten selbe zum Theil vollständig.

Die Stellung der Bruderschaften und ihre bedeutenden Einkünfte wirkten anziehend auf die brasilianischen Freimaurer. Menschenliebe, Humanität, Wohlthätigkeit ist bekanntlich für die Logenmänner stets das prunkende Aushängeschild gewesen, und so gaben auch hier die menschenfreundlichen Zwecke der Bruderschaften den Berührungspunkt ab zu einer allmählichen Verbindung und Verschwisterung dieser Genossenschaften und der Freimaurer. Von diesen ließen sich zahlreiche in die Bruderschaften aufnehmen und schwangen sich in denselben zu den maßgebenden und leitenden Stellen empor.

So sollte thatsächlich der Beweis geliefert werden, daß man Freimaurer und Katholik zugleich sein könne, und zum äußeren Ausdruck dieser Vereinigung gingen die „Brüder" einmal unter Anderm so weit, daß sie die Leiche eines Bruders mit den Freimaurerabzeichen versahen und mit denselben Insignien über dem Bruderschaftsgewande dem Trauergottesdienste beiwohnten. Dieser Einschmuggelung des Freimaurerthums mußte ein Ende gemacht werden. Der Bischof von Olinda war von der Vorsehung bestimmt, den Kampf zu eröffnen und dem Episcopate von Brasilien mit einem leuchtenden Beispiele voranzugehen.

2. Ungefähr eine Stunde nordöstlich von Recife oder Pernambuco, der jetzigen Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt nahe am Meeresufer die frühere Hauptstadt der ehemaligen Generalcapitania Pernambuco, Olinda. Von der jüngeren Schwesterstadt Recife überflügelt, ist Olinda heutzutage ziemlich unbedeutend und bietet wenig mehr als Ruinen seiner früheren Größe. Selbst die Ehre, das Bisthum zu benennen, wird ihm von Pernambuco bereits streitig gemacht, indem sich statt des officiellen Titels „Bischof von Olinda" mehr und mehr der Ausdruck „Bischof von Pernambuco" einbürgert. Der gegenwärtige Bischof ist Don Vital Antonio Gonçalves d'Oliveira aus dem Orden der Kapuziner. Er wurde geboren am 27. November 1844 zu Itamba in der Provinz Pernambuco. Zur Vollendung der in Olinda und Recife begonnenen Studien ging er 1862 nach Europa. Nachdem er ein Jahr im Seminar zu Issy bei Paris zugebracht, trat er im Juli 1863 zu Versailles in den Orden der Kapuziner ein. Im August 1868 zum Priester ge-

Digitized by

weiht, kehrte er im Oktober desselben Jahres nach Brasilien zurück und übernahm eine Professur der Theologie am Seminar von São Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Im Consistorium vom 22. December 1871 als Bischof von Olinda präconisirt, nahm er am 24. Mai 1872 feierlich von der Kathedrale seiner bischöflichen Stadt Olinda Besitz. Ein edler hochstrebender Sinn, ein fester und entschiedener Charakter, gepaart mit gewinnender Anmuth und Heiterkeit spricht sich in den markigen, aber freundlichen Zügen des Prälaten aus.

Seine Gegner werfen ihm Heftigkeit und Überstürzung vor; die Thatsachen werden uns zeigen, daß er Sanftmuth und Klugheit mit apostolischer Festigkeit verbindet.

Unmittelbar nach seiner Inthronisation begannen die Angriffe und Provocationen der freimaurerischen Presse. Das Blatt Verdade, das sich durch ständigen Titel als „Organ der Freimaurerei von Pernambuco" einführte, griff in gehässiger Weise Alles an, was den Katholiken heilig und theuer ist — Papst und Bischöfe und Priester, die römische Kirche, die heiligsten Geheimnisse und Lehrsätze, Alles wurde mit unsäglichem Hohn und Spott übergossen. Merkwürdige Taktik! Am 29. Juni wollten die Freimaurer in der Kirche des hl. Petrus eine Messe lesen lassen zum Gedächtniß der Gründung einer Loge, und nicht bloß das Organ der Freimaurer, sondern selbst die Journale der Hauptstadt kündigten diese Messe mit viel Emphase an und luden die Brüder zur Theilnahme am Gottesdienste ein. Der Bischof untersagte die Feier dieser Messe und sie unterblieb.

Ein paar Tage später, am 3. Juli, verlangte eine Loge für einen verstorbenen Logenbruder eine Todtenmesse — man wollte neuerdings eine kirchliche und zugleich freimaurerische Kundgebung in Scene setzen — doch hatte der Bischof bereits alle dergleichen Feierlichkeiten und Gottesdienste, die im Namen der Loge und als Demonstrationen derselben begehrt würden, verboten und der Klerus stand zu seinem Bischofe. Darüber ein Schrei der Entrüstung in der Logenpresse! Die Sprache derselben wurde noch herausfordernder. Der Bischof ward geheißen, zu erklären, ob er in Allem die Regierung, die ihn bezahle, anerkenne, oder ob er ein Sendling der römischen Curie sei und einem auswärtigen Herrscher gehorche. Dazu gesellten sich maßlose Angriffe und Schmähungen auf katholische Lehrpunkte, unter andern auf die seligste Jungfrau.

Der Bischof erließ am 21. November ein Rundschreiben an die

Digitized by Google

Pfarrer und verordnete, daß zur Sühne jener Läſterungen feierliche Abbitte in den Kirchen geleiſtet werde, zugleich ſollten die Pfarrer das Volk über die angegriffenen Lehrpunkte unterrichten und das in ſo vielen Erklärungen der Kirche niedergelegte Urtheil über die Freimaurerei, das Verbot derſelben und deren Unvereinbarkeit mit dem Katholicismus ihren Gläubigen wiederholt auseinanderſetzen. Die Preſſe rühmte ſich unterdeſſen über die Zahl der Freimaurer und die Wichtigkeit der von denſelben gerade in den Bruderſchaften eingenommenen Stellen. Immer lauter und oſtenſibler ward verkündet, daß viele derjenigen, die in den Logen den Hammer der ſog. Ehrwürdigen ſchwingen, auch in den Bruderſchaften den Richterſtab führen, oder als Schatzmeiſter und Schriftführer functioniren. Zum Beweiſe hiefür wurde die Namensliſte veröffentlicht. Noch mehr! Dr. Ayres de Albuquerque Gama, ein hervorragendes Mitglied der Loge, Redakteur des Logenblattes Verdade und als Verfaſſer der Schmähartikel bekannt, wurde von der Bruderſchaft Solidade, deren Kirche achtzig Schritte vom biſchöflichen Palaſte entfernt war, zum Richter gewählt. Erheiſchte nicht die ganze Sachlage dringendſt ein entſchiedenes Einſchreiten von Seite des Biſchofes? Und der hochwürdigſte Herr war auf ſeinem Poſten. Zu wiederholten Malen ergingen in vertraulicher und officieller Weiſe ſeine Warnungen und Bitten, ein Erlaß vom 27. December befahl der Bruderſchaft im Hinweis auf die Kirchengeſetze den gewählten Richter entweder zum Austritt aus der Loge zu veranlaſſen, oder ihn aus der Bruderſchaft auszuſchließen. Die dreimalige officielle Mahnung hatte keinen Erfolg. Da verhängte der Biſchof das Interdict über die widerſpenſtige Bruderſchaft. Das iſt der Anfang der gegenwärtigen kirchlichen Wirren in Braſilien. Conſequenter Weiſe erging an die übrigen Bruderſchaften die gleiche Aufforderung, die offenkundigen Freimaurer auszuſchließen. Die Antwort war überall eine Fluth von Schmähungen über den Biſchof, „der närriſcher Weiſe glaube, er hätte den Bruderſchaften etwas einzureden.“ Nach dreimaliger Warnung interdicirte der Biſchof nach und nach elf Bruderſchaftskirchen. Das der Thatbeſtand — und doch hatte der braſilianiſche Geſandte in Rom, Baron de Penedo, die Stirne, zu behaupten, der Biſchof habe gegen die Bruderſchaften *gewüthet*, ohne ſie ermahnt, ohne ihnen Zeit zur Unterwerfung und zum Gehorſam gegeben zu haben. Wußte der Geſandte von all' dieſen Vorgängen nichts? War es ihm auch unbekannt, daß der Präſident von Pernambuco vom Biſchofe verlangte, er ſolle den Pfarrern verbieten, noch ferner gegen und

Digitized by Google

über die Freimaurer zu predigen? Und trotzdem hätten die Bruderschaften der nöthigen Belehrung ermangelt?

3. Der hochwürdigste Bischof von Olinda stützte sich in seinem Vorgehen gegen die mit den Freimaurern verbundenen Bruderschaften auf die klaren und unzweideutigen Urtheile der Kirche gegen die Logen und die geheimen Gesellschaften. Um die ihm anvertrauten Gläubigen zu warnen und ihnen den Sachverhalt klar vorzulegen, erließ er unter dem 2. Februar 1873 einen Hirtenbrief, in dem er das Wesen und die Absichten der Loge genau und scharf kennzeichnete und deren oftmalige Verurtheilung durch die Päpste nachwies. Mit diesen Oberhirten der gesammten Kirche, die der Reihe nach die geheimen Gesellschaften mit den kirchlichen Strafen belegten, erklärte er die Freimaurer als solche, die außerhalb der Kirche Gottes stehen und keinen Antheil haben an der Gnade der Sacramente; er warnte seine Diöcesanen und bat auf's eindringlichste die Irrenden und Verführten, in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren. Dieses Hirtenschreiben wirkte aufklärend und beruhigend für die Gläubigen.

Indessen hatte die aufrührerische Bewegung unter den Bruderschaften nicht stille gestanden. Sie kannten die Stimmung in den obersten Schichten der brasilianischen Regierung zu gut und verklagten daher den Bischof in Folge des verhängten Interdictes bei der Krone „wegen Mißbrauch der Amtsgewalt". Der Präsident der Provinz Pernambuco nahm als die nächste Behörde diese Anklage entgegen, obgleich sie gegen das in Brasilien geltende Recht mit Umgehung des Metropoliten eingereicht wurde und zwar zu einer Zeit, da der gesetzlich gegebene Termin für eine solche Appellation bereits verstrichen war. Diese doppelte Ungesetzlichkeit genirte den Wächter der Gesetze nicht — war ja Alles zu Mißgunsten eines katholischen Bischofes. Am 18. Februar 1873 forderte der Präsident, Pereira de Lucena, den Prälaten auf, anzugeben, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe. Der Bischof antwortete ihm kurz und klar: Indem ich mich jeder Bemerkung enthalte über die zahllosen Ungenauigkeiten der gegen mich gerichteten Beschwerdeschrift, beschränke ich mich darauf, zu erklären, daß ein solcher Recurs an die weltliche Macht durch die Gesetze der Kirche verdammt wird. Der Präsident übermittelte die Appellation nach Rio de Janeiro. Dort ward sie dem Staatsrathe zur Begutachtung übergeben.

Der Staatsrath besteht aus lebenslänglichen Mitgliedern, die vom Kaiser ernannt werden, und die, bevor sie ihr Amt antreten, in die

Digitized by Google

Hand des Kaisers schwören, die katholisch-apostolisch-römische Religion aufrecht zu erhalten. Sie sind für die dem Kaiser ertheilten verfassungswidrigen Rathschläge verantwortlich und können wie die Minister derentwegen vor Gericht gestellt werden.

Wie entschied nun der Staatsrath in dieser Angelegenheit? Das Vorgehen des Bischofes wurde in den herbsten Ausdrücken getadelt, er selbst beschuldigt, das Wesen der Freimaurerei total zu verkennen, sie sei ja „ein ganz unschuldiger und nur für Wohlthätigkeitszwecke gegründeter Verein;“[1] ferner wurde dem Bischof bedeutet, für bischöfliche und päpstliche Erlasse sei vor deren Bekanntmachung das kaiserliche Placet einzuholen, der Recurs an die Krone gegen die Bischöfe sei ganz in der Ordnung; zuletzt erhielt der Bischof vom Staatsrathe den gemessenen Befehl, innerhalb eines Monates das über die Bruderschaften ausgesprochene Interdict aufzuheben. Der Erlaß des Staatsraths war datirt vom 12. Juni und trug die kaiserliche Genehmigung. Er ward dem Bischofe am 22. Juni zugestellt — ein langathmiges und schwülstiges Dekret, zur Erhärtung der darin aufgestellten Grundsätze auf's reichlichste gespickt mit Texten und Anführungen aus gallikanischen und jansenistischen Kirchenrechtslehrern.

Merkwürdiges Zusammentreffen! Am selben Tage am 22. Juni 1873 erhielt der Bischof von Olinda ein Breve des hl. Vaters, dessen Inhalt jedoch mit dem Erlasse des Staatsrathes in denkwürdigem Widerspruche stand. Als treuer Bischof hatte er nämlich alsbald den heiligen Stuhl von den obschwebenden Verwickelungen in Kenntniß gesetzt, sein Verfahren gegen die Bruderschaften angegeben und auch die Ausrede der brasilianischen Freimaurer nicht übergangen, daß sie, als reine Wohlthätigkeitsanstalt, von den kirchlichen Strafen nicht im Mindesten getroffen würden. In einem Breve vom 29. Mai antwortete der Papst. Er billigte und belobte die Handlungsweise des Bischofes von Olinda,

---

[1] Noch in den dießjährigen Kammerverhandlungen Brasiliens hatte der Ministerpräsident Rio Branco die Naivität, dieselbe Behauptung wiederholt zum Besten zu geben. Der demokratisch gesinnte Deputirte Silveira Martins entgegnete ihm: „Herr Präsident, ich bin Freimaurer. Ich kenne die Sache. Die Maurerei ist der Religion von Rom schnurstracks entgegen. Excellenz, seien Sie offen und aufrichtig und verläugnen Sie nicht den Bund, dessen Mitglieder wir sind. Sagen Sie ja nicht, daß die Maurerei Brasiliens von der Europa's verschieden sei. Nein; die Maurerei Brasiliens ist die nämliche, wie die in Europa, sie ist jene große wohlthätige und universale Gesellschaft, ausgedehnt über die ganze Welt und die da hofft, dem Jesuitismus den Garaus zu machen.“

Digitized by Google

verwarf die nichtigen Ausflüchte der Freimaurer Brasiliens, wies sie auf die von seinen Vorgängern so oft ausgesprochene Verdammung des Logenthums, auf die Entscheidungen und Urtheile Clemens' XII., Benedikt' XIV., Pius' VII., Leo' XII. und wandte sie an auf das Logenwesen in Brasilien. Den Katholiken, die noch von dem heuchlerischen Vorgeben der Geheimbündler bethört und umstrickt waren, mußten dadurch die Augen aufgehen. Der Papst erleichterte nun in väterlicher Milde diesen Irregeführten die Rückkehr in die Kirche. Für die Dauer eines Jahres gab er allen Beichtvätern des Kaiserreiches die Vollmacht, die Reumüthigen, welche entschlossen seien, der Loge den Rücken zu kehren, von den kirchlichen Strafen loszusprechen. Und weil das gleiche Übel in allen Diözesen des Kaiserreiches Wurzel gefaßt hatte, befahl er, daß das Breve von allen Bischöfen Brasiliens verkündet werde.

Die etwaigen Zweifel und Unklarheiten waren zerstreut, der Bischof von Olinda hatte die glänzendste Rechtfertigung, das vollste Lob erhalten. Den Gläubigen und den Hirten hatte die Stimme des obersten Hirten die einzig wahre Richtung angewiesen.

4. Der Angriff des hochwürdigsten Herrn Bischofes von Olinda oder Pernambuco auf die mit den Freimaurern verquickten Bruderschaften blieb nicht vereinzelt; überall in Brasilien waren nahezu dieselben Mißstände; das energische und so nothwendige Auftreten des Don Vital war das Signal zum einheitlichen Kampfe der katholischen Hierarchie in Brasilien gegen den gemeinsamen Feind. „Festgeeint, zusammenstehend wie ein Mann (schreibt ein katholisches Blatt in Brasilien), sehen wir unsere Oberhirten im augenblicklichen religiösen Kampf. Alle Bischöfe des Kaiserreiches haben ihre Zustimmung zu dem Vorgehen des hochw. Bischofes von Pernambuco in Briefen und Zeitungen offen und frei erklärt." Vernehmen wir wenigstens ein Beispiel. Am 15. Mai 1873 sandte der hochwürdigste Herr Sebastian Dias Larangeira, Bischof von S. Pedro de Rio Grande do Sul, eine Zustimmungserklärung an Don Vital. Er sagt darin:

„Wahrhaft glorreich ist der Kampf, den Ew. Excellenz in Ihrer Diözese mit der Freimaurerei zu bestehen haben. Diese verabscheuungswürdige Sekte, die Urheberin so vieler Übel in der Welt, die Quelle der Revolutionen und der Gottlosigkeit hat in den letzten Zeiten auch unter uns stolz ihr Haupt erhoben, in der Absicht, den letzten Funken katholischer Gesinnung in Brasilien zu ersticken. . . . In Ihrem ausgezeichneten Hirtenschreiben vom 2. Februar, wodurch Sie Ihre Diözesanen vor dem Betrug, der Häresie, der Gotteslästerung und Gottlosigkeit der Freimaurerei warnten, haben Ew. Excellenz sich ein Ruhmesdenkmal errichtet und die Kirche und den Episkopat

Digitized by Google

von Brasilien geehrt, welcher stolz darauf ist, Sie als eine Zierde und muthigen Vertheidiger der katholischen Wahrheit zu besitzen.... Indem ich von ganzem Herzen ohne irgend welchen Rückhalt dem heroischen Akte Ew. Excellenz beistimme, vereinige auch ich meine schwache Stimme mit der Ew. Excellenz und der ganzen Kirche, um die Freimaurerei, welchen Namen sie immer haben mag, ebenfalls zu verurtheilen und zu verwerfen."

Eine weitere Veranlassung, Stellung zur kirchlichen Frage zu nehmen und die Gläubigen darüber aufzuklären, bot, wie bemerkt, das päpstliche Breve vom 29. Mai 1873. Es ward mit entsprechenden Hirtenbriefen begleitet von den Bischöfen veröffentlicht. Und die Stimme der Hirten erscholl nicht vergebens. Zwei Vortheile namentlich sind zu verzeichnen, welche durch diese werthvollen Kundgebungen erzielt wurden. Erstens schloß sich Geistlichkeit und Volk enge an die Hirten an. Viele wurden aus der Lauheit und Gleichgiltigkeit aufgerüttelt — ein frischer Hauch katholischen Lebens wehte hin durch Brasilien. Beweis dessen sind die Adressen der Geistlichen an ihre Hirten und die Gründung katholischer Vereine. Am 6. Juli z. B. überreichten in Rio 26 Priester ihrem hochw. Bischof Don Pedro Maria de Lacerda eine von mehr als 70 Geistlichen unterzeichnete Adresse, in der sie versichern, daß sie in unerschütterlicher Treue im heißen Kampfe um ihren Bischof sich schaaren würden, und am 27. hatte in der Kaiserstadt der erste Katholikenverein Brasiliens seine erste Sitzung. Als Präsident wurde der Senator Staatsrath Zacharias de Goes e Vasconcellos gewählt [1]. Die Treue des Klerus sollte sich bald noch mehr erproben. Um die Mitte Juli berief der Präsident von Pernambuco die Geistlichen der Stadt in seinen Palast, um sie zu bereden, den Anordnungen der bischöflichen

[1] In richtiger Würdigung der Sachlage haben eine Anzahl der hervorragendsten Katholiken Deutschlands im Anfange dieses Jahres gerade zur Gründung des Katholikenvereins den muthigen Kämpfern in Brasilien ihre Glückwünsche und Sympathien ausgesprochen. „Wir wünschen Ihnen, Excellenz — heißt es in der beregten Adresse an den Präsidenten des Vereins, den Staatsrath Zacharias Goes e Vasconcellos — „wir wünschen Ihnen Glück zu dem großen Werke, das Sie mit anderen Gleichgesinnten muthig unternommen und durch die Hilfe Gottes, durch die Mitwirkung des Klerus und des katholischen Volkes zum ersehnten Ziele führen werden. Zur Erreichung dieses Zweckes ist offenbar ein geeignetes Mittel der Katholikenverein, den Ew. Excellenz gegründet. Die Gegner stehen organisirt in ihren Freimaurerlogen der Kirche gegenüber. Um gegen sie kämpfen zu können, muß man sich gleicherweise in Vereinen organisiren; nicht freilich in geheimen Bünden und Klubs, wie die Gegner, sondern offen vor der Welt, wie es sich für Christen, die „Kinder des Lichtes" geziemt. Die Wünsche und Gebete der ganzen katholischen Welt, insbesondere der deutschen Katholiken, begleiten Sie in diesem herrlichen Beginnen."

Digitized by Google

Autorität hinsichtlich der mit dem Interdict belegten Bruderschaften nicht zu gehorchen; im Falle der Weigerung drohte er mit energischen Maßregeln. Am 21. Juli trat der Bischof Don Vital dem Präsidenten mit einem kräftigen Schreiben entgegen.

„Wenn die kaiserliche Regierung," sagt er am Schlusse, „den zu strafen beabsichtigt, der in der gegenwärtigen kritischen Lage die Religion Christi bekennt durch den Gehorsam gegen die Gebote seines Statthalters auf Erden, so will ich den Schuldigen, ja den einzig Verantwortlichen angeben und aus allen Kräften bitten, daß alle Schläge der weltlichen Macht ihn und nur ihn allein treffen mögen: dieser Schuldige ist der unwürdige Hirt der Kirche von Pernambuco — ich bin's. Diesen Worten gemäß, entflossen den Lippen des göttlichen Meisters beim Beginne seiner Leiden im Ölgarten und nach seinem Beispiele, ersuche und bitte ich demüthig und inständig Ew. Excellenz, mit der ganzen Strenge gegen mich selber zu verfahren, aber um der Liebe, der Gerechtigkeit, des heiligsten Namens Gottes und des Herzens unseres Herrn Jesu Christi willen — stören Sie nicht die Unschuld und Ruhe meiner geliebten Heerde, verschonen Sie die Brüder und theuren Söhne, die keine Schuld haben. Wenn ihr mich suchet, hier bin ich; aber lasset jene in Frieden gehen."

Die Priester standen treu zu ihrem Bischofe. Das Interdict über die Bruderschaften wurde strengstens ausgeübt. Der Präsident von Pernambuco verhängte dafür die Temporaliensperre über die Geistlichen. Am 7. August erhielt der Bischof von Para, Don Antonio de Macedo Costa, den Befehl von Seiten der Regierung zugestellt, die kirchlichen Censuren zurückzunehmen. Seine Antwort lautete kurz und entschieden, in der religiösen Frage werde er sich in keinem Falle der Entscheidung der kaiserlichen Regierung unterwerfen; wenn es nöthig sei, werde er sich eher dem Martyrium unterziehen als Gesetzen beipflichten, welche gegen die Verordnungen der katholischen Kirche gerichtet wären.

Der zweite Vortheil dieser bischöflichen Kundgebungen war, daß die Freimaurer die heuchlerische Larve des Katholizismus, mit der sie die Arglosen getäuscht, nun vollständig abwarfen und sich als das entpuppten, was sie immer gewesen, als offene Feinde, die auf Vernichtung der Kirche ausgehen. Schon der Hohn und der offene Widerstand gegen die Befehle der Bischöfe zeigte sie in ihrem wahren Lichte. Mit Spott und Verachtung antworteten sie in Zuschriften auf die Hirtenschreiben der Bischöfe. Ferner erregten sie auch Pöbelexcesse, so den Tumult in Pernambuco vom 14. Mai 1873, bei dem von den fanatisirten Massen die Druckerei der Uniao, eines katholischen Blattes, zerstört, das Jesuitencolleg geplündert, und die Kirche in unerhörter Weise geschändet wurde.

Hiedurch aber und durch die bischöflichen Warnungen wurde einer

Digitized by

beträchtlichen Zahl die Augen geöffnet; man erkannte, was die Logen mit den Redensarten von Wohlthätigkeit, Aufklärung, Freiheit, Bildung u. s. f. eigentlich bezweckten; und Viele sagten sich öffentlich vom Freimaurerbunde los und schwuren reumüthig über das Vergangene in die Hände des Bischofs Treue und Gehorsam der katholischen Kirche, der sie durch die Taufe und das Taufgelöbniß angehörten.

5. Wie nicht anders zu erwarten, fanden die Vorgänge in Pernambuco und die Kundgebungen der Bischöfe gegen die Logen bald ein lebhaftes Echo in dem brasilianischen Parlament. Der Reichstag oder die Generalversammlung Brasiliens (Assembléa geral) besteht aus den zwei Kammern der Deputirten und Senatoren. Jene werden auf vier Jahre, diese auf lebenslänglich gewählt. Am 5. Mai 1873 vollzog der Kaiser Pedro II. den Schluß der ersten und die Eröffnung der zweiten Sitzungsperiode des gegenwärtigen Reichsparlamentes durch die übliche Thronrede. Diese verbreitet sich über die mannigfaltigsten Gegenstände, über die nun erlöschende Epidemie, die geschlossenen Verträge, über den Staatshaushalt und Maßregeln der Industrie und des Volksunterrichtes, über Handhabung der Justiz, über Eisenbahnen, Nationalgarde und Wahlreform — über die religiöse Frage jedoch herrscht tiefes Schweigen. Trotzdem hallten bald die beiden Kammern wider von Reden und Gegenreden, deren Gegenstand die Maßregeln der Bischöfe gegen die Freimaurer waren.

Die Feinde der Kirche sind sich überall gleich. Ihre Anklagen, Beschuldigungen und Beweise sind überall dieselben. Die Leser kennen sie; nur das Eine muß man bei den brasilianischen Kammerverhandlungen vor Augen haben, daß nach der Constitution des Kaiserreiches die katholisch-apostolisch-römische Religion Staatsreligion ist; die Angriffe gegen die katholische Kirche und die Verhöhnungen derselben erscheinen dadurch in einem eigenthümlichen Lichte. Die brasilianischen Kammerredner freimaurerischen Zeichens traten selbstverständlich in die Fußstapfen ihrer europäischen Vorbilder. Auch der Sitzungsaal der südamerikanischen Kaiserstadt dröhnte wider von dem ewigen liberalen Geleier:

„Das Dogma der Unfehlbarkeit hat den Kampf heraufbeschworen; dieses Dogma will eine Theokratie schaffen; das Kaiserreich ist in Gefahr, von den Bischöfen in die Fesseln einer schmählichen Abhängigkeit geschlagen zu werden; die katholische Kirche ist staatsgefährlich, Rom hat der Regierung Brasiliens den Krieg erklärt; die Bischöfe Brasiliens dienen der Curie als Werkzeuge gegen die Regierung. Sie machen sich einer überlegten und systematischen Auflehnung gegen die Hoheitsrechte der Nation schuldig. Sie haben den Beschluß gefaßt, der Gesetzgebung des Landes den Gehorsam

Digitized by Google

zu versagen; sie wollen mit der Constitution aufräumen; sie sind gemeinsam verbündet und entschlossen, die Reichsgesetze zu zerstören und ihr Vaterland an eine auswärtige Regierung zu verhandeln. Es sind Revolutionäre und Rebellen: bei ihnen gilt nur die Macht des Papstes. Wohlan, man lasse sie die ganze Strenge unserer Gesetze fühlen!" „Zwanzig Jahre Festung und Zwangsarbeit!" ruft der liberale Senator Visconde de Souza Franco. „Fort in ein Correctionshaus!" schreit der liberalste von Allen, der Abgeordnete Silveira Martins.

Doch auch im brasilianischen Reichsrathe fand die Sache der Wahrheit und des Rechtes ihre gewandten, schlagfertigen und begeisterten Vertheidiger. Der Abgeordnete Leander Bezerra führte in beredter und einschneidender Weise den Satz durch, daß die Bischöfe auf kirchlichem Rechtsboden stehen und einfach die Pflichten erfüllen, die ihnen von der Kirche und deren Oberhaupt vorgezeichnet sind. Der Senator Candido Mendes de Almeida geißelt den Widersinn des Placet und beweist, daß es nach den Zugeständnissen selbst liberaler Schriftsteller ein Absurdum erster Klasse sei, wenn ein Fürst bestimmen wolle, ob eine Bulle oder ein Breve Giltigkeit habe. Sodann zeigt er die völlige Unzuständigkeit der Regierung, über die Bischöfe und ihre Amtsverrichtungen zu Gericht zu sitzen. Die feurigen Worte der Redner zündeten unter dem Volke Brasiliens; begeisterte Zustimmungsadressen von Priestern und Laien sprachen den beredten Wortführern des Rechtes den wohlverdienten Dank und die Anerkennung aus, die ihr Auftreten im Lande gefunden hatte.

Brasilien hat das vollste Maß der Preßfreiheit; unter der Rubrik: „Veröffentlichungen auf Verlangen" werden in den Zeitungen für gewöhnlich die schamlosesten Angriffe auf Behörden, Gesellschaften oder Private abgedruckt; die Staatsmänner sind der allerstrengsten Kritik der Presse ausgesetzt, selbst durch erbärmliche Knittelverse und schmutzige Beleidigungen können sie und alle Andern besudelt werden. Ferner gehört zu den von der brasilianischen Staatsverfassung gewährten bürgerlichen und politischen Rechten vor Allem „die Freiheit des Gedankens und dessen Mittheilung". Dieser freiesten Presse und diesem Grundrechte gegenüber klingt es freilich sonderbar, wenn man den Bischöfen daraus ein Verbrechen macht, daß sie das Breve des Papstes ohne das Placet veröffentlichten, daß sie ihre Hirtenschreiben nicht zuvor den Präsidenten der Provinzen zur Begutachtung vorlegten. Der hochwürdigste Bischof von Para weist in einem offenen Briefe an den Senator Leitao da Cunha das Empörende und Ungereimte dieses Vorwurfes nach; an der Hand zahlreicher Thatsachen liefert er den

Digitized by Google

Beweis, daß die Regierung selbst dieses angebliche Recht des Placet thatsächlich schon längst aufgegeben, und daß man es jetzt nur als willkommene Chikane hervorsuche. „Was will die Regierung?" sagt der hochwürdigste Bischof in dem Briefe an den liberalen Kammerredner, „sie will, daß wir glauben, der Papst, der Stellvertreter Jesu Christi, habe in Brasilien nur so viel Gewalt, als die Herren Minister ihm einräumen. Sie will, daß wir glauben, die Dekrete des apostolischen Stuhles und der allgemeinen Concilien seien ohne Giltigkeit, solange es der weltlichen Gewalt also gefällt; der Regierung bloß stehe es zu, die Giltigkeit der Censuren auszusprechen, welche vom Oberhaupte der Kirche verhängt werden, oder sie als richtig zu erklären. Ja mit aller Gewalt will die Regierung, daß wir diese ihre weltlichen Hoheitsprinzipien praktisch anerkennen, die doch als häretisch verworfen sind von der heiligen Kirche, der Säule und Grundfeste der Wahrheit."

Allerdings für die Regierung waren dergleichen Worte in den Wind gesprochen — aber dem katholischen Volke dienten sie zur Belehrung, Ermunterung und zum Leitsterne.

6. Wir haben bereits berichtet, daß am 22. Juni 1873 gleichzeitig mit dem päpstlichen Breve vom 29. Mai dem hochwürdigsten Bischof Vital von Olinda der Regierungsbefehl zuging, innerhalb eines Monates das Interdict über die Bruderschaften aufzuheben. Am 2. Juli veröffentlichte er das päpstliche Breve sammt einem Hirtenbriefe, in dem er mit Kraft und Beredsamkeit die leitenden Grundsätze seiner Handlungsweise entwickelte und der Auseinandersetzung des Staatsrathes und den von ihm citirten Gallikanern und Jansenisten die Lehre der Kirche, der Väter und die päpstlichen Bullen entgegensetzte. Das war die erste Antwort, die er, obgleich noch nicht offiziell, dem Regierungsdekrete vom 22. Juni gab. Die offizielle Erwiederung auf die kaiserliche Verfügung ließ nicht auf sich warten. Er übersandte sie am 6. Juli, indem er einfach erklärte: dem Staate gegenüber brauche er keine weiteren Auseinandersetzungen zu geben, da ja der Staat für rein geistliche Sachen nicht die zuständige Behörde sei. Am 13. Juli führte er bei einer großen Katholikenversammlung in Pernambuco den Vorsitz.

Der Präsident von Pernambuco hatte vom Ministerpräsidenten Rio Branco, der zugleich Logenmeister ist, den Befehl erhalten, stramm gegen den Bischof vorzugehen. In Folge dessen wurde der Staatsanwalt, Franz Dominguez, beauftragt, beim obersten Gerichtshofe des Reiches eine Klage gegen den Bischof einzureichen, des Inhalts, daß er

Digitized by Google

durch Verurtheilung der Bruderschaften einen Eingriff in die Regierungsrechte gemacht und durch unbefugte Veröffentlichung des päpstlichen Breve die Verfassung des Reiches verletzt habe. Der Staatsanwalt, ein Mann von unbestechlichem Rechtssinne, prüfte den Fall nach der Strenge der Reichsgesetze und der zu Recht bestehenden Praxis und erklärte, die Handlungsweise des Bischofs sei gesetzlich durchaus correct und unangreifbar. Selbst das Placet, dieses Steckenpferd der Liberalen in Brasilien, entwand er ihnen. Er wies darauf hin, wie die päpstlichen Encycliken, sogar der Syllabus, die ferneren päpstlichen Entscheidungen und die jüngsten Dekrete des Concils in Brasilien von den Bischöfen verkündet worden seien, ohne daß es Jemanden eingefallen sei, eine Verletzung der Verfassung auch nur im Entferntesten zu sehen. Dann führte er aus, daß der Sinn und der Geist der Verfassung nur für den Fall eine Anerkennung der Staatsbehörde oder ein Placet erheische, wenn Erlasse des heiligen Stuhles eine civilrechtliche Geltung, eine Verpflichtung auch in foro externo vor den weltlichen Behörden haben sollten. Das war nun aber in dem beregten Fragepunkte nicht der Fall. Und so bedeutete er denn dem Präsidenten, daß er eine Anklage gegen den Bischof unmöglich anstrengen könne. Man drängte ihn nichtsdestoweniger zu diesem Schritte. Voll Entrüstung über eine solche Niederträchtigkeit in den Regierungskreisen reichte er am 15. Juli seine Entlassung ein.

Jedoch bald war ein mehr gefügiger Staatsanwalt gefunden und der Bischof wurde in gewünschter Weise beim obersten Gerichtshof belangt. Schon am 20. Juli ward die bevorstehende Anklage dem Bischof angezeigt und er vom Präsidenten aufgefordert, anzugeben, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen habe. Die gewissenhafte Erfüllung der bischöflichen Amtspflichten bedarf keiner Rechtfertigung, lautete die Erwiederung. Am 22. Juli war der Termin verflossen, innerhalb dessen das Interdict sollte aufgehoben werden nach dem Befehl der Regierung. Daher ließ selbe am 23. Juli den Bruderschaften ankündigen, daß die kirchliche Censur von Staatswegen aufgehört habe. Darüber großer Jubel im Logenthum! Die rebellischen Bruderschaften öffneten ihre Kirchen, veranstalteten Feiergeläute, Freudenschüsse, Feuerwerk; doch Dank der Festigkeit und Treue der Priester, die sich ihres Gehaltes lieber berauben ließen, als daß sie zu sakrilegischem Gottesdienste bei den Excommunizirten sich hergegeben hätten, gelang es ihnen nicht, eine kirchliche Feier zu Stande zu bringen.

Digitized by Google

7. Die brasilianischen Staatslenker konnten sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß ihre Kirchenpolitik auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen sei. Man scheint auch jenseits des Oceans nicht eine solche Festigkeit und Entschiedenheit der Bischöfe erwartet zu haben. Hoffte nun etwa die Regierung, in Rom mit den Grundsätzen und Anschauungen durchzudringen, die in Brasilien so energischen Widerstand der Bischöfe fanden? Fast wäre man versucht, diese Frage zu bejahen. Oder sollte in Rom durch Parteidarstellung einerseits und andererseits durch die Versicherung der innigsten Anhänglichkeit an die Kirche ein Tadel gegen das Vorgehen der Bischöfe, eine Concession an die Freimaurerpolitik erschlichen werden? Die Ereignisse sprechen für letzteres. Baron de Penedo wurde als außerordentlicher Gesandter nach Rom geschickt. Ihn begleitete ein Hofprälat, Monsignore Pieto de Campos. Die Instruktionen des Gesandten waren, wie man wenigstens nachträglich angab und den Kammern vorlegte, folgende: Die zu erledigende Frage sei insofern eine Prinzipienfrage, als die Regierung weder das Interdict anerkennen, noch auf das Placet oder den Recurs an die Krone verzichten könne; ebensowenig könne die Regierung Abstand nehmen von der Belangung der Bischöfe von Olinda und Para; von Seiten der Regierung könne von einem Nachgeben oder von Unterhandlungen keine Rede sein; sie verlange vom Papste keine Gnade, nur Gerechtigkeit. Eine Denkschrift unterm 29. Oktober ward dem heiligen Vater unterbreitet, in der die Bischöfe als Rebellen gegen die Staatsgesetze dargestellt und das Einschreiten des Papstes gegen dieselben gefordert wurde. Der Gesandte floß über von Versicherungen der Treue und Ergebenheit seiner Regierung gegen den heiligen Stuhl. Wie stimmten dazu die obigen Instruktionen, oder wollte man nachträglich, da die Umgarnung mißlungen war, den Tapferen und Energischen spielen?

Kaum war de Penedo in Rom angelangt, als auch die liberalen Zeitungen Brasiliens den Erfolg seiner Sache als unzweifelhaft hinstellten! „Zweitausend Contos!“ (ungefähr 10 Millionen Franken) riefen sie aus, „was kann man nicht in Rom um eine solche Summe erhalten!“ Und in der That traf in Pernambuco bald ein Telegramm des Ministerpräsidenten ein, das den vollständigen Sieg und Erfolg der Sendung Penedo's und der kaiserlichen Regierung in Rom meldete. Die Logen illuminirten, Feuerwerke wurden abgebrannt, die Beamtenwelt beglückwünschte sich gegenseitig in großer Gala über den Triumph der kaiserlichen Kirchenpolitik. Unermeßlicher Jubel erscholl in den Frei-

Digitized by

maurerzeitungen. „Haben wir es nicht verkündet, daß der Papst Gründe, die ihm mit 2000 Contos präsentirt werden, beifällig annehme?“ Auch an Hohn und Spott fehlte es nicht. Man sah bildliche Darstellungen dieses Sieges: auf der einen Schale der Wage ruhte die päpstliche Tiara, auf der anderen 2000 Contos; die letzteren überwogen bei weitem, und darunter stand als Erklärung: das Gold ist unfehlbar.

Nach den Versicherungen derselben Blätter sah Penedo in Rom ein Breve für den Bischof von Olinda ausgefertigt, das die bedeutungsvollen Worte trug: acta tua non laudantur (dein Vorgehen wird nicht gebilligt); das Breve sei schon übersandt und würde demnächst veröffentlicht werden.

Was sollten die Katholiken zu all' diesen mit so viel Pomp angekündigten Thatsachen sagen? Im ersten Augenblick überraschte sie der wilde Jubel und die Siegesgewißheit der Logen; Befürchtungen, Trauer, Schmerz bemächtigten sich ihrer; doch der Verlauf klang nach den Erzählungen der Logen doch zu absonderlich, zu ungeheuer; man konnte, man mußte stutzig werden; das so bombastisch angekündigte Breve erschien nicht in beglaubigter Form — man ahnte die Wahrheit und fing an, zuversichtlich von Betrug zu reden.

Wie stand es in Wahrheit? Auf die von Baron de Penedo überreichte Denkschrift antwortete am 18. Dezember 1873 eine im Auftrag seiner Heiligkeit ausgefertigte Note des Cardinal-Staatssekretärs: „Der heilige Vater sei bereit, jene Mittel anzuwenden, die nach seiner hohen Weisheit und nach seinem väterlichen Wohlwollen gegen die brasilianischen Katholiken zur Beilegung des beklagenswerthen Streites geeignet erschienen; zugleich erwarte er aber auch, daß die kaiserliche Regierung ihres Theils dazu beitragen werde, alle Hindernisse zu beseitigen, welche die sofortige Wiederherstellung der gewünschten Eintracht erschweren könnten.“ Bald waren auch die Freimaurerjournale gezwungen, kleinlaut beizulegen mit den gewöhnlichen Redensarten: die Nachricht war verfrüht, sie scheint sich nicht zu bestätigen; die glückliche Lösung stieß in Rom auf Schwierigkeiten u. s. f. Ehrlich schrieb der Großmeister Saldanha Anfangs 1874: „Wir sind überzeugt, daß die gutgegründeten Hoffnungen des Ministerpräsidenten, den Papst besser zu informiren, verschwunden sind. Pius IX. hat die Augen vor dem Gelde geschlossen, das man ihm anbot.“

Die Regierung Brasiliens hatte sich so einer entwürdigenden Demüthigung überantwortet; sie fügte noch einen schreienden Akt der

Digitized by Google

Ungerechtigkeit hinzu, indem sie bei den noch schwebenden Verhandlungen mit Rom den Bischof von Olinda einseitig aburtheilte und einkerkerte.

8. Am 10. Oktober 1873 reichte der Staatsanwalt die Anklage gegen den Bischof von Olinda beim obersten Gerichtshofe ein. Die Entscheidung der Behörde fiel dahin aus, daß der Bischof für verdächtig erklärt wurde, den Versuch gemacht zu haben, einen Artikel der Verfassung zu vernichten. Nach brasilianischem Rechte ist für den eines solchen Verbrechens Angeklagten, falls die Anklage als begründet erfunden wird, keine Bürgschaft zulässig; er kann ohne weiteres in strenge Untersuchungshaft genommen werden. Am 17. Dez. 1873 wurde in der Kaiserstadt die Gefangennehmung des Bischofs beschlossen; am 1. Januar 1874 vier Uhr Abends traf der Befehl hiezu in Pernambuco ein; am nächsten Tage Nachmittags 1 Uhr war er ausgeführt. Angethan mit den Pontifikalkleidern, wurde der hochw. Bischof in das Marine-Arsenal gebracht, um nächstens nach der Hauptstadt transportirt zu werden. In rührendster Weise wurde dem gefangenen Oberhirten die Theilnahme des Volkes ausgesprochen. Trauer und Bestürzung verbreitete sich selbst bis in die unkatholischen Kreise hinein. Die erste Frucht dieser Gewaltmaßregel war, daß viele Freimaurer in die Hände des Bischofes ihren Austritt aus der Loge erklärten. Der Abschied von der Bischofsstadt war ergreifend. Einer der Haupträdelsführer beim Krawall vom 14. Mai hatte der Loge entsagt und brachte jetzt ein Hoch auf den brasilianischen Athanasius aus, was vom anwesenden Volke donnernd wiederholt wurde; die Begeisterung stieg zu einem solchen Grade, daß der Bischof, wegen Ausschreitungen besorgt, um Mäßigung bitten mußte. Der Dampfer Bonifacio sollte den Oberhirten nach Rio bringen. Da der Commandant nicht gestattete, daß man am Bord des Schiffes noch dem verehrten Oberhirten das letzte Lebewohl sage, miethete man drei Dampfer und umkreiste mit begeisterten Zurufen und lebhaften Theilnahmsbezeugungen dreimal das schwimmende Gefängniß.

Auch die Ankunft in Rio Janeiro glich eher einem Triumphzuge, als einem Gefangenentransporte. Feierlich empfing der Bischof von Rio, Pedro de Lacerda, den muthigen Bekenner und bat ihn um den Segen für sich und seine Heerde. Gleichzeitig trafen auch von verschiedenen Seiten Glückwünsche ein. Der Bischof von Rio ordnete Gebete und Messen an für die baldige Befreiung des erhabenen Gefangenen. Das Gefängniß hat eine ungesunde Lage am Meere. Der Großmeister

Digitized by Google

der Loge, da Lavadrio, war Kerkermeister. Die gerichtlichen Verhandlungen sollten bald beginnen. Don Vital, sich stets treu bleibend, erklärte im Voraus, daß er dieß Gericht nicht anerkenne und daher keine Antwort gebe, auch keinen Sachwalter für sich bestimmen könne. Auf die ihm zugefertigte Anklageschrift schrieb er dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes einfach zurück: „Mein Herr! **Jesus autem tacebat** (Jesus aber schwieg). In meinem Gefängniß im Marine-Arsenal zu Rio Janeiro am 10. Febr. 1874. Frei Vital, Bischof von Olinda." Der Vorschlag eines der Richter, ihm amtlich einen Vertheidiger zu stellen, wurde nicht angenommen; doch wenn ein Advokat für ihn auftreten wolle, erklärte man sich bereit, ihn zuzulassen.

Am 18. Februar wurde Don Vital vor die Schranken des obersten Gerichtshofes geladen. Der Bischof von Rio, Pedro de Lacerda, holte ihn in seinem Wagen ab, begleitete ihn in den Sitzungssaal und blieb die ganze Zeit an seiner Seite. Nach Verlesung der Anklageakte traten zwei Senatoren vor und erboten sich, die freiwilligen Sachwalter des Herrn Bischofes zu sein. Die Namen dieser wackeren Männer sind: Zacharias de Goes e Vasconcellos und Candido Mendes de Almeida; sie zählen zu den gewiegtesten Rechtsgelehrten Brasiliens und schon mehr als einmal haben sie ebenso beredt als muthig der katholischen Wahrheit Zeugniß gegeben.

Unter den Richtern war Figueira de Mello, der in einer Rede vor dem Senate sich früher günstig für den Bischof geäußert hatte. Auf Verlangen des Staatsanwaltes wurde er aus dem Richtercollegium ausgestoßen. Umsonst protestirte er gegen dieses ungerechtfertigte Vergehen. Ihrerseits verlangten auch die Vertheidiger des Bischofes die Entfernung eines Richters — allein vergebens. Die Richter waren offenkundige Logenmänner, und hatten bei mehr als einer Gelegenheit in feindlichster Weise den Bischof angegriffen. Allein *hier* thaten diese vorhergegangenen Herzensergüsse ihrer Zulässigkeit als Richter keinen Eintrag, obgleich diese sich nicht bloß auf die *Person* des Angeklagten bezogen, wie es bei Figueira de Mello der Fall war, sondern geradezu ihr vorgefaßtes Urtheil über die zu beurtheilenden *Thatsachen* enthielten. Mit dieser Feststellung des Richterpersonals endete die erste Sitzung. Die zweite fand statt am 21. Februar. Der Bischof von Olinda erschien in Begleitung zweier Prälaten, des Bischofes von Rio und des Bischofes Miège von Kansas, der eben in Rio auf der Durchreise angekommen war. Der Staatsanwalt wollte den beiden Vertheidigern

Digitized by Google

des Bischofes als „Eindringlingen" das Wort nicht gegeben wissen. Man empfahl ihnen jedenfalls, sich ganz kurz zu fassen. Der Senator Zacharias entwickelte in glänzender Rede die Nichtigkeit aller Anklagepunkte. Als er geendet, wollte der Präsident den zweiten Vertheidiger nicht auftreten lassen; das Richtercollegium sei schon hinreichend mit der Sachlage bekannt. Mit Mühe errang sich Candido Mendes das Wort. Wie oft ward er höhnisch unterbrochen; selbst der Präsident schrie ihm zu, kurz zu sein, die Richter hätten Wichtigeres zu thun. Er aber bewies, das Gesetzbuch in der Hand, die völlige Incompetenz des Gerichtshofes in dieser Angelegenheit. Während der zwei Sitzungen war der Bischof von Olinda anwesend, ohne bei all den tumultuarischen Vorgängen das geringste Zeichen der Mißbilligung oder der Zustimmung zu geben, ohne ein Wort zu sprechen. Er konnte das Gericht nicht anerkennen, und deßhalb verhielt er sich ihm gegenüber vollständig passiv.

Als Candido Mendes geendet hatte, erklärte der Präsident, daß die Richter sich zur Berathung zurückzögen. Der hohe Gefangene wurde in den Kerker zurückgeführt. Als er aus dem Saale trat, empfing ihn und seine bischöflichen Begleiter ein tausendstimmiges Hoch der dicht gedrängten Volksschaaren.

Nach zwei Stunden geheimer Berathung öffneten sich die Flügelthüren des Gerichtssaales von Neuem. Eine unabsehbare Volksmasse strömte herbei. Die Urtheile der sieben Richter wurden verlesen. Einer stimmte für das höchste Strafmaß, 16 Jahre Zwangsarbeit. Der zweite, Baron von Pirapama, stimmte für die Nichtigkeitserklärung des Prozesses, weil das Gericht in geistlichen Dingen keine richterliche Befugniß habe; als dieser Grund nicht angenommen wurde, erkannte er auf Freisprechung des Angeklagten. Die fünf übrigen Richter gaben ihr Urtheil ab für die Hälfte des Strafsatzes, für Zwangsarbeit auf vier Jahre. Der Präsident erhob sich und erklärte den hochw. Herrn Bischof Vital Gonçalves zu vier Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Man beachte wohl, so handelte die kaiserliche Regierung in Brasilien, während sie in Rom durch Baron de Penedo dem heiligen Stuhle die versöhnlichsten Gesinnungen und den lebhaften Wunsch nach einem friedlichen Ausgleich darlegen ließ und durch diesen ihren Stellvertreter die Versicherung abgab, daß mittlerweile keine mißliebige Maßregel gegen den Bischof von Pernambuco würde getroffen werden. Dieses schamlose und hinterlistige Verfahren ward denn auch durch den energischen Protest

Digitized by

des Cardinals Antonelli auf Befehl Sr. Heiligkeit gebührend an den Pranger gestellt [1].

9. Am 12. März unterzeichnete der Kaiser ein Dekret, durch welches er die vier Jahre Zwangsarbeit in ebenso viele Jahre einfacher Gefängnißhaft umwandelte. Der Vollstreckungsbefehl wurde sofort erlassen und dem edlen Bekenner vorläufig das Fort S. Joao in der Bai von Rio als Aufenthalt angewiesen. Die Festung Santa Cruz, gleichfalls am Eingange der Bai, obigem Fort gegenüber gelegen, sollte dessen eigentliches Gefängniß sein. Die Logenmänner aber versammelten sich zur Feier des errungenen Sieges und machten dem Kronanwalt eine goldene Feder mit Juwelen zum Geschenk. Früher schon hatten sie ihm für die wichtigen Dienste, die er ihnen als Staatsminister in der Regierung geleistet, eine bedeutende Gehaltserhöhung bewirkt.

Die Verurtheilung und Einkerkerung des muthigen Bischofes von Olinda sollte ein Schreckmittel sein! Wie täuschte sich die Regierung! Am 2. März 1874 erließ der Primas von Brasilien, der Erzbischof von Bahia, ein Circular an die Bischöfe des Reiches voll Kraft

---

[1] „Der Baron de Penedo," heißt es im Protest, „versicherte, daß seine Regierung keine unangenehme Maßregel gegen den Bischof von Pernambuco treffen würde; und es war auch selbstverständlich dieses zu erwarten, da ja die Unterhandlungen zwischen dem heiligen Stuhle und der kaiserlichen Regierung noch in der Schwebe waren." Dieser Protest wurde in den Kammerverhandlungen des Sommers dieses Jahres vom Minister des Auswärtigen, Caravellas, auf's heftigste angegriffen. Zuerst führt der Minister aus, daß de Penedo nach den erhaltenen Instruktionen gar kein solches Versprechen habe geben können, daß überhaupt nach denselben kein Übereinkommen mit dem Papste möglich war (— aber warum schickte man dann einen Gesandten zur Verhandlung nach Rom? —); und dann las er zwei Briefe de Penedo's aus London vom April, in denen dieser erklärt, dem Cardinal Antonelli nichts versprochen zu haben und über obige Stelle des Protestes ganz verwundert thut. Bekanntlich hatte auch der heilige Vater in einer Audienz vom 23. März darauf hingewiesen, daß die brasilianische Regierung ihr durch den Gesandten abgegebenes Wort nicht gehalten habe. In Bezug darauf hatte nun de Penedo die Stirne zu schreiben und der Minister erröthete nicht, es vorzulesen, wie folgt: „Nach dieser Anrede muß ich nothwendig in aller Form der kaiserlichen Regierung die Erklärung wiederholen, die ich in meinem Briefe vom 18. April bereits dem Ministerpräsidenten abgegeben habe. In der ganzen Zeit meiner Sendung beim heiligen Stuhl habe ich weder direkt noch indirekt dem heiligen Vater oder dem Cardinal Antonelli versprochen, daß der Prozeß gegen den Bischof von Olinda sistirt würde. Das Aufhören dieses Prozesses war überhaupt nie Gegenstand einer Verhandlung mit dem Vatican." Die Unverschämtheit, mit der hier von brasilianischen Staatsmännern der Papst und sein Staatssekretär formell der Unwahrheit geziehen werden, dürfte wohl in der Geschichte der Kirchenpolitik ihres Gleichen nicht finden.

Digitized by Google

und Feuereifer. Wir bedauern, nur wenige Stellen ausheben zu können:

„Eingetreten ist, ihr wißt es, ehrwürdige Brüder, die verhängnißvolle Stunde des Triumphes der Finsterniß, wo das Reich des Irrthums und der Lüge sich bemüht, seine Herrschaft über den beweinenswerthen Ruin des Glaubens und der Religion aufzurichten. Beim Anblick so ungewohnter Thatsachen trage ich kein Bedenken, von tiefem Schmerz durchdrungen, zu behaupten, daß gegenwärtig die Religion mehr Achtung fände bei den Anhängern des Koran, als es hier in diesem Lande der Fall ist, das von Christi Blut getränkt und vom Samen seiner Lehre befruchtet ist... In Zukunft also soll die Macht der Freimaurer und nicht das Evangelium Christi den Katholicismus leiten; ihr und nicht der Kirche soll das Verständniß der Schrift, die Aufrechthaltung der Kanones, die Auslegung der Bullen und der Concilien zustehen!... Was müssen wir thun? Wir müssen kühn unsere Stimme erheben in Wort und Schrift; uns gilt jetzt das Prophetenwort: Rufe und höre nicht auf; wir müssen uns vorbereiten auf den passiven Widerstand, den das Evangelium uns anempfiehlt.... Vereint in der Gleichheit der Gesinnungen laßt uns den Kampf für die heilige Sache unternehmen, ausgerüstet mit Kraft von oben. Das „wir können nicht" unserer treuen und muthigen Vorgänger bei dem Gerichtshofe von Jerusalem muß unaufhörlich von unseren Lippen tönen, und wie wir ihre Nachfolger sind in der Würde, die uns schmückt, so müssen wir auch die Nachahmer ihrer Unerschrockenheit und ihres Muthes sein... Opfern wir uns, widerstehen wir, wenn es nöthig ist, bis zur Vergießung unseres Blutes..., beten wir aber auch mit dem glühenden Eifer, den die Liebe allein einflößt, für die Bekehrung der treulosen Kinder der Kirche, verzeihen wir unseren unversöhnlichen Verfolgern als Schüler dessen, der an der Höhe des Schmachholzes blutend die ewig verehrungswürdigen Worte sprach: Vater, verzeih ihnen."

10. Der zweite Bischof, welcher der gerichtlichen Verfolgung und dem Gefängnisse überantwortet wurde, ist Don Antonio de Macedo Costa, Bischof von Para. Die Gründe und Vergehen sind dieselben. Am 28. April 1874 veröffentlichte er einen energischen Protest, dem wir einige Stellen entheben:

„Der Gewalt weichend, im Begriff, in's Gefängniß zu gehen, muß ich gegen diese Gewaltthat feierlichen Protest erheben; sie ist nicht bloß eine Verletzung der Constitution und der Landesgesetze, sondern auch ein Angriff auf die Gewissensfreiheit... Ich erkläre vor meiner Heerde, vor meinem Vaterlande, vor der Kirche und vor Allem vor Gott, der die Gewalthaber der Erde richten wird, daß ich mich nicht der geringsten Verletzung der Landesgesetze schuldig gemacht habe, daß ich nur suche, treu zu sein der heiligen katholischen römischen Kirche, der ich angehöre und der ich mit Gottes Hilfe bis zum letzten Hauche meines Lebens angehören werde. Ich verzeihe von ganzem Herzen Allen; ich segne mit aller Liebe meine theuern Diözesanen und das treue Volk von Para und von der Provinz Amazonas; ich bete für sie, damit sie allezeit treu seien ihrem Glauben, allezeit geeint und verbunden mit ihren rechtmäßigen Bischöfen, die es fortfahren zu sein, mögen sie auch im Gefängnisse sich befinden, und besonders mit unserem erhabenen Oberhaupte, dem Statthalter Christi Pius IX.

Er kam am 19. Mai als Gefangener in Rio de Janeiro an.

Digitized by Google

War es Rücksichtslosigkeit oder berechnende Bosheit, daß man ihn ebenso wie früher den hochwürdigsten Bischof von Olinda im Marine-Arsenal den giftigen Ausdünstungen der City-Improvements und der ungesunden Lage am Meeresufer aussetzte? Seine Verurtheilung wurde vom Ministerialblatte als unvermeidlich vorausgesagt und ließ sich auch als sicher bevorstehend und im Voraus beschlossen in der dießjährigen Thronrede erkennen.

Sie fand statt am 1. Juli. Am Vorabend schrieb er noch in einem vertraulichen Briefe: „Morgen werde ich vor dem höchsten Gerichtshofe erscheinen. Was auch der Ausgang dieses ungerechten Prozesses sein wird, die katholische Sache wird jedenfalls triumphiren. Die öffentliche Meinung macht sich fort und fort auf glänzende Weise kund .... Beten Sie für Brasilien. Ich weiß nichts von Resignation, denn ich empfinde nur Freude. Niemals in meinem Leben habe ich süßere oder bessere Tröstungen genossen."

Als freiwillige Vertheidiger des Prälaten bot sich wiederum der Senator Zacharias mit dem Abgeordneten Ferreira Vianna an, dem Sekretär des Katholikenvereines von Rio de Janeiro. Das bei der Verhandluug gegenwärtige Volk überschüttete den Bischof und seine muthigen Vertheidiger mit einem Blumenregen und gab in enthusiastischer Weise seinen Sympathien und seiner Verehrung Ausdruck. Der Staatsanwalt war in seiner Anklagerede kurz, theils, wie er sagte, seiner vielen Geschäfte wegen, theils weil er es für unnütz halte, das erlauchte Richterpersonal bei einem so evidenten und bereits entschiedenen Fall länger hinzuhalten, „demais tudo ja esta assentado." Das Urtheil lautete auf vier Jahre Gefängniß mit Zwangsarbeit und wurde, wie beim Bischofe von Pernambuco, in 4 Jahre einfacher Haft gemildert. Seit dem 3. August befindet er sich in einer Festung auf der sog. Schlangeninsel in der Bai von Rio. Nicht ohne Interesse wird man aus einem Briefe des erlauchten Oberhirten vom 8. August noch Folgendes lesen:

„Ich genieße eines großen Friedens, einer süßen Freude ... Den bittersten Theil des Leidenskelches hat unser Herr getrunken. Für uns bleiben nur einige Tröpfchen. Preisen wir die unendliche Liebe, die uns mit so viel Güte entgegenkommt. Ich habe immer mit gehobenem Herzen dieses bewunderungswürdige Gebet unserer heiligen Liturgie gesprochen: ut partem aliquam et societatem donare digneris cum tuis sanctis Apostolis et Martyribus (daß du uns Antheil und Gemeinschaft verleihen wollest mit deinen heiligen Aposteln und Martyrern). Nun gut, der liebe Gott hat mich erhört. Auch ich bin, wie seine treuesten Freunde, mit der glorreichen Schmach unseres Meisters bedeckt. Drum noch einmal, preisen wir Gott! .... Hier gibt's nur Soldaten und Galeerensträflinge. Ich befinde mich mitten un-

Digitized by Google

ter Kanonen und Kugeln. Innerhalb der Festungsmauern kann ich etwas mich ergehen. Ich bewohne ein kleines Haus, dessen vornehmster Raum in eine Kapelle umgewandelt wurde. Ein General ist mit meiner Bewachung beauftragt. Das ist in Kurzem meine Lage. In der Diözese geht es gut. Mein Klerus zeigt einen bewunderungswerthen Muth. Das Interdict wird überall aufrecht gehalten .... Ich will Alles leiden; aber ich will mit Pius IX., mit dem apostolischen Stuhle, vereint bleiben und bis zu meinem letzten Hauch die Freiheit der Kirche vertheidigen."

Was der Prälat von Para oben über die glänzenden Kundgebungen der öffentlichen Meinung sagt, tritt uns besonders klar entgegen in der am 21. Juni dieses Jahres in Rio de Janeiro veranstalteten Festfeier. Man wollte mit der Feier des Gedächtnißtages der Krönung des heiligen Vaters eine Ovation für den hochwürdigen Bischof von Olinda verbinden. Unter ungeheurem Zulauf des gläubigen Volkes ward ein Te Deum gesungen. Am Morgen des gleichen Tages bestiegen 200 der angesehensten Katholiken ein Dampfboot, fuhren nach der Festung S. Joao, dem Gefängnisse des heldenmüthigen Prälaten, wohnten daselbst dem heiligen Opfer bei und empfingen aus seiner Hand die heilige Kommunion. Unter lauten Gebeten für das Wohl des Kaiserreiches und für den würdigen Oberhirten und unter donnernden Evviva's verließen sie sodann, während der Bischof von seinem Gefängnisse aus seine treuen Kinder segnete, die Festung, das Gefängniß des „Athanasius von Brasilien". Außerdem wurden dem erhabenen Vorkämpfer für kirchliche Freiheit aus allen Theilen des Kaiserreiches und von allen Ständen die rührendsten Beweise der Verehrung und Theilnahme entgegengebracht. Bischöfe, Priester und religiöse Genossenschaften, auch eine große Anzahl Senatoren, Deputirte und Gemeindeausschüsse wetteiferten miteinander, dem Muthe und der Standhaftigkeit des Bischofes ihre volle Bewunderung und Anerkennung auszusprechen. Und zu den einheimischen Kundgebungen gesellten sich die Sympathien des katholischen Erdkreises. Die Adresse der deutschen Katholiken haben wir schon oben berührt, sie trägt die Namen der hervorragendsten Katholiken Deutschlands; Portugal, Italien, Belgien, Nordamerika haben gleichfalls durch die edelsten und klangvollsten katholischen Namen ihre Glückwünsche dargebracht. So sehr ist es wahr, daß die Katholiken gerade durch Angriff und Verfolgung in ihrem kirchlichen Leben und in der Anerkennung der Zusammengehörigkeit und Solidarität ihrer Interessen erstarken.

11. Was hat die Regierung erreicht? Sind etwa durch die Gewaltthätigkeiten gegen die Bischöfe von Pernambuco und Para die übrigen Oberhirten eingeschüchtert worden? Von einer solchen Erwartung sind

Digitized by

die heißköpfigsten Liberalen bereits gründlich geheilt. Erst vor Kurzem erließ der 87jährige Bischof von Marianna (Provinz Minas Geraes) einen energischen Hirtenbrief gegen die Freimaurer; er ist entschlossen, die Excommunikation derselben und deren kirchliche Folgen in aller Entschiedenheit aufrecht zu erhalten, „auch wenn es mir," wie er treffend beifügt, „vier Jahre Gefängniß mit Zwangsarbeit einträgt."

Für die Regierung aber wird es immer offenkundiger, daß sie sich nach einer Bemerkung des Bischofs von Pernambuco in eine Sackgasse verrannt hat und anfängt, sich beengt zu fühlen. Das Ministerium steht bereits auf schwachen Füßen, die Opposition in der Kammer wird zunehmend stärker und wird von Außen her durch Massenkundgebungen energisch unterstützt; der Bischof von Para schreibt am 8. August: „Von allen Seiten her richtet man sehr entschiedene Vorstellungen an die Kammern. Sie sind mit mehr als 40,000 Unterschriften bedeckt;" — der Senat ist in seiner Majorität bereits gegen die Maßnahmen der Minister und es ist jedenfalls ein bedeutsames Symptom, daß neulich der Antrag eingebracht wurde, Rio Branco des Verrathes schuldig zu erklären. Die Regierung will daher in der Vergewaltigung der Kirche die äußerste Kraftanstrengung aufbieten. Das bekunden die Gesetzentwürfe vom 30. Juni: von jedem Akt der kirchlichen Behörde soll der Recurs an die Staatsgewalt offen stehen, namentlich in Betreff der Suspension und des Interdictes; und wer hierin auch indirekt den Entscheidungen der Krone entgegenarbeitet, soll der Strafe der Verbannung aus dem Reiche verfallen; hat das Urtheil einen Bischof getroffen, so wird eben dadurch die Diözese als erledigt betrachtet, und das Kapitel der Kathedrale oder der Metropolitan sollen der Regierung drei Priester bezeichnen, damit selbe aus diesen einen zur Verwaltung der erledigten Diözese bestimme. Also auch in Brasilien hat sich der Kulturkampf bis zur äußersten Spitze zugeschärft. Außerdem verlautet, daß die Regierung an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs von Bahia, Dom Manuel Joaquim da Silveira, dessen kräftige Worte wir oben vernahmen, den gefügigen Monsignore Pieto de Campos setzen möchte, der in der Kammer die klägliche Rolle übernahm, die Kirchenpolitik der Regierung zu vertheidigen. Nun, er war ja Attaché bei der Gesandtschaft des Baron de Penedo!

Bei dieser Sachlage darf man wohl gespannt sein auf das Resultat der Sendung eines neuen Bevollmächtigten der brasilianischen Regierung nach Rom. Baron d'Araguaya Domingo José Gonçalves de Magal-

Digitized by Google

haes soll an diplomatischer Gewandtheit den Baron Penedo und den Prälaten Pieto weit übertreffen. Doch wofür diplomatische Gewandtheit? Die Sachen liegen sehr einfach. Man lasse und gebe der Kirche ihre Rechte — Compromisse und Transaktionen sind unmöglich!

Übrigens legt sich noch von einer anderen Seite her eine Reihe von Schwierigkeiten der Regierung in den Weg. Diese sind bereits angedeutet in den Worten, womit die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Beilage vom 29. April d. J.) die Lage des Ministeriums bespricht: „Was übrigens die Lage des Ministeriums in diesem Kampfe gegen den Klerus nicht wenig verschlimmert, ist die befremdende Erscheinung, daß die liberale Opposition die durch die kirchlichen Wirren hervorgerufenen Verlegenheiten der Regierung für ihre Parteizwecke auszubeuten versucht und gerade jetzt mit wachsender Leidenschaft ihre Angriffe gegen letztere erneuert."

Seit 1844 genoß Brasilien im Gegensatz zu seinen Nachbarn einen inneren Frieden; keine Umwälzungen, Revolutionen, wie sie die Nachbar-Republiken fast ununterbrochen aufwühlen, bedrohten die Regierung Dom Pedro's. Während Dom Pedro aber in ausgiebigster Weise die verschiedenen Sekten unterstützt, ihnen aus Staatsmitteln Kirchen baut und die Freimaurer offen schalten und walten läßt, will er die als herrschende Religion, als Landesreligion anerkannte, die katholische, in Bande schlagen und jede ihrer Lebensregungen unter freimaurerische Bevormundung stellen. Hat er denn vergessen, daß vor 30 Jahren gerade von Seiten der Sekten und Freimaurer die Föderalrepublik ihre eifrigen und zahlreichen Parteigänger hatte? Die Feinde der Kirche sind überall auch Feinde des Thrones.

Joseph Knabenbauer S. J.

Patriotische Briefe.

Fünfter Brief.

Dillingen a. d. D., im September 1874.

Trösten Sie sich, ich bitte, es ist dieses das letzte Mal, daß ich Sie mit langathmigen Begriffsentwicklungen und Rechtsbegrenzungen ermüde. Denn wenn wir uns über den Patriotismus im Allgemeinen verstän-

Digitized by

digt haben, dann möchte ich daran unsere verschiedenen patriotischen Verhältnisse und Zustände prüfen und messen.

Für heute erübrigt ein kleiner Nachtrag zu unserem letzten Ergebniß in Betreff des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Patriotismus. Ohne Zweifel ist es Kurzsichtigkeit, wenn man in der Allgemeinheit und Einheit unserer heiligen Kirche etwas finden will, was den patriotischen Gesinnungen Eintrag thut. Die Kirche ist so weit gespannt, daß die Welt in ihr ungestört ihre Bahnen kreisen kann, und der Einigungspunkt derselben liegt so tief in der Seele, daß er die Bewegung des irdischen Lebens in nichts hemmt oder bindet. Die Kirche selbst ist ja nichts anderes als der verkörperte Wille des Weltenmeisters, und ihre Schranken und ihre Bande fallen mit eben diesem Willen zusammen. Wenn freilich Gott, das Naturgesetz, das Gewissen, die freie Überzeugung Hemmschuhe und Hindernisse unseres irdischen Lebens sind, dann ist es die Kirche auch; und die Umkehr des Satzes wird durch die Geschichte bis zur Stunde wenigstens bewiesen: Wenn die Kirche den Völkern hinderlich erschien, haben sie immer mit der freien Überzeugung, mit dem Gewissen, mit dem Naturgesetze und mit Gott selber im Kampfe gelegen.

Indessen gibt es einige Berührungspunkte zwischen Vaterland und Kirche — vom Staat rede ich nicht, weil er, wie gezeigt, ein naturwidriges Gebilde der Gewalt ist — zwischen Vaterland und Kirche also, die einer nähern Besprechung bedürfen, weil sie leicht einen gewissen Schein von Eingriffen der Kirche in vaterländische Beziehungen haben. Ich meine vor Allem die Schule und den Clerus, und erlauben Sie mir, über diese beiden Punkte das hieher Gehörige in diesem Briefe zusammenzustellen.

Wir berühren hier eigentlich nur einen speziellen Fall der allgemeinen Frage: Welche Rechte hat die öffentliche Autorität auf die Gestaltung des Lebens der Einzelnen? und es wird nothwendig sein, darauf ein wenig einzugehen. Und weil man uns so oft vorwirft, daß wir die rein natürlichen Verhältnisse nicht von den christlichen Ideen zu unterscheiden wissen, so will ich die vorgelegte Frage zunächst vom rein natürlichen Standpunkte aus zu beantworten suchen. Wir verlieren dabei nichts, unsere Ansprüche treten nur um so berechtigter hervor.

Die Aufgabe, welche die öffentliche Autorität zu lösen hat, gibt ihr allein ihre Rechte; denn von den persönlichen Rechten des

Digitized by Google

Trägers der Gewalt ist hier keine Rede. Nun ist die Aufgabe der öffentlichen Autorität im großen Ganzen keine andere, als daß sie das Volk in seinem socialen Leben *schütze*, *fördere*, *unterstütze*.

Das gibt man uns heute gern zu; aber über die *Ausdehnung* dieses Schutzes oder über seine *Grenzen* besteht große Meinungsverschiedenheit. Das Volk hat die *Kräfte* und den *Trieb* zum socialen Leben schon in sich; diese hat es nicht von der öffentlichen Autorität zu empfangen. Selbst die allgemeinen *Normen* und die natürliche *Gliederung* dieses Lebens sind in der Natur und Geschichte jeden Volkes gegeben; auch hierin kann die öffentliche Autorität nicht grundlegend eingreifen. Daß sich Familien bilden, daß sich Sippschaften und Gemeinden bilden, daß sich Stände oder etwas Analoges ausgestaltet u. dgl. m.: das alles sind Produkte dermenschlichen Natur; die öffentliche Autorität hat keine Mittel, das hervorzurufen, wie sie auch keine Mittel hat, derlei mit Erfolg zu unterdrücken. Sie kann das alles nur vor Auswüchsen bewahren, gegen Eingriffe schützen, und auf *diese Weise* fördern und unterstützen. Will sie mehr thun, so tritt sie mit ihrer Stellung in Widerspruch und nimmt einen Kampf gegen die Natur und somit gegen sich selber auf, indem sie nicht so fast erliegen als sich selbst zerstören wird.

Im letzten Grunde ist es die unantastbare menschliche *Freiheit*, an der die öffentliche Autorität scheitert, wenn sie auf andere Weise das sociale Leben fördern will. Denn schließlich keimt die Gestaltung und Entwicklung des socialen Lebens in der *Ueberzeugung* der Einzelnen. Die Überzeugung aber bildet mit dem Gewissen den Hort unserer Freiheit und mit ihr läßt sich kein anderer Kampf zu segensreichem Erfolg kämpfen, als jener *der Belehrung*. Die Wahrheit allein vermag Geister zu besiegen; somit bleibt keiner Gewalt der Erde ein anderes Mittel, die Völker im socialen Leben zu fördern, als das *indirekte* der Belehrung und des Schutzes durch Belohnung und Bestrafung; und damit ist der Beweis geliefert, daß sie auch kein *Recht* auf weitere Eingriffe in das Leben der Einzelnen hat.

Die öffentliche Autorität, die das sociale Leben *des Volkes* in der genannten Weise fördern soll, hat somit gewiß das Recht, gewisse Forderungen an die *Einzelnen* in Betreff der Gestaltung ihres Lebens zu stellen; aber offenbar *nur* jene, welche diese Förderung des Gesammtlebens *wirklich* erheischt. Erlauben Sie, dieses „Gesammtleben" ein wenig darzulegen.

Digitized by

Alles Leben bewegt sich in Bethätigung unserer verschiedenen Fähigkeiten. Da uns vor Allem zweierlei Arten von Fähigkeiten zu Gebote stehen, nämlich geistige und materielle oder körperliche, so stellen sich auch zwei Arten unserer Lebensthätigkeiten dar, die geistige und die körperliche Arbeit; und zwischen beiden bewegt sich die Anwendung unserer geistigen Kräfte auf materielle Ziele, die wir mit dem allgemeinen Namen „Geschäft" bezeichnen könnten. So können wir füglich sagen: Wissenschaft, Geschäft und Arbeit stellen die drei Grundthätigkeiten dar, aus welchen sich das Zusammenleben eines Volkes zusammensetzt. Und was ich hier mit dem Worte „Wissenschaft" bezeichne, umfaßt die gesammte Vermittlung der Wahrheit, vor Allem jene der ewigen (sogenannten natürlichen) Wahrheiten und dann aller jener, welche zur Ordnung und Förderung unseres zeitlichen Lebens nothwendig und nützlich sind. Die sogenannte natürliche Religion bildet daher das erste Element dieser wahren Wissenschaft.

Diese drei Elemente sind dem socialen Leben wesentlich, und es ist die Aufgabe der öffentlichen Autorität, dieselben in der genannten Weise zu schützen und zu fördern. Aber es ist eine Verschiedenheit in der Bedeutung, welche diese Elemente für das Gedeihen des Ganzen haben, und hiernach bedürfen und verdienen sie die Aufmerksamkeit der Autorität. Während nämlich die Männer des Geschäftes immer jene der Arbeit bedürfen, so sind sie ihnen zugleich doch geistig und materiell zumeist weit überlegen. Es liegt also hier eine große Gefahr von Mißbrauch, der im Mittelalter mit dem Feudal-Wesen, und in der Neuzeit mit dem Fabrik- und Gründer-Wesen getrieben wurde und wird. Andererseits ist die Wahrheit allein im Stande, Geister zu bilden und zu bändigen, Rechtszustände zu begründen und zu schützen. Während sich daher das sociale Leben vorwiegend in Geschäft und Arbeit bewegt, bildet die wahre Wissenschaft dessen grundlegende Voraussetzung und fortwährende Lebensbedingung. Daraus ist ersichtlich, daß die Autorität die größte Aufmerksamkeit dem Gedeihen der Wissenschaft, ihrem Schutze, ihrer Freiheit zuwenden muß. Wenn ich aber sage, daß die Freiheit der Wissenschaft gewahrt bleiben muß, so sage ich nicht, daß die Freiheit der Unwissenheit, der Thorheit und der Schlechtigkeit gewahrt werden soll oder darf; im Gegentheil, nichts ist der Freiheit der Wissenschaft, der Freiheit der Wahrheit so nachtheilig, als die Gleichberechtigung der Albernheit und des Irrthums mit der Wahrheit.

Digitized by

Sie fragen vielleicht, wie weit die öffentliche Autorität in diesem Stücke gehen könne; denn sie ist doch nicht im Stande, über die verschiedenen Lehrmeinungen zu Gericht zu sitzen oder gar theologische Streitfragen zu entscheiden. Die Antwort ergibt sich ziemlich leicht. Die öffentliche Autorität ist nämlich eine Forderung der Natur zu deren Vollendung; ihre Sphäre ist also zunächst das Naturgesetz. Sie ist der Hort der zehn Gebote; darüber hinaus steht ihr aus sich keine Competenz zu, wie sie keine Mittel hat, sich darüber hinaus in wissenschaftlichen Fragen Ansehen zu verschaffen, es sei denn durch gewaltsame Verletzung der freien Überzeugung, was ihr eigenes Verderben herbeiführt. Wie sich aber jede eigenmächtige Überschreitung der Sphäre der zehn Gebote als Verletzung der freien Überzeugung darstellt, so gilt dieses im selben Grade von jedem Aufgeben dieser Sphäre; denn der Kreis der zehn Gebote ist der Kreis derjenigen Wahrheiten, die dem denkenden Geiste fast von selbst zugänglich sind und auf die sich das solide Leben bei jedem Schritte stützen muß. Es bleibt ewig wahr: Der Gottesleugner ist der größte Feind des Vaterlandes; und eine gottlose Autorität nimmt dem Volke den Boden, auf welchem es leibt und lebt.

Nach diesen Auseinandersetzungen scheue ich mich nicht mehr, der öffentlichen Autorität in den dargelegten Grenzen die Pflicht zuzusprechen, der Wahrheit und somit der Wissenschaft jeden Vorschub zu leisten, und dem Irrthum auf jede Weise entgegenzutreten. In dieser Beziehung halte ich es für eine Pflicht der Autorität, das Schulwesen zu fördern, in der Sphäre der zehn Gebote zu überwachen, in seinen Leistungen zu heben; zu diesem Zwecke selbst sogenannte Staatsschulen zu gründen, die zur Nacheiferung anspornen; ein gewisses Maß des zu Erlernenden festzustellen. Ja, selbst ein billiges Gesetz über Schulpflichtigkeit dürfte vielleicht keinem berechtigten Tadel ausgesetzt sein. Aber ebenso entschieden nenne ich religionslose Schulen Anstalten der öffentlichen Corruption, und direkt oder indirekt monopolisirte Staatsschulen die unberechtigtste Verletzung der Rechte der Eltern und der freien Überzeugung. Hier wird die Wahrheit und Wissenschaft nicht mehr gefördert, sondern positiv gebunden und gehemmt.

Ich habe bis daher von der öffentlichen Autorität in rein natürlichen Verhältnissen gesprochen. Erlauben Sie mir nun, die Schulfrage auch gleich zum Abschluß zu bringen. Es handelt sich uns nämlich darum, ob die katholische Kirche hierin Forderungen macht,

Digitized by

durch welche die öffentliche Autorität in ihren Rechten beeinträchtigt wird.

Wir müssen in dieser Beziehung zwei Fälle unterscheiden, je nachdem nämlich die öffentliche Autorität als solche die katholische Kirche als die von Gott gegründete und geschützte Lehrerin der Völker anerkennt oder nicht. Darnach sind auch ihre Forderungen verschieden. Im ersten Fall beansprucht sie consequent auch volles Vertrauen, was sie im andern Falle in diesem Grad natürlich nicht kann. Für unsere Verhältnisse hat der letzte Fall vorwiegend Bedeutung. Wenn also die Kirche sich von der Staatsgewalt in ihrer göttlichen Sendung nicht anerkannt weiß, so fordert sie die Unversehrtheit des Religionsunterrichtes, sowie die Reinerhaltung ihres Namens und Lebens, zwei Forderungen, denen sich die Autorität nicht entziehen kann, ohne ihre Rechtssphäre zu verletzen. Denn daß die Kirche den zehn Geboten nicht entgegenhandelt oder wirkt, davon kann die Autorität sich leicht überzeugen, muß es aber auch thun, ehe sie ihre Wirksamkeit zulassen kann. Hat sie aber diese Ueberzeugung gewonnen, dann schuldet sie der freien Ueberzeugung und der Freiheit der Wahrheit, die Religion der Kirche zu überlassen, die Kirche selbst aber vor Eingriffen in ihre Rechte und in ihr Leben zu schützen. Denn bewegt ein Bekenntniß sich in den Schranken des Naturgesetzes, so bedroht und verletzt es keine rechtlichen Beziehungen und Verhältnisse, ist aber in sich ein Complex von Lebensanschauungen, zu dessen Prüfung und allenfallsiger Annahme jede freie Ueberzeugung der rein menschlichen Autorität gegenüber ohne Zweifel berechtigt ist. Aus sich, ich wiederhole es mit Nachdruck, ist jede menschliche Autorität in der Bekenntnißfrage vollständig incompetent; ihre Sphäre ist einzig das Naturgesetz. In den principiell katholischen Reichen des Mittelalters waren die Verhältnisse ganz andere; was die öffentliche Autorität damals zum Schutze der Kirche und zur Bekämpfung der Irrlehren gethan, hat sie durchaus nicht aus sich gethan, sondern als consequent katholische Macht. Die öffentliche Autorität hat ohne Zweifel die Pflicht, sich selbst eine solide Überzeugung in der Bekenntnißfrage zu bilden; und hat sie diese gewonnen, so hat sie die fernere Pflicht, die gefundene Wahrheit auch in dieser Beziehung in der genannten Weise zu fördern. Da eine wahre Überzeugung dem Irrthum gegenüber unmöglich ist, so haben wir Katholiken vor den Consequenzen dieser Forderung nie gezittert. Aber das Verderben der Welt ist von jeher gewesen, daß bei weitem

Digitized by Google

die meisten Menschen ihre vorgefaßten, liebgewonnenen oder ererbten Meinungen für solide Überzeugung halten. Die Meinung gibt eben kein Recht, sondern nur die Wahrheit.

Damit ist nun nichts Anderes ausgesprochen, als was wir schon oben als die Sphäre der öffentlichen Autorität in dieser Beziehung erkannten; sie hat durchaus kein Recht auf Schulmonopol. Dagegen erhebt sich die Kirche und zwar nicht nur in ihrem Namen, sondern im Namen der Familie und der Eltern, mit einem Worte: im Namen der freien Entwicklung des Volkes.

Damit dürfte dargethan sein, daß die Ansprüche der Kirche in der Schulfrage durchaus keinen Eingriff in die Rechte der Autorität, und keine das Volk oder das Vaterland gefährdenden Maßnahmen sind, sondern im Gegentheil Proteste gegen die Übergriffe der Staatsgewalt in die persönlichen Freiheiten und Rechte, und Schutzmauern, oder wenn Sie lieber wollen, segensreiche Quellen der Wahrheit und des Rechtes im Volksleben.

Kehren wir nun zu jener Dreitheilung aller menschlichen Thätigkeit zurück, die wir oben fanden, nämlich jene der Wissenschaft im genannten Sinne, des Geschäftes und der Arbeit, um das Verhalten der öffentlichen Autorität dagegen des Weiteren zu bestimmen. Soviel steht fest, daß es Pflicht der öffentlichen Autorität ist, diesen drei Faktoren des socialen Lebens ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und zwar in vorzüglichster Weise der Wissenschaft. Jedoch muß diese Aufmerksamkeit eine solche sein, die der Freiheit der Wissenschaft in nichts schadet, die der Wahrheit in den Grenzen der Natur Vorschub leistet und den Irrthum in denselben Schranken hemmt und erschwert.

Ein ähnliches Verhalten wird die öffentliche Autorität auch den beiden übrigen Thätigkeiten gegenüber zu beobachten haben. Denn es liegt auf der Hand, daß die freie Bewegung die Entwicklung der Kräfte bedingt und begünstigt. Sie wird anspornen, beschützen, vor Ausschreitungen bewahren müssen; aber wenn sie das größere und allgemeinere Gedeihen nicht hindern will, wird sie dieß alles mit ängstlicher Vorsicht für die freie Bewegung thun. Jedes Monopolisiren ist gefährlich, denn es opfert leicht einen großen weitverzweigten Nutzen für irgend welchen kleinen beschränkten, oft zweifelhaften Vortheil. Es ist ein willkürlicher Eingriff in die Kette von Ursache und Wirkung, welche das Volksleben bildet, dessen Tragweite kaum je zu berechnen ist.

Aber treten wir unserer Frage näher. In eine dieser drei Thätig-

Digitized by Google

keitsarten wird jeder Mensch eintreten müssen, und es gestalten sich daraus die verschiedenen Berufe oder Lebensaufgaben, die wir uns stellen. Die Frage ist nun, ob es der öffentlichen Autorität zusteht, den Einzelnen zu bestimmen, sich diesem oder jenem Berufe zuzuwenden! Im Allgemeinen löst sich diese Frage ziemlich leicht, denn

„Eines schickt sich nicht für ‚Alle‘,"

und es hat nicht Jeder das Geschick für Alles. Hier ist die Natur, oder besser der Schöpfer der Natur vor der Hand noch maßgebend, wenigstens solange es der Staatsgewalt nicht gelingt, Gott dem Herrn das Monopol der Talente-Verleihung aus der Hand zu winden. Es liegt auf der Hand, daß das Wohl des Ganzen hier die größtmögliche Freiheit der Einzelnen erheischt, wenn etwas Ersprießliches zu Stande kommen soll. Es sind daher auch einzig die toll gewordenen Socialdemokraten, die in ihrem „Volksstaat" alle Menschen für Alles erziehen wollen.

Wenn wir nun aber auch der öffentlichen Autorität jedes Recht absprechen müssen, in die sogenannte Berufswahl der Einzelnen direkt einzugreifen, so wollen wir damit eine gewisse indirekte Einwirkung und Beeinflussung nicht in Abrede stellen. So ist es vor Allem klar, daß sie die volle Berufslosigkeit auf alle Weise bekämpfen muß, weil sie dem Wohle des Ganzen mehr als hinderlich ist. Es können auch einzelne Fälle eintreten, in denen einzelne Personen durch ihre Stellung schon verpflichtet sind, sich einer bestimmten Lebensaufgabe zu unterziehen, wie dieses etwa bei dem Erstgebornen eines erblichen Fürsten der Fall ist. Um aber bei den allgemeinen Beziehungen stehen zu bleiben, so verdient hier vorzüglich das Militärwesen unsere Aufmerksamkeit.

Man kann nicht läugnen, daß in unsern irdischen Verhältnissen ein Recht der Vertheidigung und des Schutzes den Völkern wie den Einzelnen zukommt. Auch daran kann man wohl kaum zweifeln, daß das Naturgemäße, Erfolgreichere und weniger Nachtheilige immer sein wird, wenn das Volk sich selbst vertheidigt und schützt. Das Söldnerwesen dürfte im Allgemeinen heute namentlich schwer durchführbar sein. Es wird also Sache der öffentlichen Autorität sein, das Heerwesen durch Gesetze zu ordnen. Suchen wir uns dafür allgemeine Normen.

Vor Allem ist das ganze Heer in rechtlich geordneten Verhältnissen nicht die Hauptsache und nicht der erste Gegenstand der öffentlichen

Digitized by Google

Aufmerksamkeit. Es ist der Schutz des Ganzen; aber das Ganze ist nicht um des Heeres willen da, sondern das Heer für das Ganze. In der Constitution des Heeres muß daher die öffentliche Autorität so vorangehen, daß sie nicht das Wesen, den Kern des Volkes, das Volk in seinem socialen Leben verkümmere. Etwas anderes freilich ist der Zustand des Krieges. Es ist kein Zweifel, daß dieser außerordentliche Zustand außerordentliche Mittel erfordert; hier handelt sich's vor Allem um Sein und Nichtsein. Aber der Kriegszustand ist nicht der geordnete Zustand und nicht der maßgebende für gewöhnliches Leben. Raubstaaten sind allerdings in erster Linie auf das Heerwesen angewiesen und sie ordnen das gesammte sociale Leben der Räuberei unter. Aber es wird eben kein rechtlich und sittlich denkender Mensch den Raubstaat als Ideal hinstellen.

Es wird somit die allgemeine Wehrpflicht durch die Bedürfnisse des socialen Lebens beschränkt werden müssen, und nicht das sociale Leben durch die Wehrpflicht. Darnach wird sich die Art und Weise der sogenannten Aushebung und die Dienstzeit zu bestimmen haben. Je nothwendiger und bedeutungsvoller ein Beruf für das sociale Leben ist, um so mehr muß er geschont werden; und je weniger er im Stande ist, sich selbst zu schützen und zu erhalten, desto größern Schutzes bedarf er Seitens der öffentlichen Autorität. Daraus ist klar, daß die Berufe der Wissenschaft mit vollem Recht eine Berücksichtigung im Heerwesen beanspruchen, oder genauer gesagt, daß das Volk eine solche Berücksichtigung dieser Berufe beanspruchen muß, wenn es sein wahres Gedeihen nicht aus dem Auge verliert. Thorheit und Grausamkeit gegen sich selber wäre es, wenn die Völker hierin eine Gleichstellung Aller verlangten. Alle müssen dem Vaterlande, dem Ganzen ersprießlich sein; aber es können nicht alle dasselbe thun. Das sind unmittelbar einleuchtende Wahrheiten; sie bilden die Grundlage jedes geordneten socialen Lebens, auch wenn wir vom Christenthum absehen.

Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten über das Verhältniß der öffentlichen Autorität zum Leben der Einzelnen ist es leicht zu sehen, ob irgend welche patriotische Gesinnungen mit der Stellung des Klerus der katholischen Kirche im Widerspruch sind, so daß ein guter Patriot nie diesem Klerus angehören kann. Und wenn ich hier von „Klerus" rede, so verstehe ich beide, den sogenannten Weltklerus und den Ordensklerus.

Digitized by Google

Hier müſſen wir zunächſt auf das zurückkommen, was ich ſchon früher über die Grenzen des Patriotismus beibrachte.

Es iſt kein Zweifel, wie wir der Hilfe Anderer von Kindheit an bedürftig ſind und ſie beanſpruchen, ſo ſind wir auch unſern Mitmenſchen gegenüber zu Hilfeleiſtungen verpflichtet, bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens. Es iſt dieß die ſittliche Seite jenes natürlichen Bandes, das man mit den Worten „der Menſch iſt ein geſelliges Weſen" andeutet, wie es andererſeits der concrete Ausdruck des Naturgeſetzes und ſpäter des Geſetzes der Gnade iſt, daß wir einander lieben ſollen wie uns ſelbſt.

Ein Menſch, der ſich in keiner Weiſe in ſeinem Leben nützlich macht, iſt eine Laſt der Erde, die ſelbſt nichts trägt und nur getragen werden will, ein Hemmniß der freien Cirkulation des Lebens, die er fördern ſollte.

Auch das unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe Pflicht im Allgemeinen ſich nach dem Grad der Beziehungen oder Verpflichtungen richtet, in welchen wir den übrigen Menſchen gegenüber uns befinden. Es iſt alſo kein Zweifel, daß jeder Menſch wie ſeiner Familie und Heimath, ſo auch ſeinem Vaterland, dem Volk ſeiner Heimath und ihrer Geſchichte, bis zu einem gewiſſen Grade zu Hilfeleiſtung und Liebe verpflichtet iſt. Die Familie, die Heimath und die Menſchheit habe ich damals als die drei allgemeinen Begriffe aufgeſtellt, an die ſich unſere Pflichten gegen „den Nächſten" wie drei concentriſche Kreiſe anreihen, in deren Mitte die Liebe zu Gott als erſte und letzte Pflicht liegt.

Aber, wie ich mir ſchon damals zu bemerken erlaubte, ſo muß ich hier beſonders wiederholen, damit iſt nicht geſagt, daß alle Pflichten gegen die Familie allen Pflichten gegen die Heimath oder die Menſchheit vorausgehen. Auch unter dieſen Pflichten gibt es größere und kleinere, weſentliche und acceſſoriſche. Gewiß, unter jeder Beziehung ſteht der Mann an der Seite ſeines Weibes, der Vater zum Schutze ſeiner Familie; nichtsdeſtoweniger laſſen ſich Verhältniſſe denken, wo ſolche Rückſichten ſelbſt zum Opfer fallen müſſen. Sie haben ohne Zweifel neulich in den Blättern jenes erſchütternde Beiſpiel geleſen, das uns eben in dieſer Beziehung ein einfacher Eiſenbahnbedienſteter gab, der beim Herannahen des Zuges, wenn ich nicht irre, eine Weiche zu ſtellen hatte und im ſelben Augenblick ſein Kind auf dem Bahnweg liegen ſah. Hier war die Situation entſetzlich, aber doch nicht zweifelhaft; das Leben des Kindes oder der ganze Zug. Der edle Mann hat das Rechte

Digitized by Google

getroffen, und wie that es uns wohl, daß Gott auch sein Kind schützte, das sich nach dem Wink des Vaters platt auf die Erde legte, so daß der ganze Zug über dasselbe hinsauste, ohne es zu berühren.

Die Verhältnisse dieser Pflichten lassen sich eben überhaupt nur in allgemeinster Allgemeinheit geben; die Wirklichkeit aber gestaltet uns und unsere Beziehungen jederzeit so eigenartig, daß Jeder im speciellen Falle selbst zusehen muß, was für ihn nun geltende Pflicht geworden ist. So viel steht aber eben damit jedenfalls fest, daß der Patriotismus im Allgemeinen Niemanden verpflichtet, seine persönlichen Vortheile, sowie jene seiner Familie zu opfern, um seiner Heimath und seinem Vaterland seine Anhänglichkeit zu beweisen, oder selbst positive, wenn auch nicht unbedeutende Vortheile zuzuwenden. Etwas Anderes ist die Noth, das Bedürfniß.

Wo das Vaterland meiner bedarf, da wird die Verpflichtung der Hilfeleistung mit dem Grad des Bedürfnisses zunehmen.

Reden wir concret, so wird Niemand den Gelehrten zwingen, seine Kenntnisse nur in seinem Vaterland zu verwerthen, ebenso wenig den Künstler, nur in seiner Heimath oder nur für sie zu arbeiten, oder gar den Geschäftsmann, etwa nur in Papieren seines Landes zu speculiren. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jeder Nutzen, wo er immer gestiftet wird, dem Ganzen und somit auch der Heimat zu gute kommt, ja selbst dieses um so mehr, je mächtiger der Nutzen selbst in die Kette von Ursache und Wirkung eingreift. Der Patriotismus also legt dem Einzelnen hier keinen Zwang an, im Gegentheil, er treibt zur wirksamsten Förderung des Ganzen, was eben wieder von der freien Entfaltung der Einzelnen bedingt ist.

Diese allgemein giltigen Normen wenden wir nun auf den Klerus der katholischen Kirche an. Im weitesten Sinn bezeichnen wir damit Jene, die ihre Kräfte unter der einen oder andern Beziehung dem Dienste der Kirche, den Zwecken der Kirche weihen und zu diesem Behufe einen mehr oder weniger ausgedehnten Vertrag mit der Kirche, speciell ihrem sichtbaren Oberhaupte, eingehen, wodurch sie gewisse Pflichten auf sich nehmen und gewisser Rechte theilhaftig werden, mit einem Wort, in ein freigewähltes, genau begrenztes Dienstverhältniß zur Kirche und ihrem Oberhaupte treten.

Da nun die katholische Kirche in allen ihren Zwecken die patriotischste Institution ist, wie ich in meinem letzten Briefe zu zeigen suchte, so ist es absolut nicht einzusehen, wie der Kleriker dieser Kirche noth-

Digitized by Google

wendig ein schlechter Patriot sein soll. Mag sein, daß er selbst durch den Gehorsam gezwungen wird, in fremde Länder zu gehen und dort zu wirken; oder daß er sich in freier Wahl einem vollständig zurückgezogenen Leben der Frömmigkeit hingibt, wie es den sogenannten contemplativen Orden eigen ist: es liegt ja auf der Hand, daß er, wo immer und wie immer er in der Kirche thätig ist, dem Ganzen Vorschub leistet, und so die segensreiche Wirksamkeit der Kirche in der Heimath selber vielleicht selbst besser unterstützt, als wenn er persönlich dort wäre.

Gehen wir nun auf die genannten contemplativen Orden ein wenig näher ein — denn die traurig beschränkte Einseitigkeit unserer materiellen Zeit sieht keinen Nutzen dieser Orden und meint, diese Kräfte seien dem Ganzen verloren. Für sie existirt eben nur Stoff und Kraft, und die Kraft, die sie kennt und in ihre Berechnungen zieht, ist einzig die auf materielle Resultate gerichtete; daß aber die Sittlichkeit ein wenigstens ebenso wichtiger Faktor des Staatswohles ist, und namentlich, daß diese Sittlichkeit ohne Gottesfurcht ein wesenloses Gerede ist, dieses ist leider in maßgebenden Kreisen nur sehr wenig anerkannt. Wenn das aber ohne Widerrede richtig ist, so wird man die Wirksamkeit einer selbst rein contemplativen Genossenschaft auf die umgebende Mitwelt gewiß nicht in Abrede stellen können. Vom übernatürlichen Standpunkt aus bieten sich freilich noch ganz andere Elemente der Wirksamkeit dar, die wir aber hier füglich nicht weiter erwähnen, weil wir auf dem Boden der Gegner stehen bleiben wollen.

Indessen ist noch ein ganz anderer Gesichtspunkt hier in's Auge zu fassen, nämlich jener der persönlichen Freiheit. „Eines schickt sich nicht für Alle," ist Grundregel der Berufswahl. Wenn also Jeder im Allgemeinen hierin seiner Neigung folgen darf, warum gerade Jene nicht, die in sich keine Neigung oder keine Kraft finden, in's wilde Leben der Welt zu treten; die es vorziehen, in stiller Zurückgezogenheit auf ihre Weise der Welt zu nützen, wie sie es können, ohne Ansprüche an sie zu machen? Mit einem Wort, es ist einer der größten Eingriffe in die persönliche Freiheit, die Vortheile des Vereinslebens Jenen zu entziehen, die in einem vollständig tadellosen Bestreben derselben am meisten bedürfen. Denn das triviale Gerede von „Faullenzer-Leben" beruht auf unserer epidemisch gewordenen Gedankenlosigkeit, weil wir sonst doch begreifen würden, daß ein Verein von Faullenzern in wenig Wochen einer Leiche gleich von den eigenen Würmern zerfressen würde.

Digitized by Google

Soll ich wirklich auch noch von der Ehelosigkeit, dem Cölibate, der Jungfräulichkeit reden? Nie empfinde ich die tiefe Gesunkenheit unserer Zeit bitterer, als bei Besprechung dieses Punktes. Es ist dieß der schönste Diamant geweihter Civilisation unseres Geschlechtes; aber wie viele sind, die sich ärgern, daß diese „Kohle" nicht in dem Haushalt der Natur zu Futterkräutern und Thier- und Menschenleben verwerthet wird, und suchen sie deßhalb in die Retorte der Staatsmaschine zu bringen und zu verflüchtigen! Man haßt, man verachtet, man beargwohnt, man bemitleidet Jene, die in freier Wahl auf Freuden verzichten, denen ein Drittel der Menschen aus Nothwendigkeit ferne bleiben muß, während ihnen ein anderes Drittel, um recht hochherzig zu rechnen, bis in's Grab flucht, und das kleine letzte Drittel mit Paulus das Zeugniß gibt, daß sie theuer erkauft werden müssen. Ein wie trauriges Zeugniß stellen wir dadurch uns selbst aus, denn wir sind verzweifelt an der sittlichen Kraft unseres Geschlechtes! Mehr darüber zu sagen ist ebenso unnöthig als unerquicklich. Denn es liegt einerseits auf der Hand, daß dieses die persönlichste Freiheitsfrage ist, die es gibt; daß dadurch dem Vaterland kein Vortheil entzogen wird, im Gegentheil hoher Nutzen gebracht. Und liegt ebenso auf der Hand, daß dieses Alles nur Jene nicht einsehen, die sich der Wahrheit mit Willen verschließen, oder überhaupt unfähig geworden sind, einen höhern Standpunkt einzunehmen, als jenen der animalischen Statistik des Menschengeschlechts.

Kommen wir endlich auf die Forderungen der Kirche in Betreff ihres Klerus, so müssen wir Zweierlei wohl unterscheiden. Ein Theil ihrer dießbezüglichen Forderungen ruht auf verschiedenen Verträgen, Concordaten, die mit ihr geschlossen worden, und sie verlangt, daß man dieselben aufrecht halte oder wenigstens nicht einseitig löse. Wir construiren ja vielfach die Welt, als wären wir erst gestern mit Noe „aus dem Kasten" gekommen. Unsere modernen Staatsmänner beschuldigen uns, daß wir in ihr sogenanntes Staatsrecht unbefugt christliche Anschauungen bringen; wir aber werfen ihnen wohl mit weit größerem Rechte vor, daß sie aus unsern faktisch bestehenden Rechtsverhältnissen die Kirche gewaltsam herausreißen und verdrängen.

Ein anderer Theil der Forderungen der Kirche in Betreff ihres Klerus hat eine gewisse natürliche Berechtigung. Dahin gehört vorzüglich die Exemtion vom Militär. Die Männer der Wissenschaft, ich suchte dieses darzuthun, verdienen und beanspruchen mit Recht eine gewisse Berücksichtigung Seitens der öffentlichen Autorität in Sachen

Digitized by Google

der Wehrpflicht; denn sie sind das wesentliche Element im geordneten Volksleben. Dieß aber gilt vom Klerus in erhöhtem Grade, denn weit mehr als Vermittler des Wissens ist er.

Es ist eigentlich eine entsetzliche Kurzsichtigkeit selbst der Männer des Krieges, wenn sie nur von den Nachtheilen der Exemtion des Priesters vom Kriegsdienst reden und den immensen Nutzen des nothwendig exemten Priesters nicht einsehen. Zunächst ist die Nothwendigkeit der Exemtion handgreiflich, theils wegen der Heranbildung, theils wegen der nothwendig festen Anstellung des Priesters. Der Fall, daß sich angehende Candidaten des Priesterstandes so an der Militärpflicht vorbeidrücken können, hat nur für Jene Geltung, die nachher nicht Priester werden wollen. Für diese läßt sich aber ohne Mühe Vorsorge treffen. Um nun von der Militärseelsorge und dem Krankendienst im Krieg nicht zu reden, so weiß man doch, welche Bedeutung die zurückbleibende Menge eines kriegführenden Volkes hat, um von ihren Rechten gar nicht zu reden; und weiß, wenn man nicht aller Menschlichkeit baar ist, welche Macht gerade in solchen Momenten die Religion auf das Gemüth ausübt. Das Problem ist noch nicht gelöst, wer dem Krieg mehr dient, der Verwaltungsbeamte, der Abgaben und Contributionen und Rekruten eintreibt, oder der Priester, der die Gemüther bändigt, tröstet und stärkt. Und nun will man nicht zugeben, daß der exemte Priester überhaupt etwas nützt! Man gibt es eben nicht zu, weil man haßt. Der Haß ist aber keine Quelle der Wahrheit und noch weit weniger des Rechtes. Kurz, man hat bis zur Stunde keinen halbwegs beweisenden Grund dafür beigebracht, daß der Staat durch die Exemtion der Priester vom Militärdienst Schaden leide, und man wird auch in Zukunft umsonst darnach suchen: die Verhältnisse sind in zu klarem Widerspruch damit.

Was also die Kirche hierin beansprucht, dazu hat sie ein gewisses natürliches Recht, wie sie auch eine natürliche Berechtigung ihrer Existenz und ihrer Lebensthätigkeit hat; dazu ist sie von ihrem göttlichen Stifter in übernatürlicher specieller Weise berechtigt; dazu ist sie durch historische Verträge in den meisten civilisirten Ländern befugt. Das beansprucht endlich, oder sollte wenigstens nicht sie allein beanspruchen, sondern das gesammte geistige Wohl der Völker. Die Kirche ist in dieser taumelnden Zeit die einzige, die klar sieht und ihre Stimme erhebt. Sie klagt, daß man ihr die besten Kräfte entzieht, daß man deren Heranbildung hemmt und so ihre

Digitized by Google

Wirksamkeit unmöglich macht. Aber das gilt ebenso von dem ganzen Gebiet geistiger Entwicklung.

Wer will die Zahl schöner Talente berechnen, die durch die allgemeine Wehrpflicht, wenn sie rücksichtslos durchgeführt wird, dem Vaterlande entzogen und auf elende Bahnen gestoßen werden? Darüber klagt man nicht, weil man die geistigen Güter des Volkes nur als schöne Ornamentik betrachtet, die da und dort glänzen und maskiren sollen. Aber die Zukunft wird die Früchte noch viel bitterer ernten als wir: „Wenn die Väter Schlehen essen, werden den Söhnen die Zähne stumpf."

Lassen Sie mich noch mit einem Worte der eben wieder stark besprochenen Klostergesetze gedenken, wo die Kirche Forderungen geltend machen soll, die mit dem Staatsrechte in Collision kommen.

Hier müssen wir des Vereinswesens gedenken. Von der Bedeutung desselben und seiner natürlichen Berechtigung rede ich nicht weiter, sie sind anerkannte Thatsachen. Was uns beschäftigt, ist die Frage, was die öffentliche Autorität hierin für Pflichten hat. Daß sie die Grundpflicht hat, dasselbe im Allgemeinen zu beschützen, zu fördern, liegt in ihrer dargelegten Natur. Der Grad dieses Schutzes mißt sich nach der Bedeutung des Vereinszweckes für das Ganze. In diesem Schutze der Vereine ist nun allerdings eine gewisse Kenntnißnahme und Aufsicht des Bestandes derselben enthalten. Allein dieselbe darf doch in keiner Weise das Vereins-Leben selbst gefährden oder beeinträchtigen, es sei denn, daß der Verein irgend welche schlechte Tendenz verfolgt oder in seiner Thätigkeit die Rechte Einzelner verletzt oder bedroht.

Es kommt hier ein fundamentales Recht des Einzelnen der Autorität gegenüber in Betracht, nämlich jenes des Vertrauens auf seine Rechtlichkeit. Nemo supponitur malus, die Unsittlichkeit und Schlechtigkeit muß mehr oder weniger bewiesen sein, erst dann darf die Autorität dem Einzelnen mißtrauen. Wohin kommen wir sonst mit den Rechten der Familien? Auch dort sind Rechtsverletzungen möglich. Aber die öffentliche Autorität hat doch erst dann das Recht, eine Familie ihrer positiven Aufsicht und Überwachung zu unterstellen, wenn sie solide Gründe hat, den Gliedern dieser Familie ihr Vertrauen zu entziehen. Das Vertrauen ist daher offenbar eines der fundamentalsten Rechte des Einzelnen der Autorität gegenüber. Eben dieß findet seine Anwendung auf das Vereinsleben. Erst dann hat die Autorität das Recht, einen Verein, dessen Zwecke und Mittel sie kennt, einer positiven Beaufsichtigung zu unterstellen, wenn die Glieder des

Digitized by Google

Vereins sich des Vertrauens Seitens der Autorität unwürdig gemacht haben.

In jedem andern Falle ist eine solche Beaufsichtigung unberechtigt und ein Hemmniß des Vereinslebens, das seine um so schlimmeren Folgen tragen wird, je wichtiger der Vereinszweck für das Ganze ist.

Wenden wir das auf religiöse Vereine und speciell auf katholische Orden an, so hätte eigentlich die öffentliche Autorität die größtmögliche Garantie von Seiten der Kirche, daß sie nichts Unsittliches sanktionire, billige oder dulde. Dieses Vertrauen veranlaßte die christlichen Staaten früherer Jahrhunderte, die kirchlichen Orden ganz der Obhut der Kirche zu überlassen. Heute hat man, wie man sagt, dieses Vertrauen verloren, und die sogenannte Staatsgewalt will dieses Aufsichtsrecht wieder selbst üben.

Dagegen erwiedert die Kirche Zweierlei: Erstens protestirt sie gegen dieses Entziehen des Vertrauens, protestirt gegen das öffentliche Mißtrauensvotum, das die Machthaber durch diese Handlungsweise gegen sie ablegen. Sie hat es nicht verdient, hat dazu keine Veranlassung gegeben. An diesen Protest müssen sich alle Katholiken natürlich anschließen und müssen sich vor Allem alle Ordensleute anschließen, denn sie trifft dieses Mißtrauen Seitens der Staatsgewalt ebenso und noch persönlicher. Zweitens aber erklärt die Kirche, daß wenn ein Volk ein solches Mißtrauen gegen sie gefaßt hat und übt, sie nicht mehr im Stande ist, bei ihm und in seinen Grenzen diese zarten und heiligen Blüthen ihres Lebens zu entfalten. Klöster und Orden mit solcher staatlichen Aufsicht, preisgegeben den Chikanen und Intriguen einer ihnen von Haus aus mißtrauenden und übelwollenden Überwachung, sind nicht mehr das, was sie nach den Absichten der Kirche sein sollen und wollen; folglich wird ihnen die Kirche ihre Approbation entziehen. Man wird wohl zugeben müssen, daß die Kirche hierin vollständig richtig urtheilt und handelt und daß das Unrecht nicht in ihren Forderungen liegt.

So glaube ich denn im Allgemeinen auch in Betreff der Forderungen, welche die Kirche für ihren Klerus an die Staatsgewalten stellt, mit Zuversicht sagen zu können: sie sind vollständig berechtigt und gefährden das Staatsrecht in keiner Weise.

Damit habe ich aber die Aufgabe gelöst, die ich mir in diesem Briefe stellte; der gesammte Klerus der katholischen Kirche steht in keiner

Digitized by Google

Weise in irgend welchem Widerspruch mit wahrem und ächtem Patriotismus. Es wäre leicht, einige Bilder ächten Patriotismus aus dem Klerus vorzuführen, wenn es die Zeit erlaubte. Anfangend mit einer Reihe von Männern erster Größe, die als Päpste und Cardinäle die Kirche schmückten, finden sich im höhern und niedern Klerus aller Jahrhunderte Männer, denen so viele hochgefeierte Patrioten unserer Tage an Klarheit und Opfersinn nicht das Wasser zu reichen vermöchten. Als Hintergrund böten sich die Ordenshäuser nicht übel dar, die jedenfalls malerischer und inhaltsreicher das gesammte Bild abschlössen als unsere Kasernen und Schulen. Wollte ich dann einer boshaften Laune folgen, so setzte ich einen Vers aus Sarbiewsky dem Jesuiten darunter, mit der Approbation des Ordensgenerals.

Aber Spaß bei Seite, da fällt mir eben bei, daß ich über den Patriotismus der Jesuiten noch nichts gesagt habe; und wir sind ja die verschrieensten Feinde des Vaterlandes. Indessen Sie wissen, was ich von all' den Anschuldigungen unseres Ordens denke; sie sind unvernünftige Übertreibungen und Verallgemeinerungen menschlicher Schwächen, einer öffentlichen und kirchlichen Genossenschaft zur Grundlage gegeben. Das ist eine Geschichte, deren innere Unmöglichkeit jeder Besonnene durchschaut; für Unbesonnene aber möchte ich die Zeit nicht verlieren.

Lassen wir es also dabei bewenden, und üben wir großmüthig unsern Patriotismus an denen, die in der unheilvollen Verblendung ihres Herzens uns unpatriotischer Tendenzen beschuldigen, weil wir nicht mit ihnen am sichern Verderben des Vaterlandes arbeiten.

H. J. v. Fugger S. J.

Der hl. Cyprian und die „Altkatholiken" seiner Zeit[1].

(Schluß.)

Wir haben noch zu sehen, welche Beweise Reinkens für seine Behauptung vorbringt, daß nach Cyprian Petrus nicht das Prinzip der

[1] Vgl. oben 262 ff. — S. 268, Z. 23 v. o. wolle man lesen: „jene an sich untheilbare oberste Gewalt" anstatt „unscheinbare oberste Gewalt".

Digitized by Google

Einheit für die Gesammtkirche, sondern bloß ein Symbol für die Einheit der Einzelkirche sei und daß nach dem afrikanischen Lehrer die Kirche sich in einen losen Verein völlig unabhängiger Felsenmänner auflöse.

„Wollen wir von Carthago's großem Bischof lernen — also belehrt uns der hochwissenschaftliche ehemalige Breslauer Professor — so bleibt nur folgendes Verständniß möglich. Nicht das Centrum und noch weniger das Prinzip der Einheit ist Petrus für Cyprian, sondern das Symbol für die Lehre Christi, daß die Einzelkirche in sich Eines sei und diese Einheit durch ihren Einen legitim gewählten Bischof zur Anschauung bringen soll.“

Die ganze Stelle (de unitate n. 4) „zielt auf den Beweis ab, daß Christus die Einheit als zum Wesen der Kirche gehörend gelehrt und durch die an Petrus gerichteten Worte diese Lehre anschaulich gemacht habe.“ (A. a. O. S. 97.)

Diese Umdeutung ist weder formell noch materiell zulässig.

Nicht materiell, denn sie widerstrebt dem Sinne der Hauptstelle, wie er aus der Stelle selber, aus dem Zusammenhange, aus dem Zwecke des Verfassers erhellt.

Was sagt die Stelle selber? Christus hat dem numerisch Einen Petrus die oberste Gewalt vor Allen in seiner Kirche übertragen; oder hat ihn zum Ursprung der Einheit in dieser gemacht, um zu zeigen, daß diese Einheit das Grundgesetz seiner Kirche sein solle. Hätte er gleich Anfangs alle Apostel zu gleichen Theilen mit der obersten Gewalt betraut, also eine numerische Vielheit von Trägern gleich Anfangs eingesetzt, so wäre das Grundgesetz der Einheit nicht offenbar geworden.

Dieses Grundgesetz der Einheit besagt aber, daß nur Eine ungetheilte oberste Gewalt, wie nur Eine ungetheilte Heerde sein soll. Jene Eine oberste Gewalt ist die Quelle der Einheit, die Eine Heerde die Darstellung der Einheit; die Quelle, sofern man sich ihr unterwerfen muß, um in der Einheit zu sein.

Will man also die numerische Einheit des Trägers, die in Petrus zu Tage tritt, Symbol nennen, so ist sie Symbol von nichts Anderem als von der Ungetheiltheit der geistlichen Gewalt, um durch die Gesammtkirche hin, und der nothwendigen Unterwerfung aller Gläubigen unter sie, um in der Kirche zu sein; das Physische also wäre Symbol eines moralischen Prinzips, aber eines ganz allgemeinen, die gesammte Kirche angehenden. Die Einzelkirche ist noch gar nicht in Betracht gezogen.

Digitized by Google

Dasselbe ergibt der Zusammenhang. Wie die Apostel durch ihr einmüthiges Zusammenstimmen im Weiden der Einen Heerde das Grundgesetz der Kirche von der Einheit darstellen, „et grex unus ostenditur, qui ab Apostolis omnibus unanimi consensione pascatur, ut Ecclesia Christi una monstretur," so sollen auch die Bischöfe, ihre Nachfolger, durch Bewahrung insbesondere der Einheit des Glaubens und des Bandes der Liebe, jenes in Petrus offenbar gewordene Grundgesetz der Kirche, die Ungetheiltheit der obersten Gewalt in dieser offenbaren. Denn ob es auch viele Träger sind, das, was sie tragen, ist nur Eines, wie auch seine Wirkung die Einheit des Ganzen ist. Auch hier ist nichts von der Einheit in der Einzelkirche als solcher gesagt; überall ist die Einheit des Ganzen im Gegensatz zu dieser gemeint.

Der Zweck endlich der Hauptstelle ist, gegenüber dem Prinzip der Spaltung, dem Widerstand gegen die von Gott gesetzte geistliche Gewalt, das Prinzip der Einigung, die Unterwerfung unter eben diese Gewalt, als göttliche Vorschrift zu beleuchten. Die ganze Kirche, ganz ohne alle Ausnahme, ist zu dieser Unterwerfung verpflichtet, das Grundgesetz geht Alle an, und es sollte Jemand sich diesem Grundgesetz entziehen wollen? Sollte glauben, daß er den Glauben festhalten könne, obwohl er sich von der Einheit lossagt? In der Kirche sich zu befinden, wenn er der Kirche, d. i. der in ihr geordneten Gewalt widersteht? „Hanc Ecclesiae unitatem qui non tenet, tenere se fidem credit? Qui Ecclesiae renititur et resistit, in Ecclesia se esse confidit?" Nein, wer immer er sei, wo immer er sei, ob zu Carthago oder zu Rom; ob Bekenner oder einfacher Christ; ob Bischof oder Laie, Alle sind an dieses Gesetz gebunden. Also auch der Zweck des hl. Cyprian in der Hauptstelle schließt jede Beschränkung von der Gesammtkirche auf die Einzelkirche aus.

Somit ist die Reinkens'sche Umdeutung der Hauptstelle materiell unzulässig.

Sie ist es aber auch formell. Er muß den Worten des heiligen Lehrers förmlich Gewalt anthun, um seinen Sinn zu erlangen.

Die Worte: Loquitur Dominus ad Petrum, es spricht der Herr u. s. w., sollen ein Gesetz, wie das unmittelbar Vorhergehende beweist,[1] einen auctoritativen Akt, nicht eine bloße Lehre ausdrücken. In der

[1] Siehe die Auszüge aus der Schrift und dem Begleitschreiben in der ersten Abhandlung.

Digitized by Google

That, seit wann wäre es auch erlaubt: „Super unum aedificavit," „auctoritate sua disposuit," mit „Lehren" zu übersetzen? „Origo unitatis" ferner heißt realer Ursprung der Einheit. Der Ausdruck wird später (n. 6) mit Nachdruck wiederholt. Es ist eine Erklärung vom Fundamente. Wie dieses das Haus zusammenhält, so Petrus durch den Besitz der obersten Gewalt die Kirche. Es geht abermals nicht an, dafür „Symbol" der Einheit zu substituiren, oder gar von einer bloß „idealen", also auch noch verborgen bleibenden, Einheit zu fabeln.

Reinkens weiß überhaupt gar nichts mit diesem „Ursprung der Einheit" anzufangen; wie wir sehen werden, sucht er sich schließlich mit Wegschaffung des Ausdruckes zu helfen. Wie könnte Petrus ein sichtbarer Beweis für das Grundgesetz der Einheit in der Kirche, für die Untheilbarkeit der obersten Gewalt und die allgemeine Pflicht der Unterwerfung sein, wenn er nicht als Träger der obersten Gewalt in der Gesammtkirche von Christus bestellt wäre? — Cyprian will endlich zeigen, daß die Vielheit der Apostel am Grundgesetze der Einheit nichts ändere, weil auch sie nur Eine Heerde weiden durch Übereinstimmung in ihrer Hirtensorge (n. 4); wie hätte er nöthig gehabt, auf den hievon abgeleiteten Einwurf überhaupt einzugehen, wenn in Petrus nur die Einheit der Einzelkirche symbolisirt wäre? — Die Art sodann, wie Cyprian die Pflicht der Bischöfe beschreibt: „diese" Einheit[1], die im Vorangehenden beschrieben ist, d. i. die auf Petrus gegründete, „festzuhalten, um ihre Gewalt als ungetheilt zu erproben," verlöre allen Sinn, wenn Cyprian nicht unter jener Einheit das Grundgesetz der Gesammtkirche verstanden hätte.

Eben dasselbe gilt von dem unmittelbar folgenden herrlichen Bilde von dem Einen Lichtkörper neben vielen Strahlen u. s. w. Es wird offenbar die Einheit des Ganzen den einzelnen Theilen der Heerde, die Gesammtkirche den Lokalkirchen gegenüber gestellt. Es erweckt darum ganz eigene Gedanken, warum wohl Reinkens für nöthig gefunden haben mag, diese Erläuterungen der Hauptstelle abzusondern, um sie an Orten unterzubringen, wo er ihnen einen frembartigen Sinn unterschieben konnte. Dieses Kunststück scheint seine große Verlegenheit zu verrathen, den klaren Sinn unserer Hauptstelle zu seiner Meinung zu deuten. Diese Verlegenheit ist jedenfalls in dem Beweisversuchen ersichtlich.

---

[1] „Quam unitatem", fährt Cyprian (n. 5) fort: „firmiter tenere debemus maxime episcopi ... ut episcopatum quoque unum ac indivisum probemus."

Digitized by Google

Lassen wir uns die Mühe nicht verdrießen, dieselben im Einzelnen vorzunehmen, obgleich eine so klar zu Tage tretende wissenschaftliche Unehrlichkeit ein Eingehen auf die vorgebrachten Schwierigkeiten kaum noch als angebracht erscheinen läßt.

„Es ist klar," sagt Reinkens, „daß Cyprian mit aller Bestimmtheit die Bedeutung des Apostels Petrus für die Erkenntniß der Einheit zu begrenzen sich bemüht. Das thut er in zweifacher Weise. Erstens weist er auf das Entschiedenste die Vorstellung ab, als ob Petrus eine Beziehung zur Einheit der Kirche habe durch einen Vorrang der Würde oder der Rechtsgewalt vor den übrigen Aposteln."

Gesetzt, es wäre so, dann gibt Reinkens eben hiemit zu, daß Cyprian an der Hauptstelle nicht von der Einheit der Einzelkirche, sondern der Gesammtkirche handelt; denn nur in dieser kann vom Vorrang des Einen oder der Gleichheit Mehrerer in der obersten Gewalt die Rede sein. Ist dieses, wie kann Cyprian den Petrus als Symbol der Einheit in der Einzelkirche auffassen? Reinkens vergißt mit andern Worten im Beweise — so stark ist die Natur der Wahrheit — die Dichtung, die er beweisen wollte. Sodann, wo ist von einer Beschränkung der Bedeutung des Petrus für die Erkenntniß der Einheit auch nur eine Andeutung? Wenn ich sagen würde: obwohl es viele Organe der öffentlichen Gewalt gibt, so zeigt doch die Person des Königs deren Einheit — so würde ich doch offenbar das Letztere nicht „begrenzen" durch das Erstere, sondern vielmehr eine solche Begrenzung ablehnen. Ganz so begegnet der hl. Cyprian einer möglichen Einrede gegen seinen Schluß aus der numerischen Einheit des Trägers auf die Einheit der obersten Gewalt. Obwohl nachher viele Träger derselben obersten Gewalt von Christus aufgestellt worden sind, bleibt es dabei, daß die numerische Einheit dieser Gewalt in ihrem Träger Petrus die Einheit derselben in sich selber offenbart; denn das Eine schließt das Andere nicht aus, das Eine begrenzt, das Andere nicht. Das heißt aber, Cyprian weist Jene zurück, welche die Bedeutung des Petrus für die Erkenntniß der Einheit „begrenzen" wollen; er thut also das Gegentheil von dem, was ihm Reinkens unterschiebt, und dieser hätte sich durch ein wenig Logik vor schwerem Mißgeschick bewahren können.

Ein anderer Beweis: „Keiner der Apostel leitet von Petrus, als dem angeblichen Quell der kirchlichen Gewalt, seine Ehre und Macht her; sie alle besitzen das ungetheilte Erbe (consortium) in gleicher Weise ganz und unmittelbar von Christus."

Digitized by Google

Den Vordersatz geben wir zu; aber die Folgerung geht weit über ihn hinaus. Denn aus jenem folgt nur, daß die Apostel ihre Gewalt unmittelbar von Christus herleiten, nicht aber daß sie „ein ungetheiltes Erbe“ besitzen, oder die „ganze“ Gewalt gleich Petrus, der die Schafe und die Lämmer, also auch die Hirten, leitet, von Christus empfangen haben. Seit wann heißt consortium ungetheiltes Erbe? Sollen auch die Lexica nach dem 18. Juli 1870 reformirt werden, gleich den Handbüchern der Logik? Und was hat das Ganze mit Cyprian zu schaffen? Was hilft das Räsonnement, gesetzt, es würde an sich schließend sein, für unsere Frage, wenn es sich nicht bei Cyprian, sondern bloß bei Reinkens findet?

„Zweitens aber beschränkt der hl. Cyprian die Bedeutung des Petrus für die Einheit der Kirche durch den Hinweis auf die Lehre des Apostels Paulus, indem er hervorhebt, daß die Einheit ein „„Geheimniß““, also in ihrem Wesen etwas Innerliches sei, was demnach durch Petrus nicht bestimmt werden kann. In der paulinischen Darstellung der wesentlichen Offenbarung der Einheit fehlt Petrus; das ist genug. Die Bedeutung des Petrus hat folglich nach der Auffassung Cyprians mit dem Prinzip und Wesen der Kircheneinheit nichts zu thun.“ (S. 9.)

Man sieht hier, wie es mit Petrus abwärts geht bei dem „altkatholischen“ Cyprian. Zuerst wird er zum Symbol der Einheit in der Einzelkirche verdünnt, dann im Sacrament der Einheit völlig gasförmig, um zuletzt ganz und gar zu verduften. Der arme Petrus! Lassen wir ihn für einen Augenblick in der „altkatholischen“ Retorte und sehen wir auch hier, wie schwach das Gedächtniß von Reinkens ist; die Einheit, von welcher der Apostel Paulus redet, kann nur die Einheit der Gesammtkirche sein[1]; hat also dieser Apostel nach Cyprian den hl. Petrus eliminirt aus der Einheit, oder unsichtbar gemacht, so hat Cyprian den hl. Petrus nicht zur Ideaeinheit, sondern zur Gesammteinheit in Beziehung gesetzt. Also beweist auch hier Reinkens das gerade Gegentheil von dem, was er sich zu beweisen vorgenommen. Und nun der Beweis selber! Die Einheit der Kirche ist ein Sacrament, also etwas Innerliches, also hat Petrus nichts damit zu schaffen. Das ist ungefähr ebenso gut geschlossen, als wenn ich sagen würde: die Jurisdictionsgewalt ist ein Begriff, der Begriff ist etwas

[1] „Quando et beatus Apostolus hoc idem doceat et sacramentum unitatis ostendat dicens: Unum corpus“ etc. De unitate n. 4.

Digitized by Google

Unsichtbares, also hat Professor Reinkens nichts damit zu schaffen. Zufällig könnte ein solcher Schluß allerdings bei einem richtigen Ergebnisse anlangen, aber sicher nicht durch die Kraft, die ihm selber innewohnt. Es fehlt offenbar an zwei Punkten. Das Sacrament (Mysterium) hat zwar eine Seite, wornach es unsichtbar ist, aber deßhalb ist es dieses nicht seinem ganzen Wesen nach; sonst könnte z. B. die Verbindung Christi mit der Kirche, worauf Cyprian an andern Orten anspielt[1], so wenig als die Ehe ein Sacrament genannt werden, vom Katechismus ganz abzusehen, der von einem sichtbaren Zeichen neben der unsichtbaren Gnade spricht. Zweitens kann ein sichtbares Wesen sehr wohl etwas Unsichtbares bestimmen, einen Begriff z. B. durch logisches Denken, die Wandlung in der Eucharistie, die Übertragung von Vollmachten durch die Übung geistlicher Vermögen. Um aber der Sache selber näher zu treten, so ist der ganze Beweis ein glänzendes Zeugniß, wie wenig Reinkens den Sinn des hl. Cyprian erfaßt hat. Christus offenbart das Geheimniß der Einheit durch die Gewaltübertragung an Petrus. Wie soll das Erste das Zweite „begrenzen“? Wenn die Einheit unsichtbar ist, solange sie im Rathschlusse Christi sich befindet, oder überhaupt sofern sie in Gott wurzelt, wie könnte das die Manifestation, die Christus beschlossen hat, „begrenzen“ oder beeinträchtigen? Christus ist die höchste Quelle der Einheit, warum kann es nicht auch Petrus sein, wenn Christus es so haben will?

Das Beste sei indeß auf's Letzte aufgespart. Reinkens konnte nicht umhin, sich gegen seine ganze „Symbol“- und „Begrenzungstheorie“, wodurch der heilige Petrus verflüchtigt werden mußte, wenn Cyprian als ein richtiger „Altkatholik“ erfunden werden sollte, selber die Einwendung zu erheben: Aber die Worte von Cyprian können doch auch durch die gediegenste Texteskritik nicht umgeschaffen werden: „unitatis ejusdem **originem** ab uno incipientem sua auctoritate disposuit.“ Ist Petrus nach Cyprian „Ursprung“ der Kircheneinheit, so ist er auch ihr Prinzip, Centrum und Mittelpunkt, oder er besitzt die Gewalt in der Fülle, oder wie die Schlagwörter der Ultramontanen sonst noch heißen mögen. Wie ist da zu helfen? Reinkens weiß auch hier Rath zu schaffen. „Wollte Jemand die Phrase: „„Ursprung der Einheit von Einem““ pressen und dahin ausdeuten, daß er darin fände,

[1] Ep. 49 ad Cornelium, Migne, t. 3, c. 727 ad Ephes. 5, 31, „cum Apostolus Christi atque Ecclesiae unitatem individuis nexibus cohaerentem . . . testetur.“

Digitized by

Petrus sei der Quell der Einheit, aus ihm fließe sie, wie aus ihrer Ursache, so würde er, selbst wenn er den Sinn der origo aus dem Prädikate incipiens (anfangend) nicht zu erkennen vermöchte, dadurch alsbald zu besserem Verständnisse kommen müssen, daß Cyprian in dem folgenden Satze dafür, im Ausdrucke wechselnd, sagt: „„der Anfang geht von der numerischen Einheit aus““, was nur heißen kann: die Kirche beginnt auf Einem Punkte als Eine, nicht in einer gespaltenen Gemeinde . . . Die Aeußerung, Christus habe angeordnet, daß die Kirche als Eine von Einem beginne, bezieht sich also gar nicht auf die Ursache der Einheit — nicht auf Prinzip und Wesen derselben. Kurz: origo (Ursprung) ist durch exordium (Anfang) zu erklären, d. h. von der Zeit, nicht von der Ursache!“ (A. a. O. S. 9 f.) Wir haben hier ein zweites Beispiel der Reinkens'schen Verflüchtigungsmethode. Über das Sachliche ist oben das Nöthige bemerkt. Wir halten uns an die Form. „Originem unitatis ab uno incipientem“, wird also zuerst gleichgesetzt dem „exordium proficiscens ab uno“. Allein dort ist der Genitiv, der das Subjekt ausdrückt, „unitatis“, ein anderer, als hier, wo Ecclesiae allein paßt; ferner ist der zweite Satz nur die Entwicklung eines Satzgliedes des ersten, des: „incipientem ab uno“. Der Theil kann aber dem Ganzen nicht gleichgesetzt werden. Ein Beiwort bestimmt endlich wohl den Sinn des Hauptwortes näher, nicht aber gibt es diesen Sinn zu erkennen, oder drückt es denselben aus, so daß es erlaubt wäre, dieses Beiwort zum Hauptwort avanciren und seinen unbequemen Begleiter durch einen geschickten Handstreich unversehens beseitigen zu lassen. Alle diese Verstöße gegen die Logik der Sprache mußte Reinkens sich gestatten, um bei dem erwünschten Resultate anzulangen, daß die zwei Sätze: „Christus hat angeordnet, daß der Ursprung der Einheit von Einem beginne,“ und: „Christus hat angeordnet, daß die Kirche als Eine von Einem beginne,“ dasselbe besagen. Ist diese Manipulation als eigentlich wissenschaftliche Interpretationsprobe nur zu bewundern, so ist auch klar bewiesen, daß in dem Satze: „Christus hat angeordnet, daß der Ursprung der Einheit von Einem beginne,“ nicht von Ursache, sondern nur von Zeit die Rede sei. Man übe sich in diesen neuen hermeneutischen Regeln fleißig und man wird bald ihre Fruchtbarkeit verspüren. Alle möglichen Mißliebigkeiten lassen sich mit dieser Methode beseitigen.

Ein Beispiel mag dieses noch beleuchten, bevor wir von den Beweisen von Reinkens bezüglich des römischen Primates Abschied nehmen.

Digitized by Google

Die Regierung, soll ein historischer Schriftsteller behaupten, hat die Priester und Professoren X. Y. Z. dafür gewonnen, einen offenen Verrath gegen ihre Kirche zu üben. Ein hartes Urtheil! Wie läßt sich die Ecke schleifen? Nichts einfacher. Das Beiwort drückt den Sinn des Hauptwortes aus, folglich ist das unbequeme Hauptwort überflüssig. Ich sage also: die Regierung hat die Priester X. Y. Z. gewonnen, Offenheit gegen ihre Kirche zu üben. So ist geholfen. Fiat applicatio!

Doch was nützt alles Manipuliren, wenn der hl. Cyprian an anderen Stellen dasselbe mit anderen Worten sagt, daß Christus in Petrus „den Ursprung der Einheit in der Kirche begründet" habe?[1]

Reinkens weiß sehr wohl, warum er die Bedeutung des heiligen Petrus für die Einheit der Gesammtkirche abzuschwächen, womöglich zu beseitigen sucht. Ist nach Cyprian der heilige Petrus wirklich die Ursache, das Princip, die Quelle der Einheit in der Gesammtkirche, so besitzt Petrus in der Gesammtkirche die höchste Gewalt in ihrer Einheit, das heißt eben den Primat im Sinne des Vaticanischen Concils. Nun aber ist die Einheit nach dem hl. Cyprian ein bleibendes Element in der Kirche, unzerstörbar, weil von Christus in ihr angeordnet, also ist es auch der Primat. Was aber das Schlimmste ist, wie Reinkens selber in einem unbewachten Augenblick zugibt, es richtet sich die Stellung der römischen Kirche oder des Stuhles Petri, welcher in Rom stehen geblieben ist, ganz nach der Bedeutung des hl. Petrus, oder was dieser ist für die Gesammtkirche, das sind auch seine Nachfolger. „Die Bedeutung" (der römischen Kirche für die Einheit der Kirche) „darf nicht höher gefaßt werden, als die des Petrus für die Einheit der Kirche" (S. 26), was wir zum erstenmale unbedenklich unterschreiben sammt dem darin enthaltenen Zugeständniß, daß man der römischen Kirche dieselbe Bedeutung einräumen muß, wie dem hl. Petrus. Wenn sodann Reinkens fortfährt: „also: die römische Kirche ist zum Typus geworden für die Einheit aller Kirchen", so übersetzen wir dieses nach dem Vorausgeschickten aus dem Neuprotestantischen in folgendes Deutsch: Also, da Petrus nicht bloß Typus oder Symbol der Einheit der Gesammtkirche ist, sondern Ursache, d. h. Ursprung, Princip, Mittelpunkt der Einheit in der Gesammtkirche oder Träger der Gewaltfülle, so sind dieses auch seine Nachfolger. Damit stimmt denn auf's Beste überein, daß das entscheidende Prädikat: „Ursache der sacerdotalen Einheit" in der Kirche,

[1] Ep. 73, n. 7. Migne, t. 3, c. 1114, cf. Ep. 71. Migne, t. 4, c. 410.

Digitized by Google

oder der höchsten geistlichen Gewalt, an welcher die Sacerdotes participiren, wirklich der römischen Kirche von Cyprian beigelegt wird und dieses an derselben Stelle, wo sie „Hauptkirche" („Ecclesia principalis"), Stuhl Petri („Cathedra Petri") genannt ist, ja ihr sogar die wesentliche Wirkung des besonderen göttlichen Beistandes, nicht abzuirren vom rechten Glauben, oder was wir heute Unfehlbarkeit nennen, zugeschrieben wird [1]. So innig harmonirt Cyprian mit dem Vaticanischen Concil! –

6. Das göttliche Recht des Episcopates.

Der Widerspruch zwischen den Neuprotestanten und dem hl. Cyprian tritt wohl nirgends so grell hervor, als an der Stelle, an welcher wir die nächste providentielle Aufgabe des heiligen Lehrers zu finden glaubten: dem göttlichen Rechte des Episcopates gegenüber. Reinkens läßt denn auch an einigen Stellen seinem Gefühle freien Lauf, daß die Anschauungen über die Bedeutung des Episcopates andere sind beim hl. Cyprian. Abgesehen von einer durch die Zeilen blickenden stillen Theilnahme für die Schismatiker von Carthago, stößt er sich offen an dem Brennpunkte der cyprianischen Lehre von der Einheit, daß der rechtmäßige Bischof das Bindeglied zwischen dem Einzelnen und der Kirche Christi sei; sowie daß der katholische Bischof für seine Regierung (nicht dem Volke, sondern) Gott verantwortlich sei. Er findet [2] in diesen Lehren die Quelle eines unerträglichen Despotismus.

Nun ist freilich diese Lehre des hl. Cyprian wesentlich dadurch zu mildern, daß der Einzelbischof bei ihm an einer allgemeinen, ungetheilten, in sich einigen, im Primate für die ganze Kirche concentrirten Gewalt participirt, daß also die monarchische Regierungsform in der Diöcese sehr markirte Schranken, wie an den Grundsätzen des Glaubens, so an den über der Diöcese stehenden allgemeinen Kirchengesetzen und an der Primatialgewalt des römischen Bischofs hat. Ebenso ist nach dem

---

[1] Postista adhuc insuper pseudoepiscopo sibi constituto, navigare audent et ad Petri Cathedram atque ad Ecclesiam principalem, unde unitas sacerdotalis exorta est, a schismaticis et profanis litteras ferre, nec cogitare eos esse Romanos, quorum fides Apostolo praedicante laudata est, ad quos perfidia non possit habere accessum." Ep. 55, n. 14. Migne, t. 3, c. 818 sqq.

[2] „Die zwei Gedanken: der Bischof ist der Gemeinde in dieser ganz bestimmten an sich zufälligen Person vorgesetzt, und zweitens: derselbe ist deßhalb für alle seine Akte nur Gott verantwortlich, der sein einziger Richter ist, schließen den rücksichtslosesten Despotismus ein." S. 16. Vgl. die vorgesteckte Opposition gegen die cyprianische Strenge dem Schisma gegenüber, S. 60.

Digitized by Google

hl. Cyprian, wie bereits auseinandergesetzt ist, der einzelne Bischof keineswegs aller menschlichen Verantwortung überhoben oder mit einer unbeschränkten Selbständigkeit ausgerüstet. Er steht schon unter der Metropolitangewalt. Allein der Stachel, den Reinkens herausfühlt, ist wirklich in der Theorie Cyprians vorhanden; er liegt in der göttlichen Einsetzung des Episcopates, die ihn über die „Einzelgemeinde" stellt. Diese Theorie aber ist keineswegs in egoistischem Interesse den Schismatikern gegenüber „ersonnen", wie Reinkens (a. a. O.) glauben machen will, sondern sie ruht auf klaren Stellen der heiligen Schrift und den Zeugnissen der Erblehre, die durch das präsente Leben der Kirche bestätigt waren.

Nach alledem muß man sich billig wundern, wie Reinkens es wagen kann, für seine demokratisch-protestantischen Ideen, oder die durch Übertragung constitutioneller Formen auf die Kirche verhüllte Läugnung des göttlichen Rechtes des Episcopates, den hl. Cyprian auf seine Seite ziehen zu wollen. Nach Reinkens ist dem Cyprian „die Gemeinde die Kirche", und im Gegensatze zum Bischofe, des Bischofs „Mutter" (S. 18); oder wie er sich auch sonst ausdrückt: Cyprian lehrt unzweideutig, „daß die Laien eigentlich die Kirche seien, das gläubige Volk" (S. 16); der Bischof ist „nicht die Ursache, sondern die Erscheinung der Einheit" in der Kirche (S. 22); die Einheit kommt zu Stande nicht durch Unterwerfung von Verstand und Willen im Anschlusse an den Bischof: „Bischof, Klerus und Volk sind nicht durch ein äußerliches Verhältniß, etwa durch Befehl und Gehorsam Eins, sondern durch innere Uebereinstimmung" (ebendaselbst).

Daher soll Cyprian nichts wissen von Unterwerfung unter die geistliche Gewalt, oder wie Reinkens sich auszudrücken beliebt, „weder vom Opfer des Willens, noch vom Opfer des Verstandes, welches die Gläubigen der Hierarchie zu bringen hätten." „Der Verwesungsgeruch einer erstorbenen Vernunft und eines „„Cadavergehorsams"", wie ihn die heutige Hierarchie von dem christlichen Volke unter Androhung der Excommunication fordert, würde ihn mit Entsetzen erfüllt haben." (S. 17. 18.) „Er lehrt eine priesterliche Auctorität und Gewalt, aber nur in Verbindung mit der unvergänglichen Majestät des zur Kirche geeinten gläubigen Volkes." Diese Majestät sei nach ihm „unveräußerlich". (Ebendas.) Übereinstimmend hiemit legt der Reinkens'sche Cyprian „den Schwerpunkt der Bischofswahl in das Volk" (S. 11. S. 51: Volk und Klerus). „Dasselbe Gewicht, welches heut-

Digitized by

zutage die Infallibiliſten der Stimme des Biſchofs von Rom beilegen, gab Cyprian bei ſolcher Wahl der Volksſtimme." (S. 13.) „Die Lehre des hl. Cyprian beſteht darin, daß es keinen rechtmäßigen Biſchof geben könne, der nicht frei durch dasjenige Volk und denjenigen Klerus, dem er Biſchof ſein ſollte, gewählt ſei." (Ausſchreiben vom 14. December 1873.)

Säubert man dieſe Sätze von ihren ungerechten und leidenſchaftlichen Ausbrüchen gegen die katholiſche Lehre, ſo kann man im Weſentlichen auch hier das Gegentheil von Allem, was dem hl. Cyprian unterſtellt wird, als die wirkliche Lehre desſelben mit Leichtigkeit nachweiſen. Von einem „Cadavergehorſam" gegen den Epiſcopat wußte er freilich ſo wenig als die heutigen unterrichteten Kenner der katholiſchen Lehre; aber in dem Gehorſam ſah er das weſentliche Bindeglied zwiſchen den Gläubigen und der Kirche Jeſu Chriſti, die den Heilsweg beſitzt, im Ungehorſam die Wurzel des Verderbens. Dieſer Gehorſam iſt ihm freilich kein Götzenopfer, für Menſchen, für die „Hierarchie" [1], ſo wenig, als heute ein Katholik dieſes annimmt, er iſt ihm ein Mittel der Lebensgemeinſchaft mit Gott ſelber; denn der Gehorſam iſt ihm die Erfüllung eines göttlichen Gebotes. Der letzte Grund hievon iſt der göttliche Urſprung der prieſterlichen Auctorität, wie ihr auch göttliche Sanction ſchützend zur Seite ſteht, ſo daß die Rebellen gegen die geiſtliche Gewalt vor Chriſtus als Rebellen gegen ihn ſelber und die göttliche Majeſtät behandelt werden. Daß er die Excommunication als eine Abtrennung von Chriſtus anſieht, geht aus zahlreichen Stellen hervor. Es iſt wahr, daß Cyprian es ſich zum Grundſatz gemacht hatte, bei wichtigen Anliegen Klerus und Volk zur Berathung heranzuziehen; nirgends aber leſen wir, daß er ihnen mehr als eine berathende Stimme eingeräumt hätte, oder daß er ſich als Diener des Volkes, einer „unveräußerlichen Majeſtät", als Vollſtrecker eines ſouveränen Volkswillens, wie Reinkens glauben machen will, angeſehen hätte. Sein ausführlicher geſchildertes Verfahren den Gefallenen und Schismatikern gegenüber iſt ganz das Vorgehen eines katholiſchen Biſchofs, der eine ihm von Gott anvertraute Gewalt vertheidigt und ſich des göttlichen Schutzes getröſtet. Wir leſen allerdings manche Ausdrücke der Hochachtung und Verehrung gegen das gläubige und treu zu ihm ſtehende Volk; aber weder bei ihm noch Seitens des katholiſchen Volkes finden ſich Anſprüche, wie ſie Reinkens,

[1] Die Belegſtellen ſehe man in der erſten Abhandlung.

Digitized by Google

ohne Mandat übrigens von Seite der Katholiken, geltend machen möchte. Nur aus den Reihen der Aufwiegler gegen die bischöfliche Auctorität und der von ihnen Verführten, von den excommunicirten Gefallenen, vernehmen wir verwandte Stimmen. Es sind Jene, welche sich die Kirchengemeinschaft als ihr Recht durch Gewalt erpressen wollten. Sie schrieben im „Namen der Kirche", und ganz consequent, wenn die Majestät des Volkes wirklich eine unveräußerliche, die „Gemeinde" die Mutter des Bischofs ist; denn dann hat die Majorität über das Bürgerrecht, über Excommunication und Wiederaufnahme zu entscheiden. So verblendet waren jene Armen indessen doch nicht, daß sie die Ironie des hl. Cyprian auf ihre „unveräußerlichen" Souveränetätsrechte (wenn die Dinge so ständen, bliebe ihm, dem Bischof und den treuen Katholiken nichts Anderes übrig, als sie zu ersuchen, daß sie die Gnade hätten, sie in ihre Gemeinschaft aufzunehmen) für baare Münze gehalten hätten. Ein solcher Standpunkt über der rechtmäßigen Kirche blieb andern Excommunicirten unserer Tage vorbehalten.

Von Allem, was Reinkens vorbringt, um seine demokratischen Prinzipien als im hl. Cyprian begründet nachzuweisen, lassen sich als zur Sache gehörig nur zwei Punkte ansehen. Der erste betrifft Stellen, in denen die Kirche definirt sein soll als eine Laienkirche. Sieht man aber genauer zu, so gibt der Zusammenhang die Lösung und die angeblichen Definitionen erweisen sich als Erklärungen, in welch besonderem Sinne das Wort Ecclesia von ihm genommen ist. So ist dann jeder Widerstreit mit wirklichen Definitionen, welche mit Ep. 27. Klerus und Volk auf den Bischof bauen, beseitigt [1].

Der zweite Punkt betrifft die vom hl. Cyprian bezeugte, von ihm durch bekannte Beispiele aus der Apostelgeschichte, auch aus dem Alten Testamente belegte, damals herrschende Disciplin bezüglich der Bischofswahl.

---

[1] Hieher gehört der Ausdruck (Ep. 63): „Ecclesia i. e. plebs in ecclesia constituta." Die Mischung von Wasser und Wein im hl. Opfer wird als ein Vorbild der Verbindung der Kirche, genauer des gläubigen Volkes in der Kirche mit Christus hingestellt. Dazu ist Nichts weiter nöthig. Man vergl. Ep. 50: „Quae istic in Ecclesia, cui de Domini indulgentia praesumus, cleri et plebis apud nos consistentis collatione" etc., d. h. die Kirche, „der wir durch Gottes Gnade vorstehen", ganz wie unsere katholischen Bischöfe ihre Hirtenbriefe überschreiben. So noch deutlicher in Ep. 27: „Quando ecclesia in episcopo et clero et in omnibus stantibus sit constituta" (Migne, c. 299). Diese zwei Stellen allein stoßen alle Declamationen bei Reinkens über die unveräußerliche Majestät des Volkes (a. a. O. S. 17 ff.) um. Der Leser wird uns die weitere Erläuterung aus den Quellen erlassen.

Digitized by Google

Auf der einen Seite gesteht Reinkens zu, daß „die neue Wahl eines Bischofs nach der Lehre Cyprians von den Nachbarbischöfen überwacht und approbirt wird bei legitimem Hergange" (S. 51); gleichwohl behauptet er, der Heilige räume dem Volke dieselbe Stelle ein, wie sie die Infallibilisten dem Papste anweisen (s. o.). Jedermann weiß aber, daß die Katholiken dem Papste für gewöhnlich die Approbation zuweisen. Er hätte also, da die erstere Behauptung wirklich aus Cyprian geschöpft ist, nur sagen können, was heute der Papst thue, das hätten in der Zeit Cyprian's die Provinzialbischöfe gethan. Diese hätten sogar, wie wir aus der Wahl des Papstes Cornelius und der spanischen Bischöfe sehen (Ep. 52, 67), eine förmliche Mitwirkung, ja trotz der Abstimmung des Volkes (suffragium, testimonium) die Entscheidung bei der Wahl (judicium, consensus). Als sodann die Schismatiker in Carthago den Fortunat angeblich durch 25 Bischöfe, ohne alle Volksbetheiligung, wählen ließen, sah Niemand in dem Mangel des Volkes bei der Wahl einen Grund der Nichtigkeit, dieser lag anderwärts, nämlich darin, daß die Wähler und die ordinirenden Bischöfe, ähnlich wie in einem gewissen Falle der Gegenwart, excommunicirt waren; sowie darin, daß Fortunat, abermals mit auffallender Ähnlichkeit mit einem Falle der Gegenwart, für eine Diöcese bestellt wurde, welche bereits mit einem legitimen Bischofe versehen war. Daß in jenen ersten Zeiten unter der werdenden Metropolitanverfassung die oberste Gewalt in der Gesammtkirche hier durch Provinzialbischöfe vertreten war, während sie heute durch ihr Oberhaupt ausgeübt wird, hat für keinen Katholiken etwas Anstößiges. Damals, wie heute, will sich die Kirche versichern, daß Jene, denen sie die oberste Hirtengewalt anvertraut, wirklich katholische Bischöfe seien. Und dieses ist auch für den hl. Cyprian der höchste Gesichtspunkt. Rechtmäßige Ordination, oder was ihm dasselbe ist, Ordination nach dem Sinne Gottes, ist nur da, wo innerhalb der katholischen Einheit gewählt wird, — in der Art und nach den Beispielen, welche die heilige Schrift aufzählt, daß nämlich das Volk durch sein Zeugniß, oder wo es mehr erlangt hat, auch durch Abstimmung mitwirke, um Unwürdige auszuschließen, sowie nach dem kirchlichen Herkommen. Der hl. Cyprian ist also in principieller Übereinstimmung mit der heutigen Disciplin. Wie sich aber Reinkens auf ihn stützen und sogar seine ausschließliche Legitimität aus den Grundsätzen Cyprians herleiten mag, können wir nur deßhalb nicht verwunderlich finden, weil es nach den vorausgeschickten Proben überhaupt nichts mehr zum Verwundern

Digitized by Google

gibt. Recapituliren wir jedoch in Kürze diese cyprianischen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Fall Reinkens, so ergibt sich die Illegitimität des neuen Pseudobischofs aus allen Umständen, welche über die Wahl und Ordination bekannt sind. Beginnen wir mit den obersten: Reinkens ist außerhalb der katholischen Gemeinschaft zu seiner Stellung gelangt. Nach Cyprian ist er deßhalb überhaupt nicht Bischof, geschweige denn ein rechtmäßiger Bischof. Er ist zweitens von einem excommunicirten Bischof ordinirt, also abermals kein Bischof; er ist drittens gewählt für eine, ja sogar für mehrere Diöcesen, welche bereits rechtmäßige Bischöfe haben, also nach Cyprian ein Eindringling; er ist endlich gewählt nicht von Gläubigen einer Diöcese, oder überhaupt von Solchen, die mit der katholischen Kirche in Gemeinschaft stünden, sondern von Leuten aus verschiedenen Diöcesen und von Solchen, die wie gegen ihre Bischöfe, so gegen die Beschlüsse der Bischöfe des Erdkreises rebelliren. Somit ist Reinkens nach Cyprian das Haupt der Rebellen, ohne irgend einen Funken von Recht nennt er sich Bischof. Wir schließen: Reinkens hält sich für einen katholischen, im Abendland für den einzigen katholischen Bischof; nach den Grundsätzen von Cyprian ist er das Haupt einer Faction, ohne einen Schatten von bischöflicher Gewalt. Beweist das nicht augenscheinlich eine total verschiedene Auffassung vom Episcopat?

7. Ist der hl. Cyprian ein Prediger der dogmatischen Toleranz?

Manche Leser werden, nachdem sie die Lebensgeschichte des hl. Cyprian kennen gelernt, verwundert fragen: Aber wie kann man denn auch nur einen Augenblick auf den Einfall kommen, den hl. Cyprian für einen Toleranzprediger zu erklären? Einen Lehrer, der vom Anfang bis zum Ende seines Lebens mit so flammendem Eifer gegen die ersten Anfänge selbst der Spaltung auftrat; der dem Papste Stephan es zum Verbrechen anrechnete, die Taufe von Schismatikern oder Häretikern für giltig zu erklären; der wie kein anderer die alleinseligmachende Kirche auf den Schild erhob; der diesen Glauben durch seinen Tod verherrlichte — wie in aller Welt kann man im Ernste zu der Behauptung kommen, der hl. Cyprian gehöre zu den Predigern der süßen, Alles beglückenden, nur die katholische Kirche hassenden, Liebe der heutigen, vom Glauben abgefallenen Christen? Nun, wenn man den eifrigsten Vertheidiger des römischen Primats eben diesen principiell ver-

Digitized by

läugnen läßt; wenn man den unerbittlichen Wahrer der bischöflichen Auctorität zum Herold der kirchlichen Demokratie macht, so kann man ihn auch zum Vorläufer des „altkatholischen" Indifferentismus stempeln.

Und dieses thut denn auch Reinkens, sich selber in seiner Darstellung der cyprianischen Grundsätze bis zum Ende getreu. Nach seinem Cyprian sind „dogmatische Auffassungen, wie sie bei der Unantastbarkeit des apostolischen Bekenntnisses dennoch durch die Praxis bedingt in Verschiedenheit hervortreten", „nicht maßgebend für Kirchengemeinschaft" (S. 53). Sein Cyprian „schärft unablässig Toleranz ein, auch bei Verschiedenheit der dogmatischen Anschauung" (S. 60). In Summa, nach seinem Cyprian hängt „die Kircheneinheit mit all' ihren Gütern an der Toleranz" (S. 61).

Es ist überflüssig, hiergegen die strengen Ausführungen des hl. Cyprian über die Wirkungen nicht bloß der eigentlichen Häresie, sondern jeder Art von Auflehnung gegen die rechtmäßigen Träger der geistlichen Gewalt zu wiederholen. Prüfen wir kurz, was Reinkens zur Begründung einer so exorbitanten, mit allen sonst bekannten Thatsachen im Widerspruch stehenden Behauptung etwa vorzubringen weiß.

Unter Allem, was er dießfalls (S. 52 ff.) unter Anderm auch aus zwei, gar nicht von der Toleranz handelnden Schriften über die Geduld und den falschen Eifer vorträgt, gehört nur Eines zur Sache, und würde Etwas für ihn beweisen, wenn es nicht völlig unbegründet wäre. „Selbst eine so wichtige Differenz, wie die dogmatische Meinungsverschiedenheit über die Ketzertaufe, womit doch entschieden wurde, ob Einer zur Kirche gehöre oder nicht, sollte nach Cyprian keine Ursache der Trennung oder der Aufhebung der Kirchengemeinschaft sein. Das erklärt er jedesmal, wenn er die Frage erörtert" (a. a. O. S. 53). Das letztere ist richtig, aber eben dieses beweist, daß die Voraussetzung, als habe Cyprian bereits den dogmatischen Hintergrund der Frage klar erkannt, falsch ist. Diese Voraussetzung mußte Reinkens erweisen, denn in ihr liegt der Nerv seiner Beweisführung; statt dessen hält er sich bei Nebendingen auf. Reinkens hat sich hier von Janus irre führen lassen, der, um den Lehrprimat bestreiten zu können, behauptet hat, Cyprian habe mit Firmilian den Widerspruch Stephans gegen ihre Lehre vereitelt und dem Papste sogar das Recht abgesprochen, andern Kirchen eine Lehre vorzuschreiben[1]. Allein das hat Janus so wenig

[1] Janus, S. 71.

Digitized by Google

als Reinkens bewiesen. Es ist auch nicht zu beweisen, weil klare Thatsachen das Gegentheil erhärten. Reinkens und Janus werden sowohl durch das, was uns über das Vorgehen des Papstes Stephan erhalten ist, als durch die Schreiben, welche Cyprian und Firmilian darüber wechselten, widerlegt.

Der Papst mißbilligte eine Neuerung in der überlieferten Praxis, keine Lehre[1]; so hat ihn auch das Alterthum verstanden[2]. Nicht wegen einer falschen Lehre drohte er mit dem Abbruch der Gemeinschaft sowohl den Asiaten als den Afrikanern, sondern weil sie dem apostolischer Tradition entnommenen römischen Brauche sich nicht fügten, ganz wie Viktor I. in Ansehung der Osterfeier gegen Polykrates von Ephesus gethan hatte. Keine andere Auffassung finden wir, wie bemerkt, in dem Briefe des heißblütigen Firmilian. Er bestreitet, daß es sich um einen bindenden Brauch handle. Ebenso kann Cyprian's Freilassung der Gegner nicht anders erklärt werden, da er allezeit die Einheit im Glauben als unerläßliche Bedingung für die Einheit mit der Kirche festgehalten hat. Bis zu seinem Tode hat er die Häresie als den Weg des Verderbens, wie bereits nachgewiesen, sowie die Treue gegen die Kirche im Kampfe gegen die Häresie als eine Vorstufe des Martyriums, dessen er selber gewürdigt wurde, gepriesen.

Cyprian müßte ein völlig Anderer geworden sein, als wir ihn aus seinen Schriften und seinem Leben kennen, wenn er die kirchliche Einheit mit Solchen für haltbar erklärt hätte, die dogmatisch, d. h. im Glauben abweichen von der Kirche. Nicht eine Spur ist von solcher Änderung wahrzunehmen. Reinkens macht auch gar keinen Versuch, eine solche aufzuzeigen. Eben deßhalb bedarf seine gleichfalls völlig unbewiesene Behauptung, der hl. Cyprian sei als Irrlehrer, und vom Papste excommunicirt, gestorben[3], keiner Widerlegung. Materieller Irrthum macht noch nicht zum Häretiker. Der Bruch mit Rom widerspricht allen bekannten Thatsachen. Der hl. Augustin, der in demselben Afrika, nur etwas über ein Jahrhundert von Cyprian getrennt, lehrte und wirkte, der oft in Carthago in der dem hl. Martyrer zu Ehren errichteten Basilika selbst predigte, der hl. Augustin, sagen wir, hat für uns in dieser Sache mehr Gewicht der Glaubwürdigkeit als Reinkens. Er konnte

---

[1] Migne, t. 3, 1012. Röm. Synodalbeschluß.
[2] Eus. II. 9. VII. 3.
[3] A. a. O. S. 1.

Digitized by

den hl. Cyprian, den mächtigen Donatiſten, nicht als Muſter katholiſcher Eintracht hinſtellen, wenn irgend ein Faktum bekannt geweſen wäre, das die Schmähung von Reinkens irgend wie wahrſcheinlich gemacht hätte. Aber es iſt richtig, wenn Cyprian das wäre, was Reinkens aus ihm machen möchte, dann hätte er als Häretiker enden müſſen. Reinkens hat eben damit ſeinem Werke die Krone aufgeſetzt, daß er denjenigen, den er als „altkatholiſchen" Zeugen für ſeine eigene Sache aufführt, als Irrlehrer ſeine Laufbahn beſchließen läßt. Den wirklichen Cyprian erreicht er damit nicht, wohl aber leiſtet er im Fache der Selbſtkritik das Ungewöhnliche, und mit dieſer aufrichtigen Anerkennung wollen wir von dem ꝛc. ꝛc. Reinkens Abſchied nehmen.

Fl. Rieß S. J.

Die Giltigkeit der anglikaniſchen Weihen.

Am 15. September d. J. verkündete der Telegraph in die ganze Welt hinaus: „Auf dem Bonner Unions-Congreß haben Döllinger und Reinkens die Giltigkeit der anglikaniſchen Weihen anerkannt." Das mochte für manchen Ritualiſten eine troſtreiche Nachricht ſein; allein da es nun einmal bekannt iſt, daß jene beiden Herren ſeit ihrem Abfall von der römiſch-katholiſchen Kirche kein Bedenken tragen, auch den größten Unſinn anzunehmen, ſobald derſelbe ſich nur im Kampfe gegen Rom verwerthen zu laſſen ſcheint, ſo dürfte dieſe Döllinger-Reinkens'ſche Anerkennung in den Augen vernünftig denkender Chriſten wohl vollſtändig bedeutungslos ſein, und ganz gewiß wird ſich kein Katholik durch dieſelbe beirren laſſen. Es iſt daher nicht gerade die Bonner Giltigkeits-Erklärung, welche uns veranlaßt, dieſen Gegenſtand in dieſen Blättern zu behandeln, wir wollen vielmehr nur ein Verſprechen erfüllen, welches wir bereits vor mehreren Monaten, bei der Beſprechung des Eſtcourt'ſchen Werkes über dieſe Frage, unſern Leſern gegeben.

Bekanntlich haben ſich namentlich in den letzten Jahrzehnten die ritualiſtiſchen Hochkirchlicher Englands bedeutende Mühe gegeben, die Weihen der anglikaniſchen Kirche vom römiſchen Stuhle als giltig anerkennen zu laſſen; bisher waren ihre Anſtrengungen erfolglos und dürften auch wohl für alle Zukunft erfolglos bleiben. Allerdings hat der heilige Stuhl bis jetzt noch keine definitive Entſcheidung gegeben, aber die von der katholiſchen

Digitized by Google

Kirche seit drei Jahrhunderten befolgte Praxis zeigt klar genug, nach welcher Seite die Entscheidung fallen wird, wenn Rom den Zeitpunkt gekommen glaubt, sie zu geben. Schon im Jahr 1554 hatte der heilige Stuhl zum ersten Male Gelegenheit, seine Ansicht über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit der anglikanischen Weihen an den Tag zu legen. In diesem Jahre nämlich wurde, kurz nach der Thronbesteigung Mariens, der Cardinal Pole nach England geschickt, um das unglückliche Land nach dem von Heinrich VIII. hervorgerufenen und von seinem Sohne Eduard VI. fortgesetzten Schisma wieder mit der Kirche auszusöhnen; da trat selbstverständlich an ihn die Frage heran, wie es mit den zur Zeit des Schisma's ordinirten Priestern und Bischöfen zu halten sei. Es hatte nun aber Heinrich VIII. unter sonstiger Reinerhaltung der katholischen Lehre und Gebräuche nur die Beseitigung der päpstlichen Suprematie angestrebt und unter seiner Regierung waren die heiligen Weihen nach dem früheren katholischen Ritus ertheilt worden. Unter Eduard VI. dagegen hatte die Häresie sich Eingang verschafft, die altehrwürdige Liturgie war den Reformationsgelüsten zum Opfer gefallen und durch ein neues Ritual mit veränderten dogmatischen Anschauungen und Formen in dem sogenannten Common-Prayer-book ersetzt worden. Dieser verschiedenen Sachlage gegenüber war die Entscheidung des Cardinals eine verschiedene in Betreff der unter Heinrich und der unter Eduard ertheilten Weihen. Einer Anzahl von Bischöfen, die ihre Consecration unter Heinrichs VIII. Regierung erhalten, ertheilte er einfach Dispens, weil sie in der einen oder andern Weihe minus rite geweiht waren; die unter Eduard VI. geweihten Bischöfe aber wurden zu Priestern degradirt. Ebenso verfuhr er der niedern Geistlichkeit gegenüber, und sein Verfahren wurde allgemein gebilligt. So trug Gardiner, Bischof von Wincheſter, kein Bedenken, in einer vor der Königin am ersten Adventssonntage 1554 gehaltenen Predigt zu sagen, das Priesterthum sei unter der vorigen Regierung „erloschen" gewesen; ebenso spricht Bourne, Bischof von Bath, in einem Schreiben an seinen Generalvikar von verheiratheten Laien, die unter dem Vorwande, die Priesterweihe empfangen zu haben, sich widerrechtlich in kirchliche Würden und Rechte eingedrängt hätten, und Bonner, Bischof von London, erklärte offen, daß die zur Zeit des letzten Schisma's berufenen Diener der Kirche „keineswegs die Vollmacht empfangen hätten, den Leib und das Blut Christi in der Messe zu consecriren und daß das Volk elendiglich von ihnen hintergangen werde."

Digitized by Google

Diese Behandlungsweise der anglikanischen Weihen wurde in der Folgezeit stets beibehalten. Kanonikus Estcourt zählt (S. 138) eine lange Reihe von anglikanischen Geistlichen auf, bei welchen nach ihrer Conversion die Weihen wiederholt wurden; diese Liste ist den Archiven der englischen Collegien von Rom und Douay entnommen und umfaßt einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren; sie beginnt mit dem glorreichen Martyrer Edmund Campian und endet mit James Clifton, der 1704 zu Rom starb. In eben diesem Jahre gab zu Rom die Congregation der Inquisition in einer unter dem Vorsitz Clemens' XI. gehaltenen Sitzung ein Urtheil über die anglikanischen Weihen ab; es war bei Gelegenheit der Conversion eines gewissen Gordon, welcher im Jahre 1688 im Dome zu Glasgow zum anglikanischen Bischof war „consecrirt" worden. Die Entscheidung lautete, Gordon habe alle Weihen, auch die Priesterweihe, auf's Neue zu empfangen. Von 1704 bis auf die Gegenwart hat sich die römische Praxis in dieser Beziehung nicht geändert; sie spricht sich seit drei Jahrhunderten gegen die Giltigkeit der anglikanischen Weihen aus.

Diese Praxis jedoch ist keine willkürlich gebildete; sie beruht durchaus auf katholischen Principien und daher erscheinen denn auch die von den Anglikanern mit solcher Zuversicht erhobenen Ansprüche auf Anerkennung ihrer Weihen als verwegen und grundlos.

Nach den Grundsätzen der katholischen Theologie ist jede höhere Weihe — und unter höheren Weihen verstehen wir hier die Diaconats-, Presbyterats- und Bischofsweihe — nur unter einer doppelten Bedingung giltig: zunächst muß der Weihende selbst ein rechtmäßig consecrirter Bischof sein, dann muß die Weihehandlung in der gehörigen Weise, d. h. einerseits unter Anwendung der wesentlichen Form und Materie und andererseits mit der erforderlichen Intention vollzogen werden. Fehlt irgend eines dieser Stücke, so ist nach katholischer Lehre die betreffende Ordination null und nichtig. In Bezug auf die Giltigkeit der anglikanischen Weihen fragt sich also: Sind in der englischen Hochkirche alle diese Punkte wirklich so in Sicherheit gestellt, daß sie Grund hat, dem römischen Stuhl mit der Forderung auf Anerkennung ihrer Weihen gegenüberzutreten. Eine kurze Erörterung dieser Frage unter Zugrundlegung des Estcourt'schen Werkes wird eine verneinende Antwort ergeben. Denn wenn sich auch nicht mit apodictischer Gewißheit ein wesentlicher Mangel in Bezug auf Materie und Form behaupten läßt, so ist doch die bischöfliche Würde der heutigen Consecratoren

Digitized by Google

und die Giltigkeit der Intention, mit welcher sie die Weihehandlung vornehmen, so zweifelhaft, daß an eine Giltigkeitserklärung der so vorgenommenen Ordinationen nie gedacht werden kann.

I.

Gibt es augenblicklich in der anglikanischen Kirche giltig geweihte Bischöfe? Diese Frage führt uns auf den Ursprung und die Wiege der anglikanischen Hierarchie zurück. Der eigentliche Vater des anglikanischen Episcopats und nach hochkirchlicher Anschauung das rechtmäßig verbindende Mittelglied für eine wahre apostolische Succession bildet Matthäus Parker, Erzbischof von Canterbury.

Wie wir aus der Geschichte wissen, räumte die Königin Elisabeth mit den bei ihrer Thronbesteigung noch bestehenden katholischen Bischöfen nach und nach auf das Gründlichste auf, weil dieselben ihren Suprematiegelüsten sich nicht beugen wollten. Es galt daher, den Grundstein zu einem ganz neuen hierarchischen Gebäude zu legen, und als solchen hatte sie den Matthäus Parker, einen frühern Hofcaplan der Anna Boleyn und eifrigen Vertreter der Tendenzen Heinrichs VIII., ausersehen. Sie ließ demselben ein peremptorisches königliches Mandat zukommen, und auf den Wink der Gebieterin hin ward die Erwählung desselben zu der hervorragenden Würde eines Erzbischofs von Canterbury durch einen Theil des Domcapitels dieser Stadt am 19. Juli 1559 vollzogen. Nun aber entstand die schwierige Frage, von wem denn die Consecration des neuen Prälaten vorgenommen werden solle. Die katholischen Bischöfe waren, mit Ausnahme von vier oder fünf, bereits sämmtlich ihrer Sitze beraubt; von den noch übrigen wurden die einen bald von dem gleichen Verhängniß betroffen, die anderen verweigerten, trotz der an sie ergangenen Weisung, entschieden ihre Theilnahme an solch' einem frevlerischen Akt. Diese Verlegenheit führte den (von Estcourt im königlichen Staatsarchiv aufgefundenen) neu verfaßten Entwurf zur Consecration eines Erzbischofes herbei, den Cecil, der Günstling Elisabeths, und Parker selbst mit ihren Randglossen versahen; ferner das Einholen der Gutachten auserlesener Kanonisten und Civilisten, sowie endlich ein weiteres an verschiedene Bischöfe gerichtetes königliches Commissorium behufs der vorzunehmenden Weihe. Diesem Commissorium wurde eine Dispensationsklausel beigefügt, kraft deren die Königin vermöge ihrer kirchlichen Suprematie alle Defecte supplirte, welche sich in der Person der mit der Consecration beauftragten Bi-

Digitized by Google

schöfe etwa finden konnten, selbst die auf ihren Stand (status) bezüglichen [1].

Von den Berufenen erschienen nicht alle, und so traten dann am 17. Dezember 1559 nur vier derselben in der Kapelle des den Erzbischöfen von Canterbury gehörigen Lambeth-Palace zu London zusammen, um dem neuerwählten Würdenträger in aller Frühe eines Wintermorgens (gegen 5 oder 6 Uhr) die erzbischöfliche Weihe zu spenden. Als eigentlicher (Haupt-)Consecrator fungirte Barlow, Bischof von St. David's, unter Assistenz der Bischöfe Scory von Chicheſter, Coverdale von Exeter, und Hodgkins, Suffragans von Badford.

Weil durch die Wirklichkeit und Giltigkeit der Consecration Parkers der episcopale Charakter aller nachfolgenden Bischöfe und die Ächtheit sämmtlicher späterer Weihen bedingt ist, indem die übrigen Elisabethanischen Bischöfe ihrerseits von Parker consecrirt wurden, so sind alle Vertheidiger der anglikanischen Weihen gezwungen, sich an die Giltigkeit dieser Parker'schen Consecration als an einen festen und sicheren Hoffnungsanker anzuklammern. Das wirkliche Vorsichgehen der besagten Consecration nun, wie solches in dem noch jetzt im genannten Lambeth-Palace befindlichen Register (Protokoll) der Erzbischöfe von Canterbury constatirt wird, kann gegenwärtig auf Grund verbürgter, theilweise neu entdeckter Urkunden als bewiesen angenommen werden. In Betreff jenes Registers selbst meint Estcourt (S. 101 ff.), daß eine jüngst im britischen Museum aufgefundene Notiz die Authenticität desselben, insoweit es Parkers Weihe betrifft, nicht in Zweifel stelle. — Mit dem berühmten englischen Geschichtsforscher Dr. Lingard nimmt vielmehr auch er an, daß die obiger Thatsache widersprechende sogenannte Nags-head story als eine eitle Erdichtung anzusehen, und daß der hie und da gegen Parker und die ersten anglikanischen Bischöfe erhobene Vorwurf, als hätten sie ohne irgend welche Consecration ihre oberhirtliche Stelle bekleidet und ihre kirchlichen Funktio-

---

[1] Dieses merkwürdige Anhängsel lautet also: Supplentes nihilominus suprema auctoritate Nostra regia ex mero motu et certa scientia nostris, si quid aut in his quae juxta mandatum nostrum praedictum per vos fient, aut in vobis aut vestrum aliquo, conditione, statu, facultate vestris ad praemissa facienda desit aut deerit eorum quae per statuta hujus nostri regni aut per leges ecclesiasticas in hac parte requiruntur aut necessaria sunt, temporis ratione et rerum necessitate id postulante.

Digitized by Google

nen verrichtet, unbegründet sei. — Indeß bleibt unter dem Zugeständniß der Wirklichkeit jener an Parker vollzogenen Weihe die Frage nach deren Giltigkeit hier um so mehr zu beantworten. Dr. Lingard verwahrt sich gegen diese Giltigkeit ausdrücklich; sehen wir daher unter Leitung Estcourts einmal zu, ob die Ansprüche der Anglikaner von dieser Seite her wirklich auf sicherer Basis fußen.

Ist es zunächst gewiß, daß Barlow, der Consecrator Parkers, seinerseits wirklich consecrirter Bischof war? Natürlich fällt hier der episcopale Charakter Barlows vorwiegend schwer in die Wagschale; denn von ihm als eigentlichem Consecrator wurde die Weihe vorgenommen, während die übrigen Bischöfe nur Assistenz leisteten. Von letzteren war einzig Hodgkins nach katholischem Ritus geweiht, die andern aber nach dem Ritual Eduards VI., so daß die Giltigkeit ihrer Consecration mit dem neugeschaffenen Ordinationsmodus steht und fällt.

Wenn die Weihe Barlows überhaupt je stattfand, so läßt sich an ihrer Giltigkeit wohl nicht zweifeln, da in dem Falle noch der alte Weiheritus in Anwendung gekommen wäre. Aber die Thatsache dieser Weihe läßt sich nichts weniger als mit Sicherheit constatiren, und die neueren historischen Forschungen dienen nur dazu, die bereits gehegten Zweifel zu bestärken. Eine kurze Skizze der für den vorliegenden Zweck wichtigsten Lebensperiode dieses Mannes wollen wir nach einer, den Katholiken gewiß nicht günstigen Zeitschrift, der Saturday-Review, geben. Dieselbe beginnt mit der Äußerung: „Von allen Bischöfen, welche vom Jahre 1533 bis zum Ende der Regierung Eduards VI. geschaffen wurden, gebührt in Beziehung auf gemeine Servilität dem Barlow vielleicht die Palme.“ Barlow, ein Augustiner-Chorherr, unter der Protection der Anna Boleyn zur Prioratswürde befördert, Gesinnungsgenosse und Freund des berüchtigten Cranmer, Erzbischofs von Canterbury unter Heinrich VIII., wurde am 16. Januar 1536 zum Bischofe von St. Asaph, und wenige Monate später zum Bischofe von St. David's erwählt. Wie eine geheime eheliche Verbindung die Reinheit seines moralischen Wandels befleckte, so hatte auch sein dogmatisches Bewußtsein schweren Schiffbruch erlitten, besonders hinsichtlich der kirchlichen Weihen, deren erhabener sacramentaler Charakter sich in seiner geistigen Anschauung gänzlich verwischt hatte. Daher sprach er selbst Heinrich VIII. gegenüber offen seine Ansicht dahin aus, daß einfache Wahl oder äußere Berufung genüge, um einen Bischof zu machen;

Digitized by Google

ja er predigte ſogar vor allem Volke, daß hiezu die königliche Ernennung ohne irgend welche Weihe hinreichend ſei. Kein Wunder ſomit, wenn er nach Empfang der königlichen Beſtätigung (20. April) und der erzbiſchöflichen Confirmation (26. April) jedes inneren Triebes zur Erhaltung der biſchöflichen Weihe entbehrte, zumal da ein am 26. April ebenfalls erſchienenes königliches Schreiben ihm den Beſitz der Temporalien zuſprach. Am 18. Mai d. J. unterzeichnete er ſich in einem an den König und an Cromwell gerichteten Schreiben bereits in einer nur bei conſecrirten Biſchöfen üblichen Weiſe, und doch war damals wenigſtens ſeine Weihe ganz ſicher noch nicht vor ſich gegangen. In Beziehung auf Letztere zeigt nun Eſtcourt, daß alle für dieſelbe bezeichneten Data (22. Februar von Goodwin, 23. April von Lee, 11. Juni von Haddan) durch das Zeugniß von Urkunden ſich als falſch herausſtellen, und daß die ganze für jenen Akt noch übrig gelaſſene Zeit nur die 17 Tage vom 12. bis 30. Juni umfaßt, während ſich nirgends auch nur die geringſte Andeutung darüber findet, als habe er an einem der drei in dieſe Periode fallenden Sonntage (dem für dieſe Feier üblichen Tage) die Weihe erhalten. Ein bisher von anglikaniſchen Schriftſtellern nur verſtümmelt mitgetheiltes, von Eſtcourt in einem öffentlichen Archiv aufgefundenes Document, nämlich das vorhin erwähnte königliche Schreiben behufs Verleihung der Temporalien, beſtärkt nicht wenig den gegen Barlow gehegten ſchweren Verdacht, indem es von dem an Cranmer in gleicher Angelegenheit gerichteten Patent in höchſt eigenthümlicher Weiſe abſticht. Unter Anderm wird die vorausgegangene Conſecration Cranmer's ausdrücklich berichtet, während von einer Weihe Barlows mit keiner Silbe die Rede iſt.

Die Weihe Barlows erſcheint als ein undurchdringliches Geheimniß; nach keiner Seite hin läßt ſich ein durchſchlagendes Argument ſtatuiren. Aber zahlreiche und ſchwerwiegende Probabilitäten erheben ſich gegen dieſelbe und richten ſich wie ein concentrirtes Geſchützfeuer auf das von den Gegnern vertheidigte Bollwerk. Ein ſolches Gewicht von Gegengründen erheiſcht von Seiten der Anglikaner einen poſitiven ſtringenten Beweis für das in Frage ſtehende Faktum, und ſo lange ſie dieſen nicht zu erbringen vermögen, baſiren ihre zuverſichtlichen Äußerungen und kühn erhobenen Anſprüche auf völlig unſicherer Grundlage.

Eine ſolche Unſicherheit wird ſelbſt nicht durch den Umſtand aufgehoben, daß wenigſtens einer der aſſiſtirenden Biſchöfe rechtmäßig conſecrirt war, und daß nach der Anſicht verſchiedener Theo-

Digitized by Google

logen auch die Assistenten mitordiniren. Denn diese letztere Meinung geht schließlich nicht über die Probabilität hinaus; die Kirche ihrerseits hat darüber nie eine Erklärung abgegeben. Der erklärte Zweck der Kirche bei Anordnung der Assistenz mehrerer Bischöfe ist einzig die Publicität des Aktes, obgleich Congruenzgründe zugleich die Vermuthung nahe legen, daß dieselbe nebenbei auch den Weihen habe größere Sicherheit wahren wollen. Auf jeden Fall genügt die Unsicherheit des episcopalen Charakters in dem Hauptconsecrator, um ernste Bedenken zu erregen, und das ist vor der Hand durchaus hinreichend.

Wenn nun die Giltigkeit der Weihe Parkers, jene ancora sacra der Hochkirchlichen, schon von Seite des dabei fungirenden Consecrators einen Stoß erhält, so wird dieselbe vollends zum Wanken gebracht, wofern man die Art und Weise jener Consecration in Erwägung zieht. Denn letztere, nach dem neuen Ritual vollzogen, wurde unter Alterirung des altkirchlichen Weiheritus, sowie im Geiste des Anglikanismus gespendet; und somit besteht rücksichtlich ihrer Ungiltigkeit die gleiche moralische Gewißheit, wie in Betreff sämmtlicher nach dem Ordinal Eduards VI. von den Anglikanern ertheilten Weihen. Doch dieses wird aus der Erörterung der oben angeführten zweiten Bedingung sich näher ergeben, weßhalb wir an gegenwärtiger Stelle uns damit begnügen, auf den im Nachfolgenden zu führenden Beweis hinzudeuten.

Wenn also die Geschichte im Bunde mit der Theologie die bischöfliche Würde Parkers, der eigentlichen Wurzel und Quelle der hochkirchlichen Hierarchie, auf das Entschiedenste in Frage stellt, so ist damit über den episcopalen Charakter sämmtlicher unmittelbar oder mittelbar von ihm consecrirten Bischöfe der Stab gebrochen. Ein solcher Charakter ist aber nach katholischen Principien das erste Erforderniß zur giltigen Spendung jeder höheren kirchlichen Weihe. Also wird den kühnen Behauptungen der Gegner schon von diesem Gesichtspunkte aus das Fundament unter den Füßen weggezogen.

II.

Die katholische Theologie verlangt als zweite Bedingung für jede Ordination, die sie als eine wahre und echte anerkennen soll, daß die Weihehandlung selbst in der rechten Weise, d. h. einerseits unter Beobachtung der wesentlich vorgeschriebenen Materie und Form, andererseits mit der erforderlichen kirchlichen Intention

Digitized by Google

verrichtet werde. Ist bei den Weihen der englischen Hochkirche auch dieser wesentliche Punkt derartig in Sicherheit gestellt, daß derselbe ein begründetes Vertrauen auf die Giltigkeit derselben hervorzurufen vermag? Untersuchen wir zunächst die Materie und Form; diese wird dann durch die weiterhin folgende Prüfung der Intention eine weitere Beleuchtung erhalten.

Während einer schon vor Parkers Consecration beginnenden, über dreihundertjährigen Periode wurden die anglikanischen Weihen nicht mehr nach Anweisung des altkirchlichen Pontificale, sondern nach dem ursprünglich unter Eduard VI. verfaßten und nach diesem benannten neuen Ordinal gespendet. Es war nämlich im Jahr 1549, als die unter jenem Könige zu stets größerer Herrschaft gelangende Häresie in der Person Cranmer's und Ridley's, Bischofs von London, der bisherigen durch das Alterthum geheiligten Liturgie den Todesstreich versetzte. Dieselbe schien bei den modernen religiösen Anschauungen nicht ferner zeitgemäß, und deßhalb sollte sie fallen. Das neuverfaßte Ordinal wurde dem auf königlichen Erlaß kurz vorher geschaffenen sog. Common-Prayer-book eingefügt, und dem also vervollständigten Werke ertheilte der König seine Bestätigung. Von jener Zeit bis auf unsere Tage herab erfreute sich dasselbe einer unbestrittenen officiellen Anerkennung und des größten Ansehens in der Hochkirche. Deßhalb kann auch im Gegensatze zu der in neuerer Zeit durch den Kampf wachgerufenen katholisirenden Geistesrichtung verschiedener Privatschriftsteller für Beurtheilung der anglikanischen Weihen einzig und allein dieses kirchliche Document von maßgebender Bedeutung sein.

Wenngleich nun in diesem neuen Ordinal verschiedene äußere Riten der früheren Zeit aufrecht erhalten wurden, so war doch der innere, belebende Geist aus demselben völlig entschwunden.

Die besagte anglikanische Liturgie hinsichtlich der Weihen hatte in einem Zeitraum von mehr als hundert Jahren (1549—1662) verschiedene Phasen durchzumachen. Mit Rücksicht auf den im Jahre 1549 zuerst eingeführten Ordinationsmodus wurden außer der Händeauflegung und dem Gebet im Anschlusse an frühere Pontificalien noch aufgenommen: für die Diaconatsweihe die Übergabe des Neuen Testamentes (statt des Evangelienbuches); für die Priesterweihe die Übergabe der heiligen Schrift nebst Kelch und Hostie; für die Bischofsweihe die Auflegung der heiligen Schrift auf den Rücken des zu Consecrirenden nebst Überweisung des Hirtenstabes. Für die Diaconatsweihe sind bei der

Digitized by Google

Händeauflegung die Worte zu sprechen: „Empfange die Vollmacht zu vollziehen das Amt, welches dir in der Kirche Gottes übertragen wird.“ Für die Priesterweihe: „Empfange den heiligen Geist: deren Sünden du vergibst, denen sind sie vergeben; deren Sünden du vorbehältst, denen sind sie vorbehalten; und sei ein treuer Verkündiger des Wortes Gottes und Spender seiner heiligen Sacramente. Im Namen des Vaters u. s. w. Amen.“ Ferner bei der Übergabe der Bibel und des Kelches nebst Hostie: „Empfange die Vollmacht, das Wort Gottes zu verkünden und die heiligen Sacramente zu spenden.“ Endlich für die Bischofsweihe: „Nimm hin den heiligen Geist und sei eingedenk, daß du die Gnade in dir erweckest“ u. s. w.

Die erste Revision des Common-Prayer-book erfolgte im Jahre 1552 und räumte mit einigen bisher noch beibehaltenen rituellen Reliquien der katholischen Zeit auf. Bei der Priesterweihe wurde die Übergabe des Kelches und der Hostie eliminirt; ebenso unterbleibt bei der Bischofsweihe die Überreichung des Stabes, und die Bibel wird einfach in die Hand gegeben.

So stand es bis 1662, welches Jahr für die Übertragung der priesterlichen Würde folgende neue Formel brachte: „Empfange den heiligen Geist zum Amt und Werk eines Priesters in der Kirche Gottes, welches dir jetzt durch Auflegung unserer Hände übertragen wird. Deren Sünden“ u. s. w.

Aus dem hier nur dem Wesen nach angedeuteten anglikanischen Ritus geht hervor, daß mit Ausnahme der Diaconatsweihe, wo die in der katholischen Kirche üblichen Worte: „Empfange den heiligen Geist“ fehlen, trotz aller Umänderungen im Laufe der Zeit wenigstens die Auflegung der Hände als Materie, sowie die Form: „Empfange den heiligen Geist“ bewahrt worden sind. Lassen wir nun einstweilen die Diaconatsweihe bei Seite. Denn gesetzt auch, dieselbe sei in der anglikanischen Kirche schon auf Grund einer wesentlichen Corruption der sacramentalen Form ungiltig, so könnte ja dabei die Giltigkeit der darauf folgenden Priester- und Bischofsweihe dennoch an sich sehr gut bestehen. Läßt sich nun aber in gleicher Weise auch für die beiden letzten Ordinationen ein wesentlicher, daher annullirender Defect hinsichtlich der Materie oder Form mit Sicherheit statuiren? Jeder katholische Theologe weiß, daß die katholische Kirche die Priester- und Bischofsweihe freilich als ein wahres Sacrament betrachtet, welches aus eben diesem Grunde eine bestimmte Materie und Form erheischt; daß

Digitized by Google

dieselbe aber niemals bisher definirt hat, worin speciell die wesentliche Materie und Form dieses Sacramentes bestehe. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die verschiedenen Ansichten der Gottesgelehrten an dieser Stelle erörtern. Daher genüge die Bemerkung, daß nach der wahrscheinlicheren Meinung für Presbyterat wie Episcopat die Händeauflegung nebst Gebet theoretisch als das einzig Wesentliche anzusehen ist. In der abendländischen Kirche wird gegenwärtig in praxi bei der Priesterweihe außerdem die Übergabe der heiligen Gefäße beibehalten, und zugleich in dem Sinne für wesentlich erachtet, daß im Falle der Unterlassung die Weihe bedingungsweise wiederholt werden muß. Die unirte griechische Kirche aber hat bis auf den heutigen Tag bei Spendung sämmtlicher höherer Weihen nie eine andere Materie als Auflegung der Hände angewandt, und doch wurden von der römischen Kirche diese Ordinationen immerfort für giltig erachtet. Ja sogar ist von Morinos (de sacris ordinibus, 1653) nachgewiesen worden, daß selbst im Abendlande jene Übergabe der Gefäße vor dem zehnten Jahrhundert nicht gebräuchlich war. Rücksichtlich der Form haben die Anglikaner wenigstens die Worte: „Empfange den heiligen Geist" nebst den oben angeführten nachfolgenden, sowohl für die Priester- als für die Bischofsweihe beibehalten und sie berufen sich für das Genügende einer solchen Form auf eine von der Congregatio S. Inquisitionis am 9. April 1704 unter Clemens XI. in dem sogenannten abyssinischen Casus gegebene Entscheidung. Wegen seiner Wichtigkeit möge jener Fall hier eine Stelle finden.

Folgende Fragen waren vorgelegt:

„Da in Äthiopien die zu Ordinirenden behufs des Empfanges der Weihe aus den verschiedenen entlegenen Landestheilen in der Residenzstadt des schismatischen Erzbischofes sich versammeln müssen, und derselbe die heilige Weihe nur ertheilt, wofern 8—10,000 Ordinanden zu diesem Zwecke zusammenströmen, so kommt es vor, daß an einem Tage 3—4000 derselben zu weihen sind. Haben sich nun die zum Priesterthum zu Ordinirenden in der Kirche in Reihen aufgestellt, so geht der Erzbischof rasch an ihnen vorüber, jedem die Hände auflegend unter den Worten: „Empfange den heiligen Geist." In Folge der großen Menge aber, sowie der Verwirrung und Eile, womit verfahren wird, ereignet es sich, daß derselbe einigen Ordinanden die Hände gar nicht auflegt, bei andern die Worte nicht spricht, bei Manchen endlich Beides unterläßt. Daher wird nun die Anfrage gestellt: ob Priester in dieser Weise und Form giltig geweiht werden, und ob demnach ein also ordinirter Priester beim Übertritt zur katholischen Kirche zur Ausübung seiner priesterlichen Funktionen zuzulassen sei; nach welcher Regel ferner ein Missionär in derartigen Umständen voranzugehen habe?

Die Antwort der Congregation lautete:

Digitized by Google

Die Priesterweihe, durch Handauflegung und Aussprechen der Form in angegebener Weise vollzogen, ist giltig... Demnach sind rücksichtlich der Zulassung von Priestern zur Ausübung ihrer Weihen nach Annahme des katholischen Glaubens folgende Regeln zu beobachten: Wofern ein Priester absolut behauptet, er sei mittelst Handauflegen und Aussprechen der Form geweiht worden und kein anderes Hinderniß vorhanden ist, so kann der Missionär, nachdem er ihm zuvor Dispense von der Irregularität und Lossprechung vom Banne ertheilt hat, denselben zulassen zur Ausübung seiner Weihen nach demjenigen approbirten und expurgirten Ritus, in welchem er ordinirt wurde. — Sollte aber ein solcher Priester offen bekennen, daß er keine klare Erinnerung in Betreff der Materie und Form seiner Ordination bewahre, oder rücksichtlich eines dieser Theile Zweifel hege, so kann derselbe zur Ausübung seiner Weihen nicht zugelassen werden, bevor er bedingungsweise geweiht worden ist. Und sollte er absolut behaupten, die Handauflegung und das Aussprechen der Worte, oder eines von Beiden sei unterblieben, so muß derselbe absolut wiedergeweiht werden, bevor er zur Ausübung seiner Weihen zugelassen werden kann.

So weit diese für unsere Frage wichtige Entscheidung, mit welcher eine von der Congregatio S. Officii am 9. Mai 1860 erlassene übereinstimmt. Wie steht es nun nach allem bisher Gesagten mit der bei den anglikanischen Weihen gebrauchten Form und Materie? Freilich aus dem genannten, für Abyssinien, also für den Orient entschiedenen Casus läßt sich noch nicht ohne Weiteres auf die Giltigkeit desselben Weiheritus auch für die abendländische Kirche schließen, zumal da im Abendlande von Rom aus die bedingungsweise Wiederholung jener Priesterweihe befohlen wurde, bei welcher die Überreichung der heiligen Gefäße ausgefallen wäre. Wie dem aber auch sein mag, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn die Anglikaner mit der erforderlichen Intention in besagter Weise die priesterliche wie bischöfliche Ordination vollziehen, dieselben nicht als ungiltig angesehen werden können. Hinsichtlich der Bischofsweihe zumal spricht sich die allgemeine Ansicht dahin aus, daß Händeauflegung nebst Gebet durchaus genügen. Somit dürfte sehr guter Grund vorhanden sein, in das Urtheil gewisser römischer Gelehrten einzustimmen, welches nach einem neueren Berichte Estcourts[1] dieselben über diesen Punkt jüngst gelegentlich abgegeben haben. Als sich nämlich in der Bibliothek der Propaganda ein in der gegenwärtigen Controverse sehr bewanderter Dogmatik-Professor jener Anstalt mit einem Cardinal und einigen Priestern zusammengefunden, fiel unter Anderm die Rede auch darauf, welcher Weg einzuschlagen wäre, wofern um eine Entscheidung in

[1] „The Month", 1874. March, S. 385.

Digitized by Google

Betreff der anglikanischen Weihen nachgesucht würde. Die gemeinsame Ansicht ging dahin, es sei unmöglich, den Kampf auf dem Gebiete der Ordinationsform zu führen; die ganze englische Kirchenfrage drehe sich vielmehr um die Intention, welche letztere als eine defective und corrumpirte anzusehen sei. — Lassen daher auch wir einstweilen den Gegnern dieses kleine Plätzchen — das einzige, auf welchem sie bei der Vertheidigung noch einigermaßen Posten fassen können. Die kaum mit Mühe und für den Augenblick errungene Position vermag dem Angriff von der eigentlichen Hauptseite des Treffens dennoch nicht Stand zu halten. Dieß wird sich zeigen, wenn wir den inneren Geist und die Absicht prüfen, mit der die Alteration der früheren Liturgie erfolgte.

(Schluß folgt.) **B. Winkler** S. J.

Aus und über Rußland.

Russische Zustände sind in vielfacher Hinsicht trotz Dampf und Telegraph und der Nähe des Kolosses in solche Dunkelheit gehüllt, daß jeder Beitrag zu ihrer Aufhellung mit Dank entgegen zu nehmen ist, vorausgesetzt, daß er auf Wahrheit beruht. Mit Interesse haben wir deßhalb zwei Broschüren in die Hand genommen, die uns dergleichen Aufschlüsse zu bieten versprachen. Die eine trägt den Namen des Oberprocurators des heiligen Synod, Grafen D. Tolstoy, an der Stirne, die zweite ist anonym erschienen „von einem Russen".[1]

Die erstere hat bis jetzt in der deutschen Presse nicht jene Besprechung gefunden, welche das Werk eines Mannes von so achtunggebietender Stellung und die Wichtigkeit des Gegenstandes erwarten ließen. Die Gesammtthätigkeit der höchsten, die ganze russische Kirche

---

[1] Der vollständige Titel der ersten Broschüre ist: Auszug aus dem allerunterthänigsten Bericht des Grafen D. Tolstoy, Oberprocurators des heiligen Synod an Seine Majestät den Kaiser von Rußland in Angelegenheiten der orthodoxen russischen Kirche für das Jahr 1870. (Aus dem Russischen übersetzt. In Commission bei Julius Niedner in Wiesbaden. 1872. 8°. 175 S.) Die zweite führt den Titel: Aus der Petersburger Gesellschaft. Von einem Russen. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1874. 254 S.

Digitized by Google

in Europa und Asien leitenden Behörde, des heiligen Synod, während des Jahres 1870 wird in ihren vorzüglichsten Momenten vorgeführt; der Bericht ist officiell, Graf Dmitri Tolstoy, als Oberprocurator des heiligen Synod, die wichtigste Persönlichkeit desselben und Minister des öffentlichen Unterrichts, hat ihn für den Kaiser abgefaßt und ein Auszug ist dem In- und Ausland geboten. Als Schriftsteller ist der Graf schon aus früheren Zeiten bekannt. Als Verfasser des Le Catholicisme romain en Russie, Paris 1863, hat er gegen die katholische Kirche zusammengetragen, was nur Vorurtheil und Gehässigkeit eingeben konnten.

Wenn auch seine Unkenntniß des Katholicismus und seine Voreingenommenheit gegen denselben den nicht geringen Antheil erklären, den er an der gegenwärtigen Verfolgung der katholischen Kirche nimmt, so ist das doch im Interesse des Landes auf das Tiefste zu bedauern. Das Heil Rußlands erblickt er in einer erstarrten, eisigkalten „Orthodoxie" und in der Vernichtung der katholischen Kirche; diesem Zweck gehört sein Wirken und unsere Broschüre ist weiter nichts als eine Apologie desselben. Dieses Vorgehen wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn wir anläßlich dieser Broschüre uns weiter über russische Zustände verbreiten.

Der russische Verfasser der zweiten Broschüre hat sich nicht genannt und hätte sich auch gar nicht nennen können; denn in demselben Augenblicke würde die rücksichtslose Offenheit, mit der er die Schäden in Staat und Kirche Rußlands bespricht, ihn nach Sibirien gebracht haben. Sie ist frisch, frei, originell geschrieben und gewährt auf wenigen Blättern ein lebendiges Bild der bestehenden Verhältnisse. Die genaue Kenntniß, wie sie hier so bündig hervortritt, und die Objectivität, die der Verfasser offenbar zu wahren sucht, lassen es als passend erscheinen, dessen Schilderungen öfter jenen des Grafen Tolstoy gegenüber zu stellen. Wenn wir auch nicht alle seine Ansichten, als die eines Freigeistes, billigen können, so ist er für die Katholiken jedenfalls nicht parteiisch und das mag seinen Worten in ihren Angelegenheiten größeres Gewicht verleihen. Unserem Grafen Tolstoy hat er (S. 219 ff.) kein schmeichelhaftes Denkmal gesetzt.

Tolstoy behandelt in sechs Kapiteln: 1) die Administration der russischen Kirche und die Veränderungen in ihrer Hierarchie, 2) die Verbreitung und Befestigung des Glaubens und der Gottesfurcht, 3) die geistliche Aufklärung, 4) die Beziehungen der russischen Kirche zu den

Digitized by

andern orthodoxen Kirchen und zu den übrigen andersglaubenden christlichen Gemeinschaften, 5) die Maßregeln für die Versorgung der orthodoxen Geistlichkeit, 6) die Maßregeln in den verschiedenen Zweigen der geistlichen Verwaltung.

Wir schließen uns seiner Eintheilung an und besprechen vorerst die Administration der russischen Kirche. Vor Allem werden uns die Mitglieder des heiligen Synod vorgeführt, welchen die oberste Verwaltung der russischen Kirche im Jahre 1870 übertragen war. Es waren die Metropoliten von Nowgorod, Petersburg, Kiew und Moskau, der (übrigens abwesende) Exarch von Georgien [1], drei Erzbischöfe und zwei Hofgeistliche, nämlich Baschanow, Beichtvater des Kaisers, und Roschdestwensky, Vorsteher der kleinen Kirche des Winterpalastes, im Ganzen also, statt der ursprünglichen zwölf, nur neun Prälaten, von welchen die vier erstgenannten regelmäßig Mitglieder dieses Synod zu sein pflegen. Weltliche Mitglieder desselben werden nicht erwähnt, so daß man wirklich versucht ist, an eine wenigstens einigermaßen existirende Selbstständigkeit einer russischen Kirche zu glauben. Aber der Titel der Broschüre: „Bericht des Grafen Tolstoy, Oberprocurators des heiligen Synod", belehrt uns eines Bessern. Graf Tolstoy hat nur ausgelassen, was sich von selbst versteht, und selbstverständlich besteht die russische Kirche nicht ohne ihr Factotum, den Stellvertreter des Kaisers, ohne dessen Zustimmung Nichts giltig ist. Das Amt des Oberprocurators ist genau so alt, wie der Synod. Beide sind eine Schöpfung Kaiser Peters (1721) und schon er hat dasselbe einem Offizier übertragen. Für die nöthige Harmonie sorgt der allen Mitgliedern vorgeschriebene Eid: „Ich erkenne den Kaiser für den höchsten Richter in dieser geistlichen Versammlung," und nöthigenfalls der kaiserliche Wille, der aus ihr entfernt, wen er will.

---

[1] Seite 1 heißt es: „Die abwesenden Mitglieder des heiligen Synod waren: die Erzbischöfe Kartalinsky, Exarch von Georgien und Eugenius, vormals von Nowgorod." Offenbar haben wir es hier mit einer fehlerhaften Übersetzung zu thun und muß es heißen: der Erzbischof von Kartalinien (oder Karthli, Provinz Georgien, mit der Hauptstadt Tiflis), Exarch von Georgien, Eugen ꝛc. Ebenso stümperhaft heißt es einige Zeilen später: „ein neu eingerichteter Katheder" und S. 2 „Lehrstuhl" statt Bischofssitz. Und kurz vorher, Zeile 4, findet sich ein arger Schnitzer gegen die Grammatik. Zur angeführten Stelle wollen wir noch bemerken, daß abwesende Mitglieder des Synods nur bei Verhandlungen von besonderer Wichtigkeit zu erscheinen pflegen. Vgl. Dr. Silbernagl, Verfassung ꝛc. sämmtlicher Kirchen des Orients S. 97 f.

Digitized by Google

Die Zahl der Eparchien oder Diöceſen betrug 59[1], welche von 3 Metropoliten, 19 Erzbiſchöfen und 36 Biſchöfen verwaltet wurden. Der Leſer möge hiebei nicht an eine Verſchiedenheit unter ihnen im katholiſchen Sinne oder an den Unterſchied der Jurisdiction denken. Solche auf der apoſtoliſchen Tradition beruhende Disciplin iſt in der ruſſiſchen, wie in der ganzen ſchismatiſch-orientaliſchen Kirche, ſchon lange in die Brüche gegangen und hat vollends einem Ukas (1764) weichen müſſen, der alle Eparchien nach der Größe des Gehaltes in drei Klaſſen theilt; die Ehre, Erzbiſchof oder Metropolit genannt zu werden, kann der Kaiſer auch einem Biſchof dritter Klaſſe verleihen. Das Gothaiſche genealogiſche Taſchenbuch, welches noch im Jahr 1874 nur 54 Eparchien kennt, wird mithin berichtigt. Neben dieſen 58 Prälaten gab es 26 „Vicare“. Ihrer urſprünglichen Bedeutung nach entſprechen dieſe nahezu unſeren Weihbiſchöfen; jetzt beſitzen ſie die biſchöfliche Jurisdiction mit ihren eigenen Sprengeln, unter Vorbehalt gewiſſer Vorrechte der Biſchöfe, in deren Diöceſen ihre Sprengel liegen. Profeſſor Silbernagl gab im Jahr 1865 als Zahl der Vicariate nur 10 an. Neugegründet wurden (Jahr 1870) ein Erzbisthum für das in den letzten Jahren eroberte Turkeſtan mit dem Sitz Wernoe, und zwei „Vicariate“, das eine in der Eparchie Tobolsk, das andere in jener „des Kaukaſus“ (Ciskaukaſien). Hält man damit zuſammen, daß Papſt Pius IX. allein mehr als 100 neue Bisthümer gegründet, daß ſelbſt die anglikaniſche Kirche in den letzten dreißig Jahren an 50 Colonialbisthümer geſtiftet, erwägt man zudem die immenſe Ausdehnung des ruſſiſchen Reiches, welches das deutſche an Areal (mit Einſchluß der inneren Gewäſſer) faſt um das vierzigfache übertrifft, ſo

---

[1] Unverſtändlich iſt der (S. 1) beifolgende Satz: „Überdieß befand ſich innerhalb der Grenzen des Landes ein neu eingerichteter Katheder in den vormals zu Rußland gehörenden amerikaniſchen Beſitzungen.“ Vermuthlich ſteht im ruſſiſchen Text: der Biſchof der noch nicht lang beſtehenden Diöceſe von Ruſſiſch-Amerika befand ſich auch in Rußland. Dieſes hatte im Jahr 1867 bereits ſein amerikaniſches Gebiet oder Alaska an die Vereinigten Staaten verkauft. In kirchlicher Beziehung war es dem Biſchof von Kamtſchatka zugetheilt worden. Allein laut unſerm Verfaſſer war noch in dieſem Jahr 1870 ein eigener „Biſchof der Aleuten und Aläßkinsk“ ernannt worden. Dieſer mochte nun in richtiger Erkenntniß der Erfolgloſigkeit einer ruſſiſchen Miſſion auf nicht ruſſiſchem Boden in ſeinem Vaterland geblieben oder bald dahin zurückgekehrt ſein. Nebenbei ſei bemerkt, daß Aläßkinsk ſtatt Alaska unter die Eigenthümlichkeiten der Überſetzung zu rechnen iſt, wie es auch ſpäter heißt, das Gouvernement Lublinsk, Suwalksk, Siedletzk ꝛc., ſtatt das Lubin'ſche oder Lublin, Suwalki, Siedlce ꝛc.

Digitized by Google

erhellt: einer besondern Sorgfalt um das geistliche Wohl des Volkes, insoweit sie sich durch Errichtung der entsprechenden Anzahl von Hirtenstühlen kundgibt, darf man sich nicht rühmen.

Das Kapitel von der Verbreitung und Befestigung des Glaubens und der Gottesfurcht umfaßt beinahe die Hälfte der ganzen Abhandlung, freilich handelt es auch von der Lebensaufgabe der russischen Kirche, ihrer Ausbreitung jeder andern Religion gegenüber und der Hebung des religiös-sittlichen Lebens des Volkes. Zur Einleitung dienen folgende merkwürdige Worte:

„Das Aufklärung verbreitende Wirken der orthodoxen russischen Kirche richtet, wie stets bisher, sein unausgesetztes Augenmerk auf die andersgläubige Bevölkerung unseres Vaterlandes und vollführte dieses (was?) im Geiste wahrer christlicher Gottesfurcht, durch den apostolischen Weg der Überzeugung bei Verirrten und durch Belehrung bei Unwissenden. Zu gleicher Zeit traten, nicht etwa durch Missionspredigten über die orthodoxe Lehre angezogen, nein, unabhängig von jeglicher menschlichen Mühe oder Anstrengung, ganz allein durch die in der Lehre der heiligen orthodoxen Kirche enthaltenen inneren Kraft und göttlichen Wahrheit überzeugt, in den seligmachenden Schooß derselben andersgläubige Christen über."

Kostbare Worte! Bis jetzt galt das Wort des hl. Paulus: Kein Glaube ohne Predigt, fides ex auditu. Aber Graf Tolstoy belehrt uns, daß in der heiligen orthodoxen Kirche Rußlands dem nicht so ist. Er kann den notorischen Mangel an apostolischer Thätigkeit seiner Kirche nicht läugnen; im Handumdrehen gestaltet sich dieser zum Zeichen ihrer göttlichen Wahrheit. Wohl spricht er gleicher Weise von Überzeugung und Belehrung, ob aber diese, wie er behauptet, auf apostolischem Wege beigebracht worden sei, soll der Leser bald erfahren. Nun zum Einzelnen.

1) Die katholische Kirche. An die Spitze der Convertiten, „die durch ihre Bedeutung und Beziehung zur römisch-katholischen Kirche schwer in die Waage fallen," stellt Tolstoy einen gewissen Bierring. Anlaß zum Übertritt gab diesem das vaticanische Concil und das von demselben verkündigte Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes. Das bietet dem Grafen Stoff zu einer pöbelhaften Verunglimpfung Papst Pius' IX. und der römischen Kirche, sowie zu einer Apologie der russischen Kirche, „in welcher es kein Streben nach irdischer Größe und Gewalt gibt" (ei!), und auf welche sich nun, selbst in Amerika, die „Blicke vieler eifrigen Gläubigen und bis dahin römischen Katholiken wendeten." Der russische Gesandte in Washington berichtet hievon nach St. Petersburg: als „Leiter dieser religiösen Bewegung erschien der Bürger der Vereinigten Staaten Bierring, von Geburt eine Däne, dem Berufe nach Theologe,

Digitized by Google

Historiker und Publicist, der bis dahin ein ergebener Sohn der römischen Kirche gewesen war und deren eifriger Missionär und Propagandist in fernen Ländern, selbst in Lappland. In der letzten Zeit hatte er die Stelle eines Professors der Philosophie und Geschichte am römisch-katholischen Seminar zu Baltimore bekleidet."

Auch seine „Gelehrsamkeit und Beredsamkeit" wird noch insbesondere gerühmt. Der Übertritt solch' eines Mannes „dient," so wird schließlich erklärt, „als unantastbares Zeugniß der inneren Kraft der orthodoxen Lehre, die allein eine so wunderbare und heilbringende Wirkung auf einen Andersgläubigen hervorzubringen vermochte, der noch kurz zuvor mit ganzer Seele an dem römischen Katholicismus hing, zu dem er von seiner Geburt an gehörte, in dem er erzogen und dem er mit voller Hingebung diente."

Zu einem so merkwürdigen Schlusse dürften sich Andere ihre eigenen Gedanken machen. Da, wie die Geschichte der Häresieen aller Jahrhunderte lehrt, es zu allen Zeiten Leute à la Bierring gegeben, welche von der katholischen Kirche, zu der sie „von Geburt an gehörten", apostasirten, so hätten wir nach der Logik des Oberprocurators des russischen heiligen Synod ein „unantastbares Zeugniß der inneren Kraft" aller Häresieen.

Da die Affaire Bierring zu einer solchen Wichtigkeit aufgeschraubt wurde, wandten wir uns brieflich nach Baltimore und erhielten von einem seiner ehemaligen Bekannten folgende Aufschlüsse:

Daß er Theologe sei, früher Missionär in Lappland war, davon weiß ich kein Wort, vielmehr sagte er mir, er sei Offizier in der dänischen Armee gewesen. Im erzbischöflichen Seminar zu Baltimore war er nie. Die Redemptoristen gründeten in Baltimore eine höhere Schule, in der er als Lehrer wirkte, auch gab er für die Jünglinge oder für deren Bibliothek hie und da Vorlesungen zum Besten, um für sich einige Nebenverdienste zu erwerben. Später verliebte er sich in eine schwäbische Wittwe, eine Putzmacherin, weil er glaubte, sie könne für seinen Unterhalt sorgen, und heirathete sie, worauf sie auch katholisch wurde. Seiner Heuchelei wegen verlor er seine Stelle als Lehrer an vorbenannter Schule, gründete hierauf im Grundbau einer protestantischen Kirche eine englisch-deutsche Elementarschule, machte viele Schulden und verdustete in einen andern Stadttheil. Dort erwarb sie das Nöthige für ihn mit Waschen und Bügeln, bis er von den Russen adoptirt ward. Ich bin der festen Überzeugung, daß er nur katholisch geworden war, weil er glaubte, die Katholiken würden ihn ernähren. Den Priestern gegenüber war er ein Heuchler, sonst hatte er eine böse Zunge über dieselben und über alle Einrichtungen in der Kirche. Er selbst hielt sich für einen Ausbund von Gelehrsamkeit, doch konnten andere Leute dieselbe nicht bei ihm entdecken. Der ganze Mensch ist nichts als Humbug und Schwindel und wir gönnen ihn den Russen von Herzen.

Das also ist jenes auserwählte Gefäß des heiligen Geistes, dem

Digitized by Google

Graf Tolstoy über drei Seiten gewidmet hat. Zwei Dinge werden hiedurch klar: erstlich der Werth unserer officiellen Broschüre, welcher derartige Verstöße gegen die Wahrheit nachgewiesen sind; zweitens die innere Hohlheit einer „religiösen Bewegung", deren „Leiter" und vornehmste Zierde unser Bierring ist. Man wird auch begreifen, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen und die erwarteten „Folgen" (S. 7) nicht in Erfüllung gingen. Tolstoy gesteht den „an Zahl nur geringen Übertritt von bedeutenden Männern aus der katholischen in die orthodoxe Kirche" ein. Zwar wurde Bierring, der auf seine Bitte „in den Bestand des rechtgläubigen Klerus aufgenommen und zum Priester ordinirt worden war," nach New-York „abgefertigt, um dort eine orthodoxe Hauskapelle zu errichten, zu deren Vorsteher er selbst ernannt wurde." Allein von wirklich erfolgten Resultaten verlautet keine Silbe; nur der brieflich ausgedrückte „Wunsch" von drei Geistlichen der Episcopalkirche, von einem katholischen Geistlichen von Oregon, einem andern Geistlichen und von sechs Psalmisten der Insel Haiti, orthodox zu werden, wird mitgetheilt; zum Trost über die Geringfügigkeit der Leute wird beigefügt: auch die Parochianen jener Geistlichen seien, „so viel ersichtlich", einverstanden.

Außerhalb Rußlands hat aber Niemand etwas davon gehört. Unser oben bezeichneter Correspondent schreibt hierüber: „Von Bierrings erfolgreichem Wirken in New-York für das Schisma weiß dort kein Mensch etwas. Seinen sogenannten Gottesdienst hält er in seinem Privathause und drei bis vier Personen des russischen Consulates besuchen denselben. Zu uns kam seiner Zeit ein Attaché des Prinzen Alexis und erkundigte sich nach dem Vorleben des Bierring und diesem haben wir ihn wahrheitsgetreu geschildert. Wie lange er noch fortspucken wird, bis den Russen die Augen aufgehen und die Rubel ausbleiben, muß die Zukunft lehren."

Solch' eine Bewandtniß hat es mit der „von jenseits des Oceans herüberschallenden, von Wahrheit und Aufrichtigkeit erfüllten Stimme Bierrings" und mit der Behauptung, daß „in jenen fernen Gegenden die Übertritte zu unserer Kirche sich mehren" (S. 8). Von derselben Bewegung auf russischem Boden weiß Tolstoy nicht viel zu sagen, 21 Czechen in Petersburg, „außerdem in noch andern Gegenden Rußlands, wo sich czechische Ansiedlungen befinden, Beispiele von Conversionen derselben," und die „mehrerer Bewohner in unseren westlichen Gouvernements," mit solch' bescheidenen Worten muß sich selbst Tolstoy zufrieden geben.

Digitized by Google

Um so voller nimmt Tolstoy den Mund, da es gilt, die gewaltsame Russificirung und Schismatisirung der „westlichen und der an der Weichsel belegenen (sic) Gouvernements", d. i. des unglücklichen Polens, in die lachendsten Farben zu kleiden. Eine mehr als eherne Stirne gehört dazu, wieder an die Spitze die „Bemühungen und väterlichen Belehrungen der Kirche" zu stellen, welcher dieser Erfolg und mithin „ein erhabenerer und ihrer Größe würdigerer Glanz" zu verdanken sei.

Die russische Kirche ist andern Gläubigen gegenüber nicht viel mehr als ein Leichnam, darauf werden wir bald zurückkommen. Die Waffe des Popen ist und war niemals die apostolische Lehre, sondern die Gewalt, welche er dem Czarenthum als gefügiges Werkzeug entlehnte; wenn er als Missionär erscheint, so kömmt er von Kosaken und Bütteln begleitet. Russische Politik, russische Gesetze und russischer Zwang haben das Bekehrungswerk in die Hand genommen, und nirgends ist die russische halbasiatische Barbarei so klar zu Tage getreten, als auf kirchlichem Boden, in der Beförderung der Orthodoxie. Noch vor zwei Jahrhunderten gab Alexei Michailowitsch, der zweite Herrscher des jetzt regierenden Hauses Romanoff (1645—76), ein Gesetzbuch, nach welchem Verführer von Orthodoxen zu einem andern Glauben „ohne Erbarmen durch Feuer zu verbrennen" sind. Der Schrecken vor dieser Strafe ist bis in die neueste Zeit nicht erloschen [1]. Auch dann, ja gerade dann, wenn der Czar die Kirche ihrer Würde als Freie entkleidet und zur Dienstmagd seiner Launen herabwürdigt, weiß er sich mit dem Glorienschein des Eifers für den Glauben zu umhüllen. Der nämliche Kaiser, Peter I., der die Verfassung seiner Kirche umstürzt, nennt sich in der aus eigener Machtvollkommenheit erlassenen neuen Kirchenordnung den „Beschützer der Orthodoxie", und diese Bezeichnung ist in das russische Gesetzbuch aufgenommen. Katharina II., die Gönnerin der französischen Encyclopädisten, nennt sich in denselben Briefen an Voltaire, in welchen sie sich über die Sacramente ihrer Kirche und alles Heilige moquirt, „Haupt

[1] Als eine junge russische Fürstin, eine der einnehmendsten Damen in St. Petersburg, convertirte, machte sie ihr Schwiegervater auf die Strafen, unter andern auf die des Feuers, aufmerksam, welche das Gesetz über Jene verhängt, die der russischen Religion entsagten, um eine andere anzunehmen. Die Fürstin zog sich auf ihr Zimmer zurück und streckte, gleichsam zur Vorbereitung auf's Martyrium, den Finger in's Feuer, bis ihr der Schmerz die Besinnung raubte. Carayon, documents inedits concernant la Cie. de Jésus XX. S. 270.

Digitized by Google

der Kirche". Den gleichen Namen legt sich Kaiser Paul in seiner Erbfolgeordnung bei und er selbst war so von dieser Wahrheit überzeugt, daß er eines Tags die heilige Messe lesen wollte und Graf Rostopschin ihn von dem Gedanken nur durch die Vorstellung abbringen konnte, er sei zweimal verheirathet gewesen und demgemäß durch die kirchlichen Canones verhindert. Das schönste Feld nun, sich den Augen der russischen Rechtgläubigen im Glanze eines Wächters und Protectors der Orthodoxie zu zeigen, bot die Verfolgung der Katholiken. Ihre geringe Zahl mochte sie ehemals besonderer unliebsamer Aufmerksamkeit entzogen und ihnen Duldung zugewendet haben. Kaum aber war das arme Polen an Rußland gefallen, so unternahm auch schon Katharina II. den Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche, allerdings zunächst nur gegen die griechisch-katholische oder unirte. Wohl hatte sie im Warschauer Theilungsvertrag vom 18. September 1793 (Art. 8) und in dem von Grodno vom 13. Juli 1793 den Polen die Rechte der katholischen Kirche beider Riten, die Freiheit der Religion, den Besitz der Kirchengüter, kurz, den status quo heilig verbrieft. Aber über solche Skrupeln durfte sich eine Frau hinwegsetzen, welche ihren eigenen kaiserlichen Gatten aus dem Wege zu räumen kein Bedenken getragen hat. Interessant ist nur, daß es ein russischer Minister Schischkow ist, der sich offiziell und unumwunden über ihren grausamen Plan ausgesprochen hat, und daß dieß gegenwärtig in Petersburg ungenirt entschleiert werden durfte. Katharina hob vertragsbrüchig sogleich alle unirten Bisthümer bis auf eines auf, und schon unter ihr begannen die berüchtigten Missionen der schismatischen Popen, welche von Bewaffneten begleitet, die unirten Diöcesen durchzogen. Das Werk der Zerstörung vollbrachte Kaiser Nikolaus und Europa hat es mit Schaudern vernommen. Mit welchen Mitteln der Gewalt, der List und der Grausamkeit gegen zwei Millionen Unterthanen verfahren wurde, ist bekannt. Doch wie erschütternd es auch war, was hierüber vernommen worden, die Wirklichkeit, welche Moroschkin enthüllte, überbot Alles[1]; solch' eine bodenlose Heuchelei und solch' eine beispiellos raffinirte Perfidie, mit der man systematisch an die Ausrottung der unirten Kirche 12 Jahre lang (1827—39) zu Werke gegangen war, hatte man nicht einmal in Rußland für möglich gehalten. Den Schluß bildete der Verrath und die

[1] Vgl. P. Martinov, Le plan d'abolition de l'église grecque unit, p. 5 und diese Zeitschrift 1873, V. S. 405.

Digitized by Google

Apostasie dreier Bischöfe auf der Synode zu Polock (12. Februar 1839), von welcher ein protestantischer Geschichtschreiber sagt: „Nie sah die Welt ein schändlicheres Gaukelspiel als diese.“ Ihr präsidirte Tolstoy's Vorgänger, Graf Protassoff. Unser anonymer Russe hat ihm und seinen „Gewaltthaten“ und dem „Zerstörungswerk“ ein eigenes Kapitel (S. 93ff.) gewidmet, das mit den Worten beginnt:

„Ein Gesetz, eine Sprache, ein Glaube“ lautet der Wahlspruch, in welchem der Kaiser Nikolaus sein politisches Glaubensbekenntniß zusammengefaßt hatte. Jede dieser drei Allerhöchsten Ideen war durch einen besondern Genius vertreten, der Genius des einen orthodoxen Glaubens, welcher Katholiken, Juden und Protestanten als kaiserlich approbirte Staatschaussee zum Himmelreich octroyirt werden sollte, trug eine rothe Husaren-Uniform, führte statt der Fittige klingende Kavallerieſporen und schwenkte einen gewichtigen Pallasch in Händen; dazu bestimmt, abwechselnd Sr. Majestät Leibhusaren-Regiment auf der Bahn ruhmreicher Paraden und Manöver voranzuglänzen und den im „heiligst dirigirenden Synod“ vereinigten Erzvätern den Weg in's Himmelreich zu zeigen .. Er hatte die Aufgabe übernommen, der Trägheit und Apathie des rechtgläubigen Pfaffenthums die Dosis von Fanatismus und Intoleranz einzuimpfen, welche erforderlich war, um die Staatskirche gegen die übrigen christlichen Bekenntnisse auf die Beine zu bringen und zu einem Instrument der Uniformitätspläne des Kaisers zu machen. Dazu bedurfte es eines Mannes, der die Qualitäten des bureaukratischen Despoten mit denen des Fanatikers und zwar des Fanatikers aus Reflexion, in der richtigen Mischung verband. Diese Eigenschaften in ihm erkannt zu haben, gehört zu den größten Verdiensten unsers „unvergeßlichen“ Horts der Interessen des christlichen und conservativen Europa.“

„Mit den Unirten sind wir fertig, jetzt wollen wir uns an die Lateiner machen,“ das ist das bekannte Wort des Kaisers Nikolaus an Benkendorf, und er hat es leider nur allzu treu zur Wahrheit werden lassen. Man lese, was in dem barbarischen Strafcodex vom J. 1846, besonders Art. 195—205, gegen den Übertritt zum katholischen Glauben und gegen Verführung dazu (und was läßt sich in Rußland nicht Alles unter den Hut bringen!) bestimmt ist[1]. Wer sich letzterer schuldig macht, wird nach Art. 195 zum Verlust aller Rechte und Privilegien seines Standes und zur Verbannung in die Gouvernements Tobolsk oder Tomsk (Sibirien) verurtheilt. Ist er durch das Gesetz von körperlichen Strafen nicht ausgenommen (das ist nur ein Vorrecht des Adels, welches ein Ukas in jedem Augenblick dem Adeligen entziehen kann), so erhält er 50—60 Ruthenstreiche vor seiner Abführung zu ein- bis zweijähriger Zwangsarbeit. Hat er bei seinem Bekehrungsversuch zudem „eingeschüchtert oder Gewalt angewendet, so

[1] Galitzin, L'église greco-russe. Paris 1867, p. 107. Correspondant, 25 juillet 1856, p. 645 sq.

Digitized by Google

wird er zum Verluſt ſeiner Rechte, zum Exil nach Sibirien und wenn er von Körperſtrafen nicht befreit iſt, zu 10 bis 20 Hieben mit der Knute durch Henkershand verurtheilt.“ Man bemerke wohl, daß ſolch' ein einziger Hieb zuweilen genügen kann, um das Leben zu nehmen. Wer von der orthodoxen Kirche zu einer andern ſich wendet, wird nach Art. 196 der ruſſiſch-ſchismatiſchen „Kirchenbehörde ausgeliefert, um nach den Canonen der (ſchismatiſchen) Kirche behandelt zu werden. Bis er zur Orthodoxie zurückkehrt, ergreift die Regierung die (echt ruſſiſchen!) Maßregeln, um ſeine minderjährigen Kinder (und ſeine Leibeigenen) vor Verführung zu bewahren. Seine von Orthodoxen bewohnten Güter werden unter Vormundſchaft geſtellt und ihm iſt nicht geſtattet, daſelbſt zu wohnen.“ Art. 197: „Wer durch eine Rede oder Schrift Orthodoxe zu verleiten ſucht, zu einer andern chriſtlichen Confeſſion überzutreten, wird für dieſes Verbrechen das erſte Mal zum Verluſt gewiſſer Rechte und Privilegien und zu 1—2 Jahre Correctionshaus, das zweite Mal zu 4—6 Jahre Feſtung, das dritte Mal zum Verluſt aller ſeiner Rechte und Privilegien und zum Exil in die Gouvernements Tobolsk oder Tomsk mit ein- bis zweijährigem Gefängniß beſtraft. Iſt er von Körperſtrafen nicht ausgenommen, ſo erhält er 60—80 Ruthenſtreiche, bevor er zu zwei- bis vierjähriger Zwangsarbeit geſchickt wird.“ Art. 198 verurtheilt Eltern, die ihre Kinder in einem andern Glauben erziehen, als in dem orthodoxen, zu dem ſie ruſſiſches Geſetz verpflichtet. Art. 200 verpflichtet den Mann, ſogar ſeine Frau und ſeine Kinder zu denunziren, wenn dieſe die Abſicht haben, ſich vom Schisma loszuſagen. Art. 204 beſtraft Geiſtliche, welche ohne Autoriſation (die ſie nota bene nie erhalten) heterodoxe ruſſiſche Unterthanen in ihre Glaubensgemeinſchaft aufnehmen (alſo auch wenn z. B. ein katholiſcher Geiſtlicher einen Muhammedaner auf deſſen Bitte in der Todesſtunde taufen würde). Mit dieſen Artikeln halte man Art. 167 zuſammen, welcher beſtimmt, daß das „Verbrechen“ des Abfalls von der Orthodoxie ohne Verjährung fortbeſteht, „bis man in den Schooß der Nationalkirche zurückkehrt.“ Man erwäge endlich zu alledem, daß alle Kinder gemiſchter Ehen, in welchen ein Theil der orthodoxen Kirche angehört, in derſelben erzogen werden müſſen und alle in katholiſchen Kirchen eingeſegneten gemiſchten Ehen für null und nichtig erklärt ſind (Art. 71 u. 74 und Ukas v. J. 1832), ſo hat man einen kleinen Geſchmack von den „väterlichen Belehrungen“, denen das Schisma ſeinen „Glanz“ verdankt. Und doch bildet dieſer Strafcoder

Digitized by Google

nur einige Räderchen im Uhrenwerk der russischen Staatsmaschine. Uns fehlt der Raum, auf alle die Ukase hinzuweisen, welche dazu dienen sollen, der katholischen Kirche auf infernale Weise alle Adern zu unterbinden und langsam, ohne Aufsehen, das Lebenslicht auszublasen. Kein freier Verkehr zwischen dem Papst und den Bischöfen, zwischen den Bischöfen und Klerus und Volk, kein Hirtenbrief und keine Predigt ohne Censur, keine Veröffentlichung päpstlicher Bullen oder Breven, kein frisches selbstständiges Ordensleben[1] ist gestattet. Der Bau neuer Kirchen, die Restauration der alten (in Polen) ist verboten. Der Unterricht der künftigen Priester wird vergiftet, die Bischofsstühle läßt man verwaist und ähnlich, wie die schismatische Kirche durch den „heiligen Synod", soll die katholische durch das (vom Papste excommunicirte) oberste Kolleg zu einem Staatswerkzeug degradirt werden.

(Schluß folgt.)

D. Rattinger S. J.

Luise de Carvajal y Mendoza.

Ein Bild aus Tagen der Verfolgung.

Es war am 1. Mai des Jahres 1606, als eine schwarzgekleidete, verschleierte Dame von Dover aus, nur in Begleitschaft weniger Diener, durch die Grafschaft Kent gegen London hin ritt, einem Landhause zu, das ungefähr eine Tagereise weit von der großen Handelsstadt entfernt an der Themse gelegen war. Ihr ganzer Aufzug, noch mehr aber ihre Stimmung, stach sonderbar von dem Jubel und der Freude ab, die sie von allen Seiten umgaben.

Ringsum die Natur in schönstem Frühlingsschmucke. Feld und Wald in frisches Grün gekleidet, Hügel und Ebene mit einem bunten Blumenteppich geziert, jedes Dorf mit seinem Maibaum versehen, jede Hütte mit grünen Zweigen geschmückt, und um den Maibaum mit seinen flatternden Wimpeln und Fahnen tanzte die Jugend mit lautem Halloh den alten berühmten Mohrentanz, der, den Puritanern zum Hohne, unter Jakob I. wieder zu Ehren gekommen war. Da sah man die alten, drolligen Figuren der früheren Volks-

[1] Im Jahre 1832 wurden von etwa 300 Klöstern der altpolnischen Provinzen 202 aufgehoben oder den Schismatikern übergeben; im Jahre 1829 wurden die Noviziate geschlossen; ob solche wieder eröffnet werden durften, ist uns nicht bekannt; ein Ukas vom Jahr 1828 gestattete den Eintritt in ein Kloster nur mit der (nie ertheilten) Erlaubniß des Cultusministers.

Digitized by Google

poesie, den tollen Wegelagerer Robin Hood und seinen närrischen Genossen Little John (Kleinhans) und den Bruder Tuck und die Jungfer Mariann, das Herenpferd und den Drachen, beide aus Pappendeckel dargestellt, den Pfeifer und den Hanswurst, umringt von den berühmten Armbrustschützen und festlich bekränzten Knaben und Mädchen, sich munter im Kreise drehen. Da erschollen die alten, populären Melodieen und die Volkswitze, die sich im Liede von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und die das „reine Evangelium" nicht auszurotten, wohl aber fanatisch auszubeuten und wilder und ausgelassener zu machen verstand.

Mitten durch dieß Freudengetümmel, das sich fast von Dorf zu Dorf wiederholte, zog die kleine Karawane ernst und still ihres Wegs, alle höchst einfach gekleidet, kaum einige Worte wechselnd, die Dame vor allen, deren Gefolge die Anderen bildeten, in tiefes Schweigen versunken. Sie schien weder die malerischen Landschaften, die sie durchzog, noch den Freudentaumel des Volkes irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen. Nur wenn ein Kirchthurm sich zeigte, heftete sie ihr schönes, dunkles Auge, das die Tochter des Südens verrieth, wohl einen Augenblick auf denselben, senkte es aber bald mit noch tieferer Wehmuth, als zuvor — wie der Blick eines schmerzlich Enttäuschten, zur Erde.

Ihre Seele war mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als mit Frühlingslust und Lenzesfreude, mit der Physiognomie eines noch nie gesehenen Landes und dem tollen Jubel einer ausgelassenen Jugend. Ihr Blick ruhte auf demjenigen, der einst auf die Erde niederstieg, um den Fluch der Sünde von ihr wegzunehmen und ihr den wahren Gottesfrieden zu bringen, der noch nicht aufgehört, durch seine sacramentale Gegenwart dieß heilige Werk der Liebe zu vollziehen und den himmelanstrebenden Dom wie die stille Waldkapelle zum wahren Gottestempel zu consecriren. Diesen Einen vermißte sie. Sie sah sein Tabernakel erbrochen, seine Tempel entweiht, sein einst so treues England um den Schatz des wahren Glaubens betrogen, seine Jugend im hoffnungslosen Freudentaumel dem Verderben entgegeneilen, und die noch treugebliebenen Katholiken einer harten, blutigen Verfolgung preisgegeben. Obwohl sie selbst einer andern Nation angehörte und zwar jener Nation, die noch vor kurzen Jahren England auf Tod und Leben bekriegt hatte, so liebte sie dieß Land mit der innigsten, schönsten, uneigennützigsten Liebe; sie hatte Heimath, Verwandte, den blühendsten Reichthum und die glänzendste Stellung des Lebens geopfert und war herübergekommen aus dem schönen Lande des Südens, um in Ungemach und steter Gefahr den Martyrern Englands zu dienen, und wenn möglich mit ihnen die Krone des Martyriums zu theilen. Das war ihre Absicht, der einzige Wunsch ihres Herzens, der Lebensplan, dem sie die göttliche Gnade nach langen Jahren der Dunkelheit und des Kampfes endlich klar und licht zugeführt hatte.

Diese merkwürdige Mission, die in der Martyrergeschichte der ersten Jahrhunderte kaum ein völlig entsprechendes Analogon findet, und ihre ebenso standhafte und heldenmüthige Durchführung machen Luise de Carvajal

Digitized by Google

zu einer ebenso anziehenden, als geschichtlichen und denkwürdigen Persönlichkeit, deren Name im Andenken eines jeden treuen Katholiken einen Platz verdient[1].

Luise de Carvajal (spr. Carvachall) wurde zu Xaraizejo (spr. Charaizecho), einer Stadt unweit Placentia in Spanien, am 2. Januar 1568 geboren. Ihre Eltern gehörten dem ältesten spanischen Adel an, der Vater dem Hause der Carvajal y Vargas, die Mutter dem erlauchten Geschlecht der Mendoza y Pacheco. Ihr Vater war von Philipp II. zur höhern Magistratur ausersehen worden, starb aber kurze Zeit, nachdem er sein Amt als Gouverneur des Corrigimiento von Leon angetreten. Ihr Onkel und Pflegevater, Don Hurtado de Mendoza, war ein durch Talent wie durch allseitiges Wissen hervorragender Staatsmann, bekleidete 7 Jahre den spanischen Gesandtschaftsposten am deutschen Kaiserhof und ward nachher Mitglied des königlichen Raths und Vicekönig von Navarra. Ein anderer naher Verwandter Luisens, Bernardo de Royas, war Großinquisitor, Cardinal und Erzbischof von Toledo, ihre Großtante, Donna Maria Chaçon, Erzieherin des Prinzen Don Diego und Ehrendame seiner ältern Schwestern.

In diesem ritterlichen Spanien, wo alter Adel und die Nähe des Thrones gar viel galten, wo die Galanterie des Mittelalters mit den Formen neuer Etikette sich zum feinsten Hofleben verband, wo eine neue Blüthenperiode der Poesie eben erst begann und die religiösen und nationalen Helden des Landes mit Sternen und Blumen umkränzte, lachte dem Kinde eine Zukunft, wie sie sich wohl nicht schöner hätte erträumen lassen. Das spanische Reich war ein Reich, wo die Sonne nicht unterging, und sein König trug sich mit dem großen Gedanken einer Universalmonarchie. Das ferne Indien, für jene Zeit noch ein Feen- und Zauberland, sandte seine Schätze an den Hof von Madrid, und die Dramen Vega's und seiner Schule zeigen uns noch heute in lebendigem Spiegelbild, welche Fülle von Romantik das Hofleben und Volksleben Spaniens durchströmte.

Diesem reichen poetischen Weltleben, dem hundert spätere Dichter ihre Stoffe, Motive und Formen entnahmen, ging eine andere Lebensströmung zur Seite, die ich gemäß der modernen Sprachverwirrung die jesuitische

---

[1] Die Biographie der merkwürdigen Dame wurde kurze Zeit nach ihrem Tode von dem Licenciaten Luis Muñoz bearbeitet und erschien 1632 zu Madrid unter dem Titel: „Vida y virtudes de la venerable Virgen Donna Luisa de Carvajal y Mendoça, su jornada a Inglaterra, y sucessos en aquel reyno." Lady Georgiana Fullerton hat ihren vielen Verdiensten um die katholische Literatur in England letztes Jahr auch jenes hinzugefügt, das spanische Werk in einer trefflichen englischen Biographie zu verwerthen: The Life of Luisa de Carvajal, by Lady Georgiana Fullerton. London 1873. Diesem Buch haben wir hauptsächlich vorliegende Skizze entnommen, mit dem Wunsch, es möge dasselbe bald allen unsern Lesern in einer guten deutschen Übersetzung zugänglich sein.

Digitized by Google

nennen müßte, obwohl sie ihre Anfänge aus Zeiten datirt, wo es noch keinen Jesuitenorden gab. Der Hof selbst stand zum guten Theil in dieser religiösen, einfach katholischen Strömung. Karl V., der große Beherrscher zweier Welten, hatte seine Tage in einem Kloster beschlossen, der Herzog von Gandia, einer seiner tüchtigsten Beamten, sein Galakleid mit dem Gewande der Armuth vertauscht, ein strenger Franziskaner im Purpur des Cardinals Jahre lang über Spanien geherrscht, das Ordensleben einen Aufschwung genommen, wie ihn Spanien Jahrhunderte lang nicht geschaut. Söhne der höchsten Familien strömten den Ordenshäusern zu, die vornehmsten Edelfräulein den strengen Klöstern der hl. Theresia, und die Großen Spaniens waren weit entfernt, über eine solche Erscheinung stutzig oder unwillig zu werden. Galten doch die christlichen Bannerträger der christlichen Vollkommenheit eben so gut für einen Ruhm des Landes, als der große Capitän oder der eiserne Herzog von Alba. Von ihnen ging ja zumeist die katholische Bewegung aus, welche die katholischen Länder von Innen aus regenerirte, von ihnen der kühne Unternehmungsgeist, der die neuen Welten für Christus zu erobern im Begriffe stand. Philipp selbst, der endlos verleumdete und karrikirte Philipp, war ein katholischer Monarch, geschmückt mit vielen Tugenden eines wahrhaft christlichen Regenten. Sein Hof stand mit den Heiligen jener Zeit in vielfacher, mittelbarer und unmittelbarer, Berührung, und was die protestantische Geschichtsbaumeisterei Bigotterie nennt, ist bekanntlich nichts weiter, als der glühende, lebendige Glaube, der den Hof von Spanien belebte, und der heiligende Einfluß, den ein echt katholischer Adel dem Klerus und dem Ordensleben verdankte. Selbst die leichtsinnigen Theaterproduktionen jener Tage legen Zeugniß davon ab, daß der Glaube eben alle Sphären des Lebens beherrschte und jene Art von Frivolität unmöglich machte, welche das eigentliche Lebensmark der Völker zerfrißt.

Dem heitern Weltleben und der ernsten religiösen Strömung jener Tage gesellte sich noch eine dritte Strömung zu, ein Leben des Kampfes und der Verfolgung. Spanien hatte nicht nur seine weltlichen Größen und seine heiligen Bekenner, es hatte auch Martyrer. In demselben Jahre, da Luise geboren ward, hatte der Apostat Fernando de Valor als Mohammed Ben Humaya, König von Granada und Cordova, die Moriskos von Südspanien zu einem neuen Waffenbunde gesammelt und das Banner des Aufruhrs in den Alpujarras erhoben. Ein mißlungener Sturm auf Granada entmuthigte diese Rebellen nicht, wohl aber steigerte er ihren Fanatismus zum blutdürstigsten Wahnsinn. Durch eine Schaar von Banditen verstärkt, durchzogen sie die Alpujarras und forderten die Bewohner mit Schwert und Feuer zum Abfall auf. Da erneuerten sich denn alle Gräßlichkeiten der alten Christenverfolgungen, da erneuerten sich aber auch alle jene Züge des Heldenmuths und der Glaubensstärke, deren Zeuge einst das alte Rom gewesen. Priester und Laien, Männer aller Stände, selbst hilflose Frauen und Kinder wurden aufs grausamste gequält und zu Tode gepeinigt, schaarenweise die Christen zusammengehauen; selbst die Leichen der Martyrer wurden mißhandelt und den Hunden vorgeworfen.

Digitized by Google

In Concha bei Poqueyra flohen die Christen in einen Thurm, man legt Feuer an, zwang sie so herunterzukommen, warf sie, ihrer 38 an der Zahl, in's Gefängniß, bot 19 Tage lang alles Erdenkliche auf, sie zum Abfall zu bringen, und hieb sie dann, da Alles umsonst war und sie sich noch gegenseitig zum Martertod ermunterten, erbarmungslos in Stücke. In Portugos, Distrikt Ferreyra, flohen ebenfalls die Christen in ihrem Schrecken in den Kirchthurm, aber auch hier ward Feuer angelegt, alle wurden gefangen genommen, zu vier und vier getödtet; unter ihnen eine bekehrte Moriska, welche man um jeden Preis wieder gewinnen wollte, welche aber mit Standhaftigkeit alle Anträge abwies und aller Drohungen spottete, bis sie unter freudevoller Danksagung den Todesstreich empfing. In Massina wurde der Vikar aus dem Fenster seiner Wohnung geworfen und unten vollends in Stücke gehauen, während zwei andere Geistliche und vierzehn Christen unter den Säbelhieben der Räuber fielen. Als diese zu Pitres Kirche und Wohnung geplündert hatten — denn Plündern ist bei Verfolgungen doch auch immer eine Hauptsache — wurden die gefangenen Christen rasch hingeschlachtet. Dem Priester aber und seiner greisen Mutter behielt man einen recht qualvollen, langsamen Tod vor. Er ward an einem Flaschenzug oben an den Kirchthurm gezogen, dann in einem plötzlichen Ruck fallen gelassen, wobei er Arme und Beine brach, dann halbtodt geschlagen, ein Strick um seinen Hals geschlungen und so von einem Moriskoweibe, das ihn mit Nadeln, Messer und Scheere zerquälte, herumgeschleift, bis er endlich seinen Geist aufgab. Eine ähnliche Behandlung erlitt seine Mutter, die mit ihm die übrigen Gefangenen zur Standhaftigkeit im Glauben errmahnt hatte. Bei einem andern Überfall sah ein Morisko, der eben ein großes Kruzifix durch eine Kloake zog, einen christlichen Arzt und rief ihm zu: „Hund, da ist dein Schöpfer, kannst du ihm nicht helfen?“ Der wackere Mann warf sich alsbald auf die Kniee, küßte ehrfurchtsvoll das Kreuzesholz, legte laut das Bekenntniß seines Glaubens ab und fiel im selben Augenblick, von den Lanzen der Umstehenden durchbohrt, als Opfer und Zeuge seines Glaubens. Der Priester von Andarax wurde auf einer Kohlenpfanne gebraten und als diese Todesart die zuschauenden Weiber zu langweilen begann, mit Messern und Nadeln zu Tode gefoltert; ein anderer Priester wurde kopfabwärts an einen Baum gehängt, der Strick um seinen Nacken wurde mit dem andern Ende um den Hals eines zweiten Priesters geschlungen, so daß sich die zwei Schlachtopfer unter dem lauten Jubelruf der zuschauenden Menge gegenseitig erdrosseln mußten. Sogar Kinder triumphirten über die Schwäche ihres Alters und die Wuth des Verfolgers. Gonzalo de Valcazar, ein Knabe von 11 Jahren, war mit seinem Vater und anderen Christen in die Kirche geflohen. Als die Mutter, Isabel de Melgar, von der Gefahr ihres Mannes und Sohnes hörte, verließ sie augenblicklich ihr früheres Versteck und eilte herbei, um ihren Lieben entweder Hilfe zu bringen oder mit ihnen zu sterben. Sie traf ihr Kind, wie es eben den Vater ermuthigte, standhaft den Tod um der ewigen Palme willen zu leiden. Und als der Martyrer unter dem tödtlichen Streich zusammenbrach, wandte der Knabe sich ungebeugt und unerschrocken an die Mutter,

Digitized by Google

um auch ſie zu ſtärken für den großen Kampf. Umſonſt ſuchten die Moriskos, ihm eine ſcheinbare Abſchwörungsformel zu entlocken, umſonſt wurden Schmeicheleien und Drohungen erſchöpft, der tapfere Knabe hörte nicht auf, ſeiner wehklagenden Mutter und ihren Begleiterinnen zuzuſprechen: ſie ſollten Muth haben, denn es gelte für Chriſtus zu ſterben. Ja als man ihn aus der Kirche von ſeiner Mutter wegſchleppte, da wandte er ſich an einen nur wenig älteren Leidensgefährten und ermahnte dieſen, ſich mit ihm zu freuen und mit ihm zu ſterben. Und in der That wurden Beide zur ſelben Zeit mit der Krone des Marterthums geſchmückt.

Obwohl der Schauplatz dieſes wunderbaren Heroismus der Lebensſphäre Luiſens ferne lag, ſo verweilte ich doch abſichtlich etwas eingehender bei dieſen Zügen, weil ſie geeignet ſind, einiges Licht auf den einen großen Grundzug ihres Lebens zu werfen. Geboren und erzogen im vollen Sonnenſchein irdiſcher Gunſt und Größe, reich, ſchön, intelligent, liebenswürdig, mit hoher poetiſcher Begabung und dem edelſten Charakter ausgeſtattet, hätte ſie nur zuzugreifen gebraucht, um an dem ſpaniſchen Hofe die Rolle einer glänzenden Schönheit zu ſpielen, eine wahre Zierde der höchſten Kreiſe der Geſellſchaft zu ſein. Eben ſo leicht wäre es ihr geweſen, einer ihrer vornehmen Freundinnen in's Kloſter zu folgen und der Welt eines jener großartigen Beiſpiele von Entſagung zu geben, welche den Glauben und die Hochherzigkeit jener Zeit charakteriſiren. Aber weder das Eine noch das Andere war ihr genug. Der Grundgedanke ihres Lebens war das Martyrium, die Grundkraft ihres Lebens jener religiöſe Heldengeiſt, der die Martyrer von Granada beſeelte, und der ſich in ihr durch lange, ſtandhafte Übung des Gebets und der Selbſtverläugnung entwickelte.

Die Kinderjahre ſind für den Biographen meiſt ein unergiebiges, oft ſchwieriges Kapitel. Die Charaktere ſind da, ſo gut wie die Geſichter, einander vielfach ähnlich und unentwickelt. In dem blumen- und ſchmetterlingsartigen Leben des Mädchens iſt das wohl noch mehr der Fall, als beim Knaben. Was Luiſens Kinderjahre in etwa auszeichnete, war früher Ernſt, Wahrheitsliebe und große Liebe zu den Armen, Charakterzüge, welche durch die ſorgliche Leitung ihrer Mutter treulich ausgebildet wurden. Als einſt eine der Zofen läugnete, was das Kind eben der Mutter geſagt hatte, mit der Bemerkung, das Kind werde wohl lügen, da warf ſich das kleine Mädchen ganz großmächtig in die Bruſt und ſagte mit echt caſtiliſcher Grandezza: „Nein, das Kind lügt nie!“ Und in der That konnte ihr Niemand im Hauſe eine Unwahrheit nachweiſen. Putz und feine Kleider liebte ſie nicht. Ebenſowenig gefielen ihr die vielen Beſuche, welche in einem ſo vornehmen Hauſe, wie dem ihrer Eltern, aus- und einſtrömten. Ihre größte Freude aber war, ihrer Mutter möglichſt recht viele arme Kinder von ihrem Alter zuzuführen und denſelben Süßigkeiten, die ſie erſpart hatte, auszutheilen. Wenn ſie es einrichten konnte, mit dieſen, ihren liebſten Spielgenoſſen, allein zu ſein, dann holte ſie ihre Puppen und ihr Spielzeug hervor, beluſtigte ſich mit ihnen und verſchenkte zuletzt Alles, was ſie hatte. Ganz auffallend bei einem ſo ſorgſam und vornehm erzogenen Kinde war ſeine Liebe zur Strenge und Armuth. Kaum vier

Digitized by Google

Jahre alt, zeigte es eine ganz besondere Vorliebe für die unbeschuhten Carmeliten und fing gleich an, sie nachzuahmen, indem es auf der Straße die Schuhe auszog und sie unter dem Vorwande, es seien Steinchen drin, gar nicht wieder anziehen wollte.

Das sind ein paar Züge aus den ersten sechs Jahren ihrer Kindheit. Im Jahre 1572 wurde ihr Vater von Philipp II. als Governador nach Leon berufen, und die Familie mußte das schöne, milde Placentia mit dem kalten und rauhen Bergland vertauschen. In Folge dieses Wechsels erkrankte Luise. Das anfänglich unbedeutende Wechselfieber nahm bald einen gefährlichen Charakter an und man fürchtete für ihr Leben. Mit ungewöhnlicher Geduld und Standhaftigkeit ertrug sie ihr Leiden, das die Ungeschicklichkeit einer Magd noch verschärfte. Indem diese nämlich dem kranken Kind einen Wärmekrug in's Bett legen wollte, kam sie den Füßchen zu nahe und verursachte eine sehr bedeutende und schmerzliche Brandwunde. Außer sich vor Schrecken rannte sie nach kühlender Salbe und Umschlägen, bat und beschwor das Kind, doch nicht zu schreien oder zu jammern, sie würde sonst den Dienst verlieren und mit Schimpf und Schande fortgejagt werden. Mit seltener Selbstbeherrschung unterdrückte die Kleine jeden Wehruf, so empfindlich auch ihre Schmerzen waren; die Mutter merkte den Unfall erst, als sie am folgenden Tag dem Kinde selbst die Strümpfchen auszog und Luise war durch alle Fragen und Bitten nicht zu bewegen, die Ursache der Brandwunden zu bezeichnen.

Luise genas. Aber nun erkrankte die gute Mutter in Folge von Ansteckung, die sie — die vornehme Dame — sich bei Verpflegung armer, verlassener Kranken zugezogen hatte. Don Francisco wich nicht von ihrem Lager, er drückte ihr die Augen zu, und überwältigt von der Hinfälligkeit alles Irdischen und anderseits emporgehoben von dem heldenmüthigen Beispiel seiner Frau, dachte er daran, die Welt zu verlassen, sein liebes Kind in einem Ordenshaus unterzubringen und selbst Priester zu werden[1]. Aber Gott hatte es anders geordnet. Kaum 10 Tage nach dem Tode seiner Frau erkrankte Don Francisco an derselben Krankheit, ward in wenigen Tagen von ihr dahingerafft und hinterließ Luise als vollständige Waise.

Diese Verwaisung hatte indeß bei Luisen eine ganz andere Folge, als der frühe Tod der Eltern meist für kleine Kinder zu haben pflegt. Vor Allem war dafür gesorgt, daß die treue Aya (Gouvernante), die bisher schon zum Theil Mutterstelle an ihr vertreten, bei ihr blieb und mit der Treue einer Mutter ihre weitere Erziehung leitete. Anstatt aber, gemäß dem Willen ihres Vaters, zu der Marquise de Ladrada, einer Verwandten, zu kommen, fügten es die Umstände, daß Donna Maria Chaçon sie an den Hof in Madrid verlangte und diese Forderung durch allerhöchsten Einfluß zur Geltung brachte. Sie wohnte hier in den Gemächern der Prinzessin Johanna von Portugal, welche durch einen Korridor mit einem Frauenkloster von unbe-

[1] Damals nichts so Seltenes in Spanien. Cervantes, der lustige Cervantes, starb im Franziskanerhabit. Lope de Vega wurde nach einem mehr als romantischen Leben ein sehr erbaulicher Priester.

Digitized by Google

schuhten Carmelitinnen in Verbindung stand. In den herrlichen Gemächern des Palastes wie in den ernsten Kreuzgängen des Klosters trippelte das junge Mädchen nun munter herum, lernte früh Welt- und Klosterleben kennen und ward durch seine Frömmigkeit, Bescheidenheit, seinen geweckten Geist und seine Munterkeit Jedermanns Liebling. Es hatte hier nicht so viel Gelegenheit, seinen Wohlthätigkeitssinn zu bezeigen, als da es noch bei ihrer Mutter war. Aber wo eine Gelegenheit kam, da war es gleich bei der Hand. So oft z. B. der Sammler der Armenbruderschaft erschien, nahm es ihm gleich den Bettelsack ab, hing ihn über ihre Schultern, lief in die Zimmer der Prinzessinnen und zu allen Hofdamen und bettelte selbst bei Jedermann für ihre Lieblinge, die Armen.

Neben dieser Liebe für die Armen legte sie aber auch eine stets innigere Andacht an den Tag. Die Gebete, welche die Aya sie lehrte, verrichtete sie mit so großer Innigkeit, als ob sie unsern Herrn leibhaft vor sich stehen sähe. Wo eine Gelegenheit zur Beicht war, versäumte sie dieselbe nicht. Die Señora Aillon — so hieß die Gouvernante — suchte ihr klar zu machen, sie brauche das nicht so oft zu thun. Umsonst. Kam ein Priester in das Oratorium der Infantin, so eilte sie sofort herbei und verlangte ihren Schleier, ohne den noch heute spanische Frauen und Mädchen weder der Kommunionbank noch dem Beichtstuhl zu nahen pflegen, gewiß nicht zum Nachtheil der Andacht und der Schicklichkeit.

Vier Jahre lebte Luise so zu Madrid — fast wie ein Nönnchen im Königspalast. Da erneuerte der Tod der frommen Großtante die ersten und schmerzlichen Eindrücke, welche der Tod der Mutter in dem tieffühlenden Kindesherzen hervorgebracht. Gott ging — wenn man so sagen darf — mit dieser auserwählten Seele etwas rauh und unbarmherzig um, um sie von dem glänzenden Flitter und dem bunten Spielzeug der Welt loszuschälen und der Bahn zuzuführen, auf der er sie haben wollte. Jedermann hätte gerne gesehen, wenn sie bei Hofe geblieben, besonders die Infantinnen, welche sie immer bei sich haben wollten. Auch die Aya wäre gern in Madrid geblieben. Allein Don Hurtado de Mendoza, Marquis von Almaçan, ihr Onkel, machte seine Rechte geltend und verlangte, die kleine zehnjährige Nichte mit seinen eigenen Töchtern zu erziehen. Es wurde ihm willfahrt, und Luise kam erst nach Monteguado und dann nach Almaçan, beides Besitzungen ihres Onkels. Der Marquis war damals noch in Deutschland; als er nach einem Jahr zurückkam, sah er zwar seine Nichte und seine übrige Familie für einige Tage auf dem Schlosse zu Almaçan, blieb dann aber wieder zwei Jahre als königlicher Rath in Madrid. Deßhalb fiel die Erziehung Luisens für diese Zeit wieder der Aya anheim, einer sehr tugendhaften, gebildeten Frau, die Luise zärtlich liebte und ihre Erziehung als heilige Gewissenssache betrachtete, die aber zugleich unnachsichtlich streng war und im Hause nur „die schreckliche Frau" genannt wurde. Sie ließ ihren Pflegling kaum aus den Augen, hielt jeden Roman und alle weltlichen Bücher von ihren Händen fern, gewöhnte sie an fast skrupulöse Bescheidenheit, Höflichkeit, Vorsicht im Reden, Stillschweigen, Geduld, bestrafte die kleinsten Fehler auf's strengste und sparte die Ruthe nicht.

Digitized by Google

Das war eine ernste Schule für das junge, lebendige Kind, um so mehr, als die Marquise, eine sonst freundliche Dame, die „schreckliche Frau" nicht leiden konnte und ihre Apathie theilweise auch auf die arme Luise übertrug. Das setzte kalte Blicke, schiefe Worte, harte Bemerkungen ab, die das fromme Kind mit himmlischer Geduld ertrug. Inzwischen hatte Luise neben diesen kleinen Leiden und Plackereien auch ihre Freuden und schönen Stunden. Sie lernte schreiben, rechnen und auf den Wunsch der Marquise auch etwas Latein, was damals gerade so wichtig und vornehm war, als heutzutage Französisch oder Englisch. Die zwei Töchter des Marquis, Altersgenossinnen, liebten sie wie eine Schwester. Die malerischen Ufer des Douro mit ihren Wäldern und Feldern boten die schönsten Spaziergänge und Spielplätze dar.

Jeden Tag wurde im Schloß die heilige Messe gelesen, an Sonn- und Festtagen nahm die Marquise die Kinder mit in die Stadtkirche zur Messe, Prozession, Vesper und Salve Regina. Auch pflegte sie mit ihnen an allen Festtagen die Hospitäler zu besuchen, um die Kranken zu trösten und ihnen kleine Geschenke zu bringen; an Wochentagen aber sah man sie oft zu Fuß den Priester mit dem heiligen Sakrament zu den Kranken begleiten. Hier in Almaçan war es, wo Donna Luise, 11 Jahre alt, ihre erste heilige Kommunion feierte, ein Festtag, dem sie mit der vollen Liebe ihres reinen, jugendlichen Herzens eine außerordentliche Ehrfurcht entgegenbrachte. Sie zitterte förmlich vor dem großen Augenblick, wo ihr Gott und Heiland zu ihr kommen sollte, und dachte und sprach ihren erstaunten Genossinnen nur von der Ewigkeit und ihrer Größe.

Im Jahr 1581 kam der Marquis von Madrid zurück, aber nicht um in Almaçan zu bleiben, sondern um als nunmehriger Vicekönig von Navarra seine Familie mit in seine neue Residenz Pampeluna zu nehmen. Er war ein Spanier von echtem Schrot und Korn, der sowohl seiner religiösen und politischen Richtung, als seinem Charakter nach seinen König recht entsprechend repräsentirte. Bei der Verschiedenheit jener Zeitläufte von den heutigen dürfen wir uns nicht wundern, in ihm verschiedene Eigenschaften vereinigt zu finden, die man heute selten bei einem Diplomaten suchen oder finden dürfte. Er war nämlich ein äußerst frommer, tugendhafter Christ, ein ganz eifriger Ascet, ein tüchtiger, belesener Theologe, ein gewandter Diplomat und Staatsmann und schließlich noch etwas Musiker und Poet, dabei ein ernster, ritterlicher Charakter, voll fürstlicher, imponirender Würde und Kraft. Dieser Mann nun sollte von jetzt an Luisens Führer und Lehrmeister werden, und zwar nicht etwa bloß in weltlichen Wissenschaften und in jenen Künsten, deren Kenntniß zum feineren Gesellschaftston gehört, sondern in der höchsten und schwierigsten aller Künste, in der des innern, vollkommenen Lebens. Schon beim ersten Zusammentreffen hatte der Vicekönig seine Nichte überaus lieb gewonnen, ebenso sehr, ja wie es schien fast mehr als seine eigenen Kinder; er erblickte in ihr ein so lebendiges Verlangen nach Vollkommenheit und solche Elemente gründlicher Tugend, daß er erstaunte, und als ihm seine neue Stellung die nöthige Muße gewährte, war sein Entschluß schnell gefaßt, so seltene, unschätzbare Talente nach seinem besten Vermögen auszubilden. Ihrer-

Digitized by Google

seits fühlte Luise bald, daß sie in dem strengen, aber liebevollen Onkel einen zweiten Vater gefunden, sie überließ sich mit dem unbeschränkten Vertrauen und der Liebe eines Kindes seiner Führung und lebte in der Familie, die ihr nun völlig heimisch wurde, neu auf.

Dank ihrer bisherigen sorgfältigen Erziehung und der ernsten Schule der Leiden hatte das fromme Mädchen bis dahin die Reinheit ihrer Seele frei von jeder schweren Schuld bewahrt und sich schon daran gewöhnt, auch ihre kleinen Fehler zu bekämpfen. Da der Marquis mit Recht in dieser ungetrübten Reinheit der Seele die nothwendige Grundlage weitern Fortschritts erblickte, so richtete er sein Augenmerk vor Allem darauf, sie von allen schädlichen Einflüssen und, soviel möglich, auch von allen unnützen Zerstreuungen fern zu halten. Er verhängte strenge Clausur über sie; an Neuigkeitskrämereien, Schwätzereien und kleinen Klatschereien ward ihr jegliche Betheiligung abgeschnitten; sie wurde darauf angewiesen, alle Zeit entweder im Oratorium oder in ihrem Zimmer oder auf seinem Arbeitszimmer zuzubringen. Da behielt er sie in den ersten Jahren oft den halben Tag, gab ihr irgend ein frommes Buch zu lesen, während er seine Depeschen und Briefe abfertigte. War er dann der Geschäfte ledig, so liebte er es, mit ihr über geistliche Dinge zu sprechen, wobei seine Rede stets begeistert quoll und die kleine Lauscherin, wie er sie nannte, ihm stets mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhorchte. Täglich las er ihr aus der Vulgata und den lateinischen Vätern vor, übersetzte ihr das Gelesene, wenn sie es nicht verstand, und brachte sie mit diesen fortgesetzten Übungen dahin, daß sie mit 15 Jahren die Bibel und die Kirchenväter im lateinischen Texte selbst lesen konnte. War sie nicht mit Lesen und Studien, so war sie meist mit Arbeiten für Kirchenschmuck, namentlich mit Verfertigung von künstlichen Blumen beschäftigt. Die Kapelle des Marquis war unter ihre besondere Obsorge gestellt. Das war ihr nun eine wahre Wonne, das kleine Heiligthum vor jedem Fest mit neuen Blumenkränzen und Gewinden gemäß der Festzeit auszuschmücken und zu zieren, und ihr Geschmack und Geschick hierin machte dem Onkel so viel Freude, daß er gewöhnlich seine Besucher in die Kapelle führte, um die Leistung der kleinen Sakristanin anzuschauen. Weit mehr aber als an Studium und Handarbeit lag ihm am Gebet. Gleich von Anfang an lehrte er sie die Methode des betrachtenden Gebets, legte ihr selbst die Punkte dazu vor und hielt sie an, täglich wenigstens eine Stunde zu betrachten, zunächst über die ernsten großen Wahrheiten des Reinigungsweges — über Sünde, Tod, Gericht, Hölle und dann über das heilige Leben und Leiden unseres Herrn. Er wies sie ganz genau an, sich nicht in hohen Spekulationen zu ergehen, sondern sich einfach und kindlich an den Gegenstand zu halten, in dem zu verweilen, was Eindruck auf sie machte, bei Trockenheit und Unruhe sich vor Gott zu verdemüthigen, und überhaupt recht viel mit ihm zu reden und zu verkehren. Über die Art und Weise ihrer Übungen, wie über den Erfolg hatte sie ihm Rechenschaft abzulegen. Diese Unterweisungen eines Mannes, der selbst mitten in einer Fluth von Geschäften jahrelang das betrachtende Gebet geübt und mit häufigen Gewissenserforschungen und freiwilligen Strengheiten verbunden hatte, kamen

Digitized by Google

von Herzen und gingen wieder zu Herzen. Luise fand den größten Geschmack am innern Gebet, verwandte die treueste Sorgfalt auf dessen Übung und machte solche Fortschritte darin, daß sie mit Freuden ganze Stunden lang im Oratorium weilte und schließlich überall, im Zimmer, bei der Handarbeit, im Garten, zu beten wußte, ja weit entfernt, die geistliche Einsamkeit lästig zu finden, ein wahres Glück und einen Himmel darin sah. Was ein anderes Mädchen in wahre Verzweiflung gestürzt haben würde, das fand sie ganz natürlich. Denn der Marquis trieb die Clausur so weit, daß wenn er ausgehen mußte, er Luise einfach in sein Zimmer einschloß. Sie las alsdann und betete und fand die Zeit niemals lang.

Ein bedeutsames Ergebniß ihrer Gebete war, daß sie sich selbst genauer kennen lernte, sich ihrer Fehler und Neigungen klar bewußt wurde und den Kampf dagegen ohne äußern Antrieb von sich aus begann. Als Haupthinderniß der Vollkommenheit erschien ihr der Stolz und die damit verbundene Empfindlichkeit in Ehrensachen — el punto d'onor. Diesen Punkt faßte sie alsbald an mit der Energie eines Mannes; sie begann den Kampf und führte ihn durch ihr ganzes Leben lang: viele Schritte ihres Lebens erscheinen geradezu räthselhaft, wenn man dieß Geheimniß ihres Herzens außer Acht läßt. In seinem Lichte aber zeigt sich ihr Leben als ein großer Opferakt, durch den sie andauernd und consequent Gott gerade das hingab, was ihr am Theuersten zu stehen kam.

Für die erste Zeit half der wackere und erfahrene Onkel ihr in diesem edlen Streben redlich nach. Sei es, daß sie ihm selbst ihre Vorsätze mitgetheilt oder daß er, ihren Charakter durchschauend, sie einer soliden Prüfung unterziehen wollte; er beantragte, sie solle sich — aus Liebe zu dem leidenden, verhöhnten und geschmähten Heiland — für einige Zeit unbedingt unter den Gehorsam zweier Mägde stellen, die er wählen und controlliren werde. So streng, verletzend, beleidigend deren Benehmen sein möchte, sie dürfte nie etwas erwiedern, dreinreden, sich entschuldigen. Sie hätte in Allem nur darauf zu sehen, ihrem Herrn und Heiland ähnlich zu werden. Bußwerke dürfte sie sich nicht selbst wählen, sondern hätte die anzunehmen, welche ihr die Mägde auferlegten; kurz, sie sollte auf unbestimmte Zeit einfachhin die Sklavin dieser Mägde sein und so Christus gegenüber ihre Liebe und Geduld erproben.

Man sieht aus diesem Vorschlage schon, daß die Ascese des spanischen Granden just keine Zuckerwasser- und Bildchen-Ascese war. Wie er selbst sich streng kasteite, halbe Nächte betend durchwachte, sich blutig geißelte und an Festvigilien bei Brod und Wasser fastete, so hatte er auch Luise schon längst in diesen unfashionablen und modewidrigen Praktiken unterrichtet, und sie hatte, dieselben ihrer Körperkraft anpassend, auf diesem Gebiet eine ganze Reihe neuer Erfindungen gemacht. Disciplin und Cilicium gehörten zu ihrem gewöhnlichen Hausrath und fanden tägliche Anwendung. Lange bevor sie zum Fasten verpflichtet gewesen wäre, machte sie die kirchlichen Fasten auf's strengste mit und legte sich noch besondere Fasten und Abtödtungen auf. Hierin war sie ganz besonders erfinderisch. Der Marquis schränkte sie übrigens in dieser Hinsicht ein und befahl ihr, alles Auffällige und Sonderbare

Digitized by Google

sorgfältig zu meiden. Dagegen bestand er auf der oben erwähnten Geduldprobe und Luise hielt siegreich aus. Die zwei Mägde hielten sich anfänglich an ihre Instruktionen, da aber Luise sich eben Alles gefallen ließ, gingen sie auch ungenirt über die gesetzten Schranken heraus, malträtirten, plagten und quälten ihre Sklavin auf jede nur erdenkliche Weise, legten ihr Bußwerke auf, die weit über ihre Kräfte zu gehen schienen und traten ihr Ehrgefühl auf jegliche Weise mit Füßen. Luise klagte nicht, widersprach nicht, nahm Alles an mit derselben Sanftmuth, Liebe, Freundlichkeit, als wenn es die angenehmsten Liebeserweise Gottes gewesen wären. Der Marquis staunte, mit welcher Kraft und Starkmuth sie die Probe bestand. Es war, als ob die Gnadenerweise des Himmels in dem Grade zunahmen, als sie sich selbst für Gott hinzuopfern bemüht war, und dieser himmlische Trost, der ihre Seele umfluthete, ließ sie siegreich das ertragen, was einen sonst kräftigen Charakter mit bloß natürlichen Kräften hätte niederbeugen müssen.

Der Herzensfriede und das überströmende Glück, dessen Donna Luise bei dieser rauhen, kräftigen Erziehung genoß, wurde vor Allem dadurch vermehrt, daß sie ihren Wohlthätigkeitssinn wieder mehr als früher bethätigen konnte. Freilich vermochte sie in dieser Hinsicht nicht Alles zu thun, was sie wünschte; denn ihr Vermögen stand noch unter Curatel und sie hatte später Mühe, es für die christliche Charitas — denn für sich brauchte sie fast nichts — zu erobern. Indeß Liebe ist erfinderisch. Das junge Fräulein beschränkte ihr Mahl auf einen Teller Suppe, den sie dann, freundlich mit der Familie conversirend, so langsam aß, daß sie während der ganzen Tafel beschäftigt war. Inzwischen aber versäumte sie nicht, von jedem der Gerichte mit dem Eifer einer Feinschmeckerin herauszunehmen und einem Pagen zu übergeben, der dieselben in ihrem Auftrag den Armen brachte. Diese schöne Armen-Andacht fand bei der ganzen Familie einen solchen Anklang, daß nach und nach die Marquise, ihre Töchter, ihr Sohn, ihr Schwiegersohn, kurz jeder in der Familie seinen Pobre (Armen) hielt, der von den Leckerbissen der fürstlichen Tafel gespeist wurde.

So wuchs Luise auf, rein und schön wie ein Engel, von Allen geliebt und verehrt, die sie kannten und die wahre Tugend zu schätzen wußten, auf ihrem milden, stets lächelnden Antlitz den süßen Frieden ihres Herzens spiegelnd, geadelt durch die würdevollste Eingezogenheit und Bescheidenheit. Bei solchen Eigenschaften kann es uns nicht wundern, wenn viele der vornehmsten Edelleute ein Auge auf die reiche Erbtochter warfen. Sie war erst 15 Jahre alt, als einer ihrer Vettern, ein Ritter des Ordens von St. Jago, offen um ihre Hand warb, und der Vicekönig unterstützte seinen Antrag. Denn es war seine tiefgefühlte Überzeugung, daß die Familie mehr als das Kloster solcher Charaktere bedürfe, die fähig wären, mitten im Glanze der Welt alle Tugenden des Christenthums zu vollendeter Darstellung zu bringen.

Luise beantwortete anfänglich die Heirathsanträge mit einem heitern Lächeln. Es kam ihr wie ein Scherz vor, daß diese ernste Schule des geistlichen Lebens mit einer Hochzeit enden sollte, und daß ihr Führer, dessen ganze Lehre sich in dem Dios solos basta zusammenfassen ließ, sie nunmehr

Digitized by Google

als Paranymphus mit einer irdischen Liebe beglücken wollte. Sie lächelte also, wie man zu einem muntern Scherze lächelt. Als aber der Marquis Ernst machte, eine positive Antwort verlangte, da wurde sie bestürzt, eine peinliche Angst malte sich auf ihren Zügen, die hellen Thränen brachen ihr aus den Augen und sie bat und beschwor ihren Onkel, nie mehr hievon zu reden. Es war die heilige Gluth der reinsten, göttlichen Liebe, die auf ihrem Antlitz leuchtete, eine Würde und Majestät, die jede weitere Einwendung im Keim erstickte. Der Marquis schwieg und es war vom Heirathen weiter nicht die Rede. Er erwartete nunmehr nichts bestimmter, als ihren baldigen Vorschlag, in ein Kloster einzutreten, und war von vorneherein überzeugt, sie werde im heiligen Ordensstande ihr vollständiges Glück finden und seiner Familie zu nicht geringer Ehre gereichen. Aber der Vorschlag kam nicht. Luise setzte ihre bisherige Lebensweise, ein Leben des Gebets und strenger Buße, ernster Zurückgezogenheit und schöner Wohlthätigkeit fort. Aber vom Eintritt in einen Orden war keine Rede. Mit Widerstreben folgte sie dem Marquis an den Hof nach Madrid, wo dieser einen neuen Ehrenposten erhalten hatte, schloß sich da vollständig ab und führte im Palaste das Leben der Einsamkeit. Erstaunt und verwirrt über das Benehmen, wußte der Marquis nicht, was er davon denken sollte. Er kannte nur eine Alternative: Hausfrau oder Nonne. Sie wollte keines von Beiden werden. Wo sollte es mit ihr hinaus? Ihm unbemerkt, hatte Luise das Sonderbare und Inconveniente durchgefühlt, welches darin lag, einen Weltmann, mochte er ihr auch noch so ehrwürdig und vertrauenswerth erscheinen, fast vollständig zum geistlichen Führer zu haben. Sanft und ehrfurchtsvoll, aber zugleich entschieden entzog sie in dem Maße, als sie älter wurde, gerade den bedeutendsten und wichtigsten Theil ihres innern Lebens, ihre innern Einsprechungen, Absichten und Kämpfe dem Bereich seiner Controle und behielt die schönsten ihrer Geheimnisse sich und ihrem Beichtvater vor. So kam es, daß der Marquis ihr Benehmen und ihren ganzen Entwicklungsgang nicht recht verstand und gleichsam aus den Wolken fiel, als Luise's Pläne zur Reife gediehen und eine Erklärung provocirten.

Allerdings hatte das edle Fräulein den Ordensstand genugsam kennen und lieben gelernt, um den Blick inniger Liebe und Sehnsucht auf diese schönste alle Perlen zu werfen. Aber diese Liebe war kein Beruf, gestaltete sich nicht zum Berufe, sollte ihr nur den Pfad zu ihrem Berufe weisen und ebnen. Was ihr unausgesetzt vorschwebte, was ihr bei all' ihren Betrachtungen und Gebeten als ihr nächstes Lebensziel erschien, war ein recht gewöhnliches, armes, demüthiges Leben in der Welt, ein vollständiges Verschwinden im Schatten der tiefsten Gewöhnlichkeit, eine vollständige Vernichtung ihrer hohen Lebensstellung und ihrer berechtigten Ehrliebe im Staube eines armen Alltagslebens. Das war es, wohin die Gnade sie am mächtigsten hinzog, das war es aber auch, wovor ihre Natur bis in die tiefsten Fasern hinein zurückbebte. Mit dem bunten Gaukelspiel irdischer Freuden hatte sie längst Abrechnung gehalten. Das bischen Flitter und Traum zu opfern, hatte ihr nicht viel gekostet. Von irdischer Liebe wußte sie nichts und wollte sie nichts

Digitized by Google

wissen. Die Einsamkeit war ihr Paradies. Die Strengheiten der damals reformirten Frauenorden hatte sie längst geübt und liebgewonnen. Es kam ihr gar nicht mehr als ein Opfer vor, ihr Klosterleben im Palast mit dem im Kloster zu vertauschen. Aber in der Welt zu bleiben, die Kleidung einer adeligen Dame mit dem Rock einer Magd, die Wohnung im Palast mit der in einem recht armen Häuschen, die goldenen Mußestunden mit der niedrigsten Handarbeit und dem mühsamen Dienst der Kranken und Armen zu vertauschen, sich so dem Gespött aller Welt preisgeben und unter Spott und Hohn aus den hohen Kreisen des Lebens in den tiefsten Niederungen verschwinden: das kam der jungen Dame als ein großes, schweres Opfer vor — und das gerade schien Gott von ihr zu verlangen. Dieß Opfer ward nun zum Gegenstande monatelangen, ja jahrelangen Gebetes und Kampfes, es ward ihr Beruf und der Beruf reifte zum Entschluß. Da ihr Vermögen noch unter Tutel stand, mußte sie sich ihrem Onkel gegenüber erklären, und von ihm die Mittel zur Ausführung erbitten. Sie that es. Aber was ihr im Lichte der Scenen von Nazareth und von Calvaria so einfach, so natürlich, so nothwendig erschien, das war dem Marquis von Almaçan eine ganz neue, noch nicht dagewesene, unausführbare Idee, der er sich mit der ganzen Energie seines Willens gegenüberstellte. So geziemend er den Eintritt in einen Orden gefunden hätte, so ungeziemend fand er diesen absonderlichen Schritt; er erklärte ihn geradezu als eine Entwürdigung seiner Familie, als etwas, was von Jedermann als Narrheit angesehen und verspottet werden würde. Er entwickelte ihr, wie ein solches Vorgehen ihr nothwendig den Groll und die Verachtung der ganzen Verwandtschaft zuziehen und mit gänzlicher Verstoßung aus der Familie enden müßte, wie sie aber bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihren Vermögensverhältnissen ganz und gar noch an den Schutz und die Hilfe ihrer Verwandten angewiesen sei. Wolle sie nicht heirathen, so solle sie in's Kloster gehen — ein Mittelweg tauge nicht und sei geradezu gefahrvoll.

Luise hatte alle diese Schwierigkeiten schon längst abgewogen und durchgekämpft. Sie antwortete mild und freundlich: „Herr! Ich gestehe, meine eigene Unwürdigkeit hält mich ab, einen so erhabenen Stand, wie das religiöse Leben, anzustreben. Ich wünschte von ganzem Herzen dazu berufen zu sein, und ich flehe innig zu unserm Gott und Herrn, mir, wenn es sein Wille ist, diese Gnade zu verleihen; aber bis jetzt habe ich nichts in mir wahrgenommen, was mich zu der Überzeugung führen könnte, er wolle mich im Kloster haben."

Der Marquis, der den Entschluß Luisens einem unentschiedenen Schwanken zwischen Welt und Kloster zuschrieb, erneuerte den Sturm noch zu wiederholten Malen. Luise unterzog seine Worte der aufrichtigsten und ernstesten Prüfung. Ihr Entschluß wurde vielen frommen und gelehrten Männern vorgelegt. Das Resultat dieser langen Besprechungen und Verhandlungen war, daß Luise nur in ihrem frühern Entschluß Ruhe und Frieden der Seele verspürte, und daß der Marquis endlich insofern nachgab, als er ihr erlaubte, ihre standesgemäße Kleidung abzulegen und in einem Winkel seines Palastes mit drei oder vier Dienerinnen ein vollständig zurückgezogenes,

Digitized by Google

klösterliches Leben zu führen. Daß sie sich aber von der Familie trenne und selbstständig in einem armen Häuschen wohne, verweigerte er standhaft bis zu seinem Tode. Auch sein Tod brach noch nicht die Fesseln, die sie — nach ihrer Auffassung — im Kreise ihrer Verwandten zurückhielten. Die Wittwe des Marquis wollte sich um keinen Preis von ihr trennen und erklärte ihr, wenn sie nicht bei ihr bliebe, so würde sie ihr nachfolgen und ihr Loos bis zum Tode mit ihr theilen. Luise blieb, sprach aber ihren Gefährtinnen die feste Überzeugung aus, Gott werde in seiner Weise und bald alle Hindernisse ihres Entschlusses entfernen. In der That starb die Marquise schon sechs Monate nach dem Tode ihres Gatten, und zwei Jahre später, nachdem auch die andern Angelegenheiten ihrer Familie zu günstigem Austrag gekommen waren, konnte Luise endlich dem Zuge ihres Herzens folgen und ihren Lebensplan verwirklichen.

Sie war 26 Jahre alt, als ihr Vetter, der junge Marquis von Almaçan, ihr ein kleines, recht elendes Häuschen in der Calle (Straße) de Toledo verschaffte, das vollkommen ihren Wünschen und Absichten entsprach. Dahin zog sie, von drei oder vier ihrer früheren Dienerinnen begleitet, ganz selig, überglücklich, frei aufathmend in der Armuth und Niedrigkeit, nach der sie sich so lange gesehnt hatte. „Ich danke Gott," sagte sie zu ihren Gefährtinnen, „daß wir nach einer so mühsamen und gefahrvollen Schifffahrt in diesen friedlichen Hafen gelangt sind, wo wir, das vertraue ich, sicher sein werden vor den Gefahren der Welt ... Meine Absicht ist jetzt, mich ganz Gott hinzugeben, soweit es meine Kräfte gestatten, mit Hilfe seiner Gnade sein Leben auf Erden nachzuahmen und seine Räthe der Vollkommenheit zu befolgen. Armuth, Einsamkeit, Zurückgezogenheit, Gebet und Buße sind der Schatz, aus dem wir die vollkommensten Tugenden gewinnen müssen. Bis zu diesem Tag habt ihr mich Señora genannt. In Zukunft verzichte ich auf diesen Titel. Ihr sollt mich einfach Luise nennen. Ihr seid meine Gefährtinnen, ihr seid meine Schwestern; unsere Liebe und unser gegenseitiges Benehmen muß diesem Namen entsprechen." Gemäß diesem Programm wurde das Meublement des kleinen Hauses auf den Luxus des ärmsten Franziskanerklosters reducirt; alle bessere Kleidung ward bis auf das letzte Stück verkauft und durch rauhes, schlechtes Tuch ersetzt; der wenige Besitz, der ihnen gerade zur Lebensnothdurft diente, war gemeinsames Eigenthum und jede hatte der Reihe nach eine Woche lang die Magd der Andern zu sein, das Haus von oben bis unten zu kehren, die Straße vor dem Hause inbegriffen, das kleine Mahl zu kochen, das Geschirr zu putzen und die andern zu bedienen. Den größten Theil des Tages herrschte strenges Stillschweigen; striktes Fasten oder Abstinenz wurde häufig beobachtet; um noch mehr Gelegenheit zur Geduld und namentlich zum Gehorsam zu haben, wurde die Älteste der kleinen Kommunität, eine etwas ernste und fast griesgrämige Person, zur Oberin eingesetzt, die denn auch nicht versäumte, ihren Untergebenen, besonders der jungen „gnädigen Frau" Stoff zu den verschiedensten, extemporirten und oft sehr harten Tugendübungen zu geben.

Die Tagesordnung war streng, Luise verschärfte sie noch für sich selbst, indem sie sich von dieser Zeit an nur fünf Stunden Schlaf gönnte. Sommer

Digitized by Google

und Winter ſtand ſie um drei Uhr Morgens auf, verbrachte drei und eine halbe Stunden im Gebet, leiſtete dann ihre häuslichen Dienſte, wenn die Reihe an ihr war, und ging zur Kirche, von wo ſie gewöhnlich nicht vor 11 Uhr zurückkehrte. Dann war das kleine Mittagsmahl, hernach Handarbeit bis vier Uhr. Während die andern darauf zu arbeiten fortfuhren, las ihnen Luiſe aus geiſtlichen Büchern vor, bald ſpaniſchen, bald lateiniſchen. Sie hatte in letzterer Sprache ſolche Gewandtheit, daß ſie vom Blatt weg überſetzte und ihre Gefährtinnen nicht merkten, in welcher der beiden Sprachen das Buch geſchrieben war. Um ſechs Uhr verließ ſie die Übrigen, um wieder eine Stunde der Betrachtung obzuliegen; um ſieben Uhr nahmen ſie ihr beſcheidenes Nachteſſen, beteten den Roſenkranz, das Abendgebet, erforſchten ihr Gewiſſen und bereiteten die Punkte für die Betrachtung des folgenden Tages. Beſuche nahm ſie nur wenige an, und auch bei dieſen bewegte ſich das Geſpräch bloß um geiſtliche Dinge; ſonſt wurden ſie unerbittlich abgebrochen und auf gute Manier völlig abgeſchnitten.

Vor Allem ließ es ſich aber Luiſe angelegen ſein, den Kampf gegen ihre Ehrliebe mit unbeſieglicher Energie durchzuführen und den Stolz der Welt in jeglicher Weiſe mit Füßen zu treten. Wer die Geheimniſſe des Leidens Chriſti aufmerkſam und liebend betrachtet hat, wer die Geſchichte der Heiligen kennt und ihre Züge vergleicht, der wird das nicht befremdend finden. Alle heldenmüthigen Seelen fühlen ſich gedrängt, die Schmach ihres Königs und Herrn zu theilen und gleich ihm den herbſten und empfindlichſten Theil des Kreuzwegs, den der Verachtung, Beſchimpfung und Verfolgung zu wandeln. Das wollte die edle Spanierin, erfüllt von jener glühenden Liebe, die den Menſchen über ſich ſelbſt und die tiefwurzelnden Neigungen ſeines Herzens emporträgt. Sie verſteckte ſich nicht, ſie zeigte ſich als Magd auf den volkreichen Straßen, ging als Magd auf den Markt, um ihre kleinen Einkäufe zu machen, ſie ließ ſich verhöhnen, verſpotten, als Närrin verſchreien, von der Gaſſenjugend verfolgen, zur Zielſcheibe des öffentlichen Witzes machen, von ihren verletzten Angehörigen vornehm ignoriren, von den Bettlern als ihresgleichen behandeln. Wir wiſſen, was ein ähnliches Leben dem hl. Ignatius gekoſtet; wenn wir bedenken, daß eine junge adelige Dame ſich dieſer Feuerprobe des Opfergeiſtes unterzieht — im Centrum der Hauptſtadt, wo ihre Vettern als Herzoge, Grafen, Staatsräthe, Vicekönige herumfahren, wo ihre frühern Anbeter mit Degen und Mantel herumſtolziren, wo Jedermann ſie kennt und beinahe Jedermann ſie als Närrin verlacht, was ſollen wir dazu ſagen? Nichts war gewöhnlicher, als daß man, wenn ſie den Kehricht aus dem Hauſe trug, ihr die langen Titel der Carvajal, der Mendoza und der Almaçan nachrief; wegen ihres wunderlichen Anzugs gaben ihr die Straßenjungen den Namen „Mutter Hexe“ und ein ganzes Schock ähnlicher Spottnamen; die Kutſcher vornehmer Familien riſſen ihre Witze über ſie und machten ſich vor Allem das Vergnügen, die Bedienten der Almaçan's auf ſie hinzuweiſen, die dann, um ſich ihrer eigenen Degradation zu entziehen, ſie eben eine Närrin nannten. Als ſie einmal ſehr kränklich war, ſo daß ſie ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, und ihr Beichtvater ſie nichtsdeſtoweniger zu einer Ster-

Digitized by Google

benden sandte, um dieser in dem letzten Kampfe beizustehen, brachte man ihr eine Sänfte. Aber das war ihr viel zu vornehm und bequem, und sie bestand darauf, den Esel eines Wasserträgers zu miethen, und machte so, von einer ihrer Gefährtinnen mühsam im Sattel gehalten, unter dem lauten Halloh der Straßenjugend ihren mildthätigen Besuch.

Ein anderes Mal stand sie eben auf dem Markt, ihren Korb am Arm, im Schmutz, um etwas Gemüse einzukaufen, als ihr Vetter, der Marquis von Almaçan, hoch zu Rosse und mit zahlreichem Gefolge vorbeiritt. Der hohe Herr that, als ob er sie nicht gesehen, konnte aber nicht verhindern, daß das Gefolge laut seine sarkastischen Bemerkungen machte und zwar recht beißende. Darüber fühlte sich die Gefährtin Luisens nicht wenig gekränkt; Luise allein fand das ganz natürlich und brachte, ohne die mindeste Gemüthsbewegung, ihren kleinen Handel in Richtigkeit. Was ihr aber hart, sehr hart ankam, war, sich mit den eigentlichen zerlumpten und schmutzigen Bettlern auf eine Stufe zu stellen. Mit der Erlaubniß ihres Beichtvaters beschloß sie, auch diesen Sieg zu erringen. „Komm mit, Inez!" sagte sie zu einer ihrer Gefährtinnen, der einzigen, die in derartige Akte der Demuth und Liebe eingeweiht wurde, und ging, eine Schüssel unter der fadenscheinigen und entfärbten Mantilla, zu der Kirche San Francisco (in Madrid). Sie kam rechtzeitig an, um vor der Austheilung der Armensuppe noch das Allerheiligste zu besuchen. Nachdem sie hier ihr Gebet verrichtet, setzte sie sich mit ihrer Schüssel unter die armen Weiber vor der benachbarten Klosterpforte und wartete da in frommen Gesprächen, bis die Pforte sich öffnete und ein Mönch mit Suppe und Brod herauskam. Da kam auch sie mit der schreienden und sich drängenden Menge heran und streckte ihre Schüssel aus, um der Bettelsuppe theilhaftig zu werden. „Pater, um der Liebe Gottes willen gebt mir auch etwas!" Der Mönch kannte sie nicht. „Ihr scheint eine brave Person zu sein," sagte er, füllte ihr die Schüssel und gab ihr ein Stück Brod dazu. Mit großer Ehrfurcht nahm sie die Gabe entgegen und ging dann mit Inez in die Kirche, um gleich für die erhaltene Wohlthat zu danken. Da betete sie aber — mit selig strahlendem Gesicht — so lange, daß Inez zuletzt ungeduldig wurde, sie wiederholt anstieß und sie endlich zur Kirche herausbrachte. Sie nahm dann ihre Schüssel, kauerte sich auf die Stufen an der Kirchthüre nieder, und genoß das kleine Mahl mit ebensoviel Freude, als wenn sie an der Tafel der Prinzessinnen gesessen hätte. Einen Rest bewahrte sie auf und nahm ihn nach Art ächter Bettler mit nach Hause, „um auch noch etwas für den Abend zu haben," wie sie sagte. Da ihr aber bei dieser Gelegenheit etwas vor den schmutzigen Schüsseln der andern Bettler geekelt hatte, ging sie ein anderes Mal ohne Schüssel an die Klosterpforte und wartete, bis ihr eine arme Frau, die soeben ihre Suppe genossen und die Schüssel mit ihren unsaubern Fingern abgestrichen hatte, ebendieselbe Schüssel anbot, und so schwer es auch die feinerzogene Pflegetochter des Vicekönigs von Navarra ankam, sie griff herzhaft zu, erbettelte sich ihre Suppe, und dankte der armen Frau für ihre Gefälligkeit aus vollem Herzen.

Diese und ähnliche Scenen, die wir anführen könnten, müssen, ich

Digitized by Google

kann es mir nicht verhehlen, einem modernen Kulturmenschen sehr närrisch und lächerlich vorkommen. Wenn man aber bedenkt, wie weit es die moderne Kultur in Lösung der socialen Frage gebracht hat, wie die Phrase nicht mehr, die liebloſe That aber die gähnende Kluft zwiſchen Halbgöttern und Paria immer drohender auseinander reißt, da könnte man über dieſe Scene an der Kloſterpforte doch etwas ernſtere Gedanken bekommen. Wäre der Geiſt, der ein Mädchen zu ſolchen Opfern befähigt, nicht im Stande, dieſe große Frage in einem Schlage zu löſen?

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Gott in ſeiner unbegrenzten Freigebigkeit die Opfer, welche eine ſo aufrichtige Seele ganz nur ſeinetwegen brachte, auf's reichlichſte belohnte. Die außerordentlichen Gnadenerweiſungen, womit Luiſe beglückt und in ſtets zunehmendem Maße überhäuft wurde, verſchafften ihr ſchon zu ihren Lebzeiten den Namen und den Einfluß einer Heiligen und gleich nach ihrem Tode die Einleitung eines Beatifikationsprozeſſes. Die „Närrin", auf welche ein Theil des Adels mit Verachtung herabſah, die anderer ſehr bedenkliche Blicke heftete, ward bald zu einem Engel, der in den höchſten Schichten der Geſellſchaft veredelnd wirkte, auffallende Lebensänderungen zu Stande brachte, Werke der Barmherzigkeit und Liebe wachrief, in wichtigen Angelegenheiten ſegensvollen Rath verlieh, ebenſo aber die tiefſten Schichten der Geſellſchaft mild und lieblich erleuchtete, verirrte Seelen zu Gott zurückführte, namenloſes Elend linderte und hob, Troſt und Rath ſpendete, zum Guten hinlenkte, die Liebe Chriſti in hundert Herzen anfachte und ihren Segen in lichtem Kreis um ſich verbreitete. Männer, wie de la Puente[1] ſtaunten über das ſegensreiche Wirken der ärmlichen Donna. Die Königin forderte ſie zur Audienz in den Palaſt, um ſich von ihr Raths zu erholen. Die vornehmſten Damen ließen, gegen alle Etikette, ihre Karoſſen halten, wenn das arme Fräulein vorüberging, um einige Worte von ihr zu erhaſchen, und obwohl ſie nie zu bewegen war, mit in den Wagen zu ſteigen, fanden alle bei ihr die liebevollſte Freundlichkeit und Theilnahme. Zwei Jahre, nachdem ſie ihr langes wallendes Haar abgeſchnitten, ſich in den rauhen Schleier gehüllt und das Leben einer Magd und Bettlerin um Chriſti willen begonnen hatte, war ſie noch ſo weit wie am Anfang von aller menſchenſcheuen Beſchwesterei entfernt, und als wenn die Tugend ihre Schönheit noch mehr verklärte, warb ein hochgeſtellter Edelmann um ihre Hand. Sie lächelte darüber. Denn es war Niemand, der den Freier hätte begünſtigen können. Sie ſelbſt aber war nur darauf bedacht, wie ſie die drei Ordensgelübde auf möglichſt vollſtändige Weiſe ausüben könnte, und beſchäftigte ſich ſogar mit dem Gelübde, immer das zu thun, was ihr als das Vollkommenere erſcheine. In der That legte ſie ſpäter (1595) dieß Gelübde ab und hat es, ſoweit ihre Gefährtinnen und Andere, welche ſie beobachten konnten, bezeugten, heldenmüthig bis zum Tod gehalten.

A. Baumgartner S. J.

(Schluß folgt.)

[1] De la Puente, einer der bedeutendſten Geiſtesmänner ſeiner Zeit.

Digitized by Google

Recensionen.

Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche in Preußen. Ihre Verbreitung, ihre Organisation und ihre Zwecke. Unter Benutzung amtlicher Materialien von Dr. **Paul Hinschius**, ord. Professor der Rechte an der Universität Berlin. Berlin, Guttentag. 1874. 8°. 120 S. Preis: Thlr. 1.

Wir deutschen Katholiken sind doch undankbare Menschen! Seit beinahe einem Lustrum ist jetzt bereits der Liberalismus beflissen, uns mit allen möglichen Freiheiten zu beglücken, und anstatt uns dankbar zu erweisen, betrachten wir alle diese Freiheiten als schmähliche Fesseln und meinen, man wolle uns gar von unserer Religion „befreien". Durch die **lex Lutziana**, glauben die Prediger, seien sie unter permanente Polizeiaufsicht gestellt; durch das Jesuitengesetz meinen die Jesuiten und ihre „Verwandten" vor die Alternative gestellt zu sein, entweder auf die Gewissensfreiheit oder auf ihr Vaterland zu verzichten; durch die Maigesetze 1873 und deren Ergänzungen 1874 halten sich die Bischöfe und der Klerus für derartig befreit, daß die Gefängnisse bald nicht mehr hinreichen, alle Befreiten aufzunehmen. Ja die Katholiken Deutschlands und speziell Preußens glauben beinahe die Stufe der Freiheit erreicht zu haben, daß sie nur mehr von den Katakombenchristen der drei ersten Jahrhunderte und den englischen Katholiken unter Elisabeth an Freiheiten übertroffen werden. „Herr, halte ein mit deinem Segen," rufen sie daher dem Liberalismus zu; aber dieser hat noch ein ganzes Magazin von Freiheiten in Bereitschaft und schon in nächster Zeit sollen wir, wie es scheint, wiederum mit einer neuen Anzahl von Freiheiten beschenkt werden. Zur Abwechslung werden wieder einmal die Orden und Congregationen, welche seit dem famosen Jesuitengesetz und den Falk'schen Schulverordnungen ein wenig übersehen worden waren, an die Reihe kommen.

Die Geister auf diese neuen Freiheiten vorzubereiten, hat Prof. Dr. Paul Hinschius übernommen, der nämliche, welcher als Professor der Universität Kiel die Aufgabe erhalten hatte, auf das Jesuitengesetz und die Maigesetze vorzubereiten[1], und nach Lösung dieser Aufgabe mit einem Ruf an die Berliner Universität beehrt wurde. Demzufolge hat er denn die obenverzeichnete Broschüre vom Stapel gelassen, in welcher die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Regelung der staatlichen Beziehungen zu den Orden und Con-

[1] Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vaticanischen Concils. Berlin 1871. P. v. Hammerstein hat in dieser Zeitschrift 1871. I., S. 522 ff. diese Arbeit besprochen und S. 531 die damals von Hinschius gemachten, jetzt großentheils zu Gesetzen umgearbeiteten Vorschläge mitgetheilt.

Digitized by

gregationen nachgewiesen und Vorschläge für diese Neuregelung gemacht werden sollen. Man darf nicht glauben, daß die Arbeit des Berliner Professors viel Neues zu Tage fördere; sie ist vielmehr nur die Erweiterung eines unseligen Pamphletes des bekannten Ritters v. Schulte[1]. Doch hat sie vor demselben den Vorzug, daß sie „auf amtlichem Material", d. h. auf den von den Congregationen der Regierung eingereichten Angaben beruht und somit auch wohl als „auf höheren Auftrag geschrieben" betrachtet werden darf. Auch bringt sie aus den Regeln der einzelnen Genossenschaften längere Auszüge, welche zur Aufklärung der Frage zwar nicht dienen, aber geschickt genug gewählt sind, um Jene, die von Vorurtheilen gegen die Orden erfüllt sind, noch mehr in denselben zu bestärken. Als eine halboffizielle oder wenigstens offiziöse Schrift hat die Hinschius'sche Broschüre Anspruch auf unsere Beachtung; wenn wir uns in den folgenden Zeilen damit beschäftigen, werden wir von ihren statistischen Erörterungen (S. 10—34) absehen, da wir über die Verbreitung der Orden bereits in Bezug auf die Schulte'sche Schrift das Nöthigste bemerkt und den statistischen Notizen über die Zahl der Ordensleute in den katholischen Provinzen Preußens einige wenige Notizen über die Verbreitung der Prostitution und anderer Verbrechen in den protestantischen Provinzen entgegengesetzt haben[2].

1. Von katholischer Seite ist wiederholt betont worden, daß die der katholischen Kirche **verfassungsmäßig** zustehende Freiheit die freie Entwickelung des Ordenslebens zur nothwendigen Consequenz habe, daß aber auch eine Beschränkung der Orden um so weniger sich rechtfertigen lasse, als ihre Mitglieder sich, wie alle anderen Staatsbürger, den Gesetzen unterwerfen, durchaus keine Privilegien für sich oder ihre Genossenschaften beanspruchen und auf dem Boden des Vereinsgesetzes sich halten.

Diese Beweisführung findet Dr. Hinschius mangelhaft, denn, sagt er,

„sie übergeht die präjudicielle Frage, ob die Orden und Congregationen solche Vereine sind, welchen ohne Nachtheil für den Staat und ohne Gefährdung der den Einzelnen zustehenden staatsbürgerlichen Rechte die allgemeine Associationsfreiheit gewährt werden kann; ferner ignorirt sie, daß der Staat nicht bloß das Recht besitzt, gegen seine Zwecke schädigende Tendenzen und Einrichtungen im Wege der Strafgesetzgebung, sondern auch durch vorbeugende gesetzliche Maßregeln einzuschreiten." (S. 35.)

In diesen Worten sind die Gründe enthalten, aus welchen Hinschius eine Neuregelung der gesetzlichen Verhältnisse der katholischen Genossenschaften für nöthig hält. Ihrer Entwickelung ist der weitaus größte Theil der Arbeit (S. 35—100) gewidmet, bei ihrer Besprechung müssen wir daher einen Augenblick verweilen. Zuerst jedoch wollen wir den an letzter Stelle genannten in aller Kürze vorwegnehmen. Niemand wird es dem Staate verargen, wenn er „durch **vorbeugende** Maßregeln gegen seine Zwecke schädigende Tendenzen einschreitet", falls diese Tendenzen wirklich zu Tage treten (und nicht bloß eingebildet oder vorausgesetzt werden) und falls deren Staatsgefährlichkeit **offenbar** ist. In einem andern Sinne wird auch Dr. Hinschius seinen Satz wohl nicht verstanden haben wollen, oder sollte er **allen** staatlichen Präventivmaßregeln das Wort reden, so lange sie nur gegen die „Ultramontanen" Anwendung finden? Eine solche schmachvolle Ungerechtigkeit wagen wir selbst bei einem liberalen Professor nicht vorauszusetzen, und somit fällt der an dritter Stelle namhaft gemachte Grund mit den beiden ersten zusammen.

---

[1] Die neueren katholischen Orden und Congregationen, besonders in Deutschland, statistisch, kanonistisch und publicistisch beleuchtet von Dr. J. F. v. Schulte. Berlin 1872.

[2] Vgl. diese Zeitschrift 1872, III. S. 86 ff.

Digitized by Google

Wie er es auch schon in der Einleitung (S. 2) ausgesprochen hat, müssen also die Orden gemaßregelt werden 1) um den Staat, 2) um die Mitglieder der Orden zu schützen. Beim Anblick dieser Eintheilung könnte Jemand vermuthen, der Professor halte, wie die Orden für staatsgefährlich, so den Staat und seine Behörden für ordensgefährlich, und die gesetzliche Regelung habe daher sowohl den Staat gegen Übergriffe der Orden, als die Orden gegen Übergriffe des Staates zu schützen. Allein weitgefehlt; nach liberaler Anschauung sind staatliche Übergriffe gegen katholische Institute in das Reich der Unmöglichkeiten zu verweisen und die Mitglieder katholischer Institute bedürfen eines Schutzes *nur* gegen die Institute, denen sie angehören. Diese Idee ist mehr als komisch, sie ist ungereimt. Denn wie ist es *vernünftiger* Weise denkbar, daß Jemand eines Schutzes bedarf gegen einen Verein, dem er nur nach reiflicher Prüfung und mit freiem Willensanschluß beitritt, dem er nur so lange angehört, als er will, und aus dem er austreten kann, sobald es ihm beliebt, ohne daß eine äußere Macht ihn zum Bleiben nöthigen oder vom Austritt abhalten kann? In früherer Zeit mochte es möglich sein, daß Jemand auch wider seinen Willen in einem Orden zurückbehalten wurde; daß dieses aber gegenwärtig nicht möglich ist, weiß Dr. Hinschius recht wohl, und ebenso weiß er auch, daß **volenti non fit injuria**; wie aber trotzdem die Mitglieder gegen ihren eigenen Orden eines Schutzes bedürfen, mag er selbst zusammenreimen. Indessen er behauptet nun einmal, daß die Orden für den Staat und für ihre eigenen Mitglieder gefährlich seien; sehen wir seine Beweise!

2. Den Weg zu seiner Beweisführung hat sich der gelehrte Herr schon gleich im ersten Abschnitt durch eine unvollständige und unrichtige Definition der Orden gebahnt.

„Die Orden," sagt er, „sind Gesellschaften, deren Mitglieder sich zur Führung eines durch besondere Vorschriften oder Regeln bestimmten, gemeinsamen Lebens unter eigenen Vorgesetzten durch das dreifache, für die ganze Lebenszeit bindende feierliche Gelübde des Gehorsams, der persönlichen Armuth und der ehelosen Keuschheit verpflichten." (S. 3.)

In dieser Definition fehlt gerade das, was das Wesen des Ordensstandes ausmacht, und als Zweck wird angegeben, was bloß Mittel ist. Zum Wesen des Ordensstandes gehört, daß seine Mitglieder sich zum Streben nach evangelischer Vollkommenheit verpflichten; die Regeln aber bilden bloß das Mittel, durch welche die Ordensleute dieses Ziel erreichen wollen. Hätte Dr. Hinschius eine vollständige und richtige Definition gegeben, so wäre entweder sein erster Vorwurf, die Staatsgefährlichkeit der Orden, von selbst zu Boden gefallen — denn wie können Vereine von Menschen, die nichts anders wollen, als christliche Vollkommenheit, staatsgefährlich sein? — oder aber er hätte zeigen müssen, daß die christliche Vollkommenheit selbst dem modernen Staate gefährlich sei — und sollte er das wohl zu behaupten wagen? Eine richtige Definition des Ordensstandes hätte den gelehrten Herrn auch der Mühe überhoben, darzuthun, daß die neuen Congregationen noch gefährlicher seien, als die alten Orden (S. 6 ff.); denn beide Arten von geistlichen Genossenschaften unterscheiden sich durchaus nicht in Bezug auf ihren Hauptzweck, beide erstreben die christliche Vollkommenheit ihrer Mitglieder, beide sind also für den Staat gleich ungefährlich.

3. Allein triumphiren wir nicht zu frühe! Der Berliner Professor bleibt uns den Beweis für die Staatsgefährlichkeit nicht schuldig und zwar wird zuerst „die obere Leitung der geistlichen Genossenschaften" als eine Quelle der Gefahren für den Staat dargestellt (S. 35—48). Der Leser wird gestatten, daß wir ihm an einem Beispiele die liberale Argumentationsweise vor Augen führen. Nachdem Hinschius auf S. 35 gesagt, daß alle in Preußen

Digitized by Google

noch existirenden eigentlichen Orden einen auswärtigen Oberen hätten, fährt er fort:

„Die Geschichte der einzelnen Orden hat es außer allen Zweifel gestellt, daß der die Thätigkeit und die Richtung derselben beherrschende Geist wesentlich durch die leitenden Persönlichkeiten beeinflußt, ja meistens bestimmt worden ist. In der Abhängigkeit von einem auswärtigen Obern liegt also an sich schon ein Moment, das die volle und freie Entfaltung solcher Gesellschaften bedenklich erscheinen lassen muß. Dasselbe wiegt in der heutigen Zeit um so schwerer, als jene Oberen theils in Rom, theils in Frankreich residiren und der officielle Katholicismus dort wie hier eine dem Staate, vor Allem aber dem deutschen Reiche und der preußischen Monarchie feindliche Politik verfolgt.

Die Gewalt der Generaloberen der vorhin genannten Orden ist freilich keine absolute. Dem General steht vielmehr eine festgegliederte Provinzial-Eintheilung der zum Orden gehörigen Klöster gegenüber. Der General wird gewählt, ebenso auch die Oberen der untern Instanzen, der Provinzen und der einzelnen Klöster. Neben allen Oberen haben gewählte Kapitel und Ausschüsse bestimmte Rechte auszuüben. Endlich fungiren die Oberen nur für eine gewisse Zeitdauer. Diese Schranken, welche allerdings die Möglichkeit einer mit den Interessen des Staates in Harmonie stehenden Thätigkeit offen lassen, sind indessen bedeutungslos. Wenn es gelungen ist, dem Weltklerus eine von allen nationalen Beziehungen losgelöste Bildung und Erziehung zu geben und ihn fast durch und durch mit einer einseitigen, dem Staate feindseligen Gesinnung zu erfüllen, so können in Betreff der Ordensleute, welche den Ordensobern gegenüber in einer noch viel abhängigeren Stellung als die Weltgeistlichen den Bischöfen gegenüber sich befinden, unmöglich andere Resultate erwartet werden.

Davon, daß in Preußen ein Orden, eine Congregation, ja selbst eine vereinzelte Abtheilung einer derartigen Genossenschaft auch nur den leisesten Widerstand gegen die in der katholischen Kirche herrschende Strömung gewagt hätte, ist nichts bekannt geworden" (S. 36).

Der langen Rede kurzer Sinn ist offenbar dieser: Die Gewalt der im Auslande wohnenden Oberen ist zwar eine sehr beschränkte, aber sowohl die im Inlande wohnenden Ordensglieder als der im Auslande wohnende Ordensobere sind und bleiben Katholiken, leben und handeln als solche, folglich ist die obere Leitung der Orden staatsgefährlich. Diese Argumentation finden wir aber nicht bloß an dieser Stelle; wie ein rother Faden zieht sich durch die ganze Broschüre der Gedanke, daß die Orden und Congregationen katholische Institute und folglich gefährlich seien. Selbstverständlich ist bei solcher Bewandtniß eine Widerlegung der Broschüre ein Ding der Unmöglichkeit, denn wir haben es hier mit einem Geiste zu thun, der durch „gesunden Haß gegen Rom" und durch Vorurtheile gegen die katholische Kirche so verblendet ist, daß er die Wahrheit nicht sehen will, und der mit Dr. Friedberg die katholische Kirche „zertreten" möchte.

Obgleich die meisten Congregationen keinen „ausländischen" Oberen haben, findet Dr. Hinschius dennoch deren Oberleitung staatsgefährlich; zu diesem Resultate gelangt er, indem er die Regeln malträtirt, um eine möglichst schrankenlose Gewalt der Oberen herauszufinden, und alle mit klaren Worten ausgesprochenen Einschränkungen derselben als „faktisch bedeutungslos" bei Seite schiebt.

Seine Erörterungen resumirt er S. 48 in folgender Weise:

„In der That bieten die betreffenden Einrichtungen nicht das mindeste Gegengewicht gegen die Verfolgung einseitiger hierarchischer und ultramontaner Tendenzen,

Digitized by Google

im Gegentheil sind sie darauf berechnet, Bestrebungen, welche sich etwa im entgegengesetzten Sinne geltend machen könnten, sofort zu unterdrücken ... Was die neben der Generaloberin stehenden Organe betrifft, so sind dieselben theils dazu bestimmt, die Autorität der ersteren zu verstärken, theils die mißbräuchliche Verwendung ihrer Gewalt, namentlich zu solchen Zwecken, die mit den ultramontanen Plänen nicht vereinbar sind, zu hindern. Die Wahl der Beamtinnen erscheint freilich als eine liberale Institution, ist es aber in der That nicht. Denn die Wahlberechtigung ruht entweder in den Händen der älteren, genügend im klerikalen Sinne vorbereiteten Schwestern, oder gar eines kleineren Kreises von ausgesuchten Mitgliedern der Genossenschaft und bedarf überdieß noch vielfach der Bestätigung der geistlichen Obern. Irgend eine Garantie dagegen, daß diese Gesellschaften in einer dem Staate feindlichen Richtung benutzt werden, gibt der Verfassungsapparat nicht. Im Gegentheil ist er so organisirt, daß, wenn die Verfolgung derartiger Ziele von den leitenden Instanzen beabsichtigt wird, er dazu trefflich zu functioniren geeignet ist. Denn für die große Masse der Mitglieder bietet sich kein Mittel, den von oben aus ergehenden Anordnungen Widerstand entgegen zu setzen, und wenn selbst ein solcher versucht werden sollte, ist den Oberen stets die Möglichkeit gegeben, diesen durch Versetzung aller verdächtig erscheinenden Mitglieder im Keime zu ersticken."

Natürlich sind alle Orden und Congregationen, welchen Namen sie auch tragen mögen, so organisirt, daß eine einheitliche Leitung die Erreichung des Ordenszweckes ermöglicht und erleichtert; natürlich wollen auch alle Orden und Congregationen nur Katholiken an ihrer Spitze haben; natürlich endlich sollen alle unkatholischen und unchristlichen Bestrebungen in allen Orden und Congregationen möglichst ferne gehalten werden. Mit einem Worte: alle Orden und Congregationen sind und wollen sein katholische Vereine. Hinc illae irae! Wie gerne würde Dr. Hinschius sich mit der Oberleitung der Congregationen einverstanden erklären, wenn sich dieselbe im Dienste des Liberalismus verwenden lassen wollte! Oder ist etwa die Oberleitung im Freimaurerorden, gegen welchen sich noch nie eine liberale Stimme erhob, nicht eine viel absolutere, als in irgend einem Orden oder einer Congregation der katholischen Kirche? Ist nicht auch dort die Wahl so beschränkt, daß nur ein richtiger Freimaurer an die Spitze kommen kann? Ist auch dort nicht der großen Masse jedes Mittel entzogen, um den von oben ergehenden Anordnungen Widerstand entgegen zu setzen? Was dem Einen recht, ist dem Anderen billig. So lange man die Oberleitung des Freimaurerordens nicht antastet, so lange lasse man die Oberleitung der Orden und Congregationen in Ruhe; ist jene nicht staatsgefährlich, so ist es auch diese nicht. Ja die Orden und ihre Oberleitung haben ein viel größeres Recht auf Existenz und freie Entwicklung, als die Freimaurerei, denn jene halten sich auf dem Boden des Vereinsgesetzes, ihre Zwecke und Mittel, ihre Mitglieder und Oberen sind allgemein bekannt, während diese als eine geheime Gesellschaft außerhalb des Vereinsgesetzes steht und sowohl Zwecke und Mittel als Mitglieder und Obere in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen sich bestrebt.

Aber, sagt uns Ehren-Hinschius, der Staat hat keine Garantie dagegen, daß die Oberleitung der religiösen Gesellschaften in einer staatsfeindlichen Richtung benutzt werde. So! die absolute Möglichkeit eines Mißbrauches genügt also, um die Oberleitung der Orden zu verdächtigen? Was läßt sich mit diesem Princip nicht Alles thun und rechtfertigen? Wer bürgt einem ruhigen Bürger dafür, daß der allmächtige Staat ihn nicht morgen oder heute schon seines ganzen Vermögens beraubt, weil der Staat keine Garantie dagegen hat, daß dieses Vermögen zu einem staatsfeindlichen Zweck benutzt werde? Aber um des Himmelswillen, ist es denn nicht eine genügende Garantie, wenn dieser

Digitized by Google

Bürger ruhig seine Staatspflichten erfüllt und ihm auch nicht die geringste Übertretung der Gesetze nachgewiesen werden kann? Man sollte es glauben; und da es sich ebenso in Bezug auf die Orden verhält, scheint uns dem Staate die nöthige Garantie in dieser Beziehung nicht zu fehlen. Allerdings ganz anders stehen wiederum die Dinge, wenn wir das Hinschius'sche Princip auf die Freimaurer anwenden. Seit 1789 ist keine Revolution geplant, kein Thron gestürzt, kein Fürst gemordet worden, ohne daß Freimaurer ihre Hand dabei im Spiel hatten; da wäre es somit am Platze, zu sagen, der Staat habe absolut keine Garantie dagegen, daß die Oberleitung der Freimaurer in einer staatsfeindlichen Richtung arbeite und deßhalb sei dieselbe zu maßregeln.

4. Nach der Oberleitung wird die in den geistlichen Genossenschaften herrschende Gehorsams-Theorie als ein staatsgefährliches Element hervorgehoben; zugleich wird darzuthun gesucht, daß durch diese Gehorsamstheorie die Orden ihren Mitgliedern höchst gefährlich werden, weil durch dieselbe „die einzelnen Mitglieder willenlos der Gewalt der Oberen überliefert sind". (S. 48—63.) Dr. Hinschius hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, nicht weniger als volle zehn in Petit gedruckte Seiten Auszüge aus den verschiedenen Ordens- und Congregationsregeln abzuschreiben, um schließlich zu dem traurigen Resultat zu gelangen, „daß die jesuitische Theorie des Cadavergehorsams das Congregationswesen beherrscht" (S. 60). Armer Herr Professor! Sie hätten sich wirklich die Mühe des Abschreibens sparen können; jeder Katholik würde Ihnen von vorneherein Ihr schließliches Resultat vorhergesagt haben, denn jeder Katholik weiß, daß die Jesuiten keine andere Gehorsamstheorie haben, als die ganze Christenheit. Um des Gewissens willen gehorchen sie ihren Vorgesetzen als Gottes Stellvertretern in allen erlaubten Dingen. Bereits früher haben wir wiederholt Gelegenheit gehabt, nachzuweisen, wie der „jesuitische Cadaver-Gehorsam" weder für den Staat gefährlich, noch für den Menschen herabwürdigend ist; ebenso haben wir gezeigt, daß der Jesuit durchaus nicht „willenlos der Gewalt der Oberen überliefert ist", sondern ihr weitgehende Rechte besitzt und diese, falls er es für nöthig hält, recht wohl geltend machen kann, indem die Verfassung des Ordens nichts weniger als absolut ist[1]. Wir hätten gewünscht, daß der Berliner Professor auf die von uns und von vielen anderen Autoren, und namentlich in jüngster Zeit noch vom hochw. Bischof von Mainz entwickelten Gründe eingegangen wäre und eine Widerlegung derselben wenigstens versucht hätte; unbekannt können sie ihm nicht geblieben sein! Allein der liberale Herr hat vorgezogen, sich in allgemeinen abgedroschenen Zeitungsphrasen zu ergehen, und scheint es mit seiner wissenschaftlichen Ehrlichkeit verträglich zu finden, wenn er die unzählige Male widerlegten Verleumdungen in geistloser Weise wiederholt. Habeat sibi!

5. An dritter Stelle werden einzelne Vorschriften der Satzungen verschiedener Genossenschaften verdächtigt. (S. 63—77.) Zunächst scheint dem Verfasser der Austritt nicht in allen Orden und Congregationen leicht genug gemacht zu sein (S. 63—66); er scheint den Taubenschlag als Ideal eines Ordens sich zu denken. Weil Ordensleute durch ihr Gewissen verpflichtet sind, ihre Gelübde zu beobachten, weil dieselben ebenfalls nicht ohne Wissen und Willen ihrer Oberen die Genossenschaft verlassen dürfen, weil endlich einige Regeln vorschreiben, die Oberen sollten den, welcher austreten will, zu reiflicher Prüfung dieses Entschlusses veranlassen, findet Dr. Hinschius die „civilrechtliche Freiheit" beschränkt. Wie wagt ein ordentlicher Professor der Rechte einen solchen Unsinn zu schreiben!

Und wenn ich meine civilrechtliche Freiheit freiwillig beschränke, wer hat

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1871, I. S. 453 ff.; 1872, II. S. 72 ff.; 1873, IV. S. 6. 1874, VI. S. 482 f. u. s. w.

Digitized by Google

den Berliner Professor zum Wächter derselben eingesetzt? Warum sollte denn ein deutscher Staatsbürger oder eine deutsche Staatsbürgerin, welche die Jahre der Selbständigkeit erreicht haben, nicht ebenso berechtigt sein, durch den Eintritt in einen Orden ihre civilrechtliche Freiheit zu beschränken, als durch den Eintritt in den Ehestand? Allerdings ist Dr. Hinschius — diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen — redlich bemüht, im Bunde mit Dr. Völk durch Einführung der Civilehe den Eheleuten ihre civilrechtliche Freiheit möglichst wieder zu erobern; ohne Zweifel wird er denselben auch mit der Zeit durch Einführung des Systems der „freien Liebe" vollständige civilrechtliche Freiheit erwirken; aber vorläufig ist die civilrechtliche Freiheit der Eheleute noch viel beschränkter als die der Ordensleute, und so mag er also vorläufig noch die Ordensleute, die seine Hilfe nicht angerufen haben, in Ruhe lassen.

Ferner findet Dr. Hinschius es unstatthaft, daß „nach dem Vorbilde der Jesuiten-Constitutionen die Loslösung von den Familienbanden gefordert und empfohlen, der Verkehr mit Fremden beschränkt und sogar die Lektüre unter Kontrole gestellt werde." (S. 66—70.) Wir gestehen, diese Vorschriften scheinen uns so unschuldig, daß wir selbst nach der liberalen Exegese des Verfassers nichts Staatsgefährliches darin zu erblicken vermögen. Was hat denn der Staat zu befürchten, selbst wenn in der That „ein regelmäßiger dauernder Verkehr mit der Familie ausgeschlossen" wäre, was aber nicht der Fall ist?[1] Steht das neue deutsche Reich auf so schwachen Füßen, daß es zu Boden stürzt, wenn die Borromäerinnen keine „profanen Bücher" lesen dürfen, oder wenn die Schulbrüder, die Alexianer u. s. w. nicht ohne einen Begleiter ausgehen sollen, oder wenn diesen und andern Ordensleuten empfohlen wird, „unnützen Aufenthalt, unnütze Gespräche mit anderen Personen, namentlich über Neuigkeiten", zu meiden u. s. w.? Welche bornirte Leser setzt der Berliner Professor wohl voraus, daß er durch diese und ähnliche Vorschriften die Staatsgefährlichkeit der Orden und Congregationen beweisen will?

Allein das Gefährlichste kommt noch, und zwar gehört dazu sicher „die regelmäßig vorgeschriebene wöchentliche und die jährliche Generalbeicht", die den Zweck haben soll, „das äußere und innere Leben des einzelnen Mitgliedes den Congregationsoberen soviel wie möglich offen zu legen." (S. 70.) Herr Professor, wo haben Sie je von einer „wöchentlichen Generalbeicht" reden hören? Wo haben Sie gefunden, daß die Beichten den Congregationsoberen und Oberinnen abgelegt werden müssen, oder daß die Beichtväter verpflichtet sind, den Congregationsoberen das in der Beicht Gehörte mitzutheilen? Oh über den Unsinn, den ein öffentlicher Professor der Rechte an der Universität Berlin drucken lassen darf, ohne mit Schimpf und Schande aus dem doctum corpus ausgestoßen zu werden!

Ebenso gefährlich als „die wöchentlichen und jährlichen Generalbeichten" sind „die sogen. Schuld- und Anklage-Kapitel" mit den darauf folgenden „demüthigenden Bußen", von welchen leider Dr. Hinschius nicht viel weiß, „da die meisten Satzungen davon schweigen." Aber das Wenige, was er gefunden hat, reicht schon hin, ihn mit Schrecken zu erfüllen. Nicht als wenn es gerade staatsgefährlich wäre, wenn einmal eine Ordensperson den Boden oder gar die Füße eines Mitbruders oder einer Mitschwester küßt, oder während des Essens knieen, oder mit kreuzweise ausgestreckten Armen beten muß; aber wie erniedrigend sind solche Bußen, und im Interesse der Menschenwürde darf

[1] Man vergleiche, was der hochw. Bischof v. Mainz in seiner Broschüre: „Kann ein Jesuit von seinen Oberen zu einer Sünde verpflichtet werden?" Mainz. Kirchheim 1874. S. 6 ff., über die den Jesuiten vorgeschriebene „Loslösung von den Familienbanden" sagt.

Digitized by Google

der Staat ja nicht gestatten, daß seine Bürger und Bürgerinnen sich solchen Demüthigungen unterziehen. Gewiß werden alle deutschen Ordensleute sich verpflichtet fühlen, Dr. Hinschius mit einer Dankadresse zu beehren, weil er sich ihrer so eifrig annimmt und jede Demüthigung von ihnen fern zu halten sich bemüht. Wie schade, daß der liberale Professor nicht Zeitgenosse des Heilandes war; nie würde er geduldet haben, daß Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte und mit ihren Haaren trocknete, und der Herr selbst wäre von ihm belehrt worden, daß es eine Herabwürdigung sei, den Aposteln die Füße zu waschen. O nein, nur keine „demüthigende Bußen"! solche darf der deutsche Staat nicht gestatten — aber wenn liberale Professoren, um eine Gehaltserhöhung oder einen Geheimerathstitel zu erlangen, vor hochmögenden Ministern katzbuckeln oder vor allmächtigen Kanzlern speichelleckend und auf dem Bauche kriechend in allerunterthänigster Demuth ersterben, so muß sich der Staat solcher wackerer Bürger freuen.

6. Es widerstrebt uns, auf die anderen Vorschriften, welche Dr. Hinschius noch in gleicher Weise zu verdächtigen sich bemüht, auf die Gewissensrechenschaft, die jährlichen Exercitien, das Gelübde der Armuth u. s. w. auch nur kurz einzugehen. Trotzdem der gelehrte Herr von den Satzungen aller in Preußen noch existirenden Orden Einsicht nehmen konnte, hat er doch für das ganze Ordenswesen auch nicht das geringste Verständniß; er spricht über alle diese Dinge mit ebensoviel Sachkenntniß, wie ein Blindgeborener über Farben und ein Taubgeborener über Töne. Etwas mehr Verständniß hätten wir im dritten Abschnitt der Schrift erwarten dürfen, in welchem er „die bestehende Gesetzgebung über das Ordens- und Congregationswesen in Preußen" als eine unsichere und zweifelhafte darstellen will (S. 100—114). Mit großem Fleiße hat er hier alle Gesetze und Gesetzchen, die früher in Preußen gegen die geistlichen Ordensgenossenschaften erlassen worden, zusammengestellt und mit advokatischer Schlauheit sucht er darzuthun, daß diese Gesetze eigentlich noch zu Rechte bestehen. Indessen brauchen wir auf die Argumentation des gelehrten Herrn gar nicht einzugehen; bereits im Jahre 1870 hat Peter Reichensperger im Archiv für Kirchenrecht (S. 369 ff.) die legale Existenz der Orden in Preußen mit solcher Klarheit nachgewiesen, daß wir uns einfach auf diese ausgezeichnete Arbeit beziehen können. Schon vor Octroyirung der Preußischen Verfassung wurden durch § 4 des Gesetzes vom 6. April 1848 „alle das freie Vereinsrecht beschränkenden Bestimmungen aufgehoben" und „allen Preußen die Berechtigung zugesprochen, sich zu solchen Zwecken, die den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, zu Gesellschaften zu vereinigen." Die Verfassung aber nahm diesen Paragraph auf und bekleidete ihn so mit der höchsten staatlichen Garantie. Bei so bewandten Dingen begreift sich nicht, wie Dr. Hinschius noch die früheren Beschränkungen als zu Rechte bestehend ansehen kann und wie er auszusprechen wagt, „an und für sich stehe nichts im Wege, daß der Staat die erwähnten Rechte gegenüber den Orden und Congregationen wieder zur thatsächlichen Anwendung brächte" (S. 107). Selbst wenn wir von den im Artikel 12—15 der Kirche gewährten Freiheiten absehen, so steht doch noch immer die in der Verfassung garantirte Vereinsfreiheit jeder Maßregelung entgegen. Dr. Hinschius hütet sich auch wohl, den § 30 der Verfassung oder den § 4 des Gesetzes vom 6. April 1848 auch nur dem Inhalte nach anzugeben, geschweige denn seinem Wortlaute nach zu citiren, obgleich er Platz genug hat für die gegen die Orden gerichteten französischen Dekrete vom 3. Messidor XII (22. Juni 1804) und vom 18. Februar 1809, sowie für die Bestimmungen des A.-L.-R. und das königliche Edikt vom 30. Oktober 1810.

7. Obgleich aber der Berliner Professor alle chikanösen Gesetze des alten Polizeistaates, insofern sie gegen die Orden gerichtet sind, als noch zu Recht bestehend ansieht, möchte er doch nicht, daß dieselben jetzt nach 26jähriger Si-

Digitized by Google

stirung wieder zum Leben erweckt würden; im Gegentheil genügen sie ihm für seine Zwecke nicht und deßhalb macht er neue Vorschläge, die er für geeigneter hält. Dieselben sind bereits von der ganzen katholischen und liberalen Presse besprochen worden; in welchem Sinne sie gehalten sind, kann man aus dem Urtheil der Spener'schen Zeitung entnehmen, welche meint, man solle Klöster und Orden, falls sie gemeinschädlich wären, wie Dr. Hinschius voraussetzt, einfach verbieten, die vorgeschlagenen Polizeimaßregeln dagegen würden bloß verbittern, ohne zu helfen. In der That läuft die ganze Weisheit des nationalliberalen Professors darauf hinaus, die Klöster unter permanente Polizeiaufsicht zu stellen — eine Maßregel, über welche die Ordensleute sich nicht werden beklagen können, nachdem schon die Bischöfe und der Weltklerus unter Polizeiaufsicht stehen. Auf diese Polizeiaufsicht reduciren sich zunächst die drei ersten Vorschläge, welche die Zulassung einer jeden neuen Genossenschaft, sowie die Gründung jeder neuen Anstalt von staatlicher Erlaubniß abhängig macht und in Nr. 3 ausdrücklich sagen: „Die Niederlassungen der geistlichen Genossenschaften sind unter eine fortdauernde Staatskontrole zu stellen, die sich in Revisionen staatlicher Komissarien zu bethätigen hat." Der Leser wird uns aber kaum glauben, wenn wir ihm sagen, daß Dr. Hinschius die Stirne hat, diese Forderung zu stellen „im Interesse der Wahrung der persönlichen Freiheit der Mitglieder." Wir hatten also Recht, als wir im Beginn unserer Recension sagten, der Nationalliberalismus wolle uns mit einer neuen Freiheit beglücken! Ob Dr. Hinschius wohl so bornirt ist, es als eine Wahrung der persönlichen Freiheit zu betrachten, wenn man Jemanden zwingt, in regelmäßigen Fristen sich vor der Polizei als frei zu legimitiren? Ob er wohl im Ernste alle Ordensleute für Gefangene ihrer Oberen hält? Das englische Parlament hat mit Verachtung den Vorschlag Newdegate's zurückgewiesen, durch eine Commission sich in den Klöstern von der Freiheit der Mitglieder zu versichern; das Parlament sah darin einen schmählichen Eingriff in das Hausrecht sowohl, als in die persönliche Freiheit der Ordensleute; unsere nationalliberalen Professoren haben einen anderen Begriff von Freiheit; frei ist jeder, welcher unter beständiger Staatskontrole steht!

Als einen weiteren Ausfluß dieser liberalen Freiheitsidee ist zu betrachten, wenn der Gehorsam gegen auswärtige Obere, der Eintritt Nicht-Deutscher in deutsche Klöster und die Versetzung deutscher Ordensglieder in ausländische Anstalten untersagt werden, und zwar im Interesse der „uneingeschränkten Freiheit des Einzelnen". (Vorschlag 4. 6. 8.) So frei also sollen wir sein, daß wir nur mit Jenen Umgang pflegen, von Jenen eine Leitung empfangen, mit Jenen uns zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigen dürfen, welche eine hohe Polizei für ungefährlich hält? so frei, daß wir nicht einmal im Ausland uns niederlassen dürfen und wir mit dem Eintritt in den Ordensstand uns zugleich zum Bleiben innerhalb der Grenzen Deutschlands verpflichten!

Diese Freiheiten sind schon groß; noch größer aber sind die folgenden. Laut dem 5. Vorschlag darf ein Ordensmann keine Buße von seinem Oberen empfangen ohne vorheriges polizeiliches Placet; laut Vorschlag 7 werden alle Deutschen bis zum 25. Altersjahre unter Polizeiaufsicht gestellt, indem die Polizei sich zu vergewissern hat, daß keiner vor diesem Jahr die Gelübde ablegt; laut Vorschlag 9 und 10 sollen die Klöster ausgehungert und jeder, der mit 25 Jahren noch so närrisch ist, in ein Kloster zu gehen, unter Curatel gestellt werden; laut Vorschlag 11 werden eben diese nicht nur „von allen öffentlichen Wahl- und Stimmrechten, sondern von allen anderen politischen Rechten" ausgeschlossen. Das kanonische Recht kennt allerdings auch den sogen. bürgerlichen Tod der Ordensprofessen, aber wenn es ihnen gewisse bürgerliche Befugnisse entzieht, gewährt es ihnen andererseits die Befugniß, in voller Freiheit nach ihren Ordensregeln zu leben. Dr. Hinschius tödtet

Digitized by Google

die Ordensleute bürgerlich und stellt sie dann noch unter Polizeiaufsicht. Nach dem kanonischen Rechte können die Ordensleute die ihrem Berufe entsprechenden Arbeiten frei und ungehindert verrichten; laut Vorschlag 12 und 13 aber sollen die Ordensleute weder in der Seelsorge, noch in dem Lehrfache arbeiten können „ohne vorgängige und stets widerrufliche staatliche Genehmigung". Und weil alle diese Freiheiten noch nicht genügen, soll laut dem 14. und letzten Vorschlag der Austritt aus den Genossenschaften jederzeit trotz der Gelübde freistehen; d. h. da auch jetzt die Gelübde in Preußen kein civilrechtliches Hinderniß am Austritte sind, sollen sie künftig auch im Gewissen keine bindende Kraft haben, oder mit andern Worten: die Gelübde sind verboten. Warum hat der gelehrte Professor diesen Vorschlag nicht an die Spitze gestellt? Er hätte sich die 13 anderen dann ersparen können.

Der Leser wird uns verzeihen, daß wir ihn so lange bei dieser Broschüre aufgehalten haben. Ob diese Vorschläge wirklich bestimmt sind, Gesetze zu werden, wissen wir nicht; wenn es aber erlaubt ist, aus früheren Vorgängen zu schließen, dürfen wir es als höchst wahrscheinlich annehmen. Jedenfalls aber ist die Arbeit wichtig als ein Zeichen des Geistes, der in den maßgebenden Regionen gegen die Kirche herrscht und der uns eine Zukunft in Aussicht stellt, die weit trauriger als die Gegenwart ist. Deßhalb lohnte es sich der Mühe, ausführlicher dieses Machwerk zu beleuchten und unseren Lesern zu zeigen, was wir noch Alles zu erwarten haben. Allein so traurig sich uns auch die Zukunft zeigen mag, wir haben keinen Grund zu verzagen; eine frühere ungläubige Zeit hat ähnliche Maßregeln gegen die Kirche und ihre Anstalten getroffen, nur nicht auf eine so gemeine, heuchlerische und lügenhafte Weise, sondern durch offene Verbote; sie alle sind im Strome der Zeit verschwunden und die Kirche mit ihren Anstalten ist unverletzt wieder aufgetaucht, als der Sturm sich legte und die Gewässer sich verliefen. Daß es auch jetzt so gehen wird, unterliegt keinem Zweifel. Ein Dr. Hinschius mit sammt seinen Auftraggebern und Protektoren wird die Kirche nicht zerstören.

R. Cornely S. J.

Die Ascese, die wahre und die falsche. Mit besonderer Rücksicht auf die alten und neuen Orden beleuchtet von P. **Hieronymus von Seedorf.** Mainz, Kirchheim. 1874. 16°. IV u. 309 S. Preis: 24 sgr.

Vorliegendes Büchlein bietet uns eine zuverlässige Darstellung der wahren katholischen Ascese. Wir erhalten ein getreues Bild des nach christlicher Vollkommenheit strebenden Christen, sowie auch jener besonderen Vereine solcher Christen, welche man Ordensgenossenschaften nennt. Es tritt demnach in dem Büchlein jenes Objekt vor uns, welches die Hölle und also auch die jetzt triumphirende Kulturmacht mit ihrem glühendsten Hasse auszeichnet, ein Umstand, der in unseren Tagen der Schrift besondere Beachtung zuziehen dürfte. Der Verfasser wollte aber keine Vertheidigungsschrift der katholischen Ascese schreiben; wir haben hier weder eine strengwissenschaftliche Darstellung der Ascese, noch eine genaue Schilderung, wie es im innern Leben des Einzelnen oder einer Ordensgenossenschaft zugeht; ebenso wenig wollte der Verfasser ein Erbauungsbuch liefern. Das Büchlein ist im Wesentlichen eine Warnungsschrift, welche sich ihrer ganzen Anlage nach zunächst an Priester richtet, die sich mit der Seelenleitung Einzelner oder ganzer Genossenschaften befassen. Der Verfasser will gleichsam en famille vor allen Mißstaltungen und Abirrungen warnen, welche die menschliche Armseligkeit in das ascetische Leben Einzelner oder der Ordensgenossenschaften hineintragen könnte; und diese seine

Digitized by Google

Absicht hat er in einer Weise verwirklicht, daß wir das Werkchen den betreffenden Kreisen auf das Wärmste empfehlen können. Der erste Abschnitt, welcher über Wesen, Ziel und Principien der christlichen Ascese handelt, legt für die drei folgenden Abschnitte den Grund. Wir erhalten hier einen Einblick in das innerste Geheimniß des katholischen Ordenslebens und dadurch nebenbei auch Aufschluß darüber, warum die „moderne Kultur" die Klöster nicht dulden kann.

Der zweite Abschnitt charakterisirt genauer den „besondern Stand der Vollkommenheit", welcher sich aus den Ideen der christlichen Ascese heraus gebildet hat. Es werden das alte Anachoretenthum, das Mönchs- und Ordensleben, die Regulären- und Mendikanten-Orden, und die verschiedenen neueren Ordensformen und Gestaltungen besprochen. Insbesondere in Bezug auf die in den letzten Jahren entstandenen neuen „Orden" enthält das Büchlein Winke, auf welche wir alle diejenigen, die es angeht, auf das Eindringlichste hinweisen möchten. „Je strenger solche Congregationen sich an der ursprünglichen Regel halten, desto sicherer gehen sie, von ihrem speziellen Berufe abgesehen, der Lösung ihrer allgemeinen ascetischen Aufgabe entgegen." „Es gibt nichts Leichteres auf der Welt, als Orden stiften, und nichts Selteneres, als wahren Beruf zu dieser Aufgabe haben."

„Man ist sich oft nicht mehr klar darüber, daß der Hauptzweck und das Wesen eines Ordens in dem Streben nach christlicher Vollkommenheit besteht." „Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß ein besonderes Walten der göttlichen Vorsehung die große Mannigfaltigkeit der thätigen Orden bisher begleitet und beschützt hat. Was die Zukunft bringen wird, das läßt sich freilich nicht sagen; gewiß muß es aber allen Gutgesinnten am Herzen liegen, daß das vorhandene Gute gestärkt, das Mangelhafte verbessert, Alles mit solider Grundlage versehen und auch für die spätere Zukunft sicher gestellt werden möge. Trügen nicht alle Zeichen, so ist die unendlich weise und liebreiche Vorsehung, welche bisher so wunderbar über die Schaar der jüngeren Ordenscongregationen gewacht, eben in diesem Augenblicke damit beschäftigt, dieselben einer allgemeinen Prüfung zu unterwerfen, um das Solide und Lebensfähige von dem Schwachen und Hinfälligen abzusondern, und jenem durch ihren Vatersegen: „Wachset und mehret euch" Bestand und Dauer für die Zukunft zu sichern."

Nicht minder zuverlässig sind die Grundsätze über die Berufswahl, welche der Verfasser gelegentlich einfließen läßt. „Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, alle eifrigen, mit Wohlthätigkeitssinn begabten Personen beiderlei Geschlechts müßten darum immer auch einem Orden sich weihen, gleichwie es Mangel an richtiger Auffassung des christlichen Lebens bekundet, wenn man es bedauert, so oft eine entweder durch Stellung oder Talent und Anlagen in der Welt angesehene Person sich vom öffentlichen Leben oder aus dem Kreise der Familie in die klösterliche Einsamkeit zurückzieht, um sich dem Dienste des Allerhöchsten auf besondere Weise zu verbinden."

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der falschen Ascese. Als verderbliche Irrgänge werden gekennzeichnet: Sentimentalität, Überhäufung mit äußern Andachten, Sucht nach Außerordentlichem, übertriebene Strengheit und das letzterer entgegengesetzte Extrem: Sinnlichkeit und Weichlichkeit. Hier bietet sich dem Verfasser oft Gelegenheit dar, ein hartes Wort zu sprechen, und er that recht daran, daß er damit nicht zurückhielt; denn nichts ist so sehr im Stande, die echte Frömmigkeit und wahre Tugend bei der urtheilslosen Menge zu diskreditiren, als die Verzerrungen und Verhunzungen des christlichen Lebens, welche leider nur zu oft bei jenen Personen zu Tage treten, die die Frömmigkeit handwerksmäßig betreiben. Wir sagen: bei der urtheilslosen Menge; denn von den Führern der jetzt gegen die Klöster gerichteten Bewegung gilt das nicht; diese Führer sind sich vielmehr klar bewußt, daß sie nicht gegen mensch-

Digitized by Google

liche Mißbräuche, sondern gegen den göttlichen Geist, den Geist Jesu Christi in den Krieg ziehen, indem sie den katholischen Orden die Lebensadern unterbinden wollen. Die Macht, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, wird auch dießmal ihren Zweck verfehlen, sie wird vielmehr den Absichten der Vorsehung gemäß dazu beitragen, das Verkehrte und Schlackenartige aus allen Kreisen des kirchlichen Lebens zu entfernen. Das ist die Bedeutung der Epoche, in welche wir bereits eingetreten sind. Deßhalb sind für alle nach Vollkommenheit strebenden Christen die Bemerkungen dieses dritten Abschnittes von so großem Nutzen. Den in Sentimentalität schwimmenden Romantikern wird gezeigt, worin die wahre, lebendige Gottesliebe eigentlich besteht; es wird per transennam vor jenen religiösen Romanen gewarnt, welche eine Tugend schildern, wie sie die christliche Ascese in Wirklichkeit nicht kennt, welche durch ihre schwärmerischen, phantastischen Darstellungen oft die besten Herzen in ein Meer von Unruhe und Bitterkeit stürzen, indem sie Bestrebungen wecken, denen hienieden nie entsprochen wird. So finden alle Gefahren und der wahren Ascese drohende Mißstände der Reihe nach die gebührende Beleuchtung.

Am schärfsten und eindringlichsten warnt aber der Verfasser vor dem Geiste weltlicher Behaglichkeit. „Nichts," sagt er, „ist widerlicher und widersinniger, als Verweichlichung unter Solchen, welche sich zum Stande oder zur Übung der Vollkommenheit bekennen." „Man trägt den Namen, das Kleid, den Charakter eines nach Vollkommenheit Strebenden, einer Ordensperson, oder doch eines ascetisch gebildeten Mannes; man gefällt sich in seinem erhabenen Berufe, weiß viel Schönes und Lobenswerthes darüber zu erzählen; aber was thut man, welche Werke der Ascese, welche Übungen der Vollkommenheit hat man aufzuweisen? Ach, eitle Täuschung! Nicht die Lobredner, sondern die Vollzieher des Gesetzes werden zum Leben eingehen. Das Schlimmste aber dabei ist, wenn das Übel sich nicht bloß auf Einzelne, sondern auf ganze Vereine erstreckt. Und das ist der Fall, wenn in einem Ordenshause der allgemeine Geist, die maßgebende Richtung, die disciplinäre Verwaltung die Färbung des versinnlichten, comfortablen Zeitgeistes trägt. Was würden die Ordensstifter, jene wahrhaft erleuchteten Gottesmänner sagen, wenn sie das verweichlichte Geschlecht einer späteren Zeit in den geheiligten Räumen im heiligen Ordensgewande einhergehen und den Weltgeist in vollem Wucher zur Schau tragen sähen? Daß solche doch lieber in der Welt geblieben wären, der anzugehören sie nie aufgehört haben! Ein bequemes Leben, Befriedigung der Launen, einige fromme Andachtsübungen können ja draußen ebenso gut miteinander vereinigt werden. O diese Halbheiten! o dieß Tragen auf beiden Schultern, welches Verderben ist dadurch in den edelsten Theil der Heerde Christi eingeschmuggelt worden! Es ist kein Ernst des Lebens und keine Kraft der Abtödtung und kein Mark gründlicher Tugend: darum auch kein Keim, keine Blüthe und keine Frucht wahrer Vollkommenheit. Doch ein Trost bleibt der Kirche bei all' diesen traurigen Erscheinungen. Es ist die Wahrnehmung, daß dieselben nicht allgemein, noch auch bei der Mehrzahl herrschen. Im Gegentheil herrscht in manchen neuern Ordensgenossenschaften reges und ernstes Streben nach solider Vollkommenheit und auch bei vielen ältern ist der ursprüngliche Geist vielfach minder erweckt und in's Leben gerufen. Das Gesagte findet nicht minder Anwendung auf den Stand der Weltgeistlichkeit."

Man dürfte es vielleicht auf den ersten Blick bedauerlich finden, daß der — wie es scheint, pseudonyme — Verfasser jetzt solche Schilderungen der kirchenfeindlichen Welt zugänglich gemacht hat. Aber nur Oberflächlichkeit könnte bei einer solchen Befürchtung stehen bleiben. Gerade solche Mahnstimmen, wie wir sie in diesem Werkchen vernehmen, zeigen so recht, mit wie heiligem Ernste in der katholischen Kirche die großen Lehren und Rathschläge

Digitized by Google

des Evangeliums erfaßt werden; sie zeigen, daß diese nahezu neunzehnhundertjährige Kirche mit ungeschwächter Jugendkraft den Kampf gegen den Geist der Welt, jenen Kampf, welcher ihr von Christus als Vermächtniß überkommen ist, im Großen und im Kleinen fortführt. Wäre die katholische Kirche der lebensmüde, absterbende Organismus, für welchen sie die Kulturherolde ausschreien, wahrlich sie wäre einer so kräftigen Reaktion nicht fähig, wo es sich darum handelt, den tödtenden Weltgeist von Haupt und Gliedern, von der Hierarchie und den Ordensleuten nicht weniger, als von der Masse des Volkes fern zu halten.

Allerdings müssen wir gestehen, daß das Büchlein nicht immer von jenen Übertreibungen frei zu sein scheint, welche sich in Schriften paränetischer Tendenz so leicht einschleichen. Die Übel, vor denen der Verfasser warnen will, lassen ihn auch da gar zu schwarz sehen, wo er dem Wortlaut nach wirkliche Verhältnisse zu schildern vorgibt. Derartige „rhetorische" Übertreibungen oder vielmehr Einseitigkeiten wären im mündlichen Vortrage noch eher zulässig, als in gedruckten Büchern. Es ist wahr, daß der Anlage des Büchleins gemäß der Verfasser darauf angewiesen war, uns die schwarzen Schattenstriche zu dem Bilde vom Zustand des katholischen Klerus und Volkes zu liefern, Elemente, aus denen sich natürlich kein wahrheitsgetreues Bild der Wirklichkeit darstellen läßt. Aber die Schattenstriche sind doch bisweilen gar zu dick, während das lichte Gute, dessen Vorhandensein wiederholt zugegeben wird, fast als Ausnahme erscheint. Der von Tag zu Tag heller aufleuchtende Glaubensmuth der deutschen Katholiken und speziell des Klerus macht offenkundig, was die göttliche Gnade seit Jahren in zahllosen katholischen Herzen gewirkt hat. Fügen wir nun noch hinzu, daß uns die Schroffheit, welche der Verfasser in einzelne Anforderungen hineinlegt, wohl als heilsame Arznei gegen eine krankhafte Weichlichkeit, nicht aber als allgemein gültige Lebensart empfehlenswerth zu sein scheint, so haben wir Alles gesagt, was wir an der Schrift auszusetzen haben. Es ist, wie der verständige Leser sieht, nicht derart, daß es den Werth der Schrift im mindesten herabzusetzen vermöchte.

Der vierte Abschnitt gibt die Mittel gegen die falsche Ascese an; er enthält Winke für den Asceten selber, für den Direktor einer Ordensgenossenschaft, für den Seelenführer frommer Seelen, für den Pfarrer und für die Direktoren besonderer ascetischer Übungen. Wir sind überzeugt, daß die Lektüre des Büchleins für jeden, der sich um das innere Leben interessirt, von dem größten Nutzen sein wird.

T. Pesch S. J.

Digitized by Google

Miscellen.

Ein Ehrenkranz, geflochten von gegnerischer Hand. Es lohnt sich der Mühe, folgendes Zeugniß eines lutherischen Predigers über den katholischen Klerus Deutschlands in diesen Blättern aufzubewahren. Dasselbe erschien zuerst in der „Deutschen Landeszeitung" und ist in kürzeren oder längeren Auszügen von mehreren anderen Zeitungen nachgedruckt worden. Es lautet:

„Gregor VII. wußte, was er that, als er mit unerbittlicher Strenge die (von den alten Kirchengesetzen vorgeschriebene) Ehelosigkeit der Priester in der römischen Kirche durchführte. Die römische Kirche ist ihrem ganzen Wesen nach eine streitende, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Priester in den vordersten Reihen zu kämpfen haben. Wie sehr aber diejenigen Krieger, welche nicht durch Weib und Kind an das Leben gebunden sind, ihre verheiratheten Genossen an Muth und Todesverachtung zu übertreffen pflegen, ist bekannt genug. Ein Blick auf die römischen Priester der Gegenwart beweist, wie richtig Gregor die Natur seiner Kirche erkannt und mit welch' sicherem Tact er ihr Rechnung getragen hat. Die Schaar der römischen Priester ist eine Schaar von Helden. Sie führen den durch die augenblicklichen Weltverhältnisse ihnen aufgedrungenen Kampf mit einem stetigen Feuer, welches an die altrömischen Legionen erinnert. Mit Staunen blickt die Welt auf jene Männer, die durch keine Gewalt zu bewegen sind, etwas zu thun, was den Anordnungen ihrer Kirche zuwiderläuft. Sie lassen sich von Amt und Brod treiben, sie lassen sich auspfänden, sie lassen sich in die Gefängnisse werfen: aber ungebeugt harren sie aus, und heute zurückgedrängt, stehen sie morgen wieder auf dem alten Posten. Es sind Priester, es sind Krieger, es sind Männer. — Nicht der geringste Vorzug der römischen Kirche ist, daß in ihr Priester zu finden sind, d. h. Männer der That, und nicht der Rhetorik. Es mag ein halbes Jahr verflossen sein, als die Schreckenskunde zu uns kam von jenem französischen Schiffe, das, im Dunkel der Nacht von einem spanischen Dampfer durchbohrt, binnen zehn Minuten mit Mannschaft und Passagieren im Schooße des Meeres versank. Während die Fluthen in das Schiff einströmen, und aus dem Schlafe emporgeschreckt in wilder Unordnung die Unglücklichen auf dem Verdecke sich sammeln, weinend die Einen, betend die Anderen, die Dritten in dumpfer Verzweiflung vor sich hinstarrend, eilt ein

Digitized by Google

katholischer Geistlicher von einer Gruppe zur andern und verkündigt allen Reuigen die Vergebung ihrer Sünden im Namen des Gottes, vor dessen Stuhl sie wenige Augenblicke hernach treten sollten. Erhabenes Bild eines Priesters! Preiset eure Generäle, die im Gewoge der Schlacht den feindlichen Kugeln die Brust bieten; rühmt eure Staatsmänner, die mit ruhigem Auge in den Lauf des Pistols blicken, das ein Meuchelmörder gegen sie erhoben hat: — gegen diesen Priester müssen sie in den Schatten treten. Wo Alles die Besinnung verloren, bleibt er ruhig, wo Alles zurückbebt vor dem geöffneten Rachen des Todes, greift er mit sicherer Hand in den Himmel und bietet den Sterbenden das Leben. Und unter hundert Geistlichen der römischen Kirche findet man neunundneunzig, die ihm gleichen. Unter hundert Geistlichen der evangelischen Kirche würde man vielleicht einen finden. Ja, wir evangelische Pastoren sind in Worten groß, und wer uns im engeren Kreise belauschen könnte, müßte von unserm Muthe die höchste Vorstellung gewinnen; selbst wer auf den Conferenzen uns hört, sollte vor unserer Thatkraft erschrecken. Gilt es aber, unsere Worte in Thaten umzusetzen, gilt es, der Welt die Stirne zu zeigen und mit unseren Leibern die Fahne zu decken, die wir eben erst so trotzig emporhielten, so liegt unsere Seele alsbald am Boden und unser Muth in der Asche. Da ruft Weib und Kind: das widerfahre dir nur ja nicht; da kommen die besorgten Freunde. Was aber den Ausschlag gibt, ist, daß unser Muth ein künstlicher war und des realen Hintergrundes entbehrte. Der katholische Geistliche weiß, daß Gott ihm reale Dinge in die Hand gelegt hat, wir aber verfügen nur über Worte.... Die Rhetorik hat bei uns Alles überwuchert; wir sind Prediger, daß wir aber auch Priester sein sollten, ahnen wir kaum. Manche edel angelegte Naturen sind durch diesen Widerspruch zwischen der Idee der Kirche und des geistlichen Amtes und dem thatsächlichen Befunde beider in den Schooß der römischen Kirche getrieben worden..... verdammen können wir sie nicht."

Zur Signatur der Zeit. Göthe sagte einmal: „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen, ist der Konflikt des Unglaubens und des Glaubens." Bis zu welchem Grade ersterer, der Unglaube, bereits in manchen Kreisen gediehen ist, und welch' gründlichen Haß und bewußte Verachtung des Christenthums er zur Folge hat, dazu gibt unter Anderem eine in Berlin erschienene Broschüre vom letzten Jahre einen belehrenden Beitrag. Der Titel ist: „Religion und Theologie. Lose Blätter der Zeit von einem Lehrling im Dienste der Anthropologie. III." Der Verfasser hat sich nicht genannt; er zählt zu den eifrigsten Verehrern des modernen Staatsgötzen. Demgemäß bilden seine Herzensergießungen auch zugleich eine Zugabe zur Charakteristik eines Theils unserer Kulturkämpfer. Unsere Leser mögen entschuldigen, wenn wir die Blasphemieen dieses Skribenten ihnen unverhüllt vorführen. Das christliche Herz sträubt sich allerdings und erschaudert — allein es ist nothwendig, daß die Katholiken sich immer klarer bewußt werden, was für Leute unter jenen sind, die Kulturkampf und Staatsgötzendienst auf ihre Fahne schreiben — es ist

Digitized by Google

nothwendig, den schaurigen Abgrund des frivolen Gotteshasses kennen zu lernen, dem manche unter unsern Zeitgenossen anheimgefallen sind. Es sind das auch Zeichen der Zeit, die an uns die ernste Forderung der allseitigen Bethätigung unseres Glaubens stellen.

Der Name Gott ist ihm „in unserer unendlichen Weltanschauung" ein Anachronismus (S. 5). Aus der Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte weiß er anzugeben, daß man beim Verlassen der Einheit Gottes nach Schwanken zwischen Zweiheit und (ägyptischer) Vierheit sich schließlich darüber verständigte, bei der Dreiheit, der sich durch innere Negationen selbst vernichtenden oder verschlingenden Trinität, zu bleiben (S. 6. 7). Einen Ausdruck des hl. Clemens von Alexandrien verzerrend, läßt er Christus seine menschliche Maske aus Fleisch sich bilden und schreibt dann: „solche Maske ließ sich nun auf das Vielfachste ändern, gleich den bald groß, bald klein, bald mit Hut, bald mit Regenschirm erscheinenden Fetischen an der Goldküste, und Origines schreibt Christo die Fähigkeit zu, sein Äußeres zu verwandeln und verschiedenen Menschen in verschiedenen Gestalten zu erscheinen" (S. 9). In blasphemischer Weise wird der Tod Christi, seine Bedeutung als Opfer und Lösegeld entstellt. „Dieser wunderbar (und verwunderlich) prächtige Heilsplan stimmt mutatis mutandis genau mit den Prozeduren überein, die wir bei der allgemein verbreiteten Teufelaustreibung geübt finden, wenn die magisch geweihten Lockspeisen aufgestellt werden, um die dadurch geköderten Dämone am Cameron in den Fluß, auf den Fiji in das Meer zu jagen; die Neger würden sich freilich entsetzen, wenn man meinen sollte, daß mit jenem Teufelsdreck ihr Ngankupong oder Alorin, ihre Gottheiten, etwas zu thun habe.... Im Christenthum hatte man die mißliche Operation vor sich, die Gottheit (wie bei indischen Incarnationen) in einen menschlichen Leib zu prakticiren und dann waren noch allerlei Rücksichten auf die ahrimanische Macht des Teufels zu nehmen, so daß schon mit dem Christenthum die jesuitische Doktrin von der Zweckheiligung (ebenso wie bei Wischnu's Avatara als Buddha) in die Welt eingeführt wurde" (S. 13). Nun wird die Person des Erlösers und seine heiligste Mutter verhöhnt; und als Resultat der Erlösung „des complicirten Heilsapparates mit der Zweitheilung der dreieinigen Gottheit .... war nun schließlich doch nichts weiter erreicht, als daß die Gottheit es vorher wußte, wer selig und welche verdammt sein würden, ein Vorherwissen, womit den Letzteren kaum viel gedient sein kann und jedenfalls kein großer Trost gespendet wird" (S. 17). Hierauf werden Taufe und Eucharistie in cynischer Weise mit Geifer und Schmutz überschüttet. „In der Taufe geschieht die Austreibung des Bösen (wie sie in Mexiko die Hebamme am Neugebornen vornimmt), und damit er nicht wieder zurückschlüpfen kann, werden die Körperöffnungen beölt, wie man in Siam die von Teufeln gereinigte Stadt mit dem geweihten Faden umzieht" (S. 18). In Bezug auf die heilige Eucharistie schmäht unser Kulturkämpfer: „Wenn die birmanischen Fürsten die Leibgarde ihrer Unsterblichen herstellen wollen, so nehmen sie eine systematische Fütterung vor, bis der ganze Körper durchdrungen, und wie sie sagen, steinhart ist, also unverwundbar. Eine ähnliche Umwandlung scheint auch der Leib des

Digitized by Google

frommen Christen einzugehen, wenn er mit Haut und Haar im Jenseits fort-existirt.... Während sich der bei jeder Cöna erneute Logos in möglichst verdaulicher Form darbot, war die Assimlation der dritten Person eine bedenkliche, weil zu pythonischen Ausfragungen hinüberführend. Als Inspirator der biblischen Schriften konnte der heilige Geist mit dem Logos in Konflikt gerathen, wenn er sich nicht auf die Verzückung beschränken wollte" (S. 21, 22). Nach dergleichen Äußerungen wird man es kaum mehr überraschend finden, daß dieser Lehrling im Dienste der Anthropologie das Christenthum tief unter den Islam und selbst unter das Heidenthum herunterdrückt. Der Haß macht nicht bloß blind, sondern rasend, toll und wahnwitzig. Dergleichen haßgeschwollene Äußerungen sind: „Nie hat eine der bekannten Religionen solch' gräuelhaft verzerrte Widersprüche im Volksleben hervorgerufen, wie so vielfach die christliche" (S. 29). „Es kann die Thesis aufgestellt und jeden Augenblick vertheidigt werden, daß keine andere der bekannten Religionen so viele Gräuel und Wahnwitzereien aufzuweisen hat, wie das Christenthum" (S. 53). Der Lehrling scheint zu fühlen, daß er selbst für sein Lesepublikum etwas zu Starkes vorgebracht habe. Deßwegen wird eine Entschuldigung des Christenthums beigegeben, die aber einen noch ärgeren Hohn desselben ausspricht. „Dieß wird und kann dem Christenthum nicht zum besonderen Vorwurf gemacht werden, da in ihm die Keime zum Guten und Bösen gemischt sind, wie an jeder anderen Religion, und apathische Völker vielleicht das Christenthum mit derselben Indifferenz getragen und es in solcher Indifferenz gelassen hätten, wie es nun mit derjenigen Religion geschehen, die ihnen durch den Gang der Ereignisse zufiel." Also das Christenthum hat die größten Gräuel hervorgerufen, weil es eben lebhaft erfaßt wurde, weil es seinen Geist den empfänglichen Völkern eingoß; hätte es dumpfe und stumpfe Apathie bei den Völkern vorgefunden oder selbe in interesselosem Hinbrüten belassen, so wären *vielleicht* jene „Wahnwitzereien" nicht erfolgt. Welch' ungeheuerliche Anklage! Das Christenthum wirkt nur dann nicht schädlich, wenn es nicht mit Geist und Leben ergriffen wird; je inniger seine Aufnahme sich gestaltet, um so verderblicher sind seine Wirkungen. Da wäre es wenigstens consequent, wenn der „Lehrling" sagte, nicht, daß in ihm die Keime zum Guten und Bösen gemischt sind, sondern daß es böse, grundböse und nur vom Bösen ist. Und ferner findet er die Gotteslehre des Koran und Buddhismus besser und reiner als die des Christenthums, die Sittenlehre wenigstens gleichstehend. „Daß Islam und Buddhismus in der erhabenen Auffassung ihres Gottesbegriffes die christliche übertreffen, wird zuzugeben sein und außerdem läßt sich nicht verkennen, daß die Ethik des Letzteren mit der christlichen den Vergleich nicht zu scheuen braucht" (S. 48).

Unser Lehrling bewährt auch seine Eigenschaft als Lehrling dadurch, daß er mit Wohlbehagen die Blasphemieen anderer zusammenträgt, so bezeichnet er — ein Beispiel für viele — mit Strauß die Geschichte der Auferstehung Jesu als „weltbekannten Humbug" (S. 44).

Je tiefer aber das Christenthum in den Koth heruntergezogen wird, desto ergebener und andächtiger wird der nationale Staat, besonders der

Digitized by Google

confessionsfeindliche verehrt. Vor ihm wälzt sich der Lehrling im Staub. Im Staat findet er die unbedingte Suprematie für den Menschen als Gesellschaftswesen und zugleich die für diesen Charakter allein vernünftige Suprematie. Aber der naturgemäße Staat deckt sich mit der Nationalität, mit dieser ist die höchst mögliche Potenzirung und Vervollkommnung des Menschen gegeben (S. 51. 52. 58), innerhalb welcher sich der Einzelne erst in seiner wahren Erfüllung fühlt (S. III). Der Staat gilt eben Alles in Allem. Dieser Staat darf keine Theologieen zulassen, deren Sätze einen Widerstreit mit dem auf nationaler Basis ruhenden Staate herbeizuführen drohen. Dem Bürger aber muß als erster Hauptzweck das Gedeihen des eigenen volksthümlichen Staatswesens vor Augen stehen (S. 1).

Freilich, so ist es immer gewesen, den unsterblichen Gott und seinen Gesandten will man nicht anerkennen, dafür fällt man vor den Erdengötzen nieder und betet Moloch an. An obige Blasphemieen möchten wir noch die Frage anknüpfen, ob im „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" neben den Beleidigungen irdischer Majestäten und Fürsten auch noch die Schmähungen und Verunglimpfungen der göttlichen Majestät strafrechtlich geahndet werden?

J. Ku.

Digitized by Google

H. J. v. Mallinckrodt.

II. Sein Lebensgedanke. — Sein Kampfplatz.

Das Leben v. Mallinckrodt's war so groß in seiner idealen Reinheit und praktischen Tüchtigkeit, aber doch so kurz in seiner Dauer und so engbemessen in seiner besonders für die Öffentlichkeit greifbaren Gestaltung, daß sich dieses Mißverhältniß auch in dem historischen Bilde des Mannes unwillkürlich wiederspiegeln muß. Leichter und reicher als der Verlauf dieses Lebens läßt sich dessen Philosophie schreiben.

Der Leser wird es uns darum verzeihen, wenn wir unsere Darstellung sich hauptsächlich mit letzterer, mit der Entschalung des großen Princips, dem Mallinckrodt's Wirken pflichtig war, beschäftigen lassen. Es sind damit drei Viertheile seines Bildes enthüllt. Er — das verkörperte Princip — will analytisch, nicht synthetisch behandelt, will aus dem Blocke gehauen, nicht als Mosaik zusammengeschweißt werden. Praktischen Werth besitzt diese Methode obendrein ungleich mehr. Sind es große Charaktere, welche menschlicherseits unsere Sache zu ihrem Siege braucht, so sind es große Principien, welche die großen Charaktere „im Kampfe der Welt" von Innen heraus zu bilden vermögen.

Kehren wir zu Mallinckrodt's Lebensgedanke zurück.

Mallinckrodt sah in dem, was gleißnerischerweise von den Gegnern „Kulturkampf", „Entwicklung des Nationalismus", und in seiner Lokalisirung für Deutschland „Kampf gegen Rom und gegen Hierarchie für Staats-Souveränetät" genannt wird, nichts Anderes, als „den Kampf der Philosophie, die sich losgelöst hat und in wie weit sie sich losgelöst hat vom Boden des christlichen Glaubens gegen den christlichen Glauben". Es ist nach seiner ausgesprochenen Überzeugung ein neues und ein gewaltiges Auflodern jenes weltbewegenden Antagonismus zwischen den größten und ältesten geistigen Principien, welcher die tiefste Pragmatik, die Theologie der Weltgeschichte von ihren

Digitized by Google

Anfängen an bildet. In einer Fraktionssitzung am Ende Januars 1872 hatte er seiner Anschauung schon Ausdruck gegeben: „Bei diesem Kampfe handelt es sich in erster Linie um Vertheidigung des positiven Christenthums gegenüber der mehr und mehr sich demaskirenden Abläugnung aller christlichen Wahrheit." Die Maske sank seitdem schnell und tief und schon am 7. Februar 1874 konnte der Selige im Abgeordnetenhause die wahrhaft erhabenen Worte sprechen: „Man kann fragen, was ist denn unsere Hoffnung? Nun, ich sage, vom gewöhnlichen menschlichen Standpunkte aus gesprochen, da wäre die Aussicht, mit Ehren zu fallen, — und das ist besser, als mit Schande den Nacken der Tyrannei zu beugen! Vom christlichen Standpunkte aus aber sage ich: Wir beten und wir rechnen fest auf den allmächtigen Gott."

Der uralte, nun neuerdings auflodernde Kampf wird nach Mallinckrodts Hoffnung zu einem neuen Siege, das Kreuz auch dießmal zum Lichte führen, aber der kommenden Glanzperiode der Kirche sieht er eine dunkle Nacht vorausgehen. Wir sind schon tief darin, nur noch nicht tief genug. Bis zum Eintritt dieser glücklichen Zeitenwende wird sich der Widerstreit der beiden Principien in noch viel weitere Dimensionen ausschweifen und sich gegnerischerseits in die Wuth der an sich selber verzweifelnden und sich in sich selber verbeißenden „Tyrannei", unsererseits aber in die Intensität des populär und zur Alltagspflicht gewordenen Heroismus vertiefen müssen. Dort der Schlächter — hier das Opfer; das ist die nothwendige und heilbringende Krisis. „Per crucem ad lucem!"

In diesem Kampfe war Mallinckrodt Soldat und Führer. „Die Rechte der Kirche zu vertheidigen, das betrachtete er, wie er selber sagte, als die Aufgabe seines Lebens. Diesem Zwecke opferte er Alles. Als man ihm einmal bemerkte, durch seine übergroße Anstrengung untergrabe er seine Gesundheit und seine häuslichen Verhältnisse blieben zu lange ohne Oberaufsicht, entgegnete er lächelnd: Ich darf meinen Posten nicht verlassen, wenn auch Alles zu Grunde ginge."[1] Kleine Leute werden das freilich nicht „klug" finden.

Indem wir diese Seite seines Lebensgedankens beleuchten, erblicken wir zugleich den großen Kampfplatz des Mannes und den Schauplatz jenes Theiles seines Lebens, der für das Ganze der Schwerpunkt und

[1] Dr. Mertens, H. v. Mallinckrodt S. 19.

Digitized by Google

die Garantie der Unsterblichkeit seines Namens im Andenken seines Volkes und seiner Kirche ist.

In Mallinckrodt war die Idee der Ecclesia militans zum tiefsten und reinsten Ausdrucke gekommen.

Das irdische Reich Christi kann seiner Natur und Aufgabe gemäß nur eine „streitende Kirche" sein in seiner Gesammtheit sowohl, wie in jedem seiner lebenstüchtigen Glieder.

War die Kirche aber jemals eine streitende, so ist sie es heute mehr denn je.

Ist sie es aber heute mehr denn je, so ist sie es am meisten in Deutschland.

Hat aber in Deutschland einer aus den Millionen katholischer Laien im Geiste der Ecclesia militans gestritten, so Hermann v. Mallinckrodt.

Diese Sätze bilden in ihrer Steigerung und Zuspitzung die großartige Grundlage, aus der die erhabene Gestalt des kirchlichen Vorkämpfers in Deutschland von selber erwächst.

Daß Christi Reich seiner Natur und Aufgabe entsprechend eine „streitende Kirche" sein müsse, erhellt aus mehrfachem Gesichtspunkte. Freilich liegt — es sei das zur Verhütung von Mißdeutung vorausgeschickt — Kampfsucht nicht im Blute und in den Nerven der Kirche; das markige Gepräge der Streitbarkeit ist ihr von Außen aufgedrückt, nicht als homogene Physiognomie aus ihrem inneren Wesen herausgewachsen. Göttliche Wahrheit, Gnade und Rechte sind ja in sich eminent positive und friedliche, sind segensreiche Elemente; ihrer zu walten ist die einzige Mission der Kirche. Muß sie dabei widerstrebende Mächte bekämpfen, so ist diese verhängnißvolle Opposition nicht ihr Geschmack und ihr Verbrechen. Die Sonne muß, um beleben zu können, sich mit der Energie ihres Lichtes, der größten aller Naturagenzien, erst Bahn brechen durch das Gewölk. Ist sie deßhalb streitsüchtig?

Was ist ihrem Wesen und Berufe nach die katholische Kirche? Sie ist die einzige von Gott berechtigte übernatürliche Religion und somit die einzige Bewahrerin und Spenderin der übernatürlichen Wahrheit und Gnade. Als solche aber kann sie nichts Anderes als eine Ecclesia militans sein. Sie tritt vor die Menschheit hin mit ihren geoffenbarten Wahrheiten und Geheimnissen, „niederreißend alle die Hoheit, welche sich erhebt gegen die Erkenntniß Gottes, und gefangen nehmend jeden Verstand zum Gehorsame Christi" (2 Cor. 10, 5); sie tritt vor die Menschheit hin als die Religion des Kreuzes, Kreuzigung und

Digitized by Google

Tod auferlegend allem Fleische, damit der Geist lebe, und der Natur, damit nur noch die Gnade gelte. Was kann die Kirche von einer in Geistesstolz versteinerten und ins üppigste Fleisch geschossenen Welt anders erwarten, als die verzweifeltste Nothwehr, als Haß, als Kampf, als Kampf ums Leben und alle ihre Herrlichkeiten? — Nicht genug. Sie stellt sich nicht als eine Religion neben die Religionen, alle duldend und für sich Duldung fordernd, dem Irrthum gleiches Recht und gleichen Segen wie der Wahrheit einräumend, sondern als die einzig wahre und somit einzig berechtigte, als die einzig zur Rettung der Menschheit talentirte und darum die Menschheit zu ihrer Lehre und ihrem Gehorsam verpflichtende, und verpflichtend unter der Sanktion ewigen Verderbens tritt sie vor die Welt, erklärt sie alle anderen Kulte und Bekenntnisse, mochten sie seit gestern oder seit Jahrtausenden bestehen, für verhängnißvolle Verirrungen, umspannt sie mit dem Plane ihres Eroberungskrieges alle Zeiten und alle Zonen und in ihnen alle Sphären des Lebens, setzt sie ihren Soldaten keine Grenze, keinen Halt, schickt sie dieselben über Armeen von Henkern und Genies hinweg; fallen Tausende, so rücken abermals Tausende in die Lücke, bis der Nord dem Süd, der Aufgang dem Abende die Hand reicht zur „Einheit ihres Hirten und ihrer Heerde". — Muß sie — sollen wir noch fragen? — durch diese göttliche Eifersucht und Energie nicht den Fanatismus des Irrthums in tausend Systemen gegen sich in alle Waffen treiben? Muß sie nach Wesen und Beruf nicht eine Ecclesia militans sein gegenüber allen Leidenschaften und Irrthümern der Menschheit von Fleisch und Blut, in deren Geschichte jede dieser Kräfte die Rolle einer Großmacht spielt?

Was ist die katholische Kirche? Als einzig berechtigte Spenderin der übernatürlichen Wahrheit und Gnade ist sie die Fortsetzung des Lebens und Wirkens Christi, ist der auf Erden geistig fortlebende Christus. Als solche aber muß die Kirche des Weiteren eine Ecclesia militans sein. Denn der Fortgang muß dem Ausgange, die Kirche Christo gleichen. Was aber war Christus? Was war er den Propheten und Psalmisten? „Was toben die Heiden und sinnen die Völker auf Eitles? Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und wider seinen Gesalbten." (Ps. 2.) „Gürte dein Schwert um deine Hüfte, Allmächtiger. In deiner Schönheit erhebe dich, herrsche um der Wahrheit und Sanftmuth und Gerechtigkeit willen. Deine Pfeile sind scharf, daß Völker unter dir fallen; sie gehen in's Herz der Feinde des Königs. Dein Thron, o Gott, steht

Digitized by Google

immer und ewig." (Pf. 44.) Was war Christus den Evangelisten und Aposteln? „Ein Stein des Anstoßes" (Röm. 9, 33), — „ein Fels des Ärgernisses" (1 Petr. 2, 8), — „gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird." (Luk. 2, 34.) — Was war Christus sich selber? „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." (Matth. 10, 34.) — Der ewige Fels der Kirche muß somit der Fels des ewigen Ärgernisses sein, an dem der Fuß der halben Welt sich stößt; die Kirche muß das Schwert Christi führen als Reichsschwert der Ecclesia militans. — Dringen wir tiefer ein. Als Gott und Mensch in einer Person war Christus ein Geheimniß der Größe und der Erniedrigung in einer Erscheinung. So zeigt ihn jede That seines Lebens, so muß seine perennirende That, so muß seine Kirche ihn uns zeigen. — Sie muß ein Geheimniß der Größe und Niedrigkeit, der Kraft und Schwäche, der Glorie und des Schmerzes, des Gottes und Menschen sein. Möge die göttliche Seele der Kirche sich incarniren in der menschlichen Schwachheit ihres socialen Körpers, möge somit die äußere Erscheinung der Kirche die der menschlichen Leidensfähigkeit und Leidensfülle Christi sein: sind Mühen und Leiden, Verspottungen und Vergewaltigungen, Faustschläge, Speichel, Krone und Kreuz ihres zum Heile der Menschheit kämpfenden Lebens nicht die unausbleibliche Consequenz der Menschwerdung des göttlichen Wortes und die logische Weiterführung des göttlichen Gedankens, der die Welt erlöst hat?

Einst nahm der Heiland Brod in seine Hände, ließ davon bestehen die gehaltlosen, vergänglichen, sterblichen Gestalten, Form, Geschmack, Farbe, an die Stelle der Wesenheit aber setzte er sich selber, und von diesem Werke seiner Größe und Demuth sagte er: „Das ist mein Leib, der für euch wird hingegeben werden." Er sammelte Millionen schwacher Menschen um sich, gliederte sie sich organisch und geistig ein durch Gehorsam gegen seine Auctorität und durch Überformung seines Gnadenlebens: und von diesem Werke seiner Größe und Demuth sagte er: Das ist mein mystischer Leib, das ist meine Kirche, das ist mein zweites Ich. — Von Beiden gelten die gleichen Prophezien, Beide leben die gleiche Geschichte. „Wenn sie mich verfolgt haben, so werden sie auch euch verfolgen." Das war Christi Testament für seine Kirche. Die Jahrhunderte haben es der Reihe nach erbrochen und erfüllt, Blatt um Blatt. — Die Kirche muß eine Ecclesia militans sein, will sie eine göttliche sein.

Digitized by Google

Was ist die katholische Kirche? Geeint mit Christus dem Haupte zur Gemeinsamkeit des Lebens und des Wirkens, ist sie schließlich das irdische Gottesreich, die „civitas Dei“. Unser voriger Artikel hat diese Idee entwickelt. Ist sie aber Gottes Reich auf Erden, dann sind Gottes Feinde ihre Feinde. Gott nun hat einen Feind, einen Erzfeind, den alten Revolutionär, den — Satan. Satan ist gleichsam die Verkörperung des bösen Princips, denn er will und liebt das Böse als Böses, und will und liebt es mit einer Art Naturnothwendigkeit, mit jener ewigen Starrheit, die der Rückschlag seiner Verdammung und Verzweiflung ist. Er ist „der Böse“. In den Dienst des bösen Princips hat er sein teuflisches Genie und sein teuflisches Herz verschworen, jenes mit dem ganzen Umfange seines Wissens und der ganzen Tiefe seiner Verschmitztheit, dieses mit der incarnirten Wuth und Verzweiflung seiner Verworfenheit. So ist er der lebendige und persönliche Träger, der Kristallisationskern für das Reich des Bösen geworden, wie Christus in seiner Kirche die Seele des Reiches des Guten ist. Wie das Edle und Große in Christus seine concrete und persönliche Vergötterung, so hat das Schlechte und Böse in Satan seine Apotheose gefunden. Ideal steht gegen Ideal, Gott wider Gegengott. — Nachdem dieser Gegengott die „unsichtbare“ Schöpfung und ihre göttliche Ordnung in Trümmer gerissen, hat er auch die „sichtbare“ Welt und ihre gottgewollte Einheit in einen Schutthaufen verwandelt, und darauf den dämonischen Gotteshaß als unsterbliche und furchtbarste Weltmacht, hat sein Reich gegen Gottes Reich gegründet. Seinerseits hat Gott ihm im Namen seiner Kirche die Kriegserklärung auf ewige Zeiten im Paradiese entgegengeschleudert, und der geheimnißvolle Krieg wogt nun durch die Jahrtausende als die Grundfluth ihrer Geschichte; die einzelnen brandenden und springenden Wogen derselben, wie sie in die Sichtbarkeit treten, sind nur gehoben und geschleudert von dem ewigen Antagonismus zwischen Gott und Gegengott. „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden.“ — Was Wunder, daß die Kirche Christi eine Ecclesia militans sein muß. Satan thut seine Schuldigkeit und seine „verfluchte Schuldigkeit“. Die Hälfte der Geschichte der Kirche ist seine Geschichte, wie die Hälfte der Lebensgeschichte des Einzelnen seine Geschichte ist.

Vielleicht wird man über diesen „Teufelsspuk“ lächeln. Aber abgesehen von der Gewißheit des Glaubens, der mit einer Läugnung Sa-

Digitized by Google

tans und satanischen Einflusses unvereinbar ist, abgesehen von den Traditionen und dem Instinkte aller Völker, postulirt denn die Logik nicht für das abstrakte Princip des Bösen, welches sich in der Weltgeschichte oft genug übermenschlich geltend macht, ebensogut einen übermenschlichen persönlichen Träger, wie sie das gute Princip von einem solchen getragen weiß und getragen sieht? Das abgöttische Heidenthum, besonders in den letzten Stadien seines Fäulnißprozesses, diese schauderhafte Degradation der Menschennatur, konnte nur von einem Satan, einem „Nothzüchter" der Menschheit, herrühren. Die Christenverfolgungen, die Zeiten, in denen sich der ausgesprochenste Gotteshaß breit macht in Presse, Kunst, Erziehung u. s. w., die Orgien der großen Revolution u. s. w., verrathen sie denn nicht den „princeps hujus mundi", der „los ist"? — Man läugnet seine Existenz! Was macht ihm das, wenn er die Leute nur kriegt! Allerliebst ist übrigens die Nase, die er diesen aufgeklärten Zeiten dreht. Warum wirft man sich jetzt, wo Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele sammt der Geisterwelt geläugnet werden, mit solchem Appetit auf die Geheimnisse des Spiritismus? Furchtbarer Sarkasmus und furchtbarer Rückschlag! Die Geheimnisse und Wunder göttlicher Liebe hat man verschmäht und bricht statt dessen von dem Heimweh nach Höherem getrieben gewaltsam ein in's Übernatürliche und sinkt hinunter in's Diabolische! Zugleich ist das aber auch ein verhängnißvolles Wetterleuchten für unsere Zukunft. Beim Anbruche aller großen Katastrophen erscheint der geheime Regisseur auf der Bühne. Um nicht von den Magien des 14. und 15. Jahrhunderts zu sprechen, auf die ein böses 16. und 17. folgte, ist es ja weltbekannt, mit welcher Wuth die französische Generation, die bald von menschlichen Dämonen zerfleischt werden sollte, sich auf die schamlosesten Geheimnisse des unsichtbaren Diabolismus warf. Die Gerichte vermochten die Prozesse nicht mehr zu bewältigen, und Portalis bezeugt, daß man auf der Pariser Nationalbibliothek nur noch nach Büchern über Kabale und Magie schrie. Wo stehen wir? — So wird's immer gehen, bis dasselbe Doppelphänomen sich in grauenvollen Dimensionen zum letzten Male erneuern und Satan im Antichrist als Prophet des Weltunterganges über die Erde ziehen wird. Fällt die Menschheit von Christus ab, dann stürzt sie von Tiefe zu Tiefe bis in's Übernatürliche des Dämonismus und in eine welthistorische Katastrophe, deren Urheber aus Haß gegen die Menschheit Satan selber ist. Das war dann „Civilisation" und ihr Heros.

Digitized by Google

Liegt für die Kirche in dem wesenhaften Beistande des ihr eingegliederten und eingelebten Christus das Geheimniß ihrer Unzerstörbarkeit und Unbesiegbarkeit, die Kraft, die sie zu einer stets siegenden macht; so liegt andererseits in dem Gotteshasse Satans, dessen Brennpunkt die Kirche ist, das Geheimniß ihrer Kämpfe und Leiden, der tiefste Grund, warum sie eine Ecclesia militans ist. Wie in göttlicher Ironie oder erbarmungsvoller Weisheit Christus durch die Wunden seiner heiligen Menschheit Satans Macht und Herrschaft brach, so verwandelt er fort und fort die Bedrängnisse seiner Kirche in Niederlagen ihres größten Drängers. Darum liegt in diesem Geheimnisse ihrer Kämpfe und Leiden das Geheimniß ihres Schaffens und Siegens. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich mächtig." Versteht man dieses göttliche Parador nicht, dann nimmt man Ärgerniß an ihr. Das Volk des alten Bundes beging den ihm so verhängnißvollen Fehler, über dem Glanze im prophetischen Bilde seines Messias den heiligen Schatten zu übersehen. Es versprach sich einen Messias der Macht und erhielt noch weniger, erhielt einen schmutzigen Messias des Geldes. Das Volk des neuen Bundes ist zu ähnlicher Blindheit geneigt und ähnlichem Ärgernisse und Verhängnisse ausgesetzt. Wir betrachten mit Vorliebe die Glanzseiten im Bau der Kirche, weiden uns an den Glanzperioden ihrer Geschichte. Wir hören Kindern gleich mit Wohlbehagen den Propheten oder den Annalen zu, wenn sie uns die Kirche als einen Weinstock schildern, der „die Berge mit seinem Schatten bedecke und mit seinen Zweigen die Cedern Gottes überrage, der da ausbreite das üppige Gewebe seiner Reben und Sprossen von Meer zu Meer"; oder wenn sie uns die Geschichte der Kirche darstellen als einen strahlenden Welttag, dessen Licht siebenfach gleich sei der Sonne des Himmels. Das Alles ist ebenso großartig als wahr, hat sich erfüllt und wird sich erfüllen. Aber schlagen wir das neue Testament auf und schlagen wir die Blätter der kirchlichen Annalen um: — wir schaudern vor der Art der Erfüllung. Den Weinstock schneidet das Winzermesser oft kahl und öde bis auf den nackten Stamm, — die Lampe der siebenfach strahlenden Sonne tränkt sich durch alle Jahrhunderte mit dem Schweiße, den Thränen, dem Blute der Edelsten der Kirche. So muß es sein. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich mächtig" — das ist das Gesetz, welches alle Perioden ihres Lebens und alles Wirken ihrer großen Glieder beherrschte. Seine Faktoren sind satanischer Haß und göttliche Treue.

Jener führt zwei Mächte gegen sie in den steten Kampf, die zwei,

Digitized by Google

welche getrennt sich in den Besitz der Welt theilen, vereint keinen Widerstand und keine Grenzen kennen, außer Gott. Diese zwei Mächte sind Säbel und Wort, Faust und Genie. Bald einzeln, bald gepaart, läßt Satan sie die Zeiten herab gegen die Kirche Gottes spielen. Rauhere Geschlechter läßt er die Faust, glattere die Perfidie brauchen.

Die apostolische Periode, wie ist sie so ruhmvoll im Unternehmen und Resultat, wie so leidenvoll in ihrem Wesen! Diese „Proletarier", arme Fischer von Galiläa und ein Zeltweber aus Tarsus, gegenüber dem eigenen Volke, das sich mit der zähen Verzweiflung eines Verworfenen an den Traditionen wie Verheißungen einer großartigen Vergangenheit festklammerte, die Buchstaben seiner heiligen Bücher und die Steine seiner von Gott verfluchten Mauern zählte und krampfhaft festhielt, und sich gegen den Sieg der Apostel schließlich mit Knütteln wehrte, nachdem sich die hohen Verfügungen seiner Kultusminister als machtlos erwiesen hatten, — diese „Proletarier" gegenüber der Weltherrschaft griechischer Sophistik und der Weltherrschaft römischer Bestialität! — Die dreifache Domäne des Abfalls von Gott und seines Fluches, die dreifache Verkörperung der Sünde wollten diese „Proletarier" brechen, umformen, reinigen, heiligen! Das war toll oder göttlich, jedenfalls ein Kampf, wie er größer nicht gedacht werden kann. Er ward ausgefochten. Aber wie? Sehen wir diese Welteroberer im zerlumpten Gewande armer Leute von Ort zu Ort schleichen, von Versteck zu Versteck, von Elend zu Elend. Wenn Weibergezänk über die Vertheilung der Speisen die Einheit der jüdischen und Schwelgerei die Heiligkeit der korinthischen Kirche mit Sacrilegien bedroht; wenn ein Grobschmied Alexander die Geduld eines Paulus und Johannes ermüdet; wenn die Intriguen „frommer Frauen" die Apostel aus Antiochien vertreiben; wenn ein Pöbelauflauf in Ephesus das ganze Werk des Paulus zerstört; wenn sie sich selber schildern als die Allergeringsten, zum Tode Bestimmten, als Thoren, als schwach, als verachtet: „bis zur Stunde hungern und dürsten wir, sind entblößt, mit Fäusten geschlagen, haben keine bleibende Stätte, leben mühsam von unserer Hände Arbeit, man verflucht, verfolgt, lästert uns, wie ein Auswurf dieser Welt sind wir geworden, wie ein Abschaum Aller bis zur Stunde"; wenn sie sich hundertfach erschöpft nach der Ruhe im Grabe sehnen, diese endlich an allen Enden der Erde finden durch's Schwert, durch's Kreuz, unter dem Messer, unter Pflastersteinen, und trotzdem und eben dadurch die Welt für ihren göttlichen Meister erobert haben: — dann ist von der apostolischen Kirche das

Digitized by Google

Geſetz erfüllt: „bin ich ſchwach, dann bin ich mächtig.“ — Der Chor der Apoſtel begräbt ſich wie ein Simſon unter den Säulen der antiken Welt, die er niederriß; aber niedergeriſſen mußten ſie werden um dieſen Preis und niedergeriſſen wurden ſie.

Darauf kamen wohl beſſere Zeiten? Beſſere, weil leidensvollere. — Es erhebt ſich die alte Welt zum letzten Verzweiflungskampfe. Vom Nordmeere und darüber bis zur Sahara, von der Atlantis bis zu den Parthern und weiter oſtwärts erhebt ſie ſich mit ihren Kaiſern und Khalifen, mit ihren Legionen, Philoſophen, Dichtern, Richtern, Henkern, Prieſtern und Dämonen, mit ihrem Europa, Aſien und Afrika, mit ihrem Orient und Occident. Faſt ein halbes Jahrtauſend ſtarrt ſie in Eiſen, Galgen, Rad und Scheiterhaufen. Todesurtheile, angeſchlagen an den vier Enden der Welt, fordern jeden Chriſtenkopf Jahrhunderte hindurch. Zehnmal hält der römiſche Koloß nur noch die zermalmten Glieder der jungen Kirche in ſeinen preſſenden Armen; aus ihrem Blute erhebt ſie ſich zehnmal, elfmal und ſteht groß, ruhig, göttlich, triumphirend vor dem Würger. Nur *eine* Conceſſion, eine „Klugheit“ war gefordert, „unverſehens“ ein Weihrauchkorn in die abgöttiſche Opfergluth fallen zu laſſen, einen Biſſen Opferfleiſch zu genießen, die Bücher der Kirche auszuliefern; geſchieht es? Millionen Märtyrer rufen: „Non possumus!“ — und ſterben. — Als zum erſten Male ſich die Ecclesia militans zu Nicäa verſammelte, da ſah man, wie Hunderte von Biſchöfen, unter ihnen verſtümmelte Männer, bedeckt mit Narben und Wunden, ſich herbeiſchleppten, und die unverſehrten Glaubensartikel mit einer Feder unterſchrieben, die ſie in Chriſti Blut im heiligen Kelche getaucht, nachdem ſie das eigene dafür zuerſt vergoſſen hatten. O glorreiche Zeiten! Für uns, die Nachgebornen ja wohl; aber für ihre eigenen Kinder? Jahrhunderte lang verſteckt in den Schlupfwinkeln der Wälder und Nächte, in dunkeln, von elendem Lampenlichte erhellten Katakomben, unter den langen Reihen der Märtyrer-Särge, die ein, zwei, drei Jahrhunderte dort aufgeſpeichert hatten, erbebend bei jedem Tritte, der aus der Ferne durch die dunkeln Gänge dröhnte, die Märtyrerberichte aus allen Ländern leſen und ſich auf das eigene Opfer vorbereiten, fürchten, ob die Kraft des Glaubens ausreiche, zittern, ob die Gnade ihnen gewährt ſei, das war das Leben dieſer Heldengenerationen der Kirche. Wie oft mögen ſie beim Leſen der Märtyrerbriefe inne gehalten haben, um in Bitterkeit und Schmerz der Seele die Hände zu ringen, um zu weinen und zu Gott aus den Tiefen der Erde emporzuſeufzen: „O Herr, laß

Digitized by Google

es das letzte Opfer sein, lasse den Frieden erstehen aus den zerrissenen Gebeinen!"

Er kam — und er kam nicht. Noch war Gott damit beschäftigt, die Einheit der Welt in der Einheit ihres Glaubens mit dem Blute von Millionen Märtyrern zu kitten, da beginnt schon das Werk der Zerstörung von Innen heraus. Er stemmt sich, um den Bau zu sprengen, mit zwei geistigen Mächten gegen seine heiligen Mauern: mit der Verweltlichung und mit der Irrlehre.

Wir hören, wie aus jenen Zeiten die Väter, die Heiligen und Asceten zurückseufzen nach dem Glücke der Märtyrer, wie sie sich die Epigonen des Christenthums nennen, wie sie den Untergang der Welt nahe glauben, weil mit dem Frieden von Außen das Verderbniß der Welt eingebrochen sei in das Innere der Kirche. Und während Tausende und Tausende der Besten zum geistigen Gegenkampfe sich in den Sand der Wüsten und in die Asche und die Thränen einer Buße begruben, die nicht selten ein Jahrhundert währte: erschallte die Welt vom Gezänke der Irrlehren und Spaltungen, vom Stimmengewirre dieser Revolutionen des menschlichen Geistes und Fleisches, inspirirt vom Vater der Lüge. Nach den 32 Sekten der Gnostiker, die man vom zweiten Jahrhunderte an zählte, wächst der Wirrwar mit Arius. Die Arianer fabriciren in weniger als 30 Jahren mehr als 16 verschiedene Glaubensbekenntnisse. Pelagius und Donatus setzen die Variationen fort und Augustinus zählt schon 84 Häresieen und entschuldigt sich noch, daß er nicht alle kenne. Die Kirche widerlegt, verurtheilt sie; sie ändern, aber bessern sich nicht. Der Arianismus erzeugt den Semiarianismus, der Pelagianismus den Semipelagianismus. Sich stauchend auf ein Dogma, greifen sie zehn andere Dogmen an. Arius, festhaltend an der Menschheit Christi, greift seine Gottheit an; Nestorius schließt aus der Zweiheit der Naturen auf eine Zweiheit der Personen; Eutyches aus der Einheit der Person auf die Einheit der Naturen. — Wie in alten, so in jüngern Zeiten. Das nicht katholische Morgenland hat sich bereits in wenigstens 8 größere, das nicht katholische Abendland in 40 größere und mehr als 110 kleinere Parteien gespalten. — Das ist ja die göttliche Logik im katholischen Lehrgebäude, daß jeder Stein das Ganze trägt und mit jedem Stein das Ganze fällt; und das ist ja die Sophistik der Irrungen, daß die eine nicht getragen wird durch die andere, daß die eine die andere aufhebt, niederreißt, bis Alles zusammenstürzt. Jede Häresie, berührt von der Logik, verdunstet zum Nihilismus. Daher die unwür-

Digitized by Google

dige Hast der Irrlehre, die majestätische Ruhe der Kirche. Die Irrlehre baut auf, reißt nieder, baut wieder auf, reißt wieder ein, zeichnet, mißt, planirt, versteckt, hadert mit allen Nachbaren, trägt ab, trägt zu: während die Kirche aus einem Stück gegossen, aus einem Fels gehauen, die Säule und Grundveste der Wahrheit ist. Sua mole stat. Aber dieser Wirrwar menschlicher Geister, der ihre göttliche Einheit und Ruhe umfaßt, ist ein ewiger Krieg, der gegen sie geführt wird, und ein ewiger Kampf, den sie selber zu führen hat, wie nach Außen gegen den Feind, so nach Innen gegen ihr eigenes Mutterherz. — Sie liebt die Irrenden, den Irrthum aber hat sie zu tödten. Diligimus homines et interficimus errores. S. Aug. Aber der Irrthum lebt im Irrenden; der tödtende, trennende Streich trifft also das verirrte Kind. Da beginnt der Kampf mit dem eigenen Mutterherzen; er ist schwerer, als der mit den Tyrannen. Ist die Prüfung vollzogen, ist die Geduld erschöpft, sind Bitten und Flehen der Mutter verhallt, dann muß das Urtheil fallen, die Kirche greift zum Schwerte, womit der Gott der Wahrheit die Lenden seiner Braut umgürtet hat, zum Worte Gottes, dem lebendigen, wirksamen, das „durch Seele und Geist, Mark und Bein schneidet". (Hebr. 4, 12.) — Die Kirche sucht im Schatze ihrer Sprache nach einem Worte, welches ihre Lehre am klarsten, vollsten und schärfsten ausdrücke; das wird den Hartnäckigen vorgelegt, das muß angenommen werden, wo nicht, so folgt der Ausschluß aus der Gemeinschaft mit der Mutter, der Zweig wird abgeschnitten vom Stamme, er muß verdorren. — Mag die Irrlehre Beschützer haben, welche sie will, mag der Irrende sein, wer er will, der spitzfindigste Kopf, wie Arius, der frömmste der Bischöfe, wie Nestorius, der beredteste der Apologeten, wie Tertullian gegen Ende des zweiten oder des neunzehnten Jahrhunderts, der ascetischste der Mönche, wie Eutyches im fünften oder im sechszehnten Jahrhunderte! Möge die halbe Welt arianisch werden, von Rom schallt es: „Consubstantialis!" — möge das griechische Kaiserreich für die Kirche verloren gehen, von Rom schallt es: „Filioque!" — mag ein großer Theil Europa's abfallen, von Rom schallt es: „Transsubstantiatio!" — möge die Diplomatie und „Wissenschaft" des neunzehnten Jahrhunderts wüthend werden, vom Vatican schallt es: „Infallibilitas!" — „O diese römische Starrköpfigkeit!" — O elende Deklamationen der Geschichts- und Zeitungsschreiber! Weiß man denn nicht, daß wenn die Kirche ein Jota göttlicher Lehre preisgibt, sie Alles aufgibt? Hätte sie die Gottheit des Sohnes aufgegeben, so wäre sie zu des Arius' Zeit ebenso sicher verschwunden, als

Digitized by Google

wenn sie dreizehn Jahrhunderte später dem buhlerischen Könige von England die unglückliche Katharina von Aragonien geopfert haben würde.

Sagen wir es kurz. Unausgesetzt laufen durch die zwei Jahrtausende die Kämpfe der Kirche gegen die geistige Doppelmacht: Irrthum und Sünde. Es gibt kein Dogma, kein Sacrament, kein Gesetz, kein Recht, kein Institut, es gibt keinen Stein am Bau der Kirche, an dem der Hammer des Feindes sich nicht versucht hätte. Dazwischen laufen einem zackigen Gebirgszuge gleich andere Kämpfe, bald blutige, bald geistige, meistens blutig und geistig zugleich. In die Urheberschaft dieses ewigen Ringens der Ecclesia militans theilen sich Satan und Gott; jener, der die Kämpfe heraufbeschwört, um die Kirche zu verderben; dieser, der sie zuläßt und durchkämpft, um die Kirche zu reinigen und zu heiligen; jener aus Tücke, dieser aus göttlicher Treue. Der Knotenpunkt des ewigen Antagonismus zwischen Gott und Satan ist die Kirche. Sie ist, sie muß sein eine Ecclesia militans.

Schließen wir diese Betrachtung mit einem Gedanken, der die Gegenprobe zum Gesagten bilden kann. Wer hat je die Gottlosigkeit sich entfesseln sehen gegen andere Kirchen, als die katholische, gegen andere Päpste, als die römischen? Wer hat je die britische Päpstin belästigt, wer den Czaren, der, den Säbel umgeschnallt, die russische Kirche regiert, wer die Patriarchen des Ostens, die mit Ring und Stab vom Sultan investirt werden? Hat man ihnen je den Krieg erklärt — und den Krieg auf Vernichtung? Nie! — Verhöhnt man sie auf den Märkten des Lebens und der Presse? Nie! — Stört man ihre Ruhe, ihren Besitz, ihr Ansehen, ihre Macht? Nie, nie! — Warum ist es anders mit der Kirche und dem Papste Roms? Was hat man seit achtzehn Jahrhunderten schon gesprochen und geschrieben über Rom und seinen Hohenpriester? Alle Schwächen, alle Fehlgriffe, alle Laster und Irrthümer und den Grund von allem Unheile hat man ihm angedichtet. Heute greift man es radikal an. Unfähig, heißt es, sei das Papstthum, die freisinnigen Ideen und den Sturmschritt der Weltgeschichte von heute zu ertragen, unfähig, die freiheitliche Luft des Jahrhunderts zu athmen. Man „schlage ihn todt" — oder überlasse den „eitlen Alten", nachdem man ihn durch tausend Perfidien isolirt hat, dem Spotte der Geschichte. Der Papst liegt vor der modernen Menschheit im Banne. Warum? Woher dieser Unterschied? Weßhalb so viel Lug und Gewalt gegen Rom, weßhalb so viel Gleichgiltigkeit oder Freundschaft gegen Andere?

Digitized by Google

Wahrhaftig, man hat einen richtigen Instinkt! Was geniren das Jahrhundert diese Kirchen und Papstthümer von gestern und vorgestern? Sie mögen leben oder sterben; als Menschenwerke verfallen sie von selbst dem Loose menschlicher Dinge. Aber in Rom sieht Unglaube und Gottlosigkeit die historisch älteste religiöse Macht, sieht darin die erlauchteste und unsterbliche Repräsentantin und Trägerin des Christenthums, sieht darin die Pyramide, die immer ihren Scheitel aus den Wogen aller Katastrophen der Menschheit gehoben und inmitten einer Welt, die zu ihren Füßen in Trümmer gestürzt war, allein aufrecht blieb — als Gotteswerk. Darum wittert der „historische Sinn" des Jahrhunderts in der katholischen Kirche das Göttliche und darin eine verwünschte Superiorität über seine „Kultur". Daher den Kampf erklärt der katholischen Kirche!

Aber eben darin liegt ein Zug, der auf mehr als Menschliches schließen läßt. Während Alles Achtung oder Duldung findet, sehen wir einen Strom von Verwünschungen ausgespieen gegen die Kirche. Wie? Unser Jahrhundert hat durch Proklamirung der Gewissens- und Religionsfreiheit alle Kulte gutgeheißen, hat geöffnet alle Tempel, angebetet alle Götter; nur die katholischen Kirchen werden verriegelt und versiegelt mit den respektirtesten Staats- und Reichssiegeln und bewacht durch ganze Armeen von Paragraphen und Gensdarmen. Wie? Unser Jahrhundert rühmt sich, drei Atmosphären hoch erhaben zu sein über Fanatismus, und dreißig Atmosphären hoch über religiösem Fanatismus — aber zum Fanatiker wird es und zum rasenden Fanatiker, wenn es sich handelt um die katholische Kirche und deren Papst. Welch' ein Räthsel! Welch' ein Geheimniß! Darin liegt nicht bloß menschliche Inconsequenz, auch nicht nur menschliche Leidenschaft; warum sollen wir von Christi Lippen das erklärende Wort nicht nehmen und sagen: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden"? — Satan ist es, der sich entlarvt, der die Wahrheit verherrlicht, die er bekämpft und die Prophezie erfüllt, die er fürchtet. Immer rennt er an gegen den Felsen, der ihm den Weg zur Weltherrschaft versperrt, und nimmer kommt er hinaus über diesen Fels, „den Stein des Anstoßes". — Bis zum Ende der Zeiten wird darum das Papstthum dastehen als „das Zeichen, dem widersprochen werden wird", — der Grenzstein und das Bollwerk zwischen Gottes und des Bösen Reiche.

Und bis zum Ende der Zeiten wird die Menschheit ihre Namen

Digitized by Google

groß und klein eintragen in die Listen beider Reiche. Die eine Liste, eröffnet durch den Namen, „in dem sich Aller Kniee beugen", fortgeführt durch Milliarden Heiliger und Gerechter, verherrlicht bald durch den Glanz der Wissenschaft oder den noch höheren gottgeliebter Einfalt, bald durch das Zeugniß welterschütternder Tugenden oder stiller Frömmigkeit, wird erst, wenn Henoch und Elias herniedersteigen, um im letzten Kampfe Zeugniß abzulegen für den letzten der Päpste, geschlossen werden, und geschlossen werden „sub annulo piscatoris", „mit dem Siegel des Fischerringes". Die andere Liste wird auch auslaufen. Herodes, Kaiphas, Judas, Nero haben sie eröffnet, tausend bestgenannte oder bestgehaßte Namen haben sie gefüllt — schließen wird sie der Antichrist mit dem „Zeichen des Thieres", „signo bestiae".

Auf der Fahne Jesu Christi, auf dem Reichsbanner der streitenden Kirche stand und steht unter den besten Namen der Name unseres großen Todten. Er hatte ihn darauf geschrieben als Kind mit den Zügen der Unschuld und Frömmigkeit; die Kämpfe des Mannes gruben ihn tiefer ein, die Opfer des Bekennerthums vergoldeten ihn im Feuer. Niemals schwankte diese glorreiche Fahne in seiner reinen und starken Hand. Millionen folgten ihr. Er brach unter ihr zusammen. „Ich darf meinen Posten nicht verlassen, wenn auch Alles zu Grunde geht!" Bis in die Phantasieen seiner Todesangst verfolgte ihn der große Gedanke seines Lebens. Die Uhr hatte ¼ nach 10 geschlagen, da erhob sich der Kranke ein wenig auf seinem Sterbelager, verlangte Bleistift und Papier, und fing an, mehrere Zeilen zu schreiben, woraus die Überschrift: „Für die Germania" und weiter die Worte: „Wahrheit, Freiheit" zu entziffern sind.

Darauf legte er sich nieder und nach einigen tiefen Athemzügen war er entschlafen im Kampfe für Wahrheit, Recht und Freiheit. Seine Hand hielt das Kreuz auf seiner Brust. Er hatte den „guten Kampf gekämpft".

(Fortsetzung folgt.)

Ph. Löffler S. J.

Digitized by Google

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XV. Der Cardinal Noailles und die Appellanten.

(Schluß.)

5. Zumuthung sieben jansenistischer Bischöfe an Innocenz XIII. — In manche Kreise ist heutzutage die Ansicht eingedrungen, daß Pius IX. zu schroff gegen sein Jahrhundert vorangegangen, daß er die berechtigten Ideen und den Fortschritt des Zeitalters nicht begriffen, daß er mit seinem non possumus alle Welt vor den Kopf gestoßen und nun in eine mißliche Sackgasse gerathen sei, aus der er ehrenhalber nicht mehr zurücktreten könne. Es gährt aber in denselben Kreisen die dunkle Hoffnung, der Nachfolger werde seine Zeit besser verstehen, mit derselben sich versöhnen, vielleicht gar den Syllabus, der alles Unglück verschuldet haben soll, als modernen Jonas in die tobende Fluth werfen, jedenfalls werde derselbe auf die hochweisen Rathschläge der „liberalen Katholiken" hören, und damit der Welt endlich jene tranquillitas magna verschaffen, die sie schon längst in ihrer Apotheke feil bieten. — Eine nahe Zukunft indessen wird darüber Aufschluß geben, wie viel diese Leute von der Geschichte der Kirche und vom Geiste unserer Zeit verstehen.

Ähnliche Hoffnungen hegten viele Jansenisten beim Tode Clemens XI., und sieben Bischöfe[1] gaben denselben in einem Briefe an den neuen Papst Innocenz XIII. Ausdruck. Dieses Schreiben stammte aus der Feder des Sorbonnisten Boursier, der auch den ersten Appell der vier Bischöfe von 1717 verfaßt hatte und überhaupt die meisten Aktenstücke ähnlicher Gattung in damaliger Zeit entwarf.

Nach einigen pompösen Versicherungen der Anhänglichkeit und Ehrfurcht für den heiligen Stuhl sprechen die Bischöfe von dem tiefen Kummer und dem großen Schmerz, den ihnen die Bulle Unigenitus verursacht habe. Dieselbe ist nach ihrer Versicherung ein so ungerechtes Gesetz, daß die ganze Kirche, wenn es aufrecht stehen bleibe, darin einen dauernden Giftstoff haben werde, der sie dem sichern Untergang zuführe. Die Bulle sei ihrem Inhalte nach verwerflich, denn sie zerstöre das christliche Dogma und die Sittenlehre; der Form nach empörend, denn Noailles, der das Buch Quesnel

[1] Ihre Namen sind: Caillebot de la Salle, ehemaliger Bischof von Tournay, Berthamont von Pamiers, Soanen von Senez, Colbert von Montpellier, de Langle von Boulogne, Caylus von Auxerre und Cassagnet de Tilladet von Macon.

Digitized by Google

approbirt habe, hätte zuerst befragt werden sollen, Quesnel sei nicht verhört, der Text seiner „Sittlichen Erwägungen“ in Rom nicht verstanden worden. Wolle nun etwa die römische Kirche ein so schmachvolles Urtheil gegen den frommen Quesnel, der im Schooße der Kirche gestorben sei, bestätigen! So etwas hätte nicht einmal das heidnische Rom erduldet. Clemens XI. habe auch gegen die Bischöfe gewüthet, welche an die Kirche appellirten, obwohl Christus nur diejenigen zu excommuniciren gestatte, welche die Kirche nicht hören wollten; kein Wunder daher, wenn derselbe Papst sich auch an den erlauchten Pariser Doktoren vergriffen habe, da er ganz in den Schlingen seiner Verführer, der Jesuiten, gewesen. Alle Versuche, ihn von seinen Neuerungen abzubringen und die dicken Nebel zu zerstreuen, welche seinen Geist umnachteten, seien mißglückt. Die kirchliche Überlieferung nun lehre, es sei für den heiligen Stuhl oft heilsam und nothwendig, einzelne päpstliche Entscheidungen abzuschaffen, und das Andenken derjenigen, die sie erlassen, mit Schmach zu bedecken. Die Appellanten werden sich nie fügen, daher solle der gegenwärtige Papst eilen und in seiner Frömmigkeit erklären, die Bulle sei erschlichen worden, auch möge er die Freude voll machen und das längst ersehnte, äußerst nothwendige allgemeine Concil versammeln.

Obwohl dieser unerhört freche Brief das Datum vom 9. Juni 1721 trug, gelangte er doch erst gegen Ende des Jahres an seine Adresse, denn er hatte den Umweg über Wien gemacht, um daselbst einige Unterstützung durch den kaiserlichen Hof zu erlangen. Diese Hoffnung freilich ging nicht in Erfüllung, aber ohne Aussicht auf Erfolg war der Schritt nicht gethan worden, denn die Faktion rechnete dort auf mächtige Gönner, und gerade damals hatte Prinz Eugen durch seine Haltung gegen die flämischen Appellanten deren Vertrauen und Zuneigung gewonnen und große Hoffnungen erweckt. — Kaum hatte Innocenz XIII. das Schreiben erhalten, so verurtheilte er dasselbe am 8. Januar 1722 als ein schismatisches und von häretischem Geiste erfülltes Product. Überdies schrieb er am 24. März dem König und dem Regenten bittere Klagen über das schismatische Treiben dieser Bischöfe, die es gewagt hätten, seinen Vorgänger zu schmähen, eine apostolische Constitution zu beschimpfen und sogar ihn, Innocenz, aufzufordern, Mitschuldiger ihres verwerflichen Vorhabens zu werden. So weit also habe die Verhinderung kanonischer Strenge und der vielgerühmte Kirchenfriede geführt; es stehe zu befürchten, daß die Verheerung, welche solche Hirten in der Heerde Christi anrichteten, den Zorn Gottes über das französische Volk herabrufen werde, nur im Dienste Christi sei Frankreich stark und mächtig geworden; der König möge also das alte Bündniß mit Gott und der Religion erneuern, der Kirche seine Hilfe gewähren, indem das Wohl und das Glück seines Reiches von dem Frieden und dem Triumph der christlichen Religion abhingen.

Da die Appellanten das Gerücht verbreiteten, der neue Papst sei

Digitized by Google

ganz ihrer Ansicht und bedaure sehr die Bulle Unigenitus, so ließ der König beide päpstliche Schreiben alsbald durch die königl. Staatsdruckerei veröffentlichen. Der Staatsrath aber erklärte am 19. April den Brief der sieben Bischöfe als ein Attentat gegen das Priesterthum und das Reich, weil die Bulle darin als ein erschlichenes, von Irrthümern und Unrecht strotzendes Machwerk dargestellt werde, welches selbst das heidnische Rom nicht ertragen hätte; dann verordnete der König, es solle gegen die Verfasser, Unterzeichner, Drucker und Verbreiter desselben nach den kanonischen Regeln und den Reichsgesetzen eingeschritten werden. Die rebellischen Sieben ruhten jedoch nicht, sondern publicirten im Juli 1723 einen Brief an den König selbst, worin sie ihm nachweisen wollten, er befinde sich ganz und gar auf dem Irrwege. Sie hatten aber in Rom und in Paris dasselbe Schicksal wie früher.

Im Eingange jenes Briefes war eine heftige Polemik gegen einen Hirtenbrief des Cardinals Bissy von Meaux enthalten, woraus ein neuer Conflict sich entspann. Der Cardinal hatte nämlich gegen die Grundsätze in dem Schreiben der sieben Bischöfe an den Papst seine Gläubigen gewarnt und bei diesem Anlasse hervorgehoben, daß die Bulle *Unigenitus* kanonisch erlassen, daß sie orthodox und nicht zweideutig sei, daß sie ein dogmatisches Urtheil der ganzen Kirche enthalte, dogmatischen Charakter besitze und deßwegen von allen Gläubigen angenommen werden müsse, daß endlich eine Erklärung darüber, ob eine Entscheidung von der gesammten Kirche erlassen sei oder nicht, dem Papst und den Bischöfen, nicht den Parlamenten zukomme. — Solche Doctrinen waren nicht nach dem Geschmacke der grollenden Kirchen- und Staatsfeinde. Sobald demnach diese Bischöfe den Anstoß gegeben hatten, hieß es in der Partei, der König sei bedroht, der Hirtenbrief sei staatsgefährlich und es fanden sich einige dienstbeflissene Geister, welche im November 1722 mit einer Anklage und einem advocatischen Gutachten herausrückten. Darin wurde ausgeführt, die Instruction verletze die Rechte der Krone und die Reinheit der gallikanischen Freiheiten, indem die Bulle Pastoralis Officii erwähnt werde, welche doch das Parlament unterdrückt habe, indem darin manche, der Unfehlbarkeit des Papstes günstige Stellen enthalten seien und indem endlich darin gesagt werde, die dogmatischen Bullen der Päpste dürften im Reiche ohne die vorausgegangene Prüfung des Königs oder seiner Minister publicirt werden. — Da war freilich dringende Staatsgefahr! Angehetzt von Pucelle, einem jener Zwitterwesen, die man Abbés nannte, weil sie geistliches Geld ver-

Digitized by Google

zehrten, sonst aber Advocatengeschäfte trieben, wollten die Parlamentsräthe mit gieriger Hast auf die erwünschte Beute losstürzen, um sie zu zerreißen und zu verbrennen; da kam ein königliches Verbot an das Parlament, sich in die Sache einzumischen. Die Herren machten zwar anfangs tapfere Miene und drohten, lieber in's Gefängniß gehen zu wollen, als die gefährdete gallikanische Kirche im Stiche zu lassen, brachten aber doch gerne das Opfer, ihre Stellen zu behalten, als der König die Angelegenheit, um die bekümmerten Vaterlandsretter zu trösten, einer Commission zur Untersuchung überwies. Diese Commission fällte das Urtheil, der Hirtenbrief verletze die Rechte des Reiches nicht, aber das Advocatenwerk enthalte nur Entstellungen und Verleumdungen. Demgemäß erschien am 23. Mai 1723 die Verordnung des Staatsrathes, welche die Denunciation und das Gutachten als verleumderische, der Ruhe und den guten Sitten gefährliche, auf Umsturz und Rebellion zielende Libelle unterdrückte.

6. Das Breve an die Dominikaner und die zwölf Artikel Noailles' 1724. — Nach dem frühzeitigen Tod Innocenz' XIII. bestieg am 29. Mai 1724 ein Dominikaner, der Cardinal Orsini, den päpstlichen Thron als Benedict XIII., von dem die Quesnelisten früher in verleumderischer Bosheit ausgesprengten, er habe als Cardinal den Papst Clemens XI. kniefällig gebeten, die Bulle Unigenitus nicht zu erlassen. Auf ein Gratulationsschreiben des Cardinals Noailles, dem er bisher immer in Freundschaft gewogen war, sprach der neue Papst in der Antwort vom 22. August die große Freude aus, welche ihm die Hoffnung gewähre, derselbe werde seine Hand zu dem Friedenswerke bieten; er selbst jedoch werde und dürfe als Papst den Weg nicht verlassen, den seine Vorgänger eingeschlagen. In der Erwiederung darauf am 1. Oktober redete der Cardinal eine ziemlich unterwürfige Sprache und versuchte seinen bisherigen Widerstand durch die Furcht zu erklären, man könnte die Bulle so interpretiren, als ob sie die Lehre der hl. Augustin und Thomas v. Aquin und die Freiheit jener Schule beeinträchtige, welche wegen ihrer Gnadenlehre die thomistische genannt werde. Allerdings hatte Noailles im Pastoralbriefe vom 14. Januar 1719 einen solchen Grund seines Widerstandes vorgeschoben, dabei aber noch vieler anderer sich bedient, denen zufolge er höchlich bedauerte, daß mit den Propositionen Quesnels „sehr gewichtige Wahrheiten" verdammt würden, und daß die Bulle in ihrem natürlichen Sinne die hl. Schrift, die Tradition und die gesunde Theologie zerstöre. Die jetzige Entschuldigung war daher

Digitized by Google

weder sehr glücklich noch erschöpfend. Da jedoch der Papst keine genauere Gewissenserforschung fordern, sondern dem einlenkenden Erzbischof eine goldene Brücke bauen wollte, so veranlaßte er den General der Dominikaner, Pipia, in einer Eingabe an ihn über die übelgesinnten Menschen (die Quesneliſten) sich zu beklagen, welche behaupteten, durch die Bulle Unigenitus sei das thomistische System verdammt worden. Benedict XIII. erließ daher am 6. November ein Breve — Demisissimas preces — an die Dominikaner und tröstete sie wegen der Klage über das Gerücht, als sei die Lehre der hl. Augustin und Thomas verurtheilt; das sei eine verleumderische Erklärung der Bulle, erfunden zu dem Zwecke, um diese selbst in Mißkredit zu bringen. „Verachtet also großmüthig die Schmähungen gegen euere Lehrmeinungen, besonders der durch sich selbst wirksamen Gnade, und der freien Vorherbestimmung zur Herrlichkeit ohne alle Rücksicht auf die vorhergesehenen Verdienste, die ihr bisher lobenswürdig vorgetragen habt, und welche eure Schule von dem hl. Augustin und Thomas geschöpft zu haben in anerkennenswerthem Eifer sich rühmt (commendabili studio gloriatur)." — Man hatte den Papst stark gedrängt, statt der letzten Worte zu sagen: jure gloriatur, „mit Recht sich rühmt"; man wünschte das Lob für das Objekt, nicht bloß für das Subjekt, für den Thomismus selbst, nicht bloß für die Absicht der Schule ausgesprochen zu sehen. Der Papst jedoch wollte diese Schule nur gegen den Vorwurf schützen, als stimme sie in der Gnadenlehre mit den Doctrinen Quesnels überein, und sei daher kirchlich verurtheilt, aber keineswegs den alten Streit gegen die Molinisten entscheiden, ob wirklich das thomistische System identisch sei mit der Lehre des hl. Augustin und Thomas, ob jenes System selbst richtig und wahr, daher jedes entgegengesetzte falsch sei oder nicht. — Den gleichen Zweck hat die Bulle „Pretiosus", welche derselbe Papst mehr als zwei Jahre später am 26. Mai 1727 zu Gunsten des Dominikanerordens erließ, an jener Stelle (n. 30, al. 41), worin er strenge verbietet, die Gnadenlehre der thomistischen Schule zu schmähen, als stimme sie mit den vom hl. Stuhl verworfenen Irrthümern, besonders Jansens und Quesnels, überein, und daher alle Thesen und Bücher, welche diese Behauptung aufstellen, verdammt.

Wenn der Papst glaubte, durch obiges Breve den Cardinal nun endlich gewonnen zu haben, so wurde er bald enttäuscht. Noch war ein Breve Benedicts vom 5. Dezember 1724 an ihn auf dem Wege nach Paris, mit dringender Aufforderung, das angefangene Werk jetzt zu

Digitized by Google

vollenden, da langte ein Memoire Noailles' bei Cardinal Polignac, dem französischen Geschäftsträger in Rom, an, mit zwölf sehr verfänglichen, künstlich entworfenen Lehrartikeln, von denen mehrere falsch, andere schief, alle aber in den Consequenzen gefährlich und gegen den natürlichen Sinn der Bulle gerichtet waren; wenn der Papst diese Artikel, wurde beigefügt, welche als eine Erklärung der Bulle gelten sollten, annehme, dann und nur dann wolle sich der Cardinal unterwerfen. — Ohne auf diese höchst unanständige, falsche und ihrem geheimen Zwecke nach verschmitzte Forderung Rücksicht zu nehmen, ernannte der Papst (zum wie vielten mal schon?) eine Congregation von fünf Cardinälen, um den leichtesten Weg auszufinden, wie Noailles zu gewinnen wäre. Das Resultat der zweimonatlichen Berathung war, derselbe müsse pure et simpliciter die Bulle annehmen, seine Appellation und die Instruction vom 14. Januar 1719 widerrufen. Dieselbe Congregation arbeitete demnach Ende März 1725 den Entwurf eines Hirtenbriefes für Noailles aus, worin er seine bisherigen Acten gegen die Bulle widerrufen und sich der Constitution unterwerfen sollte. Es half jedoch nichts, daß der Papst versprach, ihn sofort in Gnaden aufnehmen und ihm ein eigenes Breve senden zu wollen, daß sein Freund, der Dominikaner Graveson, in einem warmen Brief vom 3. Mai ihm die triftigsten Gründe, sich zu fügen, vor Augen stellte: der unselbstständige Mann befand sich in den Schlingen anderer Freunde. Die beiden Oratorianer La Tour und Laborde, der Sorbonnist Dorsanne, der Kanonikus Couet und Vivant bestimmten ihn in einer Besprechung zu Conflans am 18. Mai, die Unterwerfung zu verweigern.

Um dieselbe Zeit war ein schändlicher Betrug, nicht zwar im Namen des Cardinals, aber nicht ohne sein Vorwissen, gespielt worden. Man hatte die bisher geheim gehaltenen zwölf Artikel in Frankreich unter dem Titel gedruckt: „Erklärungen der Bulle Unigenitus, welche Papst Benedict XIII. im März 1725 nach Frankreich geschickt hat." Sobald dieser Betrug entdeckt war, ließ der König auf Ersuchen des Nuntius Maffei die Schrift durch seinen Staatsrath am 2. Juni 1725 unterdrücken und die Exemplare einfordern, um sie zu verbrennen, weil der Name des Papstes mißbraucht und Bemerkungen aus einem angeblichen Corpus doctrinae der theologischen Facultät von Paris beigefügt worden seien, welches nicht von dieser stamme. Die Partei sprengte jetzt aber aus, der Papst habe wenigstens versprochen, die Artikel zu billigen, und Noailles verlangte durch ein Schreiben vom 23. Juli von dem Papste

Digitized by Google

die Approbation derselben in dem verheißenen Breve; den Hirtenbrief jedoch, der ihm von Rom aus geschickt worden, könne er aus vielen Gründen nicht annehmen, er wolle aber dem Papst einen andern (ganz verschiedenen) vorlegen, was er wirklich am 1. September that.

Mit Recht riefen alle diese Schach- und Winkelzüge eine große Entrüstung hervor. Die Cardinäle Rohan, Bissy und Fleury schrieben dem Papste am 29. Oktober, sie seien erstaunt, daß Noailles noch Bedingungen stelle und eine besondere Annahmeforderung vorzulegen wage, „solche Sonderbarkeit sei immer gefährlich und verdächtig;" die Bedingung aber, die zwölf Artikel zu genehmigen, sei mit der Würde des apostolischen Stuhles unverträglich. Der Bischof Beaumont von Saintes erließ am 29. November ein Mandement zur Widerlegung dieser Artikel und zur Enthüllung der geheimen Absichten der Partei mit denselben, was in Rom so gefiel, daß der Nuntius in Paris einen Monat später durch den päpstlichen Secretär Paolucci Auftrag erhielt, dem Bischof davon Mittheilung zu machen.

Einer neuern Congregation in Rom, zu welcher Dominikaner, Franziskaner und Benedictiner, aber keine Jesuiten beigezogen wurden, war der Entwurf Noailles' und das erwähnte Schreiben der drei französischen Cardinäle übergeben worden. Diese entschied Anfang Februars 1726, die zwölf Artikel und das übersandte Mandement des Erzbischofs seien unannehmbar, er solle jenes publiciren, welches ihm von Rom aus zugestellt worden sei, nach welchem er die Bulle schlechthin annehme und Alles widerrufe, was er dagegen geschrieben oder gethan habe, ein Breve aber dürfe er nicht erwarten, bevor dieses geschehen sei. Nachdem der König seine Beistimmung zu dieser Entscheidung ausgesprochen, wurde sie am 20. März durch den Staatssecretär Morville dem Cardinal zu seiner großen Bestürzung mitgetheilt. — Obwohl nichts darauf hindeutete, daß derselbe sogleich sich ergeben werde, so gerieth die Faktion bei seinem bekannten schwankenden Charakter doch in Schrecken. In dieser Gefahr stellten sich 30 Pfarrer von Paris in die Bresche und übergaben dem Erzbischof am 4. Mai eine Bittschrift, er möge standhaft bleiben und keine Formel unterzeichnen, die Bulle Unigenitus verletze den Glauben, daher dürfe man sie weder annehmen noch publiciren. Zwei Wochen später bestürmten die Pfarrer der Stadt und der Vorstädte von Paris den Cardinal mit einer Klagschrift gegen das Mandement des Bischofs von Saintes, worin dieser die Artikel angegriffen hatte. Der unvermeidliche Bischof Colbert von Montpellier war

Digitized by Google

sogleich auch zur Stelle. Noch vor einem Jahre hatte er am 20. Juni 1725, als er einen Ausgleich befürchtete, gegen die zwölf Artikel geschrieben: „Halten wir uns an unsere Appellation, denn das ist der einzige Weg, wie wir uns vor Gott und den Menschen rechtfertigen können"; jetzt aber richtete er am 19. Mai einen Unterricht an seine Diözesanen gegen den Erlaß des Bischofs von Saintes, worin er dieselben Artikel als eben so viele Fundamentalwahrheiten verherrlichte.

Bald nachher schrieb Noailles dem Papste einen äußerst sentimentalen weinerlichen Brief, fast durchgängig in dem Tone des Einganges gehalten: „Also denjenigen, den du liebst, hl. Vater, hast du verlassen", mit dem fühlbaren Streben, als unschuldiges Opfer vor der Öffentlichkeit zu erscheinen. Aber im weiteren Verlaufe häuften sich die Entstellungen der Thatsachen so, daß er sich nicht scheute, zu behaupten, der Papst selbst habe nach reiflicher Prüfung erklärt, die Artikel seien katholisch und von allem Irrthum frei, jetzt aber würden sie doch verworfen, als wären sie durch die Bulle verdammt. — Ein solches Dokument durfte der Papst nicht ignoriren, darum veröffentlichte er am 16. September einen „treuen Bericht" über den Anfang und Verlauf aller bisherigen Verhandlungen mit Noailles zur Herstellung des kirchlichen Friedens.

7. Die Ordensstände. Neue Appellationen der Pariser Pfarrer. — Während aller dieser Vorgänge zeigte sich in den meisten Ordensständen Frankreichs ein zumal von den Obern begünstigtes Streben, der Bulle Ansehen zu verschaffen und der widerspänstigen Elemente sich zu entledigen. Die Stellung dieser Orden und Congregationen ist zu wichtig und in die Zeitfragen zu eingreifend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen dürften. — Schon 1723 beschlossen die Dominikaner auf einem Generalkapitel, kein Appellant dürfe Professor der Theologie in Paris werden, und 1727 erhielten sie vom Papste Erlaubniß und Befehl, dieselben aus dem Orden zu entlassen. Der General der Cisterzienser versetzte 1721 die Appellanten aus der Hauptstadt in die Provinzen und die Congregation des christlichen Unterrichts versagte ihnen 1723 den Zutritt zu den Kapitelsversammlungen. Ein Beschluß der Karmeliter verpflichtete 1723 alle Ordensgenossen, die Bulle anzunehmen. Die Camaldulenser faßten gleichen Beschluß im Oktober 1727, aber 13 Professen protestirten dagegen, gaben ein Témoignage contre la Constitution, wie es damals Mode war, im Drucke heraus und schlossen sich dem Bischof von Senez, dem Haupthelden der Jansenisten jener Zeit, an. In Folge dessen wurden

Digitized by Google

sie in andere Klöster versetzt und galten in der Sekte als Bekenner und Märtyrer.

Einen tüchtigen Generaloberen hatten die Lazaristen an Jean Bonnet (1711—1735), welcher 1724 den Beschluß der Congregation erwirkte, alle Mitglieder, auch die Scholastiker, sollten schriftlich ihre Annahme der Bulle, unter Strafe des Ausschlusses, bescheinigen. Als etwa acht Patres gegen den Beschluß protestirten und einen entstellten Bericht veröffentlichten, schloß Bonnet dieselben aus der Congregation aus, darunter sogar den ersten Assistenten Imbert. — Da einige trotzige Köpfe in der Benedictiner-Congregation von St. Vannes 1720 in voller Versammlung als Appellanten sich bekannten und ihre Erklärungen im Drucke veröffentlichten, wurde der schwärmerische Führer derselben, der tolle Theodorich de Viairnes, nach Poultiers und später aus dem Königreich verbannt. — Keine Genossenschaft war leider so tief in jansenistischen Ideen verloren wie die Oratorianer. Zwar wurden 1721 einige Appellanten verbannt, 14 andere 1723 des Stimmrechtes beraubt, aber alles dieses geschah auf Befehl des Königs. Der Geist in der Congregation war indessen ein solcher, daß in den drei Häusern in Paris alle Patres appellirten bis auf 4 oder 5, der General de la Tour an der Spitze, daß wegen Mangels an rechtgläubigen Priestern von drei in La Rochelle dem Orden gehörigen Pfarreien nur zwei besetzt werden konnten, daß der Bischof St. Albin in Laon genöthigt war, ihnen das Seminar, viele andere Bischöfe die Jurisdiction zu entziehen [1].

Bei den Maurinern bemühte sich der General Denys de St. Martha (1720—1725), allmählich die Unterwerfung unter den hl. Stuhl vorzubereiten. Schon 1721 mahnte er zum Gehorsam und stellte strenge Maßregeln des Papstes und des Königs im Weigerungsfalle in Aussicht. Im Jahr 1725 legte er ein Formular vor, worin die Unterzeichner erklärten, sie nähmen jetzt, da der Papst in dem Breve an die Dominikaner die Lehre der hl. Augustin und Thomas beschütze, die Bulle Unigenitus so an, wie Benedict XIII. sie verstehe. Dennoch verharrten so viele Conventualen in ihrer Appellation, daß es unmöglich war, alle von den theologischen Lehrstühlen zu entfernen [2], und am 31. Juli 1727

[1] Lettre 3 de l'auteur des réflexions sur le bref de Benoît XIII aux Dominicains, adressée à l'auteur du Thomisme triomphant. 1726. pag. 42.

[2] Ibid. 44.

Digitized by Google

ſandten mehrere Mauriner in Verbindung mit andern Prieſtern von Nantes dem ſchismatiſchen und excommunicirten Erzbiſchof Joh. Barchmann von Utrecht die Anzeige, daß ſie mit ihm in Kirchengemeinſchaft träten. Endlich drohte der Papſt 1727, obgleich er dem Eifer des neuen Generals Peter Thibaut (1725—1729) alles Lob ertheilte, dem Orden die Privilegien, einige Klöſter, beſonders St. Denys zu entziehen, wenn in zwei Monaten die Bulle nicht anerkannt werde. Nur mit Mühe gelang es dem Procurator der Congregation, Malouet, Aufſchub zu erlangen, indem Hoffnung ſei, daß die kürzlich erſchienene Bulle an die Dominikaner den Widerſtand brechen werde. An dem wirklichen ſpätern Umſchwung hatte Dom Vincent Thuillier kein geringes Verdienſt durch die Publication zweier Briefe 1727 und 1728, als Antwort auf die Angriffe eines andern Mauriners Gomeau, der als Appellant verharrte. Mit gewinnender Offenheit erzählt Thuillier, wie er als junger Student der Theologie in den Appellationsſtrudel hineingeriſſen worden ſei, weil man die Bulle ſogleich mit allem Spott übergoß, weil es als Ehrenſache und als Beweis von Muth galt, zu appelliren, und weil ein älterer Conventuale unter pathetiſchen Stoßſeufzern, daß es jetzt aus ſei mit der Religion, die Bulle bei ihrem Erſcheinen ihm erklärte. Das ganze Studium der Theologie, erzählt er, beſtand von da an in der Bekämpfung der Conſtitution. Bald gewann der junge Mann Geſchmack an dem endloſen Streit über die irdiſche und himmliſche Freude und er pflegte, wie er frei bekennt, den ſchiefen und falſchen Behauptungen äußerlichen Beifall zu geben, bloß um die Streitenden geſchwätziger, lebendiger und hitziger zu machen. Endlich aber lichtete ſich der Nebel vor ſeinen Augen, als er die verbiſſene Hartnäckigkeit und die Exceſſe ſeiner eigenen Partei, andererſeits aber den geſammten Epiſcopat und namentlich die Benedictiner aller anderen Länder in einmüthiger Unterwürfigkeit gegen die Bulle erblickte. Die Briefe erregten damals großes Aufſehen und hatten die Rückkehr vieler verführten Appellanten zur Folge; vierzehn Biſchöfe gaben dem Verfaſſer ihren Beifall durch Approbation der Briefe kund. Die Faktion jedoch knirſchte über den „Apoſtaten“ und rächte ſich durch Oden, Lieder und ſpitzige Epigramme; ſogenannte „Antworten“ voller Gift und Galle erſchienen in Menge. Zwei verdienen Erwähnung, beide von Maurinern geſchrieben; die erſte von Dom Bouvart, der ſich ſelbſt, da er anonym ſchrieb, einen verfolgten Glaubensbekenner, einen gelehrten und frommen Mönch, ſeinen Gegner einen Verleumder der Brüder, Fanatiker, Judas und Satan nennt; die andere, von Perreau, iſt gegen

Digitized by Google

die vierzehn Bischöfe gerichtet, welche durch ihre Approbation „eine heuchlerische Annahme der Bulle" begünstigten.

Sogar bei den abgeschlossenen Karthäusern hatten sich Quesnelistische Liebhabereien eingeschlichen, deßhalb wurde in einem Generalkapitel der sieben französischen Provinzen am 25. April 1723 beschlossen, es dürfe kein Noviz aufgenommen, Keiner geweiht werden, der die Bulle Vineam Domini und Unigenitus nicht beschwören wolle. Darüber grollten fünfzehn Mönche von Paris und appellirten an das Parlament; der König jedoch entzog diesem den Handel, überwies ihn am 12. Mai dem Staatsrath und bestätigte am 14. August den Kapitelsbeschluß. Da die Rebellen sich noch nicht beruhigten, so wurden sie des activen und passiven Stimmrechtes beraubt und dem Range nach hinter die Novizen zurückgesetzt, einige derselben im Jahre 1725 excommunicirt. In einer schönen Septembernacht 1725 sprangen 26 Mönche (so stark war die Partei leider schon geworden) über die Klostermauern; gute Freunde mit Kleidern und Pferden erwarteten sie und sie flohen als Gentlemen verkleidet nach Holland, geführt von dem Pfarrer Jubé von Asnières, dem fahrenden Reiseprediger der Sekte. Von hier aus schickten sie einen Protest gegen die Bulle Unigenitus und eine Apologie für sich selbst nach Frankreich und der schreibselige Bischof Colbert von Montpellier pries sie in einem Hirtenbriefe vom 1. Dezember als „glorreiche Flüchtlinge"; aber alle diese Schriften wurden am 16. April 1726 vom Parlamente verboten.

Wenn man von diesen Apostaten spricht, so darf man die Cisterzienserabtei Orval im Luxemburgischen nicht übergehen, weil hier leider im selben Monat ein gleicher Fall sich ereignete. Dieses Kloster hatte das Unglück, durch den Abt von Beneprädt, einen großen Freund von Port-Royal, den Jansenistengeist in seine Mauern eingeführt zu sehen; der Nachfolger Stephan Henrion begünstigte die Richtung. Es entstand daher schon früh, nach dem Kunstausdruck jener Zeit, ein „Glaubensgeschrei" in Orval, d. h. Widerstand gegen die Bulle. Dieser Schrei wurde so stark, daß der Erzbischof von Trier wiederholt auf eine Visitation des Klosters drang, aber er stieß bei der weltlichen Behörde in Brüssel und Wien auf Schwierigkeiten. Endlich verordnete Benedict XIII. selbst eine Untersuchung über den Zustand, die Lebensweise, Liturgie und Lehre in diesem Kloster, und am 14. September 1725 erschien der Prämonstratenserabt von Grimberg als Visitator daselbst. Es befanden sich zur Zeit 75 Professen und 50 Conversen in Orval. Acht Tage

Digitized by Google

bereits war die Visite im Gang, da brachen in der Nacht vom 21. Sept. 12 Professen, darunter der Prior und ein alter Novizenmeister, nebst drei Conversen aus dem Kloster heraus, vom Abte selbst schon längst für diesen Fall mit Geld versehen. Nach jansenistischen Berichten begünstigte die Vorsehung wundersam diese Flucht, weil sie es so fügte, daß die 15 Renegaten ohne Verabredung, ohne von einander etwas zu wissen, in derselben Nacht, gerade um 11 Uhr bei demselben Ausgang sich getroffen haben sollen! In der Nähe von Utrecht, dem neuen Sion der Heiligen, in Rhynwick, fanden diese ausgesprungenen Mönche eine Niederlassung.

Für die Unterwerfung beinahe aller dieser Klöster und Congregationen war die Haltung des Cardinals Noailles eine wahre Schwierigkeit, da wenigstens die Untergebenen auf sein Beispiel sich berufen konnten. Seit dem Scheitern der letzten Versammlungen schienen die Beziehungen zwischen dem Papst und dem Cardinal abgebrochen. Da aber Letzterer Ende 1726 ernstlich erkrankte, da Gewissensbisse ihn peinigten, da aufrichtige Freunde, selbst Couet und La Tour, die ihn früher in seiner Opposition bestärkt hatten, jetzt in ihn drangen, der Kirche den Frieden zu geben, so ließ er, als er sich wieder etwas besser befand, im Januar 1727 den Entwurf eines Mandement ausarbeiten, worin er zwar die Bulle annahm, aber sein bisheriges Benehmen und namentlich die berüchtigte Instruction von 1719 nicht retraktirte. Offenbar fürchtete er sich vor seinen Pariser Pfarrern. Kaum hatten diese das Einlenken ihres Erzbischofs gewittert, als etwa 20 derselben am 3. Februar ihm schriftlich erklärten, die Gläubigen beiderlei Geschlechtes seien schaarenweise, in Thränen gebadet, zu ihnen gelaufen, um sie zu versichern, sie würden ihre Kirchen nicht mehr betreten, wenn die Constitution verkündet werde; sie selbst, die Pfarrer, seien bereit, die Unzulässigkeit der Bulle zu beweisen und bäten deßhalb um eine Pfarrsynode und um öffentliches Gebet in dieser großen Noth.

Das Friedensgeschäft jedoch fand noch keine Erledigung, weil der Cardinal neuerdings erkrankte; gleichwohl übergab er am 7. April dem Dekan seiner Kathedrale ein versiegeltes Glaubensbekenntniß, welches im Falle seines Todes gegen den Triumph der Jansenisten, er sei als Appellant gestorben, zum Beweise dienen sollte. Das blieb nicht geheim, und am 16. Mai waren wieder die 30 Pfarrer da, mit einem langen Memoire über die Gefahr der Bulle, die man weder publiciren noch annehmen dürfe; am 7. Juni übergab eine Anzahl Landgeistlicher eine

Digitized by Google

ähnliche Erklärung. Der königliche Staatsrath verordnete am 14. Juni, dieses Memoire solle als eine scandalöse, die Gesetze der Kirche und des Staates verletzende Schrift zerrissen, gegen die Verfasser aber der Prozeß eingeleitet werden. Die Pariser Pfarrer jedoch wollten trotzen und überreichten am 5. September „sehr ehrerbietige Vorstellungen" gegen dieses Dekret dem Könige, mit Erneuerung ihrer Berufung an ein allgemeines Concil; die Bulle Unigenitus könne kein Staatsgesetz sein, weil sie kein Kirchengesetz sei, denn die Regierung und die Gesetzgebung in der Kirche sei ein Gemeingut Aller und müsse daher gemeinschaftlich ausgeübt werden (Richerismus), daher könne der Papst allein nichts entscheiden, ihre Person aber stehe unter dem Schutze Gottes und des allgemeinen Concils. Diese freche Schrift wurde vom König am 11. Oktober als eine rebellische, der Verfasser, Drucker und die Verbreiter derselben als strafbar erklärt. Für Noailles hatte indessen die Stunde voller Bekehrung noch nicht geschlagen, es bedurfte dazu noch anderer Vorgänge, besonders des Concils von Embrun und seiner Folgen.

8. Die Concilien und die Assembleen des französischen Klerus. — Es gab unter den Jansenisten selbst zwei Hauptrichtungen. Die eine, wir können sie die consequentere und die radikalere nennen, erkannte der Bulle Unigenitus einen dogmatischen Charakter zu, hielt sie aber einfach für gottlos, weil sie den Glauben vernichte. Die andere wollte sich irgendwie mit der Bulle abfinden, wenn daran gedreht und gedrechselt und wenn Erklärungen gegeben würden; dieser also galt sie als ein abänderliches Disciplinargesetz, nicht als ein dogmatisches Urtheil und zwar als letzteres nicht, weil dieselbe kein bestimmtes Dogma, keinen Glaubensartikel lehre, und keinen Satz so verdamme, daß man wüßte, ob er häretisch oder bloß falsch sei. Diese Partei nun langweilte den Papst und die ganze Welt mit unaufhörlichen Vorschlägen, obwohl die Bulle selbst den Stempel eines dogmatischen Urtheils beinahe in jedem Satze trägt und als solches in der gesammten katholischen Kirche angenommen war. Die zwölf Artikel waren wieder ein solcher Vorschlag. Gerade um die Zeit, als dieselben als eine Concession des Papstes in Frankreich erschienen, sprach ein Concil in Rom, welches 32 Cardinäle, 43 Bischöfe, 3 Äbte und 35 bischöfliche Procuratoren unterzeichneten, deutlicher als je den dogmatischen Charakter der Bulle aus. Benedict XIII. hatte dasselbe am 15. April 1725 eröffnet und am 30. Mai geschlossen. In der sechsten Sitzung am

Digitized by Google

22. Mai wurde das Dekret erlassen, welches eine Congregation am 19. Mai entworfen hatte, worin gesagt war, die Bulle Unigenitus sei eine Glaubensregel, welcher alle Gläubigen gänzlichen Gehorsam und gebührende Beobachtung schuldeten [1].

Die Jansenisten hatten zwei Hauptfanatiker nach Rom beordert, um jede Erklärung zu Gunsten der Bulle zu hintertreiben, den schon bekannten Pfarrer Jubé und Etemare, der bei den spätern Convulsionen eine große Rolle spielte. Dieser Zweck mißlang; dafür mußte der Ausdruck des Dekrets „Glaubensregel", regula fidei, Stoff zu neuen Intriguen bieten. Derselbe hat nämlich einen doppelten Sinn; einen engeren, nach welchem er ein Symbolum, einen Glaubenssatz bedeutet und in diesem ist die Bulle keine Glaubensregel; einen weiteren, nach welchem er jedes unabänderliche Urtheil der Kirche in Glaubenssachen (also auch die Verdammung irriger Sätze eines Wiclef, Hus, Luther, Quesnel u. s. f.) bedeutet, und in diesem Sinne gebrauchte das Dekret den Ausdruck. Wir werden bald sehen, wie die Jansenisten aus diesem Umstand Kapital schlugen. Die Bedeutung des Dekretes besteht darin, daß die Bulle ein dogmatisches, unabänderliches Urtheil der Kirche genannt wird, dem die Katholiken Gehorsam schuldig sind, so daß sie

[1] Tit. I. c. 2. Acta et decreta Concil. Collect. Lacens. I. 346. Clef du Cabinet. tom. 43, pag. 111. — Die Ächtheit der Worte: Quamque nostrae uti ejusdem (Clemens XI.) fidei Regulam agnoscimus, wurde von den Jansenisten und Andern (Vincenz Patuzzi, Berti, Gazzaniga u. A.) mit großer Bitterkeit bestritten. Die ersten in Frankreich gedruckten Exemplare hatten diese Stelle nicht, und bald wußten die Jansenisten, der Erzbischof von Damaskus, Anton Finy, der Sekretär des Concils, habe sie im Noviziate der Jesuiten eingeschoben; ferner soll P. Graveson, der als Theolog dem Concil beiwohnte, in einem Brief vom 30. Sept. 1725 dem Noailles berichtet haben, die Bischöfe hätten nicht im Traume daran gedacht, diese Worte einzufügen; dieser Brief jedoch findet sich in den Werken Gravesons nicht. — Für die Ächtheit sprechen folgende Gründe: 1) Die officielle römische Ausgabe der Concilsakten 1725 enthält die Stelle. 2) Benedict XIII. erwähnt in der Publication des Concils vom 25. Okt. 1725, der obige Druck der Akten sei mit dem Original sorgfältig verglichen worden. 3) P. Honorat a S. Maria, ein Carmelit von Douay, schrieb am 2. Juni 1725 einem Abbé einen Brief über die Verpflichtung des Dekretes, wobei er dasselbe mit Weglassung jener Stelle anführte; bald darauf aber erklärte er, er habe sich geirrt, indem ihm damals bloß die französischen Exemplare vorgelegen hätten. 4) Endlich antwortete Benedict XIII. dem Erzbischof von Embrun am 8. Juni 1726 auf dessen Bitte um Aufschluß, er möge dem Bericht, der über Tit. I, cap. 2 des Concils von Rom aus fälschlich nach Frankreich geschrieben worden, nicht glauben, denn nur dasjenige sei richtig, was (officiell) gedruckt und von ihm und den Bischöfen unterschrieben worden sei.

Digitized by Google

über die Bulle weder „ungünſtig denken, noch ſprechen“ dürfen, ſondern glauben müſſen, jeder von den 101 Sätzen Quesnels ſei verwerflich.

Aus Veranlaſſung des römiſchen Concils wurde noch im ſelben Jahre in Avignon am 28. Oktober 1725 ebenfalls eines gehalten. In Beziehung auf die Bulle wurde verordnet, dieſelbe ſolle den Acten dieſes Concils beigedruckt werden, damit ſie dem Klerus im Gedächtniß bleibe, und mit andern „Glaubensregeln“ von allen in Geiſt und Herz bewahrt werde [1].

In Frankreich wünſchten die Biſchöfe ſchon längſt größern Rechtsſchutz gegen die Appellanten und gegen die Allregiererei der Parlamente. Die Verſammlung des Klerus von 1723 bat den König um eine Erklärung, daß die beiden Bullen Vineam Domini und Unigenitus, die im Reiche ſchon anerkannt wären, kirchliche und ſtaatliche Geſetze ſeien; er möge daher den Parlamenten verbieten, einen Appell comme d'abus gegen die Biſchöfe anzunehmen, wenn dieſe den Appellanten kirchliche Beneficien verweigerten. Die Antwort vom 7. September lautete: Niemand könne zweifeln, daß dieſe Bullen Kirchen- und Staatsgeſetze ſeien; eine beſondere Erklärung darüber ſei jedoch unnütz, weil dieſe in der Declaration vom 4. Auguſt 1720 und in dem Erlaſſe des Staatsraths vom 19. April 1722 gegen den Brief der ſieben Biſchöfe ſchon gegeben worden ſei [2]. Die Parlamente ſtörten ſich wenig an dieſer Antwort und nahmen Appelle an, z. B. am 5. Mai 1725 von 53 Pfarrern aus Boulogne gegen ihren Biſchof, weil dieſer die Verkündung der Bulle in den Kirchen ſeines Sprengels befohlen hatte.

Die Aſſemblée des Klerus von 1725 begehrte daher Schutz gegen dieſen Scandal und bat in ihrem Cahier an den König, welches aber ohne Antwort blieb, wegen der Unordnungen der Appellanten Provinzialconcilien halten zu dürfen; ohne königliche Erlaubniß durfte nämlich kein Concil gehalten werden, weil die franzöſiſche Kirche das Glück hatte, die gallikaniſchen Freiheiten zu beſitzen. Am 20. Oktober trug der Biſchof Pardaillan von Langres im Namen des Klerus dieſelbe Bitte in einer Anrede an den König vor. Bei Hof war aber ſchlechtes Wetter, weil der Klerus unerſchwingliche Geldforderungen nicht gehorſamſt bewilligt hatte. Als Antwort kam daher am 25. Oktober der Befehl, die Verſammlung aufzulöſen nebſt dem Verbot, kirchliche

[1] Tit. II. Collect. Lacens. I. 479.

[2] Mémoires du clergé; ed. 1771, tom. 14, p. 1548.

Digitized by Google

Fragen, besonders über die Appellanten, zu behandeln, oder dem Gebrauche gemäß ein Rundschreiben an die Bischöfe zu erlassen. Bevor die Versammlung sich trennte, schrieb sie dem König einen von allen Deputirten, außer von acht Bischöfen, unterzeichneten Brief vom 27. Oktober mit gerechten Klagen über dieses Verbot, und mit starker Betonung, daß die Bulle Kirchen- und Staatsgesetz sei, weßhalb die Bischöfe die Unterwerfung unter dieselbe ihren Geistlichen zur Pflicht machen würden. Dieser Brief enthält ein glänzendes Zeugniß gegen die Ansicht, als sei der französische Episcopat bloß ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Hofes gewesen. Da der Brief in die Öffentlichkeit drang, so ließ der Herzog von Bourbon, damals allmächtiger Minister, den Agenten des Klerus im November die Sitzungsprotokolle durch den Staatssekretär Maurepas abverlangen, die mißliebigen Stellen ausstreichen und das Original des Briefes an den König zerreißen. Nach einem halben Jahr zündete das Volk Freudenfeuer an beim Sturze des Ministers, den es als „Gründer" tödtlich haßte. Dem Parlamente von Paris zeigte der Staatsprocurator Gilbert Voisin den Brief am 10. Februar 1726 als staatsgefährlich an, weil darin gesagt werde, „es handle sich darum, den Wölfen den Eingang zu dem Schafstall Christi zu versperren"; das Parlament unterdrückte die gefährliche Schrift. Der Staatsprocurator der Bretagne nannte die Bischöfe der letzten Versammlung sogar Rebellen, weil sie über die Fortschritte der Quesneliſten geklagt hatten; für diese Frechheit indessen erhielt er am 4. Mai einen königlichen Verweis.

Bei der brüsken Weise, wie die Assemblée geschlossen wurde, war das dem König überreichte Cahier des Klerus unbeantwortet geblieben und überhaupt kein Geschäft geschlichtet worden; deßwegen wurde im Jahr 1726 unter dem Ministerium des Cardinals Fleury eine Versammlung berufen. Diese übergab dem König dasselbe Gesuch mit den im vorigen Jahre beschlossenen Artikeln: der König möge Provinzialsynoden gestatten, den Gerichtshöfen verbieten, Appellationen derjenigen anzunehmen, welche wegen ihrer Opposition gegen die Bullen, die doch Kirchen- und Staatsgesetz seien, keine Beneficien erhielten, und die vielen ungerechten Beschlüsse der Parlamente untersuchen, welche excommunicirte Priester in ihren Functionen als Beichtväter bestätigten, eifrigen Bischöfen die Temporalien sperrten und deren Hirtenbriefe über Glaubenssachen zerrissen oder verbrännten. Der König antwortete am 15. Oktober, er werde die Concilien gestatten, wenn deren Zweck ange-

Digitized by Google

geben und von seinem Rathe geprüft werde, und erklärte neuerdings, da die besagten Bullen Kirchengesetz seien, so müßten sie auch Staatsgesetz sein, aber den Geistlichen solle kein Annahmeformular zur Unterschrift vorgelegt werden, nur einfache Prüfung ihres Glaubens sei gestattet [1].

Der Beschluß, Concilien vom König zu begehren, war in der Assemblée am 2. Oktober 1725 hauptsächlich wegen der Provinzen Narbonne und Rouen gefaßt worden, wo die Bischöfe Colbert von Montpellier und Lorraine von Bayeux ihr Wesen trieben; der erste namentlich überschwemmte ganz Frankreich mit maß- und zahllosen Brandschriften gegen die Bulle und die Päpste in Gestalt von Hirtenbriefen, Pastoralunterrichten u. dgl. Am 1. Dezember 1725 erschien ein neuer, so rand- und bandloser Pastoralbrief Colberts gegen die Assemblée, daß selbst das Parlament am 16. April 1726 denselben verurtheilte. Inzwischen wußte ein 80jähriger Greis, der Bischof Soanen von Senez, ein alter Oratorianer, selbst einen Colbert zu überbieten. Derselbe hatte schon 1718 und 1719 auf Dimissorialien des excommunicirten Capitels von Utrecht Priester geweiht; endlich publicirte er in der Ahnung baldigen Todes am 28. August 1726 einen Pastoralbrief, worin er von der Bulle Unigenitus behauptete, sie vernichte das Dogma, die Moral, die Disciplin und die Hierarchie der Kirche, ferner seinen Gläubigen die Lesung der Werke Quesnels anempfahl und dieselben aufforderte, wenn sein Nachfolger die Bulle annehme, ihm den Gehorsam aufzukünden.

Diese offene Aufforderung zur Rebellion bewog den Erzbischof de Tencin von Embrun, unter welchem Senez stand, gestützt auf die jüngste Antwort des Königs, denselben am 5. April 1727 um die Gestattung eines Concils zu ersuchen. Dieses wurde am 24. Mai wirklich gewährt, und am 15. Juni berief der Erzbischof seine Suffragane auf den 16. August nach Embrun, um unter andern Aufgaben auch „den Übermuth Derjenigen in die gehörigen Schranken zu weisen, welche allenfalls ein Attentat gegen den der Kirche schuldigen Gehorsam gewagt hätten." — Die Jansenisten waren getheilter Ansicht, ob Soanen nach Embrun gehen solle oder nicht; er aber schloß sich Denjenigen an, welche meinten, er werde durch seine Wissenschaft und geistige Überlegenheit die Bischöfe beschämen, und begab sich auf die Reise; zudem ließ sich der ausdrückliche Befehl des Königs an jeden Bischof, beim Concil

[1] Mém. du clergé; t. 14, p. 1592—1606.

Digitized by Google

sich einzufinden, nicht leicht umgehen. Angelangt in Savine, zwei Stunden von Embrun, ließ er von einem Notar und von Zeugen am 11. August einen von dem bekannten Boursier, einem Doktor der Sorbonne, verfaßten Akt unterzeichnen und durch einen Gerichtsboten dem Erzbischof überbringen. Darin war gesagt: da nach dem allgemeinen Gerücht auf dem Concil gegen ihn verhandelt werden solle, so bestreite er die Competenz desselben, weil er 1717, 1719 und 1720 an das allgemeine Concil appellirt habe und daher von einem geringern Richter nicht gerichtet werden könne, weil er ferner 1720 an das Parlament comme d'abus appellirt habe, und weil endlich seine Sache eine gemeinsame mit der der übrigen Appellanten sei [1]. Wenige Stunden nach Überreichung dieses Protestes ritt er an der Spitze einer Cavallerie von 20 Bauern, welche den Triumph ihres Bischofs sehen wollten, in Embrun ein, wo der Erzbischof und die übrigen Bischöfe ihn auf das Freundlichste empfingen und fortwährend liebevoll behandelten.

Bei der ersten Sitzung am 17. August wurde die sonst übliche Communion unterlassen, um Soanen keinen Vorwand zu bieten, als habe man mit ihm Kirchengemeinschaft gehalten. In der zweiten Generalcongregation (18. August) denuncirte der Promotor des Concils den Brief vom 28. August 1726 und forderte, Soanen solle entweder seine Autorschaft läugnen, oder denselben widerrufen, das Concil aber ihn verdammen. An diesem Tage hatte Soanen zwei Theologen mit sich gebracht, über deren Personalien er keinen rechten Aufschluß zu geben wußte; später erfuhr man, die Pariser Freunde hätten sie eben erst hergeschickt. Als diese für den verlegenen Bischof reden wollten, sich über ihre Person aber nicht ausweisen konnten, wurden sie aus der Synode entfernt. Soanen selbst erklärte nun, daß er den Pastoralunterricht anerkenne, daß er ihn promulgirt habe und auch jetzt noch aufrecht erhalte (daß er der Verfasser sei, konnte er nicht sagen, denn derselbe war aus einer fremden Feder geflossen); berief sich aber wieder auf seinen Protest vom 11. August und auf die Incompetenz des Concils. Es wurde ihm jedoch bewiesen, daß alle seine Appellationen rechtswidrig, sein Protest daher ungiltig sei. Auf dieses hin versuchte er seine Richter insgesammt und jeden einzeln zu verwerfen; die Anklagen aber, die er hiefür vorbrachte, wurden theils als unwahr, theils als nichtig befunden; da er sich jedoch weigerte, Beweise vorzu-

[1] Collect. Lacens. I. 646.

Digitized by Google

bringen, und zürnend die Versammlung verließ, um nicht wieder zu erscheinen, so wurde beschlossen, ohne Rücksicht auf seine Reclamationen den Proceß zu beginnen.

Um indessen selbst den Schein einer billigen Beschwerde abzuschneiden, beschloß die vierte Congregation (20. August), aus den fünf benachbarten Provinzen andere Bischöfe beizuziehen, aber vorerst Soanen zu fragen, welche er allenfalls verwerfe. Da er keine bezeichnete und nur seinen frühern Protest, wie noch oft im Verlaufe der Synode, wiederholte, so gingen am 21. August Einladungsschreiben an 15 Bischöfe ab, von denen zehn bis zum 8. September eintrafen. Ihre Ankunft wurde dem Bischof von Senez officiell gemeldet, obwohl sie alle schon vorher einzeln ihm ihren Besuch abgestattet hatten. Da er noch nicht freiwillig in der Synode erschien, so wurde er dreimal feierlich, jedesmal von zwei Bischöfen in Begleitung eines Secretärs und zweier Notare, vorgeladen, am 10. und 11. September Vormittags und Nachmittags. Die beiden ersten Citationen hatten keinen Erfolg; auf die dritte aber erschien er in schwarzem Talar, begleitet von zwei Gerichtsdienern als Zeugen, denen jedoch, wie natürlich, der Zutritt versagt wurde.

In der Congregation selbst vorgelassen, las Soanen einen langen Akt vor, der eine erneuerte Appellation gegen die Bulle Unigenitus und eine Berufung an den Papst und das allgemeine Concil wegen Verletzung des Clementinischen Friedens enthielt. Dieser Act war von ihm selbst am 15. Juni und vom Bischof von Montpellier im Juli unterzeichnet, von Boursier aber verfaßt worden. Überdies reichte Soanen noch am nämlichen Tage wieder einen Protest gegen die Competenz der Synode dem Promotor des Concils ein und verwarf zugleich jetzt alle, auch die zugezogenen Bischöfe. Nachdem alle Mittel freundlicher Ermahnung und privaten Zuredens erfolglos geblieben, wurde noch einmal vor der endlichen Sentenz der Weg der Citationen am 15, 17. und 18. September, so nutzlos wie das erste Mal, versucht. Die 26. Congregation fällte daher am 20. September das Urtheil und verdammte den Pastoralunterricht als eine verwegene, schismatische Schrift voll häretischen Geistes, dessen Lesung, Druck und Verkauf den Gläubigen unter Excommunication verboten sei. Soanen selbst wurde von seiner Jurisdiction und der Ausübung aller bischöflichen oder priesterlichen Functionen suspendirt, bis er Genugthuung leiste und seinen Unterricht widerrufe und verdamme. Während dieser Suspension

Digitized by Google

durfte kein von ihm ernannter Generalvikar oder kirchlicher Würdenträger sein Amt ausüben; als Generalvikar wurde der Abbé Saleon ernannt, mit dem Auftrage, in einer baldigen Diözesansynode das Formular Alexander' VII. unterschreiben zu lassen und die Bulle Unigenitus zu publiciren [1]. Diese Sentenz wurde des folgenden Tages in öffentlicher Sitzung promulgirt und am 22. September dem suspendirten Bischof mitgetheilt. Soanen mußte in die Verbannung nach der Abtei Chaise-Dieu in der Auvergne, wo zahlreiche Sektirer nun hinpilgerten, den „Gefangenen Christi" zu verehren, bis derselbe 1740 als unbekehrter Christ, aber als jansenistischer Heiliger starb und als Wunderthäter in den Utrechter Kalender kam. Der Papst aber spendete dem Concil das größte Lob, bestätigte am 17. Dezember alle seine Dekrete und der König verhieß am 28. Dezember zur Durchführung derselben seinen vollen Schutz.

9. „Sittliche Entrüstungen". — Das Urtheil von Embrun weckte den leidenschaftlichsten Zorn der getroffenen Sekte, welcher durch zahllose Broschüren, Pamphlete und Satyren sich Luft zu machen suchte. Am meisten Aufsehen erregten fünfzig Advokaten, welche von der Faktion geworben am 30. Oktober 1727 ein Gutachten [2] gegen das Concil veröffentlichten. Ein schlimmeres Schmähli bell als dieses hatte man bisher noch nicht gesehen. Papst und Bischöfe, besonders der Erzbischof von Embrun, das Formular Alexanders VII., die Bulle Unigenitus sind darin mit rohester Würdelosigkeit behandelt.

Da die Schrift eine Apologie des Bischofs von Senez sein sollte, so gilt der Hauptangriff dem Concil, welches diesen Herren zufolge ein höchst formloses und unbefugtes gewesen sei. Nach dieser Advokaten-Theologie wird die unfehlbare Auctorität nur in der ganzen Kirche mit Einschluß der Priester und der Laien gefunden; denn nur der ganzen Kirche ist der Beistand des heiligen Geistes versprochen. Die Entscheidungen des Papstes sind daher keine Glaubensregel, bis sie von der ganzen Kirche, welche durch ihre Oberhirten sich erklärt, angenommen werden. Nur die Gesammtkirche hat die Gewalt, zu excommuniciren, und die Oberhirten üben sie nur im Namen und in stillschweigend vorausgesetzter Zustimmung der Menge aus. Diese Hirten haben die Pflicht, durch Demuth, Milde und Liebe zu regieren, nicht aber in Weise weltlicher Fürsten durch Anwendung von Strafen. Sie sind nämlich nur Mandatare der Theilkirchen und müssen daher jeden Augenblick bereit sein, denselben Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Erst der Consens aller Theilkirchen ohne Ausnahme, durch deren Vereinigung die Gesammtkirche erwächst, trägt das Gepräge der Infallibilität.

[1] Collect. Lacens. I. 690.

[2] Consultation de M.M. les Avocats du Parlement de Paris au sujet du jugement rendu à Embrun contre M. l'Evêque de Senez, pp. 51.

Digitized by Google

Dieser Consens der Hirten und Theilkirchen muß aber frei, einstimmig und klar sein und nur nach reiflicher Prüfung in Form eines Richterspruches gegeben werden, denn wenn er auf dem Vorurtheil von der päpstlichen Infallibilität beruht, so hat er keinen Werth. Deßwegen ist die Bulle Unigenitus keine Glaubensregel, denn sie ist nicht klar, die Sätze sind nur unbestimmt und in globo verurtheilt, unter den französischen Bischöfen findet sich keine Übereinstimmung, die auswärtigen, befangen in dem Wahn, daß der Papst unfehlbar sei, haben nicht untersucht, keinen Richterspruch gefällt. In den gegenwärtigen Conflikten ist daher ein allgemeines Concil, welches immer als ein wirklich schon bestehendes oder demnächst sich versammelndes Tribunal anzusehen ist, durchaus nothwendig. Darum liegt aber auch die Rechtmäßigkeit des Appells gegen die Bulle außer allem Zweifel, überdieß ist derselbe durch die Declaration von 1720 gestattet. Alles was daher gegen den Bischof von Senez in Embrun geschehen, ist nur eine lange Kette schreienden Unrechts, wie das Alterthum nie Ähnliches gesehen hat, und woran die Nachwelt zu glauben Mühe haben wird. So entschieden die „Wissenschaftlichen" der damaligen Zeit.

Sobald dieses Dokument erschien, riefen die Leute der Partei das sei ein Meisterstück; Soanen war darüber so befriedigt, daß er dem Verfasser, dem Advokaten Aubry, die große Concilienſammlung von Labbe zum Geschenke machte. Im Publikum aber staunte man über das Extravagante der Doktrinen und konnte es nicht begreifen, daß die Advokaten so frech über ein Concil urtheilten, dessen Akten man noch nicht einmal kannte, indem die Erlaubniß zum Drucke derselben erst am 29. März 1728 ertheilt wurde. Man fragte sich, wie es zugegangen sei, daß die Herren urplötzlich in Theologen und Kirchenlehrer verwandelt worden seien, da es bekannt war, daß nur etwa sechs aus ihnen von theologischen Dingen einen oberflächlichen Begriff hatten, während die andern nichts verstanden und meistens nur junge Streber waren. Der Volkswitz bemächtigte sich bald der Sache und die Straßenjungen sangen:

Les avocats italiens,
Du Nord et d'Allemagne
Ne sont pas théologiens,
Non plus que ceux d'Espagne:
Ils croient aux dogmes de foi.
Mais d'en décider, c'est l'emploi
Des avocats, des avocats de France![1]

Da unter dem Volke große Aufregung wegen dieses Machwerkes entstand und die beim Concil betheiligten Bischöfe dem Könige in einer Eingabe vom 4. April die Machinationen der Gegner aufdeckten, so erhielt der Cardinal Rohan durch den Staatssekretär Maurepas am

[1] Journal de Barbier. Paris 1864, t. II, p. 34.

Digitized by Google

9. April 1728 den Auftrag, die in Paris anwesenden Bischöfe zu versammeln und dem König ein gemeinschaftliches Urtheil über die Consultation vorzulegen. Am 4. Mai unterzeichneten 31 Cardinäle und Bischöfe die Antwort in Form eines langen Briefes, worin gesagt war, die Consultation erneuere eine lange Reihe längst verworfener Lehren, und sei besonders wegen der gegenwärtigen Geistesströmung höchst gefährlich. In Folge dessen erließ der Staatsrath am 3. Juli ein Dekret, die Schrift zu unterdrücken, nebst Verbot, sie zu bewahren oder zu verbreiten. Noch vor diesem Erlaß setzte der Papst am 9. Juni dieselbe auf den Index und eine große Anzahl Bischöfe folgte mit theilweise meisterhaften Hirtenbriefen, um die Irrlehren der Consultation aufzudecken und zu widerlegen.

War die Brandschrift der Advokaten auf das große Publikum berechnet, so wollte die jansenistische Faktion den König durch die Bischöfe gegen das Concil von Embrun bearbeiten. Am 15. März 1728 übergaben zwölf, schon längst durch ihre Appellation oder offene Opposition gegen die Bulle bekannte Bischöfe, an deren Spitze Noailles stand, dem Cardinal Fleury einen Brief an den König. Derselbe war vom 28. October 1727 vordatirt, wahrscheinlich um anzudeuten, diese Oberhirten seien noch vor den Advokaten für die gefährdete gallikanische Freiheit eingetreten. Denn im Namen derselben und weil das Concil durchaus aller legalen Formen entbehre, wie sie aus einem offenen Briefe des Bischofs von Senez erfahren hätten [1], nähmen sie Partei für den Verfolgten, in dessen Person die Rechte aller Bischöfe verletzt seien; deßwegen protestirten sie gegen die Sentenz von Embrun, um so mehr, da durch dieselbe auch die sehr katholischen oft genannten zwölf Artikel indirekt verurtheilt würden, und bäten den König, nicht zu gestatten, daß der notorisch ungerechte Spruch vollzogen werde. — Vier Tage später schickte der König diesen Brief durch den Staatssekretär Maurepas an Noailles zurück, mit der Bemerkung, er staune über ihr Gesuch, da sie noch nicht einmal die Akten des Concils kännten, mit den Richtern gar nicht verhandelt, nichts untersucht hätten, und das Gerede eines Einzelnen dem Urtheil von 15 Bischöfen vorzögen. Eine weitere Ant-

[1] Clef du Cabinet, t. 49, p. 3, 81. — Wie konnten diese Bischöfe in ihrem vom 28. Okt. datirten Briefe den Akt des Bischofs von Senez vom 27. Nov. erwähnen? Übrigens hatte der Erzbischof Tencin von Embrun auf alle Verleumdungen des suspendirten Prälaten in einem Briefe vom 4. Jan. 1728 schon gründlich geantwortet. Collect. Lacens. I. 738.

Digitized by

wort bestand in der Erlaubniß, welche der Erzbischof von Embrun jetzt am 29. März erhielt, die Concilsakten nebst dem Approbationsbreve des Papstes veröffentlichen zu dürfen[1].

Da die zwölf Bischöfe also vom Könige abgewiesen waren, übergaben neun aus ihnen am 7. Mai 1728 dem Generalprokurator einen Protest an das Parlament gegen die Einregistrirung aller Akte und Patente, welche auf Grund des Concils von Embrun oder des päpstlichen Breve vom 17. Dezember 1727 erlassen würden, weil weder das Concil, noch das Breve die Genehmigung des Parlaments erhalten habe, diejenige des Königs aber nicht genüge. Alles dieses wurde gefordert im Namen der gallikanischen Freiheit! An die Spitze dieses Dokumentes hatte man wieder den Namen des Cardinals Noailles gestellt. Überdieß reichten zehn Bischöfe am 14. Mai dem König ein neues Schreiben ein mit heftigen Deklamationen gegen das Concil und das Breve, ganz im Geiste und Style des fanatischen Petitpied, welcher dasselbe verfaßt hatte. „Selten noch, hieß es darin, trifft man in Europa wahre Gläubige, denn Alles ist in äußern, abergläubischen Formelkram aufgegangen, der die wahre Frömmigkeit erstickt; und dieses Unheil haben die Jesuiten verschuldet."

10. Noailles' Widerruf. Lügen der Jansenisten. — Schon lange fühlte sich Noailles nicht mehr behaglich in Mitte der Partei, die ihn bisher in ihren Schlingen gehalten und der er so vielen Vorschub geleistet hatte. Die Entdeckung, daß eine bodenlose Zerrüttung der Geister innerhalb dieser Faktion sich unaufhaltsam Bahn breche, benahm ihm den letzten Rest des Vertrauens auf sie und auf ihre Sache. Zudem redeten ihm sehr nahestehende Personen dringend zu, endlich einmal dem Papste sich zu unterwerfen und mit der Kirche sich auszusöhnen; darunter wird besonders seine Nichte, die Marschallin von Gramont, genannt, die bei ihm in großem Ansehen stand; dahin gehörten aber auch Männer, die mit ihm früher die gleiche Richtung eingeschlagen hatten, wie der Generalobere der Oratorianer de la Tour, der Domherr Couet, der Kanzler d'Aguesseau. Alles dieses war aber nicht vermögend, den schwachen alten Mann zu einem Entschluß zu bringen; dazu bedurfte es der eben erzählten Vorfälle und des dabei gespielten Betruges.

Noailles hatte zwar am 8. März 1728 Vollmacht ertheilt, die

[1] Collect. Lacens. I. 742.

Digitized by Google

erste Eingabe an den König gegen das Concil von Embrun in seinem Namen zu unterzeichnen, keineswegs aber den Protest an das Parlament vom 7. Mai. Der gespielte Betrug empörte ihn so, daß er am 24. Mai dem Generalprokurator eine Erklärung übergab, worin er nicht nur die letzte Unterschrift als nichtig bezeichnete, sondern jetzt auch die Vollmacht vom 8. März zurücknahm. Diese Neuigkeit verbreitete solchen Alarm unter den Jansenisten, daß viele von ihnen am Tage der Bekanntwerdung aus Verdruß darüber kein Mittagessen nahmen[1]. Dem Cardinal aber erleichterte dieser erste muthige Schritt einen zweiten. Am 19 Juli schrieb er dem Papste, er sei entschlossen, mit dem ganzen Episcopat das Gleiche anzunehmen und zu lehren, der Bulle Unigenitus sich zu unterwerfen, die 101 Sätze zu verdammen, seine Instruktion vom 14. Januar 1719 zu widerrufen und seinen Sprengel ebenfalls zur Annahme der Bulle zu verpflichten; sein Herz aber habe Ruhe und Friede wieder gefunden, seit er diese Entschlüsse gefaßt. Benedict XIII. bezeugte dem Cardinal in der Antwort vom 21. August die größte Freude, wünschte ihm aus vollem Herzen Glück zu dem über sich selbst errungenen Sieg, und munterte ihn auf, den versprochenen Hirtenbrief baldigst zu erlassen.

Noailles gewährte endlich am 11. Okt. der Kirche diese Freude durch die Ausfertigung des Dokumentes, worin er die Constitution Unigenitus mit voller Unterwerfung annahm, das Buch Quesnels nebst den 101 Sätzen so verdammte, wie es vom Papste geschehen war, und unter Androhung kirchlicher Strafen seinen Gläubigen verbot, besagtes Buch oder ähnliche Schriften zu lesen oder aufzubewahren und über jene Sätze anders als im Sinne der Bulle zu lehren, zu sprechen und zu schreiben. Dann widerrief er seinen Unterricht von 1719 und verordnete, die Bulle nebst dem gegenwärtigen Mandement solle überall, wo es nothwendig sei, publicirt werden. Diese Publication erfolgte an einem Samstag Morgens früh am 23. Okt. durch Anschlag an die Kirchenthüren; eine Verkündigung von der Kanzel herab wagte der Cardinal, bei dem bekannten störrischen Sinn seiner Pariser Pfarrer, noch nicht zu fordern.

Während die Katholiken über diese späte Unterwerfung in großer Freude frohlockten, hatten die Jansenisten insgeheim ihre giftigen Pfeile und ihre Lügen verbreitet. Es genügte ihnen nicht, obiges Hirten-

[1] Barbier, l. c. pag. 42.

schreiben wegzureißen, zu zerkratzen oder zu besudeln; am Nachmittag des gleichen Tages wurde eine, angeblich mit der Unterschrift des Cardinals versehene und vom 22. August datirte Erklärung, mit dem Titel: „Gegengift gegen die Acceptation" vertheilt. Noailles besteht darin auf seiner Appellation und auf dem Proteste gegen das Concil von Embrun, den er mit elf anderen Bischöfen dem König überreicht hätte; aus Friedensliebe nur habe er am 24. Mai seine Beistimmung zur Verfolgung dieses Protestes vor dem Parlamente zurückgezogen, ohne jedoch damit seine Eingabe an den König, oder seine Appellation widerrufen zu wollen; übrigens habe er den Widerruf selbst, als er ihm vorgelegt wurde, unterschrieben, ohne ihn aufmerksam gelesen zu haben. Endlich war die Erklärung beigefügt, jedes Aktenstück, welches man ihm etwa künftig noch für die Anerkennung der Bulle entwinden könnte, sei als unterschoben zu betrachten. Am Schlusse war beigefügt, das Original befinde sich in der Hand des Bischofs von Senez, aber Niemand hat dasselbe je gesehen.

Am nämlichen Tage noch gab Noailles dem Papste Nachricht, daß er alle seine Wünsche erfüllt und die Bulle publicirt habe. In einem Postscriptum bat er denselben, weil er soeben den von den Jansenisten gespielten Betrug erfahren, dem vorgeblichen Instrument vom 22. August keinen Glauben beizumessen. In demselben Sinne schrieben auch die französischen Cardinäle Rohan, Bissy und Fleury an Benedikt XIII.; Noailles selbst aber bestätigte seine Unterwerfung in einem Rundschreiben an die französischen Bischöfe vom 30. Oktober, mit welchem er seinen letzten Hirtenbrief überschickte und die Bitte verband, den erwähnten Verleumdungen gegen ihn nicht zu glauben.

Von allen Seiten äußerte sich alsbald die Freude über das Wiederfinden des längst verloren Geglaubten in den ungezwungensten Herzensergüssen. Vom Könige und den meisten Bischöfen erhielt er eigenhändige Glückwunschschreiben; fast größern Trost noch mochte es ihm gewähren, daß selbst die Domherren von Paris, die jüngst noch im Widerstand gegen die Bulle wetteiferten, an der allgemeinen Freude sich betheiligten. Die Ordensobern der Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner, Oratorianer u. A. eilten herbei, ihm ihre Theilnahme zu bezeigen. Unter denselben wurde besonders der Jesuitenpater Tournemine deßwegen bemerkt, weil seit Jahren kein Jesuit die Schwelle des erzbischöflichen Palastes betreten durfte; der Cardinal zeigte seine Befriedigung darüber dadurch, daß er am 6. März 1729 den Jesuiten die Juris-

Digitized by Google

diction wieder gewährte, welche er ihnen seit dem 12. November 1716 entzogen hatte. Der größte Triumph aber wurde dem Cardinal in Rom, wo der Papst am 8. November 1728 ein öffentliches Consistorium hielt, um dem ganzen Cardinalcollegium die frohe Botschaft feierlich mitzutheilen. Dann verordnete der Papst zur Danksagung Ausstellung des heiligen Sacramentes während dreier Tage in drei Kirchen Roms nebst Gewährung eines vollkommenen Ablasses.

Ausgesöhnt mit der Kirche schloß Noailles sein langes, vielbewegtes Leben am 4. Mai 1729, aber die Verleumdungen der Jansenisten verfolgten ihn selbst noch über das Grab hinaus. Da sie um jeden Preis die Welt glauben machen wollten, der Cardinal sei als Appellant gestorben und es ihnen dabei auf einen Betrug mehr oder weniger nicht ankam, so setzten sie nach dessen Tode wiederum ein Dokument unter seinem Namen in Umlauf, welches sie diesesmal vom 26. Februar 1729 zu datiren beliebten. Diesem zufolge erklärte Noailles, er beharre bei seiner Instruktion von 1719, bei seiner Appellation gegen die Bulle und in seiner Anhänglichkeit an den Bischof von Senez; das Mandement aber, welches als sogenannter Widerruf seinen Namen trage, sei ungiltig und ihm in seiner Schwachheit abgeschwindelt worden.

Diesen neuen Trug entlarvte der Cardinal Quirini, da er einen späteren Brief des verstorbenen Erzbischofs vom 21. März besaß und denselben nun veröffentlichte. Noailles hatte darin die Betheurung seiner Unterwürfigkeit und die Anerkennung seines Hirtenschreibens vom 11. Oktober 1728 wiederholt, nebst der Versicherung, er werde in diesen Gesinnungen bis zum letzten Athemzug verharren. Das Gleiche bezeugten die Generalvikare von Paris in einem Briefe an Cardinal Fleury vom 3. Juli 1729, worin sie nachwiesen, der erwähnte Hirtenbrief sei der Ausdruck der letzten Gesinnungen des Cardinals und seine eigene Arbeit, die Declarationen aber, die zur Entkräftung desselben in Umlauf gesetzt würden, seien elende unterschobene Machwerke. Die Jansenisten jedoch mußten nach echter Zänkerart das letzte Wort haben und veröffentlichten am 12. September als Antwort auf die Generalvikare eine Broschüre, welche angeblich sogenannte Akten, Briefe und Reden des seligen Cardinals enthielt, woraus der Widerspruch seiner wahren, bis zum Tode bewahrten Ansichten mit seiner Annahme der Bulle durch den unterschobenen Akt vom 11. Oktober hervorgehe. Dieses letzte Wort durfte man ihnen gönnen, weil die Evidenz der Thatsachen selbst zu laut ihr Unrecht verkündete.

Digitized by Google

Es hat nicht an Leuten und Schriftstellern gefehlt, welche aus dem glücklichen Ausgang des verwickelten Geschäftes mit Noailles den Schluß ziehen wollten, wie gut es gewesen sei, daß er stets mit der äußersten Milde behandelt wurde und daß der letzte Schritt des Ernstes, der der namentlichen Excommunication, nie gegen ihn gewagt worden ist. Es mag aber dahin gestellt bleiben, ob seine endliche, späte Bekehrung eine Folge dieser großen Langmuth war und ob sie bei Anwendung größerer Strenge nicht ebenfalls und vielleicht noch früher eingetreten wäre; wer aber die Zerrüttung kennt, welche die Jansenisten, durch seinen Namen gedeckt, in Frankreich anrichteten und besonders die Zerstörung sieht, welche der Sektengeist in der Kirche von Paris vollführte, der kann den Gedanken kaum abwehren, dieses Unheil dürfte schwerlich so groß geworden sein, wenn Noailles frühzeitig von der Kirche abgeschnitten, oder wenigstens seiner Würde enthoben und so allen den Kobolden, die sich hinter ihn versteckten, die Möglichkeit entzogen worden wäre, als Wölfe im Schafspelze ihren Seelenmord nach Belieben auszuführen. Leider aber war die Lage der französischen Kirche durch die gallikanische Freiheit so verfahren, daß weder der Episcopat, noch der Papst gegen die parlamentarische Bevormundung einen energischen Schritt wagen konnten.

R. Bauer S. J.

Aus grauer Vorzeit.

IV.

Auf Teglathpalassar II. folgte 727 Salmanassar VI., muthmaßlich sein Sohn. Von diesem Könige hatten uns bisher die Keilinschriften kaum mehr als den bloßen Namen erhalten; doch fand in jüngster Zeit G. Smith ein Bruchstück des Eponymen-Kanons auf, welches uns einen freilich nur summarischen Überblick seiner Regierung gibt. Da in diesen Blättern schon wiederholt vom Eponymen-Kanon die Rede war, so mag es dem Leser vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn wir jenes Bruchstück hier wortgetreu wiedergeben; bloß die Jahreszahl ergänzen wir in Klammer hinzu.

Digitized by Google

(727.) Eponym: Belcharranbeluzur, Statthalter von Gozan; Kriegszug nach .....
Salmanassar bestieg den Thron.
(726.) Eponym: Merodachbeluzur, Statthalter von Amida; im Lande.
(725.) Eponym: Tizkaruikbi, Statthalter von Ninive; Kriegszug nach....
(724.) Eponym: Assursimuani, Statthalter von Kalzi; Kriegszug nach....
(723.) Eponym: Salmanassar, König von Assyrien; Kriegszug nach....

Wie man sieht, ist das Ende der Zeilen weggebrochen; es liegt jedoch die Vermuthung sehr nahe, daß unter den Gegenden, gegen welche die Kriegszüge gerichtet waren, sowohl Palästina als auch Tyrus, welches dieser König Menander zufolge fünf Jahre belagerte, aufgeführt waren.

Wir sahen bereits Teglathpalassar II. gegen die Duodezstaaten Süd-Chaldäa's zu Felde ziehen; während dort die kleinen Reiche von Beth-Silan, Beth-Amukkan und Beth-Sahalli der Vernichtung anheimfielen, scheint sich Merodach-Baladan von Beth-Jakin, „der Meereskönig", gutwillig zur Anerkennung der assyrischen Oberhoheit verstanden zu haben. Beth-Jakin war eine an der Euphratmündung am rechten Stromufer gelegene Stadt. Ihren Namen verdankte sie offenbar einem Könige Jakin, der sie entweder von Grund auf erbaute oder doch zu neuem Glanze erhob. Sein Abkömmling war Merodach-Baladan, der auf den Inschriften stets ein „Sohn Jakins" genannt wird. Er ist der Zeitgenosse des Königes Ezechias, der Merodach-Baladan der Bibel. Daß diese ihn einen Sohn Merodach-Baladans (I.) nennt, begründet noch keinen Widerspruch mit den Keilinschriften: auch Enkel und Urenkel, überhaupt alle Nachkommen in gerader Linie, werden in den semitischen Sprachen einfachhin „Söhne" genannt. Bibel und Monumente geben uns somit durch jene Benennungen bloß zu verstehen, daß unser Merodach-Baladan II. sowohl einen Merodach-Baladan I. als einen Jakin unter seinen königlichen Vorfahren zählte. Dieses Fürstenhaus von Beth-Jakin wirft sich von jetzt an zum Vorkämpfer der Unabhängigkeit Babylons Assyrien gegenüber auf.

Dort trat mit Sargon (721—704), wie wir bereits erwähnt haben, eine Reaktion ein, welche das assyrische Element im Reiche wieder zu ausschließlicher Geltung brachte. Sargon selbst war nicht von königlichem Geblüte: dafür bürgt uns der Umstand, daß er niemals in seinen Inschriften seines Vaters Erwähnung thut, sowie ferner, daß er seinen Stammbaum auf einen mythischen Herrscher, „Bilbani, den

Digitized by Google

Sohn des Adasi", zurückführt, ähnlich wie Cäsar den Seinigen auf Julus, den Sohn des Äneas. Gleichzeitig nun mit Sargons Thronbesteigung taucht Merodach-Baladan II. als unabhängiger König zu Babylon auf, in welcher Stellung er sich zwölf Jahre lang (721—709) glücklich behauptete. Seine Politik war dieselbe, wie diejenige aller Chaldäerfürsten vor und nach ihm: Anschluß an Älam gegen Assyrien. Ein Bündniß mit Khumbanigas, dem Könige dieses Landes, bezeichnet den Anfang seiner Regierung. Gegen Beide zog Sargon zu Felde. Er will den Älamiten bei Khalu geschlagen und auch über den König von Babylon einen Sieg davongetragen haben: diese Siege waren jedenfalls ziemlich unbedeutend; von einer Verfolgung derselben, von einem Versuche, Babylon wieder zu gewinnen, ist nirgendwo die Rede. Sie waren wohl nicht viel mehr als ein Plünderungszug durch die Grenzlandstriche, der auf die Deportation einer Anzahl Leute aus Babylonien nach Samaria hinauslief.

Die folgenden Jahre, bis 711, nehmen Kriege vornehmlich im Norden und Osten, Armenien und Medien, in Anspruch. Indessen war Merodach-Baladan im Stillen thätig: „Merodach-Baladan, der Sohn Jakins, König von Chaldäa, achtete nicht das Andenken der Götter.... er übertrat ihre Gebote und vernachlässigte ihren Kult" — die Hauptursache des Grolles kommt erst jetzt: „er hatte sich mit Khumbanigas, dem Könige von Älam, verbündet und wider mich die Beduinenstämme aufgereizt." 715 jedoch lastete der Arm des Assyriers bereits schwer auf dem Westen: die Schlacht bei Raphia gab den König Hanno von Gaza in seine Hand und vermochte Ägypten und die Araber zur Zahlung eines Tributes. Juda fühlte sich bedroht, Merodach-Baladan nichts weniger als sicher; dieß führte zu dem Bündnisse Beider, welches die heilige Schrift erwähnt und welches 711 durch die Erstürmung von Azot gesprengt wurde. Nun hatte Sargon wiederum Muße, sich mit Babylon zu beschäftigen, er griff es im Jahre 710 an, und zwar mit glücklicherem Erfolge. Merodach-Baladan II. scheint an der Vertheidigung der großen Stadt verzweifelt zu haben, er gab sie ohne Schwertstreich preis und zog sich auf Beth-Jakin zurück. Unter den Mauern dieser Stadt verlor er die Schlacht und fiel selbst mit all' seiner Habe nach kurzer Belagerung in die Hände des Siegers. Dieser führte nun bis zu seinem Tode (705) unbehelligt den Titel eines Königs von Babylon.

Jetzt hatte Sargon Zeit, seine Prachtbauten aufzuführen. Stadt

Digitized by Google

und Palast von Dur-Sargon (jetzt Khorsabad) wurden aus dem Boden hervorgezaubert. Wir verdanken Herrn V. Place die meisterhafte Beschreibung dieses Wunderbaues. (Ninive et l'Assyrie, Paris 1865.)

Der Palast, aus der Stadtmauer sich emporhebend, stand auf einer künstlichen Lehmterrasse, deren Flächeninhalt 96,466 Quadratmeter, deren Kubikinhalt bei 14 Meter mittlerer Höhe 1,350,524 Kubikmeter beträgt. Er zerfällt in drei scharf geschiedene Theile: das Serail, das Harem und die Wirthschaftsgebäude, dazu noch ein Tempel und eine Stufenpyramide. Das Serail (Länge 242 M., Breite höchstens 165 M., Flächeninhalt 39,930 Q.-M.) umfaßte 13 Höfe, 23 Prunksäle, 51 andere Räume, 42 mit Flügelthieren oder anderen Skulpturen geschmückte Portale: es war hauptsächlich für feierliche Aufzüge und Hoffeste bestimmt. Das Harem begriff 38 Gemächer mit 6 Höfen auf einem Flächenraume von 8839 Q.-M., stand jedoch nur durch je einen Eingang mit dem Serail und der Stadt in Verbindung. Die interessantesten Funde boten wohl die weitschichtigen Wirthschaftsgebäude; was hier die Großherren aus grauer Vorzeit an Geräthen mannigfacher Art angesammelt hatten, fand sich theilweise in vollkommen unversehrtem Zustande wieder vor. In einer Räumlichkeit waren eiserne Hacken und Klammern in großer Zahl aufgehäuft. Ebenda fand sich ein Vorrath von Picken, Spaten, Hämmern, in symmetrischer Ordnung auf einander; sie bildeten zusammen eine Masse von circa 21 M. Kubikinhalt und nahe an 146,000 Kilogramm Gewicht. Nimmt man die oben erwähnten Hacken und Klammern hinzu, so sind, meint V. Place, 600,000 Kilogramm nicht zu hoch gegriffen. Die Picken, welche zum Behauen von Steinplatten verwandt wurden, haben mitunter ein Gewicht von 12 Kilogramm; die Menschen, die mit solchen Werkzeugen ihr Tagewerk verrichteten, mußten wohl von athletischer Körperkraft sein und jenen Gestalten entsprechen, die uns auf den Basreliefs mit so ausgeprägter Muskulatur entgegentreten. Das Eisen dieser Werkzeuge steht dem unserigen in keiner Hinsicht an Güte nach. Unweit davon war ein Vorrath an Pflugschaaren aufgehäuft, an Form und Größe ganz denjenigen gleich, die noch heute im Lande gebraucht werden. Die Araber, welche bei den Ausgrabungen beschäftigt waren, baten sich eine derselben aus, pflügten mit derselben ein kleines Stück Land um und schnitten später ihre Ernte mit einer aus assyrischem Eisen verfertigten Sichel. Leider verunglückte der größte Theil dieser Werkzeuge beim Transport auf dem Tigris, nur wenige Exemplare fanden in das Musée du Louvre ihren Weg. — In einem andern Gemache fand sich ein Magazin von Thongefäßen vor, die kleineren waren in die größeren gelegt worden. In einem Zimmer des Serail fanden sich 54 bronzene kleine Handkeulen, wie wir sie öfters abgebildet sehen; ähnlicher Handkeulen bedienen sich die Araber heute noch als Wurfwaffe. Wir wollen V. Place nicht weiter begleiten durch die Küche, den Keller und die Bäckerei Sargons; wir steigen vielmehr mit ihm gleich in die Stadt herab, die einen Flächenraum von 300 Hektaren bedeckte. Sie ist im Quadrat erbaut, so daß die Ecken den vier Weltgegenden entsprechen. Die Stadtmauer hat 24 M. Durchmesser, die Thürme folgten einander auf je 27 M. Entfernung. Sie hatte sieben Thore, auf jeder Seite zwei, auf der Palastseite jedoch nur eines. Der Leser würde sich aber irren, wenn er sich diese Stadtthore etwa gleich denjenigen unserer heutigen Städte vorstellen würde. Das Stadtthor im Orient begreift einen Complex von Gemächern und Höfen in sich. Hier finden sich die Ältesten der Stadt ein, um Händel zu schlichten und Recht zu sprechen; hier kommen die Männer zusammen, schließen Verträge und besprechen die Ereignisse des Tages. Lot saß im Thore von Sodom, als die beiden Engel Gottes in die Stadt einzogen; unter dem Thore von Hebron erkaufte Abraham die Höhle Ephron's als

Digitized by Google

Grabstätte für Sara und für sich selbst; unter dem Thore von Bethlehem erklärte Booz den Ältesten der Stadt seine Absicht, seine Verwandte Ruth zu ehelichen. Das Stadtthor von Ninive trat um 25 Meter aus der Umfassungsmauer hervor und ragte um 18 Meter in die Stadt hinein, was eine Tiefe von 67 Metern ergibt. Die Front hatte 49 Meter Länge. Über zwei mächtigen Flügelstieren wölbte sich der Thorbogen 6 Meter 46 Centimeter hoch und 4 Meter weit; die Ziegel trugen eine farbige Glasur: auf blauem Hintergrunde hoben sich in sinnreicher Einfassung die Gestalten der Genien und phantastischen Thieren ab. Angewandt waren die weiße, schwarze, rothe, gelbe und blaue Farbe. Durch dieses erste, äußere Thor gelangte man über eine Doppelstiege in einen Hof; Hallen und Gänge folgten aufeinander, aber erst durch ein fünftes Thor gelangte man in den mittleren Hof des Thorgebäudes.

Im Jahre 711 begann Sargon den Bau und 705 starb er; es ist eben auch für ihn sein Erdenhaus keine beibende Wohnstätte gewesen. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, drängte sich auch Merodach-Baladan wieder hervor. Hatte man ihn unkluger Weise begnadigt? War der Ränkevolle selbst seiner Haft entschlüpft? Dr. Schrader hält diesen Merodach-Baladan für eine von dem vorigen verschiedene Persönlichkeit, wofür wir jedoch keine hinreichenden Gründe finden. Genug wir treffen jetzt Merodach-Baladan wieder als Herrn von Babylon an, wenn auch nur für kurze Zeit. Ihm gilt des neuen Herrschers Sennacherib erster Feldzug (704 und 703).

„Im Anfange meiner Regierung schlug ich Merodach-Baladan, König von Babylon, und seine Verbündeten, die Älamiten, bei der Stadt Kisch. Mitten während der Schlacht verließ er sein Lager und entfloh allein; nach der Stadt Guzumman entkam er; er verbarg sich in Sümpfe voll Schilf und Schlingpflanzen und so rettete er sein Leben. Die Kriegs- und die Gepäckwagen, die Pferde, die Maulthiere, Kameele und Dromedare, die er inmitten der Schlacht im Stiche gelassen, fielen in meine Hände. Jubelnd nahm ich Besitz von seinem Palaste in Babylon, seinen königlichen Schatz erbrach ich. Gold und Silberbarren, goldene und silberne Geschirre, kostbare Steine jeder Art, allerhand Hab' und Gut, sein Weib, die Männer und Frauen seines Palastes, seine vertrauten Diener und seine obersten Beamten, sie alle führte ich als Beute mit fort. Nach der Stadt Guzumman zog ich ihm nach, meine Soldaten sandte ich aus, die Sümpfe und das Ried zu durchsuchen. Fünf Tage lang durchstreiften sie unausgesetzt die Gegend — doch sein Versteck ward nicht ausfindig gemacht."

Der Sumpfkönig war offenbar entkommen; das war fatal. Belibus, am assyrischen Hofe auferwachsen, wurde als Vicekönig in Babylon eingesetzt (703). Doch war die Ruhe nur von kurzer Dauer; der rastlose Merodach-Baladan setzte sich wieder in Beth-Jakin fest und ein neuer Condottiere trat in der Person eines gewissen Suzub auf. Gegen beide zog Sennacherib um das Jahr 700 zu Felde[1]. Suzub

[1] Unmittelbar nach seinem verunglückten Zuge gegen Juda. Wir nahmen (vgl. diese Zeitschrift 1873, IV. S. 152) das Jahr 700 als ungefähres Datum dieses

wurde bald zur Flucht genöthigt, allein — immer wieder das alte Elend — „seine Zufluchtsstätte wurde nicht entdeckt." Merodach-Baladan verließ beim Heranzuge des Assyrers Beth-Jakin und floh mit seinen Göttern und Schätzen zu Schiffe an einen Ort der älamitischen Küste. Auch hierhin verfolgte ihn Sennacherib, indem er ein paar Jahre später auf phönizischen Schiffen nach der Küste von Älam hinübersetzte, die junge Niederlassung zerstörte und deren Einwohner, sowie viele Älamiten gefangen wegschleppte; Merodach-Baladan selbst war damals, wie es scheint, bereits gestorben. Dem heimkehrenden Assyrer verlegte der nun wieder zum Vorschein gekommene Suzub mit einem aus Chaldäern und Älamiten zusammengesetzten Heere den Weg, wurde jedoch geschlagen und wanderte in Fesseln nach Ninive.

Die Erfahrungen der Vergangenheit hatten bewiesen, daß der Kampf um Babylon auf babylonischem Boden auf keinen dauernden Erfolg zu rechnen habe. Stets konnte der Feind, wenn es auch zum Äußersten kam, in seine unerfindlichen Schlupfwinkel in die Sümpfe sich zurückziehen und fand an Älam allezeit einen bereitwilligen Rückhalt. Dieser Rückhalt mußte ihm vor Allem benommen, er selbst in seinen Sümpfen isolirt werden. Hierauf zielten denn auch fortan die Anstrengungen der assyrischen Könige. Ungefähr um 690 bot Sennacherib seine ganze Macht zum Kriege wider Älam auf; er drang von Nordwesten her in das Land ein und machte 34 Städte der Ebene dem Erdboden gleich; als er sich jedoch zum Vordringen in die Gebirge anschickte, zwang ihn ein ungewöhnlich strenger Winter zum Rückzuge. Noch vor Ablauf dreier Monate starb der König von Älam, Khodornakhunta, was man assyrischerseits, um sich für die fehlgeschlagenen Hoffnungen zu trösten, als eine Strafe der Götter auslegte. Sein Bruder Umman-Minan trat die Herrschaft an.

Es folgten einige Jahre der Ruhe. Gegen 685 jedoch entkam Suzub und nun ging der alte Tanz von neuem los. Der Bericht dieses Feldzuges bildet durch die Lebendigkeit und Wärme der Darstellung eine der ansprechendsten Episoden aus den assyrischen Annalen; wir lassen ihn daher unverkürzt hier folgen.

„In meinem achten Feldzuge," so spricht Sennacherib, „da Suzub entwichen war, da schlossen die Söhne Babylon's, diese bösen Teufel, die großen Thore ihrer Stadt

---

Zuges an; derselbe muß nunmehr bestimmt dem Jahre 701 zugewiesen werden. Vgl. G. Smith: On the chronology of the reign of Sennacherib, London 1871. Schrader S. 196.

Digitized by Google

und verstockten ihre Herzen, wider mich Krieg zu führen." Nach dieser einleitenden Bemerkung greift die Erzählung zurück und zeigt uns zunächst, wie Suzub es so weit gebracht hatte, daß er sich zum Herrn Babylons machen konnte. „Suzub, der Chaldäer, versammelte den Libunnamu, einen Mann von niederer Herkunft, Kilban, den Stadthauptmann von Lakhiri — er war aus Arapha entflohen — und eine Horde voll Abenteurer um sich. Er zog sich in die Sümpfe und richtete sich da ein Versteck ein, dann ging er, um Leute an sich zu ziehen, über die Grenze nach Ilam. Von dort kehrte er unversehens mit den Männern und Weibern, die er um sich gesammelt, zurück und zog in Suanna," einem Theile von Babylon, „ein. Die Leute von Babylon erhoben ihn in ihrer Thorheit auf den Thron und setzten ihm die Krone von Sumir und Akkad auf. Die Schatzkammer des großen Tempels öffneten sie; das Gold und Silber des Bel und der Zarpanit, den Reichthum ihrer Tempel schleppten sie heraus und sandten es als eine Lockung an Umman-Minan, den König von Ilam, der kein Recht darauf hatte. — Auf! sammle dein Heer! redeten sie zu ihm, schlage ein Lager! Rasch marschire auf Babylon! Steh' uns zur Seite! Schwöre, uns zu helfen! — Da zeigte der Ilamite, er, dessen Städte ich in meinem vorigen Feldzuge nach Ilam erobert und in Trümmer gelegt, daß er keinen Verstand hatte; er ging auf die Lockung ein, in seinem Lager versammelte er sein Heer. Seine Kriegs- und Gepäckwagen entbot er; Pferde und Stuten schirrte er an's Joch." Nun werden 23 Völkerschaften aufgezählt, welche ihm Zuzug leisteten; auch Nebosumiskun, Merodach-Baladans Sohn, kam herbei. „Diese Alle versammelten sich und schlugen den Weg gen Babylon ein. Über Babylon brachen sie herein; zu Suzub, dem Chaldäer, dem König von Babylon, stießen sie. Wie ein gewaltiger Heuschreckenschwarm das Land bedeckend, stürzten nun ihre verwüstenden Haufen gegen mich heran. Als sie mir nahe kamen, verdunkelte der Staub ihrer Füße, einer mächtigen Wolke gleich, vor mir das Angesicht des Himmels. Vor der Stadt Khaluli am Tigris breiteten sie ihre Schlachtordnung aus, sie griffen die Front meines befestigten Lagers an und schossen ihre Pfeile ab. Da betete ich zu Assur, zu Samas, Sin, Bel, Nebo, Nergal, Istar von Ninive und Istar von Arbela, meinen Schutzgöttern, sie möchten mir Sieg verleihen über meine mächtigen Feinde. Sie erhörten mein inständiges Flehen und kamen mir zu helfen, in meinem Herzen gelobte ich ihnen ein Dankopfer .... Rasch bestieg ich in meines Herzens Ingrimm meinen Streitwagen, der die Feinde hinwegfegt. Ich nahm zur Hand den mächtigen Bogen, den mir Assur gegeben. Die kunstreich gearbeiteten Beinschienen legte ich an. Ich stürzte mich auf dieß Heer elender Feinde, in Verwirrung drängte ich sie zusammen, wie der Gott Bin, der Überschwemmer. Nach dem Willen Assurs, meines Herrn, rückte ich auf meine Beute los, sie zu vernichten. Wie ein verheerender Sturmwind verbreitete ich Schrecken unter meinen Feinden. Durch den Schutz Assurs und die Gewalt meines Anpralles erschütterte ich ihren Widerstand ..... Ihre Schaaren mähten die Räder meines Sichelwagens (?), ihre Leichname wälzte ich im Kothe. Khumbanundas, der Heeresoberst des Königs von Ilam, mußte um schweres Lösegeld seine Freiheit erkaufen. Seine Offiziere — goldene Griffe hatten ihre Dolche, an Armen und Beinen trugen sie schwere Ringe von strahlendem Gold — wie über eine Heerde glatter, feister Ochsen fiel ich mit Ungestüm über sie her und besiegte sie. Wie dem Schlachtvieh hieb ich ihnen die Köpfe ab, ihren kunstvollen Zierrath riß ich ihnen spottend vom Leibe, wie einen Regenschauer schüttete ich ihre Ringe und Armbänder auf den Boden, ein hoher Haufen! — Mühsam zogen meine fehlerlosen Rosse meinen Kriegswagen durch die tiefen Blutlachen, Fleisch der Erschlagenen hing an den bluttriefenden Rädern, da der Wagen zwischen den Leichen einherfuhr. Die Köpfe ihrer Krieger ließ ich einsalzen und in große Weidenkörbe zusam-

Digitized by Google

menpacken" (um sie auf der Stadtmauer von Ninive aufzuspießen). „Die Armbänder schnitt ich ihnen von den Händen, die schweren, schön gearbeiteten Goldringe zog ich ihnen von den Beinen und die Dolche mit goldenem und silbernem Griffe aus dem Gürtel. Die übrigen Heerführer sammt Nebosumiskun, dem Sohne Merodach-Baladans, die aus der Schlacht entflohen waren, dann aber ihre Leute wieder gesammelt hatten, fielen lebendig in meine Hand. Herrenlos, in großer Zahl schweiften die Rosse umher, deren Lenker in der großen Schlacht gefallen waren. Als die vierte Stunde der Nacht vorbei war, hielt ich inne und machte dem Gemetzel ein Ende. — Umman-Minan selbst, der König von Älam, die Fürsten von Babylon und die Fürsten der Chaldäer, die mit ihm gekommen waren, schreckte das Schlachtgetümmel auf. Sie verließen ihre Zelte; um ihr Leben zu retten, traten sie die Leichen ihrer eigenen Soldaten mit Füßen; sie flohen gleich gescheuchten Vögeln, all' ihr Muth war dahin. In doppelter Anzahl drängten sie sich auf ihre Wagen und jagten davon, nach ihrem Lande. Meine Rosse und Wagen sandte ich ihnen nach; wo immer sie die Flüchtlinge einholten, tödteten sie dieselben mit dem Schwerte."

Die Niederlage war entscheidend. Jetzt mußte Babylon den Zorn des Großherrn fühlen: die heilige Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und theilweise ein Raub der Flammen. Ihre Heiligthümer wurden entweiht; die Götzenbilder, welche 418 Jahre früher Merodach-nadin-achi als Trophäen aus Assyrien hieher gebracht hatte, sowie das Siegel Teglathsamdan' I. wanderten nach Assyrien zurück. Darnach setzte Sennacherib 681 seinen Sohn Esarhaddon als Vicekönig über die schwer gezüchtigte Stadt. Im nämlichen Jahre, da er im Tempel des Nisroch wahrscheinlich das gelobte Dankopfer darbrachte, ward er von zweien anderen seiner Söhne, die sich vielleicht durch die Bevorzugung Esarhaddons gekränkt fühlten, ermordet.

Esarhaddon (680—667) befolgte Babylon gegenüber eine höchst weise Politik. Er suchte die Wunden zu heilen, die sein Vater dieser wichtigen Stadt geschlagen hatte, und durch milde Behandlung sie von ihren früheren Bundesgenossen abwendig zu machen und an sich zu fesseln. Während seiner ganzen Regierung trug er eine ausgesprochene Vorliebe für Babylon zur Schau; hier nahm er mit Hintansetzung Ninive's seinen Lieblingsaufenthalt; hierhin, nicht nach Ninive, wurde in Ketten der treubrüchige König Manasses von Juda gebracht (2 Paral. XXXII. 11); hier begann er jene Bauten, welche nach ihm Nebukadnezar weiter führte und zum Staunen der Nachwelt vollendete. Als er 668, muthmaßlich wegen Krankheit, den Thron an seinen Sohn Assurbanipal abtrat, behielt er sich den Titel eines Königs von Babylon vor und verlebte hier die wenigen noch übrigen Tage seines Lebens. Esarhaddon erntete während seiner Regierung die Früchte seiner klugen Politik. Einmal mußte er wider den Stamm der Gambulu in den Sümpfen

Digitized by Google

Chaldäa's zu Felde ziehen. Sennacherib hatte nach seinem Siege über Älam Nebozirsidi (?), einen Sohn Merodach-Baladans, zum tributären Fürsten von Beth-Jakin ernannt, denn die assyrischen Könige behielten bei den unterjochten Völkern, so viel möglich, die angestammten Fürstenfamilien bei. Als Nebozirsidi (?) geheime Verbindungen mit Älam anknüpfte, jagte ihn Esarhaddon aus dem Lande und belehnte damit dessen Bruder Nahid-Merodach. Bei alldem rührte sich Babylon nicht und sogar Älam sah ruhig zu.

Assurbanipal (667—626) konnte anfangs die gleiche Politik wie sein Vater verfolgen. Auch bei ihm standen die Söhne Babylons in hoher Gunst: „Auf Ehrenstühle setzte ich sie, kostbare Gewänder legte ich ihnen an, goldene Fußringe gab ich ihnen." Wir haben oben den Grundsatz ausgesprochen, daß für alle Zeiten das Verhältniß zu Babylon den sichersten Gradmesser der Macht Assyriens abgibt. Eine Bestätigung hievon bietet uns die Regierung Esarhaddons und Assurbanipals, während welcher sich Assyrien zu einer Großmacht im vollen Sinne des Wortes erhob. Ägypten und Arabien wurden unterworfen; Lyder und Skythen zahlten Tribut, in Medien und Armenien wurden glückliche Kriege geführt. Vor Allem aber war es die Vernichtung von Alam, die Assurbanipal erstrebte und planmäßig vollzog. Stiftung von Zwietracht unter den Gliedern des Königshauses und Einmischung in die innern Angelegenheiten des Landes waren die Mittel, welche mehr noch als die brutale Gewalt der Waffen die Erfüllung dieser Absicht beschleunigten. So trat die stolze Roma Karthago in den Staub, so Rußland das stammverwandte Polen. Zunächst benützte Assurbanipal eine in Älam ausgebrochene Hungersnoth, um dessen Könige Urtaki, natürlich unter der Bedingung der Anerkennung assyrischer Oberhoheit, Getreide vorzustrecken. Als dieser sodann das lästige Joch abzuschütteln versuchte, wurde er geschlagen und starb kurz nachher. Ihm folgte sein Bruder Teumman in der Herrschaft, der, um sich den Besitz des Thrones zu sichern, den Söhnen Urtaki's nach dem Leben trachtete. Als diese sich zu Assurbanipal flüchteten und ihre Auslieferung abgeschlagen wurde, entbrannte der Krieg von Neuem. Teumman fiel und Ummanigas, einer seiner Neffen, wurde als König über Älam gesetzt; doch wurde zuvor ein bedeutender Theil des Landes abgetrennt und seinem Bruder als selbstständiges Fürstenthum überlassen. Diese Theilung schwächte selbstverständlich die Widerstandskraft des Landes nicht wenig. Palia, ein Enkel Merodach-Baladans, der im Heere Teummans mitgefochten hatte,

Digitized by Google

wurde ausgeliefert; Assurbanipal ließ ihm die Glieder stückweise abhauen.

Indessen zog sich über dem Haupte des Herrschers von einer Seite, woher man es wohl am wenigsten erwartet hätte, ein schweres Gewitter zusammen. Sein eigener Bruder Saulmugina in Babylon, nicht zufrieden mit der Scheinmacht eines Vasallen, wiegelte die andern Vasallen nah und fern im Geheimen auf. Er gewann Ummanigas von Älam für seine Pläne; ebenso Nabobelsum, den Sohn und Nachfolger Nahid-Merodachs, den König des chaldäischen Küstenlandes. Die Völkerschaften von Syrien und Arabien sagten zu. Psammetich von Ägypten und Gyges von Lydien kündeten den Tribut. Beim Ausbruche der Verschwörung stand Assurbanipal allein, umgeben von Feinden. Die Treue einiger Statthalter im Süden, sowie die Uneinigkeit seiner Gegner retteten ihn. Psammetich unternahm die Belagerung von Azot, die ihn nach Herodots Zeugniß 28 Jahre lang beschäftigte. Offenbar lagen in den Festungen des Philisterlandes ergebene assyrische Garnisonen, die zusammen mit der bereits gemachten traurigen Erfahrung dem Könige Manasses von Juda alle Lust benahmen, sich am Aufstande zu betheiligen. — Über Gyges brachen die Kimmerier herein, vielleicht auf Anstiften und im Solde Assyriens. Wider Ummanigas empörte sich sein eigener Sohn Tammaritu und machte dessen Leben ein Ende; wider diesen hinwieder erhob ein gewisser Indabigas die Fahne des Aufruhres und Tammaritu flüchtete nach Assyrien, wo er natürlich bereitwillige Aufnahme fand. Ob bei allen diesen Wirren in Älam der Assyrer vielleicht die Hand im Spiele hatte? Assurbanipal selbst schreibt Alles einzig der Wirksamkeit seiner Gebete zu den Göttern zu. — Nun war es Saulmugina unmöglich, die Offensive zu behaupten; er mußte sich auf die Vertheidigung von Babylon, Borsippa, Sipara und Kutha beschränken, welche Plätze die Assyrer cernirten und durch Hunger bezwangen. Saulmugina wurde in einen glühenden Feuerofen geworfen, die vornehmsten seiner Anhänger wurden den wilden Thieren vorgeworfen — ganz die gleichen Strafen, zu denen später der Prophet Daniel zu Babylon verurtheilt wurde (Dan. III. 21., VI. 7). Indabigas suchte um Frieden nach, der ihm jedoch nur unter der Bedingung der Auslieferung des Nabobelsum, der sich zu ihm geflüchtet hatte, bewilligt wurde. Ehe er jedoch der Bedingung nachkommen konnte, fiel er selbst als Opfer eines Aufstandes und ein gewisser Ummanaldas II. riß die Krone an sich. Nabobelsum kam seiner Auslieferung durch Selbstmord

Digitized by

zuvor und Assurbanipal konnte bloß noch an der Leiche seinen Hass kühlen. So endete der letzte Sprößling des ruhelosen Hauses von Beth-Jakin, von dem die Geschichte uns meldet; wahrscheinlich war ihm damals bereits in der Person Nabopolassars ein Rächer geboren.

Über Älam brachte übrigens sein Tod noch keinen Frieden. Unter dem Vorwande, dem vertriebenen Tammaritu zu seinem Rechte zu verhelfen, rückten die Assyrer in das unglückliche Land ein. Manche Stämme verzweifelten an der Gegenwehr und unterwarfen sich freiwillig. Ummanaldas gab das Flachland preis und floh in die Berge. Tammaritu zog als König in Susa ein. Als jedoch bald darauf auch er in eine Verschwörung gegen Assyrien sich einließ, ward er in Ketten gelegt und Ummanaldas als tributärer König anerkannt.

Bald fand sich eine neue Veranlassung zum Kriege. Khodorne-khunta, ein früherer älamitischer König, hatte 1635 Jahre zuvor eine Statue der Göttin Nana aus Akkad nach Älam entführt; vorgeblich von ihr selbst in einem Traumgesichte gemahnt, verlangte Assurbanipal deren Zurückgabe. Diese Forderung entflammte den Krieg auf's Neue. Ummanaldas floh wieder in die Berge, fiel aber sowie ein anderer Thronprätendent dem Sieger in die Hände. Susa wurde erobert. Im Palaste der älamitischen Könige feierte Assurbanipal ein Siegesfest; in ihrer Schatzkammer fand er all' jene Geschenke wieder, mit denen Babylon und Chaldäa früher deren Beistand gegen Assyrien erkauft hatten. Die Götzenbilder sammt ihren Verehrern wurden weggeführt; 32 Statuen früherer Könige, aus Gold, Silber, Bronze, Alabaster, wanderten nach Assyrien. Tempel und Städte wurden zerstört, die Wälder niedergebrannt, die Brunnen verschüttet. Tagereisen weit wurde das Land in eine Wüste verwandelt, die Mehrzahl der Einwohner wurde deportirt. Von Einsetzung eines neuen Königs ist gar keine Rede mehr: wahrscheinlich wurde über die wenigen Zurückgebliebenen und über die neuen Kolonisten ein assyrischer Statthalter gesetzt. „Ich machte, daß Waldesel und Schlangen und die Thiere der Wüste ungescheucht dort ihr Lager aufschlugen" — so rühmte sich der Enkel Sennacheribs seines wohlgelungenen Werkes. Sollte uns hier nicht der Schlüssel geboten sein zum Verständnisse der schwierigen Stelle Is. XXIII. 13? Indem dort der Prophet die Zerstörung von Tyrus durch Nebukadnezar voraussagt, weist er hinüber nach Chaldäa: „Siehe, das Chaldäerland — dieß Volk, das nicht war, (denn) Assur hat es den Thieren der Wildniß zugewiesen — Belagerungsthürme richten sie auf, ihre (Tyrus') Burgen

Digitized by Google

zerstören sie, sie verwandeln sie in einen Schutthaufen." Die Vernichtung Chaldäa's ward eingeleitet unter Sargon, vollzogen durch Sennacherib, unter Assurbanipal besiegelt durch Vernichtung Älams. Zur Stunde, wo Assurbanipal aus den Ruinen von Susa hinwegzog, waren Älam und das stammverwandte Chaldäa kein Volk mehr, ihr Land blieb den Wüstenthieren überlassen. Als er in Ninive seinen triumphirenden Einzug hielt, zogen drei Könige von Älam und ein arabischer Fürst seinen Wagen.

Unter Assurbanipal hat Assyrien den Höhepunkt seiner Machtentfaltung erreicht, aber auch unzweideutige Spuren des Verfalles, welcher sich nunmehr rasch vollzieht, geben sich kund. Auf den Skulpturen macht sich neben hoher Vollendung in den Einzelheiten ein Hang zur Übertreibung bemerkbar; die Situationen z. B., in denen die auf der Jagd verwundeten Löwen dargestellt werden, sind geradezu lächerlich und stehen weit zurück hinter den so naturgetreuen Jagdscenen aus der Zeit Assurnazirpals. Die endlosen Deportationen haben alle Bande nationaler Einheit zerrissen und den Samen des Hasses in alle Provinzen des Reiches getragen; auf Tyrannei läßt sich ein Thron nicht bauen. Der Charakter Assurbanipals selbst, wie er uns aus seinen Inschriften entgegentritt, ist ein abstoßendes Gemisch von herzloser Grausamkeit und frömmelndem Aberglauben. Feindliche gefangene Fürsten werden geköpft, verbrannt, geschunden; man reißt ihnen die Zunge aus; man haut ihnen die Glieder stückweise ab und wirft sie den Hunden vor; man zerschmettert den Sohn unter den Augen des Vaters. Der abergläubische Sinn des Königs gibt sich kund in der hohen Wichtigkeit, welche er Vorhersagungen und Vorbedeutungen beilegt; mit beiden bedienen ihn denn auch seine Hofpropheten reichlich und manche davon sind uns erhalten. Die wichtigeren Kriege unternimmt er auf vorgebliche höhere Eingebung, die entweder ihm selbst im Traume oder seinen Hofpropheten zu Theil geworden ist. Überall sieht er Interventionen der Götter oder gibt wenigstens vor, sie zu sehen. Er ist ihr Liebling und ihr Schützling: es ist dieß ein Schritt vorwärts zur Selbstvergötterung. Einige Belege hiefür mögen hier Platz finden.

Beim Beginne eines Krieges gegen das Reich von Van in Armenien spricht die Göttin Istar zu ihm: „Ich will Ahseri, den König von Van, zu Grunde richten" — und so wird denn auch dieser König von seinen eigenen Unterthanen ermordet. — Beim Anblicke eines hoch angeschwollenen Flusses fürchtet sich das Heer. Da erscheint Istar dem

Digitized by

Heere (wahrscheinlich mittelbar durch die Propheten) Nachts im Traume und spricht: „Ich gehe einher vor Assurbanipal, dem Könige, den meine Hände gebildet" — und jetzt macht sich das Heer auf und setzt über den Fluß. — Ganz homerisch nimmt sich die Einleitung zum Kriege wider Teumman aus; schade nur, daß die vielen Lücken an manchen Stellen uns den Sinn der Worte bloß errathen lassen, an anderen uns denselben gänzlich verhüllen.

„Teumman sann Übles wider mich;" (der Gott) „Sin aber verhängte wider ihn Unglücksvorzeichen. Im Monat Tammuz (ungefähr Juni) „verspätete drei Tage hinter einander Finsterniß den Aufgang der Morgensonne, zum Wahrzeichen, daß der König von Älam getödtet und sein Land verwüstet werden solle. Ein Gleiches verhängte Istar (?) in ihrer unwandelbaren Macht; ihre Lippen fluchten ihm, ihre Augen flammten, Rache beschloß sie wider ihn in ihrem Herzen. Um all' diese Dinge, die Assur und Istar ihm anthaten, wußte er nicht; er sammelte sein Heer. — Im Monate Ab" (Juli), „dem Monate des leuchtenden Schützen (Sagittarius), am Festtage der mächtigen Königin, der Belstochter, brachte ich zu Arbela, der Stadt ihrer Herzenslust, ihr zu hoher Ehre ein Opfer dar. Vom Anmarsche des Älamiten, der wider die Götter auszog, kam mir Kunde über Kunde zu: ‚So hat Teumman gesprochen: Nicht rasten will ich, bis ich mit ihm (Assurbanipal) zum Kampfe komme.' — Wegen dieser Drohung, die Teumman ausgestoßen, betete ich zur erhabenen Istar, ich näherte mich ihr, ich beugte mich vor ihr, ihre Gottheit flehte ich an und sie kam mir beizustehen. ‚Göttin von Arbela,' sprach ich, ‚ich bin Assurbanipal, Assyriens König, deiner Hände Werk ... Deine Verherrlichung liegt mir am Herzen, deine Verehrung suche ich. Er aber, Teumman, der König von Älam, ist ein Verächter der Götter .... O Göttin der Göttinnen, furchtbar im Schlachtgewühl, Kriegsgöttin, Königin der Götter, die du in Gegenwart Assur's, des Vaters, der dich erzeugt hat, Gutes zu meinen Gunsten (?) redest ....: Teumman, Älams König, hat wider Assur, den Götterkönig, den Vater, der dich erzeugt hat, und wider Merodach, deinen guten Bruder ... und wider mich, Assurbanipal, der ich das Herz Assur's und der übrigen Götter zu erfreuen beflissen bin (?), sein Heer gesammelt. Er hat sich zum Kriege gerüstet, er läßt sein Kriegsvolk wider Assyrien ziehen. O du bogenkundige unter den Göttern! wie ein Gewicht inmitten der Schlacht drücke ihn nieder, strecke ihn zu Boden.' — Mein wohlgefälliges Gebet erhörte Istar. ‚Fürchte nicht,' sprach sie, mein Herz erfreuend: ‚wann du deine Hand aufheben wirst, die du jetzt erhobest, sollen deine Augen durch mein Gericht erfreut werden. Gnade will ich dir erzeigen.' — In der Mitte jener Nacht, da ich sie anrief, da schlief ein Seher und träumte einen merkwürdigen Traum. Während der Nacht redete Istar zu ihm und er wiederholte mir ihre Worte: ‚Istar,' sprach er, ‚die Göttin von Arbela, trat ein zu mir, rechts und links von Glorie umstrahlt, den Bogen hielt sie in der Hand, sie schwang einen mächtigen Kriegspfeil ... Wie eine Mutter war sie um dich besorgt. Istar, die von den Göttern Gepriesene, that dir zu lieb einen Spruch: Auf! mache Beute! zu dem dir vorbestimmten Ort (?) will auch ich kommen. — So sprich denn zu ihr: Zum Orte, wohin du gehst, will ich mit dir gehen. — Die Göttin der Göttinnen, sie hat wiederholt also zu dir gesprochen: Ich will dich beschirmen und darnach will ich ruhen am Orte des Rebotempels. Nun iß Speise und trinke Wein (d. h. stärke dich); laß Musik ertönen und

Digitized by Google

preise meine Gottheit, bis daß ich komme und diese meine Verheißung erfülle. Deinen Herzenswunsch will ich vollbringen; er (Teumman) soll vor dir nicht Stand halten, er soll deine Schritte nicht aufhalten. — Achte darum deines Lebens nicht (fährt der erzählende Seher, zum König gewendet, fort); denn mitten in der Schlacht beschirmt sie dich mit wohlthätiger Großmuth und streckt deine Widersacher zu Boden. Vor ihr her ist ein gewaltiges Feuer entbrannt. — Solches hatte sie wider Teumman, den ihr verhaßten König von Ülam, verhängt. — Im Monat Elul (August), am Feste des großen Assur, im Monat Sins, des Erleuchters von Himmel und Erde, versammelte ich, im Vertrauen auf den strahlenden Hur und die unwandelbare Verheißung der Göttin Istar, mein Kriegsvolk, die Kämpfer, deren Schlachtreihen unter dem Befehle von Assur, Sin und Istar stehen." Jetzt zieht der König aus und erkämpft den Sieg.

Zum Schlusse lassen wir noch einen Abschnitt der Annalen Assurbanipals, denjenigen, welcher von den Beziehungen zu Lydien handelt, folgen. Indem derselbe einen weitern Beleg desjenigen liefert, was wir über den Charakter jenes Königs gesagt haben, wirft er zugleich Licht auf die Verhältnisse eines vorderasiatischen Reiches, über die wir trotz Herodot und Anderen doch immer nur spärliche Nachrichten hatten. Herodot meldet uns, wie Gyges durch Ermordung des Königs Kandaules sich selbst den Weg zum lydischen Throne geebnet habe; anfänglich habe das Volk ihm die Anerkennung versagt, dann aber, durch einen Ausspruch des delphischen Gottes beschwichtigt, sich seiner Herrschaft gefügt; Gyges habe außer einigen Angriffen auf die griechischen Küstenstädte während seiner langen Regierung nichts von Bedeutung unternommen; unter seinem Sohne Ardys seien die Kimmerier in das Land eingefallen, selbst Sardes, die Citadelle ausgenommen, sei in ihre Hände gefallen. Hören wir nun den assyrischen Bericht; wir stellen denselben aus drei hieher gehörigen Fragmenten zusammen.

„Gyges, König von Lydien, einem Lande jenseits des Meeres, einem entlegenen Orte, dessen Namen die Könige vor mir nicht gehört hatten — ihm offenbarte Assur, der Gott, der mich erschuf, in einem Traumgesichte die Größe meines Reiches. ‚Nimm auf dich,' redete er zu ihm, ‚das fürstliche Joch Assurbanipal's, des Königs von Assyrien: er ist der Liebling des Götterkönigs Assur, des Königes der Welt. Verehre seine Majestät, unterwirf dich seiner Herrschaft. Es möge die Betheuerung deiner Unterthänigkeit, es möge dein Tribut vor ihn kommen.' — Am Tage, da Gyges diesen Traum gesehen, entsandte er an mich seine Gesandtschaft und suchte um meine Freundschaft nach. Seinen Traum that er mir durch den Mund seines Gesandten kund. Kimmerier, die sein Land verwüsteten, ein Volk, das weder meinen Vorvätern, noch mir Ehrfurcht erzeigt, das das Joch meines Königthums noch nicht auf sich genommen hatte, die hatte er gefangen genommen durch die Gnade Assurs und Istars, meiner Gebieter. Aus der Zahl dieser gefangenen Kimmerier-Häuptlinge nun sandte er zwei in schweren Eisenketten mit zahlreichen Geschenken an mich und ließ mir die Füße küssen."

Digitized by Google

Es wäre in der That merkwürdig, sollte ein Mann wie Gyges, der, um zur Herrschaft zu gelangen, einen Mord nicht gescheut hatte, durch ein einfaches Traumgesicht bewogen worden sein, zum Range eines Vasallen herabzusteigen. Wir trauen der „Gnade Assurs" solche Kraft nicht zu. Viel wahrscheinlicher ist, daß Gyges, um sich der Kimmerier sowohl wie seiner inneren Feinde zu erwehren, an Assyrien einen Halt zu gewinnen suchte. Das Gleiche in gleichen Verhältnissen hatte vor ihm Menahem von Israel gethan. Ob wohl er selbst, bekannt mit der Manie des Großherrn, Alles in seiner Regierung auf Visionen und Götterinterventionen zurückzuführen, seinem Gesandten das Märchen vom Traumgesicht mit auf den Weg gegeben? — Doch sehen wir, wie ein anderes Fragment die Ankunft dieses Gesandten vor dem Großherrn schildert.

„An der Grenze meines Landes trafen ihn meine Diener. — ‚Wer bist, du Bruder?' redeten sie ihn an; ‚woher kommst du?' — Nach der Mitte meines Landes, nach meiner Herrscherstadt Ninive nahm der Gesandte seinen Weg (?). Vor mich wurde er geführt. Unter Allen, die da kundig waren der Sprachen des Ostens und des Westens, fand sich kein seiner Sprache Kundiger; keiner konnte ihn verstehen."

Hier bricht das Fragment ab und läßt uns in Ungewißheit, wie sich König und Gesandter schließlich doch noch verständigten. Später betheiligte sich Gyges an der Verschwörung Saulmugina's und kündigte den Tribut.

„Die Gesandtschaften, welche er, um sich meiner Freundschaft zu versichern, allezeit entsandt hatte, brach er böswillig ab; nicht achtete er den Willen Assurs, des Gottes, der mich geschaffen: er trotzte auf seine eigene Macht und verhärtete sein Herz. Er sandte Psammetich, dem treubrüchigen Könige von Ägypten, Hilfstruppen. Ich hörte davon und betete also zu Assur und Istar: ‚Möge sein Leichnam vor seine Feinde hingeworfen, mögen seine Diener gefangen weggeführt werden.' — So betete ich zu Assur und er erhörte mich. Vor seine Feinde ward sein Leichnam hingeworfen und seine Diener wurden in die Knechtschaft geschleppt. Die Kimmerier, die er durch den Ruhm meines Namens mit Füßen getreten, eroberten und verwüsteten sein ganzes Land. Ardys (?), sein Sohn, bestieg seinen Thron .... Er entbot seinen Gesandten und nahm das Joch meines Königthums auf sich mit den Worten: ‚Du bist der König, welchen Gott gesegnet hat. Mein Vater ist von dir abgefallen und hat Übles erfahren zu seiner Zeit. Ich bin dein ergebener Knecht, all' mein Volk thut nach deinem Wohlgefallen."

Wir erfahren aus dieser Darstellung, daß der Einfall der Kimmerier, dessen auch Herodot erwähnt, bereits unter Gyges seinen Anfang nahm und daß gerade im Kampfe gegen die Eindringlinge Gyges fiel. Die Veranlassung des Einfalles betreffend, stimmen wir vollkommen der Vermuthung Fr. Lenormants bei, derselbe sei weit mehr durch das

Digitized by Google

Gold als durch Gebet des frommen Königs von Ninive herbeigeführt worden.

Von Assurbanipals bedeutungslosem Nachfolger Assuredilel (626—606) schweigen die Monumente und somit — auch wir[1].

Fr. v. Hummelauer S. J.

Aus und über Rußland.

(Schluß.)

Die traurige Lage der katholischen Kirche in Rußland, welche wir am Ende unseres vorigen Aufsatzes in kurzen Zügen schilderten, hat sich leider unter dem jetztregierenden Kaiser Alexander II. durchaus nicht gebessert. Umsonst bat ihn bei seiner Krönung zu Moskau (September 1856) der außerordentliche päpstliche Gesandte, Fürst Chigi, den Verkehr der Bischöfe mit dem Papste nicht weiter unter Strafe der Deportation nach Sibirien zu verbieten; umsonst flehten die polnischen Bischöfe in der Denkschrift vom 25. September 1861 um Abschaffung der Gesetze, welche das neun Jahrhunderte lang bewahrte kostbarste Erbtheil ihrer Ahnen vernichteten, um Aufhebung des Verbotes, über die Dogmen ihres Glaubens zu predigen u. s. w., umsonst flehten die litthauischen Bischöfe am 30. Januar 1862 in ähnlichem Sinne, insbesondere, es möge wenigstens zum Schisma Niemand gezwungen

---

[1] Die Society of Biblical Archaeology zu London hat sich der höchst zeitgemäßen Aufgabe unterzogen, alle bisher bekannten Keilschrift- und Hieroglyphentexte in sorgfältiger englischer Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Diese Publikation führt den Titel: **Records of the Past.** (London, E. C. Samuel Bagster, 15 Paternoster Row.) Zwei Bändchen (à $3^1/_2$ Schilling) sind bereits erschienen, das dritte wird am Schlusse dieses Jahres folgen. Die tüchtigsten Fachgelehrten Englands sowohl, wie des Continents haben ihre Mitwirkung zugesagt. Unter den bereits veröffentlichten Texten heben wir bloß hervor: 1) Keilschrifttexte: die Annalen Sennacherib's (Benino- und Taylorcylinder) und Assurbanipals, die Kanalinschrift des Chammurabi, die große Dariusinschrift, die Höllenfahrt der Göttin Istar; 2) hieroglyphische Texte: die Inschrift Una's aus der Zeit der sechsten Dynastie, die Annalen Thutmosis' III., den syrischen Feldzug Ramses' II., die Reise eines Ägypters durch Syrien und Phönizien, das Märchen von den zwei Brüdern. Wir glauben alle Freunde der alttestamentlichen Exegese und der Alterthumskunde auf dieses Unternehmen aufmerksam machen zu müssen.

Digitized by Google

werden. Der unselige Aufstand der zur Verzweiflung getriebenen Polen vom Jahre 1863 beschleunigte nur die russischen Pläne und lieh ihnen den Mantel der Gerechtigkeit.

Unter dem Schreckensregiment des Generalgouverneurs Murawieff wurden in Einem Jahre in den Gouvernements Wilna und Grodno 60 Kirchen und Klöster geschlossen, wurde in Volhynien in jedem Distrikt nur Eine katholische Kirche geduldet, wurden zehntausend Katholiken aus dem Staatsdienst entfernt und durch Schismatiker ersetzt und ganzen Dörfern nur die Wahl zwischen Abfall vom Glauben oder Verbannung nach Sibirien oder dem Kaukasus gelassen; niemals haben die Straßen in's Exil so viele Schaaren der Unglücklichen gesehen, als unter dem „milden" Alexander II.; in Kasan starben in wenigen Monaten (1864) einige Hundert Kinder von Deportirten. General Kaufmann, der Nachfolger des Wütherichs Murawieff (1865—66), stand ihm an brutaler Gewaltthätigkeit nicht nach; „der Krieg beginnt erst," pflegte er zu sagen; in Einem Jahr ließ er 137 Kirchen und Klöster sperren. „Alle müssen Russen sein," mit diesen Worten wandte er sich eines Tages an den Adel von Grodno, „Russen vom Scheitel bis zur Fußzehe; wer nicht russisch denkt, der muß über den Bug." Doch wir sind in unsern Ausführungen schon weiter gegangen, als der Raum es gestattet [1]. Es sei nur noch aus unserem russischen Anonymus beigefügt, daß dieser „Kannibalismus" (S. 37) Widerspruch auch in den allerhöchsten Kreisen gefunden hat, — nichtsdestoweniger ist jedoch die „Theorie von der Nothwendigkeit einer Ausrottung des polnisch-katholischen Wesens in ma-

---

[1] Wer sich eines Weiteren über russische Toleranz belehren will, den verweisen wir auf Staatsrath Grafen Horrew: Persécutions et souffrances de l'Église catholique en Russie, par un ancien conseiller d'Etat de Russie, Paris 1842. — Theiner, Neueste Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland, Augsburg 1841 (auch französisch: Vicissitudes de l'Église etc. mit einem Vorwort von Montalembert), Lescoeur, l'Église catholique en Pologne sous le gouvernement, Paris 1860, den anonymen Verfasser der Persécution de l'Église en Lithuanie, et particulièrement dans le diocèse de Vilna (traduction du polonais, revue et précédée d'une préface, p. Lescoeur, Paris 1873), Professor Janssen ꝛc., auf die Allocutionen der Päpste und die von ihnen veröffentlichten Urkunden (insbesondere: P. Morell, Allocution Sr. Heiligkeit Gregor's XVI. vom 22. Juni 1842 mit Dokumenten) und: Esposizione documentata sulle costante cure del sommo pontefice Pio IX. a riparo dei mali che soffre la chiesa cattolica nei dominii di Russia e Polonia, Roma 1866).

Digitized by Google

jorem Russiae gloriam seit 1863 in Mode gekommen" und wurde in den „vertrauten Abendgesellschaften" Ihrer Majestät der gegenwärtig regierenden Kaiserin „als Herzenssache getrieben", wobei zwei kaiserliche Staatsdamen, Gräfin Antoinette Bludoff, Tochter des bekannten Ministers († 1864), und Gräfin Protassoff, Tochter des früher genannten Oberprocurators der heiligen Synode, den Ton angaben. „Dieses Kreises bedienten die nationalen Propheten Moskau's sich, um Alles zu verdächtigen, was der in Polen und Litthauen geübten Politik Widerstand zu leisten, dem Cultus Murawieffs (der „das Henkeramt gegen die katholische Kirche und deren Anhänger zu üben hatte", S. 32) Spott und Verachtung entgegenzusetzen den Muth hatte." Der Gräfin Bludoff hat Anonymus ein eigenes interessantes Kapitel gewidmet.

Die offene Verfolgung führte nicht zum gewünschten Ziel, man wählte daher wieder verdeckte Wege. Das tödtende Gift sollte auf langsamere, aber sicher wirkende Weise beigebracht werden. Welcher neue perfide Plan entworfen wurde, ist in dieser Zeitschrift [1] besprochen worden. Die Verdrängung der lateinischen Sprache aus der Liturgie und dem Cultus, der polnischen aus dem ganzen öffentlichen und Privatleben, dem Handel und Verkehre, selbst dem einsamen stillen Gebete [2] figurirt unter den angewandten Mittelchen an erster Stelle. Ist ein-

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873. Bd. V, S. 411 ff.; dazu P. Martinoff in den Etudes, August 1873, 1874, Bd. 5, S. 554 ff. Der Statthalter von Polen erklärte sich für das Projekt Miliutins, die „allmähliche Russificirung des Landes im weitesten Sinne des Wortes"; „die heranwachsende Jugend wird gehörig russisch geschult und allmählich für die orthodoxe Kirche gewonnen"; A. A. Z., 25. Jan. 1865, Beil. In der einen Provinz Minsk wurden in einem Jahr (1864) 120 russische Schulen errichtet, in welchen russische Popen lehrten.

[2] Während einerseits in ganz Rußland nichts Katholisches gedruckt werden darf, was nicht vorher durch die Hände der schismatischen Petersburger Censoren gegangen, sind andererseits, wie die A. A. Z. 28. Juni 1873 nach der Ostseezeitung meldet, noch neuerdings die russischen Grenzzollkammern angewiesen worden, daß alle aus dem Auslande kommenden polnischen Gebetbücher ohne Rücksicht auf ihren Inhalt zurückzuhalten und solche auch den nach dem Königreich Polen eingehenden Reisenden abzunehmen sind. Auch berichtet unser Anonymus (S. 43): Kommt der Reisende aus dem Ausland im Petersburger Postgebäude an, so muß er „hier ausweisen, daß er gehörig ‚verpaßt' die Grenzen des heiligen Rußland überschritten". Wenn ferner der Correspondent der „Neuen Evangel. Kirchenzeitung", 31. Januar 1874, schreibt: „Wir haben keine einzige von den Schriften von Wurstemberger's, von den Nummern des „Neuen Reichs", oder der „A. A. Z." anders als durch Schmuggel erhalten können," wie wird es erst mit dem Einlaß einer katholischen Schrift bestellt sein?

Digitized by Google

mal die heimathliche Sprache der katholischen Vorfahren vergessen, dann, meinte man, werde die Apostasie von selbst nachfolgen. Das bekräftigt auch unser Bericht, der orthodoxe Kirche mit russischer Sprache untrennbar verbindet, daher die häufig wiederkehrenden Formeln „rechtgläubige Lehre und russische Nationalität" u. dgl. (S. 13, 17, 18, 19 ꝛc.).

Offener meinte man gegen den Rest der unirten Kirche vorgehen zu können. Ihr Bischof, Kalinski zu Chelm, ward in's Exil geschickt und starb einen Tag nach seiner Ankunft in Sibirien eines gewaltsamen Todes. Sein Nachfolger Kuziemski suchte vergeblich durch Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze sich zu halten und flüchtete sich auf österreichischen Boden. Das war es, was man wollte. Popiel, ein Mann von schlechtem Rufe, von der russischen Regierung als Administrator der Diöceſe eingesetzt, vom Papste excommunicirt, ist als ein zweiter Sziemasko für das Schisma gewonnen, Gewalt thut das Übrige. Die Vorgänge [1] in den Gouvernements Siedlce und Lublin, zu welchem Chelm gehört, die Metzeleien in Rudnia, in Dzelow, in Pratuline sind bekannt. Massenweise wurden treue Katholiken niedergeschossen, mit Frauen und Kindern mußten Bauern in die Wälder flüchten. Die Grausamkeit mußte fürwahr einen unerhörten Grad erreicht haben, da sie selbst die Indignation des Golos und der Moskauer Zeitung erregte. Freilich gebot nun die Rücksicht auf die Stimme des Auslandes und die Furcht vor den Unruhen etwas Stillstand; offene Gewaltthätigkeiten wurden suspendirt, die Verfolgung ging aber ihren Gang fort, nur war man hiebei etwas vorsichtiger geworden. Alle Bitten und Beschwerden von Deputationen der unirten Gemeinden bei der letzten Anwesenheit Kaiser Alexanders II. zu Warschau (Juli 1874) wurden rundweg abgeschlagen, der Generalgouverneur von Polen, v. Kotzebue, ward in den Grafenstand erhoben, der Gouverneur von Siedler mit einer außerordentlichen Jahrespension belohnt. Der Sturm hatte sich gelegt und so hält man denn in Petersburg (A. Allg. Ztg. 24. Juni 1874) bereits die „Zeit für gekommen, um Maßregeln zu ergreifen, die letzten Reste katholischer Überbleibsel zu entfernen." Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich erstens: Tolstoy hat sich einer monströsen Un-

[1] Der Lemberger Dziennik polski vom 25. Juli 1874 erzählte unter Anderm von einem Bauer, der sich weigerte, das Schisma anzunehmen: er wurde in die Gruft der Domkirche von Janow geworfen!

Digitized by Google

wahrheit schuldig gemacht, da er an die Spitze unseres Kapitels die Behauptung stellt: die schismatische Lehre ist „ganz allein durch ihre innere Kraft", „durch den apostolischen Weg der Überzeugung unabhängig von jeder menschlichen Mühe" ausgebreitet worden. Tolstoy hat zweitens diese Unwahrheit mit Kenntniß und vollem Bewußtsein ausgesprochen, weil er nicht nur die Verfolgung der katholischen Kirche sehr gut kennt, sondern auch selbst einen hervorragenden Antheil daran genommen hat. Denn bei den Berathungen betreffs der Russificirung Polens zum Zweck der Vernichtung des Katholicismus im Jahre 1869 war gerade er es, der gegen die mildere Ansicht des Großfürsten Constantin und der Minorität sich aussprach. Der Grundton aber, der sich durch den ganzen Gang der Verhandlungen wie ein rother Faden zog, war im Gegentheile jener der innern Schwäche und Ohnmacht gegenüber der katholischen Kirche. So heißt es z. B. im Gutachten Samarins, Mitgliedes der betreffenden Commission: „Was das Volk anzieht in den katholischen Kirchen, ist zuerst ihre Zahl und ihre Pracht, die in grellem Contrast zur Armuth der orthodoxen steht; das ist sodann das Spiel der Orgel im Gegensatz zum armseligen Gesang der Russen; das ist endlich die Genugthuung, die das Volk empfindet, Theil zu nehmen am Gesang der kirchlichen Lieder, um gar nicht zu sprechen von der Beicht, der Predigt und den übrigen Mitteln des katholischen Klerus. Wie wollt ihr, bemerkt Samarin, bei solcher Lage der Dinge, daß die Orthodoxie prosperire, der Katholicismus nicht herrsche?" Auch war Tolstoy der Urheber jenes berüchtigten Cirkulars vom 2./14. Oktober 1873, durch welches dem unirten Klerus ein neues Ritual vorgeschrieben wurde; unter dem Schein, dem Ritus die primitive Reinheit zurückzugeben, wollte er den schismatischen hinterrücks an die Stelle des katholischen setzen; der Name des Papstes ward bei der heiligen Messe durch den des Kaisers, des Chefs der orthodoxen Kirche, verdrängt. — Drittens gibt man einen glänzenden Beweis von Unverstand, wenn man wähnt, durch Corruption, Seelenkäuferei, unheimliche Propaganda einerseits, durch schauderhafte Gewissenstyrannei, Blut und Terrorismus andererseits Religion in die Herzen zu pflanzen. Selbst der Golos gesteht (A. Allg. Ztg. 29. Mai 1874), „alle polizeilichen und criminellen Verfolgungen haben nicht im entferntesten den Erfolg gehabt, in Wirklichkeit der orthodoxen Kirche die Herrschaft zu sichern, im Gegentheil, sie haben nur beigetragen, die innere Kraft derselben zu schwächen."

Digitized by Google

Hierauf geht Tolstoy zu den Kirchenbauten, Schulen und kirchlichen Vereinen über, als weiteren Belegen für den Glanz der orthodoxen Kirche. Doch schon der Umstand, daß er nur die westlichen und die Weichselgouvernements, d. i. die katholischen Provinzen bespricht, sowie seine ganze Darstellung zeigt, daß er all' dieses nur als Mittel betrachtet, die Katholiken um ihren Glauben zu bringen.

In den westlichen Gouvernements wurden im Jahre 1870 83 Kirchen beendigt und eingeweiht und drei Gebethäuser erbaut; in jenen an der Weichsel wurden fünf erbaut. Eine Erklärung bezüglich dieser fünf belehrt uns zufällig, daß zwei von den fünf (in Rawa und in Cholm) „alte römisch-katholische Kirchen" waren, welche zum Gebrauch der Schismatiker „umgebaut" wurden. Auch eine dritte von diesen fünf war nicht ein Neubau, sondern nur eine Erweiterung einer schon bestehenden schismatischen Kirche. Wiederholt ist auch im Verlauf des Berichtes von schismatischen Kirchen die Rede, welche ehemals — und, wie es scheint, bis vor kurzer Zeit — den Katholiken gehört hatten, so in Bragin (Eparchie Minsk), Nowoslobodes (Kreis Luck), Neswitsch (Kreis Sluck) u. s. f. So viel erhellt sicher, Rußland fuhr fort, die Katholiken ihrer Kirchen zu berauben. Wenn das ein Ruhm für die Orthodoxie ist, so ist er jedenfalls sehr billig; ein alter Spruch sagt: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

„Kirchliche Brüdergesellschaften". Diese scheinen erst der neuern Zeit anzugehören und jenen Vereinen nachgebildet zu sein, welche die katholische Liebe in allen Ländern stets nach den Bedürfnissen der Zeit hervorzubringen wußte. Sie liefern den Beweis, daß auch bei dem russischen Volke nicht alles Leben erstarrt ist; gewiß könnte Herrliches erreicht werden, wenn statt des lahmen, verknöcherten Schisma's die katholische Charitas frei ihre Kräfte entfalten könnte. Die Unterhaltung und der Schmuck der Kirchen, die Verbreitung des Unterrichtes und religiöser Bücher, die Unterstützung der Armen, Kranken und Nothleidenden, die Förderung guter Sitten bilden ihren Wirkungskreis. In einer recht zeitgemäßen Frage könnten sie selbst andern Ländern als Vorbild dienen; von der Brüdergesellschaft zu Pustinsky (Eparchie Mohilew) heißt es nämlich, ihr „Bestreben ging vor Allem dahin, Mittel zu ersinnen, den unheilvollen Einfluß zu beseitigen, den eine jüdische Bevölkerung auf das sittliche sowohl, wie auf das materielle Gedeihen der dortigen russischen Bevölkerung ausübt. Durch Gründung einer Darleihkasse hofft die Brüdergesellschaft die rechtgläubige Bauernschaft

Digitized by Google

von der drückenden Nothwendigkeit, Anleihen bei den Juden zu machen und so in Abhängigkeit von ihnen zu gerathen, zu befreien" (S. 16). Wenn auch der „Schutz (gegen wen?) des wahren Glaubens" als Zweck dieser Vereine bezeichnet wird, so soll dieser Ausdruck nur dazu dienen, ihr Hauptziel, zum Proselytismus und zur Perversion der Katholiken als Werkzeuge der Regierung beizutragen, im unschuldigsten Lichte erscheinen zu lassen. Ihre theilweise sehr bedeutenden Geldmittel (ein Warschauer Verein verausgabte in dem einen Jahre über 13,000 Rubel, ebensoviel seine Filialen) mögen denn auch gar manchem Unglücklichen zum Falle gereicht haben. Noch verderblicher wirkten die

Parochialkirchenschulen in den polnischen Provinzen. Nicht von dem Unterrichtswesen überhaupt ist hier die Rede, sondern nur von den in Polen errichteten russisch-schismatischen Schulen, die „als sicherer Weg zur Erreichung des Zieles der orthodoxen Kirche dienen" (S. 18) und deren „Bedeutung" darin liegt, daß „in ihnen nicht allein die Kinder orthodoxer, sondern auch die römisch-katholischer Eltern unterrichtet" werden. Beispielshalber wird angeführt, daß in der zu Kimbarda neu eröffneten Schule unter den 32 Schülern 16 Kinder katholischer Eltern, in jener zu Suwalki fast alle aus gemischter Ehe waren. Solcher Schulen gab es nun in den „sieben Eparchieen der westlichen Gouvernements 4776 mit 103,398 Lernenden beiderlei Geschlechts", und in den Weichsel-Gouvernements der Warschauer Eparchie 25. Zum richtigen Verständniß dessen mag erwähnt werden, daß es nach den zur Geschichte und Statistik der russischen Schulanstalten von Woldemar zu Petersburg 1865 veröffentlichten Berichten damals im ganzen europäischen Rußland nur 21,868 (?) Elementarschulen mit 382,230 Schülern gab. Im ganzen russischen Reich gab es nach Grafen Tolstoy's Bericht über den Zustand des Unterrichtswesens in Rußland im Jahre 1871 16,739 Elementarschulen mit 675,317 (?) Schülern. Wäre es dem „Ministerium der Volksaufklärung" wahrhaft um den Unterricht der Jugend zu thun, so gäbe es für dasselbe anderwärts einen viel bedeutenderen Wirkungskreis; denn im Gouvernement Warschau kommt ein Elementarschüler schon auf 44 Einwohner, im Wilnaer auf 89, während im Petersburger (!) einer erst auf 95, im Kasaner auf 145, im Kiewer auf 249 (!) kommt (Hoppe'scher „Petersburger Kalender", Germania 7. Februar 1874); im Kaukasus mit seinen fast fünf Millionen Einwohnern gibt es nur etwa 100 christliche Schulen, und das nennt Dr. Radde (Petermann, geogr. Mitth. Ergänzungsh. 36,

Digitized by Google

S. 69) bezeichnend für russische Zustände, „im höchsten Grade anerkennenswerth". Hier wäre Unterricht ganz anders am Orte; aber darum ist es der Regierung nicht zu thun. Den Polen soll der katholische Glaube genommen werden. Daher ward es System, zum seit dem Jahre 1864, die polnischen Pfarrschulen zu schließen und russische zu errichten; binnen Kurzem wurden damals deren 235 allein in den Gouvernements Wilna und Grodno eröffnet und dazu 20 Popen und Seminaristen aus Rußland gerufen; im Gouvernement Minsk lehrten die Popen in 120 neuerrichteten russischen Schulen. Wer zählt die Kinder, die genöthigt wurden, solche Schulen zu besuchen? Diese Gewissenstyrannei gehört jedenfalls zu den finstersten Partien der russischen Geschichte. Tolstoy hingegen schildert die „wohlthätige" Wirkung mit den Worten: „Nicht selten kommt es vor, daß ein Kind in diese Schule eintritt, das kein Russisch versteht, ja nicht einmal das Kreuz (d. h. auf schismatische Weise) zu schlagen weiß, dann später die Schule, der russischen Sprache vollkommen mächtig und vom Geist der rechtgläubigen (schismatischen) Lehre durchdrungen, verläßt." Wir nichten, Herr Graf, aus diesen Schulen kommen die Nihilisten, an welchen Rußland so reich ist.

Überblicken wir nun die ganze Kette der tyrannischen Gewaltmaßregeln und der mannigfaltigen Verführung, so finden wir die von Tolstoy angegebene Zahl von 3000 Conversionen (Apostasieen) in einem Jahre (bei einer Zahl von sieben Millionen Katholiken) nicht übertrieben; eher vielmehr könnte man sich wundern, daß sich die Anzahl nicht höher belaufe. Wenn Tolstoy schließt: „Römisch-katholische und unirte Überlieferungen, denen Neuconvertirte bisher noch anzuhängen pflegten, verschwinden allmählig," so stellt er eben selbst dem Mangel an innerer Aufrichtigkeit der Apostaten ein Zeugniß aus.

2) Protestantismus. Der Erfolg gegen die unirte Kirche ermuthigte die Orthodoxie zum Kampf gegen die protestantische in den baltischen Provinzen. „Protassoff," schreibt A. Seite 96, „ist es gewesen, der die griechisch-unirte Kirche Litthauens und Westrußlands zertrümmert und damit freie Bahn geschaffen hat für die orthodoxe Propaganda. Er ist es ferner gewesen, der nach Zertrümmerung der Union die disponibel gebliebenen propagandistischen Kräfte der Rechtgläubigkeit in die livländischen Provinzen kommandirte und mit unvergleichlichem Geschick binnen 3—4 Jahren etwa 80,000 protestantische Letten und Esthen in die Netze der griechischen Kirche und des Russen-

Digitized by Google

thums zog..... Diese für die Ehre der griechisch-orthodoxen Kirche nichts weniger als schmeichelhafte Propaganda ist nur möglich gewesen, nachdem man in Litthauen und Westrußland gelernt hatte, den angeblichen Staatsvortheil über das wahre religiöse und sittliche Interesse des Staats und der Kirche zu setzen. An der Spitze der Pfaffen-Armee, die zur Zeit des Bischofs Irinarch in die livländischen Provinzen einbrach, standen dieselben, Skripitzin, Chanykoff u. s. w., die sich im Gefolge Semäschko's die ersten Orden und die Gunst Protassoffs erworben hatten" (S. 119). Der Kampf gegen die protestantische Kirche in den Ostseeprovinzen begann in der That zur besagten Zeit, im Jahre 1841. Der Gouverneur und der (russisch-schismatische) Bischof von Riga, Beamte und Popen, vereinigten zu dem Zwecke ihre Anstrengungen. Den Bauern wurde vorgespiegelt, sie würden mit Ländereien beschenkt, von Frohnen und Lasten befreit, und viele Tausende wandten sich dem Schisma zu. Doch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht und enttäuscht verlangten sie wieder lutherisch zu werden. Es mußte weit gekommen sein, daß selbst ein Ukas von 1845 die Thatsache einräumte, unlautere Mittel seien zu ihrer Bekehrung angewendet worden. Was war natürlicher, was billiger, als daß die Rückkehr zum alten Glauben den Betrogenen gestattet wurde? Aber sie blieb verpönt und im folgenden Jahre ward der Bau provisorischer schismatischer Kirchen verordnet. Jetzt ist man so weit fortgeschritten, daß ein kaiserlicher Befehl vom 2. Februar 1870 den Bau derselben bereits in allen Pfarren der Eparchie Riga befahl, in welchen noch keine waren; die Regierung wies dazu 600,000 Rubel, der heilige Synod 200,000 an (S. 20). Wie ernst man gerade jetzt die Russificirung nimmt, ersieht man daraus, daß jetzt (1870) mit der Herausgabe von Handbüchern für Letten und Esthen zur Erlernung der russischen Sprache, deren noch keines existirte, sowie von esthnischen und lettischen Lehrbüchern der Geschichte und Geographie Rußlands, ferner mit einer Predigtsammlung ꝛc. begonnen wurde. Im Übrigen lautet der Bericht über die Schismatisirung der protestantischen Deutschen ganz analog dem oben Besprochenen über jene der katholischen Polen. Wenn in einem Orte eine 70jährige Frau 25 Knutenhiebe als schlagenden Beweis der Wahrheit des orthodoxen Glaubens erhielt, wenn man an einem andern Orte die Durchgepeitschten an der Kirchenpforte festbinden und ihnen von den Kirchengängern in das Gesicht speien ließ, wenn an einem dritten Orte die Frau eines Baptisten öffentlich einen Tag lang in

Digitized by Google

Gegenwart des Popen ausgepeitscht wurde, so muß man über solche Vorkommnisse natürlich bei Tolstoy auch nicht eine leise Andeutung suchen. Freilich hat man seiner Zeit an die Audienz der Deputation der Evangelischen Allianz beim russischen Kaiser auf der Villa Berg im Juni 1870 weitgehende Hoffnungen und einen vollständigen Systemswechsel geknüpft; schon hieß es, seit diesem Zeitpunkt bis November 1871 seien 15,000, oder wie Herr v. Wurstenberger aus dem Mund eines hochgestellten russischen Beamten vernommen haben wollte, 30,000 Convertiten ganz legal und ungehemmt zum lutherischen Glauben zurückgetreten. Aber wie es sich bekanntlich herausstellte, war die Deputation dupirt worden, auch Wurstenbergers optimistische Darstellungen wurden als der Wahrheit nicht entsprechend gekennzeichnet [1]. Von alledem enthält der Jahresbericht Tolstoy's keine Silbe, obwohl es ganz genau seiner Zeit angehört; auch keine Silbe davon, daß man noch immer fortfährt, Parcellen von Krondomänen an übertretende Bauern zu vertheilen; statt von Rücktritten zum Lutherthum, deren es doch nach der niedrigsten Angabe Tausende gab, die man jedoch, um das leidige Eclat zu vermeiden, ignorirte, meldet er nur: die Zahl der aus der lutherischen Kirche zum orthodoxen Glauben Übergetretenen betrug im vorigen Jahre im ganzen Reich 969 Personen. Wenn Tolstoy endlich bezüglich dieser Convertiten auseinandersetzt, daß sie oft (nicht regelmäßig?) die Kirche besuchen, die Fasten zu beobachten anfangen (erst jetzt?) und sich den übrigen rechtgläubigen Russen nähern (nur nähern?), so dienen solche Worte nur zur Bestätigung der bekannten Thatsache, daß sie weder Lutheraner noch Orthodoxe sind. Unter solchen Verhältnissen, heißt es in der Entgegnung gegen Wurstenberger, wuchs ein Geschlecht heran, das religiös und sittlich verkommen war.

3) Schismatiker. Unter diesen versteht Tolstoy natürlich nicht die Kinder seiner Staatskirche, sondern jene, die man mit dem gemeinsamen Namen Raskolniken bezeichnet, von Raskol, d. i. Schisma; es ist das Schisma in der schismatischen Kirche. Vor Allem hätten wir von Tolstoy eine genaue Zahlangabe dieser Sektirer gewünscht. Sie fehlt, und hätte er sie auch gegeben, sie würde sicherlich nicht viel anders, als die allen russischen Quellen entstammenden gelautet haben [2].

---

[1] A. A. Z. 1873, Beilage Nr. 169—71, Neue Evang. Kirchenzeitung, 31. Januar 1874 und (über die Verfolgung) 25. April 1874, 13. September 1873, Protest. Kirchenzeitung, 6. September 1873.

[2] So gab nach ihnen v. Buschen, Bevölkerung des russischen Kaiserreichs, Gotha

Digitized by Google

Nach den Angaben der Kenner russischer Zustände aber kann man sicher annehmen, daß auf vier Orthodoxe ein Raskolnik zu stehen kömmt.

Sodann vermissen wir Näheres über die Zahl und Beschaffenheit der Sekten. Raskolniken ist nur der allgemeine Name der Sektirer, deren vorzüglichsten Bestandtheil jene Starowerzen oder Altgläubige bilden, die bei der vom Patriarchen Nikon vorgenommenen Revision der altslavonischen Bibelübersetzung und der liturgischen Bücher und bei dem Eingreifen der russischen Staatsgewalt in das Forum der Kirche sich vor zwei Jahrhunderten (1654—67) voll Mißtrauen von der Staatskirche trennten. Wohl spricht Tolstoy (S. 30) von „Schismatikern der verschiedensten Sekten," von „Schtundisten" (S. 34), auch legt er die Eintheilung in Popowzi und Bespopowzi (Schismatiker mit und ohne Priester) zu Grunde, gelegenheitlich gedenkt er ferner ihrer Klöster und „Pseudobischöfe", das ist aber auch alles, was wir von ihnen zu hören bekommen. Und doch wimmelt es von Sektirern, welche sich durch die ungeheuerlichsten Lehren unterscheiden. Der Erzbischof Dimitri von Rostow kannte am Anfang unseres Jahrhunderts 200 russische Sekten, in neuerer Zeit haben besonders Freiherr A. von Haxthausen (Studien über die innern Zustände Rußlands, 1847, I. S. 337 ff.) und Erzbischof Philareth von Tschernigow (vgl. diese Zeitschrift Juli 1873, S. 100) eine artige Blumenlese geliefert

---

1862, S. 64, 759,880 Altgläubige bei 49,809,891 Orthodoxen (in ganz Rußland, Polen, Finnland und Kaukasus) im Jahre 1858, das officielle statistische Jahrbuch des russischen Reiches vom Jahre 1871 (Gothaisches geneal. Taschenbuch 1874, S. 766 f.) gibt 922,079 Raskolniken im russischen Europa, 4552 in Polen, 58,876 im Kaukasus, 65,505 in Sibirien, 32,443 in den Provinzen Centralasiens, mithin 1,093,455 im Ganzen, bei 58 Millionen Orthodoxen. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn wir alle Kenner russischer Zustände vernehmen, wobei allerdings zur Entschuldigung der officiellen Statistik bemerkt werden mag, daß aus Furcht vor den hieraus entspringenden Nachtheilen nicht alle Raskolniken sich als solche dem Staate gegenüber bekennen. Schon de Maistre (du Pape t. II, 573) behauptete (1819), daß sie nach Millionen zählen; auf 11 Millionen schätzen ihre Zahl selbst russische Blätter, wie die Moskauer Zeitung (A. A. Z., 24. August 1873), Schédo-Ferroti gibt ihnen (Etudes sur l'avenir de Russie, 1863, III. 154) sehr niedrig mindestens 9 Millionen; Professor Brachelli in seiner Statistischen Skizze der europäischen Staaten (1873) meint, die übliche Schätzung von 11—12 Millionen dürfte jedenfalls nicht zu hoch sein; P. Gagarin schwankt (Etudes relig. 1863, S. 548 und 1868, S. 1. 351, Etudes de Théologie 1857, II. S. 9, 1858, S. 483) zwischen 10 und 15 Millionen, nach Dr. Walcker haben sie 12 Millionen Mitglieder, nach Golowin (Autocratie russe, 1860, S. 46) 13 Millionen.

Digitized by

Da wechseln die bunteſten Lehren in allen Farben und Nüancen. Obenan ſtehen die haarſpaltenden rechtgläubigen Starowerzen, welche gegen die orthodoxe Staatskirche lehren, daß man das Kreuzzeichen mit dem Zeige- und Mittelfinger, nicht mit den drei erſten Fingern macht, und bei gottesdienſtlichen Gebräuchen von der Rechten zur Linken und nicht von der Linken zur Rechten geht. Dann geht es hinab bis zu den letzten Ausgeburten einer wahnſinnigen Phantaſie und eines grauenvollen Fanatismus. Die ſich ſelbſt opfernden, ja verbrennenden Morelſchicken, die ſich verſtümmelnden Skopzen, die ſeufzenden Wosdychanzen, die ſich geißelnden Chliſten, die ſtummen Beßloweſtnigen, denen keine Marter einen Laut erpreßt, ſie alle haben ihre Anhänger gefunden. Kindsmord, Güter- und Weibergemeinſchaft, nächtliche Orgien finden ſich durch die Religion geheiligt. Ein Philippitſch lehrt, in ihm habe ſich Gott ſelbſt geoffenbart, ein Habakuk nennt ſein „ewiges Evangelium“ durch den Finger Gottes geſchrieben, die Seraphinen wiſſen den Untergang der Welt nahe. Eine Sekte am Ural verweigert die Steuern und Pachtzinſen (nach Andern ſind ſie eine Erfindung der Beamten, welche die angeblich nicht gezahlten Steuern in die eigenen Taſchen ſtecken); betende Landſtreicher halten die Gewalt des Kaiſers für vom Teufel geſtiftet.

Offenbar hat die Macht der Sekten die Staatskirche erſchreckt. Die Energie, mit der man ſich gegen dieſelben aufgerafft, die Bücher, die man gegen ſie geſchrieben, die Preſſe und die Vereine, die man gegen ſie in's Feld gerufen, die Schulen, Disputationen und pecuniären Mittel, mit denen man ſie zu gewinnen ſuchte, und wovon Tolſtoy weitläufig handelt, geben davon Zeugniß; doch was war der Erfolg? Tolſtoy weiß von dem „ſegenbringenden und gedeihlichen Wirken“ und dem „Triumph“ der Orthodoxie zu erzählen, das Schisma habe „an Stärke und Hartnäckigkeit bedeutend abgenommen“, nun ja, die Tendenz ſeiner Arbeit erklärt die Behauptung. Doch auch er geſteht, in Sibirien iſt für das Schisma „ein günſtiger Boden“; außerdem iſt es noch beträchtlich ſtark in den Eparchien Tambow, Perm, Penſa, Niſchnei-Nowgorod und in einigen Kreiſen der Eparchien Wladimir, Twer, Tſchernigow und Kaſan (S. 33); er vergißt, was er vorher (S. 27) von Gegenden der Eparchie Wologda geſchrieben, in welchen „eine Vermehrung der Schismatiker bemerklich wird“, von den „Übertritten zum Schisma“ in der Eparchie Archangel und der „verblendeten, hartnäckigen Erbitterung“ der Schismatiker daſelbſt, von den zahlreichen ſchismatiſchen

Digitized by Google

Orten in der Eparchie Wiätka, in welcher „an 30 verschiedenen Plätzen“ Unterredungen (Disputationen) mit den Schismatikern stattzufinden pflegten; er vergißt, daß auch in der Eparchie Wladimir (S. 30) „das Schisma sehr stark vertreten ist und dessen Anhänger sich hartnäckig erweisen“, daß in einer Gegend der baltischen Provinzen „der größte oder ein großer Theil der wohlhabendsten Bewohner aus Sektirern und römisch-katholischen Letten besteht“ (S. 16); er gesteht, daß in der Eparchie Kostroma wenigstens „noch unlängst das Schisma in hoher Blüthe stand“, kommt auf die Sektirer in noch vielen andern Gegenden zu sprechen und tröstet sich (gleich manchen „Sendboten des Evangeliums“, die von thatsächlichen Erfolgen nichts zu melden wissen) mit den „viel für die Zukunft versprechenden Erscheinungen“; der einzige wirkliche Erfolg der Gegenwart war der Übertritt von 251 (sic!) Personen aus dem Schisma zur Staatskirche, von welchen zudem 853 (sic!) nur nach den für die „unirten Altgläubigen“ geltenden Bestimmungen sich ihr anschlossen. Letztere, auch Jedinowerzen (Gleichgläubige, Ähnlichgläubige) und Blagoslowennyr (Gesegnete) genannt, das ganze Produkt einer 100jährigen Anstrengung des Staates, die Altgläubigen zu bekehren, sind jener kleine Bruchtheil derselben, welche sich zwar bestimmen ließen, die Staatskirche anzuerkennen und durch diese ihre Priester weihen zu lassen, im Übrigen aber die Beibehaltung aller ihrer Eigenheiten, sogar die Heranbildung ihres Klerus nach ihren Grundsätzen, zugestanden erhielten; sie stehen in üblem Rufe. Wie viele hingegen die Staatskirche an die Altgläubigen verloren hat, davon hat uns Tolstoy nichts gemeldet. Und doch stimmen alle Berichte darin überein, daß sie fortwährend in der Zunahme begriffen sind. Nur eine unantastbare Autorität, und das ist Rom allein, kann der Bewegung Halt gebieten, der Cäsaropapismus, der die innere Zersetzung geschaffen, steht ihr hilf- und rathlos gegenüber. Hören wir hierüber noch unsern Anonymus (S. 30):

„Millionen von Altgläubigen, die bald in größeren, bald in kleineren Gruppen vom schwarzen bis zum weißen Meer, von Kiew bis Ochozk gefunden werden, stehen nicht nur zu der kirchlichen, sondern auch zu der staatlichen Ordnung Rußlands in ausgesprochen feindlichem Verhältniß und sehen dieselbe als ein Reich des Antichrists an. In diesen Sektirergemeinden, die meist einem an Wahnsinn streifenden Aberglauben ergeben sind, ist, trotz systematischer Verfolgungen von Seiten kirchlicher und weltlicher Autoritäten, das religiöse Leben ungleich reger und farbenreicher, als in der Staatskirche; ist es doch Thatsache daß in den östlichen Provinzen des Reiches Altgläubige und selbst Muhammedaner fortwährend auf Unkosten der „Rechtgläubigkeit“ Propaganda

Digitized by Google

machen, und daß sie weder durch das Strafgesetz noch durch den Klerus an diesem Geschäft verhindert werden können."

Daß die Starowerzen im Allgemeinen viel einfacher, sittenreiner, nüchterner, zuverlässiger sind als die übrigen russischen Bauern, und ihnen an Bildung überlegen sind, hat der gut unterrichtete Freiherr v. Haxthausen (a. a. O. I. 353) ausgesprochen.

4) Muhammedaner und Heiden. Die Manie Tolstoy's, die Wirksamkeit der orthodoxen Kirche überall im rosigsten Lichte erscheinen zu lassen, weiß natürlich in hochtrabenden Redensarten ihre segensvolle Thätigkeit auch unter den nicht christlichen Inorodzi (Fremdvölker, Stämme nicht russischer Race) zu preisen, doch stehen auch diese wieder mit den zum Theil von ihm selbst angeführten Thatsachen in grellem Contrast. Hinsichtlich der Muhammedaner freilich verschließt selbst er seine Augen der Wirklichkeit wenig. Er handelt nur von den Tataren in den Wolgagegenden und von den Abchasen in Georgien. Von ersteren heißt es, daß sie „fanatische Anhänger ihres Glaubens" sind und die „Zahl ihrer Bekehrungen zum Christenthum nur gering" ist. Wenn er beifügt, daß es Mühe kostet, die in früheren Zeiten in den Schooß der Kirche Aufgenommenen in demselben zu erhalten und daß im Vergleich mit den früheren Jahren weniger Beispiele von Übertritten bereits getaufter Tataren zum Islam vorkamen, so ist damit genug gesagt. Zum Verständnisse dieser Rücktritte diene, daß mit der Annahme des Christenthums in Rußland verschiedene Vortheile verknüpft sind; so gewährte unter Anderm ein Ukas im Jahre 1826 für diesen Fall dreijährige Steuerfreiheit. Nun gibt es nicht Wenige, welche um diesen Preis ihren Glauben verkaufen, und wenn sie die Vortheile genossen haben, zu ihrer früheren Religion zurückkehren, die sie im Herzen nicht verlassen hatten. Daher besagte Rücktritte der Tataren. Wie weit die Bekehrungen der Abchasen aufrichtiger sind, wird die Zukunft lehren; Tolstoy rühmt die von 4626 Muhammedanern und 372 Heiden (im Jahre 1870) unter ihnen, eine Zahl, so hoch, wie sie uns sonst nirgends bei ihm wiederkehrt. Wir wollen nur bemerken, daß von den 4,6 Millionen, welche die Bevölkerung des Kaukasus beträgt, 43 Procent auf die Muhammedaner entfallen, und daß sie auch in den letzten Jahren verhältnißmäßig an Zahl zugenommen haben. In den südöstlichen Gouvernements des europäischen Rußland betragen sie noch jetzt, nach etwa 300jähriger russischer Herrschaft, stellenweise 30 Procent, im Gouvernement Ufa über die Hälfte. Von andern muhammedanischen

Digitized by Google

Stämmen, wie den Kasaken und Kirgisen spricht Tolstoy gar nicht, denn was sollten russische Popen bei ihnen ausrichten? Gehen wir zu den Heiden über.

An erster Stelle werden „die heidnischen Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen und Wotiäken" in den Wolgagegenden genannt. Wie weit hat das Christenthum unter ihnen Platz gegriffen? Darüber fehlt jede nähere Andeutung. Tolstoy selbst heißt sie ja heidnisch, und daß sie „bis auf den heutigen Tag Heiden geblieben sind", ist auch aus andern Quellen (Globus, Bd. 26, S. 61) zu ersehen. Wohl gibt es Christen unter ihnen; daß aber viele nur äußerlich oder sehr unvollkommen der orthodoxen Kirche anhangen, lassen auch Tolstoy's Ausführungen bei all' seiner Sucht, ihre vortheilhaftesten Seiten hervorzukehren, erkennen. Sie streben zwar nicht, sagt er, gleich den Muhammedanern, „öffentlich wieder abzufallen", fühlen sich jedoch „vielfach zum Heidenthum hingezogen und vermischen christliche Ceremonien und Glaubensartikel mit Aberglauben und heidnischen Gebräuchen"; die Tscheremissen der Berggegenden haben „nur geringe Begriffe vom Glauben und christlicher Moral", die Tschuwaschen fingen an, die Wahrheiten des Christenthums zu begreifen, die Nothwendigkeit zu empfinden, ihren Pflichten als Christen nachzukommen; jene eines Dorfes beschließen, „vom heutigen Tage an" „nicht ferner mehr" heidnische Gebräuche zu treiben. Wieder heißt es, daß sich bei den Opfern der Heiden „dazu nicht selten auch deren getaufte Verwandten verleiten lassen" u. s. w. Als Schluß folgt, daß „die Zahl der Konvertiten gering" ist. Noch ungünstiger lauten die Angaben betreffs der Heiden in der Eparchie des Kaukasus. Die heidnischen Kalmücken „zeichnen sich im Allgemeinen durch Kälte in Glaubenssachen und durch Gleichgiltigkeit aus". Von den Abchasen war schon die Rede. Bei andern Stämmen gelangte man dazu, „Sympathien" zu erwerben. Der gleichfalls „erfreuliche Fortgang" der Mission in Sibirien beschränkt sich auf die Christianisirung von 379 Personen in der Irkutskischen Mission, 291 in der Sabaikalischen, von 179 in der Altai'schen, von 100 im Gebiet Beresow (im Norden von Sibirien), von 490 in der Eparchie Kamtschatka, die meist den Golden und Koreitzen angehörten, endlich von 27 Tungusen und Jakuten in der Eparchie Jakutsk. Unter diesen hatten die hoffnungsvollsten Erwartungen die ersten erregt, in welcher das Jahr vorher (1869) ein Kalmückenoberhaupt Christ geworden war, allein die Lamaiten erhoben sich gegen ihn und „heftige Unruhen bra-

Digitized by Google

chen aus und unterbrachen die Verkündigung des Evangeliums". Auch in Sabaikalien „hinderten die daselbst ausgebrochenen Unruhen", die gegen die Mission und gegen die neuen Christen gerichtet waren, „einen größern Erfolg". Die Erörterung derselben wirft einen interessanten Lichtstreif auf die russischen Bekehrungen. Den Neugetauften waren etwa 2000 Deßiätin (circa 8000 Morgen) Landes angewiesen worden. Die heidnischen Chefs bestritten das Recht dazu, auf ihre Steppengesetze sich berufend. Als nun in der That „die Entscheidung nicht zum Vortheil der Christen ausgefallen war, entschlossen sich nur Wenige, sich taufen zu lassen". Überhaupt schreckte die Verfolgung der Heiden in ganz Sabaikalien vor weiterer Annahme des Glaubens zurück. In den Altaigegenden war hinwiederum der Einfluß der Raskolniken die „Ursache der geringen Erfolge". Was schließlich von der Mission bei Tschuktschen, Tungusen und Jakuten mitgetheilt wird, kann der griechischen Kirche nur zur größten Schmach gereichen. Die Mission der beiden letztern Völker blieb ganz ohne einen „beständigen Missionär", und für die Tschuktschen wurde überhaupt gar kein Geistlicher aufgetrieben, obwohl sie einen solchen gerne in ihrer Mitte wünschten und „sehr geneigt" schienen, den Glauben anzunehmen.

Hat Tolstoy Grund, die Erfolge seiner Kirche zu rühmen? Numerisch waren sie gering; was hat sie sammt der sie leitenden Staatsomnipotenz in drei Jahrhunderten zuwege gebracht? Noch jetzt sind auf europäischem Boden 255,500 Heiden, und gar auf asiatischem, wo sind die christianisirten Völker? Und selbst die gegebenen Zahlen sind nicht zuverlässig. Albin Kohn las einst in einem russischen Missionsbericht aus den Zeiten Kaiser Nikolaus' I., daß sich Tausende von Jakuten zur Taufe drängen. Ich forschte nun, erzählt er (Globus, Bd. 25, S. 248), „über diesen Gegenstand und erfuhr, daß alle Stammesgenossen ganz ruhig im Dome der Natur der Sonne ihren Dank spenden, wenn sie ihren Boden erwärmt, den Hausgeist aber mehr ehren und fürchten, als das, was sie Gott nennen. Man drängte sich früher, wie ich dieses schon in meinem Artikel über die Tungusen gezeigt habe, um ein Stück Formthee und ein weißes Hemd zu erhalten, zur Taufe; aus dem Messingkreuzchen am rothen Bändchen hat man sich auch früher schon nichts gemacht." Sachlich aber sieht es nicht besser aus. Die katholische Kirche brachte überallhin die Leuchte des Evangeliums und mit ihr, so weit man ihr die Lebensadern nicht unterband, eine regenerirende Kraft, neues, frisches Leben und blühende Kultur. Wo ist diese bei den

Digitized by Google

Stämmen des russischen Reiches? Zahlreich waren solche, als Rußland seine Herrschaft in Asien antrat, was ist aus ihnen geworden? Das, was bei allen von akatholischen Sendboten und moderner Staatsweisheit getränkten Völkern eintrat — sie sind vertilgt oder dem Aussterben nahe gebracht worden. Auch das bemerkte der eben erwähnte nichtkatholische Schriftsteller; von allen jenen Völkerstämmen, fährt er fort (Globus, Bd. 26, S. 91), „die die Russen vorfanden, existiren nur noch wenige und auch diese wenigen sind nicht zahlreich ... man sucht vergebens nach Spuren der Wogulitschen, Assanen, Arinen; von andern, wie von den Teleuten, Kamassingen, Ostjaken, Samojeden sind nur armselige Trümmer übrig geblieben; nur die Tataren haben sich in relativ größerer Anzahl erhalten." Bei der Eroberung Sibiriens durch Jermak zählte es $5^1/_2$ Millionen Einwohner (a. a. O. S. 93), jetzt zählt es 2 Millionen weniger, und wie viele unter diesen sind Eingeborene? Und wie viele eingeborene Christen? Und derartige Erscheinungen treten uns nicht nur in Asien entgegen. Der aus der österreichischen Nordpolexpedition rühmlichst bekannte Graf Wiltschek, der sie bis zum Eismeer begleitet hatte, nahm seinen Rückweg von da zu Land und hatte so Gelegenheit, die Samojeden im nördlichen europäischen Rußland kennen zu lernen. Das Bild, das uns Contre-Admiral Freiherr Daublebsky von Sterneck hierüber gibt (Petermann, geogr. Mittheilungen, 1874, S. 132 ff.), stimmt völlig zu dem eben entworfenen. Graf Wiltschek besuchte eines ihrer Zelte am Ufer der Petschora und fand neben dem christlichen Heiligenbild den Samojedischen Götzen (Balwan). Die Samojeden, heißt es a. a. O. S 134, „sind fast durchgehends Heiden und der Civilisation unzugänglich (?), trotz aller Anstrengungen der russischen Regierung, sie zum Christenthum zu bekehren. Selbst diejenigen, die sich taufen lassen, bleiben doch im Grunde ihres Herzens Heiden. Da ihnen der Übertritt zum Christenthum einige Rubel einträgt, so lassen sie sich zum Schein gern taufen, und oft kommt es vor, daß ein Samojede zwei- und mehrmal den dafür ausgesetzten Preis erschwindelt." „Ihre Leidenschaft für geistige Getränke, heißt es weiter, wurde von den Russen und Syrjänen zum eigenen Vortheil ausgebeutet und dadurch sind sie nicht nur an Zahl bedeutend zusammengeschmolzen, sondern haben auch alle ihre Rennthierheerden eingebüßt. Jetzt wird man auch begreifen, warum Tolstoy als Ziel der Missionen auf russischem Boden nicht nur die Bekehrung der Heiden an die Spitze stellt, sondern auch die Befestigung im Glauben derer,

Digitized by Google

die „ihn zwar angenommen hatten, aber noch schwankten und dessen Lehren nicht vollständig verstanden".

Was Tolstoy von den auswärtigen Missionen beifügt, hätte er füglich ersparen können. Sie reichen gerade stets so weit, als russisches Geld, russisches Interesse, russische Politik. Von jenen in Nordamerika brauchen wir nichts zu wiederholen. In China hatten ihre Missionäre bereits im Jahre 1680 ein Haus und eine Kirche und erhielten vor einem Jahrhundert ein Privileg, zu verbleiben, als die Katholiken in der Verfolgung verbluteten[1]. Die Residenz ihres Archimandriten inmitten eines herrlichen Gartens der chinesischen Hauptstadt erinnert an orientalischen Luxus, das Leben ist angenehm, der Gehalt reichlich. Aber über Peking und die Augen des russischen Gesandten hinaus sind sie nicht gedrungen; bekehrt wurden so viele Chinesinnen, als von den Russen zu Frauen genommen wurden. Auch nach Japan wendeten sie ihre Augen, was trieb sie dazu an? Die pure Eifersucht ob der von den Katholiken erreichten Resultate. Russische officielle Berichte hatten von 1000 katholischen Convertiten in Nangasaki und Umgebung im Jahre 1869 gemeldet, Gerüchte sogar von 3000. „Die Erfolge (es sind Tolstoy's Worte, S. 58) jener römisch-katholischen Missionäre trieben den Vorsteher der orthodoxen Kirche unseres Consulats in Hakodati zur Entwicklung seiner Missionsthätigkeit gleichfalls an," die Frucht war die Bekehrung von „etwa 12 Personen" in drei bis vier Jahren. Wenn nun Tolstoy voll Staunen über die Thätigkeit seiner „vaterländischen" Kirche sie mit den Worten einleitet: „selbst außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes, im fernen Osten", verkündet sie die rechtgläubige Lehre, und mit denselben seinen Bericht schließt (S. 174), so zeigt gerade diese Verwunderung einerseits, die Resultatlosigkeit andererseits, wie weit von dieser Kirche das der wahren Kirche Christi eigene Erbtheil der Fruchtbarkeit entfernt ist und wie wenig sie überhaupt den Auftrag Christi an seine Kirche: Lehret alle Völker, verstanden hat.

Tolstoy geht nun über zur Gottesfurcht und guten Sitte des russischen Volkes. Doch wie Andere meinen, geht nach unten hin die Zer-

[1] Dieß hat es den Popen ermöglicht, die (ganze?) Bibliothek der alten Jesuiten zu Peking zu retten und sie haben, das müssen wir zu ihrem Lobe erwähnen, dieselbe den katholischen Missionären im Jahre 1860 zurückgestellt, so die Annales de l'oeuvre de la St. Enfance, juin 1874, S. 198.

Digitized by Google

ſetzung in Sektirerei immer weiter, — und das haben wir bewieſen, — in den oberen Regionen aber, unter den Gebildeten, iſt Alles vom Unglauben zerfreſſen, und von der Loge unterwühlt. Es iſt vielleicht kein Land in der Welt, ſchreibt Gagarin, wo Voltaire mehr Anhänger zählt, als in Rußland. Und „nirgend in Europa," bekräftigt unſer Anonymus (S. 29), „ſpielen Kirche und kirchliches Leben für den gebildeten Theil der Geſellſchaft eine ſo untergeordnete und mesquine Rolle wie in Rußland."

Das bisher Erörterte ließ uns den „allerunterthänigſten Bericht" als eine Tendenzarbeit erkennen; dieſelbe ſchönfärbende und vertuſchende Tendenz tritt uns entgegen in dem dritten Kapitel „Geiſtliche Aufklärung" (auf deutſch: Geiſtliche Lehranſtalten und Literatur), wenn in geſchraubter Auseinanderſetzung der „unermüdlichen Fürſorge der geiſtlichen Oberbehörde" und ihrer „unabläſſigen, auf die vorſichgehenden Reformen der geiſtlichen Lehranſtalten gerichteten Aufmerkſamkeit" Erwähnung geſchieht und alle die wichtigen, „höchſt erfreulichen" Reſultate dem Leſer vorgeführt werden. Der Eindruck, den dieſer empfängt, iſt bei alledem nicht ſehr erbaulich; doch ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß viel zum Beſſern, namentlich auch in materieller Hinſicht geſchehen iſt, daß hiebei der zudem ſchlecht geſtellte Klerus rühmenswerthe Beiträge geliefert hat und daß wirkliche Gebrechen mit größerer Offenheit als in den übrigen Kapiteln dargeſtellt werden; dadurch tritt ja das reformirende Verdienſt des Grafen Tolſtoy um ſo leuchtender hervor. Wie matt es auf unſerm Gebiet ausgeſehen haben mag und wieviel zu leiſten erübrigt, erhellt in intellektueller Hinſicht daraus, daß dem „vormals in den geiſtlichen Anſtalten durchgängig niedern Standpunkt" gegenüber die „Beſſerung" im Seminar zu Pſkow angeführt wird, in welchem die Zöglinge „das Griechiſche gründlich ſtudirten ... und ziemlich geläufig ſogar aus dem Ruſſiſchen in's Griechiſche überſetzten" (S. 91). In moraliſcher Beziehung wird als „wichtiges Reſultat, welches die Reform hervorgebracht hat, die Beſſerung der Sitten" bezeichnet. „Schlechte Neigungen und Gewohnheiten, wie z. B. der Hang zu Unmäßigkeit und Trunk, welcher ſich oft unter den Schülern früherer Zeiten kund gab, iſt jetzt eine bedeutend ſeltenere Erſcheinung. Ein geſittetes, anſtändiges Betragen fängt an (!) für eine unumgänglich nothwendige Eigenſchaft des Zöglings einer geiſtlichen Lehranſtalt gehalten zu werden." Den Fortſchritt im Materiellen bekundet der Umſtand unter Anderm, daß in den Seminarien ein Lazareth eingerichtet und

Digitized by Google

„zur Pflege der Kranken ein besonderer Feldscherer angestellt ist, während früher die Zöglinge selbst diesen Dienst verrichten mußten“ (S. 93). Ob die ausgesprochenen Erwartungen erfüllt werden, steht dahin. Nur eine Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken. Im vergangenen Juli erschien in der officiellen Zeitschrift des Ministeriums des Kultus und der Volksaufklärung der amtliche Bericht über das Unterrichtswesen vom Jahr 1872; er lautete höchst lamentabel, ohne alle Umschweife war ausgesprochen: „Armselig in quantitativer Beziehung, bietet unsere Volksschule auch in qualitativer wenig Tröstliches. Eine ungeheuere Zahl Schulen muß sich mit halb lese- und schreibfähigen Lehrern begnügen. In 352 Schulen gab es gar keine Lehrer, in 3138 versahen diese Personen, welche dem Lehrerberufe ganz und gar nicht gewachsen waren, nämlich halb lese- und schreibfähige Bauern, Wolostschreiber und verabschiedete niedere Beamte.“ Die A. A. Z. bringt den Bericht (26. Juli und 1. August 1874), weiß, wie bei allen kirchenfeindlichen Regierungen, doch zum Trost eine schöne Seite hervorzufinden und erklärt: „Gerade die unbefangene Aufrichtigkeit scheint uns die sicherste Garantie für die Fortentwicklung“!

Nun sind es mehr als zwanzig Jahre, daß mit derselben Aufrichtigkeit Graf Tolstoy's Vorgänger, Minister Graf Protassoff, gleichfalls im officiellen Berichte (vom Jahre 1851) auseinandersetzte: Rußland besitzt 70 Bischöfe, 4978 Mönche und 113,852 Mitglieder des Säcularklerus, von welchen nur 31,611 die Wohlthat der Erziehung genossen haben. Bei all' dieser „sichersten Garantie der Fortentwicklung“ fehlt die Realität der Zahlen und Thatsachen. Der Rückschritt im Besuch der russischen geistlichen Lehranstalten beträgt ja, wie dasselbe Blatt (22. Februar 1873) sich schreiben ließ, fast 13 Procent in zwei Jahren. Auf 245 Lehranstalten dieser Art gab es nämlich:

1869:	47,166	Zöglinge,
1870:	43,460	„
1871:	41,068	„
Abnahme:	6,098	Zöglinge.

Tendenz steckt in dem folgenden Kapitel, die Tendenz, dem heiligen Synod und somit der russischen Kirche in den Beziehungen zu den andern Kirchen eine Wichtigkeit beizumessen, die nur in den Augen Tolstoy's existirt. Schlagender konnte die Armseligkeit der orientalischen Kirche nicht illustrirt werden, als sie in dem bulgarisch-byzantinischen

Digitized by Google

Zwist zum Vorschein kam. Wenn die russische Kirche im heiligen Synod lehrt, was die griechische im Concil zu Stambul als ketzerisch verwirft, auf welcher Seite ist die Wahrheit und wo ist die entscheidende Autorität? Durchaus richtig bemerkt unser Anonymus (S. 183): die gerühmte orientalische Glaubenseinheit ist unter russischer Mitwirkung zerrissen.

Die zwei letzten Kapitel übergehen wir. In dem einen würden wir zu bitter werden, wenn wir untersuchten, wie das reiche Rußland für seinen Klerus sorgt. Das andere behandelt die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe, eine Angelegenheit, über die bis zur Stunde noch verhandelt wird; bekanntlich haben die Bischöfe einen Antrag, der ihre Rechte schmälerte, einstimmig verworfen.

D. Rattinger S. J.

Die „Giltigkeit" der anglikanischen Weihen.

(Schluß.)

III.

Ganz im Einklange mit der am Schlusse des vorigen Artikels erwähnten Anschauungsweise der römischen Theologen richtet Estcourt seine vorzüglichste Argumentationskraft auf das Gebiet der zu einer giltigen Weihehandlung wesentlich erforderten Intention. Dieses Moment erscheint ihm als das eigentlich maßgebende und zieht sich deßhalb in der einen oder anderen Weise fast durch den ganzen Verlauf seiner Entwickelung hin. Die hier in Betracht kommenden Principien sind bekannt.

„Die zur giltigen Spendung eines Sacramentes erforderliche Intention," sagt Estcourt, „ist die allgemeine Meinung, zu thun, was die Kirche thut (intentio generalis faciendi, quod facit Ecclesia). Mithin ist ein mit der wahren Materie und Form von einem Häretiker oder gar von einem Atheisten gespendetes Sacrament giltig, wofern er nur jenen Ritus zu vollziehen beabsichtigt, den die Kirche verrichtet — und zwar nicht speziell die römische Kirche, sondern die Kirche im Allgemeinen (in confuso). Und gesetzt, daß die Form noch deutlich und echt, und der Sinn der Worte in seiner Integrität noch geblieben, so wird selbst, wenn die (unwesentliche) Änderung der Form einer irrthümlichen oder häretischen Intention entspränge, das

Digitized by Google

Sacrament dennoch giltig sein. Denn keinerlei häretische Absicht würde dasselbe ungiltig machen, vorausgesetzt, daß der Spender in allgemeiner Weise beabsichtigt, zu thun, was die Kirche thut, und daß er den rechtmäßigen Sinn der Worte nicht umkehrt oder zerstört."

Wie läßt sich nun nachweisen, daß die anglikanischen Reformatoren und ihre Nachfolger nicht etwa bloß mit einem häretischen Bewußtsein die heiligen Weihen gespendet haben unter Beobachtung einer Materie und Form, welche unter gewissen Umständen von der katholischen Kirche selbst als genügend erachtet werden, sondern daß ihnen bei jenen Weiheakten wirklich die Intention abging, zu thun, was die Kirche thut? Die Intention ist ihrer Natur nach etwas rein Inneres, und in die Tiefen des menschlichen Herzens vermag kein Sterblicher hinabzusteigen; mithin läßt sich eine absolute und durchaus untrügliche Sicherheit in diesem Punkte nicht gewinnen. Indeß legt sich selbst das innere Heiligthum der Seele durch die beiden Vermittler für die Außenwelt, die Worte und Handlungen, den Blicken Anderer manchmal in einer Weise offen, welche ohne Vermessenheit ein Urtheil über die verborgenen Gedanken gestattet. Gewiß liegt es uns fern, mit untrüglicher Sicherheit auf den Mangel der wahren Intention bei der Spendung jener Weihen aus den nach Außen hervortretenden Äußerungen und Thatsachen schließen zu wollen, oder gar zu behaupten: es könne durchaus keine richtige Intention vorhanden gewesen sein; aber jene Worte, jene Facta, sollen uns belehren über das, was für den Zweck der gegenwärtigen Erörterung einzig nothwendig ist: ob nämlich die katholische Kirche Grund hat, in den Weihen, deren Anerkennung man kühn und zuversichtlich von ihr fordert, jene wesentliche Bedingung als wirklich erfüllt zu betrachten.

Vom Anfange der Welt nun bis auf unsere Tage herab hat sich in allen Religionen ein Priesterstand vorgefunden. In der Kirche Christi ist dieser der von Gott bestellte Vermittler der übernatürlichen Gnaden und steht da als ausgerüstet mit einer höheren Machtvollkommenheit, welche ihn von den Laien scharf abgrenzt. Ein eigentlich göttlicher Beruf geht dem Eintritte in diesem Stande voran, und eine im Namen Christi selbst vollzogene, übernatürliche Macht und Gnade spendende Weihe vermittelt denselben. Dieser Fundamentallehre des wahren Christenthums haben nun im Laufe aller Jahrhunderte die verschiedenen christlichen Ordinationsriten den bestimmtesten Ausdruck verliehen. Das ganze Capitel des Estcourt'schen Werkes, das

Digitized by Google

überschrieben ist: „Ancient Rites of Ordination“, stellt diese wichtige Wahrheit klar in's Licht. Die alten Pontificalien der orientalischen wie occidentalischen Kirche zeigen, wie daselbst dargethan wird, durch den aus den Weihegebeten hervorwehenden Geist, daß die Ordination als ein wahrhaft sacramentaler Act aufgefaßt wird, dazu bestimmt, höhere Gnadengeschenke und besondere geistliche Macht zu ertheilen; daß die Empfänger dieser Weihen als von Gott selbst auserkoren angesehen werden zur Verrichtung von Functionen, die sie sonst nicht hätten vollziehen können. Der hier ausgesprochene Gedanke befindet sich in vollkommener Harmonie mit dem katholischen Glauben und tritt uns unter Anderem klar entgegen in der Lehre vom sacramentalen Charakter der heiligen Weihen. Kein Wunder daher, wenn kein objectiver Grund vorliegt, an dem Vorhandensein der erforderlichen Intention auf Seiten jener Spender dieses Sacramentes zu zweifeln, welche von einem solchen Glauben beseelt sind.

Indeß, wie ändert sich die Sache, wofern man von dem Boden so wahrhaft christlicher Ideen auf das Gebiet des Anglikanismus hinübergeht und die daselbst agirenden Personen wie auch den Charakter ihrer geistlichen Verrichtungen eingehender prüft! Die oben citirte Saturday Review entwarf in neuester Zeit ein Bild der Gegenwart in den Worten: „Die wahre Idee eines Berufes zum geistlichen Stande ist in der englischen Gesellschaft erloschen.“ Und mit welch' heiligem Ernste die Weihehandlung von den Häuptern dieser Gesellschaft vollzogen wird, darüber legt der Verfasser des früher in dieser Zeitschrift (1873. V. S. 86) besprochenen Werkes: „My clerical friends“, ein überraschendes Bekenntniß ab. Nachdem derselbe erwähnt hat, wie er trotz des sorgfältigsten Nachdenkens eine Zeit der Vorbereitung auf die Ordination in seinem Leben nicht zu entdecken vermocht, sagt er von dieser selbst: „Wir kommen zu dem wichtigsten Zeitpunkt selbst. Die Ceremonie, der eine Prüfung vorherging und ein Mittagsessen folgte, war auf einen winzigen und fast unmerklichen Nebenpunkt zwischen diesen beiden Unterhaltungen beschränkt. Als ich in später Stunde voll dankbarer Gesinnung für die bischöfliche Gastfreundschaft in meine Wohnung zurückkehrte, bedurfte es für mich einer wahren Gedächtnißanstrengung, um die Thatsache zu constatiren, daß ich wirklich an diesem Tage die anglikanische Ordination empfangen hatte.“ Eine solche geistig-religiöse Verflachung in einem der wichtigsten Punkte des Christenthums beschränkt sich aber keineswegs auf die gegenwärtigen

Digitized by Google

Zeiten; dieselbe ist das treue Vermächtniß einer dreihundertjährigen Vergangenheit, und die Urväter der englischen Reformation können sich über die Entartung ihrer Söhne keineswegs beklagen. Denn in gar trauriger Weise haben gerade sie den alten katholischen Ritus verstümmelt und zerstört, so daß höchstens noch die wesentlichsten Formen erübrigen und gleich dürftigen Trümmern aus einer Stätte voll Tod und Verödung hervorragen. Betrachten wir für einen Augenblick jene Männer selbst in ihren religiösen Anschauungen und Richtungen; dann wird um so klarer einleuchten, in welcher Absicht dieselben an den altkirchlichen Ordinationsmodus zerstörende Hand angelegt, und ob die katholische Kirche in der That hinreichende Garantie besitzt, die bei der Spendung der neuformulirten Weihen vorhandene Intention als eine wahrhaft genügende zu betrachten.

Die Hauptpersönlichkeit bei Anfertigung des neuen Ordinals war Cranmer. Seine religiösen Anschauungen, besonders rücksichtlich des Sacramentes der Weihe, bekunden, daß sein Verkehr mit den damaligen Reformatoren auf dem Continent in ihm einen gelehrigen Schüler herangebildet hatte. Seine Principien können wir in folgende Sätze zusammenfassen: Daß die Weihe ein Sacrament sei, davon sage die heilige Schrift nichts. Den christlichen Fürsten einzig und allein liege auch in geistlichen Dingen die Sorge für ihre Unterthanen ob, und die Diener des Wortes Gottes seien nichts weiter als von diesen angestellte Beamte. Die bei Zulassung solcher Diener üblichen Ceremonien seien nur Sache der Convenienz und guten Ordnung, keineswegs aber der Nothwendigkeit. Eine Verheißung der göttlichen Gnade sei nicht mehr an die Übertragung des kirchlichen, als an die des staatlichen Amtes geknüpft. Die Apostel hätten Diener der Kirche nur aus dem Grunde angestellt, weil es damals noch keine christlichen Fürsten gegeben habe. Fürsten könnten Priester so gut wie Bischöfe machen und in gleicher Weise könne Solches das Volk durch Erwählung. Einer Consecration bedürfe es nicht, denn die Wahl oder die Anstellung genüge.

Ähnlich lautete das Glaubensbekenntniß Ridleys, Bischofs von London, eines Collegen Cranmers bei dem neuen Werke. Ein eigentliches Priesterthum und Opfer waren seinem Bewußtsein ganz fremde Dinge geworden. „Die ursprüngliche Kirche," behauptet er, „hat nie einen Altar gebraucht." Es wurde oben bereits des Barlow in dieser Hinsicht erwähnt. „Wenn die Gnade des Königs, des obersten Hauptes der englischen Kirche," so äußerte er sich 1540 Heinrich VIII. gegenüber, „irgend einen

Digitized by Google

Laien zum Bischof wählen sollte, ohne von einer Weihe auch nur zu sprechen, so wäre derselbe ein eben so guter Bischof wie der beste in England." Derartige Anschauungen gewannen rasche Verbreitung und pflanzten sich als ein unchristliches Erbtheil auf spätere Generationen fort. Die Idee des Priesterthums erlosch mehr und mehr, und die Weihen der katholischen Kirche wurden verachtet und verhöhnt. Wenn ein Hooker ausrief: „Keine Altäre sollte es mehr geben!"; wenn ein Whitaker seinen katholischen Anklägern die Antwort entgegen schleuderte, sie möchten ihre Weihen für sich behalten; wenn endlich ein Foulke wie ein Besessener schrie: „Wir verwünschen und bespucken euere antichristlichen Weihen", so waren alles dieses nur Äußerungen, welche in dem Munde der anglikanischen Theologen von Geschlecht zu Geschlecht widerhallten. Um auf die während des ersten anglikanischen Jahrhunderts rücksichtlich der Weihe herrschende Ansicht einiges Licht zu werfen, führen wir noch die Bemerkung Macaulay's an, daß im Jahre 1661 „zum ersten Male bischöfliche Weihe als unerläßliche Bedingung zu kirchlicher Anstellung und Erhebung betrachtet wurde"; sowie die eines neueren englischen Schriftstellers: „Während mehr als hundert Jahren erkannte der englische Klerus nicht die Nothwendigkeit giltiger Weihen an."

Wenn nun die hochkirchlichen Reformatoren von solch' einem Geiste getragen waren, so mußten sie denselben naturgemäß auch der nunmehr neu zu gestaltenden Liturgie einhauchen, und die innere Umwandlung derselben mußte trotz etwaiger Beibehaltung von äußeren Formen eine durchaus gründliche werden. In dem Common-Prayer-book ist denn auch bezüglich der Weihen durch Verstümmelung oder Hinzusetzung von Ceremonien und Gebeten die Idee eines Sacramentes, sowie der Hinweis auf eine besondere sakramentale Gnade, auf einen übernatürlichen geistigen Charakter, endlich auf eine höhere priesterliche oder bischöfliche Vollmacht und Gewalt gänzlich verwischt, so daß nur noch einige an sich zweideutige Bruchstücke der alten Formen übrig geblieben sind, deren Sinn aber durch Weglassung und Hinzufügung völlig verdreht erscheint. Während z. B. für die Diakonatsweihe das römische Pontifical in der Allerheiligen-Litanei eine Bitte um Heiligung und Weihung der Ordinanden (ut hos electos consecrare digneris) einflicht; während es die Handauflegung mit den Worten begleiten läßt: Accipe Spiritum sanctum etc.; während es endlich in der gespendeten Weihe die Mittheilung einer inneren

Digitized by Google

Conſecration anerkennt, findet ſich alles dergleichen im Common-Prayer-book eliminirt. Da wird im Anfange nur gebetet um pünktliche Erfüllung der Amtspflichten (duly execute their office); da heißt es weiterhin nur: Nimm die Gewalt zur Ausübung des Amtes eines Diakons; endlich kennt dasſelbe ſtatt der innern Weihe abermals nur ein äußeres Amt (office).

Hinſichtlich der Prieſterweihe wurde die Übergabe des Kelches nebſt Hoſtie urſprünglich auf drei Jahre beibehalten (1549—1552) und ſo der Schatten und Schein eines katholiſchen Ritus noch bewahrt, aus dem aber ſchon damals der innere Geiſt und kirchliche Sinn durchaus entſchwunden war. Denn jene Ceremonien wurden nur beibehalten im Sinne der lutheriſchen Theologen und mit den von dieſen empfohlenen Worten. In der von 1549—1661 im Common-Prayer-book vorgeſchriebenen Form heißt es nämlich alſo: „Empfange den heiligen Geiſt; deren Sünden du nachläſſeſt u. ſ. w. — und ſei ein treuer Verwalter des Wortes Gottes und ſeiner heiligen Sacramente.“ Dieſe letzteren Worte waren neu eingeführt und keineswegs ein Theil des alten Ritus, dieſelben ſtammen von Luther; ſie ſind von ihm erfunden, zu dem Zwecke, um zu leugnen, daß die Prieſter der Kirche Gewalt beſitzen, zu conſecriren, zu opfern und zu abſolviren — und wurden in eben dieſer Faſſung von den Lutheranern gebraucht, um dem Prieſterthum jede andere Funktion und Vollmacht außer der Verkündigung des Wortes Gottes und der Spendung der Sacramente zu beſtreiten. Was Luther von den Sacramenten hielt und wie er die Sündenvergebung betrachtete, brauchen wir nicht weiter zu entwickeln. Die im Common-Prayer-book enthaltene anglikaniſche Lehre über Euchariſtie und Meßopfer aber iſt von der lutheriſchen nicht unterſchieden. Trotz der Beibehaltung des Außenwerkes der Meſſe iſt den Anglikanern der Glaube an ein wahres Opfer und eine euchariſtiſche Conſecration völlig abhanden gekommen. In dem Meßritus erſcheint jeder Ausdruck eliminirt, welcher die Idee eines wirklichen Opfers nahelegt, und einzig die Vorſtellung einer einfachen Gedächtnißfeier des Kreuzesopfers bleibt übrig. Deßhalb werden gewiſſe Theile, wie z. B. Introitus, Kyrie, Gloria, Credo, Präfation, Sanktus, Paternoſter u. ſ. w. unverſehrt aufrecht erhalten; aber bei den für den gegenwärtigen Zweck bedeutungsvollen Theilen, beim Offertorium und im Kanon, treten die gewaltſamſten Alterationen ein, ja es ſind ſogar die Offertoriumsgebete

Digitized by Google

nebst Secreten gänzlich ausgelassen, im Kanon aber u. A. folgende Veränderungen angebracht: Statt der Worte: uti accepta habeas et benedicas haec dona, haec munera, haec sancta sacrificia illibata, imprimis quae tibi offerimus u. s. w., setzt das Common-Prayer-book: „daß du annehmest diese unsere Gebete, welche wir deiner Majestät darbringen"; statt der Worte: pro quibus tibi offerimus vel qui tibi offerunt hoc sacrificium laudis, pro redemptione animarum suarum u. s. w., heißt es dort: „diese Gemeinde, welche hier in deinem Namen versammelt ist, um das Andenken an den glorreichen Tod deines Sohnes zu feiern" und ähnlich an andern Stellen. Wie aber der Glaube an das eucharistische Opfer im Common-Prayer-book fehlt, so nicht weniger der an die wirkliche Gegenwart des Heilandes im heiligen Sacramente. Es ist bekannt, daß ein Theil der heutigen Anglikaner sich zum Glauben an die reale Gegenwart bekennt; aber wer logisch denken will, der muß mit Estcourt (S. 340) sagen: „Diejenigen, welche das Common-Prayer-book anerkennen und gebrauchen, bekennen eben dadurch offen und klar, daß sie, den katholischen Glauben verdammend, das Priesterthum der Kirche leugnen, kein eucharistisches Versöhnungs- und Bittopfer, keine reale Gegenwart Christi in der Eucharistie annehmen, und nur glauben, die Eucharistie sei eine bloße Gedächtnißfeier und Christus werde in derselben dargereicht, empfangen und genossen, nicht wirklich und sacramentalisch, sondern einzig in geistiger Weise und durch den Glauben."

Kehren wir nun nach dieser, wenn auch etwas längeren, so doch keineswegs überflüssigen Abschweifung zur Priesterweihe zurück. Die oben angestellte Erörterung zeigt, daß das anglikanische Glaubensbewußtsein rücksichtlich des im Christenthum vorhandenen äußeren Opfers nichts weniger als einen „Priester" im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes erfordert. Wenn indeß die Reformatoren des Continents mit diesem Titel aufräumten und dafür den eines „Kirchendieners" (minister) einführten, so behielten zwar die englischen Reformatoren denselben gleich so vielen anderen katholisch-klingenden Namen bei, blieben aber auch hierin jener Gewohnheit getreu, der gemäß sie die äußeren Worte bestehen ließen, deren Sinn und Bedeutung aber wesentlich alterirten. Die oben erwähnte, für die Priesterweihe ursprünglich angeordnete Formel kann daher auch im Munde eines anglikanischen Bischofs nichts weiter besagen als: „Empfange den heiligen Geist zur treuen Erfüllung deiner Pflichten." Die anglikanische Kirche

Digitized by

ſelbſt hat letzteren Sinn noch deutlicher zum Ausdrucke gebracht, als ſie 1662 die bis dahin vorgeſchriebene Formel in folgende umänderte: „Nimm hin den heiligen Geiſt für das Amt und Werk eines Prieſters (office and work) in der Kirche Gottes, welches dir durch unſere Handauflegung jetzt übertragen wird; deren Sünden du vergibſt u. ſ. w.“ In den vorbereitenden Gebeten wird, im Gegenſatze zu dem erhebenden katholiſchen Ritus, einfach Gott gedankt, daß er die Ordinanden zu dem gegenwärtigen Amt und Kirchendienſt berufen; aber von einer an Gott gerichteten Bitte, dieſelben huldvoll anzunehmen, zu Prieſtern zu machen, mit höherer Gnade und Vollmacht auszurüſten, iſt keine Rede. Ganz ähnlich verhält es ſich endlich mit der Biſchofsweihe. Auch hier tritt auf's Neue nur ein äußeres Amt, keineswegs aber eine innere ſacramentale Weihe hervor. So richtet zu Anfang der Erzbiſchof an die Gemeinde die Worte: „Laſſet uns beten, bevor wir den Präſentirten zu dem Werke zulaſſen, zu welchem der heilige Geiſt ihn, wie wir hoffen, berufen hat.“ Nach der Allerheiligenlitanei (wiederum mit Auslaſſung des ut sanctificare et consecrare digneris) folgt ein Gebet, daß der Erwählte ſein Amt pflichtmäßig ausüben möge. Das alte Pontificale ſpricht von dem Ordinanden als einem zur Weihe des Epiſcopats Erwählten, einem zu Weihenden; das Common-Prayer-book kennt ſo etwas nicht und redet nur von „Zulaſſung zur Regierung der Gemeinde Chriſti, in der Kirche Chriſti.“ Deßhalb geſchieht auch der in erſterer angeführten biſchöflichen Funktionen: Episcopum oportet consecrare, ordinare, offerre u. ſ. w. keine Erwähnung; in der ſogenannten „examination“ wird nur angeſpielt auf das „Regieren, Unterrichten, Ermahnen, Strafen und Ähnliches.“ Erſt nach hundert Jahren (1662) kam der Zuſatz: „Ordiniren“; von der früheren Faſſung dagegen war auch nicht die geringſte Andeutung von irgend einem Akte, der eine wirkliche potestas ordinis erfordert hätte.

Aus dieſen Gründen, die ſich leicht durch ähnliche vermehren ließen, geht unzweifelhaft hervor, daß die anglikaniſchen Weiheriten lediglich unter dem Geſichtspunkte der Zulaſſung zu einem Amte, der rein äußeren Einführung in dasſelbe aufgefaßt werden, zu welch' letzterer ebenſowohl Fürſten als Biſchöfe die Macht haben, ohne daß es einer kirchlichen Ceremonie dazu bedarf, keineswegs aber als Spendung eines Sacramentes. In den altkirchlichen Pontificalien erſcheinen Diakonat, Presbyterat und Epiſcopat allerdings auch als ein Amt, ein Werk,

Digitized by Google

aber nicht einzig als ein solches rein äußerliches Amt; dieselben fassen vielmehr zugleich ein der Seele inhärirendes göttliches Gnadengeschenk, eine innere höhere Weihe und Gewalt, einen sacramentalen Charakter in's Auge. „Die anglikanischen Bischöfe und Geistliche unter der Regierung Elisabeths waren," wie Estcourt bemerkt, „nichts weiter als geistliche Lord-Lieutenants und Beamten der Krone, und einem solchen Ideal," fügt er bei, „entspricht der anglikanische Ordinationsritus durchaus, indem er eben nur ein Ritus der Zulassung zu einem Amte ist."

Daß die Anglikaner die Weihe einzig unter diesem Gesichtspunkte auffassen, erhellt ebenfalls aus dem 23. unter den 39 Artikeln der Königin Elisabeth, sowie aus der Vorrede zum Weiheritus in dem 1662 revidirten und noch heute giltigen Common-Prayer-book. „Niemand," heißt es in letzterer, „soll als gesetzmäßiger (lawful) Bischof, Priester oder Diakon in der vereinigten Kirche von England und Irland angesehen werden, der nicht gerufen, erprobt, geprüft und zugelassen ist, gemäß der hier folgenden Form (called, tried, examined and admitted)." Somit wird die Weihe einfach zu einer Sache des äußeren Kirchenregiments gestempelt.

Kommen wir jetzt zum Schlusse. Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß die für die anglikanische Ordination noch beibehaltene Form und Materie, an sich und absolut genommen, nicht ohne Weiteres verworfen werden könne. Indeß es handelt sich nicht darum, ob diese Ordinationsform strenggenommen in sich genüge, sondern ob hinreichende Bürgschaft dafür geboten werde, daß die anglikanischen Spender der Weihen bei Anwendung einer solchen Form auch die wesentlich erforderliche Intention hatten, zu thun, was die Kirche thut. Allerdings braucht nun Jemand, um mit dieser Intention die heiligen Weihen zu ertheilen, keineswegs ausdrücklich (explicite) und formell zu intendiren, ein Sacrament zu spenden oder eine specielle innere Gnade und Vollmacht zu verleihen; wenn er indeß diese Meinung nicht einmal einschlußweise (implicite) hegt, im Gegentheil dieselbe positiv und zwar in wirksam überwiegender Weise ausschließt, so wird auch bei einer an sich zureichenden Form und Materie die sacramentalische Handlung eine einfachhin ungiltige. Indem nun die anglikanischen Reformatoren den altkirchlichen Weiheritus, ihren abweichenden dogmatischen Anschauungen zufolge, in einer Weise änderten, daß sie trotz der etwaigen Aufrechterhaltung der durchaus wesentlichen Ordinationsform

Digitized by Google

die verschiedenartigsten Abänderungen einführten und zwar mit der offen zu Tage liegenden Absicht, den sacramentalen Charakter dieses kirchlichen Aktes und die Übertragung jeder höheren Macht und Weihe durch denselben zu leugnen und die Weihehandlung selbst nur mehr als eine rein äußere Zulassung zu einem kirchlichen Amte hinzustellen, so ist wohl klar genug, daß sie bei ihren Weihen durchaus nicht die Absicht haben konnten, ein Sacrament zu spenden und durch Vollziehung jenes Ritus eine innere Gnade und Vollmacht zu ertheilen. Da ferner durchaus kein Beweis dafür vorliegt, daß sie die Intention hatten, sich der ursprünglichen christlichen Kirche zu conformiren, im Gegentheil wichtige Gründe gegen das Vorhandensein dieser Absicht geltend gemacht werden können, so erscheint gewiß die Annahme nicht unberechtigt, daß sie in keiner Weise, auch nicht implicite, das thun wollten, was die Kirche thut, daß sie vielmehr die wirksame und vorwiegende Intention hatten, einzig und allein ein äußeres Kirchenamt zu übertragen. Eine derartige Verkehrung der wahren Intention muß aber zugleich ihre Rückwirkung ausüben auf die noch übriggelassene, an sich völlig vage und zweideutige Form der Weihe, indem durch die also hinzutretende Bestimmung der ächte kirchliche Sinn derselben vernichtet wird, was in dem oben erwähnten abyssinischen Fall durchaus nicht stattfindet. So lange mithin keine positiven Beweise für das Gegentheil vorgebracht werden, hat die Kirche im Hinblicke auf die Anschauungen und Äußerungen der tonangebenden anglikanischen Lehrer, im Hinblick ferner auf die in dem alten Ritus eingeführten Veränderungen und die bei diesen Veränderungen zu Tage tretenden Absichten mehr als hinreichenden Grund, auf einen Mangel der erforderlichen Intention bei den anglikanischen Weihen zu schließen und somit die Anerkennung derselben als giltiger Ordinationen zu verweigern. Will man aber dagegen geltend machen, daß in neuerer Zeit gar manche Consecratoren die nothwendige Intention gehabt haben können, so würde der Grundsatz seine Geltung haben: Quod ab initio vitiosum est, tractu temporis convalescere nequit.

Somit wären wir am Schlusse unserer Untersuchung angelangt; sie hat dargethan, daß die Anglikaner sich mit gar zu kühnen Hoffnungen schmeicheln, wenn sie ihre Weihen von der katholischen Kirche anerkannt sehen wollen, und daß der heilige Stuhl durchaus keinen Grund hat, von seiner dreihundertjährigen Praxis in Bezug auf diese Weihen abzugehen.

B. Winkler S. J.

Digitized by Google

Luiſe de Carvajal y Mendoza.

Ein Bild aus Tagen der Verfolgung.

II.

Esposas dulces! lazo deseado!
Ausentes trances! hora vitoriosa!
Infamia felicissima y gloriosa
Holocausto en mil llamas abrasado!

O ſüße Feſſeln, o erſehnte Bande!
Von fern gegrüßt ſei, Stunde ſieggeehrt,
Glückſel'gen Kampfes, ruhmgekrönter Schande,
Da heil'ge Gluth das Opfer ganz verzehrt.

Mit dieſen Worten glühender Begeiſterung feierte Luiſe in einem ihrer Sonette das Sehnen eines Martyrers nach dem Heldentod. Es war kein bloßes Verſe-Geklingel. Was ſie da ausſprach, war ihre volle Überzeugung und das Sehnen ihres eigenen Herzens. Schon frühe als Kind hatte ſie der Gedanke des Martyrthums, in der Geſchichte der Kirche ſo eng verſchwiſtert mit dem der chriſtlichen Jungfräulichkeit, mit mächtiger Gewalt an ſich gezogen. Die Kunde von den Martyrern in Granada, wohl oft erzählt im Kreiſe ihrer Familie, mag ihn mit der ganzen Friſche gegenwärtiger Neuheit verſtärkt und unauslöſchlich ihrem Herzen eingeprägt haben. In der ſteten Betrachtung des Leidens Chriſti wuchs er heran zu einem Element ihres Geiſteslebens, und in ſtetem Opfer und heldenmüthiger Entſagung ſchwang er ſich als dominirendes Element über alle ihre jugendlichen Ideale empor.

Es kommt mir ungemein ſchön und rührend vor, daß in einem Hauſe, wo gewiß von der unbeſieglichen Armada die Rede war, wo man ihre Ausrüſtung, ihre Schwierigkeiten, ihr Auslaufen, ihre Hoffnungen und Ausſichten, ihre elende Niederlage mit dem größten Intereſſe beſprach, in Madrid, in der Atmoſphäre des katholiſchen Königs, freilich nicht im Geiſte ſeiner großen Politiker, ſondern im Herzen eines frommen Kindes ein ganz anderer Plan zur Rückeroberung Englands auftauchte, ein Plan, der alle politiſchen Abſichten Philipps überlebt hat, und der langſam, aber ſiegreich ſich durch drei Jahrhunderte durchgekämpft und dauernde Erfolge geſchaffen hat, der Plan, den Katholicismus in England durch Leiden und Martyrium, durch den Heldenmuth des Glaubens zu erhalten. Das iſt ja ſchließlich das alte, große Stratagem, welches das Chriſtenthum durch die Katakomben aufs Kapitol geführt hat, welches im Oſten und Weſten die hehrſten Triumphe errang, während die hoffnungsloſen Zwittergeſtalten halb religiöſer, halb temporell-politiſcher Tendenzen an mächtigen Gegnern zuſammenbrachen. Die Sache der Kirche iſt nicht an das Schickſal und die Proſperität irdiſcher Throne gebunden. Die allerchriſtlichſten und die allerkatholiſchſten Monarchen und Nationen können Fiasko machen. Die

Digitized by

Kirche wird siegen, siegen durch keine Armada, sondern durch Leiden und Martyrium. Ehre der spanischen Heldenmaid, welche in einem Jahrhundert so reich an diplomatischen Transaktionen und politisch-kriegerischer Tentamina zu Gunsten des Katholicismus den wahren Weg zum Siege so richtig erfaßt hat, und ihn, so weit sie nur konnte, ritterlich gegangen ist!

Sie war ein Mädchen von etwa 12 Jahren, als der Name Englands und der Ruhm seiner neuen Martyrer und Bekenner an dem Horizonte ihrer Seele aufblitzte und ihr der erste Gedanke kam, dort für den Glauben zu sterben. Er kam ihr selbst seltsam und abenteuerlich vor und sie wagte nicht, ihn dem Vicekönig, ja nicht einmal ihrem Beichtvater mitzutheilen. Aber ohne zu wollen ward sie davon gefesselt, und als sie einige Zeit später von dem Martyrtode Campians in London hörte, schlug er helle Flammen in ihrer Seele. Ein Jahr nach dem Unglück der Armada (sie war 21 Jahre alt) war er bereits zum Entschluß geworden. Doch hielt sie es für angemessen, diesen Entschluß noch reiflich vor Gott zu prüfen und ihn dem Gebete frommer und heiliger Personen anzuempfehlen. Das stille, arme Leben, das sie in Madrid führte und nachher in Valladolid fortsetzte, galt ihr nur als Vorbereitung zu diesem großen Lebensprojekt, der Jornada de Inglaterra. Tag und Nacht träumte sie davon; wo sie konnte, suchte sie Nachrichten über die englische Verfolgung zu erhalten. Die Verbindung mit dem englischen Missionsseminar in Valladolid bot ihr auch reiche Gelegenheit, ihren heiligen Eifer zu nähren und noch mehr zu entfachen. Die Hindernisse, die sich ihrem Vorhaben entgegenstellten, waren zum Theil abmahnende Stimmen aus ihr befreundeten und wohlwollenden Kreisen, dann aber hauptsächlich der Prozeß, der über ihr Vermögen hängig war. Wie es scheint, wollten sich eigensüchtige Verwandte auf Kosten ihrer heiligen Entsagung bereichern und es dauerte Jahre, bis ihre Rechte auf das ihr zustehende Vermögen zur Anerkennung kamen. Diese Rechte wollte sie um keinen Preis aufgeben, — wie sie sich selbst ganz Gott hingegeben, so wollte sie auch Alles, was sie hatte und auf was sie Anspruch hatte, dem Dienste Gottes widmen. Sie gab also nicht nach, und es wurde ihr schließlich Gerechtigkeit. Das gerettete Vermögen wurde vollständig zur Stiftung eines Noviziats der Gesellschaft Jesu in Löwen verwandt, das im Jahr 1606 eröffnet, schon nach zwei Jahren England einen neuen Apostel und Martyrer schenkte, Thomas Garnet, einen Neffen des Provincials gleichen Namens, der, der Theilnahme an der Pulververschwörung bezichtigt, als Martyrer das Blutgerüst bestieg. Von welcher Bedeutung diese Stiftung Luisens war, ist daraus abzunehmen, daß der Orden, der a. 1598 in ganz England nur 19 Mitglieder zählte, im Jahre 1620 (also 14 Jahre nach Errichtung des Löwener Noviziats) schon 109 Missionäre in England und wohl ebensoviele Candidaten des Missionswerkes auf dem Continente hatte, von denen mehr als einer als Glaubenszeuge im Kerker oder auf dem Schaffote starb, während stets neue Kämpfer bereit standen, die freigewordenen gefahrvollen Posten zu besetzen. Sie hatte sich anfänglich von ihrem Einkommen eine Jahresrente von 200 Dukaten ausbedungen. Aber kaum war das Dokument aufgesetzt, als sie die Feder ansetzte und es durch-

Digitized by Google

strich, um die Armuth auch fürder streng zu beobachten und ganz an die Mildthätigkeit Anderer gewiesen zu sein.

Im Jahr 1605 kam ihr Projekt, zu dessen Ausführung sie sich schon vorher durch ein Gelübde verpflichtet hatte, zur Reife. Das entscheidende Wort sprach ihr Seelenführer nach der reiflichsten Prüfung ihrer Berufs. Sie nahm brieflich Abschied von ihren Verwandten, mündlich von ihren bisherigen Gefährtinnen und ließ auch die liebste derselben, Inez, — ohne ein Zeichen der Wehmuth oder der Betrübniß — in Spanien zurück. Ihre Begleitschaft bildeten ein Priester, zwei Diener und ein katholisches Ehepaar, das nach England zurückkehrte, ihr fremde, aber gute, brave Leute. Die Reise war eine — für jene Zeit — lange, mühsame und beschwerliche. Die Herbergen in Spanien waren so elend als nur möglich — oft fehlte es da an Lebensmitteln, oft an Brennmaterial, oft an Beidem zugleich — und es war ein harter, rauher Winter, mit Regen und Wind und Frost und Schneegestöber. Die Pfade waren schlecht und mehr als einmal entgingen sie nur mit Noth der Gefahr des Ertrinkens. Aber Luise war so froh und zufrieden, als wenn sie nach langer Verbannung der Heimath zupilgerte; näherte sie sich doch mit jedem Tage der mühsamen Wanderschaft dem lang- und heißersehnten Ziele. Über Paris und Rouen erreichten sie St. Omer. Brüssel wurde umgangen, um einen Besuch bei der Infantin Isabella, ihrer Jugendfreundin, zu vermeiden.

So unromantisch im kalten Winter die Reise durch die Pyrenäen für die damals bereits sehr schwächliche und kränkliche Dame war, so ungemüthlich war die Überfahrt über den stürmischen Kanal. Der Wind wurde heftig, die See ging hoch und trieb sie gegen die holländische Küste, welche wegen der dort gegen die Franzosen kreuzenden Schiffe gefährlich war. Glücklich entgingen sie beiden Gefahren. Aber jetzt begann für Luise die Gefahr erst recht.

Die Pulververschwörung hatte den religiösen Fanatismus der englischen Protestanten auf's Höchste gesteigert. Der Haussuchungen war kein Ende. Bei Tag und bei Nacht, in London und auf dem Lande, in vornehmen Schlössern und armen Privathäusern wurde auf verkappte Priester und Jesuiten, auf Meßgewänder und Rosenkränze, auf katholische Bücher und Reliquien gefahndet. Obwohl dem König keine moderne Polizei zu Gebote stand, hatte der Heißhunger nach katholischem Geld eine ganze Rasse von Katholikenfängern erzeugt, die schlimmer als eine organisirte Gendarmerie im Auftrage des allmächtigen Staates und seiner Gesetze das englische Hausrecht mit Füßen traten, und den Tower, Tyburn und andere Gefängnisse mit katholischen Hochverräthern bevölkert. Zwei Tage nach der Ankunft Luisens in England, war Garnet am hellen Tag in London gehängt und geviertheilt worden und die Wuth der Verfolgung hatte sich noch nicht im Mindesten gelegt. Auch der Frauen ward nicht geschont; sie wurden in den Kerker geworfen und auf die Folter gespannt, sobald das geringste Anzeichen erwies oder zu erweisen schien, daß sie mit katholischen Priestern in brieflichem oder mündlichem Verkehr gestanden.

Es ist wahr, trotz der unausgesetzten Jagd hatten sich katholische Familien

Digitized by Google

und katholische Priester im Lande erhalten. In den Verstecken stiller Waldschlösser, wie in ungeahnten Kapellen der Hauptstadt selbst wurde noch das hl. Meßopfer dargebracht. Aber der Gottesdienst und das katholische Leben hatte ganz wieder den Stil der Katakomben angenommen. In stiller Nacht am frühesten Morgen fanden die Zusammenkünfte der Gläubigen statt. Die Missionäre durchstreiften in den sonderbarsten Verkleidungen das Land und waren jeden Augenblick der Erkennung, der Entdeckung und dem Tode ausgesetzt. In den Correspondenzen mit dem katholischen Ausland mußte man fingirte Namen gebrauchen, alle Äußerungen des Glaubens mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, und bei aller Vorsicht noch vor zudringlichen Spähern und treulosen Freunden auf der Hut sein. Es ist charakteristisch für die Lage, daß uns in Bezug auf die Freunde und Bekannte Luisens in England fast alle Namen fehlen. Die Familie in Kent, bei der sie zuerst freundliche Aufnahme fand, wird nicht mit Namen genannt. Luise hatte hier übrigens kaum einen Monat von den Strapazen der Reise ausgeruht, als das abgelegene und ungenannte Haus (wahrscheinlich einer vornehmen katholischen Familie angehörig) als Priesterversteck denuncirt und zum Gegenstand einer rücksichtslosen Haussuchung gemacht wurde. Wie es aber oft geschah, die Jesuitenriecher und Plünderer machten im Voraus zu viel Lärm, und die Familie hatte Zeit, in verschiedenen Abtheilungen und auf verschiedenen Umwegen nach London zu entkommen.

Diese Stadt hatte damals schon begonnen, wie ein riesiges Korallenriff ihre Arme der Themse entlang und weit über die Themse nach Southwark und Lambeth auszustrecken und sich nach allen Seiten hin zur künftigen Weltstadt zu entwickeln. Von Westminster nach dem Tower braucht man mehr als eine Stunde zu Fuß, und diese ganze Distanz war schon damals mit Häusern und Straßen verbunden. Dabei war die alte City zu gutem Theil ein Knäuel von engen und krummen Straßen, in welchen der Fremde so gut wie heute einen Führer brauchte, während der Einheimische tausend Winkelzüge machen und in dem Gewirr der großen Stadt sich völlig unsichtbar machen konnte, um sich der Verfolgung zu entziehen. Bei dieser bedeutenden Dimension und der unregelmäßigen Agglomeration der Stadt, besonders aber wegen des lebhaften Verkehrs zu Schiff und Barke auf der Themse und des Zusammenströmens so vieler fremden Handelsleute, war es verhältnißmäßig leichter, sich hier zu verstecken, als an vielen Orten auf dem Lande, und London war die gewöhnliche Zufluchtsstätte der Katholiken, wenn sie auf dem Lande nicht mehr sicher waren. So fand auch Luise de Mendoza für den Augenblick ein Versteck in einem Häuschen daselbst. Aber nur kurze Zeit. Die Leute, zu denen sie kam, waren über die stets wachsenden Schrecken der Verfolgung ganz außer sich gerathen. Da Spanien der Theilnahme und geheimen Unterstützung an der Pulververschwörung bezichtigt worden war, da von einer spanischen Armee die Rede war, die von Flandern her die triumphirenden Verschwörer hätte unterstützen sollen, da Jedermann in den Spaniern die gefährlichsten aller Papisten witterte, so wurde die kühne Spanierin, die noch fast kein Wort Englisch konnte, mit ihrer rückhaltslosen Frömmigkeit und

Digitized by Google

ihren Martyrerbegierden den guten Gastleuten bald ein Gegenstand nicht unbegründeter Furcht und peinlicher Verlegenheit. Sie suchten sie um jeden Preis loszuwerden, sie wurde von einer Familie in die andere bugsirt, überall mit Furcht und Kälte aufgenommen. Die Dame, zu der sie zuletzt kam, erklärte ihr rund heraus, sie weder selbst behalten, noch ihr ein weiteres Versteck geben zu können.

Bei einer solchen Lage wurde natürlich Luisens Absicht gänzlich vereitelt, die englischen Katholiken im Glauben zu bestärken; sie hätte sogar ihren englischen Aufenthalt selbst aufgeben müssen, hätte sie nicht einige Zeit zuvor den spanischen Botschafter in London, Don Pedro de Zuniga, durch seinen Kaplan, den Fray Juan de San Augustino, späteren Erzbischof von Toledo, kennen gelernt. An seiner freundlichen Einladung, im Gesandtschaftshotel zu wohnen, war nunmehr nicht vorbeizukommen. Luise hatte zwar im Sinne gehabt, ein eigenes Häuschen zu miethen. Aber dann wäre sie von den Katholiken völlig abgeschnitten, der täglichen Messe beraubt, bei ungenügender Kenntniß des Englischen zur Unthätigkeit verdammt, und, wie Zuniga meinte, beständiger Lebensgefahr preisgegeben gewesen. Sie nahm also seine Gastfreundschaft an und lebte ein Jahr ganz zurückgezogen in seinem Hause, indem sie ihre früheren frommen Übungen fortsetzte und sich dem Studium der englischen Sprache widmete, einer Arbeit, die ihr anfänglich unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien, die sie aber in ungefähr einem Jahr glücklich zu Ende brachte. Kaum war sie so weit, da dachte sie gleich daran, die erworbenen Kenntnisse im Dienste der armen Katholiken und zu Werken der Bekehrung zu verwerthen. Aber der Gesandte wollte nichts von einem so heikeln, lebensgefährlichen Unternehmen wissen; selbst Fray Juan war weit entfernt, es zu befürworten; er setzte seine ganze eindringliche Beredsamkeit daran, sie davon abzubringen. So tief und mächtig waren die religiösen Momente, die er zu Hilfe nahm, daß Luise wirklich einen Augenblick schwankte. Nach so viel Mühen, Leiden und Enttäuschungen mußte es ihr wie eine himmlische Vision vorkommen, im Frieden eines Klosters, unter edlen befreundeten Seelen, in einem katholischen Lande, ihre Tage ganz dem Gebet und heiligen Übungen zu widmen. Wie sie sich selbst ausdrückte, war ihr England „ein unausstehliches Land", ein wahres Fegfeuer — und das Schlimmste war — es war für sie rein nichts zu machen — von Freund und Feind gleichermaßen gehindert, konnte sie in ihrer Zelle nicht mehr thun, als was sie im Kloster hätte thun können — beten und leiden. Es war eine harte Probe für ihren Entschluß. Aber trotz des vorübergehenden Gedankens gab sie ihn nicht auf. Ihre Festigkeit erschütterte den Widerstand ihrer Freunde, Fray Juan fing an, an die Wirklichkeit ihres Berufs zu glauben, und als bedeutende Männer in Rom und schließlich selbst Papst Paul V. sie ermuthigte, zu bleiben — da gab auch Don Pedro nach, gestattete ihr des weitern, bei ihm zu wohnen und dem Impuls ihres Seeleneifers zu folgen.

Schon ihr Bleiben, ihre ganze Haltung, ihr unerschrockenes Auftreten war eine beredte Predigt, ein mächtig wirkendes Apostolat. Für die vielen Katholiken, welche im Herzen noch katholisch, aber von der ewigen Hetze er-

Digitized by

schöpft, der stets sich wiederholenden Expropriationen müde, von allem zeitlichen Gewinne und Vorankommen abgeschnitten, der beständigen Gefahr ausgesetzt waren, die Waffen zu strecken und sich den Zeiten anzupassen, war es ein mächtiges Beispiel, daß eine Dame vom höchsten Rang, reich, beliebt, an einem der ersten europäischen Höfe geschätzt und angesehen — Heimat, Freunde, Reichthum, Genuß, ja selbst die freie Ausübung ihrer Religion opferte, um mit ihnen diese schwere, drückende Verfolgung zu theilen. „Es ist," schreibt ein Missionär jener Zeit, „als ob diese Frau von der Vorsehung hieher geschickt worden wäre, um unsern Mangel an Muth zu beschämen. Das Beispiel, das sie gibt durch ihr kühnes Bekenntniß des katholischen Glaubens und ihr Verlangen nach dem Martyrthum, ist ein beständiger Vorwurf für unsere Furchtsamkeit." Während ganze Schaaren von Häschern in London zu Fuß und Roß herumzogen, um verborgene Katholiken aufzuspüren, ging Luise, nur von einer Magd begleitet, in der Stadt herum, um auch Katholiken zu suchen, um sie kennen zu lernen, ihnen Freude zu machen, sie zu trösten, sie aufzumuntern, das Elend der Kranken zu lindern, im Glauben Schwankende zu befestigen und, wenn möglich, Abgefallene zu bekehren. Mitten in London, in einer der belebtesten Straßen (Cheapside — in der Nähe der heutigen Paulskirche) stand noch ein Kreuz, das um seines Kunstwerthes willen und als Ornament eines der ältesten Gebäude der allgemeinen Zerstörungswuth entgangen war. Schon in den ersten Monaten ihres Londoner Aufenthalts, als die Aufregung der Pulververschwörung noch auf ihrem Höhepunkt war, begnügte sich Luise nicht, dem heiligen Bilde durch eine Verbeugung ihre Ehrfurcht zu beweisen — sie kniete wie in einem katholischen Lande offen und unerschrocken vor ihm nieder und verrichtete ihre Andacht, während um sie Flüche und Schmähungen, Steine und Todesdrohungen um sie regnete. Ebenso unerschrocken ging sie in Läden, wo sie Karrikaturen auf den Papst ausgestellt sah, kaufte sie auf, riß sie in Stücke, trat sie mit Füßen und sagte: „Was für sonderbare Leute müssen das sein, die so abscheuliche Bilder malen mögen!" Bei der Lage der Dinge war es ein halbes Wunder, daß sie ihre Kühnheit nicht mit dem Tode büßte, und Fray Juan, dem das einfache als tollkühne Verwegenheit erschien, verbot ihr für die Zukunft solche Dinge. Daß inzwischen solcher Heldenmuth stärkend auf die verfolgten Katholiken wirken mußte, ist selbstverständlich, und Luise ermangelte nicht, wo anderes nicht ausreichte, sich auf ihr eigenes Beispiel zu berufen. „Bisweilen," schreibt sie in einem ihrer Briefe, „wenn ich die Katholiken anspore, kühn zu sein und nicht in dem Bekenntniß ihres Glaubens zu wanken, sagen sie mir, ich hätte leicht reden, ich sei nicht denselben Gefahren und Geldverlusten ausgesetzt. Da antwortete ich ihnen: „Schauet nur zu, ob euer König euch je auf eine größere Armuth herunterbringen kann, als ich sie übe, und sollte es je so weit kommen, so würdet ihr noch durch eure Liebe zur Heimath getröstet werden, das mächtigste Gefühl, das Jemand haben kann, ihr sähet euch noch von eueren Verwandten und Freunden umgeben. Und ferner seid ihr nicht in Spanien geboren und wisset nicht, was es heißen will, es gegen England vertauschen. Über das hinaus kann nichts gehen!" Diese Worte lassen uns

Digitized by Google

ahnen, wie hart ihr der Aufenthalt in England wurde, und wie groß für sie das Opfer war, treu bis zum Tode in dem freigewählten Exile auszuharren.

Eine besondere Anziehungskraft hatten für sie die Kerker der englischen Bekenner. Schon während ihres Aufenthalts bei Don Pedro de Zuniga war es ihr gelungen, in einen dieser Kerker einzudringen und den Missionär Robert Drury zum Martertode zu stärken und zu ermuthigen. Es war damals den gefangenen Katholiken eben ein neuer, verfänglicher Treue-Eid vorgelegt worden, mit dem sie sich von der Verfolgung loskaufen konnten. Drury war abgeneigt, den Eid für sich abzulegen, war sich aber nicht klar darüber, ob er Andere verpflichten könnte, lieber Freiheit und Besitz zu opfern als ihn zu leisten. Er hatte seinen Zweifel Andern mitgetheilt. Man nahm ihn beim Wort und mahnte ihn, sein kostbares Leben nicht für eine zweifelhafte Verpflichtung dahinzuopfern. Er lag noch mit sich selbst im Kampfe, als er den Besuch der edlen Spanierin erhielt, die noch vor der päpstlichen Verwerfung den Eid als einfach unerlaubt betrachtete. Sie brachte zwei ganze Tage bei ihm im Kerker zu, und der Erfolg ihrer langen Besprechungen war, daß Drury laut und feierlich erklärte, es könne kein Katholik den Eid ablegen. Er bereitete sich nunmehr zum Tode vor; Luise besuchte ihn auch die zwei folgenden Tage, die ihm noch übrig waren, begeisterte ihn durch ihr eigenes Verlangen nach dem Martertode, begleitete ihn am 6. Februar 1607 an's Schaffot, küßte seine Fesseln und übernahm die Sorge für die greise Mutter, welche ihr der sterbende Martyrer anempfahl.

Wie aus diesem Zuge hervorgeht, besaß Donna Luise neben glühender religiöser Begeisterung auch klare Ideen und theologische Kenntnisse, welche ihr in ihrem stillen und stets innerhalb der Grenzen bescheidener Weiblichkeit gehaltenen Missionswerk trefflich zu statten kamen. Um die Einwürfe der Protestanten besser widerlegen zu können, hatte sie nebst den solidesten geistlichen Büchern auch die Werke des hl. Thomas, des hl. Augustin und anderer heiligen Lehrer mit nach England herübergenommen, verschaffte sich hier die wichtigsten Bücher über die obwaltenden Controversen und verwandte einen großen Theil ihrer Zeit auf deren Studium. Da sie zudem in den heiligen Schriften von früher her wohl bewandert, von Gott mit besonderen Erleuchtungen begnadigt war, und fern von den Eitelkeiten eines Blaustrumpfes, nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen suchte, so war sie im Stande, unendlich viel Gutes zu thun, und in Kreisen, in welche kein Priester dringen konnte, das Werk eines Apostels zu vollbringen.

Im Mai 1608 wurde das heiße Sehnen ihres Herzens, für den Glauben zu leiden, wenigstens theilweise erfüllt. Sie wurde gefangen gesetzt, und wäre ohne die Dazwischenkunft des spanischen Gesandten vielleicht auch des Martertodes im Kerker oder auf dem Blutgerüste theilhaftig geworden. Sie war ihrer Gewohnheit nach selbst nach Cheapside gegangen, um dort Zeug zu einem Altartuch zu kaufen. Die ganze Straße war von wüthenden Puritanern besetzt. Ein junger Mensch legte ihr Stoffe zur Wahl aus und neben ihm stand ein junges Mädchen. Sie fragte, ob das seine Schwester sei; er antwortete, es sei seine Schwester in Christus. Sie fragte hierauf, ob er

Digitized by Google

etwa katholisch sei, und als er das unter Verwünschungen verneinte, fing sie an, eine ebenso lange als begeisterte Vertheidigungsrede für Meßopfer, Beicht, Priesterweihe und besonders das Papstthum zu halten, die Lehre hierüber zu begründen, die ihr gemachten Einwürfe zu widerlegen, und da einer der Gegner, auf dogmatischem Gebiet geschlagen, der Sache eine verfängliche politische Wendung gab, indem er an die Weisheit des Königs (als praeambulum fidei!) appellirte, machte sie sich zwar ganz klug an einer direkten Antwort vorbei, konnte es sich aber nicht versagen, ein scharfes Wort über die Illegitimität der vorigen Königin Elisabeth zu sprechen. Zu den Ladendienern hatten sich bald andere Leute aus der Nachbarschaft gesellt, der Disput ward immer lebhafter und hitziger, und da die Macht und Consequenz der Wahrheit, sowie die scharfe Schlagfertigkeit, womit Luise sie geltend machte, einen Gegner nach dem andern aus dem Sattel hob, fingen die Puritaner an, nicht mehr mit Gründen, sondern mit Beschimpfungen und Drohungen zu streiten. Da empfahl sich Luise freundlich, bat, ihre Worte doch gut aufzunehmen, sie hätte nur aus Liebe gesprochen und nicht im Mindesten beabsichtigt, Jemanden zu beleidigen. Das Religionsgespräch hatte mehr wie zwei Stunden gedauert, es dunkelte schon — und so aufgeregt auch ein Theil des Auditoriums war, so sehr bewunderte ein anderer die kühne Papistin, die es gewagt, allein und hilflos diesen gewagten Bekehrungsversuch zu machen. Man ließ sie dießmal voll Staunen von dannen ziehen. Als sie aber 14 Tage später sich wieder in einem Kaufladen derselben Straße zeigte, bemerkte sie bald, daß drei Männer ihr dahin folgten, sie unverwandten Auges beobachteten und sie auch zu andern Läden begleiteten. Da sandte sie die jüngste ihrer Begleiterinnen, ein Mädchen, Namens Fides, das sie eben erst in ihr Haus aufgenommen, mit der ältesten ihrer Dienerinnen nach Hause und behielt nur zwei schon ältere Personen bei sich. Inzwischen hatten die drei Spione bereits einen Constabel aufgefischt und ihn an das Ende der Straße postirt. Als Donna Luise aus dem Laden heraustrat, wurde sie angehalten — und gegen Recht und Sitte ohne irgend einen Verhaftsbefehl vor den Friedensrichter gefordert. Die Freundlichkeit und Milde, mit der sie sich gleich bereit erklärte, der ungerechten Forderung zu entsprechen, rührte einen der herbeigeeilten Kaufleute so sehr, daß er den Constabel bat, von einer förmlichen Verhaftung abzustehen, und sich anbot, sie persönlich zum Friedensrichter zu führen. Diesen, einen alten, strengen Mann, trafen sie in einer Art von Halle, wo er seine Geschäfte zu erledigen pflegte, einen Schreiber an der Seite. Er war über Luisens frühere Reden bis in's Kleinste unterrichtet und das Verhör dauerte von 6 Uhr Abends bis 9 Uhr in die Nacht hinein. Sie beantwortete alle an sie gestellten Fragen mit der größten Offenheit, gestand alle die Reden, deren sie angeklagt wurde, ein, nannte Namen, Stand, Heimath, gegenwärtigen Wohnort, und bekannte ihre Absicht, fern von ihren Angehörigen, in fremdem Land, um Christi willen ein armes und verborgenes Leben zu führen. Der Friedensrichter und sein Schreiber schauten sich bei letzterer Eröffnung sehr verwundert an und lachten von Herzen. Jede ihrer früheren Äußerungen wurde dann discutirt und debattirt und das Verhör so lange fortgesetzt, bis sie vor

Digitized by Google

Müdigkeit nicht mehr im Stande war, in der ihr eben immer noch fremden und mühsamen Sprache zu antworten und sie beinahe zusammensank. Unterdessen war ihre Verhaftung in Cheapside allgemein ruchbar geworden, ihr früheres Auditorium und namentlich ihre Objicienten waren zusammengeströmt, um das Ende zu hören, und da das Gerücht ausgesprengt worden, es handle sich um einen in Frauenkleidern verkappten römischen Priester, so hatte sich den Neugierigen eine ganze Schaar fanatischen Pöbels beigesellt. Ungeduldig stampfend harrten sie auf das Ende des Verhörs. Laut forderte man den Sendling des Antichrists zum Tode. Um das zarte, schwache Opfer nicht der unbändigen Volksjustiz zu überantworten, ließ der Richter die Thüren verrammeln und übergab Luise, als er um 9 Uhr zum Nachtessen ging, seinem Schreiber und einem Constabel zur Verwahrung. Es war schon beinahe Mitternacht, als er zurückkehrte und der Gefangenen erklärte, er würde sie nunmehr in's Gefängniß abführen lassen. Trotz ihrer unsäglichen Müdigkeit hatte sie die Zwischenzeit dazu benützt, ihre Wächter, den Schreiber und den Constabel, über die Wahrheit der katholischen Religion aufzuklären und sie für dieselbe zu gewinnen. Die Ankündigung ihrer Haft nahm sie mit großer Freude entgegen, bat nur um die Gunst, nicht mit rohen Verbrechern in eine und dieselbe Spelunke geworfen zu werden. Der Pöbel hatte sich verlaufen. Der Regen goß in Strömen und die Straßen waren völlig überschwemmt. So ward Donna Luise um Mitternacht zum Gefängniß abgeführt und sofort eingekerkert. Ihre Bitte ward insofern erhört, als sie oben unterm Dache eine eigene Gefangenzelle erhielt; es wurden ihr aber Fesseln angelegt, ein elender Schragen war die ganze Ausstattung ihres Kerkers und weder ein Bissen Brod noch ein Trunk Wasser ward ihr gereicht. So war ihr endlich das zu Theil geworden, was sie so lange gewünscht und ersehnt, um Christi willen Fesseln zu tragen und Verfolgung zu leiden. Ihrer Erschöpfung ungeachtet war sie ganz freudig und hoffend sah sie dem Augenblick entgegen, wo es ihr gestattet sein möchte, noch mehr und Größeres zu erdulden.

Indeß, es war nicht Gottes Wille. Don Pedro de Zuniga war bald von ihrer Einkerkerung benachrichtigt — und obwohl sich der königliche Rath, den unerbittlichen Verfolger Robert Cecil an der Spitze, in die Sache gemischt hatte, gelang es ihm, sie zu befreien, da gerade dem englischen Cabinet aus Utilitätsrücksichten daran lag, sich nicht noch mehr mit Spanien zu verfeinden. So wurde Luise nach mehreren Tagen der Haft in das Haus des spanischen Botschafters abgeliefert, der sich durch das Vorgefallene nicht wenig compromittirt fühlte und allen Ernstes daran dachte, die allzukühne Frau nach Spanien zurückzusenden. Er bereute es, ihr auf ihre inständigen Bitten eine eigene kleine Wohnung gemiethet zu haben, wo sie ungefähr lebte, wie ehedem in der Calle de Toledo, nur mit dem Unterschied, daß sie hier bei der steten confessionellen Aufregung beständiger Gefahr ausgesetzt war. Da es — ohne Gewalt zu gebrauchen — unmöglich schien, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, so schalt er sie wenigstens oft und streng und suchte sie durch den Einfluß ihres Beichtvaters etwas einzuschränken und zu mäßigen. Der edlen Frau that wohl nichts so weh, als die Schwierigkeiten, die man gerade katho-

Digitized by

lischer Seits ihren Bemühungen entgegensetzte. Indessen hielt ihr muthiger Heldengeist sie auch hier aufrecht. Sie suchte Alles zu meiden, was einer wirklichen Indiscretion gleichsah, fuhr aber fort, auf jede nur mögliche Weise den englischen Katholiken Hilfe und Trost zu spenden.

Wir können hier einen Erfolg nicht unerwähnt lassen, den sie gleich im ersten Jahr errang, der zwar klein und unscheinbar erscheinen mag und nicht direkt auf die Katholiken Englands einwirkte, aber wahrhaft den Mittelpunkt oder besser gesagt, den Stützpunkt ihrer ganzen Thätigkeit bildete. Ihren unablässigen Bitten nachgebend, gestattete Don Pedro endlich, von der päpstlichen Erlaubniß Gebrauch zu machen und das allerheiligste Sacrament beständig in seiner Privatkapelle aufzubewahren. Das Beispiel des spanischen Botschafters wurde bald vom niederländischen, französischen und venetianischen nachgeahmt, und so geschah es, daß der Heiland im Sacrament der Liebe, von der englischen Gesetzgebung proscribirt und verbannt, seiner Tempel beraubt und vielfach blasphemisch mißhandelt, wieder einzog in die ihm anscheinend verschlossene Metropole, daß er da blieb durch lange Jahrhunderte der Unterdrückung, daß die Lampe des Heiligthums fortbrannte, tausend Gnaden ausstrahlend und die düstre Nacht der Verfolgung erhellend, bis endlich der Tag der Freiheit anbrach und der verborgene König der Herrlichkeit wieder offen anerkannt in neuen schönen Tempeln umwallt von Weihrauchduft die Huldigung englischer Katholiken empfing und Tausende von Bekehrten an sich zog. Das verborgene Leben Christi im heiligen Sacrament und sein Einfluß auf die Geschicke der Völker entzieht sich allerdings unserer Berechnung; aber es ist unendlich schön und vielleicht bedeutsamer, als wir ahnen, so tief wie die Gräfin von Mendoza in die Geschichte des heiligen Sacraments verwickelt zu sein.

Von diesem lichten Mittelpunkt ging ihre ganze Thätigkeit aus, da schöpfte sie die Kraft, ihr Opferleben unermüdlich fortzusetzen, allen Hindernissen von Seiten ihrer Freunde und allen Gefahren von Seiten der Verfolger zu trotzen.

Ein nicht zu unterschätzender und keineswegs gefahrloser Theil dieser ihrer Thätigkeit war, die Katholiken auf dem Continent wirksam und autoritativ über die Lage der englischen Katholiken aufzuklären. Die Regierung Jakob' I. bot Alles auf, den continentalen Mächten über diesen Punkt Sand in die Augen zu streuen, die Verfolgung als Nothwehr, die gehässige Katholikenhetze als kluge Polizei und die Grausamkeit als gerechte und nothwendige Strenge darzustellen. Die katholischen Botschafter in London waren viel zu sehr in politische Fragen und diplomatische Interessen verwickelt, als daß sie die brutale und schamlose Verfolgung, wie sie es verdiente, stets auf's Neue hätten schildern und unermüdlich gegen sie ankämpfen können. Luise de Carvajal lebte unter dem täglichen, fast unausstehlichen Druck der Verfolgung, litt und theilte alle ihre Wirkungen bis zum Tode, hatte keine Interesse, dies und das diplomatisch zu ignoriren, fühlte das Joch fanatischer Tyrannei und seine ganze Wucht und war durch ihre Stellung, ihre Connexionen in Flandern, Spanien, Italien und Frankreich im Stande, den offiziellen Entstellungen des englischen Cabinets die reine ungeschminkte Wahrheit entgegenzustellen. Das wirkte auch. Philipp III.

Digitized by

wies ihr eine monatliche Pension an, die sie ganz zur Unterstützung armer englischer Katholiken verwandte. Von überallher flossen reiche Almosen in ihrer Hand zusammen, womit sie den vollständig ausgesaugten Katholiken beispringen konnte. Es fehlte ihr nie an Mitteln, sich durch Geschenke den Weg zu den Herzen zu bahnen und so bei Katholik und Akatholik Gutes zu thun. Ihr Beispiel und ihr Einfluß leistete den continentalen Missionsseminarien bedeutsamen Vorschub. Wie es ihrem Eifer und ihrer Klugheit gelang, junge Candidaten des so gefährlichen Priesterthums auf den Continent zu befördern, so verschafften ihre vielvermögenden Empfehlungsschreiben denselben die nöthige materielle Unterstützung zum Studium oder zum Eintritt in's Seminar. Mehr als einen hat sie selbst zum Katholicismus bekehrt, mehr als einen machte ihr Beispiel zum seeleneifrigen Apostel, viele junge Leute nannten sie ihre Mutter und Lehrmeisterin. Ein calvinistischer Geistlicher, an den P. Michael Walpole, ein ausgezeichneter Missionär, alle seine Theologie und Beredsamkeit erfolglos verschwendet hatte, ergab sich ihren Worten — wie er gestand, von Walpole's Beweisführung zwar überzeugt, von ihr aber innerlich gerührt, überwältigt und bekehrt. Als er kurz nach seinem Übertritt verhaftet und in den Kerker geworfen wurde, fand sie Mittel und Wege, ihn erstlich im Kerker zu besuchen und zu trösten, ihn dann zu befreien und nach Flandern zu befördern, wo er Priester wurde und in den Orden des hl. Benedikt eintrat.

Während sie so darauf bedacht war, England neue Priester und Apostel zu verschaffen, war sie unablässig thätig, jenen Apostolat auszuüben, welcher jedem Christen, auch der christlichen Frau, zu Gebote steht und der Mahnung des Völkerapostels gegen Frauenpredigt gar nicht widerstreitet, den Apostolat des guten Beispiels und der täglichen Conversation. Während ihres Aufenthalts in London ward die Stadt sechs Jahre lang von ansteckenden Seuchen heimgesucht. Es muß den protestantischen Einwohnern denn doch zu denken gegeben haben, daß die herzlosen Prediger die Kranken ihrem Elend überließen, während die muthige Papistin, dem Tode in's Antlitz schauend, von Krankenbett zu Krankenbett eilte, um gerade den Hilflosesten und Verlassensten mit aufopfernder Hilfeleistung zugleich den Trost ihres Glaubens zu bringen. Aber auch in die frohen und geschäftigen Kreise des Lebens eilte sie, wußte mit Aller Welt anzubinden, um überall, wenn nicht Eroberungen zu machen, doch das Andenken an die alte Religion der Väter nicht aussterben zu lassen. Vornehme Leute im Kreise ihrer Familie, arme Weiber in den elendesten Hütten, Verkäufer in ihren Läden, Maler in ihren Atelier, Studenten auf ihren Studirzimmern, ja selbst Geistliche in ihrem Pfarrhaus wurden von ihr behelligt, bald in langsamer geduldiger Insinuation, bald in lebendiger rückhaltsloser Attaque, bald mit scharfen markigen Beweisführungen, bald mit lieben freundlichen Worten, bald plötzlich, bald nach langer Vorbereitung, aber immer mit derselben liebenswürdigen Güte und unbesieglichen Zähigkeit. Wie sie am Krankenbett der Armen zahlreiche Bekehrungen bewirkte, so bediente sich die Gnade ihres Wortes, um in Kreisen, wo es ganz unmöglich geschienen hätte, so recht im Schooße protestantischen Lebens und protestantischer Hartnäckigkeit, Seelen zur Kirche zurückzuführen. Ja in manchen Fällen, wo man

Digitized by

menschlicher Weise an einer Conversion verzweifeln mußte, segnete Gott ihr Gebet und ihre Worte mit wundersamem Erfolg. So war ein Priester expreß nach England zurückgekehrt, um seine Mutter für die katholische Religion zu gewinnen. Zwei Monate lang hatte er sich abgemüht, um sie von der Wahrheit derselben zu überzeugen und hatte es mit all seinen Beweisen so weit gebracht, daß sie zuletzt gar nichts mehr davon hören wollte und zürnend gebot, sie endlich mit diesen Reden zu verschonen. Ganz entmuthigt kam der Geistliche zu Luise und klagte ihr seine Noth. „Nicht den Muth verloren, hochwürdiger Vater!" sagte sie, „ich denke, unser Herr wird mit Ihrem Kummer Mitleid haben und Ihnen vergönnen, Ihre Mutter als Katholikin zu begrüßen." „Ja, wenn Sie die Sache in die Hand nehmen, dann, ich fühle es, ist die Sache so gut wie gethan!" So meinte der Priester und er hatte sich nicht getäuscht. Kurze Zeit nachher kehrte er freudestrahlend zur Donna Luise zurück und kündigte ihr an, daß seine Mutter in den Schooß der Kirche aufgenommen, ja eine ganz begeisterte und eifrige Convertitin sei.

Obwohl es mit der Kindertaufe nicht so schlimm stand, wie heutzutage bei manchen Sekten, hatte Luise doch nicht geringe Zweifel über die Anwendung der richtigen Materie und Form in vielen Fällen und ließ es sich deßhalb angelegen sein, so viele Kinder als möglich katholischen Priestern zur Taufe zu bringen. Da die protestantischen Prediger eine Vergütung forderten, die katholischen Priester nicht, so fand sie bei armen Leuten gerade keine Schwierigkeit und war unendlich glücklich, den guten Kleinen ganz sicher das große Geschenk der heiligmachenden Gnade zu verschaffen.

Ein anderer Zweig ihrer Beschäftigung war, Convertiten oder solchen, die convertiren wollten, Unterricht und Zutritt zu den heiligen Sakramenten zu verschaffen. Sie wußte solche sogar in die Gefängnißzellen eingekerkerter Priester zu bringen, und da die Gefangenwärter manchmal gar keine eifrigen und begeisterten Protestanten waren, erwies sich diese sonderbare Gelegenheit des Religionsunterrichts als eine der günstigsten und am wenigsten gefahrvollen. Vor Allem aber suchte sie den Einwohnern dieser Gefängnisse selbst, den Bekennern und Zeugen ihres Glaubens, so viel Erleichterung, Trost und Freude zu verschaffen, als sie nur konnte. Sie konnte die Namen der eingekerkerten Priester am Finger herzählen, kannte alle ihre fingirten Namen und Titel, die Anklage, die gegen sie geführt wurde, die Dauer und den Lauf ihrer Prozesse, ihre Leiden, ihre Bedürfnisse, ihr ganzes Kerkerleben. Wahrhaft unermüdlich und unerschöpflich erfinderisch war sie darin, als tröstender Engel in diese dunkeln Verließe einzudringen und sie in Stätten heiliger Freude und lebensfrohen Trostes umzuwandeln. Nur einmal, für kurze Zeit, wurde diese Thätigkeit auf Befehl ihres Beichtvaters unterbrochen, weil man auf sie als die größte und gefährlichste Gegnerin des Allegiance Oath (des obenerwähnten Treu-Eides) aufmerksam geworden war und einen Verhaftungsbefehl gegen sie erlassen hatte. Kaum hatte sich die Gefahr indeß etwas verzogen, so nahm sie dieses schöne Werk der Barmherzigkeit und Liebe wieder auf, bis sie selbst ein zweites Mal in Gefangenschaft gerieth und kurze Zeit darauf die gefahrvolle Gesellschaft der Martyrer auf Erden mit ihrer glor-

Digitized by Google

reichen Gemeinschaft im Himmel vertauschte. Wir können nicht umhin, eine dieser Kerkerscenen näher zu erwähnen.

Als der Benediktiner John Roberts und der Weltpriester Somers (Parochus Londinensis, wie er gewöhnlich genannt wurde) nur um ihres priesterlichen Charakters willen in den Kerker geworfen worden waren, erschien Luise de Carvajal, so oft sie nur konnte, in ihrem Gefängniß, sandte ihnen Geschenke und suchte ihr Loos auf jede nur mögliche Weise zu erleichtern. Sie war bei Roberts, als dieser eben zur letzten entscheidenden Gerichtssitzung geführt werden sollte. Von den Leiden einer zehnmonatlichen Haft und einer eben überstandenen Krankheit völlig erschöpft, zitterte der Mann, der zur Zeit der großen Pest Wunder des Heldenmuthes und der Selbstaufopferung geleistet und bis jetzt standhaft dem Tode entgegengeschaut hatte, so gewaltig, daß er kaum sein Kleid zuknöpfen und zu gürten vermochte. „Sehen Sie, wie ich zittere," sagte er zu Luise. Sie erinnerte ihn an den großen Feldherrn (el gran capitano), wie sie nach recht ritterlicher Auffassung Christus zu nennen pflegte: „Er selbst hat gezittert, als er sich zum Kampfe waffnete, und gesagt, sein Fleisch erbebe vor seiner Seele." Der heilige Mann lächelte und beugte dankend sein Haupt bei diesen Worten. Als das Todesurtheil gesprochen, wußte Luise nicht nur auf's Neue zu den zwei Martyrern zu dringen, sondern achtzehn andere Bekenner in einem bessern Lokale zu einem Abschiedsmahl um sich zu versammeln.

„Da setzten sie sich denn zum Abendessen," schreibt ihr Biograph, „zwanzig Gefangene um ihrer Überzeugung willen, zwanzig Bekenner des Glaubens — Luise an dem Ehrenplatze oben an der Tafel. Bei keiner andern Gelegenheit würde sie diesen Platz angenommen haben. Aber sie war eingeladen worden, zwischen zwei Martyrern zu sitzen, und um dieses Privilegs willen nahm sie ihn an. Das Mahl war ein frommes und freudiges — himmlisch waren die Erfrischungen, mit welchen die Gäste bewirthet wurden, groß der Eifer und die geistliche Freude, welche der Herr seinen tapfern Streitern verlieh, indem er ihnen den Frieden gab, der alle Fassungskraft übersteigt. Kaum einer dachte an's Essen. Einige vergossen Freudethränen in der Hoffnung, welche sie im Herrn hegten, in wenigen Stunden an dem göttlichen Gastmahl zu sitzen, das Gott selbst seinen Auserwählten bereitet. Die Andern schauten auf sie mit Augen voll heiligen Neides, mit dem sehnlichen Wunsch, ihr Glück zu theilen. Luisens Herz war sogar über diese rührende Scene erhoben. In Beschauung versenkt, sah sie im Geiste unsern Herrn beim letzten Abendmahle, und zeitweilig war es, als ob sie nur dem Anscheine nach noch auf Erden wäre, so zart, so andachtsvoll war der Ausdruck ihrer ganzen Haltung, und ihre Worte so voll von heiligem Feuer und heiliger Süßigkeit. Es ergriff jeden der Anwesenden, sie zu hören, wie sie die Martyrer um ihren Segen bat und sie bestürmte, ihr ein gleiches Ende zu erlangen. Das war ihre beständige Bitte an Alle, die sie im Begriffe sah, denselben Tod zu sterben. Die zwei heiligen Priester ihrerseits empfahlen sich auch recht inständig in ihre Gebete und baten sie, während ihrer letzten Augenblicke für sie einzustehen. Im Laufe des Abends sagte P. Roberts zu ihr: „Meinen Sie nicht, ich gebe durch meinen großen Jubel Mißerbauung. Wäre es wohl nicht besser, wenn ich mich in einen Winkel zurückzöge und mich dem Gebete widmete." „Nein, gewiß nicht!" antwortete Luise, „Sie können nichts Besseres thun, als Alle sehen zulassen, mit welch freudigem Muthe Sie

Digitized by Google

bereit sind, für Christus zu sterben." Die beiden Martyrer erlitten den Tod am folgenden Tag mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie wurden hingerichtet mit sechszehn Dieben (das Königreich wimmelt von solchen Leuten) und acht andern Verbrechern. Ihre Häupter wurden gleich denjenigen anderer Martyrer auf der Londoner Brücke aufgepflanzt."

Bald nach diesem seltsamen Martyrergastmahl trafen mehrere Ereignisse zusammen, die das Opfer ihrer freiwilligen Verbannung noch schmerzlicher machen mußten, als es bis dahin war. Don Pedro de Zuniga, ihr Wohlthäter und wahrhaft väterlicher Beschützer, wurde von seinem Gesandtschaftsposten abberufen, ihr Beichtvater (wahrscheinlich P. Michael Walpole) wurde von den Häschern entdeckt und aus dem Königreich gewiesen; mit dem neuen Gesandten, dem Marquis von Siete Iglesias, kam ihr Bruder, Don Alonzo, herüber nach London in der einzigen Absicht, sie um jeden Preis nach Spanien zurückzubringen, Alles war umsonst, Luise blieb in London. Alonzo kehrte unverrichteter Sache nach Spanien zurück, ganz zusammengeschmettert von dem, was er gesehen und gehört in Bezug auf das, wie ihm schien, ganz unerträgliche Loos seiner inniggeliebten Schwester. Er schrieb ihr bald nachher: ohne eine besondere Gnade Gottes hätte er es nicht über's Herz bringen können, sie in ihrer gänzlichen Hilflosigkeit und ihrem Elend zu verlassen. Sie antwortete:

„Du sagst, Du könnest nicht begreifen, wie ich es aushalte, unter einem Volk zu leben, das mich jeden beliebigen Tag aus dem Hause jagen und hilflos auf die Straße setzen kann. Ich sehe, Du verstehst noch nicht, was Gott für mich gethan hat, für eine Sünderin, wie ich bin, und das stellt Alles in den Schatten. Glaubst Du, irgendwelche Schwierigkeiten oder Leiden, die ich hier erdulde, werden mich ermüden, das zu thun, was ich für seinen Willen halte, nachdem ich fähig gewesen, alle natürlichen Gefühle für Ehre und öffentlichen Ruf, den kostbarsten irdischen Besitz eines menschlichen Wesens, unter die Füße zu treten, und dasselbe gilt von der Liebe zu meinen Verwandten und Freunden, die ich verlassen, um in dieses Land zu kommen? Meinst Du, daß ich Spanien im Vertrauen auf meine eigene Kraft verlassen, daß ich vergessen, die Schwierigkeiten eines solchen Schrittes abzuwägen, oder daß Satan es unterließ, mir dieselben in den lebhaftesten Farben vorzustellen? Du scheinst zu glauben, daß ich in dieser Sache ohne Licht von Oben handle, nicht aus Rücksicht für Gottes Willen und Gottes Wohlgefallen, sondern aus Eigenwillen und aus phantastischer, veränderlicher und von plötzlichen Eindrücken beherrschter Andacht. Glaub mir, lieber Bruder, wenn ich sage, daß, hätte mein armes schwaches Herz sich auf eine so schwache Stütze verlassen, ich im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes entweder gestorben oder nach Spanien zurückgekehrt wäre. Wenn ich nicht etwa das Unglück haben sollte, blind zu werden für die Erkenntniß dessen, was Gott von unserer Seite verdient, so erwarte nicht, daß ich je glauben werde, viel für Ihn zu thun, indem ich seinetwillen leide, oder daß irgend eine Macht im Stande sein wird, mich auch nur einen Zoll breit davon abzubringen. Hier bin ich, ein Weib, von schwacher Gesundheit, so empfindlich oder noch empfindlicher als viele Andere, von Natur ehrsüchtig und liebebedürftig, in einer Wüste voll rasender Wölfe, in einem armen und elenden Haus, mit Gefährtinnen, die ich bei den hohen Preisen aller Dinge noch selbst erhalten muß und zwar durch Mittel, die ganz und gar von der Gunst anderer Leute abhängen, und stets der Gefahr preisgegeben, solche Hilfe gerade in dem Augenblicke zu verlieren,

Digitized by Google

wo ich es am wenigsten erwarte; — — und doch, Du kannst Dir kaum vorstellen, wie groß der Friede und die Ruhe meines Herzens ist, wie bereit ich mich fühle, ebensogut auf Alles zu verzichten, als es zu haben, und hinaus in die Straßen zu gehen und unser Brod von Thür zu Thür zu betteln, in einer Stadt, wo die meisten Häuser von Feinden unseres Glaubens bewohnt sind. Und jetzt, wie kannst Du glauben, daß dieß nicht die Wirkung einer übernatürlichen göttlichen Kraft ist, und daß ich in derselben Kraft davor zurückbeben kann, in Erfüllung seines Willens den größten Prüfungen entgegen zu gehen? Für was bin ich denn auf der Welt?

Und nun muß ich Dir danken für die Zärtlichkeit, mit der Du sagst, Du hättest nur durch eine besondere Gnade es zu ertragen vermocht, mich zu sehen, wie ich daran bin. Und in der That, das Schlimmste hast Du nicht gesehen. Weder Du noch ich hatten Zeit, uns irgend eines Trostes zu erfreuen. Im Himmel, vertrau ich sicherlich, werden wir uns Beide dessen erfreuen. Aber viel, lieber Bruder, ist erforderlich, um dieß Glück zu sichern. Es ist nicht genug, ein sittliches Leben zu führen und bloß den Schein der Liebe zu haben; unsere Liebe muß eine wirkliche, eine Liebe über Alles sein, um uns das Heil zu erlangen, und Alles, was wir thun, muß auf Gottes Ehre gerichtet sein. Liebe ihn, mein Bruder, um das höchste Werk der Gerechtigkeit zu erfüllen, zu dem wir verpflichtet sind oder je verpflichtet sein können, wegen der unendlichen Würdigkeit dessen, dem Kraft seines Wesens gebührt, was er ist, und dann auch, weil Gott nach den Worten des hl. Johannes uns zuerst geliebt hat. Liebe ihn aus Dankbarkeit für Deine Erschaffung, für Deine Erlösung, zu deren Vollzug er sein Leben dahin gab, kein geringeres Leben als das eines menschgewordenen Gottes. Er nahm dieß Leben an, um es für Dich und seine anderen Kinder hinzugeben und sie, die Knechte waren, zur Würde von Söhnen empor zu heben. Liebe ihn aus dankbarer Anerkennung der Liebesfähigkeit, die er Dir verliehen hat, um ihn zu lieben, und nicht um sie an Creaturen zu verwenden, es sei denn, um sie in ihm und um seinetwillen zu lieben und in so sorgsamen Gränzen, daß du dieß Vermögen nie mißbrauchst!"

Diese Worte bedürfen keines Commentars. In ihnen schildert sich diese Heldenseele, wie sie selbst dachte, handelte und lebte — ihre helle, klare und bewußte Auffassung dessen, was sie wollte — ihre glühende, himmlisch-schöne Gottesliebe — ihre wahrhaft männliche, unbeugsame Kraft. Gott täuschte ihr Vertrauen nicht. Er ließ es ihr nicht an geistlicher Leitung fehlen, er gab ihr in dem neuen Gesandten einen ebenso theilnahmsvollen Beschützer und wandte ihr so viele materielle Unterstützung zu, daß sie die Werke ihres schönen Apostolats nach allen Seiten hin ungehindert fortzusetzen vermochte. Sie wohnte wie bis anhin in einem kleinen ärmlichen Haus, nahe bei der Gesandtschaft, wo sie täglich die heilige Messe hören konnte, ihre Briefe und Unterstützungen erhielt und mit vielen Katholiken in Verkehr kam. Ohne den Schutz des Gesandten wären auch ihre Arbeiten wohl bald durchkreuzt und gehemmt worden. Denn der Erzbischof von Canterbury hatte scharfe Acht auf sie und war einmal so erbittert, daß er über die ihm zustehende Befugniß hinaus sie vor Gericht lud und da sie nicht erschien, ihr Haus mit Bewaffneten umstellen ließ. Nur die Nähe der Gesandtschaft rettete sie vor gewaltsamem Einbruch der Häscher.

Wir haben hier noch ein anderes Feld ihrer Thätigkeit zu erwähnen, dessen Hauptstätte ihr kleines unscheinbares Häuschen war. Sie sammelte

Digitized by Google

nämlich, sobald sie eine eigene Wohnung hatte, eine Anzahl junger katholischer Mädchen um sich, theils aus höhern, theils auch aus armen und niedrigen Familien, erzog dieselben in einem ernsten, religiösen, fast klösterlichen Communitätsleben, in Gebet und weiblicher Arbeit, und schulte sie, indem sie sie allmählich als Begleiterinnen an ihren eigenen Unternehmungen und Streifzügen theilnehmen ließ [1]. Einige versorgte sie als Erzieherinnen in katholische Familien, nahm wieder andere auf und ein Theil ihrer Communität blieb auch nach ihrem Tode noch beisammen. Da sie selbst nur über sehr beschränkten Raum zu verfügen hatte, brachte sie eine Menge anderer Mädchen bei katholischen Familien unter, verschaffte ihnen da eine gute religiöse Erziehung und erhielt durch Correspondenz, Besuche und persönlichen Einfluß sie und die betreffenden Familien vielfach zugleich im Fahrwasser religiösen Eifers und standhafter Pflichterfüllung. Auf diese Weise dehnte sich ihre segensreiche Thätigkeit allmählich auf ein ganzes Netz katholischer Familien aus, die sich gegenseitig kannten, liebten und unterstützten und den katholischen Glauben — noch lange nach Luisens Tode — freudig und treu von Geschlecht zu Geschlecht auf ihre Nachkommen vererbte. Für Luise selbst war die rüstige Kraft der eben so klugen, als muthigen Mädchen bei ihrer eigenen Schwäche und Kränklichkeit keine unbedeutende Hilfe. Denn sie machten ihrer Erziehung Ehre und waren nichts weniger als blöde und furchtsam. Als sich Luise einmal ganz vergessen hatte und mit dem Rosenkranz in der Hand zum Hause des Gesandten ging, bemerkte das ein Mann, schlich ihr nach und suchte ihr denselben aus der Hand zu reißen. Denn ein Rosenkranz war damals ein so polizeiwidriger und staatsgefährlicher Gegenstand, daß er hinreichte, seinen Besitzer in den Kerker zu bringen. Aber der Mann hatte sich verthan; ehe er sich's versah, war Anna, die Begleiterin Luisens, über ihn her, gab ihm ein paar ordentliche Püffe und sagte: „Du böser Mann! Was willst Du mit dem Rosenkranz!" So unerwartet war der Angriff, daß der Mensch ganz die Fassung verlor und ohne weiteres davonlief.

Kurze Zeit nach Ankunft des neuen spanischen Botschafters erkrankte Luise gefährlich und es brauchte Monate, bis sie wieder ausgehen konnte. Was ihr indeß schwerer fiel, als alle Leiden der Krankheit und die unfreiwillige Muße der Reconvalescenz, war das unerbittliche Urtheil der Ärzte, sie müsse die Stadt verlassen und auf's Land ziehen. Sie fürchtete, der Wohnungswechsel werde Aufsehen machen und ihre Verbannung aus England zur Folge haben. Doch ging die Gefahr glücklich vorüber. In der Vorstadt Spitalfields, unweit der Wohnung des venetianischen Gesandten, machte man ihr ein Häuschen ausfindig, das an Armuth ganz dem bisherigen glich, indeß gesünder gelegen war und ihr gegen Verfolgung weniger Schutz bot. Letzterer Umstand erfüllte sie, weit entfernt, sie einzuschüchtern, mit um so größerem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, in deren Arm sie sich gänzlich warf

[1] Die Lebensregeln der kleinen Communität, von Luise selbst verfaßt, sind noch erhalten. Der Raum verstattet uns nicht, das interessante Dokument mitzutheilen, das natürlich nur in seiner Totalität von Interesse sein kann.

Digitized by Google

und so gut sie bei ihren geschwächten Kräften vermochte, ihre mannigfaltigen Arbeiten wieder aufnahm.

Wie Luise die Martyrer im Leben ehrte, tröstete und liebte, so ermangelte sie nicht, ihre heiligen Überreste nach ihrem Tode zu sammeln, einzubalsamiren und ihnen alle nur mögliche Ehre zu erweisen. Sie erschrack nicht davor, selbst an die Stadtthore und auf die Londoner Brücke zu gehen und die Häupter der Martyrer auf dem Schandpfahl zu verehren. Was darauf berechnet war, die Katholiken vom Bekenntniß ihres Glaubens abzuschrecken, das schürte in ihr das Sehnen nach dem Martertod. Sie hatte eine ganze Sammlung von Brevieren, Kruzifixen, Rosenkränzen, Kleidern, die den Martyrern gehört hatten. Um ihre heiligen Überreste zu erwerben, scheute sie keine Kosten, um sie geziemend aufzubewahren, keinen Aufwand. Da sparte sie kein Silber und kein Gold, nicht Seide und nicht Purpur. Als der Benedikiner Scott sie bat, die Überreste seines Ordensbruders Roberts in ihrem Hause aufzunehmen, schickte sie eine Kutsche, um sie abzuholen, balsamirte sie selbst ein, wickelte sie in die feinsten Tücher und schilderte ihren reichen und angesehenen Freundinnen in Spanien diese Arbeit, um künftig mehr Kostbarkeiten dafür von denselben zu erhalten. Als ein Jahr später (1611) P. Scott selbst mit dem Weltpriester Newport als Opfer der Verfolgung gefallen war, wurde es freilich schwerer, der ehrwürdigen Überreste habhaft zu werden. Um sie nämlich vor den Katholiken zu verbergen, hatten die Henker sie auf den Boden einer tiefen Grube geworfen und eine große Anzahl Leichname von hingerichteten Verbrechern darüber gehäuft. Bei Tage konnte man nicht daran kommen, die Nacht war kurz, erst um 10 Uhr wurde es dunkel und am Morgen um 3 Uhr dämmerte es schon wieder. Die katholischen Gesandten pflegten sich nicht in derartige „unpolitische", obwohl sehr religiöse Angelegenheiten zu mischen; es wäre ihnen auch in den meisten Fällen schwer, wenn nicht gerade unmöglich gewesen, die Leichen hingerichteter „Hochverräther" geschenkt und ausgeliefert zu bekommen. Indeß Luise verzweifelte nicht. Bei dem damaligen Gesandten, dem Grafen de la Rivilla, befand sich dessen Sohn, Don Alonzo de Velasco, ein Ritter von St. Jago und tapferer Kavallerieoffizier. An diesen wandte sich Luise und warb ihn richtig für das Unternehmen an. Aus Anhänglichkeit an Luise und von ihr aufgemuntert, schlossen sich viele Diener des Grafen ihm freiwillig an und so zogen sie zu zehn bis zwölf, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, beim Einbruche der Nacht zu ihrem Abenteuer aus. Es war bei dem Fanatismus der Protestanten eine gefährliche, zugleich aber äußerst widerliche und abstoßende Arbeit. Beim kümmerlichen Schein ihrer Laternen suchten und fanden sie nicht ohne Mühe das Grab auf, schaufelten und transportirten die schon modernden Leichen von 16 Übelthätern heraus und gelangten so endlich zu den verstümmelten Überresten der beiden Martyrer. Freudestrahlend hoben sie den gefundenen Schatz heraus und wickelten die Reliquien in die Tücher, die ihnen Luise zu diesem Zwecke mitgegeben. Auf langen Umwegen mit nicht geringer Schwierigkeit brachten sie ihren Wagen unentdeckt in die Stadt. Luise hatte die ganze Nacht gewacht und gebetet, und als der ersehnte Wagen endlich an der Thüre rasselte, empfing sie jubelnd

Digitized by Google

die wackern Leute und ihre heilige Beute. Zwölf ihrer Mädchen, in weiße Schleier gehüllt, mit brennenden Kerzen in der Hand, folgten ihr an die Thüre, um die eroberten Reliquien prozessionsweise in das Oratorium zu geleiten. Der Weg zum Oratorium war mit Rosen und andern duftenden Blumen bestreut, die Wände mit frischem Grün geziert. Am Fuße des Altares lag ein Kissen mit rother Seide bedeckt und mit Blumen geschmückt. Da wurden die Reliquien in heiliger Freude deponirt und alle knieten herum und verweilten eine Zeit lang in stillem Gebete. Am folgenden Tag erhielt Luise zu ihrem großen Leidwesen einen protestantischen Besuch um den andern, so daß sie das Oratorium beständig geschlossen halten mußte und sich ihre Freude nicht merken lassen durfte. Erst in der folgenden Nacht konnte sie an das erwünschte Werk gehen, die verehrungswürdigen Reste zu reinigen, einzubalsamiren und in Bleisärgen zu bestatten. Das war aber für sie eine selige Nacht und eine selige Arbeit, und selbst die guten Leute des Grafen waren von Luisens Freude und Eifer so angesteckt, daß sie keinen Lohn annehmen wollten, als einige Partikeln der ehrwürdigen Leiber.

Ungefähr zwei Jahre hatte die kleine Genossenschaft in Spitalfields unter dem Schutze ihrer Armuth und ihres Stillschweigens zugebracht, als endlich der Sturm gegen sie losbrach. Wir haben schon erwähnt, daß Dr. Abbot, der Erzbischof von Canterbury, etwas von Luisens Thätigkeit wußte und deshalb sie nicht aus dem Auge ließ. Aber sie war nicht zu fassen; fahndete man in den Gefängnissen auf sie, so stellte sie zeitweilig ihre Besuche ein, um desto mehr Gutes in den Familien zu wirken; spürte man ihr da nach, so legte sie sich selbst Hausarrest auf und widmete sich der Erziehung ihrer Mädchen. Der Erzbischof, der nunmehr in dem Hause ein Klösterchen witterte, versuchte Spione zu schicken; aber Privatleute wurden nicht eingelassen und offizielle Häscher an die katholischen Botschafter gewiesen, welche das Haus unter ihre Obhut nahmen und vollständig Immunität für dasselbe erhielten. Da riß dem Dr. Abbot endlich der Faden der Geduld; er wandte sich direkt an den König und den königlichen Rath, entwickelte die drohenden Gefahren eines „spanischen Frauenklosters" und forderte „im Interesse des Staats und der Religion" eine bewaffnete Haussuchung. Der König, eben recht aufgebracht über das Buch, das Suarez gegen ihn geschrieben, und das gerade durch die leidigen Spanier auch nach England eingeschmuggelt worden, gab nach. Am 28. Oktober 1613 wurde das kleine Haus Luisens von 60 Hellebardieren — an ihrer Spitze zwei der höchsten Hofbeamten, sowie der Recorder und der Sheriff von London — umzingelt, die Gartenmauer mit Leitern überstiegen, die Hausthür aufgesprengt und die arglose Communität so plötzlich überrascht, daß Luise nicht einmal ihren Anzug vollenden konnte. Eines ihrer Mädchen entwischte, ein anderes, das eben krank zu Bette lag, starb des folgenden Tages in Folge der Aufregung und des plötzlichen Schreckens. Drei wurden mit Luise festgenommen, das Haus durchsucht. Aber merkwürdiger Weise wurden die Magistrate und Offiziere von der Armuth der paar elenden Stuben so überrascht und enttäuscht, daß sie eine weitere Untersuchung aufgaben und gerade das schöne Oratorium mit seinem ganzen Apparat zur Lesung der heiligen Messe voll-

Digitized by Google

ständig unbeachtet liegen ließen. Der Lärm hatte indeß die ganze Nachbarschaft auf die Beine gebracht. Unter der herbeigeströmten Menge befand sich auch der flämische Gesandte und ein Jesuit, der eben unterwegs war, um in Luisens Hause Beicht zu hören. Luise, die über ihre eigene Gefangennehmung hocherfreut war, zitterte, als sie den Pater erkannte, für dessen Leben. Der Gesandte wandte die Gefahr einer Entdeckung mit rascher Geistesgegenwart ab, indem er dem Pater vor den umherstehenden Soldaten zudonnerte: „Hab ich nicht vorher gesagt, daß keiner meiner Bedienten zu dem Hause gehen soll. Was hast du da zu thun? Komm her! Ich hab dir einen Auftrag zu geben.“ Mit diesen Worten riß er ihn auf die Seite und brachte ihn unentdeckt aus dem Gedränge. Er und der spanische Botschafter, der inzwischen herbeigerufen worden, verlangten, Luise in Gewahrsam zu nehmen und boten Bürgschaft für ihr Erscheinen vor Gericht. Allein Dr. Abbot hatte das vorgesehen und die Beamten hatten schriftliche Weisung, die Gefangene auch dem spanischen Botschafter nicht auszuliefern, sondern direkt vor den Bischof zu bringen.

So ward Luise denn in einem Wagen, umgeben von Bewaffneten zu Fuß und zu Roß, vom nördlichsten Theil Londons quer durch die ganze Stadt bis nach Lambeth (im Süden, dem gegenwärtigen Parlamentsgebäude gegenüber) zur Wohnung des Erzbischofs transportirt und sofort in Verhör genommen. Der anglikanische Primas überhäufte sie mit einem wahren Fragensturm über ihre Tagesordnung und klösterliche Einrichtung. Luise läugnete seine Competenz als Richter und beantwortete keine einzige seiner Fragen. Da gab er natürlich das Fragen auf. „Hat man je in der Welt ein so sonderbares Weib gesehen?“ heulte er zürnend auf, „hat sie nicht gewagt, mitten im Herzen des Staates ein Kloster einzurichten! Vor den Augen des Königs und des königlichen Raths!“ Kraft der Vollmacht, die er dießmal hatte, ließ er Luise von ihren Gefährtinnen trennen. Sie wurden zwar in dasselbe Gefängniß abgeführt, aber diese zu katholischen Gefangenen, Luise unter lauter protestantischen Übelthätern eingekerkert. Es wurde dießmal Ernst. Während die Gemahlin des spanischen Gesandten Luise besuchte, ihr Kaplan ihr die heilige Kommunion brachte, focht der Gesandte Graf de Gondomar (Nachfolger Rivilla's) umsonst bei Hofe, um ihre Freilassung zu erwirken. Umsonst setzte er seine eigene Ehre ein, umsonst drohte er, England zu verlassen: die Sache kam an den Staatsrath, vor welchem Luise angeklagt wurde, Klöster in England gegründet, die katholische Religion überall verbreitet und Viele zu derselben bekehrt zu haben. Das Urtheil lautete auf Verbannung aus dem Königreich. Nicht weniger als zwanzig Redner betheiligten sich an der Discussion, die vier Tage dauerte. Die beredten und kräftigen Worte des Grafen wurden von den Engländern auf's hartnäckigste zurückgewiesen, obwohl formelle und stringente Beweise gegen Luise nicht erbracht wurden, noch erbracht werden konnten. Der König machte endlich dem Streit ein Ende, indem er selbst entschied und Luise an den Grafen Gondomar auslieferte. Dieser erschien selbst mit einigen seiner Collegen und vielen katholischen Edelleuten, um die fromme Dulderin, die noch immer kein sehnlicheres Verlangen kannte, als den Martertod, aus ihrem Gefängniß abzuholen. Der Galawagen der Gräfin stand für sie bereit und im Triumph,

Digitized by Google

von acht oder neun andern Wagen begleitet, wurde sie am königlichen Palast vorbei durch die belebtesten Straßen Londons, dießmal nicht mehr nach ihrem Häuschen, sondern in die Wohnung des Gesandten zurückgeführt.

Wie indeß dieser Triumphzug wenig nach dem Geschmacke Luisens war, so waren seine Folgen für ihre Herzenswünsche, in England zu leben und in England zu sterben, geradezu verhängnißvoll. Jakob I. hatte auf dem richterlichen Forum dem unerschütterlichen und unbeugsamen Gesandten nachgegeben, aber nur, um die Interessen des Anglikanismus in dieser Sache auf diplomatischem Wege zu urgiren. Hatte er vielleicht gehofft, Don Diego de Gondomar würde nunmehr aus Courtoisie Luise aus England entfernen? Der Graf machte gar nicht Miene, das zu thun, nahm vielmehr sie und ihr kleines Missionswerk nur vorsichtiger und sorgfältiger in seinen Schutz, und das kleine Häuschen, das nun nicht mehr dienen konnte, die fromme Familie zu beherbergen, leistete jetzt seine Dienste als Haus für katholische Besuche und für katholischen Religions- und Convertitenunterricht. Mochte die Regierung das gewähren oder nicht, genug, nach den früheren Vorgängen zu schließen, war Luise ein gefährlicher Gast und Jakob wandte sich direkt nach Madrid an Philipp III., um durch eine Cabinetsordre von dessen Hand Ruhe vor der staatsgefährlichen Spanierin zu erhalten. Diese hatte indeß die Sache gemerkt, wandte sich an den allvermögenden Günstling Philipps, den Herzog von Lerma, setzte diesem ihre Angelegenheit mit den besten patriotischen und religiösen Motiven ihres Bleibens auseinander und beschwor den Diplomaten, dem Willen Gottes hierin nicht entgegenzutreten. Lerma war aber schon vom englischen Gesandten zuvor mit diplomatischen Gründen so bearbeitet worden, daß die mehr religiösen Luisens nicht mehr durchdrangen. Philipp III. schritt zwar nicht autoritativ ein, schrieb aber an Don Diego, er solle Luise auf gute Weise zu Schiff bringen und nach Flandern führen, wo sie bei seiner Schwester, der Infantin Isabella, die liebevollste Aufnahme finden werde und ihre Tage in Frieden und Ruhe beschließen könne. Menschlich genommen, war jetzt keine Hoffnung mehr für sie, in England zu bleiben. Don Diego konnte der Forderung seines Souveräns nicht entgegentreten. Obwohl Luise erklärte, man müsse Gewalt brauchen und sie an den Mastbaum binden, um sie von England fortzubringen, hätte sie zuletzt denn doch der Gewalt weichen müssen.

Da trat aber die Intervention des höchsten Königs zwischen die Absichten der Gesandten und die Befehle ihrer Könige. Luise erkrankte am selben Tag, als sie an den Herzog von Lerma die letzte Apologie ihres Lebensplanes gerichtet hatte, am 20. November 1613. Ein schmerzvolles Brustleiden und ein nicht weniger schmerzliches Unterleibsleiden zehrten trotz ihrer gewaltigen Energie die Kräfte ihres schwachen Körpers langsam auf. Die Ärzte, unter ihnen auch ein Arzt des Königs, vermochten nur, den Verlauf der Krankheit zu konstatiren, nicht zu helfen. Freudig sah sie dem Tode entgegen, freudig bereitete sie sich auf ihn vor. Wenn die Ärzte erklärten, ihre Schmerzen kämen denen eines langsamen Martyriums gleich, blickte sie froh auf, Gott dankend, daß sie wenigstens dieß für ihn leiden könnte.

Digitized by Google

Trotz ihrer Engbrüstigkeit und Schwäche fand sie noch Kraft, eine feierliche Erklärung zu geben, daß sie als Tochter der heiligen römisch-katholischen Kirche sterbe, ihren Glauben bekenne und ihre Religion ausübe, und sie forderte alle Anwesenden, besonders ihre spanischen Landsleute auf, als Zeugen hiefür einzustehen. Der Unermüdlichkeit Don Diego's war es gelungen, auch ihre jungen Gefährtinnen aus dem Kerker zu befreien und sie hatte den Trost, diese und viele andere ihrer lieben Schützlinge um ihr Krankenbett zu schauen, ihnen das Vermächtniß ihrer Liebe und ihrer heiligen Lehren zu übergeben und zur Fortdauer der kleinen Communität alle nöthigen Schritte zu treffen. Viele Katholiken und auch viele Protestanten strömten an ihr Krankenbett. Niemand war, der nicht erbaut, gestärkt, wunderbar ergriffen von dannen ging.

Als Luise den Tod herannahen fühlte, verlangte sie nach dem Todtenkleid, in dem man sie begraben würde. Als sie so angezogen war, ließ sie ihren Beichtvater rufen und sagte ihm froh: „Hier bin ich nun, Vater, aufgeputzt zum Tode, und wenn ich todt bin, ist nichts mehr zu thun, als mir den Habit umzuwerfen, den ich zu diesem Zweck mit von Spanien gebracht habe, und ich habe meine Gefährtinnen und den Gesandten gebeten und bitte nun auch Sie, Vater, gestatten Sie nicht, daß man sich nach meinem Tode mit meinem Leibe noch zu schaffen macht. Ich habe auch unsern Herrn gebeten, das abzuwenden, wenn Jemand es thun wollte." Sie fürchtete nichts so sehr, als ihrem Stande gemäß bestattet zu werden.

Sie ließ sich dann von Zeit zu Zeit einige Züge aus der Passionsgeschichte vorlesen. Ihr Athem wurde schwächer und schwächer. Rings um ihr Bett knieten einige Priester, einige Diener und ihre frommen Gefährtinnen. Nur dann und wann unterbrach ein Seufzer oder ein Ausruf die feierliche Stille. „Meine liebe Herrin," rief einer ihrer Diener, ein alter treuherziger Franzose, „meine liebe Herrin! Wenn Sie im Himmel sind, dann denken Sie an den armen Jacques Lemeteliel." Luise war beständig am Beten, so zärtlich, so innig, als ob Jesus und Maria persönlich vor ihr ständen. Señor mio! (o mein Herr!).. Señora mia! (Meine Herrin!) O mein Gott! Was danke ich dir nicht! O meine Herrin! Wie viel schulde ich dir für deine zahllosen Wohlthaten und Gnaden! Wie kann ich je dankbar genug sein für so viele Erbarmung.. O Señor mio.. O Señora mia..!" Unter solchen Seufzern des Dankes und der Liebe, aufgezehrt von den Mühen und Leiden ihres steten Opferlebens, schon selig in Gott und Trost ergießend auf Alle, die ihr Schmerzenslager umstanden, schlummerte Luise de Carvajal am 2. Januar 1614 sanft hinüber — still und unbeachtet in einem verborgenen Winkel der stolzen geschäftigen Weltstadt, aber groß und hehr vor Gott, und würdig, den schönsten Heldengestalten dieses Jahrhunderts beigezählt zu werden. Ihr Wunsch, nach dem Tode vollständig vergessen und verschollen zu bleiben, ging nicht in Erfüllung. Durch ganz Spanien schallte die Trauerbotschaft ihres Todes und das Lob ihrer Tugenden. Im August 1615 wurden ihre sterblichen Überreste von London nach Madrid gebracht und dort vor einem Altar im Kloster der Menschwerdung bestattet. Eine ganze Schaar von Zeugen erhob sich, um die fleckenlose Reinheit ihres Lebens und den

Digitized by

Heldenmuth ihrer Tugend zu bestätigen. Der eingeleitete Beatificationsprozeß wurde indeß, wie so viele andere, durch politische Ereignisse und Umwälzungen unterbrochen und gerieth in den Stürmen der Revolution in völlige Vergessenheit.

Ihren Charakter und ihr Leben können wir nicht besser zusammenfassen, als in den Worten, welche sie an einen Geistlichen richtete, der sie nach ihrer ersten Verhaftung bewegen wollte, nach Spanien zurückzukehren:

„Es sind vierzehn Jahre, daß mir Gott das Verlangen eingegeben, nach England zu kommen, und ich wandte jedes Mittel an, um mich seines Willens in diesem Punkte zu vergewissern. Als ich noch in Spanien den Entschluß faßte, war der Friede noch nicht geschlossen. Bei meiner Ankunft in England fand ich ihn unterzeichnet. Das beraubte mich einer der süßesten Hoffnungen, die ich genährt, und ich konnte nicht erwarten, daß es einem armen unwissenden Weib, wie mir, gelingen würde, Diejenigen zu bekehren, welche so viele heilige und gelehrte Priester nicht zu überzeugen vermochten. Aber etwas gibt es, von dem mich Niemand abbringen kann, etwas, wozu ich gut bin, und das ist, mit Gottes Hilfe an jedem der unglücklichen Katholiken den innigsten Antheil zu nehmen und mit ihnen und für sie beständige Herzensqual zu leiden; und wenn man mich hundertmal verbannt, nach Flandern schleppt oder nach Spanien einschifft, so werde ich hundertmal zurückkehren, um in England zu leben und zu sterben, wäre es auch auf einem Düngerhaufen. Nicht, daß mich irgend eine Anhänglichkeit fesselte; denn mein Herz ist durch und durch spanisch und es gibt nichts, was mir in London gefällt; aber weil ich vollständig überzeugt bin, daß das Gottes Wille ist!“

A. Baumgartner S. J.

Digitized by

Recensionen.

Dr. **J. Schuster's Handbuch zur Biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments.** Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Mit vielen Holzschnitten und Karten. Zweite Auflage, umgearbeitet von Dr. **J. B. Holzammer**, Professor am bischöflichen Seminar zu Mainz. Freiburg 1872—74, Herder. 2 Bde. 8°. I. Bd. XLIV u. 716 S. II. Bd. 642 S. Preis, vollständig: Thlr. 4. 15 sgr. — fl. 8. 6 kr.

Die biblische Geschichte bildet einen integrirenden Theil des Religionsunterrichtes. Man kann noch mehr sagen. Indem sie den wesentlichen Geschichtsinhalt der hl. Schrift wiedergibt, ist sie selbst ein umfassender Religionsunterricht, der in großen und bestimmten Zügen die Vorbereitungen und Anbahnungen des Reiches Gottes schildert, dieses Reich selbst in seinem Wesen und Charakter, in seiner Grundlegung und für alle Zeiten mustergiltigen Gestaltung vorführt. Vorliegendes Handbuch stellt sich nun die Aufgabe, dem Geistlichen und Lehrer in allseitiger und gründlicher Weise das Verständniß der hl. Geschichte zu vermitteln und ihm zur Erklärung und belebenden Mittheilung derselben einen ergiebigen und anregenden Stoff an die Hand zu geben. Ferner soll es auch in den Kreisen der Gebildeten zur Selbstbelehrung dienen und soll daher neben der klaren überzeugenden Darlegung des Stoffes auch die Einwände und Angriffe abwehren und siegreich zurückschlagen, welche von den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens aus gegen die heilige Geschichte und den Inhalt der hl. Bücher und gegen diese selbst erhoben werden. Ist so für den Verstand gesorgt, so darf auch das Herz und der fromme gläubige Sinn nicht leer ausgehen. Die heilige Geschichte bietet ja des Erhebenden und Erbaulichen so unermeßlich viel, und die Väter und Lehrer der Kirche haben mit solcher Innigkeit aus deren unversieglichem Born geschöpft; und die hohen Glaubensgeheimnisse, die da in den Rahmen des Geschichtlichen eintreten, umschließen eine Fülle von Motiven und Belehrungen, die dem gläubigen Herzen nur einigermaßen nahegelegt zu werden brauchen, um Trost und Seligkeit in dasselbe auszuströmen. Obiges Handbuch berücksichtigt in anerkennenswerther Weise alle diese Beziehungen. Die Ziele, die es sich demnach steckt, sind ebenso weitgehend, als für unsere Zeit und deren specielle Bedürfnisse praktisch und angemessen. Zur befriedigenden Erreichung derselben wird aus Theologie, Exegese, Alterthumskunde, Geographie ein reiches Material in anziehender Form, mit Klarheit und wohlthuender Übersichtlichkeit vor dem Leser ausgebreitet. Beigegeben sind außerdem mehrere Karten und Pläne — so beim neuen Testamente eine Karte von Palästina und der Umgegend Jerusalems und Bethlehems, eine Karte mit Angabe der neun Reisen Jesu während seines öffentlichen Wirkens, deßgleichen eine mit Bezeichnung der Missionsreisen des hl. Paulus

Digitized by Google

und eine vom See Genesareth und dessen Umgegend. An 100 Illustrationen in Holzschnitt[1] tragen ihrerseits dazu bei, die Örtlichkeiten der heiligen Geschichte, deren Merkwürdigkeiten und Denkmäler vermittelst der Phantasie dem Gedächtnisse einzuprägen und Interesse für sie zu wecken. Übersichtliche Tabellen der Geschichte der beiden Testamente und ein genau und eingehend angefertigtes Personen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Neben diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir zur näheren Charakterisirung des Handbuches noch folgende Einzelheiten besonders hervorheben. Der Zusammenhang und die stetig fortschreitende Entwickelung der messianischen Weissagungen, der vorbedeutende und vorbildliche Charakter von Personen und Ereignissen der alten Geschichte ist mit Sorgfalt und Verständniß gegeben, überhaupt der ganze alte Bund als Führer zu Christus hin, als Erziehungsanstalt und Vorbereitung für's Christenthum so gezeichnet, daß die Bedeutung und die Eigenthümlichkeiten beider Testamente lichtvoll und in klaren Umrissen hervortreten. Die heiligen Schriften, auch diejenigen Bücher, welche man bei der geschichtlichen Anlage des Handbuches am ehesten noch als übergangen vermuthen würde, so die Sapientialbücher, werden in kurzen Umrissen ihrem Hauptinhalte nach und auszugsweise und an besonders wichtigen Stellen auch wörtlich mitgetheilt. Die einzelnen Propheten sind in der Wichtigkeit ihrer Stellung gewürdigt; und manche Bemerkungen zu ihren Weissagungen sowohl als zu vielen Stellen der heiligen Bücher bieten bei aller Präcision und Kürze einen reichhaltigen Commentar. Die in die kirchlichen Gebete und Tagzeiten aufgenommenen Gesänge, wie das Magnificat, Benedictus u. dgl., sind in ihrem Gedankengange vorgelegt, die kirchliche Verwendung der Klagelieder des Jeremias, die messianischen Psalmen werden des Näheren besprochen; ebenso wird an passenden Stellen die Entstehung und Bedeutung kirchlicher Ceremonien angegeben, z. B. Bd. I. S. 675 die Weihe des neuen Feuers am Charsamstage, S. 688 der Blumen- und Kräutersegen am Feste Mariä Himmelfahrt; B. II. S. 42 Erklärung der Kerzenweihe. Bedeutungsvolle Namen finden meistens ihre Erklärung; die Geheimnisse des Lebens Christi werden oft in genauer Motivirung, die bewährten Theologen entnommen oder aus den heiligen Vätern geschöpft ist, vorgelegt; z. B. werden fünf Gründe angegeben, warum Jesus die Beschneidung annehmen wollte; drei Gründe, derentwegen die Weisen nach Jerusalem geleitet wurden; sechs, warum Christus die Wundmale am verklärten Leibe beibehalten u. s. f. Obgleich die Thaten des Herrn in dieser Weise im Allgemeinen ziemlich erschöpfend begründet und ausgedeutet werden, hätten wir doch auch manchmal eine mehr eingehende Motivirung gewünscht; so wird (II. B. S. 117) das Verbot Christi, die Wunder bekannt zu machen, einzig durch die Lehre der Demuth für seine Jünger erklärt — eine Motivirung, die sicher richtig, aber nicht allein genügend ist. Auch moralische und ascetische Reflexionen und Nutzanwendungen sind eingestreut. Auf die Ausgleichung scheinbarer Widersprüche unter den evangelischen Erzählern ist ebenfalls in Anbetracht der gegnerischen Angriffe, die gerade von da aus Wahrheit und Echtheit der Evangelien zu untergraben bemüht sind, hinreichend Bezug genommen. Die Einleitungen zu den Evangelien und die Darlegung ihrer Echtheit bringt bei aller Kürze doch das Wissenswertheste. Warum ist aber bei Lukas der Zweck des Evangeliums nicht hervorgehoben, während doch bei den anderen Evangelisten Zweck und Veranlassung der Abfassung angedeutet ist?[2] Von einzelnen Ungenauigkeiten,

[1] Die der vorliegenden Auflage beigegeben wurden.

[2] Erst später S. 18 wird im Vorbeigehen die Bestimmung seines Evangeliums für die Christen aus dem Heidenthum angedeutet.

Digitized by Google

die mit untergelaufen sind, seien noch bemerkt: die Andeutungen der heiligen Schrift, daß der Ort, wo Johannes taufte, an der Stelle des israelitischen Durchzuges durch den Jordan gewesen, beschränken sich doch wohl nur auf die Lesart Bethabara Joh. 1, 28; was die andern, S. 66 angezogenen Stellen hiefür beibringen sollen, ist unerfindlich. S. 53 heißt es: „die Klage der Rachel sollte ihre Erfüllung finden" — ja, aber in welchem Sinne? S. 83 ist die Rede, als ob Jesus selbst getauft hätte („daß wir Jesus gleich nachher diese Taufe spenden sehen"), während S. 86 doch ganz richtig bemerkt ist, daß Jesus persönlich sie nicht gespendet habe. S. 108 wird in der Anmerkung Gewicht darauf gelegt, daß es heiße „eine (nicht die) Entlassene"; während doch der Text oben gerade „die Entlassene" liest. S. 117 Anm. 4 ist sicher nicht auf Lukas 5, 19 per tegulas immiserunt Bedacht genommen worden, sonst könnte ja kaum von einem innern Hofraum die Rede sein. S. 125 wird der hl. Johannes der Täufer hingestellt als „der persönlichen Heiligkeit nach sicher der größte, da die Kirche die Worte des Evangeliums auch in diesem Sinne nimmt und sein Fest als ein Fest ersten Ranges mit Octav feiert" — ist ersteres der Fall und beweist letzteres für den Grad der persönlichen Heiligkeit? fällt dafür auch, wie ebendaselbst vorausgesetzt wird, die Stellung und Reihenfolge in der Allerheiligen-Litanei in's Gewicht? Uns scheint Keines von diesen dreien der Fall zu sein. Ebensowenig ist uns ersichtlich, wie nach S. 142 Asaph im 77. Psalm „unter der Hülle der Geschichte Israels die Geheimnisse des neuen Bundes verkündet" — der Psalm ist rein geschichtlich; der Umstand, daß der alte Bund mit seinen Ereignissen vorbildlicher Natur ist, reicht nicht zur Begründung obigen Ausspruches hin, da sonst jede Geschichtserzählung des alten Bundes unter der Hülle des alten die Geheimnisse des neuen Testamentes böte. S. 295 ist unter der bildlichen Darstellung des Sekel ein arger Druckfehler stehen geblieben, indem ein hl. Sekel auf 45 Gulden oder 26 Thaler angesetzt wird. Auf S. 523 wird ganz richtig bemerkt, daß die früher dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen Schriften einem ungenannten Verfasser des 4. oder 5. Jahrhunderts angehörten; damit stimmt aber freilich nicht, daß vorher S. 383 gesagt ist: „Dionysius der Areopagite befand sich bei dem wunderbaren Ereignisse (der bei Christi Tod eingetretenen Sonnenfinsterniß), wie er selbst (Epist. VII. ad Polyc.) bemerkt, in seinem 20. Jahre noch als Heide in Heliopolis" u. s. f. Es ist gleichfalls ein Versehen, daß die Stelle bei Isaias 1, 6 als Weissagung oder als Vorbild auf die Mißhandlungen Jesu (S. 361) angeführt wird; Bd. I. S. 503 wird der 15. Psalm unter den mehr mittelbaren oder nur theilweise messianischen Psalmen aufgeführt. So wird allerdings der Psalm von Mehreren aufgefaßt; allein die Ansicht der hl. Väter, der meisten Katholiken und auch der älteren Protestanten erkennt ihn als direkt und ganz messianisch, und das scheint auch exegetisch die einzig haltbare Annahme zu sein; u. d. m.

Wir verkennen allerdings die Schwierigkeiten nicht, die sich bei einer chronologischen Darstellung des Lebens Jesu und bei der chronologischen Aneinanderreihung der von den Evangelisten erzählten Ereignisse herausstellen; die Ansichten weichen gleichfalls vielfach von einander ab. Die ersten 13 Kapitel des Matthäus trugen zur Erschwerung der Frage Vieles bei. Allein es scheint uns doch eine sichere Grundlage geboten, die nur consequent durchgeführt zu werden braucht. Das ist das Evangelium des hl. Lukas; 1, 3 gibt der Evangelist ganz officiell und ex professo sein Programm und seinen Gesichtspunkt an, von dem aus er seinen Bericht abfassen will. Es ist die geschichtliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten — Lukas will nicht bloß geschichtlich, er will auch streng chronologisch schreiben. Auch unser Handbuch theilt diese Auffassung, wenn S. 8 Anm. gesagt wird: „Lukas erzählt sehr ausführlich in der Reihenfolge der Begebenheiten und hebt die Um-

Digitized by Google

stände der Zeit bei den einzelnen Ereignissen besonders genau hervor." Bei dieser Gelegenheit möchten wir besonders auf die lichtvolle Behandlung dieser Frage in dem Buche Grimms, „Einheit der vier Evangelien", aufmerksam machen. Wir bedauern es, daß in dem Handbuch, das sonst doch mit Citaten und Verweisungen gerade nicht sparsam ist, dieses ausgezeichnete Werk von Grimm nicht citirt und an manchen Stellen nicht in seinen Resultaten und Darstellungen berücksichtigt ist. Doch um auf die chronologische Frage zurückzukommen, scheint es uns nach dem zugestandenen Grundsatz von der Reihenfolge der Begebenheiten bei Lukas ungerechtfertigt und unthunlich, daß auch in der Uebersichtstabelle mehrmals von der bei Lukas stattfindenden chronologischen Ordnung abgegangen wird, daß auch bei Lukas mitunter tief einschneidende chronologische Verschiebungen angenommen werden, z. B. Luk. 5, 12; 11, 14. Vielleicht könnten Grimm's Gründe den geehrten Verfasser des Handbuches auch bestimmen, Joann. 5, 1 in dem ἡ ἑορτή das Osterfest (statt des Pfingstfestes) anzuerkennen. Deßgleichen dürften Grimm's Ausführungen auch für den vielumstrittenen Tag des Abendmahles und des Todes Christi eine eingehende Berücksichtigung verdienen. Grimm hat jedenfalls die Aufstellungen von Dr. Langen in ihrer völligen Unhaltbarkeit dargelegt; dafür, daß Christi Todestag nicht der Osterfesttag der Juden gewesen, hat er Gründe und Belege beigebracht und aus Johannes, vorzüglich aber auch aus den anderen Evangelisten erhärtet, Gründe, die mit den paar Bemerkungen, die wir Handbuch S. 300 und 301 lesen, durchaus nicht entkräftet werden. Ebenso wenig dürften durch sie die Schwierigkeiten auch nur annähernd gehoben sein, welche die ganze Darstellungsweise des hl. Johannes der Zeitbestimmung unseres Handbuches entgegenhält. Es bringt S. 446 selbst einen Anhaltspunkt gegen seine eigene Annahme. „Der Tag der Herabkunft des hl. Geistes war nach dem einstimmigen Zeugniß der Überlieferung gleich dem der Auferstehung ein Sonntag." Ganz gut. Nun aber waren „nach 3. Mos. 23, 15 die 50 Tage bis Pfingsten vom Tage nach dem ersten Osterfesttage an zu rechnen, mithin mußte das Pfingstfest auf denselben Wochentag fallen, wie der zweite Ostertag." Es mußte also nach dieser Berechnung der zweite Ostertag der Sonntag gewesen sein, was zur Annahme der Verschiebung des Osterfestes auf den Samstag ja ganz vortrefflich stimmt, abgesehen von den andern Gründen[1]. — Aufgefallen ist uns ferner noch die Bemerkung, daß die Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt das einzig sichere Fundament der wahren Freiheit, der Freiheit des Gewissens sei (S. 274). Der Satz, wie er vorliegt, ist unklar. Was wird da unter Freiheit des Gewissens verstanden? Welche Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt wird gefordert? Wird etwa ein so entschiedenes Auseinanderhalten beider Gewalten verlangt, daß die geistliche Gewalt niemals berechtigt und befugt sein sollte, auch äußerliche Straf- und Zuchtmittel anzuwenden? Man wird auf diesen Gedanken um so leichter geführt, da man S. 349 Anm. 1 die, wenn wir den Wortlaut betonen, zu weit gehende und in ihrer Allgemeinheit verfängliche und unrichtige Behauptung findet, „die Kirche kennt keine irdischen Gewaltmittel." Hat nicht das Tridentinum ausdrücklich die Coaktivgewalt der Kirche vindizirt? und zwar die Straf- und Coaktivgewalt auch durch äußerliche und nicht bloß rein geistliche Mittel, und spricht sich nicht auch der Syllabus in diesem Sinne aus? Die Entstellungen und Verunglimpfungen der Gegner dürfen uns nie Veranlassung werden, prinzipiell zu weit gehende Aufstellungen zu

[1] Was zur Entkräftung dieses Einwurfes angeführt wird, daß das Abschneiden der Erstlingsgarbe am Sabbath unstatthaft und daher auf Sonntag verlegt werden mußte, fällt durch das für den Tempeldienst geltende Sabbathrecht (vgl. Matth. 12, 5) in sich zusammen.

Digitized by Google

machen. Oder soll etwa die Eigenschaft der Kirche, daß sie nicht von dieser Welt ist, dieser Gewalt Eintrag thun?[1] Das ist nicht abzusehen. Und diese Darlegung wäre bei unserer Stelle eher am Platze gewesen.

Diese und dergleichen Bemerkungen und Ausstellungen sollen aber den Werth und die Vortrefflichkeit des Handbuches nicht im Mindesten herabsetzen. Sie sind geflossen aus dem Wunsche, das ausgezeichnete Werk in möglichster Vollkommenheit zu sehen und für eine neue Auflage, die zweifelsohne bald erfolgen wird, ein Scherflein zur Feile und Vervollkommnung beizutragen.

Wir können es nur auf's wärmste empfehlen und im Interesse der Kenntniß und des Verständnisses der heiligen Geschichte seine weiteste Verbreitung wünschen. Den Lehrern und Geistlichen, den Predigern ebenso wie den Katecheten bietet es den mannigfaltigsten Stoff. Mit diesem Handbuche und seinen zahlreichen Notizen aus der Geographie, der heiligen und profanen Geschichte, der Alterthumskunde und seinen im Ganzen recht guten bildlichen Darstellungen wird es den Lehrern und Katecheten ermöglicht, den Unterricht fruchtbringend, anregend und interessant zu machen. Belangreiche Zeitfragen, die Unfehlbarkeit des Papstes, Petri Aufenthalt in Rom, die dogmatisch wichtigen Darstellungen in den Katakomben, Details aus der Völker- und Sittengeschichte finden sich gelegentlich eingestreut. Ja, manchmal wollte uns das aufgehäufte Material fast als ein zu schwerer Ballast erscheinen, so wenn bei Gelegenheit der Erwähnung von Tyrus und Sidon, Joppe, Gaza, Damaskus, Lydda, Antiochia, Rhodus u. dgl. aus Geschichte, Geographie, Handel, Architektur, aus alter und neuer Zeit so ziemlich Alles zusammengetragen ist, was sich über diese Ortschaften etwa nach Art eines Conversationslexikons sagen ließe — doch quod abundat non vitiat — und was nicht nach dem Geschmacke des Einen ist, wird bei einem Andern willkommen sein. Etwas Ähnliches läßt sich auch von den Illustrationen sagen. Manche Notizen machten auf uns den Eindruck, als wären sie nur angehängt, um ein bereits fertig vorliegendes Bild unterzubringen; manche Darstellungen scheinen uns denn doch zu unwichtig oder für den vorliegenden Zweck ganz unerheblich, zumal das Buch eben zunächst für Lehrer und Geistliche bestimmt ist. Die Reisebücher über das heilige Land von Geramb, Sepp, Mislin, Schegg, ebenso die Zeitschrift „das heilige Land" sind ausgiebig verwerthet. Auch die neueren Geschichtsforschungen werden nicht unbenutzt gelassen, selbst aus der Ägyptologie und Assyriologie wird einiges brauchbare Material hereingezogen.

So sind denn die Versprechungen, die der Prospectus gab, in der That in anerkennenswerthester Weise erfüllt, und wir stimmen vollständig bei, wenn in demselben am Schluß gesagt ist: „So kann das Buch den Lehrer selbst gegen Gefahren, die seinem Glauben drohen, schützen, und jedenfalls seinem Vortrag die Frische und Lebendigkeit gründlicher Kenntniß der Sache und kräftiger Überzeugung sichern, und dem Geistlichen für das pflichtmäßige Studium der heiligen Schrift manche Anregung und Hilfe gewähren."

Joseph Knabenbauer S. J.

Das Martyrium in der katholischen Kirche, von P. **Georg Patiß** S. J. Mainz, 1874, Kirchheim. kl. 8°. VIII u. 403 S. Preis: Thlr. 1.

„Die Kirchengeschichte ist nun auch in Europa wieder in eine Periode eingetreten, welche uns mahnt, Sinn und Herz auf das Martyrium zu richten und uns mit demselben vertraut zu machen." Der Verfasser vorliegender Schrift unternimmt es daher, das Martyrium zu behandeln, wie es Christus seiner

[1] Denn an die Besprechung dieser Stelle wird obige Bemerkung angeschlossen.

Digitized by Google

Kirche vorhergesagt und von ihr gefordert hat. Im ersten Theile stellt er mit emsigem Fleiße alles zusammen, was dazu beiträgt, Wesen und Bedeutung des christlichen Martyriums in das volle Licht zu setzen.

Warum, so fragt der Verfasser unter Anderm, ist die Kirche Christi ihren Gegnern der Gegenstand eines so wüthenden Hasses und eines so grausamen Vernichtungskampfes? Ist nicht das Christenthum in allen auch bloß natürlichen und selbst materiellen Beziehungen das Heil der Welt? Sind nicht die wahren Christen die besten Unterthanen, die ehrlichsten Beamten, die tapfersten Soldaten, die friedlichsten Bürger, die mildthätigsten und liebenswürdigsten Menschen? Hat sich das Alles nicht seit bald zweitausend Jahren in allen Welttheilen und unter allen Völkern der Erde erprobt? Woher also immer derselbe Haß, dieselbe Verfolgungswuth?

Gewiß sind das Fragen, welche heute mehr als gewöhnlich jeden denkenden Menschen beschäftigen; und gewiß ist die zutreffende Antwort, welche der Verfasser an der Hand der Glaubenslehre und der Geschichte auf dieselben gibt, ganz geeignet, in den gegenwärtigen Trübsalen uns mit Muth und Vertrauen zu erfüllen. Hier können wir uns nur wenige Andeutungen gestatten. Mit Recht macht der Verfasser behufs Beantwortung jener Fragen vorwiegend übernatürliche Gesichtspunkte geltend. Das beständige Erleiden von Verfolgungen ist mit dem Wesen der von Christus gestifteten Kirche verknüpft. Das Leben der Kirche ist die mystische Fortsetzung des Lebens Christi; in der Kirche muß also das ganze Ebenbild Christi ausgeprägt sein und in den Gläubigen Zug für Zug widerstrahlen. Nun wäre aber das Ebenbild Christi in der Kirche mangelhaft, ja es fehlte ihm ein wesentlicher Grundzug, wenn die Glieder der sichtbaren Kirche nicht stets trotz ihrer Unschuld Anfeindungen und Leiden fänden.

Die Kirche hat ferner von Gott die Aufgabe erhalten, durch ihr Leben den Menschen zu beweisen, daß es höhere und kostbarere Güter gebe als jene, welche auf dieser Erde gefunden werden; in der geduldig ertragenen Verfolgung um der Gerechtigkeit willen tritt diese Lehre in faßbarster Weise vor aller Menschen Augen.

Es lag ebenfalls im Plane der göttlichen Vorsehung, die Göttlichkeit des Christenthums den Menschen fort und fort durch Menschen zu beweisen. Der „passive Widerstand" in der Geschichte der Kirche mit allen den freudig ertragenen Kränkungen, Verbannungen, Einkerkerungen, mit seinen unzähligen erschütternden Leidensgestalten übersteigt dergestalt die Kräfte der menschlichen Natur, daß er unmöglich ohne Hülfe der göttlichen Gnade hätte durchgeführt werden können.

Das Martyrium ergibt sich aber auch von selbst aus dem Bestande der Kirche in der Mitte einer Welt, von welcher Christus gesagt hat: „Sie haßt mich, denn ich bezeuge ihr, daß ihre Werke schlecht sind." Es ist der unversöhnliche Kampf Luzifers, des Fürsten dieser Welt, gegen den in der Kirche lebenden Christus. Es ist der unversöhnliche Kampf der menschlichen Leidenschaften gegen alle Tugenden. Und namentlich sind es die drei Hauptleidenschaften: Ehrsucht, Habsucht und Genußsucht, welche die kirchenfeindliche Welt in diesem Kampfe zum Äußersten treiben. Gleich dem Luzifer will man keine Herrschaft neben sich und über sich anerkennen und versteigt sich zur Selbstanbetung. Die heidnischen Tyrannen früherer Zeit machten ihre Staatsgesetze gegen die Christen, weil sie diese als Feinde des Staats-Götzendienstes und darum als die gefährlichsten Staatsfeinde betrachteten. Die Verfolger der Kirche in unseren Tagen streben genau denselben Zweck an. Indem sie sich und den Staat für religionslos, d. h. gottlos erklären, schreiben sie sich das Recht zu, Staatsgesetze zu machen ohne alle Rücksicht auf den göttlichen Willen, sie haben sogar Gesetze gemacht, welche dem klar erkannten göttlichen Willen zuwiderlaufen, und so wird es ein Leichtes, die Christen unserer Tage

Digitized by Google

gerade so zu Gesetzesverächtern und Staatsverbrechern zu stempeln, wie das bei Christus und den alten Martyrern der Fall war. Das sind einige der Gedanken, welche im ersten Theile der Schrift eine weitere Darlegung erfahren.

Nach einem historischen Überblick über die Thatsache des Martyriums in der katholischen Kirche geht der hochwürdige Verfasser im zweiten Theile daran, nachzuweisen, wie die heiligen Martyrer mit ihren blutigen Bekenntnissen ihren Glauben an die einzelnen Lehren und Geheimnisse der heiligen Religion bezeugt haben. Es werden die Zeugnisse der heiligen Martyrer beigebracht für ihren Glauben an den Einen Gott, an die allerheiligste Dreieinigkeit, an Jesus Christus, in Bezug auf die Gnade Christi, auf die heiligen Sakramente, auf die heilige Schrift, die katholische und alleinseligmachende Kirche, die Sonntagsfeier, die Verehrung der Heiligen und der heiligen Reliquien, in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele und auf die Auferstehung des Leibes, die Vergeltung in der Ewigkeit, die Gemeinschaft der Heiligen, in Bezug auf das Dasein und den Einfluß der bösen Geister und in Bezug auf verschiedene moralische Tugenden. Dieser zweite Theil des Buches bildet insbesondere eine recht schöne Blumenlese von Martyrergeschichten aus den Akten Ruinarts und anderen zuverlässigen Schriftstellern.

Im dritten Theil des Werkchens finden wir die Abhandlung des hl. Cyprian „über das zweifache Martyrium" in einer getreuen Übersetzung. Der Heilige hatte diese Schrift an den Bischof Fortunatus gerichtet, um die Gläubigen zur Standhaftigkeit im Bekenntniß des katholischen Glaubens zu ermuthigen. Gewiß ist es tröstlich, daß es auch ein unblutiges Martyrium gebe, an dessen Verdiensten und Herrlichkeit jeder wahre Christ theilnehmen kann und theilnehmen muß. Es war darum ein glücklicher Gedanke, gerade jetzt die herrliche Schrift des hl. Cyprian weiteren Kreisen in Erinnerung zu bringen.

In diesem Buch erhält die deutsche ascetische Literatur somit einen schätzenswerthen Zuwachs. Wir Deutsche lieben es, wenn ascetische Schriften sich nicht so sehr in Redensarten und frommen Gefühlsergüssen bewegen, als vielmehr ihre Darlegungen aus solidem theologischen Wissen und thatsächlichen Mittheilungen hervorgehen lassen. Das ist bei vorliegender Schrift der Fall. Dabei hielt aber der Verfasser stets als Hauptzweck im Auge: Erbauung und Erhebung des Gemüthes. Er verschmäht allen Schimmer hoher Wissenschaftlichkeit, allen rhetorischen Prunk. Er führt uns die Wahrheit vor in ihrer schmucklosen Einfachheit, in einer Weise, die mehr auf wirksame Willensentschlüsse, als auf vorübergehende Erregungen des Gefühls abzielt. Gleichwohl liest sich das Buch wegen der vielen eingeflochtenen Züge recht leicht und angenehm. T. P.

Digitized by Google

Miscellen.

Ein amerikanisches Artheil über amerikanische Zustände. Im Juli d. J. (oben S. 116 ff.) veröffentlichten wir einige dem „Ausland" entnommene thatsächliche Notizen über die Zustände in den Vereinigten Staaten und verwertheten dieselben zur Charakteristik des dort herrschenden Liberalismus. Unsere Leser haben ohne Zweifel bemerkt, daß unsere Absicht nur dahin zielte, darzuthun, wie der Liberalismus unter allen Verhältnissen, auch unter amerikanischen, die übelsten Wirkungen hervorruft; gewiß wird aber keiner unserer europäischen Leser auf den Gedanken gekommen sein, wir hätten dadurch über die ganze Organisation und die freiheitlichen Einrichtungen der großen nordamerikanischen Republik ein wegwerfendes Urtheil fällen wollen. Trotzdem haben einige unserer amerikanischen Leser in dieser Beziehung reklamiren zu müssen geglaubt, und, indem sie einige der hervorgehobenen Thatsachen zu beschönigen oder abzuschwächen sich bemühten, wollen sie der ganzen Darstellung dadurch die Spitze abbrechen, daß sie behaupten, unsere Bemerkungen rührten von Solchen her, die zu wenig in ächt amerikanischen Zirkeln verkehrt hätten und zu kurze Zeit im Lande wären, um über das amerikanische Leben ein richtiges Urtheil zu fällen. Nun, wir wollen darüber nicht mit unsern amerikanischen Freunden streiten; um aber zu zeigen, daß ächte Amerikaner von den **jetzigen** Zuständen der Vereinigten Staaten wenig erbaut sind, verweisen wir auf das letzte Oktoberheft der Brownsonschen Quaterly Review. Wenn Einer befähigt ist, über Amerika zu urtheilen, ist es gewiß Dr. Brownson, der seit einem halben Jahrhundert an dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes einen so regen und hervorragenden Antheil nimmt. Allerdings wissen wir auch, daß Dr. Brownson zuweilen etwas gar schwarz sieht und wir sind deßhalb weit entfernt, seine nachstehenden Anschauungen, namentlich über die Katholiken, vollständig zu adoptiren.

Im besagten Oktoberheft also äußert sich derselbe in dem Outlook at home and abroad über die amerikanischen Zustände und über den Ursprung und den Charakter des amerikanischen Liberalismus in folgender Weise. Wir citiren nach dem „Wahrheitsfreund" vom 7. Oktober 1874.

Der Protestantismus hat hier seine freie und volle Entwickelung gehabt und hat seine Unfähigkeit bewiesen, eine weise und gerechte Regierung und private oder öffentliche Moralität aufrecht zu erhalten. Wir sehen dieß an den corrupten „Ringen", welche überall die Oberhand haben, und an der Käuflichkeit unserer öffentlichen Beamten, von denen fast jeder einen gewissen Preis hat. Wir sehen es in dem Mangel

Digitized by Google

an Moralität im Privatleben, wie er sich in Enthüllungen, wie die der Plymouth-Kirche, kundgibt. Ob H. W. Beecher ein Ehebrecher ist oder nicht, ist für das große Publikum von verhältnißmäßig geringer Bedeutung; aber die Enthüllungen über den moralischen Zustand der Plymouth-Gemeinde, der religiöse und moralische Ton, der sich in den Angaben des Angeklagten wie der Ankläger gegenüber dem Publikum kundgegeben hat, zeigen, daß unsere protestantische Gesellschaft bis auf den Kern faul geworden ist oder wird. Der Protestantismus hat aufgehört, eine objektive Religion zu sein, eine Religion, die unabhängig ist von der Seele, über ihr steht, sie beherrscht und die Leidenschaften und gesetzwidrigen Neigungen der menschlichen Natur einschränkt.

Der Protestantismus gewährt kein Heilmittel gegen die Übel, welche unsere Gesellschaft bedrohen, und seine vereinzelten Reformbemühungen machen die Sache nur schlimmer. Unsere Hoffnungen für unsere Regierung und unsere Gesellschaft, für die Politik und Moral beruhen deßhalb auf den Katholiken; denn sie allein unter unserer Bevölkerung sind durch ihre Religion auf einen Standpunkt gestellt, der über das Heidenthum erhaben ist, und haben in ihr die gesunden Principien und die übernatürliche Hilfe, die für die private und öffentliche Moral nöthig sind. Diese Hoffnung sollte für den amerikanischen Bürger eine Quelle der Stärkung und des Trostes sein, Angesichts der erstaunlichen Zunahme der Katholiken im Lande an Zahl, Wohlhabenheit und Einfluß, in der Vermehrung der Zahl der Kirchen, Kollegien, Akademieen für unsere Töchter und der Pfarr- und anderen Schulen, die, wie viel sie auch noch zu wünschen übrig lassen, doch allen anderen im Lande wenigstens vom moralischen und geistigen oder christlichen Gesichtspunkte aus weit überlegen sind. Leider aber wird diese Hoffnung einigermaßen gedämpft durch die Thatsache, daß mit dem Wachsthum der Zahl der Katholiken, katholischer Kirchen und katholischer Institutionen keineswegs die Zunahme katholischen Einflusses im Verhältniß steht. Wir fürchten, daß die Katholiken in Folge ihrer Verbindung und ihres Verkehrs mit den Nichtkatholiken nicht wenige von den populären Irrthümern in sich aufnehmen, die im Lande vorherrschen und dasselbe mit dem Ruin bedrohen. Nur die katholische Kirche kann uns retten; aber auch sie kann dieß bloß thun durch die Thätigkeit und den Einfluß von Katholiken, welche fest zu ihrem Glauben stehen in seiner Reinheit und Unversehrtheit und in ihrem Verhalten die Forderungen desselben getreu beobachten. Wenn sie ihren Glauben mit den populären Irrthümern der Protestanten vermengen lassen und in ihrer täglichen Praxis sich kaum von ihnen unterscheiden, so sind ihre Thätigkeit und ihr Einfluß nicht katholisch und schwerlich heilsamer, als die der Nichtkatholiken. So ist es aber, wie wir fürchten, thatsächlich zum großen Theil. Indem wir uns amerikanisiren, werden wir protestantisirt. Wir sehen nicht, daß die katholische Presse in Ton und Haltung weit über der nicht-katholischen steht, wenn sie nicht ausdrücklich von katholischem Glauben und katholischer Moral handelt. Unsere politischen Katholiken handeln gewöhnlich nicht nach einem höheren Maßstabe als die Protestanten. Wir sehen an ihnen denselben Mangel an Princip, an Gewissenhaftigkeit, Rechtschaffenheit, Gemeinsinn und Uneigennützigkeit. Wenn wir mit ihnen sprechen, so finden wir, daß ihre Anschauungen über politische Fragen ebenso roh und niedrig sind, als die ihrer nicht-katholischen Mitbürger. Ihr Maßstab der politischen Moral ist die öffentliche Meinung, und es scheint, daß sie mit ihren protestantischen Mitbürgern darin übereinstimmen, daß „die Stimme des Volkes die Stimme Gottes" sei, daß Alles, was populär ist, nothwendiger Weise auch recht sei, deßgleichen, daß man Ämter sucht und verwaltet zu seinem eigenen Privatvortheil. Die Katholiken conformiren sich zu sehr dem amerikanischen Wesen.

Digitized by Google

Ein sehr großer Theil von uns hängt zu sehr an der Welt, hat es zu sehr darauf abgesehen, in der Welt vorwärts zu kommen, hat zu viel Respekt vor den Reichen und fürchtet sich zu sehr vor der Armuth. Wir geben zu viel auf den Schein und das Gepränge, sind zu besorgt, mit den Feinden unserer Religion auf gutem Fuße zu stehen, und zu empfindlich gegen die Meinung, welche Nicht-Katholiken von uns haben. So üben wir keinen wahrhaft katholischen Einfluß auf unsere Landsleute aus und thun nicht, was wir thun konnten und sollten, um die Nation von dem Untergange zu retten, der ihr in's Angesicht starrt. Die Katholiken Europa's haben die Vorschriften des Evangeliums vergessen, und Gott hat es zugelassen, daß sie verfolgt, eine Beute der geheimen Gesellschaften und von den Feinden unterdrückt werden, als eine nothwendige Züchtigung, und wir fangen an, eine ähnliche Züchtigung zu bedürfen, und müssen erwarten, dieselbe in nicht sehr langer Zeit zu empfangen. Wir glauben nicht, daß der Friede, die Freiheit und das Glück, das wir jetzt genießen, von Dauer sein wird, weil wir zu weltlich werden und vergessen unserer Pflicht als Katholiken in einem demokratischen Lande treu zu sein, — der Pflicht nämlich, ein unweltliches und geistiges Element in das Leben der Nation einzuführen, das ihr fehlt und welches der Protestantismus nur zu zerstören geeignet ist. Die Aussichten für Religion und Politik scheinen uns durchaus nicht ermuthigend, sondern entschieden entmuthigend, und wenn wir noch hoffen, so hoffen wir mit Zittern. Wir können nicht in die Jubelrufe unserer katholischen Brüder oder unserer nichtkatholischen Landsleute einstimmen, welche meinen, es gehe Alles recht gut.

Literarisches. Der traurige Zustand, den die neumodischen Kirchengesetze über Deutschland und speciell über Preußen gebracht haben, hat mehrere Broschüren veranlaßt. **„Non possumus. Wir können nicht nachgeben.** Eine Kritik der preußischen Maigesetze nebst Angabe derjenigen katholischen Dogmen, welche durch dieselben verletzt werden. **Von einem rheinpreußischen Theologen.“** (Amberg, 1874, Habbel. kl. 8°. 60 S. Preis: 3½ Sgr.) Die unter diesem etwas langen, aber den Inhalt vollständig charakterisirenden Titel erschienene Schrift ist recht geeignet, das Volk über die Tragweite der fraglichen Gesetze aufzuklären und ihm ein wahres Verständniß für den Widerstand des deutschen Episcopates und Klerus gegen diese Gesetze zu vermitteln. Während man von gegnerischer Seite bemüht ist, den Thatbestand möglichst zu verdunkeln und die sogenannten Maigesetze in einem ganz unschuldigen Lichte erscheinen zu lassen, war es nöthig, den krassen Widerspruch, in welchem diese Gesetze zum katholischen Dogma stehen, in einfacher und populärer Weise darzulegen, um jede Irreleitung unseres guten katholischen Volkes zu verhindern. Das Büchlein ist zur Massenverbreitung bestimmt und wird — wir zweifeln nicht daran — großen Nutzen stiften.

Nur ein einziges der neuen Gesetze berücksichtigt der hochwürdigste Herr Bischof von Paderborn in einer unmittelbar vor seiner Gefangennehmung herausgegebenen Broschüre: **„Die christliche und die Civilehe.** Ein Wort an das christliche Volk von Dr. **Konrad Martin,** Bischof von Paderborn.“ (Mainz, 1874, Kirchheim[1]. kl. 8°. 64 S. Preis: 4 Sgr.) In der Absicht, „das christ-

[1] Der Herr Verleger möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir den Wunsch aussprechen, daß die broschirt ausgegebenen Bücher doch auch, wie es in anderen Verlage-

Digitized by Google

liche Volk darüber aufzuklären, wie trotz des Institutes der Civilehe die Ehe heilig gehalten und vor der Gefahr der Entweihung geschützt werden könne," zeigt der hochw. Herr Verfasser zunächst, „daß das kirchliche Eherecht trotz des Civilehegesetzes, ja gerade wegen dieses Gesetzes gewahrt und unverbrüchlich beobachtet werden müsse." Darauf geht er dazu über, in recht praktischer Weise darzulegen, wie die entferntere und nähere Vorbereitung auf die Ehe beschaffen sein müsse, wenn eine wahrhaft christliche Familie, wie der 3. Theil sie schildert, begründet werden soll. Einige Bemerkungen über „den jungfräulichen Stand", bestimmt, eine Überschätzung des Ehestandes zu verhindern, beschließen das Bändchen, welches, wie der Leser aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht, mehr bietet, als der Titel zu versprechen scheint.

Einen noch praktischeren Zweck, als die beiden vorhergehenden, verfolgt eine in Paderborn erschienene Broschüre: **„Gemeinden ohne Seelsorger. Der Tod ohne Priester. Die vollkommene Reue.** Ein Lehr- und Trostbüchlein für römisch-katholische Christen." (Paderborn, 1874, Bonifaciusbuchdruckerei. 12°. 80 S. Preis: 2½ Sgr.) Im Anschluß an die Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe und an die Verordnungen der Schweizer Kirchenbehörde zeigt der Verfasser in durchaus populärer Weise, aber sehr eingehend und gründlich, wie die Gläubigen sich zu benehmen haben, wenn sie, in Folge der neuen Gesetze ihrer Seelsorger beraubt, des regelmäßigen Gottesdienstes zu entbehren gezwungen sein werden. Besonders wichtig sind der zweite und der dritte Theil, welche sich mit dem Beistande der Sterbenden und der vollkommenen Reue befassen und nicht nur darüber die nöthigen Belehrungen, sondern auch praktische Anweisungen geben und sogar Gebetsformulare mittheilen. Auch diese Schrift können wir nur dringend zur Massenverbreitung empfehlen.

Die in der Schweiz oder vielmehr im Berner Jura wüthende Verfolgung erzählt und beleuchtet Abbé Crélier in der Schrift: **„L'ours devenu pasteur ou la persécution bernoise dans l'ancien évêché de Bâle, par l'abbé H. J. Crélier."** (Paris, 1874, Vivès. 8°. XVI et 112 pp.) (Der Bär [Berner Stadtwappen] als Hirt oder die Berner Verfolgung im ehemaligen Bisthum Basel.) Der Verfasser, selbst ein Opfer der Berner Toleranz, stellt in der Einleitung die Verträge, durch welche Bern vom Wiener Congreß zu einer gerechten Behandlung der Katholiken des Jura verpflichtet wurde, den bekannten neueren Thatsachen und Maßnahmen entgegen. Der Haupttheil der Schrift entzieht dann den Verfolgern, die gerne nicht als solche vor der Welt dastehen möchten, die Maske und zeigt die reißenden Bären unter dem Schafspelze, während sie zugleich den Verfolgten sehr energisch ihre Pflichten an's Herz legt und insofern als Seiten-

---

handlungen geschieht, wirklich geheftet, und nicht bloß geholländert werden möchten. Es ist doch gar zu unangenehm, wenn aus den sonst durch Eleganz sich auszeichnenden Broschüren des Kirchheim'schen Verlages beim Aufschneiden der Seiten bereits allenthalben Blätter herausfallen. Jedenfalls werden alle Leser mit uns, wofern sie nicht Beides zugleich haben können, auf die größere Eleganz verzichten, wenn sie dafür eine größere Festigkeit eintauschen. Anm. d. Redaktion.

Digitized by Google

stück zu den oben erwähnten Broschüren erscheint. Den Schluß der empfehlenswerthen Arbeit bilden einige Aktenstücke, nämlich die beiden Breven des heiligen Vaters an den hochw. Bischof von Basel sowohl als an den Klerus des Jura, sowie die Encyclica vom 21. November 1873 über die kirchlichen Zustände Deutschlands und der Schweiz.

Wie Preußen, Baden und die Schweiz hat jetzt auch die hessische Regierung Lust, einen „frischen fröhlichen Krieg" gegen die katholische Kirche zu beginnen. Zu dem Ende hat sie nichts Besseres thun zu können geglaubt, als die Bewohner des Hessenlandes mit einem Abklatsch der preußischen sogen. Maigesetze zu beglücken. Es war zu erwarten, daß der hochwürdigste Herr Bischof von Mainz einen solchen Angriff zurückweisen werde. Nachdem er in sehr entschiedener und eingehender Weise bei den Kammern des Großherzogthums Protest dagegen erhoben, daß die vom Ministerium Hoffmann vorgelegten Entwürfe Gesetzeskraft erlangten, hat er nun auch in einer an seine Diözesanen gerichteten Schrift denselben gezeigt, wie diese Entwürfe mit der göttlichen Einrichtung der Kirche und ihren unwandelbaren Lehren in unvereinbarem Widerspruche ständen. Den Inhalt dieser vortrefflichen Broschüre hier zu skizziren ist um so weniger nöthig, als ja doch so ziemlich alle unsere Freunde die Schriften des hochw. Bischofes von Mainz lieber selbst lesen, als in einer nüchternen und trockenen Skizze kennen lernen wollen. Der Titel der neuen Broschüre ist: „**Der Culturkampf gegen die katholische Kirche** und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. Von **Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler**, Bischof von Mainz." (Mainz, 1874, Kirchheim. kl. 8°. VIII und 85 S. Preis: 6 Sgr.)

Die Leser unserer Zeitschrift wird es interessiren, zu vernehmen, daß das Werkchen, welches P. v. Doß seiner Erzählung über die „Belgischen Seminaristen unter Napoleon I." (vgl. diese Zeitschrift 1873, V. S. 433 ff.) zu Grunde gelegt hat, jetzt in einer guten deutschen Übersetzung erschienen ist. Sie führt den Titel: „**Die Verfolgung der Genter Seminaristen** in den Jahren 1813 und 1814, nebst einem Rückblicke auf die Kirchengeschichte jener Zeit, von P. **J. van der Moere** S. J. Übersetzt von einem Priester derselben Gesellschaft." (Mainz, 1874, Kirchheim. kl. 8°. XIII u. 195 S. Preis: 15 Sgr.)

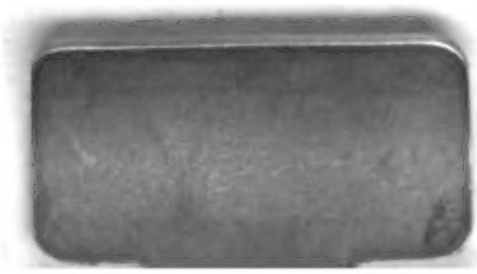
Zum Schlusse dieser literarischen Notizen wollen wir endlich noch bemerken, daß seit Beginn Oktober im Verlage der Pustet'schen Buchhandlung in Regensburg eine größere katholische illustrirte Zeitschrift unter dem Titel: „**Deutscher Hausschatz**" erscheint, und daß von der nämlichen Zeit an die „**Alte und Neue Welt**" sich bedeutend vergrößert hat. Indem wir uns ein näheres Eingehen auf diese beiden Zeitschriften vorbehalten, wollen wir schon jetzt allen jenen, welche ein illustrirtes belletristisches Blatt wünschen, beide empfehlen, während die illustrirten „**Katholischen Missionen**" den Wünschen Jener entsprechen, die neben der Unterhaltung auch Belehrung und Erbauung suchen. R. C.

Digitized by

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 074719681

Digitized by Google



Digitized by Google